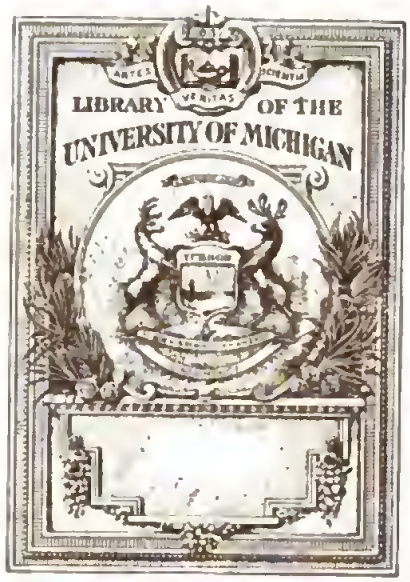
Globus



Digitized by Google

G
1
.G8

Globus.

XVII. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Siebenzehnter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1870.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Eine Wanderung zu den Gletschern in Wallis. 321.
Die Zeitschrift des deutschen Alpenvereins. 352.
Ein Besuch in der Alterthümersammlung zu Neustrelitz. 87.
Statistik der Berufsclassen im preußischen Staate. 144.
Ertrag und Hebung der Fischerei auf dem Bodensee. 142.
Keltischer Gräberfund in Böhmen. 288.
Deutsche und tschechische Bauerhäuser in Böhmen. 311.
Einwohnerzahl von Prag. 80.
Großbritanniens Volksmenge und Staatseinnahme. 336.
Zur Handelsstatistik Großbritanniens im Jahre 1869. 96.
Wie die Bevölkerung Großbritanniens wohnt. 15.
Landstreicher in Schottland. 304.
Das archäologische Museum in Salisbury. 279.
Das altsächsische Roß auf den Downs von Berkshire. 224.
Die Insel Axholm. 311.
Winchelsea und Rye, zwei vergessene englische Städte. 199.
Entdeckung eines neuen Kohlenfeldes. 351. — Das tiefste Kohlenwerk in England. 128.
Schiffsbau am Clyde. 15.
Liverpool und die Auswanderung. 240.
J. Mestorf: Die skandinavischen Felsenbilder. 360.
Siegfriedsbilder in Skandinavien. 319.
Häringsfischerei an Schwedens Südwestküste. 285.
Fischerei bei den westlichen Lofodden. 96.
Ein neues Fischplatz im nördlichen Norwegen (Rosvaer). 127.
Die lappländische Industrieausstellung zu Tromsöe. 367.
Gold in den Alluvialagern der Lappmarken. 268.
Der Hexentanz in Skandinavien. 175.
Wahre Philanthropie in Norwegen. 319.
Die Zündholzfabrik in Jönköping. 256.
Norwegische Schiffe im Karischen Meere. 80.
Capitän Johannsen's Fahrt nach dem Karischen Golfe. 272.
Die fünfte schwedische Polarexpedition. 255.
Volkszählung in Dänemark. 176.
Das seonzösische Eisenbahnnetz. 48.
Frankreichs Budget. 384.
Die Insel Noirmoutier. 206.
Der Rauchidiotekt in Frankreich. 80.
Franz Koppel: Madrid, ein spanisches Städtebild. 273. 289. 305.
Rechtssitten bei den Basken. 300.
Bewässerung in Südspanien. 192.
Einwohnerzahl von Rom. 48.
Franz Koppel: Römische Bilder. 49. 65. 81.
Durchstechen der Landenge von Korinth. 176.
Die Sklaverei im osmanischen Reiche. 333.
Kameele als Transportmittel in der Türkei. 176.
Aberglaube der Küsten- und Inselbewohner Dalmatiens von v. Reinsberg-Düringsfeld. 380.
C. Petzet: Skizzen aus Russisch-Polen. I. Warschau 209. — II. Die Fabrikstadt Lodz. Industrie u. Deutschthum. 293.
Die kleinen Städte in Russisch Polen. 188.
Die Ruthenen in Galizien, ihre ethnographische und politische Stellung. 33. 58.
Deutsche Sprache und Literatur in Galizien. 336.
Die Eisenbahnen Rußlands und ihre Bedeutung. 326. 344.
Die Bahn von St. Petersburg nach Wiborg. 141.
Die Goldfelder in Russisch-Lappland. 160.
Verkehr der russischen Ostseehäfen. 143.
Geschäftsverkehr auf der Messe von Nischni-Nowgorod 1869. 79.
Volk und Volksleben in Neurußland, von J. M. 139.
Kämpfe zwischen Russen und Tataren in Kasan. 149.
Ein russisches Volksmärchen. 383.
Die Secte der Morelstschikis. 47.

Asien.

H. Vambery: Ein Blick auf Centralasien (Rivalität zwischen Rußland und England). 135. 154.
Geographische Erforschung Centralasiens durch die Russen. Die Quellen des Syr Darja. 289.
Bedeutung der Stadt Tschkend im russischen Turkestan. 188.
Haywood und Shaw in Ostturkestan. 265.
Der alte Lauf des Oxus. 319.
Pastanstalten der Russen in Turkestan. 79.
Eine Expedition zur Erforschung der östlichen Mongolei. 79.
Russische Festungen an der chinesischen Grenze. 79.
Besiedelung der Insel Sachalin. 289.
Die Umwandelungen in Japan. 206.
Mittheilungen aus Japan. 209. 225. 241. 257.
Eisenbahnen und Telegraphen in Japan. 367.
Japanische Menschenfreundlichkeit. 351.
Ein König von Siam als Reformator des Buddhismus. 281.

402244

Digitized by Google

Zur Colonisation Formosas. 217.
Die Handelsstraße von Indien nach Ostturkestan. 268.
Die Mißregierung in Kaschmir. 185.
Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien. 145. 160. 177. 193.
Bombay, Stadt und Hafen. 1. 17.
Die Maharattenstadt Punah. 21.
Aurangabad. 35.
Madras. 160.
Die Höhlentempel von Knrli. 33.
Schaytios, buddhistische Rothedrolen. 19.
Mahabaleschwar und dessen Tempel. 23.
Pagoden und Grottentempel von Mahabolipuram; Umwandelung der indischen Architektur. 196.
Kastenwesen im südlichen Indien. 167.
Weiberverbrennen und Selbstopferungen. 37.
Baumwolle und Hungersnoth. 256.
Shawlweberei in Kaschmir. 185.
Lathor Becker: Reise durch Mesopotamien nach Mosul. 121.
Die Ruinen von Babylon. 124.
Bagdad. 123. — Kerkuk. 126.
Hochzeitfeier und Todtenklage im Libanon. 350.

Afrika.

Schicksale und Wanderungen eines deutschen Renegaten in Nordafrika. 295. 319. 331. 347.
C. B. Klunzinger: Die Chalcraquarontöne am Rothen Meer. 269.
Samuel Baker's Expedition nach den Nilseen. 335.
S. Baker's Jagdzüge am Albaca und Setit. 337. 353. 369.
Nachtigal's Reise von Murzuk nach Kuka. 222.
Nachtigal's Bericht über seine Reise von Murzuk zu den Tibbu-Reschade in Tibesti (vierte und fünfte Abtheilung). 73. 89. 233. 250.
Zustände an der Westküste Afrikas. 64.
Die Negerrepublik Liberia. 286.
Palmölhandel in Lagos. 64.
Die Coracas an der portugiesischen Südwestküste. 239.
Die Boers in der Capcolonie. 44.
Steinkohlen in der Capcolonie. 32.
Der Suezcanal. 48. 79.
G. Fritsch über Südafrika. 42.
Höhlengänge in der Capcolonie. 41.
Verheerungen der Cholera auf Sansibar und Südostafrika. 334.
Livingstone's Reise. 13.
Insel Réunion im indischen Ocean; Dürre. 208.
Anbau der Fieberrinde. 48.
Round-Island bei Mauritius. 143.

Amerika.

Streifzüge im nordwestlichen Amerika. 97.
Der Yukonstrom. 129.
Der Handelsposten Nulato am Yukon. 115.
Das ehemals russische Amerika (Territorium Alaska). 99.
Die Stadt Sitka oder Neu-Archangel. 101.
W. Krebs, ein Besuch bei den halbcivilisirten Indianern in Nebraska. 220. 236.
H. Klarbach, die Red-River-Colonie und der Aufstand der Mischlinge. 375.
Merkwürdige Naturerscheinungen im Westen Nordamerikas (Zunahme des feuchten Niederschlages). 174.
Erforschung des untern Colorado durch Samuel Adams. 78.
Eine Schilderung des südlichen Californiens. 255.
Theodor Kirchhoff, eine Reise auf der Vallejo-Route von San Francisco nach Sacramento. 182.
Vereinigte Staaten. Eisenbahnen. 80.
Fahrwasser in der Mündung des Mississippi. 176.
Golbfunde bei San Diego. 208.
Steinkohlenreichthum. 351.
Zinn im Staate Maine. 26.
Die Kupferminen am obern See. 15.
Schwefel im Mississippidelta. 112.
Petroleum. 48. 111.
Eine Völkerwanderung innerhalb der Vereinigten Staaten. 287.
Wanderungen in den Südstaaten. 63.
Entvölkerung der Ackerbaugegenden Neuenglands. 62.
Skandinavier in Minnesota. 351.
Die deutschen Turner in Neuorleans. 280.
Chinesen in Californien. 47. Mißhandlung derselben durch die Weißen. 208.
Hinwegsterben der Neger in den Südstaaten. 349.
Weiße und Schwarze in Südcarolina. 304.
Zauberwesen und Schlangenverehrung bei den Negern. 48.
Macht und Monopole der Eisenbahnmagnaten. 56.
Angebliche Gewissensfreiheit in den Vereinigten Staaten. 191.
Die Bibel in den Schulen zu Cincinnati. 175.
Sonntagsgesetze in Californien. 48.
Religion der Jehovahbande in Neujersey. 318.
Anzahl der Katholiken. 112.
Das Stimmrecht der Frauen bei den Mormonen 112, in Wyoming 144.
Frauenemancipation. 192.
Ehescheidungen. 48. 288.
Das Kriegsbudget der Union. 48.
Stellung der Deutschen in Mexico. 335.
Verfolgung der Protestanten in Mexico. 144.
Die indischen Kniis in Westindien. 320.
Canäle von Ocean zu Ocean in Centralamerika. 143.
Die Expedition der Nordamerikaner nach der Landenge von Darien. 46.
Alfons Stübel's Erforschung der Vulcane von Neugranada. 159.
Ferdinand Appun: Eine Nacht am Rio Tatutu in Britisch-Guyana. 92.
Adolf Ernst: Das Delta des Orinoco und die Guaraunen. 316.
Zur Sklavenemancipation in Brasilien. 303.
Baumwollenausfuhr Brasiliens. 16.
Zur Statistik von Uruguay. 112.
Fortschritt in der Argentinischen Republik. 171.
Zahl der Deutschen in Argentinien. 367.
Schilderungen aus Paraguay. 230.
Die Schlachtfelder in Paraguay. 215.
Ermordung des schwedischen Naturforschers Munk in Paraguay. 351.
Schwefel bei Ajuncion. 144.
Dr. Philippi: Ueber das Vorkommen des Schwefels in Chile. 81.

Australien und die Südsee.

Hitze und Ueberschwemmungen in Australien. 288. 144.
Das Klima von Neusüdwales. 16.
Bevölkerung, Schiffahrt und Handel von Victoria 1869. 320.
Waitsmenge in Neusüdwales und Queensland. 240.
Zur Statistik von Südaustralien (Steinkohlen). 351.
Fortschritt der Colonie Queensland. 128.
Die Tasmanier. 378.
Schnelle Seefahrt aus Europa nach Sydney. 144.
Guano auf Neuseeland. 240.
Weiße Ansiedler auf den Fidschi-Inseln. 64.
Französische Missionäre auf den Gambier-Inseln. 207.
Die Steinbilder auf der Osterinsel. 248.
Brosses's Phantasien über diese Steinbilder. 302.

Digitized by Google

Zur Völkerkunde.

Die deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte. 158. 192. 204.
Volksbildung in verschiedenen Ländern Europas. 25.
Belgien. Zahl der Vlamingen und Wallanen in Belgien. 224.
Volksaberglaube und sympathetische Curen in Allendorg, von M. J. Meißner. 103.
Volk und Volksleben in Neurußland. Sitten und Gebräuche. 169.
Die griechischen Räuber. 272.
Die Kutza-Wlachen in Griechenland als Räuber und als Hirten. 368.
Zur Kennzeichnung des walachischen Landvolks. 256.
Zunahme der jüdischen Bevölkerung in Polen. 202.
Asiatische Völkertypen von Hermann Vambery. — Die Kurden. 28.
Die Parsis in Indien. 2.
Die Seele der Bhatias. 9.
Die Mohammedaner in Haiderabad. 147.
Zur Kennzeichnung der Bewohner des Dekhan. 163.
Die Völkerschaft der Puliahs in Konkan. 24.
Die Chonds und ihre Menschenopfer. 145.
Die Brindschoris (Zigeuner) im südlichen Indien. 147.
Der Geheimbund der Thags (Erwürger). 35.
Die Corocas an der Südwestküste Afrikas. 239.
Die Buschmänner in Südafrika. 44.
Der Basutohäuptling Moschesch. 304.
Zur Ethnographie Madagaskars. 205.
Die Indianer im nordwestlichen Amerika. 113. 129.
Die Tschuktschen. 102.
Die Tanana-Indianer am Yukon. 131.
Die Ca-Yukon-Indianer. 117.
Die Malamiuten oder Kaviaks. 115.
Die Thlinkith-Stämme oder Kaluschen. 131.
Die Aht-Indianer auf der Insel Vancouver. 98.
Die Pahnis (Pawanees) am Platteflusse. 221. 236.
Hinwegsterben der Indianer in Wisconsin und Minnesota. 191.
Die Guaraunen am Orinoco. 317.
Lebensweise und Ursprung der Tasmanier. 378.
Die Chatham-Insulaner. 268.
Zur Kennzeichnung der Mischlinge aus verschiedenen Menschenracen, von Karl Andree. 9. 106.

Vermischte Mittheilungen.

Die Todtenhöhle von Durfort. 207.
Die alten Anthropophagen von Chaudaux. 365.
Vorhistorische Geräthe in den quaternären Schichten von Paris. 32.
Funde von Steinwerkzeugen in Arabien und Aegypten. 208.
Küchenabfälle auf den Andamanen. 224.
Die Uebergriffe des Landes. 119.
Das Alter geologischer Zeiträume. 240.
Neue Forschungen über die Geologie Asiens, Afrikas und Australiens. 173.
Murchison über die neuen geologischen Theorien. 111.
Zur Geologie des Nerbaddathales in Indien. 223.
Die geognostische Verbreitung des Goldes. 79.
Gold in Sibirien. 272.
Fald's Theorie der Erdbeben. 141.
Die Sturmwarnungen. 142.
Die Sternschnuppen vom 12. bis 14. November 1869. 14.
Die periodischen Sandregen in Italien. 158.
Die verschiedenen Meridiane. 141.
Das meteorologische Element in der Landschaft. 187.
Ueber die ersten Spuren des Pferdes und Esels in ihrer Eigenschaft als Hausthiere. 152.
Die Acclimatisirung des Grunzochsen. 76.
Neue Beiträge zur Zoologie von Tibet. 128.
Die Gaviale in Indien und die Cholera. 16.
Eine neue Reh-Art in China. 160.
Hirschkühe mit Hörnern. 16.
Constante Albinos des Axalotl. 320.
Schmarotzerpilze auf Insecten und ihr Einfluß auf die Wälder. 32.
Acclimatisation fremder Gewächse in Frankreich. 16.
Kaffeebau auf Sumatra. 61.
Die Fowler'sche Dampffähre und die Ueberbrückung des Canals. 186.
Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. 160.
Ein großes Teleskop. 96.
Chemische Einwirkung des Sonnenlichts auf die Erde. 15.
Zur Statistik der Volksbildung. 208.
Neue Literatur der Volksmärchen. 203.
Lage der Arbeiter in verschiedenen Ländern. 268.
Ausfuhr edler Metalle nach dem Osten im Jahre 1869. 48.
Ophir und Tarschisch nach Amerika verlegt. 382.
Ein Fischknochen als Ordensdecoration auf den Palaos-Inseln. 190.
Neue Fresken in Florenz. 64.
Officielle Geographie. 319.
Der serbische Vampyr Plagojewitz. 190.
Eine Telegraphenlinie um den Erdball. 228.
Indische Telegraphen. 48.
Der unterseeische Telegraph von Bombay nach Suez. 144.
Die englisch-indischen Telegraphen. 256.
Französisches Telegraphenwesen. 15.
Sieg der Dampfer über die Segelschiffe. 256.
Dampferverbindung zwischen Californien und Australien. 320.
Dampfschifffahrt des österreichischen Lloyd. 304.
Signale der verschiedenen Dampferlinien. 176.
Eisenbahnen in Ostindien. 384.
Die Bahn über den Mont Cenis. 384.

Illustrationen.

Europa.

Engelsbrücke und Engelsburg (Molus Hadriani). 50.
Basreliefs am Titusbogen. 51.
Neuere Ausgrabungen auf dem Palatin. 52.
Ruinen auf dem Palatin. 53.
Triumphbogen des Constantin. 54.
Triumphbogen des Septimius Severus. 55.
Das Innere von S. Clemente. 66.
Frescofragmente aus dem vierten Jahrhundert. 67.
Legende von S. Clemente Romana. Episode des Sisinius (al fresco, 6. Jahrhundert). 68.
Wunder zu Gunsten einer Wittwe des heil. Clemens. Porträts der Stifter (al fresco, 5. Jahrhundert). 68.
Daniel wird von den Löwen geschont. Auf den Pfeiler gemalt im 6. Jahrhundert. 69.
Der heilige Blasius zieht einen Dorn aus der Kehle eines Rindes. Pfeilerfreske aus dem 6. Jahrhundert. 69.
Byzantinische Madonna. Fresco. 70.
Am Fuße des Tabulariums. Tempel des Saturn und des Vespasian. 82.
Ansicht des Campo Vaccino (Forum Romanum). 84.
Fries vom Tempel der Concordia. 85.
Tempel der Fortuna virilis. 86.
Steingeräthschaften in der Alterthumssammlung zu Neustrelitz. 88.

Digitized by Google

Ansicht von Madrid. 274.
Der königliche Palast (Palacio real) zu Madrid. 275.
Brunnen im Prado. 276.
Brunnen im Garten zu Aranjuez. 277.
Ein Maragata (ein Bergbewohner in Asturien, Leon ꝛc., der Güter auf Maulthieren transportirt). 290.
Eine Horchatera (Mandelmilchverkäuferin in Madrid). 291.
Eine Castañera (Kastanienverkäuferin) in Madrid. 292.
Verkäuferin von Erdpistazien (Cacahuata). 293.
Chokoladenverkäufer zu Madrid. 294.
Eine Verkäuferin von Cerillas (Wachszündhölzchen). 306.
Eine Scene aus dem Tia (Onkel) Canizitas, Singspiel (Zarzuela) von Sariano Fuerte. 307.
Bauern aus der Umgegend von Madrid mit der Montera auf dem Kopfe. 308.
Das Innere einer Galera. 309.
Bauer aus der Umgegend von Madrid. 310.
Dorf Saas im Visperthale. 322.
Das Matterhorn und der Furkegletscher. 324.
Der Monte Rosa. 325.
Garnergletscher und Garnergrat. 326.
Der Monte Rosa und der Garnergletscher. 327.
Die skandinavischen Felsenbilder. 360. 361. 362.

Asien.

Stadthaus in Bombay. 2.
Grant's Buildings, Bombay. 3.
Parsifrau mit ihrer Tochter. 4.
Parsikinder in Bombay. 5.
Parsis in Bombay. 6.
Hindumädchen in Bombay. 8.
Gottesdienst der Tschainas in Bombay. 18.
Landschaft bei Punah. 19.
Hauptgrotte von Kanheri. 20.
Vorderseite einer Grotte in Kanheri. 21.
Hügel von Kanheri. 22.
Der kleine Tempel in Mahabaleschwar. 23.
Basreliefs in Karli. 34. 36.
Hauptschiff und Dagoba in Karli. 37.
Thags im Gefängnisse zu Aurangabad. 38.
Reisewagen einer reichen Hindufrau. 146.
Typen von Mahammedanern in Haiderabad. 147.
Ein Fakir. 148.
Frommer Bettler. 149.
Bayaderen in Haiderabad. 151.
Indische Gaukler in Madras. 162.
Ein Schlangenbezauberer in Madras. 163.
Typen verschiedener Kasten. 164.
Eine junge Hindu. 165.
Landkutsche bei Madras. 166.
Milchverkäufer in Madras. 167.
Der Pagode von Trikalikuru (Eagles Hill) aus der Vogelperspective. 180.
Felsenbasreliefs bei Mahabalipur. 194.
Religiöser Bettler in Madras. 195.
Mahabalipur. Eingang zu den unterirdischen Tempeln. 196. 197.
Mahabalipuram. Die Manalithpagoden. 198.
Der noble Stil. 210.
Der populäre Stil. 210.
Japanischer Schreiber. 211.
Im Vorhof einer japanischen Herberge. 212.
Schlafzimmer in einer japanischen Herberge. 213.
Der Kaiser von Japan in alten Zeiten. 214.
Das Puppenfest. (Nach einem japanischen Gemälde.) 226.
Das Fahnenfest in Yeddo. 227.
Die Taufe Buddhas. (Nach einem japanischen Gemälde.) 228.
Die große Maskerade. 229.
Der heilige Baum mit dem wunderthätigen Wasser. 242.
Die Krönung des Hauses. 243.
Die Reisbrot-Bäcker. (Nach einer japanischen Zeichnung.) 244.
Der festliche Aufzug der Brauerburschen am Tage vor Neujahr. (Nach einem japanischen Kupferstiche.) 245.
Ein Markt bei Nacht. (Nach einem japanischen Kupferstiche. 246.
Austreiben der bösen Geister. (Nach einer Zeichnung Hokusai's.) 247.
Am Neujahrstage in Yedda. 258.
Tanz der Kosteis am Abend vor Neujahr. 259.
Palankinträger in Yeddo. 260.
Schiu Ro und Yebis, Götter des Glücks. 261.

Afrika.

Ritt durch die nubische Wüste. 338.
Jagd auf Giraffen. 340.
Berittene Aggadschir greifen den Elephanten an. 342.
Die Aggadschir greifen den Elephanten mit dem Schwert an. 343.
Streit um das Fleisch eines Hippopotamus. 354.
Harpunenwürfe gegen ein Hippopotamus. 356.
Ein Hippopotamus wird ans Land gezogen. 357.
Verfolgung zweier Rhinocerosten. 358.
Die Jäger werden von einem Nashorn verfolgt. 359.
Ein Krokodil wird harpunirt. 370.
Flucht der Strauße und Antilopen vor einer Tränke. 372.
Eine verendende Löwin. 373.
Verfolgung eines Rhinoceros. 374.

Amerika.

Aht-Indianer auf Vancouver-Eiland. 98.
Maske der Indianer auf Vancouver-Eiland. 98.
Fahrzeug der Tschuktschen. 98.
Sitka oder Neu-Archangel. 100.
Aschensärge der Koliuschen. 101.
Gerüst eines Hauses der Tschuktschen. 101.
Die Vulcane Kariatski, Awatscha und Kasselskaï auf Kamtschatka. 102.
Tabakspfeifen der Tschuktschen. 108.
Nordlicht, am 27. December 1868 zu Nulato beobachtet. 114.
Ein Malaimiut von Unalaklik. 115.
Rennthierjagd der Co Yukons. 116.
Pelzröcke eines Malaimiuten. 117.
Schneeschuh. 117.
Fischfang am Yukon. 118.
Grabmal bei den Co Yukons. 119.
Sommerdorf der Indianer am Yukon. 130.
Tanana-Indianer am Yukon. 131.
Schlitten der Indianer am Yukon. 132.
Tabakspfeife der Indianer am Yukon. 132.
Talchmesser der Indianer am Yukon. 133.
Schneebrille der Indianer. 133.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

In Bombay und der Umgegend.

I.

Anblick der Malabarküste. — Hafen und Stadt Bombay. — Eine ethnographische Mustertarte. — Die Parsis und die Religion des Lichtes. — Das heilige Feuer und die Thürme des Schweigens. — Kleidertracht; Sitten und Gebräuche. — Höhere Lehranstalten und Spitäler. — Verbesserte Stellung der Frauen. — Die Bazare und die indische Industrie. — Die Bhatias-Dschainas; ihr religiöses System.

Wer mit dem Dampfer von Pointe de Galle auf Ceylan nach Bombay fährt, segelt um das Cap Komorin, die Südspitze des indischen Festlandes nach Norden hin der Malabarküste entlang. Diese bietet einen viel hübschern Anblick dar als die Küste Karamandel, die theilweise wie verödet aussieht und wo nur dann und wann vereinzelte Palmenhaine das Auge erquicken. Die Malabarküste ist gebirgig; ihr entlang zieht die Gebirgskette der westlichen Ghats, welche sechs Monat im Jahre vom Südwestmonsun bestrichen werden und durch denselben Feuchtigkeit erhalten. Diese ganze Küstenstrecke ist fruchtbar, und wir finden an derselben seit den ältesten Zeiten blühende Handelsstädte. An ihr liegt auch Goa, das einst den Mittelpunkt und die Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Indien bildete. Heute ist sie ohne jede Bedeutung. Ueberhaupt sind alle Plätze dieser Küste weit durch Bombay überflügelt worden, das sich zur wichtigsten Stadt Indiens emporgeschwungen hat und gegenwärtig 820,000 Einwohner zählt. Der Name ist aus dem Portugiesischen bom bahia, schöne Bay, entstanden.

Herman von Schlagintweit*) bemerkt mit Recht, daß die Eisenbahnverbindungen, welche Indien nun hat, den Verkehr in diesem unvergleichlich schönen Hafen noch bedeutend erhöhen werden. Die Stadt liegt am südlichen Ufer der Insel gleiches Namens, deren Oberfläche etwas mehr als 18 Geviertmiles beträgt. Der Hafen liegt zwischen der Insel und dem Festlande, hat mit Ausnahme der seichteren Stellen am obern Rande mehr als 50 Quadratmiles Flächenraum und ist den größten Schiffen zugänglich. Einige benachbarte Inseln haben eine solche Lage, daß sie wesentlich dazu beitragen, den Hafen gegen das offene Meer zu schützen. Nach Norden hin liegt in geringer Entfernung Salsette, südwestlich liegen zwei kleinere Eilande: Oldwomans Island und Kataba. Sie alle sind unter einander durch natürliche, schmale Dämme verbunden, die wie ein Wehr bei niedrigem Wasser trocken liegen und zu passiren sind; Salsette ist mit Bombay durch eine Brücke verbunden. Im Hafen selber liegen noch Elephanta, Karanga und Dervedi, das auch Butchers Island genannt wird. Im Hintergrunde erheben sich die Ghatketten, welche in steilen, etwas unregelmäßig gestalteten Profilen einen schönen Abschluß nach der Seite des Festlandes bilden.

Das Fort und die „Blacktown", d. h. die Stadtviertel der Eingeborenen, treten zuerst als die beiden ersten Häusergruppen hervor; westlich vom Fort liegen vorzugsweise die Bangalas der europäischen Beamten und Geschäftsleute. Diese

*) „Reise in Indien und Hochasien." Jena 1869 bei Hermann Costenoble.

Gebäude ſind insgemein mit hübſchen Gärten umgeben, auch das Innere iſt geräumlich und mit Rückſicht auf das Klima und die Lebensverhältniſſe Indiens eingerichtet. Der Anblick des Forts, deſſen Felſenboden nur wenig über das Niveau des Meeres ſich erhebt, bietet doch von jeder Seite Profile ſtattlicher Häuſergruppen, die zumeiſt mit Magazinen verſehen und deshalb ſehr hoch gebaut ſind. Trotzdem treten der Palaſt des Gouverneurs und das Stadthaus, welches unſere Illuſtration zeigt, ſehr deutlich hervor. Auf der Inſel Kolaba erhebt ſich der mehr als 50 Fuß hohe Leuchtthurm.

Die erſten Europäer, welche in Bombay erſchienen, waren Portugieſen, im Jahre 1509; zwanzig Jahre ſpäter hatten ſie bereits den Hafen und die Inſel ſich angeeignet. An die engliſche Krone kam Bombay als Theil der Brautgabe, welche die portugieſiſche Infantin Catharine erhielt, als ſie König Karl den Zweiten heirathete. Von der Krone erhielt es die Oſtindiſche Compagnie gegen eine Jahresrente von 10 Pfund Sterling; ſie machte es zum Hauptſitze ihrer Niederlaſſungen, und 1728 wurde Bombay zur Präſidentſchaft erhoben.

Bombay bietet mit ſeiner Einwohnerſchaft und den Fremden, welche dort unabläſſig ab- und zuſtrömen, eine wahre ethnographiſche Muſterkarte dar. Die Zählung von 1867 ergab 816,562 Seelen. Davon waren Europäer 8415 Köpfe; Inda-Europäer (ſogenannte Euraſier, Abkömmlinge von europäiſchen Vätern und indiſchen Müttern) 1801; eingeborene Chriſten 19,903; Juden 28,72; Afrikaner 2074; Chineſen 358; Parſis 49,201; Brahminen 30,604; Buddhiſten 8021; Bhatia 21,771; Hindus 523,974; Lingaet 1598; Mohammedaner 145,880 Köpfe. Dazu kommen noch Araber, Perſer, Abyſſinier, Armenier, Malayen ꝛc. Bunt iſt auch das Sprachengemiſch. Das Urdu oder Hinduſtani iſt vorherrſchend, daneben das Guzerati, Marathi und Marwari; auch viel Arabiſch und Perſiſch wird geredet; das letztere iſt Hof- und Diplomatenſprache in vielen Theilen Indiens und ſpielt in den Regierungsverträgen eine große Rolle. Das Guzerati iſt ſowohl literariſche wie Umgangsſprache der Parſis. Nicht ſelten hört man, namentlich unter den Halbeuropäern, Portugieſiſch.

Einen der intereſſanteſten Beſtandtheile dieſer gemiſchten Bevölkerung bilden die Parſis. Die traurige Lage und die Verkommenheit ihrer Stammesbrüder und Religionsgenoſſen in Perſien, der Gebrn, iſt jüngſt in unſerer Zeitſchrift durch Hermann Vambery aus eigener Anſchauung dargeſtellt worden. In Indien dagegen ſind dieſe perſiſchen Flüchtlinge gediehen, ſie haben dort ſeit Jahrhunderten eine

Stadthaus in Bombay.

ihnen zuſagende Heimath gefunden und nehmen eine geachtete Stellung ein. „In Bezug auf Civiliſation und Kenntniſſe ſtehen ſie den Europäern am nächſten; auch haben ihre religiöſen Schriften viel Moral und richtige Begriffe.“

Schon in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, als die mohammedaniſchen Araber Perſien mit Feuer und Schwert verwüſteten, um den neuen Glauben zu verbreiten, flüchteten viele Anhänger der alten Zoroaſterlehre außer Landes, und in Indien haben ſie ſchwere Zeiten überſtanden, bevor ſie in die günſtige Lage kamen, welcher ſie heute ſich erfreuen. Bombay iſt, nebſt Surat, Puna und einigen anderen Städten jener Gegend, ihr Centrum; aber wir finden Parſis als Kaufleute in allen Handelshäuſern von London und Liverpool bis nach Schanghai und Yokohama. Ueberall ſind ſie wegen ihres Fleißes, ihrer Betriebſamkeit und ihres rechtſchaffenen Wandels hochgeachtet; doch bleiben ſie in fremden Ländern nur zeitweilig; nach Jahren kehren ſie alle in die Heimath zu den Ihrigen zurück.

Die Parſis ſind bekanntlich ſogenannte Feueranbeter; ſie bekennen ſich zur Religion des Lichtes; das Feuer gilt ihnen für das heilige, weil reinigende Element, und in der Enthaltung vom profanen Gebrauche des Feuers gehen ſie ſo weit, daß ſie keine Feuerwaffe benutzen und kein Feuer auslöſchen. Sie glauben an ein höchſtes, ewiges, allmächtiges Weſen, das alle Dinge geſchaffen hat, und an dieſes richten ſie ihre Gebete. Sie nehmen einen Gegenſatz des Guten und des Böſen an; Ormudz iſt der Genius des Lichtes, Ahriman jener der Finſterniß. Sie glauben ferner an die Unſterblichkeit der Seele, an die Belohnung der Tugend und die Beſtrafung des Böſen in einer andern Welt. Die Anbetung Gottes unter der Geſtalt der Sonne oder des Feuers wird in den zoroaſtriſchen Büchern eingeſchärft: „Alles erhält Leben durch die Sonne; ihr verdankt die Erde Fruchtbarkeit, die Seele ihr Daſein, die Pflanze ihr Wachsthum. Sie giebt Allen Bewegung, ſie iſt Urſache, daß Alles mit einander in Verbindung ſteht; ihr Einfluß iſt ſo alt, wie die Welt.“

Mit großer Zähigkeit hängen die Parſis an ihren alten Sitten und Gebräuchen, und man kann wohl behaupten, daß ſich darin im Laufe von mehr als tauſend Jahren nur wenig geändert hat. Ein eigentliches Sectenweſen iſt bei ihnen nicht zu finden, und wenn man zwei Claſſen der Parſis annimmt, ſo bezieht ſich doch das, worüber dieſelben abweichender Meinung ſind, nicht auf den Glauben und die Lehre, denn in Bezug auf dieſe ſind die Schahanſchahis oder Rasmis mit den Kadimis nicht in Zwieſpalt. Im

Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts kam ein weiſer und gelehrter Prieſter, Dſchamasp, aus Perſien nach Indien und fand, daß hier die Zeitrechnung der Parſis von jener der Glaubensgenoſſen in Perſien um etwa einen Monat abwich und ſchlug eine Reform des Kalenders vor. Dieſe iſt von den Kadimis angenommen worden, während die Rasmis beim Alten bleiben. Die Aera der Parſis beginnt mit der Thronbeſteigung Yezdedſcherd's, des letzten Königs aus der Dynaſtie der Saſſaniden; er wurde 640 vom arabiſchen Chalifen Omar geſtürzt. Das Jahr 1862 auf 1863 war bei den Parſis 1230; ihr Jahr zerfällt in 12 Monate je von 30 Tagen; ſie fügen am Ende des Jahres 5 Tage, und alle 120 Jahre einen Schaltmonat hinzu.

Wa die Oertlichkeit es irgend erlaubt, geht der Parſi vor Sonnenaufgang ins Freie, kniet bei Sonnenaufgang nieder und richtet ſein Gebet an das Symbal des Schöpfers; die Sanne iſt das Geſtirn des Lebens. Es macht einen tiefen und feierlichen Eindruck, wenn man ſieht, wie früh am Morgen und dann wieder vor Saunenuntergang Tauſende van Parſis ſich in Bambay auf der Eſplanade vor dem Fort verſammeln und ſich andächtig verneigen; die Frauen nehmen an dieſer gattesdienſtlichen Handlung nicht Theil.

Auf der Kankanküſte befinden ſich mehrere Tempel der Parſis, in welchen Tag und Nacht das heilige Feuer unterhalten wird. Dieſes iſt van zweierlei Art. Das eine, Ateſch Behrâm, ſtammt van den Naphthaflammen am Kaſpiſchen Meere her und iſt niemals erloſchen. Es brennt nur in drei Tempeln: zu Udeipur in der Nähe van Damân, in Naſſary und in Bombay, und wird mit Sandelholz zwiſchen ſilbernen Roſten unterhalten. Das andere, Abaran, iſt nicht in ſa hahem Grade heilig und brennt in den übrigen Parſitempeln.

Dem Kirchenkalender der Kadimis gemäß feiern die Parſis die nachſtehenden Feſte. 1) Den Neujahrstag, Nawruz, am erſten Tage des Monats Faruardin; er iſt dem Andenken des Königs Yezdedſcherd geweihet; man betet in den Tempeln und macht bei Freunden und Verwandten Beſuche. 2) Am 19. deſſelben Monats findet eine Feier zu Ehren des Schutzengels ſtatt, unter welchem dieſer Manat ſteht. 3) Ardebiſcht oder das Feſt zu Ehren des Engels, welcher

Grant's Buildings, Bombay.

die Schlüſſel zum Paradieſe hat. 4) Churdad Sal, Jahrestag der Geburt Zoroaſter's. 5) Nawruz i Dſchemdſchid, eine Art van parſiſchem Faſching, der im Manate Mihr zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche gefeiert wird; die Gebete werden dann vor einer Anzahl über einander geſtellter und mit Waſſer gefüllter Gefäße verrichtet; das Waſſer gilt für ein Symbol der reinen Seelen im Himmel.

Die Kleidertracht der Parſis (ſiehe unſere Illuſtration) unterſcheidet ſich wenig von jener der übrigen Inder, nur iſt insgemein die Kopfbedeckung eine andere, die Beinkleider ſind gewöhnlich weiß, und oft iſt es auch der Rock; bei Feierlichkeiten trägt man auch gern einen koſtbaren Shawl. Insgemein erkennt man den Parſi ſchon von weitem an ſeiner hohen Mütze; im Hauſe trägt er ſtatt derſelben ein ſeidenes Käppchen mit rothen und gelben Deſſins. Die Prieſter bedecken das Haupt mit einer weißen Mitra. Uebrigens iſt der Parſi auch an ſeinem Geſichtstypus zu erkennen, weil das Volk ſich von Vermiſchung mit fremdem Blute freigehalten hat. Die Hautfarbe iſt heller als bei den Hindus und anderen Südaſiaten, das Auge lebhaft und intelligent, der Gang gemeſſen und die ganze Erſcheinung eigenartig. Sie alle haben eine gewiſſe Familienähnlichkeit, eben weil ſie unvermiſcht geblieben ſind. Die Frauen tragen ein kleines Corſet, ein Obergewand wie jene der Hindufrauen, und Beinkleider wie die Mohammedanerinnen. Dazu ſchlingen ſie ein Tuch über den Kopf, und das Haar wird ſorgfältig unter weißer Leinwand verborgen. Sie ſehen dadurch faſt aus wie manche europäiſche Nonnen. — Die Kinder beiderlei Geſchlechts erhalten nach vollendetem ſiebenten Jahre die Sadra, das geweihete Gewand; daſſelbe erſetzt den Panzer, welchen die Parſis vor ihrer Ankunft in Indien trugen; es gewährt Schutz gegen die Angriffe des böſen Ahriman.

Das Familienleben der Parſis iſt patriarchaliſch und erbaulich, und es gewährt einen erfreulichen Anblick, Vater und Mutter von munteren, hübſchen Kindern umgeben zu ſehen. Unſere Illuſtration veranſchaulicht nach einer Photographie die intelligenten Phyſiognomien von ſechs Parſikindern.

Schon aus der Darſtellung Herodot's wiſſen wir, daß die alten Perſer ihre Todten ausſetzten, damit die Leichen den Vögeln zum Fraße dienten, und dieſer Brauch iſt noch

Digitized by Google

heute in voller Geltung. Auf Maladar Hill, unfern von einer der Vorſtädte Bombays, befinden ſich zwei Dakhmas, ſogenannte „Thürme des Schweigens“, die mit einer Mauer umzogen ſind. Dorthin bringt man die Todten, um ſie den Geiern zu überlaſſen. Dieſe thurmartigen Gebäude (— welche man mit einem Gaſometer verglichen hat, von welchem die Gewichtträger hinweggenommen ſind —) ſind rund und oben offen. In dieſes Beinhaus darf nur ein Parſi treten, man hat aber Modelle und Abbildungen dieſer Dakhmas, die ſich überall gleichen. (— Wir haben früher, im „Globus“ Band XIV, die Abbildung eines ſolchen Thurmes geliefert. —) Sie haben drei mit Steinen gepflaſterte Geſchoſſe, die nach innen zu gegen eine Oeffnung geneigt ſind, in welche die Gebeine hinabfallen. Im erſten Geſchoſſe finden die Leichen der Männer ihren Platz, im zweiten jene der Frauen, im dritten die der Kinder; in Städten jedoch, wo die Zahl der Parſis nicht beträchtlich iſt, enthält ein Dakhma nur ein einziges Gerüſt, welches durch Zwiſchenmauern in drei Abtheilungen geſchieden iſt. Dieſe Art der Leichenbeſtattung ſteht in Verbindung mit der Annahme, daß der menſchliche Leib ein Sitz der Sündhaftigkeit ſei; die Leiche wird in ein weißes Gewand gehüllt. Glücklich gilt der, wel-

Parſifrau mit ihrer Tochter.

chem die Geier, bevor ſie an andere Körpertheile gehen, die Augen ausbacken, denn ſeine Seele iſt des himmliſchen Reiches ſicher und gewiß. Kahlköpfige Geier halten ſich immer in Menge bei einem Dakhma auf und warten auf die Ankunft willkommener Beute.

Man fragt wohl, weshalb die Parſis ihre Todten nicht begraben oder verbrennen? Die Antwort iſt gegeben, wenn man erwägt, daß durch ein Begräbniß die Erde verunreinigt würde, und durch Verbrennen würde man das Feuer, dieſes heilige Element, beſudeln; es gilt ja für das Allerreinſte, für das Sinnbild des ewigen und barmherzigen Gottes. In das Gemach eines Sterbenden bringt man einen Hund, denn er vertreibt die böſen Geiſter, welche darauf lauern, ſich der Seele zu bemächtigen. Den Todten bringt man, wie ſchon geſagt, mit einem weißen Gewande umhüllt, auf einer eiſernen Bahre nach dem Thurme des Schweigens und ſtellt einige Lebensmittel neben ihn, weil die Seele noch um die irdiſche Hülle ſchweift, in der Hoffnung, wieder in dieſelbe hineinſchlüpfen zu können. Der Parſi beſucht die Todtenſtätte nur, wenn er befreundete oder verwandte Todte dorthin geleitet.

Die Parſis bilden unter den Aſiaten die betriebſamſte

und achtbarſte Claſſe. Kein Pârſi bettelt, kein Mädchen, keine Frau führt einen unehrenhaften Wandel; Alle arbeiten. Ein Dürftiger findet ſofort Beihülfe; ſeine Glaubensgenoſſen bringen ihn in die Lage, auf rechtſchaffene Weiſe ſeinen Lebensunterhalt erwerben zu können. Viele Parſis ſind Kleinhändler, Makler, Diener, Beamte, Gaſtwirthe, Verkäufer von Getränken und Lebensmitteln ꝛc. Daß ſie im Großhandel durch ihren Unternehmungsgeiſt, ihre Umſicht und ihre Rechtſchaffenheit eine große Rolle ſpielen, weiß Jedermann; viele von ihnen ſind ausgezeichnete Zimmerleute, namentlich Schiffsbauer.

Ausgezeichnet ſind die Parſis durch ihren Wohlthätigkeitsſinn; ſie fehlen nie, wo es ſich darum handelt, Werke und Anſtalten von öffentlichem Nutzen zu begründen und zu unterſtützen. Allgemeine und wohlverdiente Anerkennung erwarb insbeſondere der vor etwa zehn Jahren verſtorbene Kaufmann Dſamſidſchi Dſchidſchidhoy, welcher zum Baronet erhoben wurde. Er hat, ähnlich wie in der neueſten Zeit der Amerikaner Peabody, Millionen zu wohlthätigen Zwecken hergegeben. Unter ſeinen Stiftungen zeichnet ſich insbeſondere das große Spital in Bombay aus. Grandidier, welcher daſſelbe beſuchte, entwirft eine Schilderung. Die Oberärzte ſind Europäer; die Einrichtungen ſind muſterhaft, die Krankenſäle, für beide Geſchlechter getrennt, ſauber und vortrefflich gelüftet. Dem Reiſenden fiel es auf, mit welcher Standhaftigkeit die Inder ſchmerzhafte Operationen überſtanden; ihr Nervenſyſtem, meint er, müſſe ſtärker oder härter ſein als jenes der Europäer.

Mit dieſem Spital iſt eine mediciniſche Lehranſtalt verbunden, welche nach einem frühern Gouverneur als Grant's

Parſikinder in Bombay.

Buildings bezeichnet wird; in denſelben befindet ſich auch ein anatomiſches Muſeum.

Erwähnenswerth iſt auch das Elphinſtone College, eine höhere Lehranſtalt für eingeborene Jünglinge, deren einige Hundert in demſelben nach europäiſcher Weiſe in Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet werden. Als der eben genannte Reiſende daſſelbe beſuchte, disputirten eben einige junge Brahminen und Parſis über Shakeſpeare's Dramen. Auch in der Maharattenſtadt Puna iſt eine höhere Lehranſtalt vorhanden, an welcher längere Zeit unſer grundgelehrter Landsmann Martin Haug, jetzt in München, eine hervorragende Stellung einnahm. Er galt und gilt bei den Parſis für den gründlichſten Kenner ihrer heiligen Bücher. Unterm 27. October 1864 („Globus" VIII, S. 254) ſchrieb er an Profeſſor Brockhaus in Leipzig: „Als ich vor Kurzem in Bombay war, wurde ich von den Parſis aufgefordert, einen Vortrag über ihre Religion zu halten. Ich wählte die ſchöne Rede Zoroaſter's, Yasna 45. Gegen 300 Parſen kamen: jeder zahlte 5 Rupien (zu 20 Silbergroſchen) und ich übermachte die Summe von 900 Thalern der Zertoſchti Medreſa (— parſiſchen höhern Lehranſtalt —), um den beſten Zend- und Pehlewiſchülern Preiſe davon zu geben. Man will ein Haugſtipendium gründen. Dies iſt der Anfang; weitere Vorträge werden folgen; die Parſen ſchenken mir das größte Vertrauen. Es iſt wirklich merkwürdig, aber buchſtäblich wahr, daß ich, wenn auch nicht dem Namen nach, doch factiſch die Stelle eines geiſtigen Oberhauptes der indiſchen Parſengemeinde einnehme. Als ich meinen Vortrag beendigt hatte, erhob ſich der Oberprieſter und dankte mir."

Parsis in Bombay.

Digitized by Google

Herr Hang entſprach der Aufforderung, an den beiden parſiſchen Prieſterſchulen ein Examen vorzunehmen. In der einen, welche von dem edeln und guten Sir Dſchamſibſchi Dſchiſchibhoy gegründet worden iſt, befanden ſich elf Zöglinge; die Lehrgegenſtände ſind Zend, Pehlewi, Sanſkrit, Perſiſch und Engliſch. Die Prüfung in allen fünf Sprachen fiel ſehr günſtig aus; der Unterricht wird nach wiſſenſchaftlicher, europäiſcher Methode ertheilt.

Seit einigen Jahren tritt an vielen Punkten Indiens eine Bewegung zu Tage, welche ſchon jetzt gute Folgen hat. Viele gebildete Hindu begreifen, daß die Stellung, welche bisher die Frauen eingenommen haben, eine durchaus unwürdige ſei, und daß es vor Allem darauf ankomme, das weibliche Geſchlecht zu unterrichten. So entſtanden Mädchenſchulen, deren Zahl in erfreulicher Weiſe ſich vermehrt; auch in Bombay ſind mehrere derſelben vorhanden. Es kann nicht fehlen, daß diejenigen Frauen, welche Unterricht und einen gewiſſen Grad von geiſtiger Ausbildung erhalten haben, in der Familie eine würdigere Stellung gewinnen. Auch eine Bewegung zu Gunſten der Wittwen nimmt befriedigenden Fortgang, und in dieſer Beziehung ſind die eifrigen Bemühungen der Engländer nicht ohne günſtigen Erfolg geblieben. Sie haben die Sattis, d. h. die Verbrennung der Wittwen, in ihrem Gebiete abſolut verboten, und es auch bei den unabhängigen Fürſten dahin gebracht, daß dieſe keine Sattis mehr geſtatten. Dann und wann kommt es freilich vor, daß eine Frau darauf beſteht, ſich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, aber dann verübt ſie ihre Barbarei insgeheim, ſo daß dieſelbe von den Behörden nicht verhindert werden kann. Dem bis in die neuere Zeit hinein befolgten Syſteme der Hindus gemäß wurden Wittwen, welche dem Wahne ſich nicht zum Opfer brachten, mit der äußerſten Verachtung behandelt; ſie durften ſich nicht wieder verheirathen und keinerlei Schmuck tragen, namentlich keine Ringe im Naſenknorpel, an den Zehen, an den Armknöcheln oder in den Ohren; ſie durften kein Schnürleibchen tragen und wurden in ihrer eigenen Familie wie eine Pariah und gleichſam als ein unreines Geſchöpf behandelt. Es kam vielfach vor, daß man an dem Tage, an welchem der Mann verbrannt wurde, ſolch eine widerſpenſtige Wittwe bei den Beinen aufhing und dann von dem herabbaumelnden Kopfe das Haar abſchnitt.

In Bombay ſelbſt und deſſen Vorſtädten findet man keine indiſche Pagoden, welche in archäologiſcher Hinſicht einige Bedeutung hätten, aber jene auf Malabar Hill hat wenigſtens eine ungemein maleriſche Lage. Um ſo intereſſanter ſind die Tempel auf Elephanta, einer Inſel im ſüdweſtlichen Winkel der Rhede von Bombay. Den Namen hat ſie von den Portugieſen erhalten, weil bei der Landungsſtätte ein koloſſaler, ſteinerner Elephant ſteht. Urſprünglich war er im Kampfe mit einem Tiger dargeſtellt, jetzt bildet er aber, in Folge der Zerſtörung, welche an ihm verübt worden iſt, nur noch eine unförmliche Maſſe. Bei den Eingeborenen heißt das Eiland Garapuri, d. h. die Stadt der Grotten; der Umfang beträgt etwa 6 Miles. Zwei Hügel ſind durch ein ſchmales Thal von einander getrennt, und das Eilanb bildet namentlich im Juli, wenn Alles mit friſchem Grün überzogen iſt, einen ſehr lieblichen Anblick.

Die Höhlentempel auf Elephanta ſind oftmals beſchrieben und abgebildet worden. Hermann von Schlagintweit betont, daß ſie in Beziehung auf die Schwierigkeit der Ausführung, auf ſchönen Stil der Architektur und edle Formen der Göttergeſtalten entſchieden ſeine Erwartung übertrafen. Nur etwas größere Dimenſionen hatte er ſich gedacht. Das Halblicht in den Räumen trägt übrigens, wenn man eben eintritt, dazu bei, die Ausdehnung ſcheinbar etwas zu vermindern und das Ganze ein wenig drückend zu machen. Aber wenn man länger verweilt, erweitern ſich die Räume mit der vermehrten Empfindlichkeit des Auges, auch die Decken erſcheinen dann nicht mehr ſo ungewöhnlich niedrig.

Die Pforte des Eingangs zu den Tempelgrotten wird von der Bergmaſſe überragt, welche mit ihrem etwas geneigten Abhange, einer großen Schuttmaſſe nicht unähnlich, auf der geradlinigen Decke zu laſten ſcheint. Der Hauptraum iſt mit geringer Abweichung ein Quadrat von 130½ Fuß engliſch Seite; Säulenreihen, die ſich rechtwinkelig kreuzen, ſcheinen die Decke zu tragen. Das größte Götterbild, dem Haupteingange gegenüber, iſt eine dreiköpfige Geſtalt, in paſſender Höhe über dem Boden, als Bruſtbild von 18 Fuß Höhe ausgehauen; dabei iſt die hohe, einer Tiara ähnliche Kopfbedeckung mitgerechnet; zur Seite und in den beiden kleineren Räumen links und rechts ſieht man zahlreiche andere Figuren, von denen einzelne ſich ganz beſtimmt als buddhiſtiſche erkennen laſſen. Edle Ruhe der Züge und weiſes Maßhalten in der Anwendung des Götterſchmuckes machen einen ſehr günſtigen Eindruck; dies tritt um ſo würdiger hervor, wenn man damit die Verzerrungen vergleicht, welche die ſpätere Brahmanenkunſt aufweiſt. In Beziehung auf die Muskelentwickelung ſind die Geſtalten weniger kräftig zu nennen, als dies bei den europäiſchen Sculpturen älterer und neuerer Zeit der Fall iſt, auch ſind die Verhältniſſe der Körpertheile nicht genau richtig. Aber es iſt anzuerkennen, daß deſſen ungeachtet in dieſen Sculpturen jene weſentlichen, aber nicht gerade ſehr auffallenden Unterſchiede wiedergegeben ſind, welche nach jetzt dem aufmerkſamen ethnographiſchen Forſcher als bezeichnend für den allgemeinen Unterſchied zwiſchen indiſchen Geſtalten der meiſten Kaſten und den europäiſchen entgegentreten. —

Die mechaniſchen Schwierigkeiten bei Herſtellung dieſer Grottenbauwerke müſſen ſehr groß geweſen ſein. Sie ſind nicht etwa natürliche Höhlen, die man hätte erweitern können, vielmehr iſt der ganze freie Raum aus dem maſſiven Felſen durch Handarbeit ausgemeißelt worden; auch das Material der Steine und Statuen befindet ſich in der natürlichen Lage.

Jene ſchönen Sculpturen der Tempelgrotten ſind vor roher Beſchädigung und vor Zerſtörung nicht verſchont geblieben; Vieles iſt zerſchlagen, Anderes durch Einhauen und Anſchreiben von Namen verunſtaltet worden. —

Sehr lohnend iſt ein Gang durch die Bazare, in denen man neben allen möglichen europäiſchen Waaren auch die Erzeugniſſe des indiſchen Kunſtfleißes, der einheimiſchen Betriebſamkeit aufgeſpeichert findet. Jede Provinz hat eine beſondere Induſtrie, in welcher ſie mehr oder weniger Tüchtiges leiſtet; aus Ceylan zum Beiſpiel kommen Ebenholzſchnitzereien und gefaßte Juweten und Edelſteine; Kattack liefert Filigranarbeiten und Goldſchmiedewaaren; aus Vizigapatam werden Schnitzereien in Hirſch- und Büffelhorn gebracht; Tritſchinapalli ſchickt Metallketten; Panbichery Seſſel aus Rattan und hölzerne Statuetten; Aurangabad Metallſachen, die mit Silber eingelegt ſind. Auch Bombay hat ſeine Specialität; dieſelbe beſteht in Möbeln von ſogenanntem Blackwood mit feinem Schnitzwerke, das einer geklöppelten Spitze gleicht, aber die Formen ſind zu ſchwer und machen deshalb keinen angenehmen Eindruck. Die Induſtrie der Stadt liefert ferner Käſtchen, kleine Pulte und Büchſen aus wohlriechendem Sandelholze, das mit Arabesken und Basreliefs verziert iſt. Auch die Elfenbeinſchnitzereien ſind bemerkenswerth. Alle dieſe Artikel findet man in den Läden und Buden ſowohl der Parſis wie der Banyanen.

Mit dieſem Namen bezeichnet man bekanntlich im Allgemeinen die indiſchen Kaufleute, welche in auswärtigen Län-

Hindumädchen in Bombay.

dern, z. B. in Arabien und an der Ostküste von Afrika, Handel treiben; in Bombay bilden sie eine einflußreiche Classe, zu welcher die Secte der Bhatiyas oder Bhatias (— siehe oben, wo wir ihre Anzahl, 21,771 Köpfe, angaben —) gehören. Diese tragen einen hohen Turban, der vorn ein Horn hat, und bekennen sich zur Dschainareligion. In Bezug auf diese haben wir abweichende Angaben. Einige betrachten den Dschainismus als eine besondere Religion, Andere sehen in ihm eine Abzweigung des Buddhismus. Die Zeit, in welcher derselbe entstand, ist unbekannt; wir wissen aber, daß er in den Provinzen Guzerat und Maissur bis in sehr frühe Zeiten hinaufreicht und dort auch jetzt noch eine nicht unbeträchtliche Verbreitung hat; doch zählt er auch in Bombay und in anderen Theilen Indiens eine beträchtliche Zahl von Anhängern. Die Buddhisten gehen nicht auf den Urquell aller Dinge zurück, sie fassen die Dinge nach ihrer wirklichen Reihenfolge auf, und ihre Götter sind von anderer Art und Beschaffenheit als das höchste Wesen oder der Schöpfer, von welchem die Bekenner anderer Religionen sich eine Vorstellung zu machen suchen, und den sie als vorhanden annehmen. Die Dschainas glauben, daß solch ein Schöpfer allerdings vorhanden sei, sind aber auch der festen Meinung, daß es von Seiten des Menschen eine große Albernheit wäre, ein so hochstehendes Wesen begreifen zu wollen; sie halten das, bei dem beschränkten Wesen des menschlichen Geistes, für ein Ding der Unmöglichkeit. Man gelangt aber zu Gott, wenn man sich selber aufgiebt und ganz in dem göttlichen Glanze sich verliert, sich von demselben absorbiren läßt. Bei den Dschainas kann, wie bei den Buddhisten, ein Mensch von fleckenlosem Wandel und von vollendeter Tugend allwissend und unfehlbar werden. Die Buddhisten nehmen an, daß seit Beginn der Jahrhunderte eine unzählige Menge von Buddhas vorhanden gewesen sei, daß aber nur die vierundzwanzig letzten ihnen bekannt wären; ähnlich glauben die Dschainas an das Dasein von vierundzwanzig Tirthankars, welche ihnen für Reformatoren der Menschheit gelten; die beiden letzteren derselben sind Parasnath und Mahavira.

Gleich den Buddhisten mögen auch die Bhatias, und überhaupt die Dschainas, kein lebendiges Wesen tödten, und ihre Priester enthalten sich der Fleischnahrung. Bevor sie Gebete an die heiligen Propheten richten, deren Lehre sie anhängen, kehren sie den Platz, auf welchen sie sich setzen, sorgfältig rein, damit nicht etwa irgend ein Insect durch sie zu Schaden komme; auch nehmen sie dann einen Schleier vor den Mund, damit sie nicht etwa eine Fliege oder Mücke einathmen. Sie gehen so weit, daß es in Bombay sowohl wie in anderen Städten der Konkanküste reich dotirte Spitäler giebt, in welchen alte Ochsen und Kühe, kranke Hunde und Schildkröten, hundertjährige Papageien und dergleichen Thiere mehr verpflegt werden. Grandidier besuchte eine dieser thierfreundlichen Anstalten. Den Mauern entlang sind Schuppen und Buden angebracht, in welchen die Thiere bei Nacht und bei Regenwetter Schutz finden; in den großen Höfen wird, aus den Stiftungen frommer Dschainas, täglich Futter und Wasser verabreicht, auch trägt man anderweitig Sorgfalt für die Insassen dieses Thierspitales. Da aber auch Flöhe und alle anderen lästigen und widerwärtigen Insecten ein Anrecht auf Schonung haben und ein Tödten derselben für eine Sünde wider die Natur gilt, so begreift man, daß ein Europäer sich in solch einer viehfreundlichen Anstalt sehr unbehaglich fühlt. Auch die allergefährlichsten Thiere finden Gnade bei den Frommen; selbst der Brillenschlange und der Cobra capella, deren Biß tödtlich ist, darf kein Leid zugefügt werden, denn das würde gegen die Gebote der Tirthankars verstoßen. Einige kühne, freigeistige Neuerer wissen jedoch alle Schwierigkeiten zu umgehen; sie sperren die bösen Schlangen in einen Korb und werfen denselben ins Wasser. Dann ist es dieses, wodurch die Schlangen umkommen, und der Mensch ist unschuldig!

Man erzählt in Bombay folgende Geschichte. Ein englischer Offizier hatte aus Europa ein Sonnenmikroskop mitgebracht. Er beschloß, einem Dschainapriester darzuthun, daß seine Religion nicht stichhaltig sei, und ließ ihm vermittelst des Instrumentes die Thiere sehen, welche in einem Wassertropfen enthalten sind. Da fing der heilige Mann zu jammern und zu weinen an; er machte dem Offizier die schwersten Vorwürfe: dieser habe ihm sein Leben vergiftet; von jetzt an könne er, der Priester, keinen Tropfen Wasser mehr genießen, und sterbe nun mit dem niederschmetternden Bewußtsein, daß er sein ganzes Leben lang sich wider die heiligen Gebote der Religion versündigt habe. Dieser Fanatiker war consequent; er wollte kein Wasser mehr trinken und war nach wenigen Tagen ein todter Mann. Ein anderer Hindu, der aber kein Dschaina war, sondern ein Buddhist, war nicht so. Als er die Wunder des Sonnenmikroskopes angestaunt hatte, ließ er sich das Instrument in die Hände geben, schraubte das Objectivglas ab und zerschmetterte es an einem Steine. Er wolle nicht, sprach er, daß durch solch ein Ding außer ihm noch andere Leute für ihr ganzes Leben unglücklich würden.

Zur Kennzeichnung der Mischlinge aus verschiedenen Menschenracen.

Von **Karl Andree.**

I.

Die verschiedenen großen Ur- oder Stammgruppen, in welche das Menschengeschlecht zerfällt, bleiben in ihrem innern Wesen sich durchgängig auch gleich, durch alle Zeiten hindurch, und sie unterliegen nur schwachen Modificationen. Sie stehen vielfach in Gegensätzen zu einander, und diese lassen sich durch das, was wir Civilisation nennen, nicht beseitigen. Aethiops non albescit, und das gilt nicht bloß von der Haut und dem Haare. Europäische Einflüsse können äußerlich einwirken und manches oberflächlich tangiren; aber sie vermögen es nicht, das eigentliche Grundwesen, die psychische Uranlage, umzugestalten. Ueber das, was die Natur selber ein- für allemal immanent gegeben hat, das wird auch von ihr für und für behauptet. Es ist ein reiner Wahn, zu glauben, daß die Civilisation mächtiger sei als die Natur; jene ist dieser gegenüber ohnmächtig. Das lehrt die Geschichte von Jahrtausenden, sie lehrt aber auch, daß die Natur sich rächt, wenn man den Frevel begeht, ihr Zwang anthun zu wollen.

Es ist nicht etwa Zufall, daß durch die Mischung verschiedener ungleicher Racen sich keine *constanten* Mischlingstypen bilden lassen; es ist auch nicht Zufall, daß die verschiedenen Racen nicht zu einer, allen Menschen gemeinsamen, Urform werden können. Es sind eben Anziehungen und Abstoßungen, Wahlverwandtschaften und Idiosynkrasien vorhanden, welche sich platterdings nicht beseitigen lassen. Die tief im innersten Wesen liegenden Verschiedenheiten treten als radical und andauernd auf.

Die Geschichte des Menschengeschlechtes lehrt und beweist vom Anbeginn unwiderlegbar, daß eine Blutmischung zwischen Racen, die durch eine physische, psychische und intellectuelle Kluft getrennt sind, und denen die Affinität, die innere Wahlverwandtschaft mangelt, und die eben nur physisch zeugungsfähig unter einander sind, — *kein harmonisches Product* ergeben kann.

Missionäre freilich und abstracte Philanthropen und tutti quanti, welche sich mit schönklingenden Redensarten begnügen, kümmern sich nicht um ein *anthropologisches Gesetz*, welches in Folge gründlicher Forschungen immer klarer hervortritt und dessen Erkenntniß für die Entwickelung des Menschengeschlechts, für die Culturgeschichte und insbesondere auch für das *Staatswesen* von hervorragender Wichtigkeit erscheint.

Es ist ein richtiger Instinct der Selbsterhaltung, ich möchte sagen *ein Culturgefühl*, welches die höher organisirten Typen abhält, sich mit niedriger angelegten zu vermischen. Wo wäre ein Beispiel dafür, daß die Vermischung zwischen zwei grundverschiedenen Racen einen dem höher organisirten überlegenen Typus hervorgebracht hätte? Die Natur selber ist solchen Hybriditäten abgeneigt; sie gestattet solchen Bastarden nur eine eng begrenzte Fortdauer. Diese Mischlinge bilden nirgends einen vortheilhaften Gegensatz zu den Stammtypen, und müssen, um fortzubestehen, unablässig Zufluß aus den Adern jener reinen Typen bekommen.

Die Racenvermischung zwischen Weiß und Schwarz, Weiß und Rothbraun, Rothbraun und Schwarz ꝛc. wirkt durch und durch demoralisirend, und wo dieselbe gar in so ausgedehntem Umfange stattgefunden hat und ununterbrochen ihren Fortgang nimmt, wie namentlich im größten Theile des ehemals spanischen Amerika, kommen nach und nach auch die höheren Typen durch Beimischung oder Ausartung mehr und mehr herunter. Nach *Pacheco's* Zählung sind von den mehr als 8 Millionen Menschen in Mexico knapp 300,000 unvermischte Weiße. *Wo ethnische Anarchie* herrscht, fehlt auch die Unordnung im Staatswesen nicht; es kann dort *keine Gesellschaft* in unserm Sinne geben; die verschiedenen Typen und Mischungen haben keine gegenseitige Cohärenz. Sie stoßen sich gegenseitig ab, sind ohne jede Wahlverwandtschaft.

In *Australien* bringen es *die Mischlinge* kaum bis zur zweiten Generation. Mit Recht bezeichnet sie *Bonwick* in seinem, unseren Lesern bekannten, Werke über das Aussterben der Tasmanier als „unglückliche Producte des Verkehrs im Busche", die nur in sehr seltenen Fällen längere Zeit im Stamme der Schwarzen am Leben bleiben. Oft greift die Mutter, weil sie ihre Schande verbergen will, zu einem Mittel, um das Geschöpf vor der Geburt zu tödten; gebiert sie aber ein Kind, so macht ein Verwandter demselben durch einen Keulenschlag ein frühzeitiges Ende. Wenn ein ausgezeichneter Anthropolog, *Broca* in Paris, früher einmal behauptete, daß die Ermordung der australischen Mulatten eine Fabel und die Zerstörung der Halbblütigen durch die Schwarzen unnatürlich sei, so hat er sich nun längst eines Bessern belehren können. Dr. *Story*, der lange Zeit einen tasmanischen Stamm beobachtete, fand in demselben keinen Mischling. Auch auf dem Festlande Australien sind halbblütige Kinder sehr selten gewesen; Missionär *Schmidt* in Queensland weiß, „daß es *Regel* war, dergleichen sofort nach der Geburt umzubringen." *Robinson* und andere Protectoren der Eingebornen bezeugen, daß in der Gegend von Port Phillip genau dasselbe der Fall war. In neueren Zeiten, wo die Geburt eines Kindes bei den Australiern überhaupt zu den Seltenheiten gehört, hat man allerdings dann und wann ein halbblütiges Kind am Leben gelassen und solch ein gelbes Product wohl mit einem gewissen Stolze den weißen Leuten vorgezeigt, oder auch mit einem gewissen Galgenhumor. „*That my picaninny, — you gib it sixpence!*" sagte ein Schwarzer lachend zu Herrn Bonwick. Aber Protector *Parker* betont, „daß auch solche Kinder, falls man sie bis zur Mannbarkeit leben läßt, dann auf geheimnißvolle Weise verschwinden."

Die weißen, christlichen Väter haben sich stets sehr gleichgültig gegen ihre Bastarde gezeigt. Herr Karl *Vogt* hat daran gezweifelt, aber Bonwick widerlegt ihn mit Thatsachen.

Herr G. A. *Murray*, Polizeimagistrat am Flusse Murrumbidgee, wurde amtlich davon in Kunde gesetzt, daß elf halbblütige Knaben von den Schwarzen ermordet worden seien und daß man jeden in einem besondern Feuer zu Asche verbrannt habe. Er ritt an die ihm bezeichnete Stelle, sah die Feuerstätte, durchsuchte die Asche und fand nach Bruchstücke von Menschenknochen. In seinem Protocolle bemerkt er, daß man in seinem Bezirke halbblütige *Mädchen zuweilen* am Leben lasse, die Knaben jedoch ohne Ausnahme tödte; die ersteren würden nur geduldet, um Gemeingut für die Lüsternheit der Männer im Stamme zu sein und gegen Geld weißen Männern preisgegeben zu werden.

Bonwick findet es mit Recht seltsam, daß ein Doctor *Carpenter*, alle Thatsachen außer Acht lassend, behaupten konnte: „man habe Ursache zu der Annahme, daß solche Mischlingsracen im Allgemeinen dazu bestimmt seien, die vorherrschende Bevölkerung in diesen Gegenden zu werden." Ein anderer Mann, *Evans*, sprach die Wahnhoffnung aus, daß die Mischlinge ein versöhnendes Mittel- und Bindeglied zwischen den Eingeborenen und den Weißen abgeben würden; — es ist immer dieselbe pseudophilanthropische Phantasie!

In *intellectueller Beziehung* sind die Mischlinge den Australiern gewiß überlegen, aber „an Moralität stehen sie wahrscheinlich hinter denselben zurück." Der Geistliche *Taplin* schilderte sie als „durchgängig sehr schlecht und gemein". Bonwick erwähnt eines Ausspruchs, welchen *Agassiz* gethan. Wer, sagt dieser, bezweifelt, daß die Racenmischung *die schlimmsten Folgen* hat, und wer noch in einer mißverstandenen Philanthropie steckt, der möge nur nach *Brasilien* kommen. Dort kann er platterdings nicht in Abrede stellen, daß die Amalgamation der Racen eine Verschlechterung im Gefolge hat, und daß dieselbe weiter verbreitet ist, als in irgend einem andern Lande der Welt; sie ist Schuld, daß die besten Eigenschaften der Weißen, Neger und Indianer verloren gehen und daß ein buntscheckiges Gemisch vorwaltet, dem die leibliche wie die geistige Energie fehlt.

Bekanntlich stimmt Herr von *Tschudi*, welcher den Gegenstand eingehend erörtert hat, damit vollkommen überein; wir haben seiner Zeit im „Globus" insbesondere seine Kennzeichnung der brasilianischen Mulatten mitgetheilt.

Es ist bemerkenswerth, daß Männer, die im Uebrigen ganz verständig sind, in dem pseudophilanthropischen Wahne befangen bleiben, durch die Vermischung der verschiedenen Racen werde allmälig ein Menschengeschlecht erwachsen, das weit vollkommener sich gestalte, als alle jetzt auf Erden lebenden Grundstämme.

Digitized by Google

Um das, was seit Anbeginn der Geschichte sich stets wiederholt, um eine Jahrtausende lange Erfahrung, die bis auf den heutigen Tag reicht, kümmern sie sich nicht im Mindesten; sie ignoriren die Gesetze der Natur und die Thatsachen. Völlig im Widerspruche mit dem, was stets geschehen ist, phantasiren sie von einer Zukunft, in welcher ihre Abstractionen verwirklicht werden sollen. Ein ethnisches Paradies steht in gewisser Aussicht; wenn nur erst Alles durcheinander gemischt, wenn alles reine Stammblut in dem allgemeinen Durcheinander verschwunden sein wird, wenn Alles Mischung ist, — dann erst werde das Menschengeschlecht jene Stufe der Ballkammenheit und Vollendung erreicht haben, für welche es „bestimmt" sei. Die Phantasten meinen nämlich, daß sie genau wissen, wozu die „Vorsehung" das Menschengeschlecht bestimmt habe und was „die Humanität" verlange.

Diese Leute stecken im Humbug und hantieren mit hohlen Redensarten. Da fiel mir neulich wieder ein Aufsatz in die Hand, welchen ein Gelehrter in Paris, Elisée Réclus, über die Basken geschrieben hat. Der Mann hat sich um die physikalische Geographie Verdienst erworben und ist in seinem Fache tüchtig, sobald er jedoch über sein Gebiet hinausgeht, verliert er sich manchmal ins Phantastische. In jenem Aufsatze („Revue des deux Mondes" 15. März 1867, Seite 340) schildert er, wie die Basken sich mit Spaniern und Franzosen vermischen, die bekanntlich allesammt weiße Menschen, sagen wir einmal kaukasische Leute, sind. Zwischen ihnen ist eine gewisse Affinität vorhanden, und die Mischung giebt ein gutes Product, wie jene zwischen Germanen und Romanen ꝛc. Réclus aber zieht aus jener Vermischung sofort einen Schluß, der grundfalsch ist. Einmal ist es unrichtig, zu behaupten, „daß in und an den Pyrenäen sich eine Fusion von grundverschiedenen Racen vollende"; und es ist ferner unrichtig, daß die Kreuzungen in Amerika als analog mit jenen in den Pyrenäen bezeichnet werden müßten. Beide sind vielmehr grundverschieden. In Amerika findet die Kreuzung zwischen radical verschiedenen Elementen und Typen statt.

Réclus schreibt: „Wir gewahren dort analage Kreuzungen zwischen den Rothen, den Negern und Weißen aus allen Theilen der Welt. Was man auch sagen möge (!), diese Mestizen (Bastarde, Mischlinge, Blendlinge), deren Vorfahren zumal auf allen Continenten gesucht werden müssen, haben keine geringere Lebenskraft als die Arier Europas und Asiens, und ihr Herz schlägt hochgenug (— Floskel! —), damit sie es verstehen, freie Gesellschaften zu gründen und aufrecht zu erhalten! Ich meinerseits suche die Einheit des Menschengeschlechts nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft; und jene Allianz, welche zwischen den verschiedenen Menschenfamilien immer enger wird, bildet den Anbeginn jener Union, durch welche zuletzt alle Völker der Erde in eine einzige Menschheit (humanité) umgebildet werden!"

Das sind der windigen Floskeln noch nicht genug; es heißt weiter: „Gleich wie zahlreiche Gewässer von verschiedenen Punkten her in dasselbe Thal hinabströmen, sich dort begegnen und vereinigen, um einen superben Strom zu bilden, so werden auch die Racen, welche auf zerstreuten Continenten erblüht sind, sich einander nähern. Ueber kurz oder lang werden sich die Menschen als Brüder erkennen, welche allesammt ein und dasselbe Gefühl ihres Rechtes, dasselbe Ideal von Gerechtigkeit und Tugend haben!"

Dieser dreist hingestellten Utopie entspricht leider nicht die Vergangenheit und eben so wenig die Gegenwart. Wie kann Herr Réclus wissen, was einst kommen und sein werde? Was in aller Welt darf ihn veranlassen, Dinge zu behaupten, für welche er auch nicht den Schatten einer Unterlage, nicht die Spur einer Begründung, nicht die mindeste Analogie oder auch nur Wahrscheinlichkeit geltend machen kann. Alle Thatsachen sind mit seinen Behauptungen ganz und gar im Widerspruch.

Wer auch nur dürftige Kunde in der Ethnologie besitzt, weiß doch so viel, daß die Mischlingsproducte zwischen verschiedenen Menschenracen im Allgemeinen dazu beitragen, die Typen zu verschlechtern. Von Vermischungen innerhalb eines und desselben großen Stammtypus, zwischen dessen einzelnen Bestandtheilen eine gewisse Affinität vorhanden ist, gilt das bekanntlich nicht, und es sollen dafür Beispiele angeführt werden.

Im Fortgange meiner ethnologischen Studien habe ich aus den Quellen selber und aus allen Erdtheilen Hunderte von Aussprüchen und Bemerkungen gesammelt, welche von den verschiedenen Beobachtern der Mischlinge herrühren. Es ist mir nicht gelungen, auch nur ein einziges günstiges Urtheil zu finden, nicht ein Beispiel, welches den Phantasien über eine erhabene Zukunft der eventuell aus allgemeiner Vermengung aller Racen hervorgegangenen, „verballkammneten Menschheit" irgend welchen Vorschub leisten könnte.

Bevor ich eine beträchtliche Anzahl von Autoritäten und deren Aussprüche anführe, möge ein ausgezeichneter Beobachter, E. G. Squier, das Wort nehmen. (Notes on Central America, particularly the states of Honduras and San Salvador etc. New York 1855, p. 54 sqq.); er verweilte als nordamerikanischer Geschäftsträger mehrere Jahre lang in Centralamerika und bekleidete später dasselbe Amt in Peru.

Es kann, sagt er, ohne allen Anstand behauptet werden, daß die großen Unterschiede und Abweichungen, welche in physischer, intellectueller und moralischer Beziehung zwischen den verschiedenen Menschenfamilien vorhanden sind, und welche durch den ganzen Gang der Geschichte und durch die Beobachtungen als unbestreitbar erscheinen, nicht als Consequenzen des Zufalles oder der Umstände betrachtet werden dürfen. Man hat vielmehr begriffen und weiß, daß ihre physischen, intellectuellen und moralischen Verschiedenheiten radical und andauernd sind, daß eine Blutvermischung zwischen Menschenracen, welche durch eine so weite Kluft getrennt sind, — daß eine Vermischung zwischen höheren und niederen Racen niemals etwas Harmonisches ergeben könne. Sie wird vielmehr stets unheilvolle Consequenzen haben.

Die Wissenschaft der Anthropologie, so sagt Squier weiter, hat festgestellt, daß es zwei Gesetze giebt, welche in ihrer Anwendung auf Menschen und Völker von geradezu vitaler Bedeutung sind.

1) In allen Fällen, in denen eine Amalgamation zwischen verschiedenen Racen stattfindet, und wo das fehlte, was man unrichtig als „Vorurtheil" bezeichnet, das aber in der That ein natürlicher Instinct ist, — in allen solchen Fällen ergiebt sich, daß zuletzt die eine Race in der andern aufgeht, von derselben absorbirt wird. Diese Absorption nimmt einen um so raschern Verlauf, je mehr der Typus zweier, auf solche Weise in Berührung gebrachter Racen ein annähernder ist und je nachdem der eine oder andere überwiegt. Das heißt: die Natur verewigt keine menschlichen Hybriditäten; sie erlaubt z. B. keine permanente Race von Mulatten.

2) Alle Verletzungen und Beeinträchtigungen der Racenunterschiede, d. h. jenes Instinctes, der darauf gerichtet ist, die höheren Racen in ihrer Reinheit zu bewahren, führen allemal und unabwendbar zu unheilvollen Ergebnissen, wirken nachtheilig auf die körperlichen und moralischen Eigenschaften und Begriffe derjenigen Völker, welche die wei-

ſen Fingerzeige der Natur und ihre Geſetze außer Acht laſſen. Mit anderen Worten: die Individuen, welche dergleichen Miſchungen ihren Urſprung verdanken, haben im Allgemeinen Mängel in ihrer körperlichen, geiſtigen und moraliſchen Beſchaffenheit. Sehr häufig treten dieſe Mängel in einem Grade hervor, daß ſie gegenüber den reinen Racen einen höchſt unvortheilhaften Gegenſatz bilden.

Dieſe Mängel und Fehler machen ſich insbeſondere bemerklich auch in Bezug auf Alles, was die Staats- und Regierungsverhältniſſe anbelangt. Zum Belege dafür brauchen wir nur auf die anarchiſchen Zuſtände im ehemals ſpaniſchen Amerika hinzuweiſen. In Mexico, Central- und Südamerika iſt überall das Volk durch die uneingeſchränkte Racenvermiſchung völlig demoraliſirt worden. Die höheren Typen werden überall von den niederen mehr und mehr abſorbirt, und dieſe letzteren ſind Vertreter der Barbarei. —

Weiter unten ſoll auf drei ſehr gründliche Abhandlungen Bezug genommen werden, welche J. A. N. Perier, ein hervorragendes Mitglied der Pariſer anthropalagiſchen Geſellſchaft, veröffentlicht hat (Mémoires de la société d'Anthropologie I, p. 69—93, 187—236; II, 261—374). Dieſelben enthalten ein wahres Arſenal von Thatſachen. Es ſei mir erlaubt, vorher eine Anzahl von Angaben herzuſetzen, die dem ausgezeichneten Pariſer Anthropalogen theils nicht bekannt waren, theils ſich in Werken finden, welche nach Veröffentlichung ſeiner Denkſchrift erſchienen.

Admiral Mundy (Our Antipodes, or residence and rambles in the Australian Colonies, with a glimpse on the goldfields, London 1855. II, p. 79) äußert ſich über die Miſchlinge auf Neuſeeland. In Auckland ſprach Jemand die Meinung aus, daß wahrſcheinlich die Halbſchlächtigen die Stelle der unvermiſchten Maaris einnehmen würden, und Mundy entgegnet: „Dieſer Anſicht kann ich nicht beipflichten; denn wo wäre das Land, in welchem die Miſchlinge in Bezug auf geiſtige und phyſiſche Eigenſchaften ſich ausgezeichnet hätten oder wo ſie durch große Anzahl furchtbar geworden wären? Die Blendlinge beiderlei Geſchlechts, welche ich auf Neuſeeland beobachtete, hatten ſanften Ausdruck des Auges und der Geſichtszüge, die von Indolenz und wollüſtigen Neigungen zeugten; ſie glichen mehr den Leuten der Freundſchaftsinſeln, als den turbulenten und kriegeriſchen Maacis."

Pater Hue fand auf ſeiner Reiſe durch die Mongalei nach Haſſa in Tibet Miſchlinge van Chineſen und Mongalen am Hoang ha, im Lande der Ortos. (Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine, pendant l'années 1844 — 1846. Paris 1853, I, p. 280.) „Da und dort traf ich auf einige Spuren angebaueten Landes, aber man kann ſich kaum etwas Armſeligeres denken als dieſe Beſtellung des Feldes; nur der Menſch ſelber iſt noch armſeliger. Dieſe Landleute ſind Miſchlinge van Chineſen und Mangalen; ſie haben weder die Betriebſamkeit der einen, noch die einfachen Sitten und die Offenheit der anderen. Sie hauſen in ſchmutzigen Buden, welche aus durcheinander geflochtenen Baumzweigen beſtehen, die mit Kuhdünger und Erde beworfen werden. In denſelben lebten Menſchen und Vieh beieinander in unbeſchreiblichem Schmutze."

John Crawfurd giebt eine ganz vortreffliche Schilderung der Völker im Indiſchen Archipelagus; auch in jenen Regionen findet der Satz Beſtätigung, daß der Miſchling die Tendenz hat, die nachtheiligen Eigenſchaften beider Stammtypen anzunehmen (History of the Indian Archipelago etc. by John Crawfurd, Edinburgh 1820. Vol. I, 133 sqq.). Er ſpricht van den Einwanderern, welche aus der indiſchen Halbinſel alljährlich in großer Menge nach den weſtlichen Inſeln des Archipelagus kommen und als Klings (— richtiger Kalings —) bezeichnet worden. Sie ſind ſchlau, gewandt, unkriegeriſch, lügenhaft, geizig. Sie kommen zumeiſt ohne Frauen und vermiſchen ſich mit eingeborenen Weibern. „Die Blendlinge, welche aus dieſer Vermiſchung hervorgehen, zeigen ein höchſt unvortheilhaftes Charaktergemiſch auf; ſie haben die ſchlechten Eigenſchaften beider Stammeltern. Man bezeichnet ſie als Paranalans oder Halbcaſten, Halbblütige. Uebrigens ſind ſie verſchmitzt, gewandt und nicht ohne Anlagen."

Ein ſehr ſchlechtes Product bilden die Miſchlinge von Portugieſen und Aſiaten. „Die „Portugieſen" in Hinterindien und China ſind größtentheils ſo verkommen, daß ſie Europäern aber deren Abkömmlingen nicht gleich geachtet werden. Sie haben ſich in allen Stufen mit allerlei fremdem Blute vermiſcht, ſo daß Menſchen van reinem Weiß durch alle Farbentöne von Gelb und Braun bis zum dunkeln Schwarz unter der allgemeinen Bezeichnung „Pattugih" zuſammengefaßt werden." (Singapare, Malacca, Java. Reiſeſkizzen von F. Jagor, Berlin 1866, S. 100. Dieſes Buch iſt ſehr belehrend und recht anſprechend geſchrieben.)

Ueber die portugieſiſchen Miſchlinge in Malacca fällt Cameron (Our tropical possessions in Malayan India etc., London 1865, p. 374) ein ſcharfes Urtheil; er ſpricht aber aus eigener Beobachtung. Er bezeichnet ſie als indolent und apathiſch; zwar nenne man ſie noch Portugieſen, but they have long ago ceased to deserve to be distinguished, at least favourably so, from the native inhabitants. Sie hätten ſich dermaßen mit den Malayen vermiſcht, daß man ſie von denſelben nicht unterſcheiden könne, wenn ſie ſich nicht nach europäiſcher Weiſe kleideten. Dadurch erſcheinen ſie wie Carricaturen. Sie ſpielen gern Violine, verthun raſch, was ſie erwerben, they are not clever or industrious and not ambitious. In Malacca und anderen Niederlaſſungen hat es kein einziger van ihnen dahin gebracht, ein Kaufmann zu werden.

Ueber die Miſchlinge van Arabern und Malayen ſammt Javanen äußert Crawfurd: „Die eigentlichen Araber ſind thätige, rechtſchaffene und unternehmende Kaufleute, ihre Miſchlinge dagegen haben einen weniger vortheilhaften Charakter; ſie gelten für verſchmitzt, ränkeſüchtig und unredlich."

Die Halbſchlächtigen, welche das Product van Chineſen und Malayinnen bilden, „ſtehen in Bezug auf Energie und Anlagen weit hinter ihren Vätern zurück; ſie reden aber die Sprache derſelben, tragen ſich chineſiſch und richten ſich nach den Sitten der Väter."

Die Lipplappen, d. h. die Miſchlinge von Europäern und Javanerinnen ſind, „mit höchſt ſeltenen Ausnahmen, ein furchtſames, ſerviles, äußerſt ſinnliches, indolentes Geſchlecht und zumeiſt ohne geiſtige Ausbildung." — Schon Admiral Stavarinus, der vor nun gerade 100 Jahren eine treffliche Schilderung der verſchiedenen Bewohner Javas entwarf, ſchildert den unvortheilhaften Charakter insbeſondere der Lipplappinnen, und bemerkt, daß ſie außerordentlich früh altern.

Es möge hier an die Schilderung erinnert werden, welche Munga Park (im 12. Capitel ſeiner erſten Reiſebeſchreibung) von den Mauren in Ludamar am Südrande der Sahara entwirft. Dieſe Uled Amar ſind Miſchlinge van Mauren und Negern. „Sie gleichen in ihrer Farbe und ihren Zügen den weſtindiſchen Mulatten, haben jedoch in ihrem Geſichtsausdruck etwas Unangenehmes, das den Mulatten fehlt. Ich glaube in den Zügen der meiſten eine Neigung zur Treuloſigkeit und Grauſamkeit bemerkt zu haben, und jedes Mal, wenn ich einen von ihnen aufmerkſam be-

trachtete, konnte ich mich einer großen Unruhe nicht erwehren. In ihren Augen liegt etwas so Irres und Wildes, daß ein Fremder sie auf den ersten Blick für ein Volk von Verrückten halten könnte. Ihr Charakter ist boshaft und verrätherisch." Seit Munga Park's Zeiten sind die Franzosen vom Senegal vielfach mit den Uled Amar in Berührung gekommen; sie haben Mungo Park's Schilderung dieser Mischlinge vollkommen zutreffend gefunden. —

Ueber die Oasen in der nördlichen Sahara haben wir in der neuern Zeit viele eingehende Mittheilungen durch eine Anzahl von Reisenden erhalten. Ueber die Mischlinge in Ghadâmes, welche unablässig sich mit Neger-, Araber- und Maurenblut versetzen, hat sich das Urtheil dahin festgestellt, daß sie wenig taugen und namentlich äußerst indolent und feig seien.

Die Mauren in Marokko sind Mischlinge; sie haben viel Negerblut. Niemals ist über sie ein auch nur leidlich günstiges Urtheil gefällt worden; ein scharfer Beobachter, Narcisse Catte (Revue contemporaine, 15. December 1857) bezeichnet sie als „race de vipères et renards", und fügt hinzu, daß es für sie keine mehr zutreffende Bezeichnung geben könne. —

Die Fulde (— Peul, Puhl, Pular, Fuhl, Fulah, Fulan, Fellah, Fellata, Fellan, Fellatin, denn mit allen diesen Bezeichnungen sind diese rothbraunen Afrikaner, welche sich von den Negern wesentlich unterscheiden, belegt worden —) haben sich auf ihren Eroberungszügen, die vom untern Senegal bis an die Spitze des Nigerdeltas reichen, vielfach mit Schwarzen vermischt. Am Senegal bezeichnet man diese Mischlinge als Taucouleurs, und diese sind überwiegend im seegambischen Futa, in Bondu und Futa Dschiallon. „Die Fulbe sind wesentlich dem Hirtenleben zugethan und identificiren sich gleichsam mit ihren Rindviehherden; sie sind sanftmüthig, aber sehr zum Diebstahl geneigt, die, welche Staaten und Städte gegründet haben, treiben auch Ackerbau, und um so mehr, je stärker sie sich mit Negern vermischt haben. Dann verlieren sie aber auch ihre besondere Physiognomie, und durch diese Vermischung gewinnen sie nicht etwa." Dies ist das Urtheil des Gouverneurs Faidherbe (Nouvelles annales des voyages 1859, I, p. 25); Heinrich Barth (Band II, S. 505) spricht anders: „Die liebenswürdige Seite im Charakter der Fulbe ist ihre Einsicht und Lebhaftigkeit, während sie andererseits einen außerordentlich natürlichen Hang zur Bosheit haben und bei weitem nicht so gutmüthig sind, als die eigentlichen Schwarzen."

Die Mischlinge von Arabern und afrikanischen Negroiden hat Richard Burton, der sie gründlich kennen gelernt, eingehend geschildert. Wir haben keine allgemeine Bezeichnung für das afrikanische Gestadeland im Süden des Aequators. Das Wort Sawahil bedeutet Küste, sie beginnt, wo das Gebiet der Somalistämme aufhört; unterhalb Mombas bezeichnet man die Küste als Mrima, Hügel, und die Bewohner als Wamrima, also Hügelbewohner, die Mohammedaner sind; die heidnischen Schwarzen im Innern werden als Waschinsi, d. h. Eroberte oder Sklaven, bezeichnet. Die in unseren Tagen vielgenannten Suaheli und Wamrima sind ursprünglich Schwarze, aber vielfach mit arabischem Blute vermischt, also mehr oder weniger Mulatten.

„Dieser arabische Mischling ist — wie das bei den meisten halbschlächtigen Menschen, die ein Erzeugniß grundverschiedener Racen sind, der Fall ist — leidlich und geistig verkommen. Nach der dritten Generation werden diese Leute eben so negerartig wie die schwarzen Heiden. Das darf nicht Wunder nehmen, weil das schwarze Element durch seine Menge überwiegt. Bei den Mischlingen erster Zeugung behält gewöhnlich der obere Theil des Gesichts, mit Einschluß von Nase und Nasenflügeln, das hübsche semitische Gepräge, aber weiter nach abwärts tritt die Negerphysiognomie in dem nach vorn gestreckten, prognathen Unterkiefer und in den dicken Lippen hervor; das zurücktretende Kinn ist nur schwach entwickelt. Der etwas runde Schädel ist nicht so lang wie bei den Negroiden. Dieser sogenannte Küstenaraber ist träg und ausschweifend, intelligent und abgefeimt, die Erziehung höchst dürftig. — Der reine Araber aus Oman läßt auch die Wamrima nicht als Blutsverwandte anerkennen, sondern bezeichnet sie als Adschemi, d. h. Fremde; sie stehen noch weit niedriger als jene Mulatten; sie sind höchst sinnlich, ausschweifend, träg und scheinen zu jeder geistigen Arbeit ganz unfähig zu sein. Sie sind dunkler und negerartiger als jene Küstenaraber. Zwei Charakterzüge treten bei den Wamrima und den Suaheli scharf hervor: erstens eine vorsichtige Behutsamkeit, die fast wie Feigheit erscheint, und diese ist wesentlich afrikanisch; zweitens sind sie in hohem Grade verschlagen, und das rührt vom semitischen Blute her.. Die Araber leiten im Scherz den Stammnamen Msawaheli von sawwa hila, er spielte einen Streich, her; das Volk selber rühmt sich seiner verschlagenen List und sagt: „Sind wir nicht Wasawaheli," d. h. geschickte Ränkemacher? Sie lügen ganz systematisch auch dann, wenn die Lüge gar nichts nützen kann, und es gilt für keine Beleidigung, einen Mann Lügner zu nennen. Sie lügen aus Instinct, der feierlichste Eid gilt ihnen nichts. Sie athmen in einem Dunstkreise von Falschheit, sind verrätherisch durch und durch; bei ihnen hat das Salz keine Bedeutung, und für Dankbarkeit giebt es in ihrer Sprache keinen Ausdruck." (The Lake regions of Centralafrica by Richard F. Burton. London 1861, I, p. 30 sqq.)

Aus allen Erdtheilen.

Livingstone.

Es ist wieder einmal eine Nachricht über den Tod des berühmten Reisenden in Umlauf gesetzt worden. Der Schiffscapitän Cochrane, Befehlshaber des an der afrikanischen Westküste kreuzenden „Peteret", schreibt unterm 9. Januar von dort: Livingstone sei 90 Tagereisen weit vom Congo (— wohl von der Küste —) erschlagen und verbrannt worden. Er sei durch eine Stadt gekommen und war drei Tagereisen von derselben entfernt, als der Häuptling starb. Die Neger erklärten, daß der Weiße ihn behext habe und deshalb sterben müsse. Diese Nachricht giebt ein portugiesischer Handelsreisender, der in jener Gegend gereist ist (travelling that way). Livingstone war an den Seen in der Quellregion des Congo und nahm seinen Weg nach dem Congo [— wohl der Mündung —), wo er herauszukommen gedachte. Ich hatte die Nachricht für wahr. — So weit Cochrane.

Es wäre immerhin möglich, daß Livingstone als Opfer eines barbarischen Aberglaubens seinen Tod gefunden hätte. Nicht bloß im schwarzen Afrika glaubt man an das Behext- und Be-

zaubertwerden; man nimmt an, daß Krankheiten und sonstiges Mißgeschick, welches die Leute bei oder nach der Anwesenheit von weißen Menschen befällt, durch diese letzteren verursacht worden seien. Bei den schwarzen Leuten in der Südsee herrscht derselbe Wahnglaube, und ich will hier nur an einen eclatanten Fall erinnern. Im Jahre 1860 wurde auf Erromango, einer der Neuen Hebriden (Melanesien), der Missionär Gordon sammt Frau ermordet; die Schwarzen wähnten, daß er ihnen Krankheiten angehext habe.

Cochrane's Nachricht hat aber keine Wahrscheinlichkeit für sich. Richtig ist allerdings, daß portugiesische Handelsleute (gemischten Blutes: Pombeiros, Amboliștos, Mombori) bis tief in das innere Land eindringen, und solch ein Handelsmann mag die obigen Angaben mitgetheilt haben. Es fehlt aber das Datum oder überhaupt nur eine annähernde Zeitbestimmung. Nun wissen wir, daß Livingstone am 30. Mai 1869 sich zu Udschidschi am Tanganyika-See befand und von dort an Dr. Kirk nach Sansibar schrieb, dieser solle ihm Bootsleute und Waaren schicken, damit er die Gegend im Norden jenes Sees erforschen und die aus ihm entdeckten Nilquellen mit jenen Baker's und Speke's in Verbindung bringen könne. Dr. Kirk schreibt unterm 2. October 1869 aus Sansibar, daß er unverweilt Livingstone's Wunsch erfüllen werde. Die Entfernung zwischen der Küste und Udschidschi ist auf eine Reisedauer von etwa zwei Monaten zu veranschlagen; Livingstone wird Vorräthe und Bootsleute nicht vor Ende des Jahres 1869 erhalten haben; er mußte dann noch die Vorkehrungen zur Weiterreise nach Norden treffen. Ob er in der Zeit, in welcher er die Sendungen erwartete, ruhig in Udschidschi geblieben ist, das können wir nicht wissen. Möglicherweise hat er diese Zwischenzeit vom Mai 1869 an zu einem Ausfluge nach den Seen in der Quellgegend des Congo benutzt, und dann läge nicht etwas Unwahrscheinliches darin, daß die Nachricht von seinem Tode, der 90 Tagereisen von der Mündung des Congo entfernt stattgefunden haben soll, an die Küste gelangt sei. Murchison („Times-Mail", 4. Februar) hält es für „unglaublich", daß Livingstone allein und in seinen damaligen dürftigen Umständen sich in die noch unerforschte Gegend zwischen Udschidschi und der Quellgegend des Congo gewagt haben werde; aber Livingstone ist ein kühner, unternehmender Mann, und es ist, wie gesagt, kaum anzunehmen, daß er vom Mai bis December ruhig in Udschidschi sitzen geblieben sei.

Von Interesse ist ein Brief, welchen das Londoner Handelshaus Grant, Brodie und Compagnie „vor einigen Wochen" von seinem Correspondenten in San Paulo de Loanda (der Hauptstadt von Angola) erhalten hat. Derselbe giebt die Uebersetzung eines Schreibens, welches der portugiesische Handelsmann an ihn gerichtet hatte. Der Pombeiro schreibt:

„Nach einer beschwerlichen Reise überschritt ich den Congo unweit von der Stadt des Häuptlings Katende auf einer aus Baumstämmen verfertigten Brücke. Drei Tage später schlug ich die Richtung nach Südsüdost ein und richtete mich dabei nach der Sonne, bis ich die Stadt des Häuptlings Mangnanguo erreichte; vom Congo bis dorthin war ich 12 Tage, von Motonga und Angola aber 95 Tage unterwegs gewesen.

Zwei Monate nach meiner Ankunft — 15. Juni 1868 — hörte ich, daß in der Stadt des Häuptlings Chinde, auf der andern Seite des Sambesi, eine Gesandtschaft des Muata Cazembe eingetroffen sei, welche dem Muata Jamso (— soll heißen Mnata Yamwo —) Tribut überbringen wolle. Die Neugier trieb mich an, nach dem Gesandten zu schicken, welcher dann auch mit allen seinen Leuten, etwa 500 an der Zahl, bei mir erschien. Ich brachte das Gespräch auf die nach Mosambik führende Straße und fragte zwischen hinein auch nach Dr. Livingstone. Die Antwort lautete, daß es nicht geeignet sei, über solch einen Fetischmann zu sprechen. Ich ließ nun ein paar Tage vergehen, ehe ich wieder des Gegenstandes erwähnte. Da wir täglich befreundeter wurden, so lud ich ihn eines Abends in mein Zelt ein, wo ich einige Töpfe Kokollo, ein aus Honig bereitetes Getränk, für ihn bereit hatte. Als ich den Dienern geboten hatte, sich zu entfernen, erzählte er mir höchst geheimnißvoll nachstehende Geschichten.

„Der Kalungo, d. h. Dr. Livingstone, sei ein großer Fetischmann; er spreche jeden Tag mit der Sonne, schlafe nie in einem Hause, fürchte sich gar nicht vor wilden Thieren; wenn er auf der Reise sei, habe er allemal in einem Kasten ein Thier, das nichts esse; dieses Thier führe er stets bei sich; er befrage daselbe nach dem Wege, über welchen er sich niemals bei einem Menschen erkundige. Manchmal öffne er Papiere, mit denen er dann laut spreche; er setze über Flüsse und habe doch keinen Kahn und thue überhaupt noch viele andere wunderbare Dinge. Daß er ein Zauberer sei, wisse man schon von früher, als er von Loanda zurückgekommen sei, und Niemand möge ihm gern begegnen. — Als Livingstone unterwegs war, starb, drei Tage nachdem er eine Stadt verlassen (die 20 Tagereisen von der Stelle entfernt war, wo der portugiesische Handelsmann mit dem Abgesandten des Cazembe diese Unterredung hatte) ein Sohn des dortigen Häuptlings. Dieser glaubte, daß Livingstone den Sohn behext habe; er verfolgte den Reisenden, konnte ihn jedoch nicht einholen. Als er dann nach einiger Zeit erfuhr, Livingstone sei wieder in der Nähe seines Gebietes, gab er ihm Muange, den Fetischtrank, und als sich dann die tödtlichen Wirkungen zeigten, wurde er in Stücke gehauen und verbrannt."

Dies ist die Nachricht, welche Fumo Aicaca, der Gesandte des Cazembe, mir gegeben hat, als ich mit ihm vom 15. bis zum 25. Juni 1868 zusammen war."

Da wir nun Briefe Livingstone's vom 30. Mai 1869 haben, so fällt dadurch die ganze Mordgeschichte in sich selber zusammen.

Der Sternschnuppenschwarm vom 12. bis 14. November 1869.

r. Ueber den November-Sternschnuppenschwarm des Jahres 1869 liegen nun zuverlässige Berichte in Form einer Zusammenstellung aus der Hand eines der eifrigsten Beobachter, des Professors F. Denza in Moncalieri, vor. Ihnen zufolge wurde nichts Außergewöhnliches beobachtet. Das Phänomen, welches bekanntlich nur alle 33½ Jahre in durch Glanz und Reichthum hervorragender Weise auftritt (1799 erschien es dem damals in Cumana weilenden A. v. Humboldt als ein wahrer Feuerregen und ebenso war es auch in den Jahren 1833 und 1834 und 1866 bis 1868 prachtvoll ausgeprägt), war dieses Mal, wie zu erwarten, von geringer Intensität, indem sowohl die Zahl als das Feuer der Meteore oder Sternschnuppen sich sehr beschränkt zeigten; zudem war die Witterung an vielen wichtigen Observationspunkten sehr ungünstig; sie schloß die sonst so thätigen Beobachter der nordamerikanischen Stationen und Englands von jeder Theilnahme an den Untersuchungen aus, und erlaubte auch der Commission, welche im Auftrage der französischen Akademie der Wissenschaften an vielen Orten Süd- und Mittelfrankreichs Beobachtungen anstellen ließ, nur verhältnißmäßig geringe Thätigkeit. Dennoch gelang es durch correspondirende, gleichzeitige Beobachtungen an mehreren Orten, unter Zuhülfenahme des elektrischen Telegraphen, die Höhe verschiedener Sternschnuppen zu bestimmen, und ebenso auch denjenigen Punkt des Firmamentes, aus dem sie ausströmten, mit Genauigkeit festzustellen. Es war fast genau derselbe, den schon die Untersuchungen der früheren Jahre kennen gelehrt hatten, eine Stelle im Sternbild des Löwen.

Die Zählungen von Sternschnuppen ergaben an den verschiedenen Orten, je nach der wechselnden Gunst der Witterung, sehr abweichende Resultate; so zählte man in der Nacht vom 13. auf den 14. binnen sieben Stunden 270 zu Moncalieri, binnen drei Stunden 600 zu Palermo, und in Paris kamen auf die Stunde durchschnittlich 25. Diese Ergebnisse kontrastiren stark mit denen der vorhergehenden Jahre, wo in einigen Berichten erwähnt wurde, daß das Zählen durch die Masse der plötzlich erscheinenden Meteoriten unmöglich geworden sei. Die Erfahrungen der Periode von 1799 bis 1833 und von da bis

1866 lassen eine weitere Abschwächung des Novemberschwarmes für die nächsten Jahre erwarten, man wird aber nichtsdestoweniger die Beobachtungen mit allen Mitteln fortsetzen, ausdehnen und verschärfen. Denn die Sternschnuppenfrage ist heute eine brennende, und jene so sehr einleuchtende Theorie Schiaparelli's, welche aus der Uebereinstimmung in Lage, Größe, Form und Richtung der Kometenbahnen mit denen der Sternschnuppenschwärme, ferner aus dem optischen, spectralanalytischen und mechanischen Verhalten der Kometen und der Sternschnuppen eine Uebereinstimmung beider Arten von Himmelskörpern (die Kometen als aus Sternschnuppen bestehend, die Sternschnuppen als losgerissene Theile von Kometen betrachtend) folgert, kann nur durch sorgesetzte Untersuchung aller in Frage kommenden Erscheinungen bewiesen werden.

Chemische Einwirkung des Sonnenlichts auf der Erde.

—pl. Jedermann weiß, daß das Licht eine chemische Wirkung äußert. Das Bleichen der Farben an Kleiderstoffen, welche dem Sonnenlichte lange ausgesetzt werden, das Bleichen der Leinwand, das Schwarzwerden von salpetersaurem Silber oder Höllenstein im Lichte, die bleiche Farbe der Pflanzen, welche im Kellerraume keimen, das Ergrünen derselben, wenn sie dem hellen Sonnenscheine ausgesetzt werden, die Erscheinung, daß die Pflanzen im Sonnenlichte Sauerstoff ausathmen, — dies Alles sind Thatsachen, welche bezeugen, daß die Strahlen der Sonne einen chemischen Einfluß ausüben. Auch liegt es nahe, anzunehmen, daß die Sonne diesen Einfluß unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen wohl in sehr differentem Grade auf das vegetabilische und thierische Leben ausüben mag. Bis vor Kurzem fehlte es nun an Mitteln, den Grad und die Größe dieser chemischen Lichtwirkung zu messen. Es ist jedoch in jüngster Zeit den Forschern Bunsen und Roscoe, welche sich mit dieser Angelegenheit ernstlich beschäftigten, gelungen, die Sache aufzuklären, und zwar so, daß man wohl auch bald für die Erdkunde aus ihren Entdeckungen Vortheil zu ziehen hoffen kann. Sie benutzten bei ihren Experimenten lichtempfindliche Stoffe, deren chemische Veränderlichkeit unter der Einwirkung des Sonnenlichtes einen constanten Charakter zeigt. Mittelst dieser chemischen Photometer gelangten sie dann zu Schlüssen, welche namentlich den Meteorologen und den Klimatologen interessiren. Es sind dies gewissermaßen photographische Lichtmeßapparate, mit deren Hülfe es vielleicht möglich sein wird, Curven von gleicher mittlerer chemischer Lichtstärke auf den Globus einzuzeichnen, wie man in ähnlicher Weise die magnetischen und thermischen Curven so bereits eingezeichnet hat.

Schiffsbau am Clyde und in den Vereinigten Staaten.

Man ist auch im letzten Jahre am Clyde mit Schiffsbauen nicht müßig gewesen. Es wurden in diesem Zeitraume 206 Schiffe von Stapel gelassen. Davon waren 83 eiserne Schraubendampfer, 11 eiserne Raddampfer, 74 eiserne Segelschiffe, 16 aus Holz und Eisen gebaute Segelschiffe, 10 hölzerne Segelschiffe, 4 hölzerne Rad- und 2 hölzerne Schraubendampfer. In Glasgow wurden von diesen 206 104 gebaut, in Port Glasgow 30, in Greenock 29, in Bawling und Dumbarton 26, die übrigen an kleineren Plätzen. Der Tonnengehalt dieser ansehnlichen Flottille betrug 198,563, und zu ihrer Construction wurden allein 10,000 Tonnen ostindisches Teakholz eingeführt. — Während sich die Briten solcher stolzen Zahlen freuen, zerbricht sich Bruder Jonathan den Kopf, wie er seinem Schiffsbau auf die Beine helfen soll. Wie die Zeitungen melden, empfing am 15. December die Congreßcommission, die sich mit den Mitteln zur Aufhülfe des darniederliegenden Schiffsbaues bekannt machen soll, eine Deputation von Neuyorker Schiffstechnikern, und hörte die Rede des Sprechers derselben. Es war in derselben gesagt, daß 1866 unter den Schiffen, die im Hafen von Neuyork einliefen, bloß ⅓, heute aber ⅔ auf fremden Werften gebaut seien. Der Todesstoß des nordamerikanischen Schiffsbaues sei die seit 1848 in England aufgekommene Verwendung des Eisens gewesen; seit dieser Zeit habe sich das Neuyorker Werftpersonal von 21,000 auf 1100 vermindert. Für den Staat liege in diesem Verhältniß bei etwaigen Kriegsfällen eine Quelle böser Verlegenheiten. Wer solle die dann benöthigten Kriegsschiffe bauen und wovon, wenn man die Industrie hinsiechen lasse? Wie leicht zu denken, war des Pudels Kern das Ansuchen um Staatsunterstützung der Schiffsbauindustrien und um Bevorzugung der in den Vereinigten Staaten gebauten Schiffe, wo solche möglich.

Französisches Telegraphenwesen im Jahre 1869.

Das französische Blaubuch für die innere Verwaltung giebt eine Uebersicht der im Jahre 1869 im Telegraphenwesen eingeführten Verbesserungen. Es wurden in Frankreich und Corsica 225 neue Stationen eröffnet, auf den Linien Paris-Lyon und Paris-Bordeaux der verbesserte Meyer'sche Apparat, der Facsimiles der Depeschen giebt, eingeführt; die inländischen Taxen erheblich herabgesetzt und durch Eröffnung der französisch-amerikanischen Kabellinie der Preis einer Depesche von Paris nach Neuyork von 137 Francs 25 Centimen auf 87 Francs 50 Centimen ermäßigt. Es überstiegen die Einnahmen in den neun ersten Monaten des vergangenen Jahres die des gleichen Zeitraumes im Vorjahre um mehr als eine Million Franken.

Wie die Bevölkerung Großbritanniens wohnt.

In der am 21. December 1869 abgehaltenen Versammlung der Londoner statistischen Gesellschaft las Mr. J. Palgrave eine Arbeit über die Wohnungsverhältnisse der Bevölkerung Großbritanniens. Soweit die Erhebungen, welche seit Anfang dieses Jahrhunderts gemacht wurden, miteinander vergleichbar sind, wohnt heute die britische Bevölkerung wahrscheinlich etwas besser als um das Jahr 1800, d. h. es wohnen heute weniger Leute auf gleichem Raume. Die ärmere Hälfte wohnt im Ganzen doppelt so gedrängt als die reichere. In Schottland, wo sehr genaue Daten erhalten werden konnten, wohnt ein Drittel der Menschen in einem, ein Drittel in zwei und nur das letzte Drittel in drei und mehr Räumen. Der zusammendrängende Einfluß der großen Städte ist offenbar durch ein Steigen der Wohlhabenheit in Schranken gehalten worden, da sonst in den letzten funfzig Jahren sicherlich das Verhältniß von Bewohnern zu Wohnungen sich bedeutend verschlimmert haben müßte.

Die Kupferminen am Obern See.

Ueber deren unerschöpflichen Reichthum liegt ein Schreiben des Herrn Ch. T. Jackson aus Boston vom 19. October 1869 vor, welcher die darin befindlichen Nachrichten seinem Vetter Edward Jackson verdankt, dem gegenwärtigen Leiter der Phönix-Kupfermine, wohl der bedeutendsten auf unserer Erde. Es heißt darin: „Durch Abbau wurde im Juni 1869 in der Phönixmine eine Ader von gediegenem Kupfer bloßgelegt, welche 65 Fuß lang, 32 Fuß hoch und am Ausbiß 4 Faß dick ist. Eine ähnliche Ader kennen wir in keinem amerikanischen oder europäischen Bergwerke. Wenn die Dicke dieser Ader durchgängig 4 Fuß ist und das Kupfer derselben nur die durchschnittliche Reinheit der übrigen Kupferadern am Obern See hat, so enthält diese Ader 1000 Tonnen reines Kupfer, das, zu 20 Cents das Pfund verkauft, 400,000 Dollars abwerfen wird. Das ist aber nur die geringste Werthschätzung, denn ich habe allen Grund, anzunehmen, daß die Ader an mehreren Stellen bis zu 7 Fuß dick ist. Das Muttergestein, in welchem die Ader sich, mehrere Schichten im rechten Winkel durchbrechend, hinzieht, ist Melaphyr, Grünstein, ein Conglomerat und neuer rother Sandstein der Dyas, die auf einander folgen. Das die Ader umhüllende Ganggestein besteht aus Kalkspath, Quarz und Phrenit, welche das gewöhnliche Gangmaterial in dieser Gegend bilden. Zur Abarbeitung habe ich zum ersten Male hier das Nitroglycerin mit gutem Erfolge angewandt. Die von mir entdeckte Phönixmine wird seit 1844 bearbeitet, war aber eine Zeit lang aufgelassen, da man sie für abgebaut hielt, bis ich wieder die Sache in die Hand nahm."

Zinn im Staate Maine. Demselben Schreiben entnehmen wir Folgendes: „Auf dem Grund und Boden der Stadt Winslow im Staate Maine wurde von Herrn Daniel Munro ein bedeutendes Zinnlager aufgefunden (Januar 1869), dessen Erze 46 Procent reines Zinn enthalten. Ordentlich ausgeschieden und mit Säure gereinigt, geben sie aber bis 75½ Procent reines Metall. Das Erz kommt in mehr als vierzig kleinen Adern vor, deren Stärke zwischen ¼ Zoll und 1 Fuß wechselt. Die anstehenden Felsen sind ein metamorphischer, graublauer Kalkstein, der deutliche Spuren von Schichtung zeigt, und Gneiß. Der Kalkstein bildet die eine, der Gneiß die andere Seite der Adern. Auch kommt dort eine zinnhaltige Trapptage vor. Das Gangmaterial, welches das Zinnerz umhüllt, besteht aus Quarz und Flußspath. Das Zinnmaterial ist krystallisirt aber in Knollen von der Größe einer Walnuß oder Eichel." Welcher mineralogischen Species es angehört, sagt der in der Akademie des Sciences zu Paris am 22. November 1869 vorgetragene Bericht nicht.

Die Gaviale und die Cholera. Der Franzose Meunier hatte vor Kurzem eine Abhandlung veröffentlicht, in welcher er die Nothwendigkeit hervorhob, daß die Krokodile in den französischen Colonien, wo sie viel Unheil anrichteten, ausgerottet werden müßten. Ihm antwortet jetzt der Dr. Ch. Bretagne, indem er eine Lanze zu Gunsten des Gnoints oder Gangeskrokodils einlegt. Dieser Saurier, so behauptet er, ist, trotz seines abschreckenden Aeußern, eine Wohlthat für die Menschen. Bretagne weist nämlich im „Bulletin de la Société protectrice des animaux" nach, daß die starke Zunahme und Ausbreitung der Cholera in den Gebieten des Ganges und der Dschamna in Ostindien im genauen Zusammenhang oder umgekehrten Verhältnisse mit der Abnahme der Gaviale stehe. Der Ausschuß, welchen ich zur Beurtheilung dieser Thatsache zusammenberufen habe und der aus Naturforschern, Reisenden, Aerzten und Kaufleuten bestand, stimmte allkommen mit meiner Ansicht überein, welche sich darauf gründet, daß die Gaviale die von der Natur berufenen Reiniger der indischen Flüsse sind, da diese Thiere sich vorzugsweise von dem Fleische der in den Fluß geworfenen Leichen nähren. Die Inder müssen ihren Religionsgesetzen zufolge alle Todten, vom Menschen wie Thieren, in die Flüsse werfen. Früher wurden diese von den Gavialen als leckere Speise betrachtet, und die Cholera, obgleich furchtbar für die Eingeborenen, hatte doch nicht jenen Höhepunkt erreicht, der ihr gestattete, über Mekka ihren Lauf nach Europa zu nehmen. Jetzt aber, wo die Gaviale mehr und mehr abnehmen, wo man sie mit den Spitzkugeln der Enfieldbüchsen leicht erlegt, während ihr Panzer den alten Rundkugeln widerstand, häufen sich die Todten im Ganges und an seinen Mündungen in ganz ungeheuerm Maßstabe, und ihre gesundheitsschädlichen Ausdünstungen tragen nicht wenig zur Verbreitung der Cholera bei." Die Gaviale aber, so behauptet Bretagne, seien lebenden Menschen ungefährlich, keinenfalls aber solche Menschenfresser wie die Nilkrokodile.

Wir lassen dahingestellt, wie weit die Verminderung der Gaviale wirklich die Verbreitung der Cholera beeinflußte; daß aber die in den Ganges geworfenen Leichen ganz entschieden auf den Gesundheitszustand der Flußanwohner nachtheilig einwirken müssen, dafür wollen wir Schlagintweit als Gewährsmann anführen. Er sagt (Reisen in Indien und Hochasien I, S. 235): „In Indien herrscht die unheilvolle Sitte, daß es als besonders glücklich für die Todten gilt, von den Fluthen eines geheiligten Flusses fortgeführt zu werden, und ungeachtet der ebenfalls bestehenden Sitte des Verbrennens wird doch das letztere wenig ausgeübt, wo Flüsse von so hoher Würde wie der Ganges zu erreichen sind. Selbst Kranke werden bereits an das Ufer gelegt, mit den Füßen in das Wasser getaucht, was in den meisten Fällen statt zur Heilung nur auf das Bestimmteste zum tödtlichen Ausgange beitragen und ihn beschleunigen kann. In jenen Theilen des Delta, wo, wie hier in Calcutta, Ebbe und Fluth noch so deutlich auftreten, geschieht es nicht selten, daß dieselben Cadaver tagelang an flachen Uferstellen, die Luft verpestend, hin- und hergespült werden, ehe sie, stärkeren Fluthen oder den Gavialen zur Beute, verschwinden."

Acclimatisation fremder Gewächse in Frankreich. Die Franzosen haben in der Eingewöhnung fremder Thiere und Pflanzen bisher im Vergleich zu anderen Völkern die unerfreulichsten Ergebnisse erzielt. Die Wälder ihres Landes sind, einige Gegenden im Innern und Süden abgerechnet, ziemlich ausgerottet, und sie haben aus diesem Grunde ihr Augenmerk auf den Anbau fremder, schnell wachsender Nutzhölzer gewandt, die den heimischen Mangel wieder ausgleichen sollen. Zunächst hat der australische Gummbaum (Eucalyptus globulus) im südfranzösischen Departement Var sehr gute Resultate ergeben. Er hat mit Erfolg dem heftigen Mistral Widerstand geleistet, und wächst dort zehnmal schneller als unsere Eiche, hat vor dieser aber das voraus, daß er zur Wiederbehaltung kahler Berggehänge sich vorzugsweise gut eignet. Indisches Summibaumrohr wächst jetzt bei Tours, Macon und Angers; es hat die letzten zwei Winter schon vortrefflich überstanden, so daß sein Fortkommen gesichert erscheint. Selbst bei Paris kommt es im Freien fort; man findet es dort in den Gärten der Eingewöhnungsgesellschaft im Bois de Boulogne, sowie in mehreren Privatgärten.

* * *

— Hirschkühe mit Hörnern. Der „American Naturalist", December 1869, erwähnt mehrere merkwürdige Beispiele von Hirschkühen mit Hörnern; gewöhnlich sind diese Thiere unfruchtbar; aber in einem Falle warf eine solche Hindin ein Junges. Bei unserm Hausvieh, wenn die Kuh Zwillinge wirft, sind denen das eine ein Männchen, das andere ein Weibchen ist, ist das Kuhkalb gewöhnlich unfruchtbar und gleicht in der äußern Erscheinung dem männlichen Thiere. Diese Kälber haben beim Schlachten oft hermaphroditische Natur gezeigt. Wir wollen hier noch an die Thatsache erinnern, daß alte weibliche Vögel zuweilen den männlichen Charakter ihrer Art annehmen. Alte Hennen, die aufgehört haben, Eier zu legen, beginnen zu krähen wie ein Hahn und erhalten bogenförmige Schwanzfedern.

— Das Klima von Neusüdwales ist heiß, hat empfindliche Extreme, ist aber gesund. Amtlichen Nachweisen zufolge beträgt der Durchschnitt der Geburten (für das Jahrzehnt 1857 bis 1868) 43 auf 1000, die Zahl der Sterbefälle aber nur 18 auf 1000. Die Colonien Victoria und Queensland sind nun längst von Neusüdwales abgetrennt worden, dennoch hat sich binnen 30 Jahren die Volksmenge des letztern von 114,000 Köpfen auf 467,000 gesteigert, also mehr als vervierfacht.

— Die Baumwollenausfuhr Brasiliens nach England betrug 1840 nur 14,779,000 Pfund; sie stieg 1864 auf 38,017,000, 1865 auf 55,403,000, 1866 auf 68,522,000, 1867 auf 70,421,000 und 1868 auf 98,796,000 Pfund. — Die Ausfuhr Großbritanniens nach Brasilien stellte sich 1866 auf 7,358,141 Pf. St., 1867 auf 5,822,918; die Einfuhren aus Brasilien nach England stellten sich in den beiden respectiven Jahren auf 7,237,793 und 5,902,031 Pf. St.

Inhalt: In Bombay und der Umgegend. Mit sechs Abbildungen. — Zur Kennzeichnung der Mischlinge aus verschiedenen Menschenracen. Von Karl Andree. — Aus allen Erdtheilen: Livingstone. — Der Sternschnuppenschwarm vom 12. bis 14. November 1869. — Chemische Einwirkung des Sonnenlichts auf der Erde. — Schiffsbau am Clyde und in den Vereinigten Staaten. — Französisches Telegraphenwesen im Jahre 1869. — Wie die Bevölkerung Großbritanniens wohnt. — Die Kupferminen am Obern See. — Zinn im Staate Maine. — Die Gaviale und die Cholera. — Acclimatisation fremder Gewächse in Frankreich. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern, Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

In Bombay und der Umgegend.

II.

Die Höhlentempel von Kanheri auf der Insel Salsette. — Schaityas oder buddhistische Kathedrale. — Das Maharattenfort von Bassain. — Dharmsalas oder Rasthäuser. — Punah. — Die Tempel von Mahabaleschwar. — Sattara; Menschenopfer. — Die Mhars und das Dusserahfest. — Wilde Völker in den westlichen Ghats: Wanaras und Pulahs. — Elephanten.

In Ellora sieht man eine Kolossalstatue Buddha's, welche von den Dschainas unter dem Namen Parasnath verehrt wird; dieser gilt ihnen für den dreiundzwanzigsten Tirthankar, und zu ihm wallfahrten jahraus jahrein viele Pilger, um ihre Andacht zu verrichten. Eine Gruppe der unterirdischen Tempel in Ellora, welche als Indra Subhra bezeichnet wird, und welche älter ist als die Kailas, gehört, nach der Ansicht mehrerer Gelehrten, der Religion der Dschainas an, und wenn dem so ist, so haben wir in ihnen die ältesten Denkmäler dieses Cultus; sie müssen dann der Zeit angehören, in welcher der Buddhismus und der Dschainismus sich trennten.

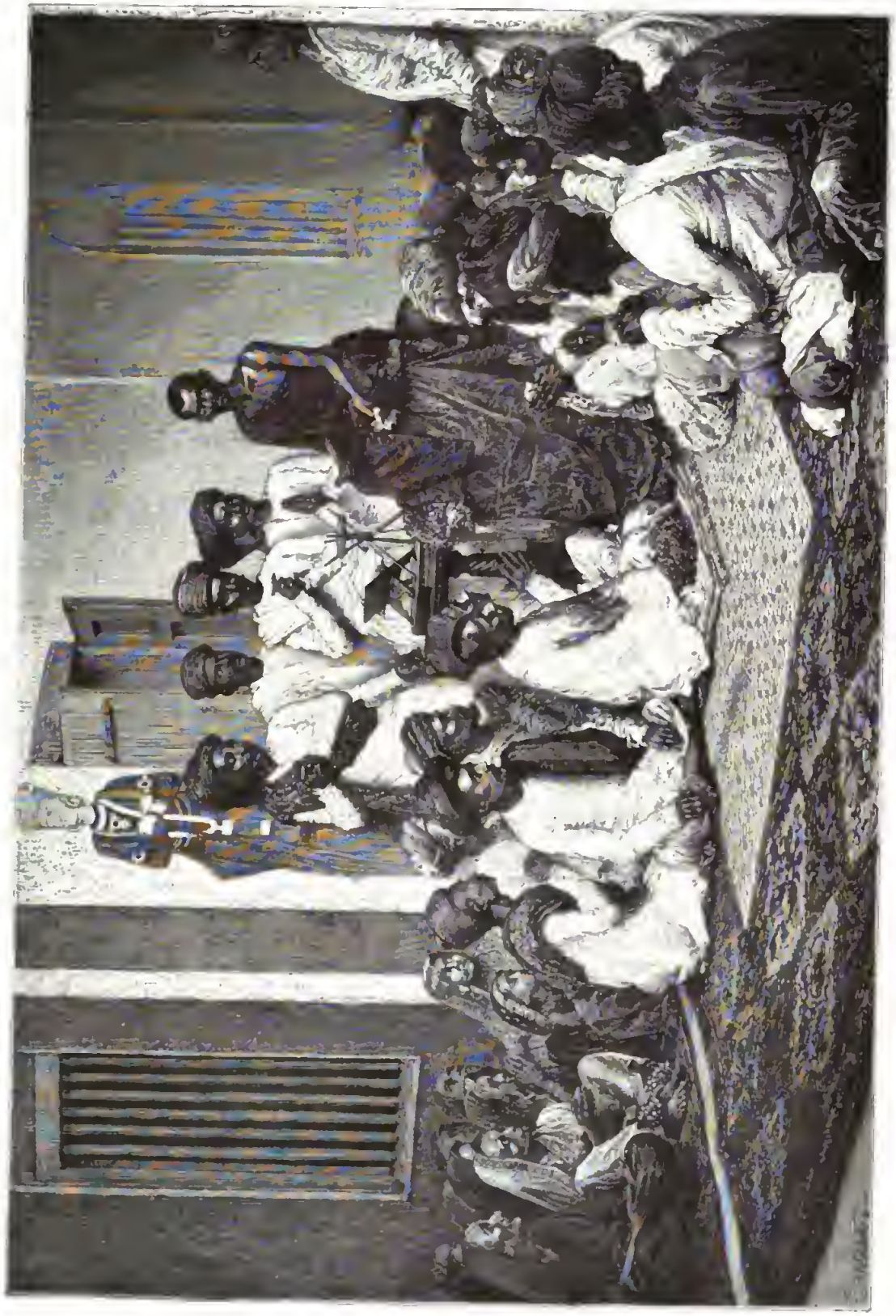
In den Tempeln der Dschainas wie in den Schaityas der Buddhisten befinden sich der Eingangsthür gegenüber eine große Nische mit einer sitzenden Figur des letzten Tirthankar, und vor diesen Tempeln ruhet auf einem aus acht Säulen gebildeten Porticus eine Kuppel. Unter dem Säulengange sind Nischen für die Statuen der Heiligen.

Gleich den Hindus und den Buddhisten verbrennen auch die Dschainas ihre Todten, und sie legen an der Grabstätte Reis und Blumen nieder, stellen auch Wasser hin, damit die Seele in aller Ruhe die Transmigration erwarten könne.

Ein Europäer, der sich in Bombay aufhält, versäumt es nicht, einen Ausflug nach der Insel Schahsti zu machen. Sie ist allgemeiner unter dem Namen Salsette bekannt, liegt im Norden der Insel Bombay und ist mit derselben durch eine Brücke verbunden. Die Länge beträgt 18, die mittlere Breite 13 Miles, und die Volksmenge beläuft sich auf ungefähr 50,000 Köpfe. Die wichtigste Stadt, Thannah, hat eine hübsche Lage, aber jene von Ghora Bandhar ist noch weit malerischer. Hier sieht man die Ruinen einer 1605 von den Portugiesen erbaueten Kirche auf einem jetzt mit Waldgestrüppe bewachsenen Hügel.

Auf Salsette befinden sich mehrere Gruppen von Höhlen; die bedeutendste ist jene von Kanheri am Westabhange der Hügel, an deren entgegengesetzter Seite Tannah liegt. Man gelangt von Bombay aus auf der Eisenbahn in einer Stunde nach der Station Bhgndup, welche 7 Miles von den Grotten entfernt ist.

Am Hügel von Kanha findet man an beiden Abhängen zahlreiche Excavationen. Die meisten Tempel und Klöster dort stammen wohl aus der Zeit des Anbeginnes der christlichen Aera; manche erinnern an die sehr primitiven Grotten von Kattack und Udaya Ghiri. Das sind die einfachen viereckigen Zellen, welche in den Felsen ausgehauen worden sind; vor denselben befindet sich eine Art von Galerie oder Veranda, mit oder ohne Säulen. Den Untersuchungen einiger Archäologen zufolge, welche die sehr schwierig zu entzifferu-



Gottesdienst der Dschainas in Bombay.

Digitized by Google

den Inſchriften an den Felswänden zu erklären verſuchten, rührt einer der älteſten Höhlentempel von einem griechiſchen Baumeiſter Xenocrates her; ſie fall in das Jahr 65 vor Chriſtus fallen und für die Aufnahme eines Buddhazahnes beſtimmt geweſen ſein. Drittehalb Jahrhunderte ſpäter wurden dieſe hochverehrten Reliquien von einem Monarchen der Andhradynaſtie in eine Dagaba gebracht.

Insbeſandere bemerkenswerth ſind zwei Schaitiyas oder buddhiſtiſche Kathedralen. Die eine iſt nicht fertig geworden, man hat nur die Vorderſeite nahezu vollendet; die beiden Säulen des Particus gleichen denen von Ellora und Elephanta und haben gleichſam als Stilmuſter gedient. Beim Aushöhlen dieſer Schaitiyas ſind die Baumeiſter derart zu Werke gegangen, daß ſie gleichzeitig am Schiff und am Gewölbe arbeiten ließen; ſo blieb zwiſchen der obern und untern Excavation zuletzt nur eine dünne Steinlage, welche nachher eingeſchlagen wurde.

Die große Schaitiya von Kanheri iſt früher als die eben erwähnte hergeſtellt worden; ſie datirt aus den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung, alſo aus einer Epoche, in welcher der Buddhismus ſchon in der Ausartung begriffen war. Eine kleine Ringmauer ſchließt den Eingangshof; zu jeder Seite der Pforte ſteht ein Daratupare oder Tempelhüter, der eine Lotosblume in der Hand und die heilige Schlange auf dem Kopfe hat. Zur Linken des Einganges befindet ſich eine kleine Capelle mit plattem Dache; ſie ſchließt eine Dagaba ein. Im Hofe ſind zwei Pfeiler vom Felſen abgelöſt; über dem zur Rechten befinden ſich vier niedergekauerte Yakkhas und über dem zur Linken vier Löwen.

Die Mauer der Vorderſeite hat eine viereckige Thür und zwei gleichfalls viereckige Fenſter; weiter oben ſind noch fünf Fenſteröffnungen angebracht worden. Vor dem Tempel befindet ſich ein hoher Particus und an jeder Seite lehnt ſich an die Mauer eine Koloſſalſtatue, welche einen Schüler Buddha's vorſtellt; die rechte flache Hand derſelben iſt dem Zuſchauer entgegengeſtreckt, die linke hält die Falten des Gewandes. Auf den Seitenwänden der zur Schaitiya führenden Eingangsthür ſtellt ein Basrelief einen Sklaven und eine Sklavin dar. Die Geſtalten der verſchiedenen Sculpturen zeigen dieſelben Kleidertrachten, welche wir auch heute

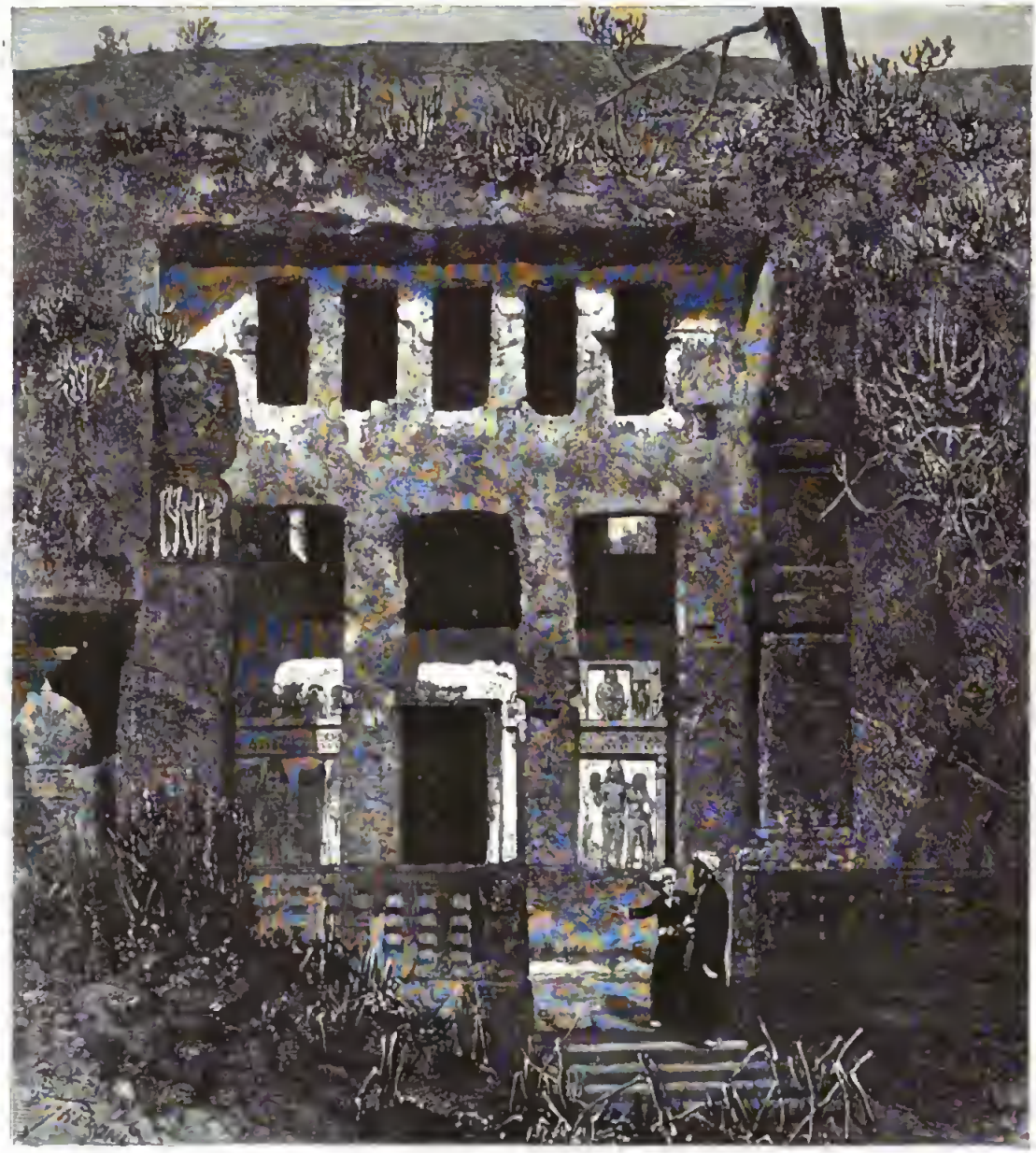
Landſchaft bei Panah.

noch in der Präſidentſchaft Bombay finden; denſelben Languti oder Lendenſchurz, welcher zwiſchen den Schenkeln hindurchgezogen und um die Hüften befeſtigt wird; denſelben Ohrſchmuck, wie er noch heute bei den wilden Stämmen Indiens vorkommt. Das Haar der Frauen iſt vermittelſt eines vor der Stirn befindlichen Metalldiadems nach hinten übergelegt und fällt in einer wulſtigen Maſſe auf den Nacken herab; die Männer tragen einen Turban von eigenthümlicher Form.

Oberhalb dieſer Sklaven und ihnen gegenüber befindet ſich eine Reihe von Basreliefs, welche Buddha und deſſen Jünger darſtellen; einige ſitzen, nach ſinghaleſiſchem Brauch, auf Stühlen, andere, nach orientaliſcher Weiſe, mit untergeſchlagenen Beinen. Eines dieſer Basreliefs übertrifft die anderen an Größe, und auf ihm iſt Buddha nicht ſitzend, ſondern ſtehend zu erblicken. Eine am Fuße des Standbildes eingegrabene Inſchrift beſagt, daß daſſelbe geſtiftet worden ſei von Buddhagaſcha, einem ceyloneſiſchen Mönche. Licht fällt in dieſe Schaitiya vermittelſt einer breiten Fenſteröffnung, welche dadurch merkwürdig iſt, daß der obere Theil die Form eines Hufeiſenbogens zeigt, etwa ſo wie wir ihn an mauriſchen Bauwerken finden. Das Gewölbe wird von 30 Säulen getragen; 11 auf der linken und 6 auf der rechten Seite ſind mit Sculpturen geziert, die 13 anderen ſind achteckig und haben weder Unterlage noch Capitäle; die centrale Dagaba iſt äußerſt einfach.

Vom Kanhatery aus hat man nur eine kleine Strecke bis zum Dorfe Ghara Bhandej, das in einer wahrhaft reizenden Gegend liegt. Auf der andern Seite des ſchmalen Meeresſundes liegt das alte Fort Baſſaïn, das in der frühern Geſchichte Indiens eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt hat. Der König von Guzerat überließ 1534 daſſelbe den Portugieſen; 1739 kam es in den Beſitz der Mahratten. Die Ruinen ſind nun längſt vom Geſtrüpp überwuchert, aber man ſieht wohl, daß dieſe Burg früher eine große Bedeutung gehabt haben kann; auch erkennt man noch Spuren von Straßen und Kirchen; auch die Mauern eines Jeſuitenkloſters ſtehen noch. Die portugieſiſche Beſatzung war nur ſchwach, wehrte ſich aber tapfer, als die Mahratten die Feſtung belagerten. Ihr General Schimnadſchi Appa verlangte unbedingte Uebergabe, er wollte keinerlei Art von Capitulation bewilligen. Der portugieſiſche Befehlshaber

ſchickte mehr als einen Boten nach Bombay und bat dringend um Hülfe der Engländer. Die Beamten der britiſch-oſtindiſchen Compagnie ſchlugen in hartherziger Weiſe das Geſuch rundweg ab, ließen ſich jedoch hinterher einigermaßen erweichen. Allerdings war ihr Benehmen kleinlich genug. Sie erwogen, daß man in England und überhaupt in Europa ihnen Vorwürfe machen könne, weil ſie chriſtliche Glaubensgenoſſen im Stiche gelaſſen und ungläubigen Heiden preisgegeben hätten, und ſo wollten ſie doch wenigſtens etwas thun. Sie bargten den Portugieſen 20,000 Rupien, ließen ſich aber als Sicherheit die ſilbernen und goldenen Kirchengefäße und einige kupferne Kannen verſchreiben! Die Portugieſen leiſteten dann noch einige Zeit lang tapfern Widerſtand und ergaben ſich erſt, als alle ihre Kräfte erſchöpft waren. Der General der Maharatten benahm ſich großmüthig gegen die muthigen Vertheidiger; freiwillig ſtellte er ihnen ehrenhafte Bedingungen; kein Menſch, ſei er Eingeborener oder Europäer, wurde irgendwie beläſtigt, und er war human genug, freie Ausübung der Religion für All und Jeden zu bewilligen.



Hauptgrotte von Kanheri.

* * *

Wer von Bombay nach der Maharattenſtadt Punah reiſt, muß die weſtliche Ghatkette überſchreiten. Die

Gebrüder Schlagintweit ſchildern die Reiſe als eine ſehr angenehme. Sie hätten, ſagen ſie, ihre Zelte entbehren können, denn ſie fanden in angemeſſenen Zeiträumen ein Dak-Bangalo, ein für Reiſende errichtetes Haus, in welchem dieſelben ein Obdach finden. An Bedienung iſt freilich nur ein Aufſeher vorhanden, und manchmal ſind Lebensmittel kaum zu haben. Das Geräth beſchränkt ſich auf das Allernothwendigſte, nämlich auf einen Tiſch, einige Stühle und Bettgeſtelle; die Betten muß man ſelber mitbringen. Auch die Küche iſt ſehr einfach: die Feuerſtelle, etwa einen Fuß hoch, wird, wie auch beim Kochen im Zelt und im Freien der Fall iſt, von den Köchen derart benutzt, daß ſie vor

Vorderſeite einer Grotte in Kanheri.

derſelben auf dem Fußboden hocken und zwar mit emporgezogenen Knien, nicht, wie bei den Vorderaſiaten, z. B. den Türken, mit untergeſchlagenen Beinen. Man findet im Bangalo ein paar Töpfe, Bratſpieße und eine Steinplatte nebſt einem kegelförmigen Sandſteine; dieſe dienen zum Zerreiben des Curryſtoffes. An manchen Orten giebt es auch ein Abſteigequartier im Stile der Häuſer der Eingeborenen, ein Dharm-ſala; ſolch eine Behauſung iſt aber gewöhnlich finſter und unrein, und deshalb zieht der Europäer vor, in ſeinem Zelte zu bleiben.

In dieſen Bangalos dient, wie überhaupt vielfach in Indien, der Rindermiſt als Brennſtoff, auch, trotz des eigen-

thümlichen Geruches, beim Kochen von Speiſen. Der Stoff wird, um das Brennen zu erleichtern, noch weich zu gleicher Dichtigkeit und Dicke geknetet, und man ſieht ſolche Stücke in großer Menge gegen die Wände der Häuſer gedrückt, damit ſie trocknen. Dem Hindu iſt das Rind ein geheiligtes Thier, und er darf bekanntlich deſſen Fleiſch nicht genießen, aber an dieſer Bereitung des Brennſtoffes findet er nichts Anſtößiges.

In der Landſchaft der Ghats fiel es den deutſchen Reiſenden auf, daß an manchen Stellen große, hellbraune Flecke zu ſehen waren, die man für Lagen hellen Staubes hätte halten können. Bei näherer Beobachtung zeigte ſich, daß es Grasflächen auf Felſen waren; das Gras war eingetrocknet und zeigte keine Spur von Grün; aber während der Regenzeit bieten dieſe Stellen, welche zahlreich über die dunkeln Abhänge zerſtreut ſind, durch ihr lebhaftes Grün eine für Indien ſeltene Zierde.

Punah hat eine ſehr hübſche Lage und iſt wichtig als Garniſonsplatz und als Geſundheitsſtation („Sanitarium"). Als es noch den Maharatten gehörte, leiſteten dieſe den Engländern ſehr tapfern Widerſtand. Ihr Oberhaupt führte den Titel Paiſchwa, der urſprünglich nur einen Miniſter bedeutet. Ein ſolcher war Biswanath Billayi, welcher im Anfange des vorigen Jahrhunderts großen Einfluß gewann, als Punah und deſſen Gebiet nur einen Vaſallenſtaat von Ahmednaggar bildete. Billayi's Nachkommen wurden ſelbſtändige Herrſcher, welche erſt nach langen Kriegen im Jahre 1818 von den Engländern bezwungen wurden. Punah

Hügel von Kanheri.

hatte zur Zeit ſeiner Blüthe etwa 150,000 Einwohner, jetzt etwa 80,000. Es iſt ein Uebelſtand, daß die Stadt an Waſſermangel leidet. Die Umgegend aber iſt berühmt wegen ihrer vortrefflichen, ungemein wohlſchmeckenden Früchte, namentlich der Mangas. Der Mangobaum iſt den Indern auch darum lieb, weil er reichlich erquickenden Schatten ſpendet.

Die Engländer haben ſich in ihrer Weiſe häuslich eingerichtet; ſie bauten Caſernen, eine anglikaniſche Kirche, eine ſchottiſche Kirk und ein kathaliſches Gotteshaus; der große Exercirplatz iſt mit Bangalas eingefaßt; auf demſelben finden Pferderennen und Cricketſpiele ſtatt, wie denn überhaupt dieſe Europäer ſo viel als möglich auch in jenen heißen Gegenden Leibesübungen nicht vernachläſſigen.

Der weltberühmte reiche Parſi, Sir Dſchamſidſchi Dſchidſchidhay, hat ſich um Punah große Verdienſte erwarben, weil er bedeutende Waſſerwerke anlegen ließ; man erſieht aus der Inſchrift auf einer Marmortafel, daß er dafür eine Summe von 175,000 Rupien verausgabt hat.

Vom Hügel der Parduti (dieſen Beinamen führt die Göttin Kali) hat man eine prächtige Ausſicht auf eine ſehr anmuthige Landſchaft; auf der Anhöhe ſelbſt findet man auch mehrere kleine Tempel, welche erſt im vorigen Jahrhundert gebauet worden ſind, und die Trümmer des Palaſtes der Paiſchwas. Auch ſieht man den in der Ferne liegenden Platz, auf welchem vormals die Hinrichtungen ſtattfanden; die Verurtheilten wurden von Elephanten zerſtampft. Ganz oben ſteht eine Pagode, für deren Unterhalt der Maharattenfürſt ſorgte; die engliſche Regierung liefert den Prieſtern keine Lebensmittel, keine Bekleidungsſtaffe und auch keine Ehrenwache, ſie zahlt aber doch alljährlich etwa 1200 Pfund Sterling

Digitized by Google

für die Oberprieſter, die Bayaderen und anderes Tempelgeſinde. Zur Zeit des Paiſchwa wurden jährlich an einem beſtimmten Tage beträchtliche Almoſen an die Armen vertheilt; dieſe Ceremonie, welche eine religiöſe Unterlage hatte, wurde als Datſchma bezeichnet.

Die Straße, welche von Punah, das 1784 engliſche Fuß über dem Meere liegt, nach Waï und Mahabaleſchwar führt, iſt beſchwerlich, aber ſehr maleriſch. Sobald man in eine Höhe von 3000 bis 4000 Fuß gelangt, wird die Temperatur angenehm und die Luft balſamiſch und erquickend. Man weiß dieſe Wohlthat doppelt zu würdigen, wenn man längere Zeit im indiſchen Tieflande verweilt hat und eine Abſpannung der Nerven fühlt. Die Engländer begeben ſich, ſo oft es ihnen die Verhältniſſe erlauben, zu einem der verſchiedenen Sanitarien hinauf, von Bombay aus z. B. nach Mahabaleſchwar, das in 4300 engliſche Fuß Höhe eine mittlere Jahrestemperatur von 19,2° C. hat. Andere Sanitarien ſind jene von Malcolms Pet, Paſchganni und die kleine Station Aghamda, 3769 Fuß, unweit vom Fort Sinhgarh. Dazu kommt noch Purandhar, 3974 Fuß, 21° C., wo ſich eine Invalidenſtation mit Hospital befindet. Die mittlere Jahrestemperatur von Bombay beträgt 26,8°, jene von Punah 24,9° C.

Das Thal von Waï wird vom Kriſchna durchſtrömt, der ſüdlich von Maſulipatam an der Koromandelküſte in den bengaliſchen Meerbuſen mündet. An ſeinen Ufern liegen kleine Tempel, die eine ganz eigenthümliche Architektur haben. Etwa zwei Wegſtunden von Waï ſteht ein ungeheurer Ba-

Der kleine Tempel in Mahabaleſchwar.

nianenbaum, der mit ſeinen Wurzelverzweigungen einen Raum von mehr als zwei Morgen Landes einnimmt.

Die Ortſchaft Mahabaleſchwar („der allmächtige Herr“) liegt weſtlich von Waï und beſteht aus einer Anhäufung von Hütten, welche um verſchiedene kleine Tempel herumliegen; dieſelben haben, wie unſere Abbildung zeigt, eine eigenthümliche Bauart. Im Thale entſpringen fünf Ströme, unter welchen der Kriſchna zu den heiligen Flüſſen der Inder gehört.

Etwa 70 Miles ſüdlich von Punah liegt Sattara, das längere Zeit Reſidenz des Maharattenlönigs war. Die Stadt iſt auf drei Seiten von hohen Bergen umgeben und liegt gleichſam in einem Trichter. Der letzte Paiſchwa, welcher 1818 beſiegt und ſeines Thrones verluſtig wurde, lebte mehr als dreißig Jahre lang in der Verbannung zu Bithur, unweit von Kahnpur (Cawnpore), das in der großen Rebellion der Sipahis eine ſo wichtige Rolle geſpielt hat, und wo der von den Engländern ſchnöde und ſchmachvoll behandelte Nena Sahib eine ſo grauſame und blutige Rache nahm. Auch das Verfahren, welches gegen den letzten Radſcha von Sattara beliebt wurde, iſt von Engländern im Parlamente als eine „ſchwarze Niedrigkeit“ bezeichnet worden: man betrog die rechtmäßigen Thronerben und nahm, ohne auch nur den Schatten eines Rechtsanſpruches aufweiſen zu können, das Land ohne Weiteres in Beſitz. Die Feſtung von Sattara liegt ungemein maleriſch auf einer Anhöhe; dort ſtehen nicht weniger als ſechzehn Tempel, von denen vier dem Siwa und fünf der Bhawani geweiht ſind. Dieſe war früher Göttin der Brautnacht, jetzt iſt ſie die Göttin der Peſt und der Cholera.

Grauenvolle Blutopfer spielen im Wahnglauben der Inder eine bedeutende Rolle. Als Sivadschi mit dem Bau der Festung begann, ließ er, als Opfer für die Göttin, einen Knaben und ein Mädchen unter dem Hauptthore lebendig begraben. Sie waren die Kinder des Häuptlings der Mhars, welche in jenen Gegenden als Parias betrachtet werden. Die Eingebarenen erzählen seener, daß auch unter jedem Thurme Menschen lebendig begraben worden seien, und deshalb kann es nicht auffallen, wenn sie wähnen, daß in der ganzen Gegend Gespenster und böse Geister umgehen. Sie feiern das Dufferahfest, um dieselben zu begütigen und günstig zu stimmen. Man führt einen jungen Büffel vor den Tempel der Bhawani, welche als Schutzgöttin der Festung gilt; nachdem einige Gebete gesprochen worden sind, versetzt der Häuptling der Mhars dem Thiere einen Schwertstreich in den Nacken. Nun wird der verwundete Büffel freigelassen, verfolgt und man schlägt auf ihn mit der Hand oder mit einer Waffe. So wird er Sündenträger derer, welche ihn berühren, sie laden ihre Sünden gleichsam auf ihn ab; der Büffel wird um die Mauern herum gehetzt, bis er wieder an das Eingangsthor gelangt. Dort hauet ihm ein Mhar den Kopf ab und zwar auf einen Hieb, denn das muß geschehen, wenn das Opfer gut und wirksam sein soll. Als Waffe dient ein Kultry, das halb Säbel, halb Sichel ist, eine dicke, aben breite, am Griff schmale Klinge hat, und auch bei den Bergbewohnern von Nepal bekannt ist. Nun werfen sich die Mhars über das geschlachtete Opfer, jeder nimmt ein Stück Fleisch; die angesehensten Männer hängen sich die Gedärme um den Hals, und so zieht man in Procession um die Festung herum, die Geister und Dämonen anflehend, daß sie das Fleisch- und Blutopfer gnädig aufnehmen möchten.

Während die Mhars den Büffel verfolgen, singen sie in vollem Laufe. Der Häuptling ruft: „Schlagt ihn, Mhars, schlagt ihn!“ Die Uebrigen antworten: „Wir wollen ihn schlagen!“ — „Schlagt ihn tüchtig, trefft ihn!“ — „Bruder, wie müssen wir ihn treffen?“ — „Schlagt los auf den Bösen!“ — „Wir werden ihn schlagen, Bruder.“ — Nach dem Opfer richten sie eine Ansprache an die bösen Geister. Der Häuptling sagt: „Nun trinkt dieses Blut, einen Tropfen nach dem andern.“ — Die Menge ruft: „Trinkt dieses Blut, trinkt es!“ — Der Häuptling: „Nun esset dieses Fleisch, Stück nach Stück!“ — Die Menge: „Esset dieses Fleisch!“ — Der Häuptling: „Hier ist die Leber, hier das Brot, hier ist Taback; das nehmt hin und seied uns gnädig!“

So geht es fort. Bei jedem einzelnen Stücke Fleisch, das mit Namen benannt wird, nimmt Einer etwas davon aus der Schüssel und wirft es nach rückwärts über die Schulter auf die andere Seite der Mauer. Die Mhars sind fest überzeugt, daß die Dämonen Alles, was ihnen dargeboten wird, auch annehmen. Sie erzählen, daß in alten Zeiten die Geister viel vertraulicher mit ihnen umgegangen seien als heut zu Tage, denn sie kamen und nahmen das Opfer aus den Händen ihrer Verehrer. Nun aber seien sie wild geworden; jede Gabe, welche für sie bestimmt ist, wird von ihnen in der Luft aufgefangen und fällt niemals auf die Erde.

In Sattara wird auch das berühmte Schwert Siwadschi's gezeigt; es ist gleichsam der Fetisch der Familie; die Klinge stammt aus Genua.

In den Gebirgen, welche sich an der westlichen Küste Indiens erheben, hausen Volksstämme, die von den eigentlichen Hindu völlig verschieden sind; sie haben dunkelere Hautfarbe, langes Haar, starken Bart und leben in den Wäldern aber sind Hirten und Nomaden. An der ganzen Westküste des Dekhan zieht sich ein Waldgürtel hin, der bis oben auf das Gebirge hinaufreicht und sich auch auf der Ostseite fortsetzt. Es ist in jeder Jahreszeit, auch während der trockenen Monate, sehr schwierig, in und durch diese Wälder zu dringen. Die Luft stagnirt, gleich den Gewässern, in den tiefen Schluchten, und die Gährung der verwesenden Pflanzenstaffe, welche einen übeln Geruch verbreitet, erzeugt böse Dünste, mephitische Miasmen. Aber doch treiben sich in diesen Wäldern und Gestrüppen wilde Stämme umher, welche in den verschiedenen Jahreszeiten ihren Aufenthaltsort wechseln. Da, wo sie einige Zeit bleiben wollen, umzäunen sie in einfachster Weise einen Fleck Landes, das sie vermittelst der im Feuer gehärteten Spitze eines Stabes auflockern, um etwas Getreide zu säen. Sie brennen Kohlen und flechten Körbe, aber bis auf den heutigen Tag sind Pfeil und Bogen ihnen unbekannt geblieben. So sind die Wanaras, welche schon der Dichter Walmiki geschildert hat, und ihnen ähnlich erscheinen die Puliahs in Canara.

Ihre Barbarei ist eine vollständige. Die Frau muß selbst an dem Tage, an welchem sie ein Kind gebaren hat, selber für ihre Nahrung sorgen. Nachdem sie dem Kinde die Brust gegeben, macht sie ein Loch in die Erde und füttert dasselbe mit Bannblättern aus; dorthinein legt sie das Kind, um welches sich dann den ganzen Tag über weiter Niemand bekümmert. Vom fünften oder sechsten Tage an wird es jeden Morgen mit kaltem Thau abgewaschen und bekommt schon solidere Nahrung; man läßt es nackt in der Sonne oder in Wind und Regen liegen, und wenn es dabei nicht umkommt, wird es sehr abgehärtet sein.

Diese Wilden haben eine Art von Fetischdienst; sie verfertigen Palmwein; theils trinken sie denselben, theils dient er ihnen als Tauschwaare. Die Männer sind unbekleidet; sie und die Frauen klettern mit der Behendigkeit des Affen auf die Bäume. Die Frauen haben keine andere Leibesbedeckung, als ein schmales Stück Zeng, das sie um die Hüften schürzen.

Der berühmte Tippu Sahid begegnete auf einem seiner Kreuzzüge einer Horde von Puliahs. Als guter Muselmann nahm er Anstoß daran, daß diese Wilden ganz nackt gingen; er ließ die Häuptlinge vor sich kommen und machte ihnen Vorwürfe. Sie entgegneten, einmal, daß sie arm seien, sodann, daß die Sitte der Väter ein solches Nacktgehen erfordere. Tippu aber befahl ihnen, fortan gleich seinen übrigen Unterthanen Kleider zu tragen; er werde ihnen die erforderlichen Stoffe in jedem Jahre zukommen lassen; auch traf er sofort Anstalt, und eine genügende Menge Zeug wurde herbeigeschafft. Die Wilden geriethen darüber in Erstaunen und Angst und beriethen in kleinen Gruppen, was solchem Unglücke gegenüber zu thun sei. Hier handelte es sich um einen Eingriff in die geheiligten Gewohnheiten, in die überkommenen Bräuche. Sie baten den Herrscher, sie mit Schande und Unglück zu verschonen. Einer der Aeltesten warf sich vor ihm nieder, legte das ihm zugetheilte Stück Zeug ihm vor die Füße und bat um Alles in der Welt, sie auch ferner nach der Väter Sitte leben zu lassen. Der Sultan ließ sie gewähren.

In den Wäldern haben diese Barbaren viel mit wilden Thieren zu schaffen, insbesondere sind die Elephanten dort ihre Landsleute. Aber die Trupps wilder Elephanten sind nicht gefährlich, und manchmal läuft ein ganzes Rudel davon, wenn Menschen in die Nähe kommen. Erfahrene Elephantenjäger wollen mit Bestimmtheit wissen, daß ein Rudel niemals in Masse angreife. Verwundete Thiere gerathen allerdings in große Wuth und verfolgen den Jäger, welcher dann allemal seine liebe Noth hat, ihnen zu entkommen; er darf von Glück sagen, wenn es ihm gelingt, in Sicherheit zu kommen. Sehr gefährlich sind falsche Elephanten, die einsam

leben, entweder weil ſie aus der Herde ausgeſtoßen worden ſind oder aus irgend welchem Grunde dieſelbe verlaſſen haben.

In Indien ſind die Elephanten bei weitem nicht mehr ſo zahlreich wie früher, die Schießwaffen haben unter ihnen ſtark aufgeräumt, und namentlich in bewohnten Gegenden ſtellte man ihnen eifrig nach, da ſie den Feldern großen Schoden thun.

Selbſt in den Waldeinöden findet man den einen oder andern Europäer. Der ruſſiſche Fürſt Saltykoff, welcher in die Urwälder der Ghats eingedrungen war, um Elephanten zu jagen, war nicht wenig überraſcht, als er an ein ganz nach europäiſcher Art gebauetes Haus kam. Dort wohnte ein Schottländer mit Frau, Kindern und einer Anzahl indiſcher Diener. Als fleißiger Mann hatte er eine beträchtliche Strecke Waldes gelichtet und bauete nun allerlei Früchte der heißen Zone zumal: Kaffee, Zimmt, Muskatnüſſe, Gewürznelken, Cardamomen, rothen Pfeffer und dergleichen mehr. Er ſtand eben in der Veranda, wo ein Tiſch gedeckt war. Der Schotte bot dem Ruſſen einen Trunk Sodawaſſer, ließ ihm ein Bad bereiten, und bei einem trefflichen Frühſtück wurde Eremitagewein beſter Qualität aufgetragen. Dieſer wunderliche Pflanzer war in hohem Grade gaſtfrei, aber dabei verſchloſſen und faſt mürriſch; offenbar hatte ihm das Klima ſtark zugeſetzt und er litt an Milz und Leber. Auf ſeine „lieben Nachbaren“, die wilden Thiere nämlich, und insbeſondere auf die Elephanten, war er nicht gut zu ſprechen. Man begreift das. Eines ſchönen Abends ſitzt der Schotte mit ſeiner Familie beim Abendbrot in friedlicher Unterhaltung. Da fängt plötzlich das ganze Haus zu wackeln an. Daſſelbe ſteht, um die ſchädlichen Wirkungen der Feuchtigkeit abzuhalten, auf ſtarken Pfählen. Der Mann ahnte ſofort, was vorgehe; da war wieder eines jener Thiere, „welche ihm ſein Paradies verwüſten“. Er nahm ſein Gewehr, ging ans Fenſter und ſah einen Elephanten, der ſich die beſte Mühe gab, das Haus umzureißen. Er hatte eben den Rüſſel um einen Pfeiler der Veranda geſchlungen und arbeitete aus Leibeskräften. Sein Attentat mußte er natürlich mit dem Leben bezahlen.

Vergleich der Volksbildung in verſchiedenen europäiſchen Ländern.

Preußen. — Oeſterreich. — Frankreich. — Italien. — England.

Die vergleichende Methode iſt in den verſchiedenſten Wiſſenſchaften gegenwärtig an der Tagesordnung, und wo genügende Daten vorliegen, zeitigt ſie meiſt vortreffliche Ergebniſſe. Auch die Statiſtik, welche einen ſo rieſenhaften Aufſchwung nimmt, wendet ſich mehr und mehr dem Vergleiche zu, beſonders ſeit ſie in den europäiſchen Ländern ziemlich conform behandelt wird, und ſomit beſſere Anhaltepunkte zu Vergleichungen bietet. Allerdings dürfte noch einige Zeit vergehen, ehe ſie allen in dieſer Beziehung an ſie geſtellten Anforderungen gerecht wird. Bis dahin behelfen wir uns mit den mangelhaften, vorhandenen Daten, und mit ſolchen müſſen wir auch rechnen, wenn wir — um einen *Culturmoßſtab für verſchiedene Völker* zu gewinnen — fragen, wie weit die *Kenntniß des Leſens und Schreibens* bei einzelnen Nationen verbreitet ſei, und wie dieſe Kenntniß ſich in Procentſätzen gegenüber der Geſammtbevölkerung ausdrücke.

Vor zwei Jahren hat eine vom britiſchen Parlamente niedergeſetzte „Commiſſion zur Verbeſſerung des Schulweſens“ über das Unterrichtsweſen in Europa und Nordamerika Bericht erſtattet, und hier finden wir einige Anhaltepunkte. Nicht weniger als drei Jahre lang hatte man Stoff geſammelt, der in 20 großen Bänden dem Parlament gedruckt vorgelegt wurde. Fachmänner waren nach Preußen, der Schweiz, Frankreich, Nordamerika entſandt worden, um den Zuſtand der dortigen Volks-, Mittel- und Hochſchulen ins Auge zu faſſen und mit den engliſchen zu vergleichen. Das meiſte und unbedingteſte Lob wird dem *preußiſchen Schulweſen* geſpendet. Die Elementarſchulen, ſagen die Commiſſäre, ſeien gut und wohlfeil, die Lehrmethoden vortrefflich, und das ganze Unterrichtsſyſtem ſei den Bedürfniſſen des Volkes angemeſſen. Allerdings ſcheint man die wenig gut beleumundeten Schulregulative nicht gekannt zu haben, die den Volksbedürfniſſen gerade nicht „angemeſſen“ ſind. Ueber die Ergebniſſe des Volksſchulunterrichts in Preußen erhalten wir am beſten Auskunft, wenn wir den „Bericht über die Schuldildung der im Erſatzjahre 1868—1869 eingeſtellten Erſatzmannſchaften“ zu Rathe ziehen. Aus dieſem ergiebt ſich, daß immer noch 3182 Mann oder 3,94 Procent der Geſammtſumme *ohne alle Schuldildung* waren. Die alten Landestheile nehmen hieran Theil in folgendem Maße:

Preußen . . .	1464	Mann	oder	13,26 Procent.
Poſen	884	„	„	14,73 „
Pommern . .	66	„	„	1,24 „
Schleſien . .	380	„	„	3,05 „
Brandenburg	51	„	„	0,65 „
Sachſen . . .	37	„	„	0,52 „
Weſtphalen .	93	„	„	1,62 „
Rheinland . .	92	„	„	0,81 „

Betrachten wir dieſe Tabelle näher, ſo ergiebt ſich eine rapide Abnahme der Schuldildung, je weiter wir nach Oſten gelangen, und zwar hängt dieſes unzweifelhaft mit der *ſlaviſchen* Bevölkerung im Oſten Preußens zuſammen: Poſen, Preußen und Schleſien (hier kommen die oberſchleſiſchen Waſſerpolaken in Betracht) ſtehen am tiefſten in der Scala. *Deutſchthum und Schuldildung ſind Begriffe, die ſich gegenſeitig decken*, wo aber die *ſlaviſche* Bevölkerung auftritt, da zeigt ſich ſofort eine auffällige Abnahme der Schuldildung. Der Regierung kann die Verantwortlichkeit dafür nicht in die Schuhe geſchoben werden; dieſe ſorgt gleichmäßig für ihre Staatsangehörigen deutſcher wie ſlaviſcher Zunge. Aber die verrotteten Zuſtände in den ehemals polniſchen Landen konnten auch in dem halben Jahrhundert, ſeit Poſen preußiſch iſt, nicht ſo ſchnell ausgetilgt werden, obgleich die Regierung dort redlich für Schulen ſorgte.

Am erfreulichſten waren die Reſultate in Berlin und Hohenzollern, wo bei den friſch eingeſtellten Mannſchaften *nicht ein Fall von mangelnder Schuldildung* ſich ergab. Die neuen Provinzen weichen nicht ab von den übrigen rein deutſchen Landſchaften Preußens, und zwar mangelt die Schuldildung von den Erſatzmannſchaften des Jahres 1868 bis 1869:

In Hannover	73	Mann	oder	1,08 Procent.
„ Schleswig-Holſtein	17	„	„	0,67 „
„ Heſſen	15	„	„	0,55 „
„ Naſſau-Frankfurt .	8	„	„	0,45 „
„ Lauenburg	2	„	„	0,81 „

Aehnlich ſtellen ſich die Ergebniſſe in den übrigen deutſchen Ländern und der Schweiz, die bekanntlich viel Geld auf guten Unterricht verwendet. Einzelne Kreiſe in Baiern, namentlich die altbaieriſchen Gegenden, ſtehen jedoch bedeutend zurück hinter Franken und der Pfalz, und die Thatſache iſt nicht unbeobachtet geblieben, daß da, wo die ultramontanen Abgeordneten gewählt wurden, die Schulbildung die mangelhaftere, die Zahl der Verbrechen die größere ſei, gegenüber den Wahlbezirken, die liberale Abgeordnete ſtellten. Ein inniger Zuſammenhang dürfte hier kaum zu leugnen ſein.

Gehen wir nach Oeſterreich, ſo drängt ſich uns ſofort wieder die Thatſache auf, daß die Schulbildung in dem vorwiegend deutſchen „Cisleithanien“ verbreitet iſt, und zwar in den ehemals zum deutſchen Bunde gehörigen Ländern, nicht aber in den jetzt widernatürlich mit dieſer Reichshälfte vereinigten Ländern Galizien und Dalmatien, die weder geographiſch noch ethnagraphiſch zur Weſthälfte der Monarchie gehören. Nehmen wir für Oeſterreich-Ungarn wieder die Armee zum Maßſtabe, ſo ergiebt ſich, daß von den 1865 und 1866 eingeſtellten Recruten des Schreibens kundig waren:

In Niederöſterreich	83½	Procent.
„ Böhmen	60½	„
„ Mähren	45¾	„
„ Schleſien	69½	„
„ Tirol	36½	„
„ Ungarn	25½	„
„ Croatien	13	„
„ Siebenbürgen	8¾	„
„ Galizien	4¼	„
„ Krain	3½	„
„ Dalmatien	1¼	„

Wie beſchämend für viele Kronländer iſt nicht dieſe Tabelle! Selbſt das finſtere Tirol mit ſeinen „ſchwarzen Tſchechen“ übertrifft noch alle öſtlichen Länder, die mit ihrer vorwiegend ſlaviſchen, magyariſchen und wallachiſchen Bevölkerung weit hinter den deutſchen Theilen Oeſterreichs zurückſtehen. Aber auch da, wo Deutſche und Slaven gemiſcht unter einander wohnen, zeigt ſich ein Vorherrſchen der Volksbildung auf Seiten der Deutſchen. Böhmen gehört zu den am weiteſten vorgeſchrittenen Ländern der Monarchie; ſeine Tſchechen erhielten unter dem unausgeſetzten deutſchen Einfluſſe eine Bildung, welche diejenige aller übrigen Slaven weit überragt. Vergleichen wir aber die deutſchen und ſlaviſchen Bewohner dieſes Landes mit Bezug auf ihre Schulbildung, ſo liegt das Uebergewicht wieder auf deutſcher Seite, wie dieſes zweifelsohne durch den Schulbeſuch in deutſchen Kreiſen gegenüber tſchechiſchen feſtgeſtellt wird. Im Jahre 1860 wurden die böhmiſchen Volksſchulen von 610,970 Kindern beſucht, ſchulpflichtig waren im ganzen Lande 629,400; es gingen ſomit nicht in die Schule 19,000 Kinder, und dieſe entfallen vorzugsweiſe auf tſchechiſche Kreiſe, wie aus der nachſtehenden Tabelle hervorgeht, welche nach der Volkszählung von 1857*) die Anzahl der Deutſchen und Tſchechen anführt und daneben in Procenten die ſchulpflichtigen Kinder, welche keine Schule beſuchen.

Leitmeritz	353,000	Deutſche	44,000	Tſchechen	— 0 Proc.
Eger	367,000	„	—	„	— 1 „
Saaz	208,000	„	25,000	„	— 1 „
Jitſchin	102,000	„	237,000	„	— 2 „
Königgrätz	96,000	„	249,000	„	— 2 „
Bunzlau	224,000	Deutſche	186,000	Tſchechen	— 3 Proc.
Chrudim	56,000	„	299,000	„	— 3,2 „
Budweis	130,000	„	146,000	„	— 4 „
Tſchaslau	14,000	„	299,000	„	— 4 „
Pilſen	126,000	„	259,000	„	— 4,3 „
Prag	30,000	„	619,000	„	— 5 „
Tabor	—	„	355,000	„	— 5 „
Piſek	57,000	„	256,000	„	— 6,5 „

Nicht berückſichtigt ſind in dieſer Tabelle die Juden Böhmens, welche alle leſen und ſchreiben können.

Noch weit deutlicher würden dieſe ſtatiſtiſchen Vergleiche in die Augen fallen, wenn man ſie nach der ſogenannten graphiſchen Methode darſtellte, und durch verſchieden ſtarke Schraffirungen die Procentſätze der Bevölkerung, welche leſen und ſchreiben kann, gegenüber den Analphabeten auf der Karte zur Anſchauung brächte. Ausgeführt iſt dieſes Verfahren in Frankreich, wo die berühmte ſogenannte „Unwiſſenheitskarte“ ein trauriges Bild von der Volksbildung unſerer überrheiniſchen Nachbaren lieferte. Um den Vergleich mit dem früher Geſagten zu ermöglichen, nehmen wir wieder die Armee als Baſis unſerer Mittheilungen an. Im Jahre 1848 gab es in ganz Frankreich unter 100 Conſcriptionspflichtigen nach 38,12, welche zu den „illettrés“ zählten; 1863 hatte ſich dies Verhältniß auf 28,81 und 1866 auf 24,32 Procent vermindert. Nimmt man aber, um die Durchſchnittsbildung der Franzoſen zu erkennen, noch die weibliche Bevölkerung hinzu, ſo erhält man noch weit ungünſtigere Ergebniſſe. Im Jahre 1866 ereignete es ſich, daß von 100 Bräuten nicht weniger als 42 unter den Heirathscontract an Stelle der Namensunterſchrift drei ††† machen mußten! Unter 100 Männern jedoch nur 26.

Auf der erwähnten Karte ſind die Departements in fünf Claſſen getheilt, und zwar zählte man zur erſten jene, in welchen die des Leſens und Schreibens Unkundigen nur 0 bis 5 Procent der Conſcribirten betragen, die zweite zählt deren 5 bis 10, die dritte 10 bis 25, die vierte 25 bis 33½ Procent, die fünfte, was darüber iſt. Nach der Aushebung von 1866 fielen von 89 ziemlich gleich großen franzöſiſchen Departements nur 8 auf die erſte Claſſe, und dieſe liegen ſämmtlich im Oſten des Kaiſerthums, gehörten ehemals zum deutſchen Reiche und ſind der Nationalität nach noch vorherrſchend von Deutſchen bewohnt. Alſo auch hier wieder zeigt ſich die Superiorität der Deutſchen auf dem beſprochenen Gebiete. Obenan ſteht das Departement der Vogeſen mit nur 1,76 Procent Analphabeten. Dann folgt Doubs mit 2,81, Maas mit 2,89, Meurthe 3,36, Obermarne 3,87, Côte d'or 3,93, Niederrhein 4,42 und Jura 4,70 Procent. Die zweite Claſſe mit 5 bis 10 Procent des Schreibens und Leſens Unkundigen wird von elf Departements gebildet; die dritte (10 bis 25 Procent) von 26; auf die vierte fallen 22, auf die fünfte ebenfalls 22. Den niedrigſten Rang nimmt das Departement Haute Vienne ein, wo nur 45,49 Procent der Conſcribirten leſen konnten.

Man iſt bemüht, ſolchen barbariſchen Zuſtänden durch Vermehrung der Schulen entgegenzuwirken, und dieſe thut allerdings dringend Noth. Im Jahre 1865 ermangelten von 37,548 Gemeinden Frankreichs noch 694 jeglicher Schule. Von vier Millionen franzöſiſcher Kinder, die, im Alter von 7 bis 13 Jahren ſtehend, ſchulpflichtig waren, beſuchten 440,000 oder über 10 Procent gar keine Schule; nur 49,8 Procent, noch nicht die Hälfte, gingen regelmäßig zur Schule, 18,8 Procent beſuchten dieſe nur 6 bis 9 Monate im Jahre.

Das franzöſiſche Unterrichtsweſen ſelbſt leidet noch an bedeutenden Mängeln, und ehe dieſes ſelbſt nicht auf eine beſſere Stufe erhoben wird, dürfte kaum eine durchgrei-

*) Seit 1857 hat in Oeſterreich keine Volkszählung ſtattgefunden. Es rangirt in dieſer Beziehung in Europa neben der Türkei.

sende Aenderung stattfinden. In dem oben erwähnten englischen Parlamentsberichte heißt es von demselben: „Es sei eine vortreffliche Maschine zur Entwickelung der intellectuellen, aber nicht der moralischen Eigenschaften der Jugend. Die Lehrer folgten streng dem vorgeschriebenen Lehrplane.“ Bis zu welchem Grade dieses der Fall ist, dafür finden wir noch einen Beleg in der „Revue de l'instruction publique“, welche den Schematismus an den Pranger stellt und wörtlich sagt: „Ueberall, wo es ein Lyceum giebt, erklären in jeder Classe, an demselben Tage, zur selben Minute alle Lehrer dieselbe Stelle desselben Textes und sprechen so zu sagen dieselben Worte. Jemand hat vorgeschlagen, alle öffentlichen Uhren in Paris mit der Uhr des Stadthauses zu verbinden und so in allen Vierteln eine gleichmäßige Zeit herzustellen. Was man in Betreff der Uhren vorgeschlagen hat, das ist in Betreff der Schulen verwirklicht. Nach diesem schönen Reglement unterrichtet nicht mehr ein Mensch, sondern eine Maschine, eine Professor-Uhr, Professeur-Breguet.“ So in den höheren Anstalten, und fast noch schlimmer ist dieses System in den Volksschulen. Der „Siècle“ hatte Recht, als er vor einigen Jahren ausrief: „In Bezug auf den Volksunterricht stehen wir in der letzten Reihe der europäischen Mächte. Und dabei bilden wir uns ein, daß wir an der Spitze der Civilisation einhergehen.“ Diese Stimme war in der That einmal vorurtheilsfrei, aber ein weißer Sperling unter den Franzosen.

Betrachten wir einen andern romanischen Staat, Italien, so ist auch hier nicht zu verkennen, daß neuerdings Schritte zur Verbesserung der daniederliegenden Volksbildung gethan werden, allein die Zustände sind auch hier, so wie sie jetzt aussehen, noch grauenhaft genug. Eine schnelle Besserung kann der Natur der Verhältnisse nach nicht erzielt werden, denn die Kinder, die jetzt in den neu errichteten Schulen Belehrung empfangen, kommen erst in etwa 15 Jahren zur Conscription, heirathen vielleicht in 20 Jahren und dann erst zeigen sich die Resultate. Nach der Volkszählung von 1861 gab es unter den 21,777,334 Bewohnern der damals zum Königreich gehörigen Provinzen nicht weniger als 16,999,701, die nicht lesen und schreiben konnten, d. h. 78 oder, wenn man die Kinder unter 5 Jahren außer Rechnung läßt, 71,75 Procent der Bevölkerung ermangelten jeder Schulbildung. Im Jahre 1864 belief sich die Zahl der Elementarschulen auf 31,804. Von den 7345 Gemeinden, aus denen der Staat bestand, entbehrten noch 376 ganz der Schule, 461 hatten keine Knaben-, 1884 keine Mädchenschule. Die Schulen wurden besucht von 1,178,734 Schülern, während die Zahl der schulpflichtigen Kinder 3,228,237 betrug, oder mit anderen Worten, nur 37 Procent aller italienischen Kinder besuchten die Schule*).

Eine weitere Beleuchtung der Volksbildung oder vielmehr Unbildung der Italiener ermöglicht uns die 1868 veröffentlichte Zusammenstellung des königlich statistischen Büreaus über die im Jahre 1866 abgeschlossenen Civilehen. Deren Zahl betrug 120,752. Der Civilact konnte unterschrieben werden von 22,395 Brautpaaren gleichzeitig; 25,957 bloß vom Bräutigam, 3002 bloß von der Braut und 69,398 (aber 57 Procent) von keinem Theile. Von den 241,504 Personen, welche obige Ehepaare ausmachten, unterschrieben also 73,749 den Civilact, während 167,755, also fast 70 Procent, erklärten, nicht lesen und schreiben zu können. Das stimmt überein mit der oben bei den Kindern angegebenen Zahl. Und diese 70 Procent bilden den Theil der italienischen Bevölkerung, dem für 30 Jahre die Zukunft gehört.

So stellt sich uns der Gesammtstaat dar, wobei jedoch Venetien noch nicht eingerechnet ist, dessen Zuwachs die Procentzahl der Unwissenden etwas herabdrückt, da dort unter österreichischer Herrschaft besser als in den italienisch regierten Staaten für die Volksbildung gesorgt war. Sehen wir aber Italien nach seinen einzelnen Theilen an, so erhalten wir ein Bild, wie ungemein verschieden die Schulbildung vertheilt ist. Der Norden steht am höchsten, je weiter wir aber nach Süden vorrücken, desto ungünstiger werden die Verhältnisse, desto mehr nehmen Rohheit und Unwissenheit zu. Die Brigantenprovinzen halten gleichen Schritt mit den entlegensten Theilen der Inseln Sardinien und Sicilien. Von 100 Paaren konnten nicht den Act der Civiltrauung unterschreiben in:

Turin 15, Como 18, Bergamo 22, Novara 24, Cuneo 32, Porto Maurizio 32, Livorno 32, Brescia 33, Alessandria 35, Milano 35, Genua 39, Pavia 43, Florenz 43, Lucca 44, Cremona 46, Pisa 46.

Wir übergehen hier eine große Anzahl Provinzen, deren Procentzahl von Schreibensunkundigen in der Mitte liegt, und steigen gleich hinab in die tiefsten Regionen, wo der Absolutismus im Bunde mit einem lichtscheuen und selbst unwissenden Clerus ein geistig dunkeles Geschlecht heranzog. Unter 100 Brautleuten waren des Schreibens unkundig in:

Massa-Carrara 56, Bologna 58, Neapel 59, Grossetto 60, Modena 60, Siena 62, Arezzo 62, Ancona 63, Parma 63, Palermo 64, Ferrara 66, Umbria 67, Abruzza ulteriore II. 67, Pesaro 68, Urbino 68, Sassari 68, Ravenna 68, Macerata 68, Piacenza 69, Forli 72, Cagliari 74, Terra di Lavoro 75, Molise 76, Messina 76, Principato citeriare 77, Caltanisetta 77, Catania 77, Principato ulteriore 78, Benevento 78, Ascoli 78, Terra d'Otranto 79, Capitanata 79, Girgenti 79, Siracusa 80, Calabria ulteriare 80, Abruzza ulteriore I. 80, Trapani 81, Abruzzo citeriare 81, Basilicata 83, Terra di Bari 85, Calabria citeriare 86.

Also auch hier entwickelt sich vor uns ein trauriges Bild! Da können wir Deutschen denn ruhig sagen: „Wir danken Dir, daß wir nicht sind wie jene!“ Die Niederländer, Schweden, Norweger und Dänen stehen mit uns, was Schuldbildung anbelangt, so ziemlich auf gleicher Stufe. Am weitesten zurück unter allen germanischen Völkern sind die Engländer, und mit einem Hinblick auf diese wollen wir schließen. In England besteht bekanntlich kein Schulzwang. Der verstorbene Prinz Albert, welcher die segensreichen Folgen dieser Einrichtung in seiner deutschen Heimath kennen gelernt, bemühte sich freilich, etwas Aehnliches in England durchzuführen, stieß jedoch auf harten Widerspruch, weil er die „freie Selbstbestimmung“ antasten wolle. Es ist nicht nöthig, hierüber zu streiten; wie sehr die Engländer aber noch in der Volksbildung zurück sind, erkennt man aus einem Parlamentsausweise, der bis 1865 reicht und bemerkenswerthe Daten liefert. Diese Zusammenstellung bringt die Zahlen der Männer und Frauen, welche bei ihrer Heirath in die betreffenden Register ein Zeichen machen mußten, statt ihre Namen einzuschreiben. Mehr als ein Drittel der Männer in Wales, fast ein Drittel der Männer von Herfordshire, Cambridgeshire und Norfolk mußten zu diesem Auskunftsmittel greifen. In dieselbe Nothwendigkeit waren mehr als ein Drittel der Männer in Suffolk, 35 Procent der Männer von Bedfordshire und Staffordshire, 38 Prozent in Monmouthshire versetzt. In Lancashire war unter vier Männern immer einer, der nicht schreiben konnte. Geht man

*) Vergl. den Aufsatz des Professors Garetti im Politecnio „L'instruzione elementare del regno d'Italia“. Decemberheft 1867.

zurück auf frühere Daten, ſo iſt allerdings ein Fortſchritt unverkennbar. Während im Jahre 1845 die Zahl der Männer 66,8 Procent und die der Frauen, welche bei der Heirath ihren Namen ſchreiben konnten, 50,4 von der Geſammtſumme betrug, hatte ſich im Jahre 1855 das Verhältniß ſchon ſo weit gebeſſert, daß die Männer mit 70,5 und die Frauen mit 58,8 Procent figuriren, und das Decennium 1855 bis 1865 hat die Procente auf 77,5 bei den Männern und 68,8 bei den Frauen gehaben.

Richard Andree.

Aſiatiſche Völkertypen.

Von **Hermann Vambery** *).

Die Kurden.

Den mammentalen Ueberreſten der altparſiſchen Anſchauung und religiöſen Schwärmerei, deren letzte Ueberbleibſel die heutigen „Gebrn“ ſind, kann als paſſender Gegenſatz ein Bild aſiatiſcher Rauhheit und unbändiger Luſt zum Ramadenweſen der heutigen Kurden, die eben in denſelben Eigenſchaften ſchon vor drei Jahrtauſenden glänzten, an die Seite geſtellt werden. Herodot und Xenophan erzählen van Raubluſt und Sucht nach Abenteuern, welche dieſes Volk kennzeichneten, und darin haben die Kurden ihren Nationalcharakter nicht um eines Haares Breite verändert.

Wild romantiſch, wie die Berge, welche ſie ſchon ſeit Jahrtauſenden bewahnen, iſt der äußere Andlick wie der innere Gedankengang der Kurden nach heutzutage. Die alte Religion des „Weiſen von Baktra“ ſammt ihrer humaniſtiſch-philoſophiſchen Lehre ſowohl, als auch das Erſcheinen des Prapheten aus Hedſchas mit der mehrere Jahrhunderte darauf folgenden blühenden Cultur des Islams, Alles iſt an den lalten Felſenwänden des kurdiſchen Heimathslandes ſpurlos vorübergezogen; nichts hat dieſes Urvalk des iraniſchen Stammes auf die Bahn der Cultur bringen können, und ſelbſt heutzutage, wo einzelne Strahlen der abendländiſchen Cultur ihren Weg van Konſtantinopel aus über die fernen Ufer des Tigris und Euphrat, ja bis tief hinein in das Innere Aſiens nehmen, ſelbſt heute haben Kurdiſtan und der Kurde der gewaltig donnernden Stimme des „Barwärts“ widerſtehen können.

Wahrlich, Kurdiſtan verdient mehr Aufmerkſamkeit van Seiten des europäiſchen Reiſenden, als ihm bis heute zu Theil geworden war. Es iſt gleichſam eine Schweiz Aſiens, die an Schönheit nur mit den Gegenden des Alatau's verglichen werden kann. Impoſant ſind wohl die Berge des Himalaya, doch reizend iſt das nördliche Euphratgebiet, und wenn auch in den nardperſiſchen Landſchaften Gilan nnd Mazenderan die Vegetation eine üppigere iſt, ſo fehlt dagegen dem kurdiſchen Gebirge die fiebererzeugende Luft, und das Klima ſeiner Alpenregion wird als ein entzückendes geſchildert. Zwiſchen Meſapotamien, Armenien, Azerbaidſchan und Irak gelegen, hat das Land der Kurden heute ebenſawenig eine Grenze, wie der wilde Trieb ſeiner Einwohner, welchen die Feſſel irgend einer Regierung niemals angelegt werden kannte. Die Herrſchaft der Türken, Perſer und Araber über ſie iſt und war immer nur eine nominelle; nur dem Aberglauben und Graubärten gelingt es manchmal, ſie zu cantroliren, und ſie waren auch von jeher mehr eine Laſt und Plage für die betreffenden Regierungen, als der Born eines Ertrages und ſtaatlichen Nutzens. Da ſie den öſtlichſten Punkt des attomaniſchen Kaiſerſtaates bilden, ſa hat die Pfarte es ſelbſt heute für gut befunden, wenn ſie in keine gefährlichen Unruhen — wie die Bedr Chan Bey's war — ſich einlaſſen will, den Ungehorſam lieber ſtillſchweigend hinzunehmen, als mit einem fruchtlaſen Diſciplinarverfahren ſich ſelber zu ſchaden. Der Kurde gleicht einer wilden Ziege — ſagte mir einſt ein Türke —, wer ihn melken will, muß ihm van Fels zu Fels nachſpringen kännen, und weil dies die Diener unſers Sultans nicht im Stande ſind, ſa gelingt es den Kurden, ſich ungeſchoren immer aus der Affaire zu ziehen.

In Perſien machen ſie der Regierung noch mehr zu ſchaffen, da ſie ſich in verſchiedenen Theilen des Reiches zerſtreut befinden und überall der Behörde Schwierigkeiten bereiten. Die kleinſte Gruppe derſelben hält ſich in Chorafſan um Kaduſchan herum auf. Sie iſt als Barpaſten gegen die Turkomanen dahin verſetzt worden; ſehr häufig aber gehen dieſe Kurden trotz des religiöſen Unterſchiedes mit letzteren gemeinſchaftlich auf Raubzüge aus.

Die zweite Gruppe bewohnt den ſüdöſtlichen Theil der Proviaz Aſerbaidſchan und erkennt die Suprematie des Schahs nur ſa lange an, als man ſie durch Steuereinhebungen nicht behelligt; denn wenn man ihnen in dieſer Hinſicht Zumuthungen ſtellt, ziehen ſie alsbald entweder auf das benachbarte Gebiet des Sultans aber des Kaiſers von Rußland.

Die dritte Gruppe — Makuer-Kurden genannt — wahnt am Fuße des Araratberges. Zur Zeit ſind ſie dem Schah gehorſam, nicht ſo ſehr in Falge eines Inſtinctes, als vielmehr wegen der reichen Spenden, die den kurdiſchen Häuptlingen van Teheran aus zufließen.

Die vierte Gruppe befindet ſich um Sandſch Bulak, dem Centrum der eigentlichen Kurdenwelt, herum; ihre geſammte Anzahl beläuft ſich hier auf mehr als eine Viertelmillion, und um einen Begriff van den Verhältniſſen dieſer Gegend zu der Centralverwaltung in Teheran zu geben, muß ich erzählen, daß eine Reiſe von hier aus in das tiefere Innere der Kurdenpravinz, ſei dies für Perſer aber Andere, noch immer mit Gefahren verbunden iſt.

Die fünfte Gruppe iſt jene, welche in dem meiſt ſüdlich gelegenen Senna ihren Aufenthalt hat; ſie iſt die beträchtlichſte van allen, kebt auch in den meiſt geregelten Zuſtänden, und was die perſiſche Armee an Kurdencontingent beſitzt, das wird aus Senna und dem nahen Kirmanſchah recrutirt. Die Kurden dieſes Diſtrictes beſitzen auch die größte Induſtrie. Eine bedeutende Quantität von Teppichen, rauhen Tuchſtoffen und kurzröhrigen Schafwollſtrümpfen in den herrlichſten Farbenmiſchungen werden von hier aus nach den fernſten Theilen Irans expartirt.

Was den Import betrifft, ſo brauchen ſie außer Waffen

*) Vergl. Bd. XVI, S. 381 ff.: „Die Gebr oder Feueranbeter.“

und einigen Schmuckgegenſtänden der Frauen nur ſehr wenig Erzeugniſſe der europäiſchen Induſtrie. Die Kurdin, wie die Turkomanin und überhaupt alle Nomadenweiber, thut ſich durch beſondern Fleiß und Emſigkeit hervor. Mit dem Kinde auf dem Rücken ſchlägt ſie das Zelt auf, melkt Ziegen und Schafe, wirkt Strümpfe, ſtriegelt das Pferd ihres Herrn, putzt ſeine Waffen und bindet ihm auch bisweilen die bunteſten Tücher um ſeinen Turban herum. In Regen und Schnee, im Sturme und in der Sonnenhitze iſt ſie das immer rege, ewig thätige Mitglied der Familie, ſie ſteht aber trotzdem nicht in ſehr großen Ehren; denn nachdem ſie mit Mühe die Wohnung in Ordnung gebracht und das Mahl bereitet hat, ſteht ſie mit einem ſklaviſchen Gehorſam zu, wie ſich die männliche Geſellſchaft ſättigt, während ihr Geſchlecht von den Ueberbleibſeln zehren muß. Ja die Geduld eines Nomadenweibes iſt unbeſchreiblich und unerklärlich.

Der Kurde ſelbſt iſt zumeiſt von hagerer, ſchlanker Geſtalt, mit einem Geſichte, welches den treueſten Typus der alt-mediſch-perſiſchen Race an ſich trägt, ja er ſieht mit ſeinen länglich ſchmalen Zügen den durch die Sculptur verewigten Ueberreſten altperſiſcher Phyſiognomien in Perſepolis, Schapur und anderen Orten viel ähnlicher, als die durch türkiſch-arabiſche Racenkreuzung ziemlich entſtellten heutigen Iranier. Denn was das Primitive betrifft, ſo kann hierin nur der Gebirgsbewohner von Gilan und Mazenderan ihm zur Seite geſtellt werden. Beſonders ſind es ſeine Augen, dieſe ewig funkelnden, auf Unheil oder Trug ſinnenden Lichter, durch welche er unter Hunderten von Aſiaten erkennbar wird. Es iſt merkwürdig, daß ſowohl der Beduine wie der Turkamane durch dieſe Kennzeichen unter ſeinen anſäſſigen Stammesgenoſſen eben ſo ſehr auffällt. Iſt es der unüberwindliche Haß gegen vier Wände, oder der grenzenloſe Horizont, oder das Leben im Freien, welche dieſen Glanz in die Augen der Nomaden hineinzaubern? Es iſt mir das bis heute noch unerklärlich! Ob im Bazar, oder in der Maſchee und Karawane, immer habe ich durch dieſes wilde Rollen des Augapfels, durch den ſtieren, kühnen Blick den von den Feſſeln des engen Zuſammenlebens minder gedrückten Aſiaten auf den erſten Anblick unterſcheiden können. Dieſe Leute kennzeichnen ſich immer durch eine leichtere Haltung, flinkere Bewegung, durch wenig Fleiſch, aber mehr Muskelkraft, durch mehr Aberglauben als Judicium, und haben von Moral die verworrenſten Begriffe. So ſind auch die Kurden.

Ihr Anzug beſteht zumeiſt aus einer hohen Filzmütze, welche, entweder mit einem Schawl oder mit mehreren Kattun- und Seidentüchern umwunden, den bizarr ausſehenden Turban bildet. Dieſer Kopfputz, von dem bisweilen rechts und links Tuch- oder Schawlſpitzen mit einſtudirter Nachläſſigkeit herabhängen, verleiht dem nicht ſehr dürftigen, ſonnengebräunten, rauhen Geſichte des Kurden einen ſonderbaren Reiz, und ſteht mit dem übrigen faltenreichen, ſchlotternden, lappigen Gewande in beſtem Zuſammenhange. Zunächſt kommen die unvermeidlichen, formloſen, aus Ziegenhaaren bereiteten, ſchwarz und weiß geſtreiften Pluderhoſen, deren jeweiliger Schnitt den Reiter kennzeichnet. Den Oberleib bedeckt eine kurze Jacke mit aufgeſchnittenen, lang herabhängenden Aermeln, und über dieſe wird die waſſer- und winddichte Aba geworfen, deren Spiel mit dem Winde dem ſchnell dahinjagenden Kurden ein phantaſtiſches Ausſehen verleiht. Wie ſelbſtverſtändlich, kann der unvermeidliche Gurt nie fehlen; er birgt den Dolch, das Schwert und die kleine Pfeife in ſich, aus welch letzterer der dem gelben Staube ähnliche Tabak aus Ravandis geſchmaucht wird. Beſonders iſt es der Speer mit dem ſchwarzen Büſchel, dieſe älteſte Waffe, welche dem Kurden nie fehlen darf, und während der Schild aus Vorderaſien ganz verdrängt und nur noch in den Thälern des Hindukuſch und an den Ufern des Indus anzutreffen iſt, ſo ſind die Kurden das einzige Volk, bei dem dieſe Schutzwaffe noch heute im Glanze vergangener Jahrtauſende exiſtirt.

Den gebirgigen Gegenden mit Liebe anhängend, ſind die Kurden ein Reitervolk par excellence; ihre Pferde ſind klein, aber ausdauernd, und die Stute wird immer den Hengſten vorgezogen, weil dieſe durch ihr ſtilles Verhalten zu Raubzügen geeigneter iſt und, wie man annimmt, auch mehr Strapazen erleiden kann. Was ihr kriegeriſches Temperament betrifft, ſo zieht die türkiſche Regierung nach Einführung der regulären Truppen wenig Nutzen aus denſelben; deſto bedeutender ſind die Dienſte der kurdiſchen Reiterei, natürlich bei guter Bezahlung und Ausſicht auf reiche Beute, für den Schah von Perſien. Dem iraniſchen Reiter iſt der Kurde weit überlegen, doch mit den Türken Transkaukaſiens und namentlich mit dem Turkomanen kann er ſich nicht meſſen.

Die Sprache der Kurden klingt durch die allerrauheſten Gutturalen, an denen ſie reich iſt, für das fremde Ohr ſehr unangenehm, und obwohl ſie mit der perſiſchen verwandt iſt, fehlt ihr doch gänzlich die Harmonie und der Wohlklang der letztern. Ihre Literatur beſchränkt ſich auf Volkslieder, Biographien von Heiligen und einige nichtsſagende Werke religiöſen Inhaltes, von denen ſich die größte Sammlung nebſt den reichhaltigſten Notizen über Grammatik und Lexicographie der kurdiſchen Sprache im Beſitze des Herrn Djada, ehemaligen ruſſiſchen Conſuls in Erzerum, befindet. Dieſem gelehrten Herrn, der ſich beinahe dreißig Jahre lang mit dieſem intereſſanten Volksſtamme beſchäftigt hat, verdanken wir auch die Veröffentlichung einer in perſiſcher Sprache geſchriebenen Geſchichte der kurdiſchen Nation, ja beinahe Alles, was wir über dieſes ſchon im hohen Alterthume gekannte Volk wiſſen.

Obwohl ſie in den Städten dem Anſcheine nach ſtrenge Mohammedaner ſind, ſo ſehen wir doch im nomadiſchen Kurden das bunteſte Bild von religiöſer Toleranz, Aberglauben und Fanatismus. In Diadin, an der Grenze zwiſchen Perſien und der Türkei, wo ich vierzehn Tage in der Mitte des Stammes der Haideranlu-Kurden zubrachte, und wo ſich zu mir, als zu einem Efendi, alle Welt hindrängte, kannte ich oft ſtundenlang auf einem und demſelben Teppiche mit Sunniten, Schiiten und Teufelsanbetern mit größter Vertrautheit converſiren. Zwiſchen den erſteren beiden Secten iſt eine gewiſſe Spannung wohl nicht zu verkennen, doch iſt um ſo auffallender die Schonung gegenüber dem Teufelsanbeter, und das Wort Schetan, welches bei Einem Läſterung, bei dem Andern den Namen der Gottheit bedeutet, wird ſorgfältig vermieden. Ja Mohammedaner konnten mich ſtundenlang anhören, wenn der Jeſidi, wie wir die „Teufelsanbeter“ nennen, von dem Glanze und der Herrlichkeit des Meliktous (le roi paon), einer Gottheit erſten Ranges der Teufelsanbeter, ſpricht.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten.

Im vergangenen Jahre ist im Eisenbahnbau in den Vereinigten Staaten mehr und Größeres geleistet worden, als jemals zuvor. Die Vollendung der Pacificbahn war ein Weltereigniß. Aber auch außerdem ist überall im Osten und Westen fast in allen Staaten mit der größten Energie gebaut worden. Nicht weniger als ⅛ der ganzen jetzt im Betrieb befindlichen Bahnen, nämlich 6,588 37 Meilen, sind im vorigen Jahre gebaut worden. In einem Jahre wurde das geleistet, wozu man in früheren Jahren 6 bis 10 Jahre gebraucht haben würde. Denn an der Bahnlänge, wie sie Ende 1868 im Lande existirte, also an ⅞ der jetzt im Betrieb stehenden Meilen Bahn, war 40 Jahre lang gebaut worden. — Es sind nicht weniger als 24,506 83 Meilen Bahn projectirt oder im Bau begriffen, die binnen wenigen Jahren vollendet sein werden. Das wird eine Totallänge von 76,366 38 Meilen ergeben. — Im Betrieb sind augenblicklich 48,860 35. Die Gesammtkosten am Bau- und Betriebsinventar betragen die riesige Summe von 2,212,412,719 Dollars.

Folgende Tabelle zeigt, wie viele Meilen Bahn in jedem Staate bis jetzt erbaut wurden, und zu welchen Kosten und wie viel die Meilenzahl beträgt, wenn die noch projectirten oder im Bau befindlichen vollendet sind:

Staaten und Territorien	englische Meilen		Kosten der Bahn und des Betriebsinventars:
	Total	Im Betrieb	Dollars
Maine	940 79	672 07	21,163,110
Neuhampshire . . .	785 32	685 32	22,642,630
Vermont	653 09	613 09	28,787,936
Massachusetts . . .	1,569 75	1,463 70	74,699,443
Rhode Island . . .	121 47	121 47	5,132,672
Connecticut	806 94	698 57	27,359,017
Neuyork	4,735 91	3,686 22	209,001,671
Neujersey	1,023 65	989 65	74,602,735
Pennsylvanien . . .	6,876 36	5,014 45	300,556,508
Delaware und Ostmaryland	455 50	292 50	6,773,637
Maryland, anderes als obiges . . .	790 02	493 52	31,814,659
Westvirginien . . .	723 75	364 75	27,869,315
Virginien	2,049 11	1,462 94	49,886,461
Nordcarolina . . .	1,552 97	1,129 67	29,505,425
Südcarolina . . .	1,439 17	1,089 97	27,348,817
Georgia	2,095 41	1,694 70	36,875,552
Florida	613 20	440 20	9,883,981
Alabama	2,039 80	1,036 00	36,421,163
Mississippi	900 20	900 20	24,919,504
Louisiana	928 30	414 50	17,385,223
Texas	2,529 25	572 25	17,006,000
Arkansas	697 00	86 00	4,310,000
Tennessee	1,876 53	1,435 53	46,918,448
Kentucky	1,402 85	849 55	33,511,746
Ohio	4,613 96	3,723 89	190,424,507
Michigan	2,293 29	1,198 76	48,793,716
Indiana	5,331 10	2,977 10	121,162,301
Illinois	7,186 45	4,707 95	217,559,542
Wisconsin	2,779 60	1,490 60	60,358,723
Minnesota	1,800 00	623 00	27,860,000
Jowa	3,219 28	2,140 83	65,762,943
Nebraska	449 00	449 00	26,450,000
Wyoming-Territ. .	560 00	560 00	43,300,000
Missouri	3,261 09	1,827 00	88,372,121
Kansas	1,601 50	930 50	39,623,500
Colorado	850 00	150 00	6,000,000
Utah-Territorium .	365 00	365 00	16,000,000
Nevada	390 00	390 00	19,500,000
Californien	2,397 60	610 00	49,610,000
Oregon	2,019 50	119 50	5,700,000
Total . . .	76,366 38	48,860 55	2,212,412,719

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß Pennsylvanien an der Spitze aller Staaten steht, was die Ausdehnung seines Eisenbahnnetzes betrifft. Es hat nicht weniger als 5,014 45 Meilen vollendete Bahn, deren Baukosten über 300½ Million Dollars betragen. Die Meile kostet hier also durchschnittlich 60,000 Dollars, während der Bau einer Meile Eisenbahn in Illinois, dessen Eisenbahnnetz zunächst nach Pennsylvanien das ausgedehnteste ist, nur etwa 50,000 Dollars kostet, und in anderen nordwestlichen Staaten durchschnittlich nur 40,060 Dollars. Wer die Bahnen Pennsylvaniens kennt, wer weiß, daß Tausende von Meilen durch Gebirgsland gehen, wird begreifen, daß die Kosten höher sein müssen als im flachen Westen. Andererseits hat Pennsylvanien durch Capitalanlage in diesen Verkehrswegen, welche seine „schwarzen Diamanten" und sein Eisen herbeiholen, die Basis zu einer soliden Entwickelung und zu einem Reichthum gelegt, der unerschütterlich in all jenen Handels- und Börsenkrisen dasteht, durch welche die Neuyorker Handelswelt so oft in Todeszuckungen geräth.

Nach Pennsylvanien kommt das strebsame Illinois mit 4707 95 Meilen in Betrieb. Ja, seine projectirten Bahnen übertreffen an Ausdehnung die in Pennsylvanien neu projectirten um 608 44 Meilen, da sie 2479 35 Meilen betragen, die in Pennsylvanien aber nur 1860 91. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden jedoch die letzteren früher ausgeführt sein, als die in Illinois, und an neuen Projecten wird es in Pennsylvanien nie fehlen, da jede neue Mine auch neue Eisenbahnanlagen mit sich bringt.

An dritter Stelle kommt Ohio mit 3723 89 Meilen vollendeter und mit 890 07 projectirter Bahnen.

Neuyork kommt erst in vierter Reihe mit 3686 22 Meilen fertiger Bahn und mit nur 1098 69 Meilen projectirter. Es folgen dann Indiana, Jowa, Missouri, Georgia, Wisconsin, Virginien, Michigan, Nordcarolina, Südcarolina und Alabama. Alle diese Staaten haben über 1000 Meilen vollendeter Eisenbahn. Die durchschnittlichen Baukosten einer Meile Eisenbahn im ganzen Lande betragen etwa 45,000 Dollars.

Folgende Tabelle zeigt das Verhältniß der verschiedenen Landestheile:

Landestheil	Meilen		Kosten d. Bahn u. d. Betriebsinventars:
	Projectirt	Im Betrieb	Dollars
Nordöstlicher . . .	4,877 36	4,574 22	179,804,798
Mittelöstlicher . . .	14,547 19	10,791 09	652,618,525
Südöstlicher	7,749 86	5,837 48	154,000,257
Golf u. südwestlicher	10,573 03	5,294 03	180,472,084
Innerer nördlicher .	33,095 94	20,828 73	949,667,055
Pacific u. westlicher	5,522 10	1,835 10	95,850,000
Total 1. Jan. 1870	76,366 38	48,860 55	2,212,412,719

Neu projectirt und neugebaut wurden in diesen Landestheilen im Jahr 1869:

Landestheil	Meilen		Kosten d. Bahn u. d. Betriebsinventars:
	Projectirt	Im Betrieb	Dollars
Nordöstlicher . . .	64 37	254 11	17,275,764
Mittelöstlicher . . .	3,538 54	1,026 57	85,128,307
Südöstlicher	293 22	185 57	14,978,130
Golf und südwestlicher	1,527 45	223 45	22,659,653
Innerer nördlicher .	8,656 60	3,976 55	189,000,814
Pacific und westlicher	366 10	922 10	29,664,000
Total . . .	16,446 28	6,588 37	358,007,648

Der Bau der Eisenbahnen begann in den Vereinigten Staaten bekanntlich im Jahr 1827 (die Graniteisenbahn, Quincy, Mass., war die erste, worauf sofort Bahnbauten in Pennsylvanien folgten). In Europa gab es damals nur Bahnen in England; Belgien begann erst 1835, Deutschland erst 1837 mit Bahnbauten.

Folgende Tabelle zeigt die Bahnbauten in den Vereinigten Staaten in jedem Jahr seit 1827 bis auf den 1. Januar 1870.

Jahr	Meilen	Jahr	Meilen	Jahr	Meilen
1828 . . .	3	1842 . . .	3,877	1856 . . .	19,251
1829 . . .	28	1843 . . .	4,174	1857 . . .	22,825
1830 . . .	41	1844 . . .	4,311	1858 . .	25,090
1831 . . .	54	1845 . . .	4,522	1859 . . .	26,795
1832 . . .	131	1846 . . .	4,872	1860 . . .	28,771
1833 . . .	576	1847 . . .	5,378	1861 . . .	30,593
1834 . . .	783	1848 . . .	5,880	1862 . . .	31,769
1835 . . .	918	1849 . . .	6,350	1863 . . .	32,471
1836 . . .	1,102	1850 . . .	7,475	1864 . . .	33,860
1837 . . .	1,431	1851 . . .	8,589	1865 . . .	34,442
1838 . . .	1,843	1852 . . .	11,027	1866 . . .	35,351
1839 . . .	1,920	1853 . . .	13,497	1867 . . .	36,896
1840 . . .	2,197	1854 . . .	15,672	1868 . . .	38,852
1841 . . .	3,319	1855 . . .	17,398	1869 . . .	42,272

1870 . . . . . 48,860 Meilen.

In jedem Jahr fand eine Zunahme statt. Von 1828 bis 1830 zählte dieselbe nach Zehnern, von 1836 bis 1840 nach Hunderten, dann da alljährlich nach Tausenden.

Bei obigen Längenangaben sind keine doppelten Gleise, Ausweichestellen ꝛc., die Tausende von Meilen lang sind, mitgerechnet. Rechnet man diese und die 4000 Meilen langen Stadt-Pferdebahnen noch hinzu, so wird man mindestens 65,000 Meilen vollendeter Bahnen für die Union erhalten. (Phil. Dem.)

Kurze Nachricht über das Vorkommen von Torf in Chile.

Von Dr. R. A. Philippi in Santiago de Chile.

Seit langer Zeit ist die Torfbildung in der Magellanstraße, auf den Guaitecas-Inseln u. s. w. bekannt. Dieselbe Torfbildung findet sich auf der breiten Hochebene der Cordillera de la Costa in der Provinz Valdivia, 2000 bis 3000 Fuß über dem Meeresspiegel. Dieser Torf wird wie im Norden Europas, Sibiriens, Amerikas hauptsächlich vom Torfmoos, Sphagnum, und von der Astelia pumila gebildet, und man sieht auf seiner Oberfläche die dichten, niedlichen Rasen der Donatia magellanica, die Drosera uniflora, eine Pinguicula, Myrtus nummularia ꝛc. Bekannt ist auch schon lange, daß ebenfalls Torf in der hohen Cordillere der mittleren und nördlichen Provinzen vorkommt, aber in bedeutender Erhebung über dem Meeresspieget, oft in der Nähe des ewigen Schnees. Dieser Torf wird auch großentheils von Moosen gebildet, unter denen aber Sphagnum kaum vorkommt; mehr Antheil an seiner Erzeugung haben wohl verschiedene Cyperaceen und Junceen, namentlich die sonderbare, diöcische und einblumige Juncee, die ich Rostkoria clandestina genannt habe. Technisch benutzt werden diese Torfe nicht. Die spärliche Bevölkerung der Magellanstraße und des südlichen Chile hat einen Ueberfluß an Brennholz, und in der hohen Cordillere liegen die Ablagerungen von Torf so, daß sie wegen der Schwierigkeit des Transportes bis zu den Schmelzhütten aber Wohnungen wohl nur in seltenen Fällen benutzt werden können. Aus den tiefer gelegenen Gegenden war das Vorhandensein von Torf, der als Brennmaterial dienen könnte, so gut wie unbekannt; denn wenn auch Bertero bei Bezeichnung der von ihm namentlich bei Concepcion gesammelten Pflanzen gelegentlich gesagt hat: habitat in turfosis, so haben wohl wenige Personen in Chile hiervon Kenntniß erhalten, und Niemand hat gedacht, daß diese Turfosa, diese sumpfigen Wiesen oder „Vegas", wie sie in Chile heißen, ein Brennmaterial enthalten.

Es ist das große Verdienst des Herrn Julius Faster, eines Nordamerikaners, nicht nur an vielen Orten der hohen Cordillere, sondern fast in allen Flußthälern, sogar bei Copiapo, beinahe unter dem 27. Grade südlicher Breite, vortreffliche Torflager nachgewiesen zu haben. Dies Verdienst ist um so höher anzuschlagen, als nachgerade in Folge der unverständigen Verwüstung der Wälder, namentlich durch die zahllosen Kupferschmelzen, Brennholz und Holzkohlen sehr hoch im Preise stehen, und an manchen Orten schon aus weiter Ferne bezogen werden müssen. (Es ist hier nicht der Ort, von den anderen verderblichen Folgen der schonungslosen Abholzung der Wälder zu reden, die sich an vielen Orten Chiles sehr fühlbar gemacht haben.)

Mitte Juli v. J. hatte ich Gelegenheit, den Torfbruch der Hacienda von Paaquehue zu sehen, welche im Thal des Aconcagua-Flusses auf dem Süduser desselben, etwa eine Meile südwestlich vom Städtchen San Felipe und etwa 600 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Dasselbe beginnt etwa eine halbe Stunde vom Flusse entfernt und zieht sich bis unmittelbar an den Fuß der Berge hin, welche das Thal begrenzen und von der Hacienda von Montenegro scheiden; südwestlich verlagert es sich wahrscheinlich durch die Hacienda de San Roque bis zur Cuesta de Ocampo, die hart an den Fluß herantritt, und aus Granit besteht. (In der geologischen Karte des Herrn Pissis ist dieser Berg sonderbarer Weise ganz anders bezeichnet.) In der genannten Hacienda nimmt das Torflager 480 bis 600 Morgen ein. Es liegt tiefer als der Wasserspiegel des Flusses, indem dieser — wie der Mapocho, Cachapoal, Tinguiririca — sein Bett über die Thalsohle erhöht hat durch das Geröll und Geschiebe, welches er fortwährend aus dem Hochgebirge herabwälzt, und zwar liegt die tiefste Stelle unmittelbar am Fuß der Berge; die Abzugsgräben laufen daher beinahe rechtwinkelig mit dem Flußlauf nach den Bergen hin, an deren Fuß der Hauptgraben gezogen ist, den man als einen stattlichen, lautrauschenden Bach auf der Straße von Quillota nach San Felipe überschreitet, da, wo er die Grenze zwischen den Haciendas von San Roque und Ocampo bildet. Er hat natürlich dasselbe starke Gefälle wie das ganze Thal, aber auch die seitlichen Abzugsgräben haben ein starkes Gefälle, $1^1/_2$ Varas auf die Madra, also 1 auf 100. Während das Wasser in den Torfbrüchen Europas so oft stehend, voll von Charen und anderen Wasserpflanzen ist, ist das Wasser in diesen Gräben vollkommen klar, rein, sogar wohlschmeckend und trinkbar; es soll die Eigenschaft haben, das Holz rasch zu versteinern, doch habe ich selbst kein durch dieses Wasser verkieseltes Holz gesehen. Die reichliche Wassermenge dieser Abzugsgräben kommt ohne Frage vom Aconcagua-Fluß, indem sie durch das Geröll desselben seitlich hindurchfiltrirt.

Die Vegetation dieser „vega" besteht aus niedrigen Pflanzen, die sich nicht wesentlich von denen anderer sumpfiger Ebenen Chiles unterscheiden, auf denen man noch keinen Torf gefunden, aber freilich auch noch nicht darnach gesucht hat, und aus klumpenweis vertheilten Bäumen und Sträuchern. Es sind namentlich Cauela (Drimys chilensis), welcher Baum wohl hier seine nördlichste Grenze erreicht, Patagua (Tricuspidaria dependens R. et P. = Crinodendron Patagua Molina), Arrayan (Eugenia Chequen) und Maqui (Aristotelia Maqui), allein ein großer Theil dieses Gebüsches war schon verschwunden, indem es von den Schmelzhütten der Herren Huidobro aufgebraucht war. Ich muß bekennen, ich hätte nie geglaubt, daß in dieser Vega überhaupt Torf, geschweige denn ein so guter, wie ich ihn fand, vorhanden wäre, so verschieden sind auch die niederen Gewächse von denen, welche in Nordeuropa und im Süden Chiles als Torfbilder bekannt sind. Die vorherrschende Pflanze, welche bisweilen große Strecken ausschließlich einnimmt, ist der „Junquillo", mit 1 bis $1^1/_2$ Fuß hohen, glatten, dreikantigen, blattlosen Stengeln, den kein Vieh anrührt. Ungeachtet ich in dieser Jahreszeit — Mitte des Winters — keine Spur von Blüthen oder Früchten finden konnte, zweifle ich doch nicht daran, daß es Malacochaete riparia ist, eine Cyperacee, welche in anderen Gegenden Chiles Estoquilla heißt, und an 6 Fuß hoch werden kann, zumal wenn sie im Wasser selbst steht. Sie bildet vorzugsweise den Torf von Panquehue; man sieht in demselben häufig noch ihre unzersetzten Wurzeln, und es dringen diese selbst

in den Thon, welcher das Liegende des Torflagers bildet. Große Strecken sind auch ausschließlich mit der Chépica, Paspalum conjugatum, bedeckt, und sehen aus wie ein grober Plüsch. Weit seltener sind andere Gräser, hier und da zerstreut, und war ich sehr verwundert, darunter meine Agrostis distichophylla zu sehen, die ich zuerst in der Wüste Atacama gefunden, und jetzt auch von Mendoza bekommen habe. Nicht minder war ich überrascht, unter dem Junquilla hier und da Streckea mit Selliera repens bedeckt zu sehen, der einzigen Gardenoriacee Chiles, die sehr gemein am Meeresufer in den Spalten der Klippen ist, selbst da noch, wo sie ab und an vom Meerwasser überfluthet wird, die ich aber bis dahin nie landeinwärts gesehen hatte. Ziemlich häufig war auch Tripolium conspicuum, eine kleine, schmalblätterige Baccharis, vermuthlich B. longipes, ab und an eine größere, ebenfalls schmalblätterige Baccharis, eine von den im Lande Chilea genannten Artea, ziemlich viel Plantago major und Pl. Candollei?, ab und an sah ich Totora, Typha angustifolia, einen kleinen Juncus u. s. w., aber kein Phragmites. Die gewöhnlichen Unkräuter fehlten nicht, wie z. B. der Yuyo, Brassica Nupus, Ammi Visnaga, der Clouqui, Xanthium macrocarpum, hier und da auch die wilde Artischocke, Cynara Cardunculus.

Früher war die Vega sehr sumpfig gewesen, so daß man oft hatte Bretter legen müssen, damit das Fahrwerk, welches das gefällte Holz nach den Schmelzhütten zu schaffen hatte, nicht einsänke. Die Abzugsgräben, welche der jetzige Besitzer, D. Borja Segunda Hindabro (welcher diesen niedrigen, bisher für werthlos gehaltenen Theil der Hacienda kürzlich von den Söhnen des verstorbenen Marschalls Freire gekauft hat), hatte ziehen lassen, hatten die Ebene aber so trocken gelegt, daß ich, ungeachtet es einige Tage vorher geregnet hatte, überall reiten konnte, und nur wenige Pfützen und sumpfige Stellen antraf. Es begreift sich dies leicht aus der starken, doppelten Neigung der Ebene. Diese Gräben waren 10 Fuß tief; an einigen Stellen hatten sie noch nicht das Liegende des Torfes erreicht, an anderen sah man deutlich, daß dieses von einem grauweißen, ziemlich feinen, wenig plastischen Thon gebildet wird; an wenigen Stellen kamen die Kalkkiesel, welche unstreitig das Thal größtentheils ausfüllen, zum Vorschein. Dieser weiße Thon ist wohl derselbe Schlamm, den der Acangagua noch heute führt, wenn er sehr stark angeschwollen ist und das ganze Thal überschwemmt, was in früheren Epochen gewiß häufiger der Fall gewesen ist als jetzt. Die Mächtigkeit dieses Thons ist unbekannt, da er nirgends durchsunken ist.

Da die Schmelzhütten des Herrn Hindabro unmittelbar am Torfbruch liegen, die Entwässerung desselben so leicht ist, der Transport unbedeutend, dagegen die Masse des Torfes eine so beträchtliche ist, da endlich wiederholte Versuche bewiesen haben, daß dieser Torf zum Ausschmelzen der Kupfererze ebenso gut wie Holz ist, so ist unstreitig die Vega von Panquehue ein wahrer Schatz für den Käufer. Nach meiner Schätzung giebt sie mindestens 200,000 Tauleadas oder 4 Millionen Centner trockenen Torf.

Schmarotzerpilze auf Insekten und ihr Einfluß auf die Wälder. Dr. Bail in Danzig hat kürzlich die Aufmerksamkeit auf verschiedene Pilzarten (Fungus) gelenkt, die auf den Larven von Insekten schmarotzen und in einem nicht schwer nachweisbaren Verhältnisse zu der Zerstörung der Wälder stehen, welche häufig zum Schrecken unserer Forstleute von Raupen heimgesucht wird. In gewissen Zeiten fand der genannte Naturforscher, daß die Raupen von einer Seuche heimgesucht wurden; ihr Körper war geschwollen und weiße Fäden traten zwischen den einzelnen Ringen, aus denen die Raupe besteht, hervor. So hingen die Laubzerstörer todt an den Blättern. Das zerstörende Agens hat Dr. Reichardt in Wien als das Mycelium (Pilzlager, ein Geflecht von Fadenzellen, die Grundlage jedes Pilzes) eines Fungus nachgewiesen, den er Empusa aulicae nennt. Die Verbreitung dieser Empusa ist nun eine sehr bedeutende und höchst merkwürdige. Die einzige Insektenordnung, welche ihr nach unseren bisherigen Kenntnissen nicht unterworfen ist, sind die Nervenflügler (Neuroptera); man hat sie dagegen beobachtet auf Käfern (Coleoptera), Hautflüglern (Hymenoptern, als Bienen, Ameisen), Schmetterlingen (Lepidoptera), Fliegen (Diptera), Geradflüglern (Orthoptera, Heuschrecken), sowohl bei den Larven als auf dem ausgebildeten Insekt, selbst bei den Wasserinsekten und wahrscheinlich kann diese übertragen bei Fischen und Amphibien. Aber die Verbreitung dieser Pilzart über so verschiedene Thiere ist es nicht allein, welche merkwürdig ist, sondern auch die wunderbare Schnelligkeit, mit welcher die Individuen sich vermehren. In einzelnen Jahren wird die gewöhnliche Stubenfliege von dieser Empusa decimirt, und die Düngerfliege ist von ihr in einigen Gegenden Deutschlands geradezu ausgerottet worden. In den pommerschen und posenschen Wäldern sind forstschädliche Raupen von diesem Pilz in so großen Mengen zerstört worden, daß ihm geradezu die Rettung ganzer Wälder zugeschrieben werden muß.

Vorhistorische Geräthe in den quaternären Schichten von Paris. M. J. Rebouz berichtet in den „Comptes rendus“ über die Entdeckung einer großen Anzahl von Steininstrumenten der verschiedensten Art, als Messer, Lanzenspitzen, Aexte, Bohrer, Hämmer, Sägen, Meißel, Scheeren, Kneifzangen ꝛc., die aus der Oberfläche bis zu einer Tiefe von 12 Meter (38 Fuß) vorkommen und sich über einen bedeutenden Zeitraum erstrecken. Sie gehören drei verschiedenen Epochen an: der paläolithischen (welche hier nicht mit der weit älteren Juraformation zu verwechseln ist), die mit der Periode des Höhlenbären correspondirt; der mesolithischen oder Renthierperiode und der neolithischen oder Periode der Dolmen. Die Handhaben der Instrumente sind aus Holz und waren wohl mit Thiersehnen befestigt. Unter diesen unzweideutig von Menschen herrührenden Ueberresten fanden sich zerstreut die Knochen aus folgenden heute meist ausgestorbenen Thieren: Elephas antiquus und primigenius (Mammuth), Cervus megaceros (Riesenhirsch), C. elaphus (unser Hirsch); Taraudus canadensis, T. Belgrandi, T. adamas (Renthierarten); Cervus Alces (das Elen); Pferd, Esel, Rhinoceros tichorhinus, Rh. Merckii, Rh. etruscus; Nilpferd, Schwein und Sus palustris (Sumpfschwein), Felis spelaea (Höhlenlöwe), Wolf, Bos primigenius (Ur) und B. indicus, Schaf, Biber, Höhlenhyäne, ein Vogel, der zum Kranichgeschlecht gehört; ferner die untergegangenen Gattungen Trogontherium und Halitherium; die beiden letzteren, welche die Tertiärepoche überlebten, wurden mit den allerältesten Geräthen zusammen gefunden.

* * *

— In der Capcolonie sind auf mehreren Stellen Lager von Steinkohlen aufgefunden worden. Das ist für ein holzarmes Land von großer Bedeutung. Die Ausbeute auf den vielgerühmten Goldfeldern im Norden fällt sehr spärlich aus, dagegen findet man mehr und mehr Diamanten, welche schon einen nicht unwichtigen Handelszweig bilden.

Inhalt: In Bombay und der Umgegend. Mit sechs Abbildungen. (Fortsetzung.) — Vergleich der Wallsbildung in verschiedenen europäischen Ländern. Von Richard Andree. — Asiatische Völkertypen. Von Hermann Bambery. — Aus allen Erdtheilen: Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten. — Kurze Nachricht über das Vorkommen von Torf in Chile. — Schmarotzerpilze auf Insekten und ihr Einfluß auf die Wälder. — Vorhistorische Geräthe in den quaternären Schichten von Paris. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Februar Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

In Bombay und der Umgegend.

III.

Die Höhlentempel von Karli und ihre Sculpturen. — Die Grotten von Pandu und die drei Wihares. — Aurangabad und sein Mausoleum. — Gefangene Thags. — Die Mördergesellschaft der Erwürger. — Die Thaturias oder Vergifter. — Eine von der Behörde erlaubte Wittwenverbrennung. — Indischer Wunderglaube.

Sehr lohnend ist ein Ausflug nach den Höhlentempeln von Karli. Das Dorf an dem gleichnamigen Berge liegt unter 18°42′ nördlicher Breite, etwa eine Wegstunde nördlich von der Straße, die von Bombay nach Punah führt. Zu den Tempeln gelangt man auf einem Zickzackwege, und zum Heiligthume selber auf einer in den Fels gehauenen Treppe.

Die Schaitiya, die buddhistische Kathedrale, gehört zu den ältesten in Indien. Der Tempel hat 38½ Meter Länge und das Schiff mißt 24¾ Meter; die Breite zwischen den Mauern beträgt 14 Meter, jene des Schiffes 7⅘ Meter. Links vom Eingange steht eine prismaförmige Säule, auf welcher acht Löwen das Capitäl stützen; dieses hat die Gestalt eines umgekehrten Kelches. Die Inschrift auf dieser Säule ist von zwei ausgezeichneten Orientalisten, Prinsep und Stevenson, entziffert worden; es ergiebt sich aus derselben, daß der Tempel im Jahre 62 vor Christi Geburt ausgehöhlt worden ist, und daß der Baumeister ein Grieche („Yavan") Namens Xenakrates („Dhenakakata") war.

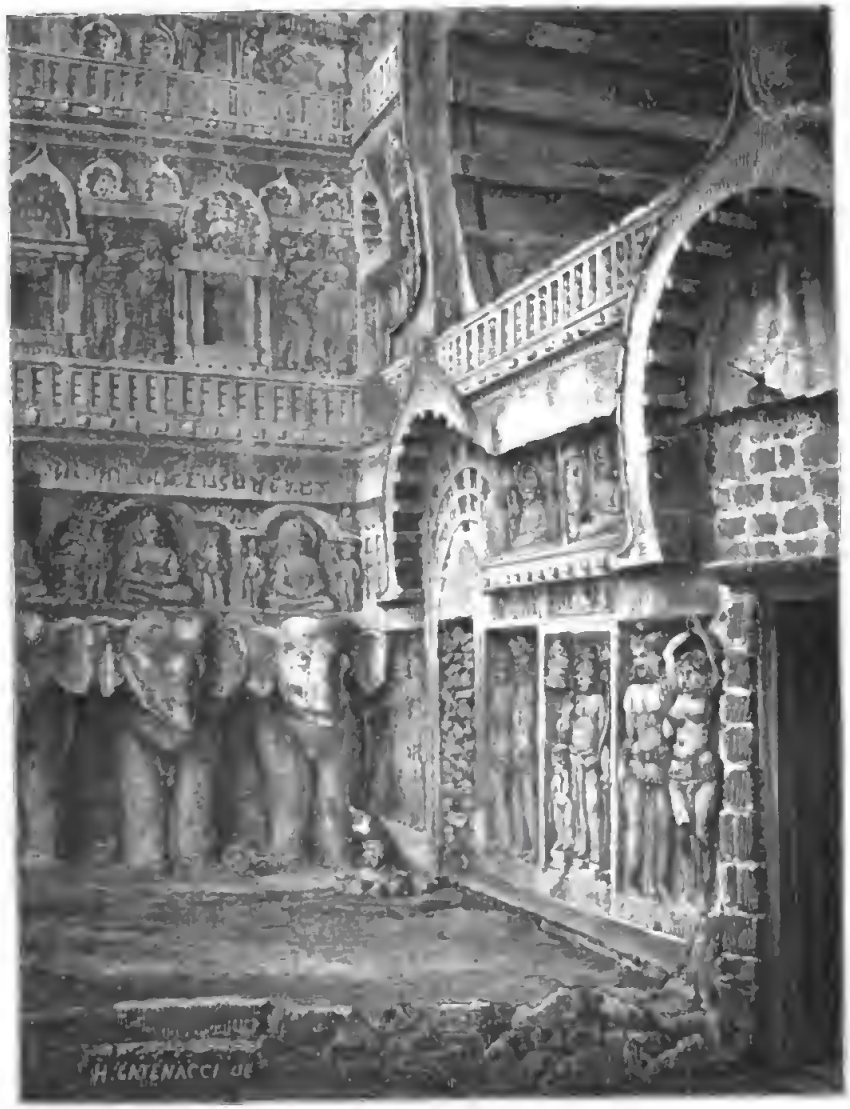
Die Vorderseite der Schaitiya hat viel gelitten, aber die Sculpturen im Innern des Porticus sind wohl erhalten. Die beträchtliche Höhe dieses Porticus erlaubte nicht, daß man, wie bei den meisten anderen buddhistischen Schaitiyas, eine Galerie anbrachte, durch welche dann das Licht auf den Altar oder die Dagaba fällt, und so kommt es, daß der Tempel von Karli viel heller ist als jene. Wahrscheinlich ist anfangs das Vestibül höher gewesen, hat auch keine Sculpturen gehabt, und es war auch eine Galerie vorhanden, aber in späterer Zeit, zu Anfang des vierten Jahrhunderts nach Christus, hat der Tempel manche Veränderungen erlitten. So ungeheure Aushöhlungen konnten ohnehin nicht das Werk weniger Jahre sein, und deshalb darf man bei einer Schaitiya nicht in allen einzelnen Theilen eine Gleichförmigkeit des Stiles erwarten.

Auf der Vorderseite ist eine viereckige Thür angebracht, und über derselben eine halbrunde Oeffnung, durch welche der Tempel Licht erhält. Der obere Theil der Façade hat kleine, hufeisenförmige Gewölbebogen, die durch ein steinernes Gitterwerk mit einander in Verbindung stehen. Dieses ist eine Nachahmung des hölzernen Gitterwerkes, welches ehemals in den indischen Wohnhäusern zu finden war. Die ganze Ornamentirung an diesem äußern Theile zeugt dafür, daß man zu der Zeit, als mit der Aushöhlung begonnen wurde, noch in der Kindheit der Kunst sich befand. Der Baumeister nahm sich ein Muster an dem, was er täglich vor Augen hatte; er sah, daß die Fenster und Balcone der Paläste eine hübsche Wirkung machten und copirte sie in Stein.

Zu beiden Seiten der Eingangsthür stehen Tänzer und an den Seitenwänden des Particus drei Elephanten, die den Felsen, aus welchem sie ausgehauen wurden, zu stützen

ſcheinen. Den Inſchriften zufolge ſtammen dieſe Bosreliefs aus dem Jahre 336 der chriſtlichen Zeitrechnung.

Die in der That prächtige Schaitiya van Karli macht einen gewaltigen Eindruck; dieſer Tempel iſt, gleich unſeren gothiſchen Kathedralen, der Größe und Majeſtät der Gottheit würdig. An Einfachheit und an Schönheit der Verhältniſſe hat er in Indien ſeinesgleichen nicht. Das hohe Gewölbe macht eine treffliche Wirkung, und die an demſelben befindlichen Balken aus Tekholz werden wohl aus der früheſten Zeit des Baues herrühren. Die Anſicht, der gemäß hier eine Nachahmung der alten indiſchen Wohngebäude vorliege, iſt wohl nicht haltbar, weil man bei dieſen in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung das Gewölbe nicht anwandte. Grondidier meint, daß dieſe Balken angebracht warden ſeien, damit man an ihnen das weiße Baumwollenzeug befeſtigen konnte, welches zum Ausſchmücken der Schaitiyas diente, bevar man den Bewurf mit Schunam, d. h. Stuck, anwandte. Auch liegen dieſe Balken van Tekholz



Basreliefs in Karli.

etwa 3 Fuß weit aus einander, alſa genau in derſelben Breite, welche der Stoff hatte, welcher an ihnen befeſtigt wurde.

Im Hintergrunde erhebt ſich die Dagaba; ſie bildete den Altar, an welchem die Gläubigen ihre Opfer niederlegten und Gebete an Buddho richteten. Auf einer cylindriſchen Grundloge ſteht, etwas zurücktretend, die von einem ſteinernen Gitter umſchloſſene Holdkugel, über derſelben trägt ein Parallelepipedon mit gegitterter Oberfläche mehrere über einander gelagerte Steinplatten von wachſender Größe, und auf der letzten ſteht der königliche Sannenſchirm, der von Holz iſt. Er war ehemals mit weißem Zeugſtoff überdeckt.

Dreißig Säulen ſtehen im untern Theile des Schiffes; die acht Säulen der Apſis ſind achteckig und haben weder Unterlage noch Capitäl; die Apſis ſelber iſt halbkreisförmig wie die Dogoba in ihr. Die anderen Pfeiler haben eine Plinthe, die aus vier Steinplatten beſteht; aus der ſphäroidiſchen Boſis, der Schatti, ſteigt, gerade ſo wie in Kanheri,

der achteckige Schaft. Der obere Theil des letztern wird abermals von einer Schatti gebildet. Auf dieser Art von Fries liegt die Capitälplatte; auf der einen Seite derselben steht man zwei Elephanten und auf der andern zwei Pferde; diese Thiere tragen auf dem Rücken menschliche Gestalten. Die Sculpturen an den Capitälen werden wohl auch aus dem Ende des dritten aber aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts herrühren; es ist wahrscheinlich, daß vor dirfer Zeit die Säulen, welche an Festtagen mit weißem Zeuge bekleidet wurden, viereckige Basis und viereckiges Capitäl hatten, während der Schaft achteckig war. —

Bei Kallyan, das an der großen Peninsularbahn liegt, findet man die Ruinen der Pagode van Ambernath, welche in ihrer Form an die merkwürdigen Tempel van Bahwaneschwar erinnert. Auf der Station Dealali kann man bei einem Parsi einen von Zebus (indische Ochsen) gezogenen Wagen miethen und nach den sieben englische Meilen entfernten Gratten van Pandu (Pandu Lena) fahren; von den Engländern werden diese Höhlentempel als Nassick Caves bezeichnet, sie liegen indeß eine gute deutsche Meile von Nassick entfernt. Diese Stadt ist in der brahminischen Welt berühmt und gilt für hochheilig, nach mehr als selbst Benares, und sie war in alten Tagen auch ein Hauptsitz des Buddhismus.

Den Hügel van Pandu Lena erkennt man schon von Weitem an der Façade, welche gleichsam einen Steingürtel bildet. In diesen hat man die drei Wihares oder Hauptklöster hineingearbeitet. Das mittlere ist das älteste und einfachste; jenes zur Rechten fällt in eine spätere Zeit und umschließt ein Schaitiya oder Heiligthum; das dritte und jüngste hat Ornamentirungen.

Von Pandu Lena fuhr Grandidier nach der Station Deolali und von dort auf der Bahn nach Nandgam, das etwa 40 englische Meilen vom Berge Nasah entfernt ist. In diesem befinden sich bekanntlich die berühmten Tempelgratten van Ellara. Nur vier deutsche Meilen entfernt liegt Aurangabad. Auf der Fahrt darthin berührt man Daulatabad, dessen auf einem steilen Berge liegende Festung einen sehr malerischen Anblick gewährt. Es führt auch den Namen Deaghar, d. h. Gottesveste, und ist das alte Devaghiri, dessen Ptolemäus unter dem Namen Tiagura erwähnt.

Aurangabad hat etwa 60,000 Einwohner; dort befindet sich das Grabmal, welches der Großmogul Aurengzeb seiner vielgeliebten Gemahlin Rabia Durani errichtet hat. Als Muster diente das weltberühmte Tadsch Mahal, das berühmte Mausoleum des Kaisers Schah Dschehan, bei Agra. Aus der Ferne gesehen, macht das Grabmal einen günstigen und imponirenden Eindruck, der sich aber abschwächt, wenn man das Innere betrachtet und findet, daß die Ornamente und Mosaiken nur Stuckarbeit sind.

Als Grandidier in Aurangabad verweilte, besuchte er auch das Gefängniß, in welchem eine Anzahl von Thags eingesperrt saßen. Die Welt schauderte, als sie umfassende Kunde über den Geheimbund dieser Erwürger erhielt. Die Thags waren aber sind noch (— denn es ist nicht festgestellt, ob sie völlig ausgerottet oder unschädlich gemacht wurden —) religiöse Fanatiker, Anhänger der furchtbaren Göttin Kali, d. h. der Schwarzen. Als die Götter einen Kampf gegen die Riesen zu führen hatten, betheiligte sich Kali an demselben zu Gunsten der ersteren und erlegte viele Riesen. Aus den Blutstropfen derselben erwuchsen Feinde der Götter und nahmen Menschengestalt an. Diese Feinde müssen ausgerottet, es darf aber dabei kein Blut vergossen werden, denn aus jedem zur Erde gefallenen Tropfen würden wieder Feinde der Götter erwachsen. Deshalb hat Kali dem Geheimbunde, welcher sich der Ausrottung dieser Feinde geweiht, befahlen, dieselben nur durch Hängen oder Erdrosseln aus dem Wege zu räumen.

Es hat schwer gehalten, diesen Thags auch nur auf die Spur zu kommen, und es gehörte ein so energischer Mann wie der englische Oberst Sleeman dazu, das furchtbare Geheimniß zu enthüllen.

„In den Jahren 1822 bis 1824," so schreibt er, „war mir die Verwaltung über den Bezirk von Nersinpur im Nerbuddathal anvertraut; auch die Polizei und Gerichtsverwaltung war mir untergeben. Ich kann wohl sagen, daß ich die genaueste Kunde über Alles hatte, was in meinem Districte vorging. Ich erfuhr jeden Diebstahl, jeden Mord, ich kannte die Schlupfwinkel der gefährlichen wie der gewöhnlichen Verbrecher, ihren Charakter, ihre Antecedentien, und konnte ihrem Treiben auf Tritt und Schritt folgen. Ich würde den Mann für einen Narren oder Dummkopf erklärt haben, welcher mir gesagt hätte: hier, unmittelbar unter Deinen Augen treibt eine Bande Mörder ein grauenvolles Unwesen. Der Meuchelmord ist ihr ererbtes Handwerk; ihre Angehörigen wohnen in einem Dorfe, Kandeli, das nicht vierhundert Schritte von Deinem Gerichtsgebäude entfernt liegt. In dem schönen, parkartigen Walde bei der Ortschaft Mandisur, eine Tagereise von Deiner Wohnung, werden für und für mehr Verbrechen verübt, als an irgend einem andern Punkte Indiens. Dort geben sich in jedem Jahre Mörderbanden aus dem Dekhan und aus Audh ein Stelldichein; sie verweilen wochenlang in jenem Walde und lauern an den Kreuzwegen auf ihre Opfer, und zwei große Grundbesitzer (— die Zemindars —), deren Vorfahren jenen Wald gepflanzt haben, leisten diesen Mörderbanden Vorschub.

Aber dem war so, und das war die buchstäbliche Wahrheit. In dem Walde von Mandisur wurden in jedem Jahre Hunderte ermordeter Menschen beigescharrt, ein ganzer Stamm von Meuchelmördern trieb sein verruchtes Handwerk in meiner unmittelbaren Nähe, und außerdem weit und breit bis nach Punah und Haiderabad!

Als Feringhi, ein hervorragendes Mitglied unter diesen Thags, mir seine ersten Geständnisse ablegte, schwindelte es mir vor den Augen, und ich wollte seinen Worten nicht glauben. Aber wie ward mir, als er an der Stelle, an welcher in meinem Zelte der Teppich lag, nicht weniger als dreizehn Leichen, die sich in verschiedenen Stadien der Zersetzung befanden, ausgraben ließ und sich anheischig machte, in der nächsten Nähe noch weitere Dutzende von Cadavern an das Licht zu bringen. Ich war wie vom Donner geschlagen; hier war jeder Zweifel beseitigt. Feringhi's Geständnisse machten es mir möglich, zahlreiche Banden von Thags einzufangen, welche sich eben in Radschputana versammelt hatten, um ihre Jahrescampagne zu beginnen."

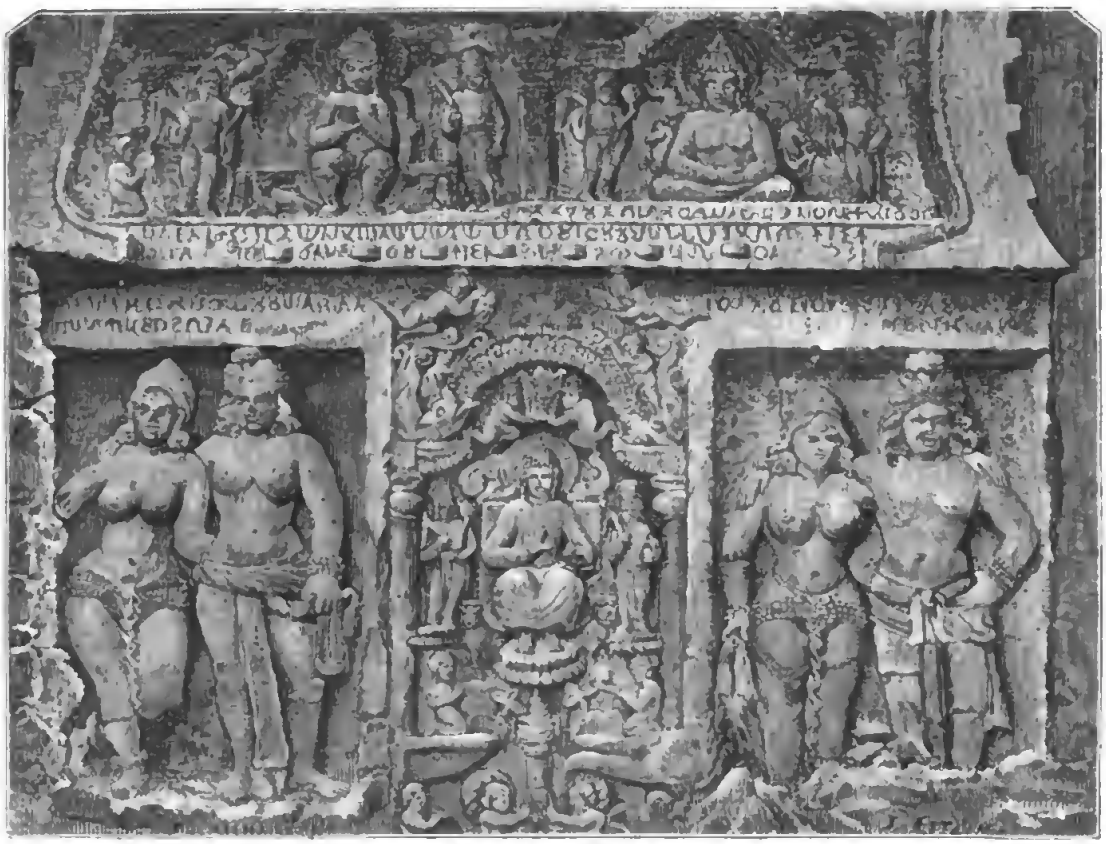
Diese Thags oder Phansigars erwürgten, wie schon gesagt, ihre Schlachtopfer. Als einmal der Schleier von dem furchtbaren Geheimniß hinweggezogen war, ließ es die Regierung an Eifer nicht fehlen; sie sperrte Tausende dieser Fanatiker ein, die sich keines Verbrechens bewußt waren, weil sie ja nur eine religiöse Pflicht ausübten und einem göttlichen Gebote Folge leisteten. Ein Theil derselben wurde auf Zeitlebens in Aurangabad eingesperrt; unsere Illustration ist nach einer Photographie geschnitten worden. (S. 38.)

Die „Rambles and Recollections of an Indian official, by Lieutnant-Colonel W. H. Sleeman" erschienen 1844 in London. Wir erinnern uns noch des ungeheuern Aufsehens, welches die Enthüllungen Sleeman's machten. Eugen Sue bemächtigte sich sofort eines so pikanten Stoffes; in seinem „Ewigen Juden" spielen die Thags eine

große Rolle, und ein Gleiches iſt der Fall mit dem Romane Meadows Taylor's, „Geſtändniſſe eines Thags“.

Sleeman's „Rambles“ ſind eine wahre Fundgrube, welche in Bezug auf das innere Leben indiſcher Völkerſchaften eine große Ausbeute gewährt. Wir finden z. B. den Nachweis, daß die Thags nicht die einzige Mörderbande bildeten; ſie erwürgten Menſchen lediglich, um ſie zu tödten, und die Beute war Nebenſache; die Dhaturias dagegen vergifteten handwerksmäßig, um ihre Schlachtopfer zu berauben.

Sleeman erfuhr, daß ein alter Fakir, welcher in einiger Entfernung von Moradabad in einer armſeligen Hütte wohnte, ſeinen einzigen Sohn verloren habe; der Knabe war von den Dhaturias vergiftet worden, welche damals in jener Gegend ihr abſcheuliches Handwerk trieben. Er ließ den Mann zu ſich kommen, und ein perſiſcher Schreiber mußte das Protocoll führen. Die Ausſage lief auf Folgendes hinaus: Der Fakir lebte von Almoſen, welche die Leute und namentlich die Bauern der Umgegend ihm gaben. „Vor etwa ſechs Wochen, als ich mein Gebet geſprochen hatte, ſaß ich mit meinem achtjährigen Sohne vor der Thür; da kam ein Mann mit ſeiner Frau und zwei Kindern; ſie bereiteten ſich Brot und gaben mir Mehl, aus welchem ich zwei flache Kuchen bereitete, die in der Aſche gebacken wurden. Mein Sohn hatte Hunger und verzehrte erſt einen ganzen Kuchen und dann noch einen halben; ich aß nur, was er übrig gelaſſen hatte. Ein paar Tage vorher hatte ich für meinen Sohn eine neue Decke gekauft, welche auf einem Baumzweig in der Sonne hing. Als wir die Kuchen genoſſen hatten, em-



Basreliefs in Karli.

pfanden wir eine Betäubung und verloren bald nachher unſere Sinne. Ich ſah noch, wie mein Sohn neben mir in Schlaf verſank, und auch mir fielen die Augen zu. Als ich am Abend erwachte, war ich erſtaunt, daß ich in einem Waſſertümpel lag. Ich fühlte mich noch ſtark betäubt, doch gelang es mir, mich bis nach meiner Hütte zu ſchleppen. Dort lag mein Sohn; er athmete noch. Ich ſetzte mich neben ihn und legte ſeinen Kopf in meinen Schoaß, aber bald nachher war er todt. Es war jetzt Nacht geworden; ich ſtand auf und irrte umher; wo und wohin, das weiß ich nicht, denn ich war meiner Sinne noch nicht wieder mächtig. Leute, die mir am Morgen begegneten, erzählten mir, daß die Wölfe meinen Sohn aufgefreſſen hätten. Als ich zu meiner Hütte kam, fand ich die Knochen; ich habe ſie geſammelt und in meiner Capelle begraben. Erſt nach Verlauf von drei Tagen bin ich wieder ganz zu mir gekommen. Ich erfuhr, daß einige Wäſcherinnen mich ins Waſſer getragen hatten, weil ſie meinten, daß ich mich dort von meiner Betäubung erholen würde. Als ich vor die Polizei von Moradabad geladen wurde, kamen die Bauern und ſagten mir, ich ſolle doch ja nichts über die Dhaturias ausſagen; ſonſt würden dieſe wiederkommen und Rache nehmen.“

Der Fakir erzählte das Alles ſcheinbar ohne alle Seelenbewegung, aber Sleeman überzeugte ſich während eines längern Geſpräches, daß er ſchmerzlich erregt war und tiefes Gefühl hatte. Als der Oberſt ihm den Rath gab, ſich in einer andern Gegend niederzulaſſen, wies er ſchon den blaßen Gedanken zurück; auf jede Gefahr hin wollte er dort bleiben, wo er ſeine Frau und ſeine Kinder begraben hatte.

Die Mörder vergiften ihre Opfer gewöhnlich mit Dha-

tura *); Männern miſchen ſie denſelben unter den Rauchtaback; Frauen und Kindern oder Männern, welche nicht rauchen, wird das Gift in irgend einer Speiſe beigebracht. Mit dem bloßen Betäuben und Einſchläfern der Opfer iſt ihnen wenig gedient; ſie ziehen das Morden vor, denn der Todte plaudert nicht aus. Wer aber mit dem Leben davonkommt, wird ſchwerlich Klage erheben, und wenn er es thut, ſo wird das wenig nützen. Wo ſoll man die Landſtreicher finden, welche verſchwinden, ohne eine Spur zu hinterlaſſen, und wie ſoll vor Gericht ein bündiger Beweis gegen ſie geführt werden? Dieſen Vergiftern iſt viel ſchwerer beizukommen, als den Erwürgern; ohnehin bilden ſie keine eigentlichen Genoſſenſchaften; die verſchiedenen Banden, welche ſelten aus mehr als drei Männern beſtehen, ſind ohne Zuſammenhang unter einander. Man weiß, daß ein Thatura acht bis zehn Menſchen vergiftet hat, um ſich die geringfügige Habe derſelben anzueignen. Der Thatura kommt als armer Mann und ſucht Mitleiden zu erregen; er zeigt ſich dankbar für Almoſen, verſteht ſich gern zu allerlei Hülfleiſtungen, — aber wehe der Familie, in welche er ſich eingeſchlichen hat.

Uebrigens hat der Tod für den weibiſchen und feigen Hindu gar keine Schrecken; er geht ihm mit der Kaltblütigkeit eines Stoikers entgegen, und die freiwilligen Wittwenverbrennungen zeigen, daß die Frauen hinter den Männern nicht zurückſtehen. Die Engländer haben die Sattis verboten und ſchreiten dagegen ein, es iſt ihnen aber immer noch nicht gelungen, den böſen Wahn auszurotten. Sleeman ſah ſich ſogar einmal veranlaßt, die ausdrückliche Erlaubniß

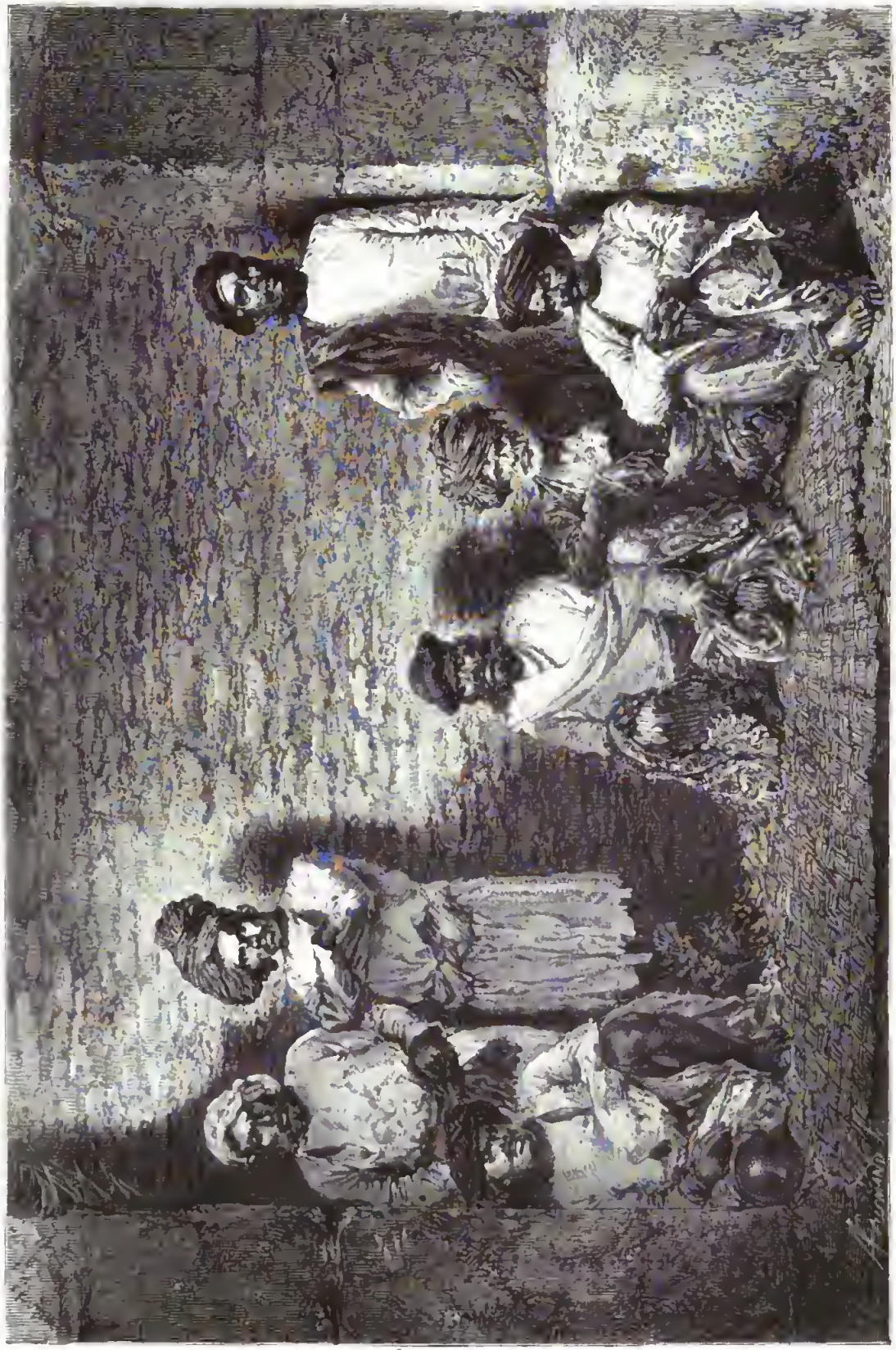
Hauptſchiff und Dagoba in Karli.

zu einer ſolchen Satti zu geben und zwar unter den nachfolgenden Umſtänden.

Er ritt zu einer alten Wittwe, welche feſt entſchloſſen war, ſich zu verbrennen. Sie ſaß mit verhülltem Haupte vor einer kupfernen Schüſſel, die mit Reis und Binmen angefüllt war; in jeder Hand hielt ſie eine Kokosnuß. „Ich will," ſprach ſie, „meine Aſche mit der meines Mannes vereinigen; Du wirſt mir dazu die Erlaubniß geben. Bis dieſe erfolgt, wird mir Gott das Leben friſten, obwohl ich nichts eſſe oder trinke." Sie blickte in die Sonne, welche eben im Nerbuddathal aufging, und ſprach in ruhigem Tone weiter: „Seit fünf Tagen iſt meine Seele bei jener Sonne mit der meines Mannes vereinigt; ich weiß, Du wirſt mir erlauben, daß ich auch meine Aſche mit ihm vereinige. Du wirſt mein Elend nicht verlängern wollen." Begreiflicherweiſe ließ ſie ſich durch Zureden von ihrem Vorhaben nicht abwendig machen. „Ich will mit meinem Gatten Omed Siugh Opaddia vereinigt werden."

Zum erſten Mal im ganzen Leben ſprach ſie den Namen ihres Mannes aus. Die Frauen aller Stände, Kaſten und Raugclaſſen thun das ſonſt nie; es würde gegen die Achtung verſtoßen, welche das Weib dem Manne ſchuldig iſt, wenn ſie ſeinen Namen über ihre Lippen bringen wollte. Vor Gericht zum Beiſpiel antworten ſie nicht auf die Frage, wie ihr Mann heiße; dafür bringen ſie ein Kind oder einen

*) Sleeman ſchreibt dhuloura; es iſt wohl der Stechapfel, datura, gemeint. Wir wiſſen, daß derſelbe durch die Zigeuner nach Europa gekommen iſt, und daß er dieſe Vagabunden überall hingeleitet hat und an Stellen erſchien, wo ſie zeitig Lagerplätze gehabt hatten. R.



Thags im Gefängniſſe zu Aurangabad.

Digitized by Google

Verwandten mit, welcher ſtatt ihrer die Antwort giebt. Jene Alte aber hatte die drei Wörter mit einem ſo reſoluten Tone geſprochen, daß an ihrem feſten Entſchluſſe gar nicht mehr zu zweifeln war. Sleeman ließ nun die Anverwandten kommen und erklärte, daß, wenn dieſe ſich feierlich verpflichten wollten, fernerhin niemals ein Satti in der Familie zu veranſtalten, die Alte Erlaubniß zur Selbſtverbrennung erhalten ſolle. Sie gaben das Verſprechen, und nun war die Wittwe voll innern Jubels; ihre Freude ſtieg nach, als der Scheiterhaufen höher und höher wurde. Sie nahm ein Blatt, kaute Betel und ging dann feſten Trittes zum Selbſtopfer; den einen Arm lehnte ſie auf die Schulter ihres älteſten Sohnes, den andern auf jene ihres Neffen. Sleeman hatte den Scheiterhaufen mit Soldaten umſtellen laſſen, ſo daß Jedermann fünf Schritte von demſelben entfernt bleiben mußte. Als die Wittwe noch etwa anderthalb hundert Schritte von dem Holzſtoß entfernt war, wurde Feuer an denſelben gelegt, und ſofort loderten die Flammen hoch empor. Ihr Antlitz ſtrahlte ganz Wonne; nur ein Mal blieb ſie unterwegs ſtehen, ſchlug das Auge gen Himmel und rief: „Weshalb habe ich fünf Tage lang warten müſſen, ehe ich mich mit Dir vereinigen kann?“ Als ſie bei den Soldaten angelangt war, ließen Sohn und Neffe ſie allein. Sie ging um den Scheiterhaufen herum, ſtand einen Augenblick ſtill, murmelte ein Gebet und warf Blumen in das Feuer. Dann ſchritt ſie mitten in daſſelbe hinein und legte ſich hin, als ob ſie auf einem Bette ruhen wollte. Sie ſtarb, ohne einen Schmerzenslaut vernehmen zu laſſen. Inzwiſchen wurde von Spielleuten lärmende Muſik gemacht, aber nicht etwa, wie man gewöhnlich annimmt, um die Klagen unhörbar zu machen, ſondern um zu verhindern, daß die letzten Worte, welche die Wittwe ſpricht, nicht verſtanden werden. Dem Volksglauben zufolge haben Wittwen, welche ſich verbrennen, die Gabe, Zukünftiges zu prophezeien, und möglicherweiſe könnten ſolche Vorherſagungen den Ueberlebenden Kummer bereiten.

Man kennt in Indien noch eine andere Art der Selbſtaufopferung, die gleichfalls ſchauerlich genug iſt. Im Satpuragebirge, welches im Süden dem Nerbuddathal als Grenze dient, liegt auf den Mahadeohügeln eine Hochebene, auf welcher ein vielbeſuchter Jahrmarkt gehalten wird. Während deſſelben opfern ſich junge Männer, um die Gelübde ihrer Mütter zu erfüllen. Eine kinderloſe Frau opfert den Göttern werthvolle Gegenſtände, damit ſie Leibeserben erhalte. Wenn trotz der Opfer ihr Wunſch unerfüllt bleibt, weihet ſie durch ein feierliches Gelübde ihr erſtes Kind, falls daſſelbe ein Knabe iſt, dem Mahadeo. Solch einem dem Gott geweiheten Sohne bleibt das Gelübde verſchwiegen; er erfährt von demſelben erſt, wenn er das mannbare Alter erreicht hat. Er iſt darüber nicht im mindeſten erſchrocken oder betrübt; es iſt Pflicht, der Mutter Gehorſam zu leiſten, und er weiß, daß er von nun an ein dem Gotte der Vernichtung geweihetes Weſen iſt. Er hält das Geheimniß tief in ſeinem Innern verſchloſſen, er legt das Gewand eines Pilgers an oder kleidet ſich als Bettler, wallfahrtet zu den berühmteſten Tempeln, welche jener furchtbaren Gottheit gewidmet ſind, erſcheint auf dem Jahrmarkte und ſtürzt ſich dort von einer mehr als vierhundert Fuß hohen Felswand herab. Es kommt vor, daß der eine oder andere Jüngling ſich noch nicht feſt genug fühlt, ſich in den Abgrund zu ſtürzen; dann wallfahrtet er noch ein Jahr umher und erfüllt das Gelübde ſeiner Mutter das nächſte Mal.

Durch das ganze Leben der Hindu ziehen ſich Wahn und Aberglaube hindurch, mehr wie bei den meiſten anderen Völkern; auch ſind ſie im Wunderglauben viel maſſiver als die Chriſten. Deshalb können die Miſſionäre ſo wenig bei ihnen ausrichten. Der katholiſche Prieſter Gregary ſprach ſich darüber ganz ehrlich gegen Sleeman aus: „Fortſchritte können wir bei einem falſchen Volke nicht machen. Wenn ich einem Hindu von Chriſti Wundern erzähle, giebt er mir ſofort eine lange Reihe von Wundern zum Beſten, welche Kriſchna gethan hat, und wogegen unſere chriſtlichen Wunder gar nicht aufkommen. Kriſchna hebt mit ſeinem kleinen Finger einen hohen Berg auf und bedient ſich deſſelben als eines Regenſchirmes. Alles, was ich einem Hindu von Wundern erzähle, das glaubt er herzlich gern. Ich kann ihm ſagen, daß der Apoſtel Paulus zur Erbauung der Korinther mit Sonne und Mond Fangball geſpielt habe, das findet er ganz in der Ordnung, aber er weiß von ſeinem Kriſchna noch viel wunderbarere Mirakel zu erzählen, und mit den chriſtlichen Wundern iſt ihm alſo nicht beizukommen.“

Die Ruthenen in Galizien; ihre ethnographiſche und politiſche Stellung.

I.

Anzahl der Ruthenen in Oeſterreich. — Der Name. — Phyſiſche Eigenſchaften. — Haus und Trachten. — Kein Bürgerſtand. — Kirche und Schänke. — Volksglauben. — Volkspoeſie. — Sprache und Schrift. — Ruſſen vom reinſten Waſſer. — Gegenſatz zu den Polen. — Niedriger Stand der Cultur.

— R. A. — Während eines nahezu hundertjährigen friedlichen Verbandes mit dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat ſehen wir ſeit wenigen Jahren zum erſten Male die Ruthenen Galiziens in offener Oppoſition der Regierung entgegentreten. Sämmtliche Staatsmänner, die an der Spitze der Geſchäfte ſtanden, fanden an jenem durch Loyalität und Hingebung bekannten Volksſtamme eine feſte und erprobte Stütze. Erſt das Miniſterium Belcredi, dem das Verdienſt zufällt, die Völker Oeſterreichs, wenn in keinem andern Punkte, ſo doch im Widerſtande gegen die Wiener Regierung geeinigt zu haben, — erſt dem Miniſterium Belcredi war es vorbehalten, die Ruthenen vielleicht für immer dem Kaiſerſtaate zu entfremden, und jene Zuſtände mit Hülfe der Polen zu begründen, an denen Galizien fort und fort krankt. Bei der nationalen und politiſchen Bedeutung, welche den Ruthenen zukommt, bei der Wichtigkeit, welche ſie für Oeſterreich und deſſen Fortbeſtehen beſitzen, wird es paſſend ſein, hier auf dieſes Volk, ſeine Geſchichte, literariſchen und politiſchen Beſtrebungen näher einzugehen, zumal es auch die Brücke iſt, auf welcher die ruſſiſche Politik, die ruſſiſche Ländergier nach Oeſterreich und deſſen Polen hinüberreicht*).

*) Der „Globus“ hat bereits einige Male die Ruthenen in das Bereich ſeiner Beſprechungen gezogen, ſo Bd. IV, S. 369: „Die ungariſchen Ruthenen“, Bd. XI, S. 115: „Polen und Ruthenen“.

Die galiziſchen Ruthenen gehören dem großen kleinruſſiſchen Stamme an. Ihre Anzahl beträgt etwa 2½ Millionen Köpfe, welche in Oſtgalizien die Hauptbevölkerung bilden, ſich in Weſtgolizien weit über den Son, ihre urſprüngliche Grenze, ausdehnen, und dort das polniſche Element ebenſo zurückdrängen, wie in der Bukawina das rumäniſche und in Ungorn das magyariſche. Die Zahl aller in Oeſterreich lebenden Ruthenen giebt der Cenſus von 1857 auf 3,161,000 an. Die weſteuropäiſche Preſſe hat ſich daran gewöhnt, dieſes Volk Ruthenen zu nennen; allein dieſer Ausdruck iſt eigentlich nicht zutreffend; jeder Sprachkundige, der nur einigermaßen einen Begriff von der ſlaviſchen Philologie hat, muß ſie unbedingt dem Sprachſtamm zuzählen, welchem ouch die Großruſſen nach ihrem Dialekt angehören. Jedenfalls iſt ouch ein Houptgewicht darauf zu legen, wie dieſe Kleinruſſen ſich ſelbſt nennen; in einzelne, durch Dialekt und Brouch, Tracht und Eigenthümlichkeit geſchiedene Stämme getheilt, bezeichnen ſie ſich doch überoll als „Rusy“ und nennen ihr Lond „Rus“ oder „zemlju rus“. Es iſt dies ein deutliches Zeichen, daß ſie ſich, obgleich ſie zuerſt unter die lithauiſche, dann unter die polniſche Herrſchoft gerathen woren, boch immer zum ruſſiſchen Sprach- und Volksſtamm zählten. Wenn man in neuerer Zeit, vorzüglich bei den galiziſchen Kleinruſſen, die Bezeichnung „Ruſſinen“ in Gebrouch brachte, ſo iſt das ein philologiſcher Unſinn. Nur der einmal eingebürgerten Benennung folgend, bezeichnen auch wir das Volk als Ruthenen.

In den Karpothen, wa die Stämme der Stajki und Huzulen (letztere im Kolomeoer und Stanislawower Kreiſe) wahnen, haben die Ruthenen ſich am reinſten erholten, zeigen ſie in Trocht und Sitte am meiſten Altſlaviſches, während bei den Podolen ſchon der Uebergang zum Großruſſen mit ſtumpfer Naſe, breitem Geſicht, das auf mangoliſche Beimiſchung ſchließen läßt, ſtattfindet, im Gegenſatze zum echten Kleinruſſen, deſſen Antlitz ſchlanke, ovale Formen zeigt.

Die Ruthenen ſind ein ſtarker, abgehärteter Menſchenſchlog, kräftig, wohlgefarmt und ſtratzend van Geſundheit. Sie beſitzen einen lebhaften Freiheitstrieb, viel Selbſtgefühl und offenboren einen fanatiſchen Haß gegen den fremden oder ihnen entfremdeten Adel des Londes. Der Bauer lebt noch, wie vor tauſend Jahren, in hölzernen oder Lehmhütten, Menſchen und Vieh weilen in demſelben mit Heiligenbildern beklebten Loche. Ihre Bekleidung beſteht in einem Hemde und Beinkleide van weißer Leinwand, welche mittelſt eines ledernen oder wallenen, roth oder blau gefärbten Gürtels feſtgeholten werden, dann in einem langen Rocke (Sirak) von grouem oder ſchwarzem Filztuch (Halina), deſſen Stelle im Winter ein Schofpelz vertritt, einem breitrandigen Strahhute im Sammer und einer hahen, cylindriſchen Lammfellmütze im Winter, endlich in ſchweren Lederſtiefeln. Die weibliche Kleidung zeichnet ſich durch Stickereien am Hemde um den Nacken, durch einen bunten Unterrock und leichte, aus gelbem oder rothem Saffianleder gefertigte Stiefelchen aus; den Hals zieren Korallen und Glosperlen; die Mädchen durchflechten ihr Haar mit rathem Schafwollgarn.

Saure, blutreinigende Speiſen, ſmure Ratherübenſuppe, Barszcz und Pyroky, ſind die Lieblingsſpeiſen des Ruthenen. Faſt alle ſind Ackerbauer oder im Gebirge Hirten, Holzſchläger, Köhler u. ſ. w. Ein Bürgerſtand beſteht bei ihnen nicht; der Adel iſt poloniſirt, und ſo iſt nur noch der Geiſtliche übrig, der als Führer der Ruthenen daſteht. Er erbt ſeinen Stand vom Vater, heirathet — ſo will es das Geſetz — noch als halbes Kind, bevor er die Weihe empfängt, und arbeitet im Schweiße ſeines Angeſichts, um die zahlreiche Familie zu unterhalten. Auf die Wirkſamkeit der Geiſtlichen kammen wir zurück *).

Der Schauplotz des ruthenifchen Volkslebens findet ſich in Kirche und Schänke. Der Bauer iſt, wie faſt olle ſeine ſlaviſchen Brüder, ein arger Branntweintrinker; er weilt gern in den Schänken (Kerezma), und verkauft oft, um ſeiner Leidenſchaft fröhnen zu können, Alles dem Juden. Letztere nehmen, beiläufig bemerkt, den breizehnten Theil der Geſammtbevölkerung Goliziens ein, ſind im ſteten Zunehmen begriffen und haben den Polen wie den Ruthenen gleichmäßig in der Hond.

Der Ruthene iſt ein gefälliger, umgänglicher Menſch. Er grüßt mit „zdarow dud'te!“ (bleibt geſund), oder „pomahaj Bah!“ (helf Gatt). Mit dieſen Warten tritt auch das junge Valk in die Spinnſtuben (Weczernyci, eigentlich Abendunterhaltungen), die hier, wie anderwärts, nicht gerade zur Beförderung der Sittlichkeit beitragen. Aber dort konn man viele Eigenthümlichkeiten des Volkes kennen lernen, ſehen, wie ſehr viel Altheidniſches bei jenen kaum von der Cultur beleckten Leuten ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat; namentlich iſt dieſes der Fall auch in den Hochzeitsgebräuchen; die altſlaviſche Venus, Lada, klingt in den ruthenifchen Hochzeitsliedern als Labawji noch immer nach. Kurz mögen noch einige andere heidniſche Züge erwähnt ſein: Die Todten erhalten einige Münzen mit ins Grab; am Weihnachtsloge wird das Zimmer mit Stroh geſchmückt, weil Chriſtus auf Stroh geboren wurde, dazu ſingt man aber die Kaljady — ſo genannt nach der heidniſchen Göttin Koljada. Um Oſtern ſpielt mon die Hajiwki oder Hainſpiele; am 6. Juli tanzt das Volk um das Johannisfeuer; zur Zeit der Ernte wird das ſchönſte Mädchen mit der Aehrenkrane auf dem Haupte durch das Dorf geführt — Alles echt indogermaniſche Bräuche, aber in ihren Einzelheiten ſlaviſche Färbung zeigend. Im Satan, ſchlechtweg On, Er, genannt, erkennen wir noch die Züge des „ſchwarzen Gottes“. Der Opyr, Vampyr, verzehrt in Weibsgeſtalt durch Kuß und Umarmung langſam junge Männer; das iſt echt ſlaviſcher Glaube, der ſich auch da noch nochweiſen läßt, wo ehemals in Deutſchland Slaven wohnten; er iſt gang und gäbe im hannoverſchen Wendlande, um Lüchaw und Dannenberg. Die Ruſſalka, die Nixe der Flüſſe, zieht die Männer zu ſich herab. Ausſpucken ſchützt den Ruthenen vor dämoniſchen Einflüſſen **).

Die Volkspaeſie iſt reich und ſchön. Die Sprache überraſcht durch Formenreichthum und Weichheit. Noch orm und tiefſtehend, wenngleich nicht jung, iſt die Literatur. Die älteſten hiſtoriſchen Denkmäler ſind in der reinen altruſſiſchen Sprache abgefoßt, welche damals im geſammten Rußlond als Schriftſprache gall. Erſt ſpäter, vorzüglich nach der Union von Ludlin (1569), als ſich das poluiſche Element in Weſtrußland eindrängte, begannen ſowohl in die weſtruſſiſche Schriftſprache, als auch in dos weiße und kleinruſſiſche Volksidiam palniſche Wörter Eingong zu finden. Die

*) Wie theilen hier ein Heirathsgeſuch eines griechiſch-unirten Geiſtlichen aus Sanok mit, welches 1866 die Lemberger „Gazeta narodowa“ veröffentlichte. Es zeigt den Stand der Kenntniß des Deutſchen unter dieſen Leuten. „Löbliches k. k. Bezirksamt! Geſertigter wolle Heiratsverlobniß mit M. W., Tochter des griechiſch-katholiſchen Pfarrer aus K. eingehen, da aber die kurze Zeit der angebenden Karnavalle ſtehen im Hinderniſſe, ſo bittet derſelbe um die Entlaſſung von einer öffentlichen Heiratskundmachung, den mit 11ten Februar 1866 endigtn ſich die Karnavalle und alle Beluſtigungen — was das anbelangt Ehehinderniſſe, ſo werden den Löblichen k. k. Bezirksamte bekannt ſein — bittet alſo um Genugtbung meinem Geſuche. K. den 25ten Jänner 1866. — Michael S. abſolvirter Hörer der heiligen Theologie.“

**) Ueber dieſen Volksabergloubeu vergl. Sncher Mafach: Die galiziſchen Ruſſen. Decemberheft der „Internationalen Revue“.

Ruthenen von heute sind gern bereit, ihren Dialekt aufzugeben und sich in Schrift und Sprache ganz ihren russischen Nachbarn anzuschließen. Die Polen verdammen die Schriftsprache, deren die Ruthenen sich bedienen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der russischen Sprache, und wollen letzteren den Gebrauch der Volksmundart aufdrängen, welche diese zurückweisen. Den Polen liegt es daran, die Kluft gegen Rußland herzustellen.

Aehnliche Differenzen ergeben sich bezüglich der Schrift. Die ruthenische Currentschrift, welche auch von den Russen angenommen wurde, und daher nun beiden Stämmen gemeinsam ist, wird seit jeher von den Polen angefeindet. Ein im November 1866 ergangener Befehl des (polnischen) Statthalters Galuchawski verbat den Gebrauch dieser Schrift in allen Aemtern und wies die ruthenischen Gemeinden an, sich der alten Kyrillischen Kirchenfracturschrift zu bedienen, von welcher die Ruthenen behaupten, daß sie wegen ihrer Schwerfälligkeit zum allgemeinen Gebrauche ungeeignet und nur vor Erfindung der Buchdruckerkunst, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, bei ihnen in Gebrauch gewesen. Wie wenig aber die Ruthenen geneigt sind, derlei Eingriffe in ihre nationalen Rechte leicht zu nehmen, werden wir noch sehen.

Die Polen sagen: Was ihr heute russische Sprache nennt, ist nur ein Paaderruthenisch. Die ruthenische Gesellschaft, soweit sie nur einigermaßen zu der gebildeten zählt, denkt, spricht und schreibt in der polnischen Sprache. Der Sohn des Landmanns, der mit den polnischen Kindern die Schule besucht, der Bauernwirth im Verkehr mit dem Grundbesitzer, sie alle sprechen mit Leichtigkeit die polnische Sprache. Man kann nicht behaupten, daß die polnische Sprache nicht allen Galiziern zugängig sei. Ihre Erlernung macht Niemandem Schwierigkeiten, denn das polnische Element, welches die Seele, die Intelligenz der Nation bildet, hat seit Jahrhunderten bereits das ruthenische Element von Grund aus durchdrungen, und hat Kraft genug in sich, um dieses Werk in Vollendung der historischen Mission, die ihm geworden, dort zu Ende zu bringen, wo es noch nicht ganz geschehen sein sollte. Das alte Ruthenien existirt nicht mehr, es ist umgestaltet, polonisirt und nur die untersten Schichten widerstreben diesem civilisatorischen Umbildungsprocesse, weil sie vermöge ihres Culturzustandes der Civilisation überhaupt widerstreben. Wir wollen nicht den historischen und philologischen Werth des ruthenischen Idioms verkennen — aber als die gebildete, die diplomatische Sprache des Landes kann keine andere als die polnische angesehen werden. —

Wir haben hier völlig objectiv die polnischen Ansichten resumirt, wie sie in der Presse und im Landtage zum Ausdruck kamen. Hören wir nun die Ruthenen. Ihr officielles Blatt, sozusagen ihr Moniteur, der in Lemberg erscheinende „Slawa“ (das Wort), erklärte in einem wichtig gewordenen Artikel, der das ruthenische Programm im August 1866 aufstellte, Folgendes: Die Polen haben ganz recht, wenn sie die Existenz der Ruthenen in Abrede stellen; denn, was man bisher so nannte, sind Russen vom reinsten Wasser, die mit ihren Brüdern in Moskau und Kiew gleiche Sprache und Literatur, Religion und Nationalität besitzen. Nur um den etwaigen Argwohn der Regierung zu beschwichtigen, sei im Jahre 1848 die „ruthenische Nationalität“ erfunden worden. Jetzt sei es an der Zeit, die Maske abzuwerfen, und sich offen als „Russen“ zu bekennen. Es sei Zeit, sich von der Union mit der katholischen Kirche loszusagen und von Neuem zum Schisma zurückzukehren; es sei auch Zeit, die Volkssprache, deren frühere Entwickelung durch die Polen gehindert wurde, gegen die entwickeltere russische zu vertauschen. Auf diesem Wege arbeiten die Ruthenen fort und Rußland secundirt. In den russischen Zeitungen finden wir den Ausdruck „Ruthenen“ nicht mehr, die „geknechtete Nation“ wird dort als „Russen“ bezeichnet.

Das russische Blatt „Golos“ schrieb im Herbste 1866: „Wird die russische Bevölkerung Galiziens, nachdem sie so viele Jahrhunderte die Unbilden, die Unterdrückung von Seiten der Polen getragen, sich jetzt freiwillig den Polonisirungsgelüsten ergeben? Auf der Geschichte basirend, wagen wir, kühn zu behaupten, daß dieses nicht geschehen werde. Wir sind überzeugt, daß die Repräsentanten des russischen Volkes in Galizien ihren schon bewährten bürgerlichen (?) Muth auch diesmal zeigen, und mit ganzer Kraft die Entwickelung des galizisch-russischen Volkes, das hoffentlich nicht lange diese Probe mehr auszustehen haben wird, fördern werden. Die nationalen Interessen sind Rußland theuer, und es berücksichtigt jetzt mehr denn je zuvor dieselben in seiner auswärtigen Politik.“

Das ist klar und deutlich und nach heute die Norm in Rußland den Ruthenen gegenüber. Diese selbst führen den Kampf fort, auch trotzdem die polnische Majorität des Landtages in Sprachsachen mehr als einen Zwang durchsetzte. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Gleichniß, mit welchem der ruthenische Abgeordnete Naumawicz am 7. December 1866 im Lemberger Landtage die Bemerkung des polnischen Grafen Wadzicki zurückwies, der den sprachlichen Streit als Bagatelle bezeichnete. Ein armer Mann, sagte der genannte ruthenische Geistliche, dem sein Vater auf dem Sterbebette einen einzigen Ducaten hinterlassen hatte, bewahrte ungeachtet der ihn drückenden Noth mit größter Pietät sein theures Vermächtniß. Endlich sah er sich genöthigt, den Ducaten zu verpfänden und zu wiederholten Malen Geld auf ihn aufzunehmen, so daß er zuletzt nahezu dessen vollen Werth erschöpft hatte. Wie wäre es, fragte ihn nun der Gläubiger, wenn ich Dir die Bagatelle herauszahlte; Du wirst ja den Ducaten doch nicht loskaufen können. Nicht doch, antwortete der Arme, so lange noch ein Heller an diesem Ducaten mir gebührt, so lange habe ich ein Recht auf den ganzen Ducaten. Jener arme Mann sind die Ruthenen, der Ducaten ihre Nationalität, der Heller, der sein ganzes Eigenthum ausmacht, ist ihre Sprache. Und bei Gott, so schloß Naumawicz sein Gleichniß, Alles werden die Ruthenen zu ertragen wissen, sie werden es aufs Aeußerste ankommen lassen, aber nimmermehr ihrem Ducaten entsagen.

Die geistlichen Führer der Ruthenen wissen recht gut, daß die Bildung ihres Volkes nicht dessen geistigen Fähigkeiten angemessen ist, ja, daß sogar trostlose Barbarei bei demselben herrsche. Die polnische Unterrichtssprache hat den Bauer bis 1845 von der Schule fern gehalten, und eine natürliche Folge dieses tiefen Zustandes der geistigen Cultur — so ziemlich dem tiefsten in der ganzen Monarchie — ist das Daniederliegen der materiellen Verhältnisse bei den Ruthenen. Die Wirthschaft ist trotz des enormen Bodenreichthums Galiziens (Holz, Salz, Erdöl, fruchtbares Ackerland) eine schlechte und ungeordnete; dabei ist die Grundzerstückelung unter den Ruthenen zu einem furchtbaren Grade gediehen und die in ihrem Gebiete begüterten Großgrundbesitzer, meist ungebildete polnische Adelige, können selbstverständlich dem ruthenischen Bauer nicht als Vorbilder und Muster dienen.

Was bisher zur Bildung und Hebung des Volkes von Seiten der Führer geschah, ist wohl anerkennenswerth, jedoch immer noch ungenügend. Es giebt Zeitschriften, ein ruthenisches Theater in Lemberg, und an der Universität daselbst

findet das ruthenische Element einige Beachtung. Das Alles ſind aber nur Treibhauspflanzen, ohne geſunden Boden; die breite Baſis der Volksbildung fehlt, und ehe dieſe nicht eine beſſere geworden, werden jene geiſtigen Blüthen zu keiner fröhlichen Entwickelung gedeihen können.

Am ſegensreichſten wirkt die ruthenische Mutterlade (halickorußka Matica), ein literariſcher Verein, der nach dem Plane des verwandten tſchechiſchen Inſtituts in Prag im Jahre 1848 zu Lemberg begründet wurde, und deſſen Zweck es iſt, nützliche Bücher in ruthenischer Sprache herauszugeben, um ſie zu möglichſt niedrigem Preiſe unter dem Volke verbreiten zu können. Der Gründer dieſer Matica war J. Hurkewitſch. In Folge der bald nach der Gründung des Vereins eingetretenen politiſchen Wirren wurde die Thätigkeit deſſelben völlig gehemmt, und erſt 1861 konnte er ſich wieder conſtituiren. Er wirkt nun neun Jahre lang — gegenüber den herrſchenden Zuſtänden geiſtiger Finſterniß allerdings ein kurzer Zeitraum. Die Zahl der Mitglieder beträgt 250; Einnahmen und Ausgaben beziffern ſich jährlich auf 5000 Gulden. Bis jetzt ſind etwa 30 volksthümliche Schriften in ruthenischer Sprache von dieſem Verein publicirt worden, als deren Verfaſſer Cybik, Popjel, Holowacki, Malinowski, Uricki, Hurkewitſch u. ſ. w. zu nennen ſind.

Noch auf eins wollen wir hier hinweiſen. Während bei den Polen allzeit ein ariſtokratiſches Regiment herrſchte, iſt der Ruthene ſeinem Grundcharakter nach ein ſocialiſtiſch-demokratiſcher Menſch. Hromada welilij czolowik, die Gemeinde iſt ein großer Menſch, ſagt er. Dieſe beiden Völker paſſen nicht zuſammen*).

*) Wir bringen in einer der nächſten Nummern weitere Mittheilungen über die Ruthenen. Red.

Vom Büchertiſche.

Drei Jahre in Südafrika, von Dr. Guſtav Fritſch*).

T. H. Wieder einmal iſt es ein Deutſcher, welcher uns das beſte Buch über ein von Engländern und Holländern bewohntes Gebiet geliefert hat. Wir ſagten, „das beſte Buch“ und können noch hinzufügen, ein in mancher Beziehung claſſiſches Werk.

Schon früher, im Anfange dieſes Jahrhunderts, hatte der bekannte Dr. Lichtenſtein in ſeinen „Reiſen in Südafrika“ ein für ſeine Zeiten nicht nur bedeutendes und bei der damals mangelhaften Kenntniß des Landes und der Bewohner der Capcolonie höchſt belehrendes und intereſſantes Buch geliefert, ſondern in demſelben auch ein ſo gediegenes ethnologiſches und ſprachwiſſenſchaftliches Material niedergelegt, daß, ſo lange es eine Ethnographie und Sprachwiſſenſchaft giebt, auch ſeine Reiſen als eine der zuverläſſigſten Quellen angeführt werden. Ein ganzes Heer von Reiſenden und Miſſionären hat ſeitdem, theils abenteuernd, theils aus Wiſſensdrang, theils aus aufrichtigem oder eingebildetem Bekehrungseifer oder auch wohl in verkehrtem Philanthropismus den Süden des afrikaniſchen Continents, man kann wohl ſagen, abgeweidet. Allein, abgeſehen von dem kühnen David Livingſtone, welcher den Vorhang zu dem dunkeln ſchwarzen Völkerknäuel des ſubtropiſchen Afrikas lüftete, und etwa noch Charles Anderſſon, dem Entdecker des Okavango, iſt keiner über das Niveau des Gewöhnlichen hinausgegangen. Die Einen ſind Sportsmen und tiſchen fabelhafte Jagdgeſchichten auf, die Anderen, auch meiſtens Engländer, werden oft mehr als billig iſt ungerecht gegen die Boers (wir ſind nicht etwa Freunde der Boers und billigen nicht ihre ſyſtematiſche Ausrottung der Eingeborenen), noch Andere, und zwar die „Heidenapoſtel“, ſingen meiſtens nur Bußlieder oder rühmen Gottes Gnade, die er an einem reuigen Buſchmanns-, Hottentaten- oder Kafferherzen kundgethan. Nur einige wenige haben erträgliche Beiträge zur Fauna und Flora geliefert; kurz, die maſſenhafte Literatur von Reiſen in Südafrika enthalten im Vergleich zu Reiſen in anderen Ländern verhältnißmäßig wenig brauchbares Material für Völker-, Sprachen- und Länderkunde jener Gegenden.

Man könnte die Schwierigkeiten und Strapazen der Reiſen in jenem Theile der Erde zur Entſchuldigung der verſchiedenen Autoren anführen; allein man überzeugt ſich ſofort beim Leſen der „Drei Jahre in Südafrika“, daß der Verfaſſer darin keinen Grund geſehen hat, weniger ſcharf und vielſeitig zu beobachten. Ein merklicher Vorwurf trifft daher andere Reiſende, wenn wir behaupten, daß es ihnen an der nöthigen Schule, d. h. wiſſenſchaftlichen Vor- und Durchbildung, und an dem nöthigen Scharfſinn, an Beobachtungsgabe, Fleiß und Energie gefehlt habe. Da iſt es denn eine höchſt erfreuliche und zugleich anregende Erſcheinung, wenn wir ein Werk erhalten, deſſen Verfaſſer ein durch und durch deutſch geſchulter Mann iſt, der nicht umſonſt in dem Jahrhundert eines Humboldt, Ritter und Waitz lebt.

Ein Vorzug des Verfaſſers iſt es, daß er in dem einleitenden Capitel nicht, wie ſo viele Andere, longathmige Auseinanderſetzungen über den Zweck ſeiner Reiſe giebt; er ſagt kurz, daß ihm als hauptſächliches Ziel „anthropologiſche Studien“ vorſchwebten, daß er die Abſicht hatte, ſich über die Ureingeborenen jenes Continentes eigene Anſichten aus perſönlicher Anſchauung und Erfahrung zu bilden. Er ermüdet uns nicht mit den monotonen Erlebniſſen einer langwierigen Seereiſe, ſondern bemerkt einfach, daß trotz alles Amüſements, wie z. B. Muſiciren, Kartenſpiel u. ſ. w., je nach der Laune des Augenblicks, der Reiſende ſelten vollſtändig vergißt, daß er doch nur ein Gefangener iſt, es ſei denn, daß eine beſondere Leidenſchaft für das ſüße Nichtsthun vorwalte. Roſch landen wir mit ihm in der Capſtadt, und empfinden mit ihm jenes unbeſchreibliche Wohlgefühl, das jeden Forſcher überſtrömt, wenn er in einer Fülle von Gegenſtänden ſeiner Forſchung ſchwelgen kann. Die Capſtadt iſt ein wahres anthropologiſches Muſeum; eine wahre Völkermoſoik bietet ſich dort für den Beobachter. Vertreten ſind die meiſten Völker Afrikas; — die ſchnalzenden Hottentoten und Buſchmänner, welche durch ihren affenartigen Geſichtsausdruck nicht ſelten auch in dem größten Antidarwinianer den leiſen Verdacht erregen, daß doch wohl der Gorilla des Menſchen Urahn ſein könne; Zulu- und Betſchuanenkoffern, lebenden Bronzeſtatuen vergleichbar, Neger mit wollüſtigen, wülſtigen Lippen und Plötſch-

*) Breslau, bei Ferdinand Hirt.

naſen. Dann auch Europäer aus beiden Hemiſphären, an denen wohl der Grundtypus des Indogermanen überall durchblickt, deren Stirnen der Stempel der Souveränetät vor allen Völkern der Erde aufgedrückt iſt und denen doch wieder die Natur ein für die Zone, unter welcher ſie bisher gelebt, beſonders bezeichnendes Charakteriſticon aufgeprägt hat. Ferner Araber, dann fleißige und betriebſame Leute aus dem indiſchen Archipelagus, welche fern von der Heimath ihr Kalifaſeſt treu der Väterſitte feiern, und auch Söhne des „himmliſchen Reichs“, die ſeit den letzten Jahren Kosmopoliten geworden; dieſe alle hat der Verfaſſer ſcharf beobachtet, und ſchildert jeden nach ſeiner ihm eigenthümlichen ethnologiſchen Veranlagung. Hier ſtrolchen faullenzend und rauchend der Hottentot und Neger, die Protatypen des afrikaniſchen Lazzarone, umher, während der gelbe Malaye keinen Induſtriezweig vernachläſſigt, und ſollte er mit Obſt- und Gemüſehandel anfangen, um ſich ein anſtändiges Daſein zu ſchaffen; der Europäer ſchafft den heimathlichen Comfort an dieſe Küſten, gründet Muſterwirthſchaften für den afrikaniſchen Londban, baut Eiſenbahnen, gründet und erhält ein naturhiſtoriſches Muſeum und legt botaniſche Gärten an, zu denen die Flora aller Welttheile ihr Contingent ſtellen muß.

Herr Fritſch gehört nicht zu den oberflächlichen Köpfen, die ſich einen abſtracten Menſchen conſtruirt haben und alle Menſchen über einen Leiſten ſchlagen; er kennt nicht jenes Prokuſtesbett, in welches der Germane, Semit, Indianer, Neger, Kaffer, Hottentot, Malaye und Papua unter jeder Bedingung hineinpaſſen muß. Hiermit haben wir den Verfaſſer hinlänglich für alle die gekennzeichnet, welche aufrichtige und ehrliche Forſcher in der Anthropologie und Ethnologie ſind. Dr. Fritſch iſt Anthropolog „jeden Zoll breit“, und dem zufolge hat er ein Auge nicht nur für den Menſchen, ſondern auch für die ganze Natur und Außenwelt, die, wenn auch nicht allein maßgebend, für die geiſtige und körperliche Organiſation und Geſtaltung des Menſchen, ja doch erheblich dieſelbe beſtimmt und formulirt. Das Klima, die Bodenbeſchaffenheit, die Pflanzen- und Thierwelt herab bis zum Miſtkäfer (Ateuchus), der den lieben langen Tag Pillen dreht, in die er ſeine Eier legt, und ſie dann in ein Loch in Gewahrſam bringt, zieht er in den Kreis ſeiner Beobachtung.

Dazu macht die Darſtellung vom Vorwort bis zum Schluß den Eindruck objectiver Wahrhaftigkeit; mit Tact vermeidet Dr. Fritſch Wiederholungen. Sein Stil iſt gewählt, gewandt, friſch und oftmals humoriſtiſch*). Wir ſcheuen uns nicht, dieſem Reiſewerk in der ſüdafrikaniſchen Reiſeliteratur den erſten Preis zuzugeſtehen, und hoffen, im Einklange mit denen, welche es bereits kennen, zu reden, wenn wir es mit „goldenen Aepfeln in ſilbernen Schalen“ vergleichen.

Die unausbleiblichen Schikanen, deren jeder Reiſende in Südafrika gewärtig ſein muß, ſei es, daß das Schickſal ihn in den „niederträchtigen“ Wachteeditjedornen (Acacia detinens) gefangen hält und nur gegen Blut und Kleiderfetzen fahren läßt, — ſei es, daß das Geſchick ſeinen Wagen gegen einen Felſen ſchleudert, oder in Geſtalt eines toſenden, Alles fortreißenden Regenſtromes den Weg ſperrt, oder Jupiter Pluvius den von Hunger und Kälte ermatteten Wanderer bis auf die Haut durchweicht, oder treuloſe Riſegefährten ihn betrügen, beſtehlen aber auch verlaſſen, wenn nicht gar verrathen, alle jene Beſchwerden ſind unſerm Reiſenden mehr oder minder zu Theil geworden, aber er hat ſie glücklich überwunden.

Nicht weniger als 75 ſoſt durchweg vortreffliche Holzſchnitte, noch gelungenen Originalſkizzen, und ſelbſt ausgeführten Originalphotographien dienen zur Erläuterung des Textes. Es wird uns mitgetheilt, daß demnächſt ein Werk — wenn wir nicht irren, unter dem Titel: „Südafrikaniſche Racentypen“ — die Preſſe verläßt, in welchem eine Fülle von anthropologiſchen Charakterköpfen endlich einmal eine klare Anſchauung der ſüdafrikaniſchen Racenverhältniſſe und Typen gebaten werden ſoll. Außerdem verſpricht der Verfaſſer eine Anzahl ſtereoſkopiſcher Aufnahmen, vermöge deren der Leſer im Stande iſt, ſich unmittelbar in jene Gegenden zu verſetzen. Es giebt faſt keinen Zweig der beſchreibenden Naturwiſſenſchaften, denen Dr. Fritſch nicht Rechnung trägt. Dem Geologen führt er die Anſichten verwitterter Granitravinen, und beſonders die für den Süden des Continents ſo typiſchen Taſelbergformationen vor; andererſeits bietet er dem Landſchaftsmaler zahlreiche Objecte zum Studium des dortigen Landſchaftscharakters dar, ſei es, daß er ein Panorama in ramontiſche Partien erſchließt, die unſeren Lorley, Roßtrappe, Baſtei, Kuhſtall ꝛc. in nichts nachgeben, oder daß er ein Wüſtenbild ſa aus der echten Korri-Karri vorlegt. Man überzeugt ſich dann endlich einmal, daß wir uns unter Wüſten nicht immer abſolute Einöden zu denken haben. Intereſſant ſind die Koffer- und Betſchuanenkraale, wodurch wir einen Blick in das ſociale Leben der Schwarzen thun können, gleichſam in die Anfänge des menſchlichen Culturlebens. Das Aeußere des Buchs endlich entſpricht dem Innern. Die Ausſtattung iſt geſchmackvoll und gediegen; die Schrift groß und deutlich, das Papier feſt und ſtark. Ein ſehr ausführliches Regiſter erleichtert das Nachſchlagen.

Wir wollen einige Gegenſtände hervorheben. Herr Fritſch beſchreibt ein Concert in der Capſtadt: „Das Programm war wirklich ſehr gut, es enthielt die Aufführung von Schiller's Glocke, Ouvertüre zum Freiſchütz, zum Barbier von Sevilla und ähnliche bedeutende Sachen; die Ausführung war aber ſo gräßlich, wie ich nie etwas von Muſik gehört habe. Trotzdem krachten die Bretter unter den Tritten des Beifall donnernden Publicums, ſo daß ich mich nicht enthalten konnte, ängſtliche Blicke nach der Gallerie hinaufzuwerfen, immer fürchtend, ſie würde auf unſere unſchuldigen Häupter herabkammen.“ Auch die Trinkhäuſer hat er beobachtet; es verſteht ſich, daß er darüber wenig Erfreuliches zu berichten hat.

Der Brandy und Gin iſt in der ganzen Colonie mehr geſchätzt, als für das Emporkommen derſelben dienlich iſt! Die ſocialen Verhältniſſe der Stadt bieten wenig, und daher ſucht häufig der von der Arbeit ermüdete Mann ſeine Erholung in den Trinkſtuben, hier „Hotels“ genannt, wo er in ſtarken Spirituoſen ſeine Sorgen ertränkt. Das Delirium tremens iſt in Folge deſſen eine ſo bekannte Affection, daß der lange Name dafür überflüſſig geworden, und man es bequemer findet, nur die Anfangsbuchſtaben zur Bezeichnung zu gebrauchen. „He has had an attack of the D. T.“ (er hat einen Anfall des Delirium tremens gehabt), iſt eine für das Cap allgemein verſtändliche und leider nicht ſeltene Redensart.

Am Cap wird noch auf das ehrliche Geſicht hin geborgt, und unſer Reiſender weiß auch davon einen ſelbſt erlebten Fall anzuführen: „Die Ausdehnung dieſes Verkaufs (von Wagen, Pferden, Geſchirren, Gewehren ꝛc.) und das gegenſeitige Vertrauen, welches bei demſelben obwaltet, iſt für den Fremden ſehr auffallend; — man kauft gegen Nennung

*) Damit ſtimmen wir nicht völlig überein. Allerdings lieſt ſich das Buch im Ganzen vortrefflich, aber der Satzbau läßt doch manchmal zu wünſchen übrig. Rühmend wollen wir hervorheben, daß das treffliche Buch Columnentitel und Regiſter hat; dadurch wird es doppelt brauchbar. A.

ſeines Namens, der Auctionator bezahlt für den Käufer und ſchickt dann in einem oder mehreren Monaten die Rechnung ein. So habe ich ſelbſt, obgleich völlig unbekannt, dort gekauft, die Gegenſtände mit mir genommen, ohne mehr wie meinen einfachen Namen anzugeben." — Dieſe Gutmüthigkeit hat dann auch nicht ſelten die reichſten Farmer bankerott gemacht. Ueberhaupt iſt der Boer (Bur) ein etwas träger, phlegmatiſcher Menſch und erregt nicht ſelten noch durch philiſterhafte Beſchränktheit das Mitleiden des Gebildeten. Fritſch erzählt ergötzliche Dinge: „Man muß dieſe Boeren (ſo werden die afrikaniſchen Ablömmlinge der holländiſchen Coloniſten genannt) an Ort und Stelle in ihrem Leben und Treiben kennen gelernt haben, um ſich eine Vorſtellung von den Zuſtänden machen zu können. Ihr Geſichtskreis iſt ein ungemein beſchränkter. Von den vielen charakteriſtiſchen Anekdoten finde ich folgende bezeichnend: Der Aſtronom Sir Thomas Mac Lear war beauftragt, das Land zu vermeſſen, und beobachtete auch einſt mit ſeinen trigonometriſchen Inſtrumenten auf dem Grund und Boden eines holländiſchen Farmers, ohne dieſen vorher um Erlaubniß gefragt zu haben; der Boer, darüber erzürnt, wollte ihn als Engländer vom Platze treiben, bis Mac Lear, der ein humoriſtiſcher Mann iſt, auf den Einfall kam, ihn glauben zu machen, er finge Sterne. . Der Boer ſah ihm nun höchſt eifrig zu, und wenn der Aſtronom einige Zeit durch das Fernrohr geſehen hatte, und dann ſeinen Inſtrumentenkaſten zuklappte, konnte er ihm mit vollem Ernſt vorreden, er habe den gefangenen Stern jetzt eingeſperrt, doch dürfe man ihn nicht anſehen, weil man ſonſt geblendet würde. So amüſirte ſich Mac Lear eine ganze Zeit mit dem guten Boer, indem er ihm jedesmal die Nummer des Sternes angab, den er gerade gefangen hatte, bis ſein Geſchäft beendet war."

„Die Beſchränktheit der Leute erklärt ſich leicht, wenn man weiß, daß der Farmer faſt nie von ſeinem Beſitzthum herunterkommt, außer wenn er einmal zum Markt oder zum „Nachtmahl" fährt; die Fläche Landes, welche von den nächſten Bergen umſchloſſen wird, iſt ſeine Welt, was darüber hinaus liegt, nennt er „die andere Welt". So ſchickte ein Boer ſeinen Sohn nach dem drei Stunden entfernten Swellendam, um — „die Welt zu ſehen"! Ein anderer, in deſſen Geſellſchaft viel über England geſprochen wurde, äußerte ſich dahin, daß er nicht übel Luſt hätte, auch hinzugehen und es ſich anzuſehen, „er wüßte nur nicht die Ausſpannplätze in dieſem Lande". Dieſe Plätze, Uitſpan im Holländiſchen, ſind nämlich Stellen, wo reichliches Futter und friſches, geſundes Waſſer vorhanden iſt: man muß dieſe Orte kennen, um den Ochſen beim Reiſen zu geeigneter Zeit Raſt zu geben."

Die Boers werden aber auch von einer guten Seite geſchildert, und ihre Gaſtfreundſchaft, Biederkeit und Ehrenhaftigkeit ſind nicht die ſchlechteſten und ſeltenſten Eigenſchaften. Wir können uns hier nicht auf alle dieſe Schilderungen einlaſſen; hören wir, wie er über unſere deutſchen Landsleute drüben urtheilt. In den öſtlichen Capdiſtricten giebt es verſchiedene, von Deutſchen gegründete Orte wie Heidelberg, Frankfurt, Berlin, die aber durch ihre Armſeligkeit auch nicht im entfernteſten an unſere gleichnamigen Städte hier zu Lande erinnern. Fritſch bemerkt: „Ich habe hier die Bekanntſchaft vieler gemacht, die ſich ebenſo ſehr durch ihr geſchäftliches Auftreten, wie durch perſönliche Liebenswürdigkeit auszeichnen, und bin meinestheils ſtolz darauf, ein Deutſcher zu ſein, aber im Allgemeinen iſt unſeren Landsleuten am Cap kein günſtiges Zeugniß auszuſtellen. Der Deutſche iſt leider, Gott beſſere es, von Hauſe aus ſo an Druck gewöhnt, daß er im Auslande, wohin er mit feſtem Entſchluß geht, ſein Glück zu machen, ſich nur allzu willig den Verhältniſſen fügt und ſeinem Ziele nachſtrebt, ohne in der Wahl der Mittel beſonders bedenklich zu ſein *); er erreicht in Folge deſſen auch ſehr häufig ſein Ziel, d. h. er macht Geld, aber gewiß nicht ohne Grund zieht er ſich den Vorwurf der Charakterloſigkeit zu, und ſogar der holländiſche Afrikaner, der genug vor ſeiner Thür zu kehren hat, erlaubt ſich, von „verdammten Moffjes" (Spitzname der Deutſchen) zu reden. In früheren Zeiten war unſere Nation in Südafrika viel angeſehener, doch mit dem Erſcheinen der Fremdenlegion iſt darin eine große Veränderung eingetreten. Nicht allein haben manche Legionäre als ſolche durch ihr Benehmen unſerm Anſehen geſchadet, ſondern beſonders die zahlreichen Deſerteure dieſer Truppe, welche noch heutzutage das Land überſchwemmen. Ohne Zweifel iſt dieſen Herren ein großer Theil der Schuld beizumeſſen, daß das Vertrauen verloren gegangen iſt, doch hat man ſich meiner Meinung nach zu ſehr darauf geſtützt; ſpricht der Reiſende mit einem dort anſäſſigen Landsmanne über den Verluſt des Anſehens, ſo kann er ſicher ſein, daß die Antwort erfolgt: Ja die Legion, — ich ſelbſt habe aber in Südafrika genug Leute deutſcher Abkunft kennen gelernt, die nie in derſelben waren, aber was Charakterloſigkeit betrifft, vollſtändig in dieſelbe Kategorie gehören. —

Während der Deutſche anfangs, ſo lange er einigermaßen fremd im Lande iſt, einen tüchtigen und willigen Arbeiter für den Brotherrn abgiebt, verläßt er ihn ſchleunigſt, ſobald er hinreichende Kenntniſſe von den Verhältniſſen des Landes geſammelt hat, um zu glauben, auf eigenen Füßen ſtehen zu können. Er ſchlägt ſich dann auf jede Weiſe durch und ſucht Vermögen zu erwerben, ohne beſondere Rückſicht auf ſeine bürgerliche Stellung zu nehmen. Iſt er glücklich in Erreichung dieſes Zieles, ſo zieht er in den meiſten Fällen mit den geſammelten Schätzen weiter, um ſie anderswo zu verzehren, zum größten Nachtheil des Landes, welches auf dieſe Weiſe mehr und mehr ausgeſogen wird" **).

Uebergehen müſſen wir die intereſſanten Auseinanderſetzungen über die Wanderungen der Ureingeborenen, über die Wirkungen von Klima und Bodenbeſchaffenheit auf den dortigen Menſchen; die Naturſchilderungen, ſeine Anſichten über die geologiſche Beſchaffenheit Südafrikas, Anſichten, die er durch ſeine eigenen wiſſenſchaftlichen Beobachtungen und Erfahrungen begründet, und die vielfach neu, aber zugleich klar und überzeugend ſind. So hat Herr Fritſch z. B. wie kein Anderer vor ihm ſein Augenmerk auch auf die ſogenannten Buſchmänner gerichtet, ihre Höhlen beſucht, und er giebt ausführliche und anziehende Beſchreibungen von dieſen „Allerweltsfeinden", namentlich von ihrer künſtleriſchen Begabung, die man bisher auch nicht im Entfernteſten den armſeligen Wüſtenkindern zugetraut hat.

Fritſch iſt Arzt, und demzufolge hat er ein Urtheil über die vielbeſprochenen Gift- und Schlangendoctoren. Er beſtätigt nicht nur, was bisher über die Praxis ſeiner ſchwarzen Collegen jenſeit des Oceans bekannt war, ſondern fügt noch verſchiedene neue intereſſante Notizen hinzu. Die wilden Eingeborenen, die hier zu Lande gewöhnlich in dem Rufe von Idioten ſtehen, erſcheinen nach des Verfaſſers Mittei-

*) Hier generaliſirt Herr Fritſch ins Blaue hinein. Für einen Theil unſerer Landsleute in der Capcolonie mögen ſeine Auslaſſungen richtig ſein, — allgemein hingeſtellt ſind ſie geradezu falſch. Sie paſſen z. B. nicht auf Nordamerika, die Weſtküſte Südamerikas, die Laplatastaaten, Braſilien ꝛc. A.

**) An dem, was hier als ein Tadel hingeſtellt wird, iſt einfach nichts zu tadeln. Die Verhältniſſe ſelbſt bringen einen ſolchen Verlauf der Dinge mit ſich, und Auswanderer aller Nationen, wenn ſie nicht gleich von vornherein als Ackerbauer ſich feſt anſiedeln, verfahren in ganz ähnlicher Weiſe. A.

lungen in ganz anderm Lichte; ſie entwickeln einen Scharfſinn, Mutterwitz, Berechnung und Liſt, wie dieſe Eigenſchaften bei uns nur immer geſchätzt oder gefürchtet werden können. Auch der Wilde denkt! Aber wie!

„Meine Leute waren heiter und redſelig, ſo daß ich mit vielem Intereſſe ihrer gelehrten Discuſſion zuhörte. Dieſe drehte ſich um nichts Geringeres, als um die Frage, ob die Buſchmänner zum Menſchengeſchlechte gehörten oder Pavione wären. Obwohl ich nicht glaube, daß der Hauptleiter der Converſation, mein Treiber, ein Moſuto von Abkunft, Darwin's Buch geleſen hatte, fand ſich doch in ſeinen Theorien viel dieſem Autor Verwandtes. Er kam ſchließlich zu der Entſcheidung, daß die Buſchmänner in der That von den Pavianen abſtammten, und auch in Bezug auf die Hottentotenſtämme konnte er ſich nicht enthalten, ſeinen Verdacht einer, wenn auch entfernten, Verwandtſchaft mit dem Affengeſchlechte zu äußern. Seinen Hauptbeweis ſuchte er in der Sprache der Buſchmänner, welche nur eine Pavianſprache wäre, die Niemand erlernen und die man nicht ſchreiben*) könne; ebenſo wie er ſeine Behauptung über die Zugehörigkeit der Hottentoten auf den ähnlichen Klang der ihrigen gründete. Ich warf dem Moſuto ein, daß die Buſchmänner Malereien anfertigten, welche Kunſt die Paviane nicht verſtänden, und daß ſie gute Voorlooper (Führer der Zugochſen), Achterryder (Reitknechte) u. ſ. w. abgäben, alſo dem Menſchengeſchlecht näher ſtehen müßten. Hierauf wurde mir erwiedert, daß die Buſchmänner allerdings etwas mehr Verſtand hätten, aber wenig; als Voorlooper ließe ſich ein Pavian auch gebrauchen, und er gab darauf eine drollige Erzählung zum Beſten von einem in ſolchem Amte fungirenden Affen, der die verſchiedenen Zurufe des Treibers alle verſtand und genau befolgte.“ — — „Die Zeit wurde mir durch das drollige Geſchwätz meines Treibers verkürzt, welcher ein gutes Probeexemplar von Betſchuanen war. Ich hätte faſt gewünſcht, ſeine Unterhaltungen mit Geſticulationen und Tonfall photographiren zu können, da ſie mich mehr in das Leben und die Denkweiſe dieſer Eingeborenen einführten, als es dicke Bücher vermocht hätten. Zugleich bedauerte ich ſtets ſeine verfehlte Lebensrichtung; denn während er ein gottvergeſſen ſchlechter Ochſentreiber war, hätte er bei einiger Ausbildung ſicherlich einen ausgezeichneten parlamentariſchen Redner abgegeben. Wie gut würde es ſich nicht ausnehmen, einen ſolchen Mann als Vertreter der Eingeborenen an die philanthropiſchen Geſellſchaften in England zu ſchicken und denſelben vor glänzender Verſammlung ſeine Sache führen zu laſſen! Ich ſehe ihn vor mir, wie er mit ſeiner unvergleichlichen Anmuth die ſtets bereitgehaltene Schnupftabacksdoſe zur Naſe führt und unter lebhaften Geſticulationen den Zuhörern die Größe und Tugenden ſeiner Nation und die Schönheiten ſeines Landes ſchildert. Das Feuer des Vortrags belebte ſtets die Bewegungen, die faſt augenſcheinlich eines andern Antriebes, etwa in Geſtalt eines Sambocks, bedurften, um annähernd zufriedenſtellend zu ſein. — Wenn ich ihn wegen ſeiner Faulheit zur Rede ſtellte und ihm ſeinen Collegen, welcher ein rühriger Burſche war, als Muſter hinſtellte, antwortete er ſchlagend: Der Herrgott hätte manche Menſchen gemacht, langſam, andere aber ſchnell zu arbeiten, in welcher Aeußerung der ſegensreiche Einfluß der Miſſionäre deutlich erkennbar iſt.“ —

„Als ein früherer Gouverneur einſt den Häuptling U'Mholo, einen verſchlagenen, gewandten Burſchen, in ſeine Gewalt bekam, führte er ihn nach dem Meeresufer mit ſich, ohne daß er jedoch hinlängliche Beweiſe gegen denſelben hatte um ihn feſthalten zu können. Er wollte dem Gefangenen aber wenigſtens einen Beweis von der Macht Englands geben, und veranlaßte es daher, daß die in der Nähe vor Anker liegenden Kriegsſchiffe zu gleicher Zeit ihre Kanonen abfeuerten. „Sieh!“ ſagte er zu dem Häuptling, als die vollen Lagen ihren Donner über die Wagen herüberwälzten, „das kann England bewerkſtelligen. Was vermögt ihr armen Kaffern gegen ſolche Macht auszurichten?“ Ohne die geringſte Bewegung zu verrathen, wendete ſich U'Mhala zu dem Generalgouverneur und fragte ihn mit affectirter Unbefangenheit: „Können dieſe Dinger, welche ſo viel Lärm machen, auch in die Amatolaberge hinaufſegeln?“ Schwerlich dürfte ſich eine ſchlagendere Antwort auf die blaſſe Prahlerei des Engländers finden laſſen, als dieſer Wilde im Augenblick bereit hatte; er wußte gut, daß die Schlupfwinkel ſeines Stammes unzugänglich wären, nicht nur für Schiffe, ſondern auch für Kanonen und ſelbſt einzelne Fußſoldaten.“ —

Außerordentlich plaſtiſch ſind die Charakterbilder verſchiedener Häuptlinge und ihrer Kraale aus dem Betſchuanenlande; man könnte ſie zeichnen, ſo ſcharf und anſchaulich ſchildert der Verfaſſer. Auch in der Wildniß finden wir Cäſaren, Alexander, Große Friedrichs und Charaktere, die wie ein Peter der Große die wunderbaren Gegenſätze von Barbarei und Civiliſation in ſich vereinigen, auch düſtere Satansſeelen, wie einen Philipp von Spanien, Nero und Sejon. Da iſt Sekomi, Häuptling der Bamangwato, ein unheimliches Galgengeſicht, und es graut uns vor ihm, wenn Fritſch erzählt: „Sekomi iſt ein Wilder in des Wortes verwegenſter Bedeutung, und es dürfte ſchwer ſein, feſtzuſtellen, ob ſein äußerer oder innerer Menſch vorzuziehen iſt. Er iſt von verſchloſſenem, tückiſchem Charakter, und nur die Furcht vor der bereits mächtig im Stamme gegen ihn agirenden Oppoſition hält ihn zurück, ſeiner deſpotiſchen Laune in unbeſchränkteſter Weiſe zu fröhnen. Früher ſoll ſein Charakter bedeutend beſſer geweſen ſein, und Viele ſchreiben daher die auffallende Veränderung zum Schlechten einem beginnenden Wahnſinn zu. Sein Aeußeres unterſcheidet ſich in keiner Beziehung von dem gemeinſten, ſchmierigſten ſeiner Unterthanen, und man kann ſich kaum eines gewiſſen Schauders erwehren, wenn der Häuptling ſein lauerndes Auge (eins iſt erblindet und halb geſchloſſen) auf eine Perſon richtet und mit ſataniſchem Lachen einen ſtark varragenden Eberzahn des Unterkiefers fletſcht. Auch das paſſende Beiwerk fehlte dem Bilde nicht, indem die Räthe, welche neben dem Häuptling on der Erde hockten, nicht weniger ſchmutzig waren, als dieſer ſelbſt, und einer der Höflinge war eifrig damit beſchäftigt, Seiner Majeſtät das Ungeziefer aus dem Pelz zu leſen.“

„Die wilden Stämmen meiſtens eigene angeborene Verſchlagenheit prägt ſich in Sekomi ſehr ſtark aus, wofür ſein Verkehr mit den Händlern täglich unwiderlegbare Beweiſe abgiebt; bezeichnend war mir aber beſonders ſeine erſte Unterredung mit Capitän Harris, die mir von einem Ohrenzeugen mitgetheilt wurde. Als Horris, der ſtets den engliſchen Gentleman heraus zu beißen ſuchte, in würdevollem Aufzuge vor dem Häuptling erſchien und den nackten Wilden vor ſich auf der Erde kauern ſah, glaubte er, es ſei eine leichte Sache, demſelben zu imponiren und prahlte mit ſeiner Macht und ſeinem Reichthum, und wie er in England ein viel größerer Capitän wäre als Sekomi. „Eh,“ war die Antwort, „wenn dem ſo iſt, warum kommſt Du denn zu mir? Ich werde Dich nicht aufſuchen.“ Harris, wohl etwas herabgeſtimmt, holte nun ſeinen „Gentleman“ hervor, als deſſen Merkmal er hervorhab, daß er niemals eine Lüge ſage.

*) Darin irrt ſich der gute Moſuto. Kürzlich erhielt Schreiber dieſes ein wohlgeſchriebenes Manuſcript eines der ſchwierigſten Buſchmannsdialekte von Herrn Dr. Bleek, unſerm deutſchen Landsmann, der dort an der Quelle die ſüdafrikaniſchen Sprachen ſtudirt.

„Eh," erwiederte der Häuptling, „wenn Du keine Lügen sagst, so machst Du doch wenigstens manche Versehen," welche Entgegnung den Gentleman in gelinde, aber unschädliche Wuth versetzte, da er seine Abhängigkeit wohl einsah. Darauf begann er von der Jagd zu sprechen und fragte nach Elephanten, deren Verbleib Sekomi ihm angeben sollte. „Geh und suche," war die Antwort, „die Bamangwato binden die Elephanten nicht für Dich an den Bäumen fest." Das Suchen soll dem Capitän einige Schwierigkeiten bereitet haben."

Interessant ist das Charakterbild, welches der Verfasser von den Söhnen entwirft. Besonders sticht der Thronfolger Kama so sehr von dem Vater ab, daß nirgends das Sprüchwort: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm" mehr Lügen gestraft ist, als im vorliegenden Falle. Kama ist ein so fein organisirter Mensch, von solcher Gemüths- und Verstandesbildung, eine so wahrhaft edele Erscheinung, daß man es dem Verfasser gar nicht verargt, wenn er in sympathetischer Affection zu dem jungen Schwarzen gesteht, er würde sich unter keinen Umständen schämen, jenen seinen Freund zu nennen.

Auch den Heidenbekehrern, den Missionären, widmet dieser Reisende einige Aufmerksamkeit, denn er müßte ja nicht in Südafrika gewesen sein, wenn ihm nicht die Leute in den Wurf gekommen wären. Singt er zwar nicht Gerstäckeriaden über sie, so weiß er doch nicht zum Tausendstel, trotz aller Scharfsicht, die Erfolge zu sehen, wovon diese Herren in ihren Missionsberichten jubeln und den frommen allen Frauen und Jungfrauen das Geld aus der Tasche ziehen. Das Gute, was sie geleistet, erkennt er mit derselben Wärme an, wie er ohne Rückhalt und Freimüthigkeit auch ihre Leistungsunfähigkeit und ihr Einschöpfen in das Danaidenfaß bloßlegt. Halten wir das Eine gegen das Andere, so ist der Nutzen verschwindend klein gegen den Aufwand an Geld und gesunden Menschenkräften, daß wir nicht sagen, Nutzlosigkeit der Mission.

Zum Schluß ein paar ergötzliche Beispiele aus der südafrikanischen Missionsgeschichte, welche wieder einmal schlagend beweisen, wie verschiedenartig die verschiedenen Menschenracen auch psychologisch angelegt sind. Der Verfasser spricht vorher von der niedern Entwickelungsstufe, als einem bedeutenden Hemmschuh zur Bekehrung der Wilden, und fährt dann fort: „Dazu kommt die Schwierigkeit der Verständigung, welche besonders bei den Hottentoten und Buschmännern groß ist. Die verwickelte, zungenbrecherische Sprache nöthigt die Missionäre, sich beim Predigen der Dolmetscher zu bedienen, welche theils aus Unverstand, theils auch aus böser Absicht die Worte der Lehrer verdrehen und entstellen, zuweilen in höchst komischer Weise. Ein Prediger bezeichnete z. B. die Seligkeit als eine große Sache, und als er später einen der Katechumenen fragte, was er sich unter Seligkeit vorstelle, erhielt er zur Antwort: Einen großen Sack! Ein anderes Mal, als die Korana einen Streifzug unternehmen wollten, fehlten ihnen Sättel, und einer von ihnen sagte: „Ach, wenn doch Herr Christus jetzt da wäre!" Zufällig hörte einer der Missionäre dies und fragte nach der Ursache der sonderbaren Bemerkung: „O," erwiederte jener, „Sie haben uns ja gelehrt, daß Herr Christus ein großer Zadelmaker (Sattler) sei." (Der Hottentot hatte Zadelmaker mit Salignaker [Seligmacher] verwechselt.) Gefragt, was er unter Sünde verstehe, erwiederte ein Korana: „Leidschmerzen", indem der Missionär auf die der Sünde folgenden Gewissensbisse aufmerksam gemacht hatte. Bedenklicher als diese unschuldigen Mißverständnisse sind die mehrfach vorgekommenen schändlichen Verdrehungen der christlichen Lehre durch die eingeborenen Katecheten in sinnliche, gemeine Beziehungen, was oft leider erst spät von den Missionären entdeckt wurde.

Aus allen Erdtheilen.

Die nordamerikanische Expedition nach dem Isthmus von Darien.

Trotz der Fruchtlosigkeit früherer Anstrengungen, eine genaue Vermessung des Isthmus von Darien zu bewerkstelligen, hat sich die Regierung der Vereinigten Staaten entschlossen, einen neuen Versuch nach einem Plane und mit solchen Mitteln zu machen, welche voraussichtlich einen guten Erfolg haben werden. Die früheren Erfahrungen zur Richtschnur nehmend, will die Regierung feststellen, ob auf dem Isthmus der Bau eines Canals möglich ist, welcher das Atlantische mit dem Stillen Meere verbinden könnte.

Diese neue Expedition wird unter der ausschließlichen Controle des Lieutenant Commanders Thomas O. Selfridge von der Flotte der Vereinigten Staaten stehen, und die Gesammtzahl der ihm zu Gebote stehenden Leute sich auf 287 belaufen. Das Kanonenboot „Nipsic" wird das Flaggenschiff sein und das Boot „Guard" als Provisionsschiff dienen. Das letztere steht unter dem Befehle des Lieutenant Commodore E. P. Lull.

Außer den Offizieren der beiden Schiffe, die wegen ihrer besondern Befähigung für den Zweck ausgewählt wurden, sind der Expedition noch ein Geolog, ein Botaniker, ein Telegraphist, ein Photograph und ein Zeichner, Alle Civilisten, beigegeben. Auch die Offiziere der Küstenvermessung, J. A. Sullivan, M. O. Leman, Ogden, Meriden und Karcher, werden als Assistenten des Commanders Selfridge fungiren. Der Telegraphist hat über ungefähr 80 Meilen gewöhnlichen Telegraphendraht und 75 Meilen von solchem zu verfügen, wie er während des letzten Krieges bei der Armee benutzt worden ist. Die Expedition hat zugleich eine vollständige Auswahl von Armeesignalen, Flaggen und Laternen und alle wissenschaftlichen Instrumente, welche möglicherweise von Nutzen sein können.

Die Indianer sind, obgleich sie unter die Botmäßigkeit der Vereinigten Staaten von Columbia gehören, eigentlich nie ganz unterworfen worden und haben einen feindseligen Charakter den Weißen gegenüber. Diese Wilden günstig zu stimmen und vielleicht zu den Zwecken der Expedition verwenden zu können, hat der Commandeur einen großen Vorrath von Perlen und anderen billigen Gegenständen bei sich, welche er mit freigebiger Hand als Geschenke unter sie vertheilen wird. Der Isthmus bietet außerordentlich viele Schwierigkeiten, sowohl durch seinen bergigen Charakter, als auch durch die Undurchdringlichkeit seiner üppigen Vegetation, und es ist nicht möglich, ohne Beihülfe der Art vorzugehen; deshalb wäre zur Lichtung der Wege die Verwendung der Indianer von großem Werthe, wenn diese sich zu einer ziemlich schweren Arbeit herabwürdigen könnten.

Die „Nipsic" wird Aspinwall berühren und in Betreff der Expedition bestimmte Arrangements mit den Behörden von Columbia treffen, während die „Guard" sich direct nach der Caledonia Bai, ungefähr 150 Meilen jenseits Aspinwall, begeben

wird. Dieſe beiden Schiffe werden in der Bai zur Baſis für die Verproviantirung und Operationen überhaupt dienen. Nach den nöthigen Vorbereitungen werden zwei Parteien von Sa-fardi aus eine von dem ſüdlichen Theil der Caledonia Bai abgehen, um womöglich Päſſe in den Bergen zu entdecken, und den Paß zu erreichen, deſſen Exiſtenz früher ſchon Dr. Cullen behauptet hat. Zwei Vermeſſungstrialen werden aus dieſen Punkten aus nach allen entdeckten Einſchnitten in dem Gebirge etablirt und von dieſen nach dem Savanna River an der Mündung des Lara geführt werden. Nach einer genauen Vermeſſung dieſer Gegend werden die Schiffe nach dem Golf von San Blas ſegeln und dort als Vermeſſungspartien landen, um zu erforſchen, ob jene Gegend beſſer für einen Schiffscanal geeignet iſt, als die zwiſchen Caledonia Bai und der Bai von Darien. Die ganze Expedition iſt auf ſechs Monate berechnet.

Die Entfernung von Caledonia Bai bis zum Savanna River iſt 40 Meilen und nachdem die Parteien dieſen Fluß erreicht, werden ſie demſelben folgen bis zur Bai von Darien, wo der Vereinigte-Staaten-Dampfer „Niack“ von dem Pacificgeſchwader in Zeit eintreffen wird, die Leute aufzunehmen.

Commander Selfridge und die übrigen Offiziere haben das Vertrauen, daß ein Canal über den Iſthmus von Darien trotz aller Schwierigkeit ſich ſo herſtellen laſſe, daß derſelbe von den größten Dampfſchiffen benutzt werden könne. Das Unternehmen würde zwar ein koſtſpieliges ſein und etwa eine Summe von 120 Millionen Dollars in Anſpruch nehmen. Der Commander glaubt, daß ein Canal mit Schleuſen, außer den gewöhnlichen für Ebbe und Fluth, niemals den Anforderungen des Handels genügen könne, ja ſogar in jeder Beziehung ſich als verfehlt herausſtellen würde, der mindeſtens eine Summe von 100 Millionen Dollars verſchlingen dürfte, ein Verluſt, der ſogar im 19. Jahrhundert keine Kleinigkeit zu nennen ſei. —

Wir wollen dem Vorſtehenden hinzufügen, daß der belgiſche Ingenieur L. de Puydt, welcher ſchon früher Forſchungen auf der Landenge von Darien anſtellte, die Bodenbeſchaffenheit mit Rückſicht auf die Anlage eines Schiffscanals neuerdings unterſucht hat, und zwar im Auftrage einer Pariſer Compagnie. Es ſoll ihm gelungen ſein, eine kurze, ſicherer und leichte Route vom Atlantiſchen Ocean nach dem Stillen Weltmeere auszulegen. Dieſe Linie befindet ſich außerhalb des Gebietes, über welches die Panama-Eiſenbahncompagnie Anſprüche hat. Die Anlagekoſten eines Canales auf dieſer Strecke werden auf 70,000,000 Dollars veranſchlagt, und die Arbeiten können in drei Jahren vollendet ſein. Das Weitere bleibt indeß abzuwarten.

Die Seele der Moreſtſchikis in Rußland.

Das Sectenweſen in Rußland iſt von eigenthümlicher Art und trägt einen düſtern Charakter. Es ſchaudert Einem, wenn man dieſe große Menge der Secten im Zuſammenhange betrachtet, und dazu kommt, daß man über die Lehren derſelben auch heute noch ſehr dürftige Kunde hat.

Die Moreſtſchikis (welche ſich theilweiſe oder ganz opfern) haben eine weite Verbreitung. Auch ihre Lehren ſind noch ſo gut wie unbekannt, aber man hört dann und wann, daß in den nördlichen Gouvernements, in Saratow, oder in Sibirien Handlungen der wildeſten Barbarei von ihnen verübt werden. Es kommt vor, daß ſie an irgend einer entlegenen Stelle unter ſeltſamen Ceremonien eine tiefe Grube machen; um dieſe herum legen ſie Holz, Stroh und andere brennbare Stoffe. Dann gehen ſie in feierlichem Aufzuge in die Grube und verbrennen ſich unter Todesgeſängen, ohne auch nur einen Laut des Schmerzes vernehmen zu laſſen. Wiederum andere verſammeln ſich in einem hoch mit Stroh und Reiſig umgebenen Hauſe, das, weil von Holz erbaut, wie durchgängig die ruſſiſchen Isbas, nach wenigen Minuten in hellen Flammen ſteht. Die Zuſchauer verhalten ſich paſſiv; Niemand wird es wagen, dieſe Fanatiker in dem zu ſtören, was ſie für eine religiöſe Pflicht halten. Man ſagt, ſie ſeien Heilige, welche ſich die Fenertaufe geben. Schon frühere Reiſende, z. B. Pallas, Gmelin, Georgi, Lepuſchin und Andere ſprechen von dieſen Heiligen.

Es iſt noch nicht ſehr lange her, daß die Bauern auf den Gütern eines Herrn v. Gnrieff, am linken Ufer der Wolga, zu dem Entſchluſſe kamen, ſich gegenſeitig zu opfern. Sie trafen in aller Ruhe die nöthigen Vorkehrungen und ſchlachteten dann ganz methodiſch Einer den Andern ab. Nur allein eine junge Frau, bei welcher die Liebe zum Leben allzu ſtark war, entriß dem Manne, welcher ſie ſchlachten wollte, das Meſſer und lief in das nächſte Dorf, wo man nun erſt erfuhr, was vorging. Als die Leute von dort an Ort und Stelle kamen, fanden ſie nur noch zwei Menſchen, inmitten von ſiebenundvierzig Leichen, am Leben. Dieſe beiden erhielten die Kunde, aber bei jedem Schlage jubelten ſie laut auf, denn ſie waren nun Märtyrer!

Vierzig Moreſtſchikis waren feſt überzeugt, daß ſie es bis zu einem Zuſtande vollkommener Reinheit gebracht hätten. Dieſe aber konnte in Gefahr kommen, falls ſie noch länger auf Erden verweilen würden. Sie beſchloſſen, um ſicher zu gehen, einander das Leben zu nehmen. Sie zogen nach einer vom Dorfe entfernt liegenden Scheune und nahmen einen Hackeklotz, ein Beil und einen Strick mit. Als ſie nun Alle feierlich daſtanden, trat Einer vor, legte ſeinen Kopf auf den Block, ein Zweiter trat vor und hieb ihm das Haupt vom Rumpfe; dieſer Zweite wurde von einem Dritten enthauptet, und ſo ging es weiter fort. Man vernahm auch nicht einen Schmerzensſchrei, und ſo fielen neununddreißig Opfer. Der vierzigſte Fanatiker lebte noch, ein Kaufmann; zwei ſeiner Söhne lagen todt auf der Erde, nun war die Reihe an ihm, dem letzten, und für ihn war der Strick da. Als er ſich denſelben ſchon um den Hals gelegt hatte, ſtiegen Gewiſſensbiſſe in ihm auf. Er hatte ſeiner Frau nichts von dem geſagt, was beabſichtigt worden war, und es fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß er ſie ja ganz allein in der Welt zurücklaſſen ſolle. Er ging ins Dorf zurück, holte die Frau und führte ſie in die Scheune. Als ſie das gräßliche Schauſpiel ſah und ihre beiden Söhne todt da liegen ſah, fing ſie zu ſchreien und zu jammern an. Zufällig waren einige Leute in der Nähe, welche herbeikamen und ſofort bei der Behörde Anzeige machten. Der Kaufmann iſt nach Sibirien verbannt worden.

Aus dem Berichte des Schutzvereins für die Chineſen in Californien. — „Die ſechs Compagnien, in welche die Chineſen hierarchiſch organiſirt ſind, ſtehen direct unter der Centrale der chineſiſchen Regierung“. (— Das iſt uns neu; wir müſſen die Verantwortlichkeit für dieſe Notizen und für das Folgende der amerikaniſchen Quelle überlaſſen. —) „Das iſt etwas ganz Neues. Die Rückſendung der Leichen nach China iſt nichts als die Erſtreckung der Herrſchaft der Regierung ſelbſt bis nach dem Tod über ihre Unterthanen. Das alte Staatsprincip „einmal Unterthan immer Unterthan“, das auch von den europäiſchen Monarchen und namentlich von England noch immer mehr oder weniger feſtgehalten iſt, wird von China ohne allen Rückhalt auf ſeine höchſte Spitze getrieben. „Einmal Chineſe immer Chineſe, und Unterthan des Sohnes des Himmels.“ Und dies hat nicht bloß den Sinn, welcher im Unterbleiben der Naturaliſation liegt, ſondern iſt ſo zu verſtehen, daß der nach Amerika kommende Chineſe trotz ſeiner Auswanderung der Autorität der chineſiſchen Regierung unterworfen bleibt, dieſelbe nach wie vor als ſeine höchſte Obrigkeit anerkennend. — Jeder Chineſe gehört zu einer der „ſechs Compagnien“, welche durch „Truſtees“ verwaltet werden, ihr Centralamt aber in China haben; und dieſes Centralamt ſteht unter ganz directer Aufſicht der chineſiſchen Regierung. Die Vorſtände jener „ſechs Compagnien“ ſind demnach als Beamten des Kaiſerthums China zu betrachten. Sie leiten ihre Autarität vom chineſiſchen Reiche her. Und man kann ſagen, daß die Chineſen in den Pacificſtaaten der Union einen „Staat im Staate“ bilden, gleichſam eine von China aus regierte Colonie, deren Exiſtenz unmöglich würde, wenn damit der Beſitz von compactem Grundeigenthum verbunden wäre. So lange ſie

unter der übrigen Bevölkerung zerstreut leben und die Municipalautoritäten anzuerkennen haben, führt dieses abnorme Verhältniß nicht zu Conflicten. Anders aber würde sich dieses gestalten, wenn am Pacific chinesische Gemeinden entständen. Es würde daraus ein Seitenstück zu der Anomalie des Mormonenstaates.

Die sechs Compagnien lassen nicht bloß die Gebeine der todten Chinesen sammeln und schicken sie zurück, sie besorgen auch die Sendungen der Sparpfennige der Lebenden an die Verwandten nach China, die häufig als Reisegeld für neue Einwanderer dienen, und sie treten die Erbschaft der Verstorbenen an, um sie an deren Verwandte in China auszuzahlen oder — zu behalten."

Im Berichte wird das eifrige Sprachstudium der Chinesen sehr hervorgehoben. Sie beschäftigen sich nicht blaß mit dem Erlernen des Englischen, sondern auch mit Französisch, Spanisch und Deutsch. „Es giebt Chinesen, welche sehr fließend Deutsch sprechen," sagt der Bericht. Die Chinesen sollen übrigens nicht so frugal sein, wie man immer annahm. Sie leben nicht blaß von Reis, aber sie suchen das Gute sich möglichst wohlfeil zu verschaffen. Daß sie gute Kunden sind, erhellt daraus, daß die meisten großen Geschäfte in San Francisco chinesische Aushängeschilder und chinesische Verkäufer haben." —

Ausfuhr edler Metalle nach dem Osten im Jahre 1869. Dieselbe hat über Alexandria 9,053,186 Pf. St. betragen, gegen 10,189,904 im Jahre 1868. Seit 1865 kommt Baumwolle aus Indien in geringeren Quantitäten und deshalb hat sich auch die Baarausfuhr dorthin vermindert. Diese hat im Verlaufe der letztverflossenen zehn Jahre durchschnittlich sich auf 13,445,191 Pf. St. gestellt, zusammen also auf die ungeheure Summe von mehr als 134 Millionen Pfund Sterling oder 900 Millionen Thaler. Die höchste Ziffer, 24,318,189 Pf. St., fällt in das Jahr 1864; die niedrigste, 3,659,154 Pf. St., in das Jahr 1867.

Acclimatisation des Chinarindenbaumes auf Réunion. Man weiß, daß die Eingewöhnung des wichtigen Chinarindenbaumes auf Java, in den Nilgiris, auf Ceylon und im Himalaya mit gutem Erfolge gelungen ist. Auch die Franzosen besitzen jetzt einen Ort, an dem jener südamerikanische Baum, der die Welt mit dem heilkräftigen Chinin beschenkt, vortrefflich gedeiht. Der General Morin führte im Jahre 1866 Samen und Schößlinge der Cinchona officinalis aus Ceylon nach Réunion ein, und jüngst konnte er der Pariser Akademie der Wissenschaften mittheilen, daß der Versuch gelungen sei. Die jungen Pflanzen gedeihen prächtig.

* * *

— Das französische Eisenbahnnetz hatte zu Anfang des Jahres 1870 eine Ausdehnung von 25,669 Kilometern; dabei sind die Localbahnen mit inbegriffen. Im Laufe des verflossenen Jahrzehnts wurden 8050 Kilometer gebaut; für diese wurden verausgabt: vom Staate 331, von Gesellschaften 3364 Millionen Francs. In demselben Jahrzehnt wurde auf Canalbau und Flußregulirungen 252 Millionen Francs verwandt.

— Die Stadt Rom hatte 1868 an ständigen Einwohnern 217,378 Köpfe; im December 1869 stellte sich die Ziffer auf 220,532.

— Ueber den Suez-Canal schreibt der Londoner Correspondent der „Allgemeinen Zeitung": „Daß er nicht der großartige Erfolg sei, als welchen ihn die begeisterten Herolde des Unternehmens noch vor Kurzem der staunenden Welt ankündigten, gilt hier nunmehr für eine feststehende Thatsache. So wie er ist, läßt er sich für größere Schiffe nicht gebrauchen, und er kann deshalb den Verkehr mit Indien und China nicht wesentlich fördern. Ob er sich überhaupt zu einer brauchbaren Verkehrsader erweitern und vertiefen lasse, darüber gehen die Ansichten noch weit auseinander; nur darin stimmen alle überein, daß er auch im besten Falle nie seine Kosten bezahlen werde." So viel steht fest, daß der Canal sich noch in einem sehr unfertigen Zustande befindet; über die zum weitern Ausbau erforderlichen Geldmittel schwanken die Annahmen zwischen 40- bis 90,000,000 Francs.

— Die „Calcutta- und Singapore-Telegraphen-Compagnie" wird ein 1825 Miles langes Tau zwischen beiden Städten legen. Gegenwärtig besteht schon eine Telegraphenverbindung zu Lande zwischen Calcutta und Ceylon; von dieser Insel soll sie nun unterseeisch weiter geführt werden; auf der andern Seite, nach Nordwesten hin, wird eben jetzt ein Tau zwischen Bombay und Aden gelegt.

— Das Kriegsbudget der Vereinigten Staaten von Nordamerika stellte sich für das Finanzjahr 1868/1869 auf die Kleinigkeit von 80,644,042 Dollars und 76 Cents. Seit längerer als fünf Jahren herrscht Frieden im Lande.

— Die Petroleumernte in Pennsylvanien ist 1869 viel beträchtlicher gewesen als 1868. Sie stellte sich auf 4,215,142 Barrels (jedes zu 43 Gallonen) gegen 3,715,741 Barrels.

— Aus Memphis im Staate Tennessee wird wiederholt gemeldet, daß Zauberwesen und Schlangenverehrung unter den Negern auf eine sehr unerfreuliche Weise eine immer größere Ausdehnung gewinnen. Sehr viele Schwarze tragen „Wodu-Zauber", eine Art von afrikanischen Amuleten, bei sich.

— In dem Verwaltungsjahre, das mit dem 30. Juni 1869 abschloß, sind im Staate Ohio 23,910 Ehen geschlossen worden; die Zahl der Ehescheidungen betrug 1003, so daß eine Scheidung auf je 24 Verheirathungen kam. Zu jenen waren die Veranlassung: 460 Vernachlässigung und „Durchbrennen" des einen oder andern Theiles; bei 156 wurde die Scheidung ausgesprochen wegen „Grausamkeit", bei 84 wegen Trunkenheit, bei 13 wegen Betruges, bei 41 aus verschiedenen anderen Ursachen, und bei einem vollen Viertel der Gesammtzahl wegen Ehebruchs.

— Ein deutscher Mann hat in Californien einen „großen Sieg erfochten". Die radical-republikanische Partei, zu welcher alle puritanischen Frömmler gehören, hatte in jenem Staate strenge sogenannte Sonntagsgesetze eingeführt und überhaupt eine Anzahl muckerhafter Temperanzmaßregeln dem Lande aufgezwungen. Nun sind die Demokraten am Ruder und die Muckermaßregeln sollen beseitigt werden. In Bezug auf Lagerbier und einen „gemüthlichen" Sonntag versteht der Deutsche bekanntlich keinen Spaß, und ein deutscher Senator in San Sacramento, Robert J. Beige heißt der brave Mann, hat es durchgesetzt, daß der californische Senat sich für die Aufhebung der Sonntagsgesetze erklärte; das Repräsentantenhaus wird seine Zustimmung nicht verweigern. Ein wichtiger Punkt in dieser „Affäre" ist, daß Beige's Bill Theatervorstellungen am Sonntage freigiebt. Dergleichen sind den Pantomimen ein „sabbathschänderischer Greuel". Da in San Francisco allein nahezu 40,000 Deutsche wohnen, so wird es ihnen fortan möglich sein, eine stehende Bühne zu haben, welche ohne Vorstellungen am Sonntage nicht möglich war, weil in den Wochentagen das Geschäft die Leute zu sehr in Anspruch nimmt.

Inhalt: In Bombay und der Umgegend. Mit vier Abbildungen. (Schluß.) — Die Ruthenen in Galizien; ihre ethnographische und politische Stellung. — Vom Büchertische. Drei Jahre in Südafrika, von Dr. Gustav Fritsch. — Aus allen Erdtheilen: Die nordamerikanische Expedition nach dem Isthmus von Darien. — Die Secte der Moretschikis in Rußland. — Aus dem Berichte des Schutzvereins für die Chinesen in Californien. — Ausfuhr edler Metalle nach dem Osten im Jahre 1869. — Acclimatisation des Chinarindenbaumes auf Réunion. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu ein Prospectus:
Geschichte der deutschen Literatur von Heinrich Kurz. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Römische Bilder*).

Von **Franz Koppel.**

IV.

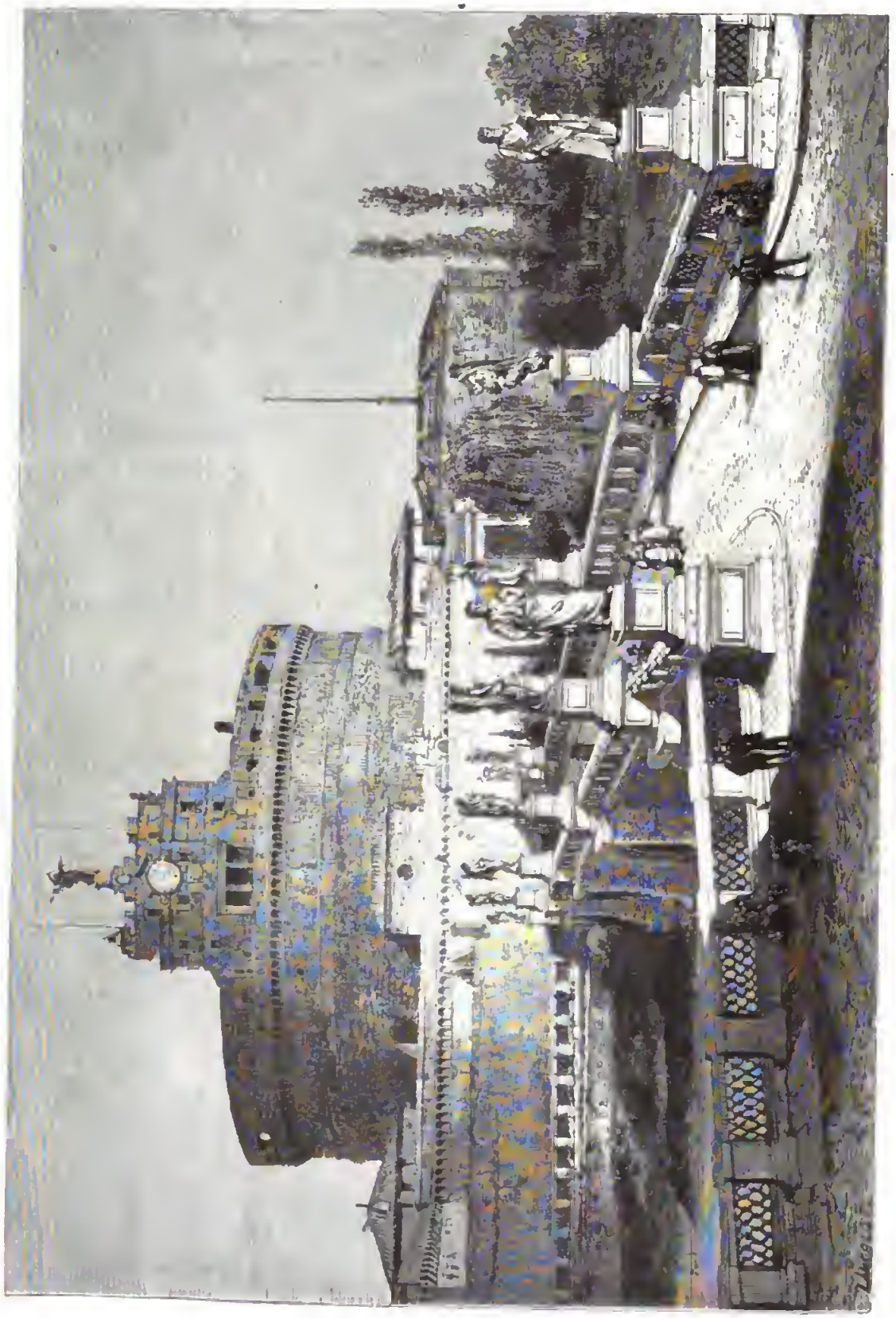
Da Rom trotz des eintönigsten Priesterabsolutismus doch stets die classische Stätte historischer und socialer Gegensätze geblieben ist, so will ich auch diesmal wieder, mit Euch intra muros herumwandelnd, das Entlegenste zu verbinden mich nicht scheuen, und wenn dabei das prismatisch gebrochene Licht der Jahrhunderte auf Dies und Jenes fallen wird, so mögt Ihr selber zusehen, wie aus alten erhabenen Formen moderne, verkümmerte Gebilde entstehen konnten. Ihr mögt bei Euch erwägen, ob unter dem gewaltigen Aschenhaufen Feuer und Licht gänzlich erloschen sei oder nur verdeckt hinschlummere, bis frischer Windhauch einer größern Zukunft es neu entfache. So mancher Zeiten Anfang und Ende stehen hier in Stein gegraben und lassen sich ganz bequem ablesen, wie aus den Zeilen eines Buches. Worin, so fragte ich mich darum manchmal: in welcher baulichen Urkunde symbolisirt sich denn eigentlich der erste Schritt des leider heute noch mehr als je zu Rom herrschenden Mittelalters? Die Antwort war bald gefunden; mein Blick fiel auf die Engelsburg. Eine seltsam schöne Legende, vermuthlich im siebenten Jahrhundert erdacht, hat das antike Grabmal des Hadrian so getauft.

Es war im Jahre 590, der Papst Pelagius eben mit Tod abgegangen, und sein Liebling Gregor (späterhin „der Große"), obwohl aus Bescheidenheit immer noch darauf bedacht, seine Ernennung zu umgehen, stand bereits allgemein anerkannt an der Spitze der Christenheit. Da raffte eine grausame Pest die Menschen zu Tausenden dahin und drohte, mehr als Barbarenschwert und Völkeraufruhr, Rom vollends zu entvölkern. Keine Bußpredigt half, kein Anrufen der Heiligen schuf Linderung; da verordnete der fromme Mann eine berühmt gewordene Procession, an der alles Volk, nach Alter und Classen siebenfach gegliedert, sich betheiligen sollte.

Man denke sich die Stadt der damals noch majestätischen Ruinen, die verödeten Gassen mit Leichen bedeckt, vom Wehe- ruf und Klagegesang wiederhallend, auf einmal erfüllt von vermummt hinwandelnden Zügen mit Kreuz und Fahnen, Priester und Brüderschaften voraus, Nonnen und Mönche im Büßergewande mit brennenden Kerzen dazwischen, und Laien jeder Sippe und jeden Geschlechts dazu, Adel und Handwerk, Matronen und Kinderschaaren bunt durch einander, Alle zogen sie aus hundert geöffneten Kirchenportalen zugleich durch die verschiedensten Theile der Stadt, gleich dem Heerwurme sich wälzend, dem einen Ziel der Muttergotteskirche zu, nach S. Maria Maggiore hinaus.

Hätte da ein Geist aus Cato's oder Cäsar's Tagen auf Rom herabgeschaut, er hätte außer wenigen Linien in weihrauchererfüllter Luft nichts wieder erkannt vom alten Rom, am wenigsten aber das Volk und seinen gespenstischen Aufzug begriffen; er hätte sein Auge wieder geschlossen, im sichern

*) Vergl. „Globus" Band XVI, Nr. 15, 16 und 17.



Engelsbrücke und Engelsburg (Moles Hadriani).

Digitized by Google

Bewußtſein, das alte Rom ſei todt und ein anderes Leben erſtehe jetzt aus ſeinen Ruinen.

Und ſo war es auch. Das Mittelalter begann vor dem „ſchwarzen Tode“ zur Mutter Gottes und den himmliſchen Heerſchaaren ſich zu flüchten. Selbſt in den Reihen der Betenden wüthete noch die Peſt; da erſchien, des Mittelalters liebſtes Kind, das Wunder, und ſchlug ſie nieder. Denn als, ſo erzählen alte Jahrbücher, Gregor mit ſeinem Zug auf dem Weg nach St. Peter die Brücke betrat, welche zum Grabmal Hadrian's hinüberführt, da tauchte ein himmliſches Bild aus den Lüften und ſchwebte über dem finſtern heidniſchen Rundbau. Aller Augen erkannten deutlich einen ſchimmernden Engel, der ein blitzendes Schwert in die Scheide ſteckte; zum Zeichen, daß Gott der Peſt ein Ende machen wolle. Zugleich ſangen überirdiſche Stimmen das Regina coeli, und Gregor antwortete mit: Ora pro nobis Deum, alleluja!

So weit die Legende. Längſt ſteht in Bronze gegoſſen die Figur des heiligen Michael auf dem Caſtell und iſt beſtändig im Begriffe, das Schwert in die Scheide zu ſtecken. Manche Päpſte hätten ſich ein Beiſpiel daran nehmen können. Man ſieht von den Fenſtern des Vatican bequem herüber noch der Spitze von Caſtell S. Angelo, der Engelsburg κατ' ἐξοχήν. Auch die Brücke, in der Folgezeit mit Statuen aus Bernini's Schule üppig beſetzt, trägt ſeither ihren Namen von dem rettenden Engel.

Doch trotz der friedlichen Geberde war es kein guter Engel, der über dieſem Zwinguri von Rom neu walten ſollte. Er ließ alle Gräuel des Mittelalters darin geſchehen, Tauſende von Gefangenen ungehört in feuchten Kerkerräumen verſchmachten, ſelbſt Päpſte erdroſſeln und verhungern; er ſchützte nicht einmal Crescentius, den muthigen Vertheidiger Roms, gegen die tapferen Krieger Otto des Dritten, welcher durch den Markgrafen Ekkehard von Meißen die Burg regelrecht belagern und erſtürmen ließ und damit dem Ruf ihrer Uneinnehmbarkeit ein Ende mit Schrecken machte. Die Engelsburg war und blieb aber der Zankapfel aller Parteien, welche über Rom befehlen wollten. Sie war lange Zeit der Schlüſſel zur weltlichen Herrſchaft der Päpſte und blieb es bis auf die neueſte Beſetzung durch die Franzoſen,

Basreliefs am Titusbogen.

welche ihr ganz und gar den Charakter einer befeſtigten Hauptwache verliehen haben. Als ſolche iſt ſie denn auch jetzt von den Truppen des Papſtes bezogen worden, von Zuaven und Artillerie; von ihrer Höhe herab donnern die Kanonen, wann der Papſt den Segen ſingt, und unten vor dem eiſernen Fallthor raſſeln die Trommeln und ſchmettern die Trompeten, wenn Seine Heiligkeit vorbeifährt oder das Allerheiligſte des Weges getragen wird.

Einſt in grauer Vorzeit beſtimmt, als Grabmal der Aeliſchen Kaiſerfamilie zu dienen, war es die menſchlich nothwendige und würdige Ergänzung zu den prunkenden Paläſten dieſer Herrſcher; und umgekehrt, vom Spätern zum Frühern zurückgehend, hat Napoleon der Dritte, während ſeine Soldaten auf der Stätte ſich tummelten, wo die Imperatoren im Tode ruhen wollten, ſich ſelbſt den Schauplatz angeeignet, wo ſie im Leben wirthſchafteten, hat den Palatin gekauft und Ueberbleibſel der alten Kaiſerpaläſte durch Nachgrabungen bloßgelegt. —

Am Fuße des Palatin angekommen, dort, wo aus dem verſchütteten Forumsoval ſtellenweiſe das antike Pflaſter der alten Via ſacra wieder auftaucht, treten wir an eine ehrwürdige Ruine von höchſtem hiſtoriſchen Werth heran, an den Triumphbogen des Titus. Er ſteht gerade auf der Bodenanſchwellung, welche vom Palatin zum Esquilin hinüberleitet und bei den Alten die Velia genannt wurde. Von außen bietet der in ſeiner jetzigen Geſtalt faſt ganz reſtaurirte Arco di Tito wenig Bemerkenswerthes, um ſo größere Aufmerkſamkeit dagegen verdienen die an den inneren Wänden des Thorwegs befindlichen, ziemlich gut erhaltenen Reliefs. Sie ſtellen Gruppen aus dem Siegeszuge des Titus dar, und man erkennt ſogleich die berühmten Tempelgeräthe von Jeruſalem, den ſiebenarmigen Leuchter, die Bundeslade, den goldenen Tiſch und die ſilbernen Trompeten für das Jubeljahr. Es ſind jetzt 1800 Jahre verfloſſen, ſeit dieſer Bogen den Weg überwölbt, auf dem Titus die wehklagenden Söhne und Töchter Israels gefeſſelt nach Rom ſchleppte. An der Seite des römiſchen Triumphators befand ſich damals ein Jude von tiefem Wiſſen, aber ſchmeichleriſchem Weſen, der ſich nicht entblödete, die Schmach ſeines eigenen Volkes mit ſchmunzelnder Weitſchweifigkeit zu beſchreiben. Es war Flavius Joſephus. „Es iſt unmöglich,“ ſagt er unter Anderm, „die Mannichfaltigkeit dieſes Schauſpiels

und die Pracht in jeder Hinſicht wiederzugeben. Schmuck von Gold, Silber und Elfenbein ſah man hier in allen Geſtalten, nicht bloß etwa als einzelne Prunkſtücke des Feſtzuges, ſondern wie in einem Strome daherfließend. Gewänder, theils mit dem feinſten Purpur getränkt, theils mit babyloniſcher Kunſt aufs Sorgfältigſte ausgeſtickt; ſchimmernde Edelſteine, in goldene Kronen gefügt oder in anderen Faſſungen, wurden in ſolcher Anzahl vorübergetragen, daß man es für Irrthum anſah, ſolche Dinge noch für ſelten zu halten. Sämmtliche Träger dieſer Koſtbarkeiten erſchienen in purpurner und vergoldeter Kleidung. Selbſt die Schaar der Gefangenen zog die Aufmerkſamkeit auf ſich. Ihre bunte Kleidung entzog den Augen der Zuſchauer den widerlichen Ausdruck dieſer ausgemergelten Geſtalten. Das größte Erſtaunen erregten die prachtvollen Baldachine. Einige hatten drei und vier Wölbungen über einander. Viele waren noch mit goldgeſtickten Teppichen überhangen, an allen funkelten kunſtreiche Arbeiten aus Gold und Elfenbein. Bei jedem der Baldachine ſtanden die feindlichen Befehlshaber in der Haltung, wie ſie geſangen wurden. Nun folgte eine Menge von Schiffen. Andere Kriegsbeute ward haufenweiſe getragen, doch Alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jeruſalem: ein goldener Tiſch von mehreren Talenten an Gewicht, ein Kronleuchter, ebenfalls aus Gold, aber in der Form von den zum Alltagsgebrauch dienenden verſchieden; der Schaft in der Mitte war in dem Fuße befeſtigt, und dünne Aeſte erſtreckten ſich auswärts, nach Art eines Dreizacks; oben an jedem befand ſich

Neuere Ausgrabungen auf dem Palatin.

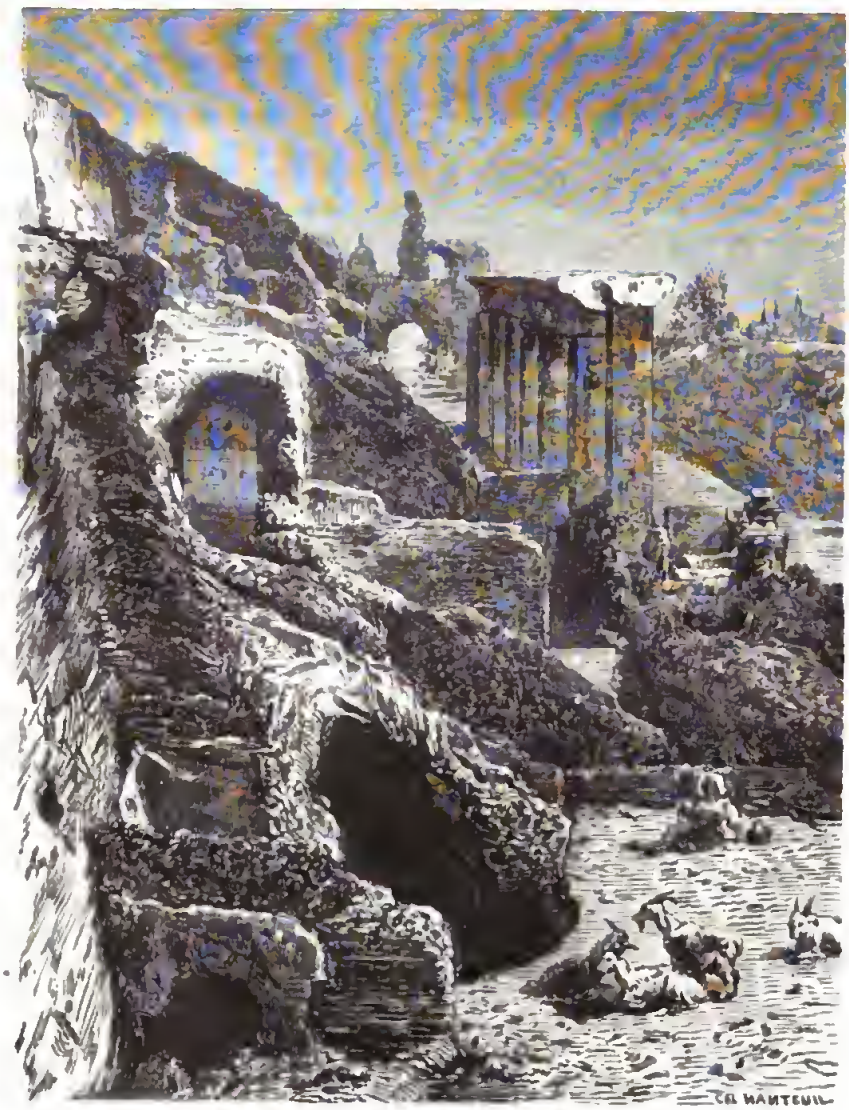
eine eherne Lampe. Deren waren es ſieben, ein Symbol der Heiligkeit des ſiebenten Tages bei den Juden. Hinter dieſem wurde das Geſetz Gottes als Schluß der Beute hergetragen. Hierauf kamen Männer, welche Bildſäulen der Victoria trugen, ſämmtlich aus Gold und Elfenbein. Zunächſt an ihnen ritt Veſpaſian; ihm folgte Titus; Domitian ritt neben ihm in prachtvollem Gewande und auf einem herrlichen Roſſe. Das Ziel des Triumphzuges war der Tempel des Jupiter Capitolinus; vor dieſem angekommen, machten ſie Halt. Denn es iſt eine alte Sitte, dort zu warten, bis der Herold den Tod des feindlichen Heerführers verkündigt. Simon Bar Gioro war es, der auch im Triumphzuge mit aufgeführt wurde. Mit einem Strick um den Hals wurde er auf den Felſenrand gegen das Forum gezogen und von ſeinen Führern mit Ruthen geſtrichen. Als verkündigt wurde, daß er dahin ſei, erſcholl allgemeiner Jubelruf, und nun begann das Opfer. Nach den Gebeten und den Spenden kehrten die Kaiſer zum Paloſt zurück. Die ganze Stadt Rom feierte dieſen Tag als Dankfeſt für den glücklich beendigten Feldzug, für das Ende der Bürgerkriege und für die ſchönen Hoffnungen auf künftiges Glück" *).

So ſchildert der Jude; wir ſehen, er war kein Tacitus. Die römiſche Pracht iſt bald verklungen, die Juden bekamen einen Stadttheil in Rom, das Ghetto, und wurden ſchnöde mißhandelt. So mußten z. B. früher, anſtatt wie jetzt Pferde, nackte Juden am Schluſſe des Carnevals den Corſo hinauf wettlaufen und wurden vom Volke verhöhnt. Durch den

*) Nach Gregorovius „das Ghetto und die Juden in Rom"; er citirt den Joſephus nach Gfrörer's Ueberſetzung.

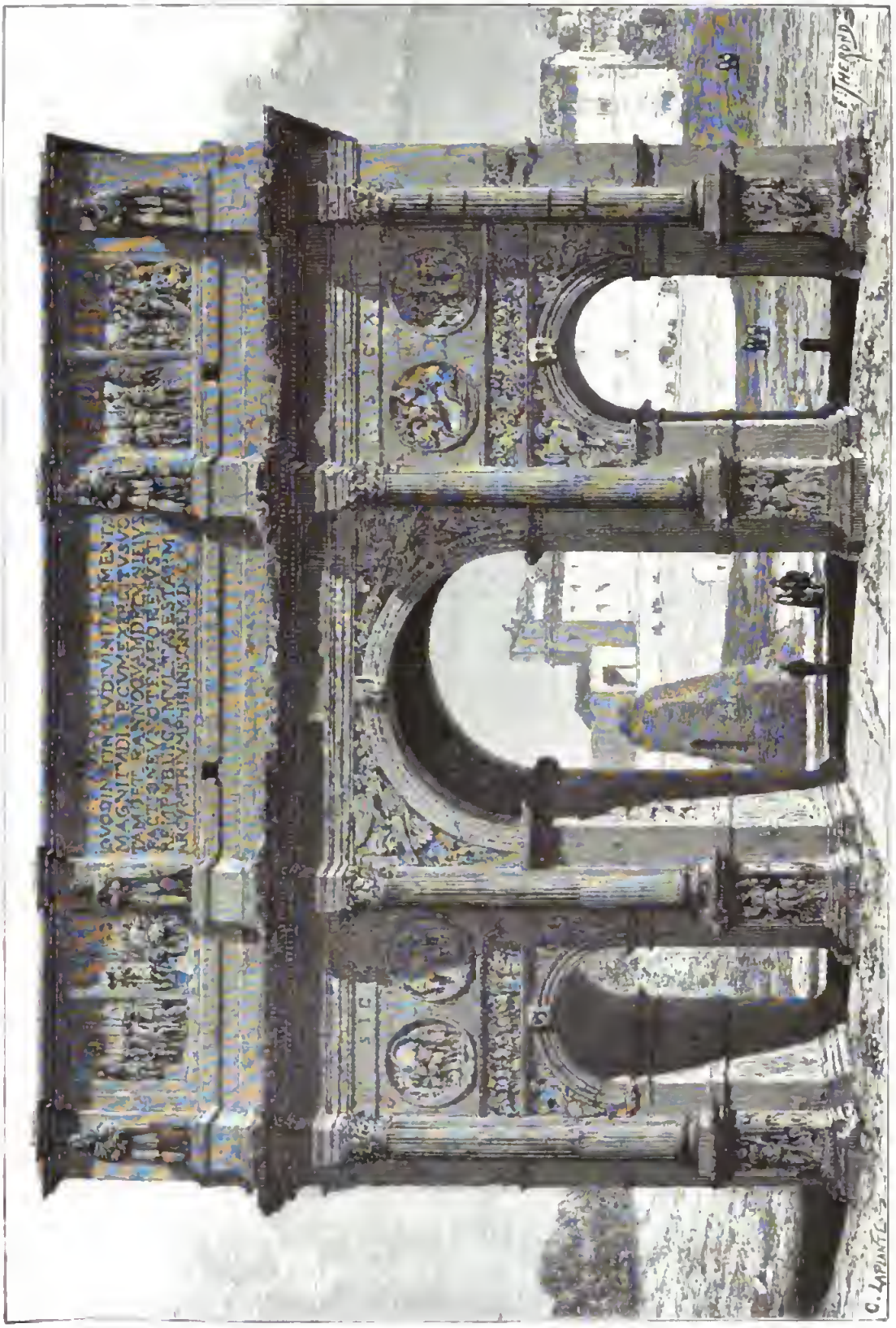
Titusbogen oder iſt in den 1800 Jahren gewiß Keiner von ihnen ungezwungen hindurchgegangen, und heute noch meiden ſie ihn. Der Bogen ſelbſt hieß im Mittelalter der Bogen der ſieben Leuchter und erfuhr viele Veränderungen; die übermüthigen Frangipani z. B., welche jene Gegend beherrſchten, machten nach damaliger Gewohnheit eine Baronenburg daraus und bauten den üblichen Thurm daran, welcher als Turris Coctularia öfters erwähnt wird. Aber auch die Raubſchlöſſer der Barone zu Rom wurden Schutt und Moder, und der Titusbogen ſteht noch. Im Jahre 1821 wurde er ſo hergerichtet, wie wir ihn jetzt ſehen. Den Juden aber geht es beſſer; im Ghetto blüht der Seidenhandel mitten im urhiſtoriſchen Schmutze, und ich weiß eine Villa, wo Winkelmann ſeinen Kaffee in der eloſſiſchen Geſellſchaft von unbezweifelten Meiſterwerken zu trinken pflegte, die jetzt einem gefürchteten Juden gehört, der dem Palazzo di Venetia gegenüber ein ſchwunghaftes Bankgeſchäft betreibt.

Nahe dem Titusbogen war in grauer römiſcher Vorzeit



Ruinen auf dem Palatin.

die Porta Magionis, ein Thor im älteſten und lange Zeit einzigen Mauerring der ſtädtiſchen Anſiedelung auf dem Palatin. Romulus ſelbſt hatte den Umfang derſelben beſtimmt: die Roma quadrata, den Mittelpunkt und Urſitz, aus welchem im Laufe von Jahrhunderten das weltbeherrſchende Rom ſich herausbildete. Tacitus berichtet noch aus eigener Anſchauung von dieſem palatiniſchen Mauerring. Der alte Clivus, der Aufſteig zur Platte des Palatin, mit großen Lavapolygonen gepflaſtert, wurde erſt in neueſter Zeit wieder aufgedeckt. Er führt hinauf zu der geweiheten Stätte, wo das ſtrohgedeckte Haus des Romulus ſtand neben der Hirtenhütte ſeines Nährvaters Fauſtulus. Dort wurde auch der heilige Feigenbaum verehrt, an welchen einſt der Koſten mit den Zwillingen angetrieben war, gleichwie der ſagenberühmte Cornelkirſchbaum, welcher aus dem vom Aventin über das Circusthal herübergeſchleuderten Speerſchaft des Romulus aufſproßte. Das Gebäude, in welchem die älteſten Curien ſich verſammelt hatten, die Woh-



Triumphbogen des Conſtantin.

Digitized by Google

nung des Jupiterprieſters mit den geweiheten Schilden des Mars und das Heiligthum der Wölfe, das ſogenannte Mundus, dies Alles war auf dem palatiniſchen Hügel lange bevor die Gemeinde eigentliche Tempel beſaß, und wurde von der großen, ſtolz gewordenen Republik ſpäter mit Pietät gehegt, bis dann die Kaiſer goldene Prunkgemächer da errichteten, wo einfache Holzwände und Strohdächer die erſten Könige Roms beſchattet hatten.

Das Haus des Auguſtus — gewiß noch beſcheiden im Vergleich mit den ſpäteren Luxusbauten — lag wohl mitten auf dem palatiniſchen Hügelrücken und diente ſpäter dem Palaſt Veſpaſian's als theilweiſer Unterbau, ähnlich wie das goldene Haus des Nero, gegenüber auf dem Esquilin, nachher von den Titusthermen überbaut wurde. Mehr gegen das Capitol hin lag der Palaſt des Tiberius, und Caligula verband ſogar beide Hügel durch eine Brücke.

Bis dahin war der Palatin aber keineswegs ausſchließlich kaiſerliche Pfalz, ſondern zugleich von Privaten bewohnter Stadttheil; erſt Nero nahm ihn ausſchließlich in Anſpruch und trieb die Bevölkerung hinweg. Außerdem breitete er ſeine Domäne auch noch über die Tiefe zwiſchen Palatin und Esquilin, welche theilweiſe von einem Teich erfüllt war, ſowie über die nächſtliegenden Höhen aus, und errichtete ſein goldenes Haus auf dreitauſend Säulen. Veſpaſian reducirte die kaiſerliche Hofhaltung wieder auf den Palatin, trocknete den Weiher aus und baute dort das größte Amphitheater der Welt, das Flaviſche, das Coloſſeum. Domitian, Septimius Severus, Heliogabal

Triumphbogen des Septimius Severus.

und Andere erweiterten die Prachtbauten auf dem Palatin mit der ihrem Zeitalter eigenen Ueppigkeit, doch haben wir nur dürftige Kunde von den Einzelheiten. Im Ganzen und Großen war es eine Säulen- und Statuenpracht, eine Gold- und Marmorverſchwendung, die ſelbſt in Rom Staunen erregte.

Zur Zeit Kaiſer Otto des Dritten waren die Kaiſerpaläſte noch in ganz immenſen Ruinen ſichtbar und voll von vergeſſenen Bildwerken aller Art. Manche Gemächer ſtanden noch in vollem Schmuck ihrer koſtbaren Wandbekleidung; man entdeckte ja ſpäter noch einen mit Goldtapeten gezierten Saal, ſowie Gemächer, deren Wände mit feinem Silberblech oder Bleitafeln gedeckt waren. Beſonders merkwürdig aber war das ſogenannte Septigonium. Dies urſprüngliche Prachtgebäude des Severus hatte, wie Gregorovius erzählt, im Mittelalter verſchiedene Namen: Septempodium, Septodium, Septemſolium, Septemſolia, ſelbſt Sedem ſolis, Sonnenſitz, und lag am Südende des Palatins. Im Jahre 975 wird ſeiner urkundlich erwähnt; es war Feſtung und gehörte dem Kloſter von S. Gregorio, das gegenüber liegt. Späterhin wurde es die Hauptburg der Frangipani, welche ſich eine merkwürdige, dem Anblicke nach vielleicht die originellſte Feſtung der Welt geſchaffen hatten, aus den verfallenen Paläſten des Palatin, den Triumphbogen des Titus und Conſtantin mit der Turris Cartularia, den Thürmen vom Circus Maximus und anderen berühmten oder nicht berühmten Ueberreſten des alten Rom, die, von ſchwarzen mittelalterlichen Mauern, Zinnen und Thürmen umgeben, ſich ſonderbar ausnehmen mochten, oft aber den Päpſten ein Aſyl gewährten und zur Stätte ihrer Wahl

Digitized by Google

wurden. In einem spätern Gemälde von Rom, das Poggio am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts entwirft, wird vom Palatin allerdings erwähnt, er sei so verwüstet, „daß er keine Gestalt mehr darbiete“, aber unter diesem Schutte mußte viel Entdeckenswerthes schlummern; denn unter allen Bergen Roms ist der Palatin am wenigsten vom Mittelalter berührt worden, wenn wir uns auf das Zeugniß unseres gelehrten Landsmannes berufen dürfen.

In neuester Zeit hat der vertriebene König Franz der Zweite von Neapel seinen Antheil vom Palatin (respective den Farnesischen Gärten) an den Kaiser Napoleon den Dritten verkauft, und dieser hat dem tüchtigen Archäologen und liebenswürdigen Herrn Pietro Rosa die Leitung der Ausgrabungen anvertraut, die jeden Donnerstag dem großen Publicum gegen Karten von der französischen Gesandtschaft geöffnet sind.

Die jetzt schon glänzenden Erfolge sind seitdem so vielseitig und eingehend gewürdigt worden, daß es Antiquitäten nach Rom tragen hieße, wenn wir hier darauf zurückkommen wollten. Es sei nur noch kurz hervorgehoben, daß es eine von Herrn Rosa, einem sehr belesenen Kenner der Alten, eingeführte, in Rom ganz neue Einrichtung ist, an den vorzüglichsten Fundorten und interessantesten Standpunkten Tafeln aufzustellen, welche mit bezüglichen Citaten aus den Classikern beschrieben sind. Ob dieselben immer ganz zutreffen oder die Feuerprobe unserer subtilsten Textkritiker bestehen, das mag füglich dahingestellt bleiben. An Ort und Stelle sind sie probat und rufen dem gebildeten Wanderer manches classische Wort zu rechter Stunde ins Gedächtniß zurück. Wir wollen dem Herrn Rosa, von dessen persönlicher Liebenswürdigkeit wir überdies viele Beweise erhielten, auch aus der Ferne dafür Dank wissen.

Vom Titusbogen stiegen wir zu den Kaiserpalästen empor. Auf dem Rücktaege hemmt der viel prächtigere und besser erhaltene Bogen des Constantin unsere Schritte. Er ist berühmt durch die Reliefs aus Trajans classischer Zeit, welche zum Schmuck dieses dem Ueberwinder des Maxentius errichteten Denkmals verwendet wurden. Dieselben bringen Scenen aus dem ersten dacischen Kriege, verherrlichen des Kaisers Verdienste um die Via Appia, berühren sein Verhältniß zu dem Könige von Armenien und zu dem Dacierkönig Decebalus, dessen gedungene Meuchelmörder gefangen vor ihn geführt werden.

Die Medaillons über den Seitenbögen schildern des Kaisers Privatleben in leichten, anmuthigen, einfach gehaltenen Compositionen. Besondere Beachtung verdienen auch die vor der Attika aufgestellten Statuen gefangener Barbaren, als kernhaft herausgebildete Decorationsfiguren.

Das ganze Monument ist prächtiger, imposanter als der Titusbogen, doch fehlt ihm das historische Interesse, welches diesen uns so nahe bringt. In der Durchsicht des Mittelbogens auf unserer Abbildung fällt das Auge auf den Rest der Meta sudans, einst ein Springbrunnen von wunderbarer Höhe und Fülle, welcher wegen seiner Gestalt einer Meta, die stets von Wasser triefte, die schwitzende genannt wurde.

Wir haben oben von dem wunderbaren Bau des Severus gesprochen. Indem wir über das Forum zurückwandeln, stoßen wir unmittelbar am Fuße des Capitols auf seinen Triumphbogen, der wohl durch seine Masse, keineswegs aber durch die Ausführung seines decorativen Theils zu wirken im Stande ist. Wir sehen in ihm ein unkünstlerisches Product entarteter Zeit, die mitten im Herzen von Rom das Zeugniß ihrer Unfähigkeit aufzupflanzen schon nicht mehr zurückschreckte, dicht neben der alten Rednerbühne der Republik. Im Mittelalter war er bis über die Hälfte hinauf zugeschüttet, ein Töpfer hauste in der Wölbung, und da, wo einst weltbewegende Worte tönten, klangen die Scherben der hahlen Töpfe. Ein historisches Echo, wie es nur in Rom möglich ist!

Macht und Monopole der Eisenbahnmagnaten in Nordamerika.

Schon seit Jahren klagen die nordamerikanischen Blätter, ohne Unterschied der Partei, über den ganz ungebührlichen Einfluß, welchen die Directoren einer Anzahl von Eisenbahncompagnien ausüben. „Sie sind die eigentlichen Herrscher im Lande; sie setzen Alles durch; sie verfügen über ungeheure Mittel und wissen es durch passende Anwendung derselben dahin zu bringen, daß Richter und Mitglieder sowohl der einzelnen Staatslegislaturen wie des Congresses ihnen zu Willen und gleichsam ihre Werkzeuge sind. Von Jahr zu Jahr wird die Sache ärger und bedenklicher; man fragt sich mit einer gewissen Angst: was soll daraus werden? Diese Geldmächte sind allem Andern über den Kopf gewachsen, wir sind bereits zu Sklaven der großen Monopolisten geworden.“

In diesen Sätzen lassen sich die Befürchtungen zusammenfassen. Eine eingehende Erörterung über die allerdings nicht leicht zu nehmenden Verhältnisse hat jüngst ein durchaus rechtschaffener Mann angestellt, der einen in Amerika hochgeachteten Namen trägt, Charles Francis Adams in Massachusetts; er stammt aus der bekannten Familie, welche der Union zwei Präsidenten gegeben hat, und war bis vor Kurzem amerikanischer Gesandter in England. Nun erhebt er in der Januarnummer der zu Boston erscheinenden Vierteljahrsschrift „North American Review“ seine warnende Stimme. Wir haben jüngst eine Mittheilung über die großartige Ausdehnung des Eisenbahnnetzes in der Union gegeben („Globus“ S. 30); nun befürchtet man, daß nach und nach wenn nicht das Ganze, doch der größere Theil in die Hände der Monopolisten und jener Geldmänner fallen werde, von denen einzelne ein Vermögen von 20- bis 40,000,000 Dollars besitzen. „Diese Corporationen werden immer mächtiger. Mit der größten Leichtigkeit controliren sie die Staatsregierungen, manipuliren die Legisloturen und beeinflussen die Richter. Eine mächtige Eisenbahncorporation, die über viele Millionen Dollars Capitol verfügt und viele Tausende von Arbeitern in Lohn und Brot hat, Arbeiter, die allesammt stimmberechtigt sind, kann bei den Wahlen unter Umständen den Ausschlag geben und die Mitglieder der Gesetzgebungen durch Bestechung für sich gewinnen. Wir wissen ja z. B., was die Directoren der Eriebahn Alles durchsetzen können, wie Richter, Gesetzgeber, Scheriffs, Politiker aller Grade in Neuyork diesen Directoren gehorchen und zu Willen sind, und doch ist diese Erie eine der schwächsten unserer Eisenbahncompagnien. Die Pennsylvania-, die New York Central-, die Baltimore-Ohio-, die Pacific-, die Illinois-Central-, die Camden- und Amboy- und noch

einige andere Bahnen sind viel mächtiger als die Erie. Man kann schon heute fragen, ob Cornelius Vanderbilt oder John Edgar Thomson nicht eine mindestens eben so große Macht ausüben, wie der Präsident Ulysses Grant. Jene sind Präsidenten auf Lebenszeit, besitzen viele Millionen und verfügen über viele Tausende von Arbeitern; dieser bleibt nur vier Jahre im Amte und bezieht 25,000 Dollars Gehalt." So spricht der Philadelphiaer Correspondent der „Times-Mail" (8. Februar).

Adams seinerseits findet es im höchsten Grade beunruhigend, daß die ohnehin so reichen Compagnien ungeheure Subsidien von Stootswegen bekomen und bekommen. Im Staate Massachusetts betragen sie für den Tunnel durch den Hoosacberg und für die Boston-Hartford- und Eriebahn 18,000,000 Dollors. Reichlich ein Dutzend anderer Staaten sind in ähnlicher Weise mit Bahnsubsidien belastet, es ist keiner, an welchem nicht die eine oder andere Unterstützung hängt. Die öffentlichen Ländereien sind in ungezählten Millionen Acres Landes an die Bahncompagnien weggeschenkt worden; kein Eisenbahnunternehmen wird begonnen, ohne daß dabei auf Subsidien von Seiten einer Staats- oder der Bundesregierung gerechnet würde. Die letztere ist bereits viel mehr als irgend ein Staat verwickelt, und Adams meint, wenn dos so noch dem Maßstabe von Massachusetts fortgehe, dann werde sie um das Jahr 1890 mit etwa 600,000,000 Dollars in Angelegenheiten der Eisenbahncompagnien verwickelt sein, von denen etwa zwei Drittel insolvent wären. Sie müsse dann einige hoffnungslose, unbedingt bankerotte und keines Ertrogs fähige Bahnen vollenden und wohl gar den Betrieb derselben übernehmen, damit aber auch in eine solche Bedrängniß gerathen, „daß die moralische Stellung der Regierung eine unerträgliche werde."

Seit zu Anfang des December die Sitzungen des Congresses begannen, sind allein im Senate nicht weniger als 29 Bills eingebracht worden, welche Subsidien für Eisenbahncompagnien verlangen! Die kleineren Bahnen werden mehr und mehr von den größeren verschlungen, und zwar in folgender Weise: Die Pennsylvania war ursprünglich eine 360 Miles lange Bahn zwischen Philadelphia und Pittsburg. Gegenwärtig besitzt, controlirt und verwaltet sie, in Folge von Controcten, Pachtungen oder Kauf, eine große Anzahl von Linien nach allen Richtungen hin. Sie hat die Zweigbahnen nach Erie, Cleveland, Chicago, St. Louis, Cincinnati, Louisville, Wheeling und vermittelst derselben noch allen Theilen des Südens, Westens und Südwestens. Sie hat Verbindung mit Linien, die ein Uebereinkommen mit ihr getroffen haben, noch Osten hin zur Neuyork- und Baltimorebahn, und über alle jene Bohnen verfügt ste ganz so, wie über die ursprünglichen 360 Miles. Sie ist, indem sie sich im Besitz aller jener, sagen wir, Hülfsgenossenbahnen befindet, in reichlich einem Dutzend von Staatsgesetzgebungen nicht minder mächtig und einflußreich, als in der Legislatur von Pennsylvanien. Sie streckt aber ihre Arme noch immer weiter aus, bringt neue Linien an sich, controlirt neue Sectionen und schließt eben jetzt ein Uebereinkommen mit der Chicago-Rock-Island-Bahn, welche bis Omoha reicht, dos 1317 Miles westlich von Philodelphia liegt! Ueber alle zwischen deiden Städten befindlichen Linien verfügt sie genau so wie über die Bahn von Philadelphio nach Pittsburg.

Mit solch einer Macht kann keine Staatsregierung, keine Stoatslegislatur, keine politische Portei sich messen, und wenn sie sich noch mit anderen „durchgehenden Linien" verbündet, dann ist sie platterdings unbesiegbar; sie verfügt über 2700 Miles Bahn, ihr Eigenthum ist auf 160,000,000 Dollars abgeschätzt worden, und zu alle dem ist sie im Verlaufe von ein poar Jahren gekommen!

Eine andere riesige Bahnmacht ist die „Vanderbilt-Combination"; diese umfaßt die Linien, welche Cornelius Vonderbilt, Präsident der New York Centralbahn, leitet. Adams weist nach, daß diese „Combination" etwa 5000 Miles Bahnen und über 300,000,000 Dollars Capital repräsentire. Auch sie streckt ihre Arme nach allen Himmelsgegenden aus, namentlich nach dem Westen, wo sie mit ihrer Nebenbuhlerin, der Pennsylvania, um die Herrschaft auf dem rechten Ufer des Mississippi kämpft; sie will die Eriebahn ganz und gor überflügeln.

Gigontische Verhältnisse hat auch die „Boltimore-Ohio" angenommen, nicht minder die „Chicago-Northwestern"; diese verzweigt sich über alles Land westlich und nordwestlich von Chicogo mit ihren 1500 Miles Stammlinie und einem halben Dutzend Verzweigungen. Da ist ferner die „Illinois-Central", welcher der blühendste Staat im Mississippithale gehört. Die „Pacificbahn" ist nun Herrin und Gebieterin der westlichen Abdachung bis zum Ocean.

„Aber," sagt Adams, „sie alle sind nur erst einzelne, noch getrennte Glieder der ungeheuern Leviothans, welche im Verlaufe der nächsten zehn Jahre zum Vorschein kommen werden." Jenes halbe Dutzend Corporationen besitzt Eigenthum im Werthe von mehr als 800,000,000 Dollars, was etwa so viel ist, als ein Drittel der gesammten Bundesschuld; ein Viertel aller Bahnen ist in ihrer Gewalt, und etwa sechs, höchstens zwölf Männer haben uneingeschränkte Verfügung und Macht über eine so ungeheure Masse von Kräften. (Cornelius Vonderbilt, J. Edgar Thomson, Thomas A. Scott, J. W. Garret, James Fisk junior und Jay Gould.) Diese Corporationen sind ständige; jene Männer bestimmen, wer Mitglied der Direction sein soll. Sie verfolgen mit unabläßiger Energie ihre Zwecke; sie greifen zu, nehmen, consolidiren, absordiren; sie werfen jede Oppositton zu Boden; sie gewinnen mit jedem Jahre mehr Einfluß auf das politische Leben, auf die staatlichen Verhältnisse, und wenn ste unter einander über irgend etwas eine Vereinbarung treffen, so vermögen ste Alles, wos sie irgend wollen, durchzusetzen. Für das Land ist es noch ein Glück, wenn und daß sie einander in den Haaren liegen.

Aber die „Consolidirung" nimmt rasch und unabläßig ihren Fortgang und vernichtet die Vortheile, welche die Concurrenz bringen könnte. Das Publicum geräth mehr und mehr in die unbedingte Gewalt dieser Corporationen, denen auf Guade und Ungnade es sich preisgegeben sieht. Es tauchen immer mehr „Stock-watering-Systeme" auf. Die New York Central besitzt zusammen mit ihren Verbindungsbohnen nach Chicago 1705 vollendete Miles, deren Anlogekosten etwa 75,000,000 Dollors betragen; allein durch „wässern" sind sie zu einem Aggregalcapital von 160,000,000 angewachsen, und die Directoren erpressen vom Publicum reichlich 12,000,000 außer den Betriebskosten; sobald sie nun mit ihren weiteren „Plänen zur Entwickelung" fertig sind, dann „stellen ste wohl dos Capital für alle ihre vollendeten Linien auf 250,000,000 fest, während es in der That nur etwo 100,000,000 beträgt, und nehmen dem Publicum wie von Rechtswegen jährlich 20,000,000 Dollars ab."

Adoms ist der Ansicht, daß das politische System Nordamerikas nicht lange mehr den Conflict mit solchen Corporationen bestehen könne. „Die moderne Civilisation hot eine Closse von Gewalt- und Mochthabern geschaffen, die zu stark sind, ols daß unsere Regierung sie in Schranken zu halten vermöchte. Auf das Volk, welches bei uns die Quelle aller Gewalt ist, üben diese Combinationen, welche ohnehin Unruhen hervorrufen und auch wieder stillen können, mehr

Einfluß als ſämmtliche Beamten und Reformer zuſammengenommen. Es kann nicht ausbleiben, daß ſie ſich herausſtellen als ein Element der Beunruhigung, als eine nicht zu controlirende Macht, ſo lange als ihre Entwickelung von der Geſetzgebung abhängt und ſie ſich darauf angewieſen ſehen, ihre Zwecke durch die Legislaturen fördern zu laſſen."

Es fehlt übrigens nicht an einzelnen Männern, welche dieſen Monopoliſten und „Magnaten" den Fehdehandſchuh zuwerfen, und auch im Congreſſe ſind Redner aufgetreten, welche darauf dringen, daß das ganze Treiben und das innere Getriebe aller jener „Combinationen" offen vor aller Welt dargelegt werden ſolle. Adams iſt feſt überzeugt, daß durch ſie die Inſtitutionen des Landes über den Haufen geworfen werden; das Volk weiß und ſagt, daß ſie es ſind, welche hier mehr, dort weniger die Staatsregierungen einſetzen, und daß ihre unbedingte Allmacht nur noch eine Frage der Zeit ſei. Leute, welche ein Capitol von 2000,000,000 Dollars in 50,000 Miles Bahnen angelegt haben, während in den nächſten Jahren je 6000 weitere Miles mit je 300,000,000 gebauet werden, — dieſe Leute, welche es ohnehin mit der Moral niemals genau genommen haben, wiſſen wohl, wie groß ihre Macht iſt, und ſie machen dieſelbe rückſichtslos geltend.

Sehr bezeichnend iſt, was jüngſt die „Newyork Times" in Bezug auf die Stellung der Erie-Magnaten in einem Börſenartikel ſagte: „The executive, the Legislature and the Bench are all engaged in legalizing highway robbery", alſo: die vollziehende Gewalt, die geſetzgebende Verſammlung und die Gerichte zumal legaliſiren den Straßenraub.

Die Ruthenen in Galizien; ihre ethnographiſche und politiſche Stellung.

II.

— R. A. — Um die Stellung der Ruthenen in Galizien weiter zu erläutern, müſſen wir uns mit einigen geſchichtlichen Thatſachen vertraut machen, und zugleich ſehen wir die Verhältniſſe auf dem religiöſen Gebiete liegen, das hier weſentlich mit in Frage kommt. Die Polen, in der Minderzahl befindlich, aber die Intelligenteren, ſind Katholiken, die Ruthenen dagegen bekennen ſich zur griechiſch-unirten Kirche. Das bedingt einen weitern ſcharfen Gegenſatz. Hier wie da ſind die Geiſtlichen fanatiſch national geſinnt.

Seit achtzehn Jahren hat die öſterreichiſche Regierung es geduldet, daß der hierarchiſche Organismus der ruthe-niſchen Kirche zugleich dazu benutzt wurde, um nationale Politik zu treiben, die aus jedem ruthenischen Pfarrer ein politiſches Parteihaupt machte, deſſen mächtigſte Hebel die Religion und das Gewiſſen der Gläubigen bildeten. Politiſcher und religiöſer Fanatismus im Verein ſtellen eine gefährliche Macht. Einzeln genommen iſt der letztere einem Staate gegenüber wohl der minder gefährliche, wie man das z. B. in Preußen erkannt hat. Dort wird dem Katholicismus der Polen nicht das Geringſte in den Weg gelegt, ja er wird gewiſſermaßen begünſtigt, aber nur unter der Bedingung, daß die Geiſtlichkeit ſich aller politiſchen Einwirkungen auf das Volk enthalte. Beſteht darüber auch keine officielle Abmachung zwiſchen Berlin und dem Erzbiſchof von Poſen, ſo liegt doch ein ſtillſchweigender Compromiß vor. Die öſterreichiſche Regierung aber hat es nicht verſtanden, ſich wenigſtens in einer Beziehung freie Bahn zu ſchaffen. Politik und Religion werden in Galizien von den Ruthenen gleichmäßig in den Kampf geführt, der gerade hierdurch einen beſonders gefährlichen Charakter erhält. Ließe ſich auf politiſch-nationalem Gebiete auch eine Ausſöhnung herbeiführen, ſo iſt das doch ſchwerlich in religiöſer Beziehung denkbar; hier liegt ein unüberwindlicher Antagonismus zwiſchen Polen und Ruthenen vor, der näher erörtert werden muß. Wir wollen hier eine Arbeit von Emil de Laveleye in der „Revue des deux Mondes" unſeren Mittheilungen zu Grunde legen.

Die Polen wurden im zehnten Jahrhundert unter den Königen Mieczislaw und Boleslaw von böhmiſchen und italieniſchen Sendboten bekehrt, welche den lateiniſchen Ritus mitbrachten, während die Ruthenen das Chriſtenthum aus Kanſtantinopel erhielten durch den Einfluß Olga's, der Gattin Igor's und Wlodimir's, Fürſten von Kiew, deſſen Gattin Anno eine Schweſter des Kaiſers Baſilius nan Byzanz war. Nach dem auf dem Concil zu Florenz (1439) gemachten Verſuche, die beiden Confeſſionen zu einigen, unterwarfen ſich die Ruthenen, deeinflußt durch Iſidorus, Metropolitan von Kiew, der Autorität des Popſtes, während die Moskowiter, Serben, Rumänen und Bulgaren dem alten „orthodoxen" Ritus treu blieben. Noch der Theilung Polens hat die ruſſiſche Regierung durch Ueberredung und mehr noch in gewaltſamer Weiſe die ihrem Scepter unterworfene Abtheilung der Ruthenen zur griechiſchen Rechtgläubigkeit zurückgeführt, während die galiziſchen Ruthenen bis jetzt bei ihrer Vereinigung mit Rom verharrten. Die ruthenischen Adeligen hingen einſt, gleich ihren Bauern, der griechiſchen Confeſſion an; gleich den lithauiſchen nahmen ſie oder im ſechszehnten Jahrhundert faſt ſämmtlich den Proteſtantismus an, wurden dann aber bald von den Jeſuiten zurückbekehrt und paloniſirten ſich, indem ſie auch den lateiniſchen Ritus annahmen, vollſtändig. Die polniſchen Patriaten bedauern lebhaft dieſen Umſtand, weil es dadurch den Ruſſen leicht gemacht worden iſt, die Bauern gegen ihre Grundherren aufzuwiegeln, da ſie nun ſowohl die Religionsverſchiedenheit als auch die agrariſchen Beſchwerdepunkte zum Anlaß ihrer Aufwiegelungsverſuche benutzen können, genau ſo, wie das auch in Irland der Fall iſt.

Darin liegt ein Cardinalpunkt der ernſten Frage. Denn die Ruthenen ſind es, durch welche Rußland Oeſterreich zu beunruhigen und die Polen im Schach zu halten vermag. Die Ruthenen ſind unſere Brüder, ſprechen ganz richtig die Ruſſen, ſind aus unſerm reinſten Blute; ſie werden in Galizien verfolgt, verachtet, ihrer Rechte beraubt. Unſere Pflicht iſt es, ihnen gegen den polniſchen Adel zu Hülfe zu kommen, der ſie unterdrückt, wie gegen die öſterreichiſche Regierung, die ihre Rechte nicht achtet.

So liegt das mißliche Verhältniß; noch weit übler würde es aber dann werden, wenn es vielleicht Polen gelänge, wie-

der aufzuerstehen. Vorausgesetzt, was nicht der Fall, daß die Ruthenen es mit den Polen hielten, könnte es diesen gelingen, wenigstens einen Theil ihrer alten Grenzen wieder zu erlangen und einen mittelgroßen Staat zu bilden. Stellen die Ruthenen sich dagegen — wie es in der That ist — auf die Seite der Russen, so würden die 8 bis 9 Millionen Polen, eingezwängt zwischen dem moskowitischen Koloß auf der einen und dem geeinigten Deutschland auf der andern Seite, nur eine sehr unsichere, ja eine kaum denkbare staatliche Existenz haben. Sie wären ohnehin vom Meer abgeschnitten.

Es ist also klar, daß die Zukunft Polens und Oesterreichs von der Entscheidung der Frage abhängt, was die Ruthenen werden wollen. Es handelt sich hier um ein historisches Problem, welches je nach den Interessen der beiden mit einander ringenden Nationen auf zwei verschiedenen Wegen gelöst worden ist. Geben wir hier dem Franzosen das Wort, welcher ziemlich scharf abwägt und das reine Russenthum der Ruthenen nicht für so gut, wie wir, begründet hält.

Der Streit würde bald entschieden sein, sagt Laveleye, wenn Gleichheit des Namens in der Geschichte schon ein Beweis wäre. Allerdings wurden die Ruthenen „Kleinrussen“ und das von ihnen bewohnte Gebiet wurde Rußland genannt; aber das moskowitische Rußland Peter's des Großen ist in einer andern Gegend und mit verschiedenartigen Völkerschaften gegründet worden; es besitzt den größten Theil des ruthenischen Rußlands auch erst seit der Theilung von 1772.

Folgendes sind einige Notizen aus der Geschichte Ruthweniens. Im siebenten Jahrhundert hatten slavische Stämme, die den gemeinschaftlichen Namen der Lechen geführt zu haben scheinen, die weiten Gegenden inne, welche sich zwischen dem Dnjepr, der Moldau, dem Baltischen und dem Schwarzen Meer erstrecken. Sie befanden sich gegen Westen hin in fortwährendem Kampfe mit den Germanen, gegen Osten mit turanischen Nomaden. Die Lechen vom Dnjepr, welche im zehnten Jahrhundert von Skandinaviern aus Roß Lagen unter Anführung des Warägers Rurik bezwungen worden waren, nahmen den übertragenen Namen Russen, Russinen oder Ruthenen an, gerade wie Frankreich seinen Namen von den Franken entlehnt hat. Unter Oleg und Igor, Rurik's Nachfolgern, war Ruthenien ein mächtiger Staat mit der prächtigen Hauptstadt Kiew. Die von den Warägerfürsten beibehaltene germanische Sitte gleicher Erdtheilung unter den Kindern zerstückelte das Land in eine Menge von Fürstenthümern, deren Grenzen sich stets veränderten und die unter einander in unaufhörlichen Fehden lagen. Einige dieser Warägerfürsten gingen indeß über den Dnjepr und unterwarfen sich nach einander die turanischen Stämme der Finnen, Petschenegen und Chasaren, welche den Glauben, die Sprache und die Sitten der Eroberer annahmen, und sich so allmälig slavisirten.

Hier sind die Anfänge des moskowitischen Reiches zu suchen. Moskau wurde um 1147 durch Georg, den Fürsten von Wladimir, gegründet. Bald darauf, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, begannen die furchtbaren Einbrüche der Mongolen, welche das Land entsetzlich verwüsteten, die Regierung der Warägerfürsten jedoch unter Auferlegung von Tributzahlungen bestehen ließen. Eine kurze Zeit hindurch, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, fand sich ganz Ruthenien vereinigt unter Andreas, dem Fürsten von Halicz (Galizien), der sich vom Papst Innocentius dem Vierten zum russischen König krönen ließ und Lemberg gründete. Nach seinem Tode nahm wieder die Anarchie überhand. Noch in demselben Jahrhundert riefen die Dnjepr-Ruthenen Gedymir, den Fürsten von Lithauen, zu Hülfe, welcher die Mongolen in einer Schlacht am Pripet schlug und ganz Kiew mit seinen Staaten vereinigte. Anderntheils hatte sich Rothrußland den Polen in die Arme geworfen. Die Folge war, daß, als Ladislaw Jagella von Lithauen im Jahre 1386 die Königin Hedwig (Jadwiga) von Polen heirathete, alle ruthenischen oder russischen Staaten sich wiederum vereinigt fanden und ein mächtiger lechischer Staat geschaffen war.

Auf dem Reichstage zu Horodlo, auf welchem die Vereinigung Polens mit Lithauen feierlich proclamirt wurde, warf man die Frage auf, zu welchem der beiden Länder die ruthenischen Gebiete gehören sollten; da dieselbe indeß keinerlei thatsächliche Wichtigkeit hatte, so führte das niemals zu einem Conflict. Uebrigens schloß Ruthenien mit Polen einen Separatvertrag, worin es erklärte, daß es „als freie Nation sich mit einer freien Nation, als Gleiche mit einer Gleichen, verbinde.“ — Die Vereinigung der verschiedenen Länder ward eine vollständige. Ueberall genoß der Adel gleiche Rechte. Die Bojaren, Abkömmlinge der skandinavischen Waräger und der bedeutenden einheimischen Familien, vermischten sich durch Heirathen mit polnischen Adeligen. Unter den Namen, auf welche Polen am stolzesten ist, findet man viele ruthenischen Ursprungs, wie z. B. die Chodkiewicz, die Wisniowiecki, die Pukawski, die Reytan, die Sobieski, die Czartoryski, die Sapieha.

Im Jahre 1669, auf dem berühmten Reichstage von Lublin, bestätigte der ganze dort versammelte Adel die Unionsacte, wobei alle und jede etwa noch bestehenden Spuren von Unterschieden vertilgt wurden, so daß von da an, so weit es den Adel betraf, nur eine einzige Nation dastand. Man hat vor Kurzem den dreihundertjährigen Gedenktag dieser merkwürdigen und in der Geschichte fast einzig dastehenden Acte gefeiert.

Selbst Religionsverschiedenheiten, welche im übrigen Europa zu unendlichem Blutvergießen Anlaß gaben, führten dort bis zum siebenzehnten Jahrhundert keinerlei Wirren herbei. Griechen und Protestanten genossen gleiche Rechte mit den Katholiken. Aber nachdem der König Batory die Universität von Wilna (um 1579) den Jesuiten anvertraut hatte, begannen Religionsverfolgungen, und aus diesen erwuchsen wieder Stammesfeindschaften.

Johann Casimir, der zu Rom Cardinal und Jesuit gewesen war, bevor er König wurde, lieh seine Unterstützung den Jesuiten, deren Bestrebungen dahin gerichtet waren, die ruthenischen Bauern zur Rückkehr in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zu zwingen. Die Bauern lehnten sich auf und fanden bei den Kosaken Unterstützung, welche gleich ihnen ruthenischen Ursprungs und obendrein schismatische Griechen waren. Nach einem schrecklichen Kriege und nachdem der Hetman der Kosaken, Bogdan Chmielnicki, zu den Russen übergegangen war, trat Polen diesen (im Jahre 1654) Kleinruthenien und das Land von Kiew ab. Es verlor damit seinen Schild gegen Osten. Das war die erste Zerstückelung Ruthweniens, welche die Ruthenen noch heute den Polen zum Vorwurf machen.

In die Herzen jener dem griechischen Ritus anhängenden Bauern war nun der gefährliche Keim religiösen Rachegefühls gegen ihre katholischen Herren gepflanzt worden. Johann Casimir, der Jesuit, hatte auch die Protestanten verfolgt; diese zu beschützen machte Schweden sich zur Aufgabe. Bei der Theilung Polens nahm Rußland für seinen Theil ganz Ruthenien mit Ausnahme des in Galizien einbegriffenen Rothruthweniens.

Digitized by Google

Die Geschichte giebt den Polen in gewisser Beziehung Recht; allerdings haben die Ruthenen durch vier Jahrhunderte, von 1386 bis 1772, einen ergänzenden Theil von Polen-Lithauen gebildet. Die Russen und die vom russischen Standpunkt ausgehenden Geschichtschreiber dagegen geben den Thatsachen freilich ein anderes Ansehen. Sie erkennen keine vom russischen Staate getrennte ruthenische Nationalität an. Das moskawitische Rußland der Romanow ist nach ihnen nur die Fortsetzung des ruthenischen Staates von Kiew. Polen und Lithauen haben, die Zerrüttung benutzend, in welche die mongolischen Einfälle Rußland gebracht hatten, demselben wesentlich russische Provinzen jenseit des Dnjepr entrissen. Rußland ist also im achtzehnten Jahrhundert nach dieser Auffassung lediglich wieder in den Besitz dessen gekommen, was ihm gehörte. Das moskawitische Rußland, das eigentliche, lange den Mongolen unterworfen gewesene Rußland, datirt erst von Iwan dem Schrecklichen, der von 1534 bis 1584 regierte und einen Staat gründete, welcher den Nachbaren zu widerstehen im Stande war; aber das ist nur die eine Seite der Frage. Die Geschichte für sich zu haben ist nur dann eine Macht, wann die geschichtlichen Erinnerungen im Herzen des Volkes fortleben und dadurch eine Liebe zur Nationalität erzeugen.

Ist dieses nun bei den heutigen Ruthenen der Fall? Nach welcher Seite neigen sie sich, wenn Abstammung, Sprache, Religion in Frage kommen? Das ist der wichtigste Punkt, den wir bereits im ersten Artikel berührten und hier näher erörteen wollen. Die Ruthenen stehen zwischen Russen und Polen in der Mitte. Speciell auf die slavische Verwandtschaft eingehend, sind sie gleich den Polen reinere Lechen, Slaven, als die Moskowiter. Nach Religion und Sprache dagegen nähern sie sich mehr den Russen, und zwar ist die Ursache eine sehr einfache: ihnen verdanken die Russen ihren Cultus und ihre Civilisation. Der heilige Cyrill und der heilige Methud, welche im neunten Jahrhundert von Byzanz gekommen waren, bekehrten zunächst die bulgarischen Slaven, übersetzten die heilige Schrift und die liturgischen Bücher in die Volkssprache derselben, und erfanden alsdann, nach dem Vorbilde des griechischen Alphabets, das sogenannte cyrillische. Als die Ruthenen sich dem Christenthume zuwandten, nahmen sie zugleich die cyrillische Sprache, Liturgie und das Alphabet an, welche sie dann später über den Dnjepr hinüber zu den turanischen Völkerschaften brachten, die sich allmälig slavisirten. Die slavo-bulgarische liturgische Sprache ist also die gemeinsame Quelle des Bulgarischen wie des Russischen. Die russische Sprache ist nur die ruthenische, mit mehr turanischen Elementen im Wortvorrath, und namentlich in der besondern Wortbedeutung versetzte Sprache, ebenso wie das russische Blut eine größere Beimischung turanischen Blutes enthält gegenüber den anderen slavischen Nationen. Das Polnische, ein masurischer Dialekt, erscheint weniger gemischt, weil es nicht den Einfluß der slavo-bulgarischen liturgischen Sprache erfahren hat.

Während nun die Ruthenen solchergestalt durch ihre Abstammung und ihre geschichtlichen Ueberlieferungen mit ihren westlichen (polnischen) Nachbaren verknüpft sind, wie durch Cultus und Sprache mit den östlichen (russischen), muß hier erwähnt werden, daß Rußland, Oesterreich und selbst Polen Alles gethan haben, was geeignet war, um sie den Polen zu entfremden und den Russen in die Arme zu treiben. Zuerst verfolgten Priester und polnische Jesuiten die hartnäckig am orientalischen Ritus hängenden Ruthenen; und da heenach die Grundeigenthümer, fast alle Polen oder polanisirt, nichts für ihre Bauern thaten, so waren diese natürlich geneigt, jene für eine sie unterdrückende und aussaugende Kaste zu halten. Endlich haben die Polen versucht, das Ruthenische durch ihre eigene, zur einzig officiellen erklärte Sprache zu ersetzen, so daß die ländliche Bevölkerung eines jeden Mittels zur Erwerbung einer einigermaßen gründlicheen Bildung entbehrte.

Bei dieser wichtigen Frage ist Rußland wie immer mit großer Voraussicht, Folgerichtigkeit und Grausamkeit zu Werke gegangen. Im siebenzehnten Jahrhundert während des Aufstandes der Kosaken gegen Polen, im achtzehnten bei dem von der Conföderation von Bar geleiteten Aufstande reizte Rußland die dem orientalischen Ritus anhängenden Bauern gegen ihre römisch-katholischen Grundeigenthümer auf und führte die von der Geschichte verzeichneten Mordscenen herbei. Die Wasserweihe im griechischen Kloster zu Montrynim am Dnjepr war das Zeichen zu der Schlächterei von 1768. Nach der Theilung schreckte Rußland vor keinem Mittel zurück, um die ihm unterworfenen Ruthenen zu veranlassen, die Verbindung mit Rom aufzugeben, und es hat sein Ziel erreicht.

Heute übernimmt es entschieden und nachdrücklich die Vertheidigung der galizischen Ruthenen gegen die Polen; es gewinnt ihre Geistlichkeit durch Pensionen und Geschenke; diese zeigt den Bauern die Möglichkeit, sich mit den „Brüdern“ zu vereinigen, und wirft ihnen als weitern Köder die Befreiung vom Joche der polnischen Grunddesitzer hin.

Innerhalb der Grenzen seines eigenen Gebiets dagegen hält Rußland jeden Versuch einer ruthenischen Wiederherstellung, selbst auf dem Gebiete der Literatur, energisch nieder. Alle Kundmachungen müssen in russischer Sprache erfolgen, der Gebrauch des cyrillischen Alphabets ist untersagt. Taras Szewczenko, der ruthenische Nationaldichter, ist gleich dem Professar Kastomarow, welcher das ruthenische Nationalgefühl zu heben bemüht war, verurtheilt und verbannt worden. Der Generalgouverneur von Kiew, Annenkow, hat ganz unzweideutig erklärt, daß er mit der ruthenischen Partei ein Ende machen werde. Rußland zieht also die Ruthenen in Galizien und Ungaen nur deshalb mit so viel Ostentation an sich, um sie demnächst der moskawitischen Schablone anzupassen. Allerdings behauptet Rußland, daß „Russe“ und „Ruthene“ gleichdedeutend sei.

Oesterreich hat in dieser Angelegenheit jenes ihm gewöhnliche, beklagenswerthe, schwankende Verhalten gezeigt, dessen Grund theils in der Unfähigkeit seiner leitenden Staatsmänner, theils aber und zumeist in der unlösbaren Schwierigkeit seiner Lage zu suchen ist. Im Jahre 1840 begann die österreichische Regierung, da sie die Opposition der Polen immer ungestümer werden sah, das ruthenische Element zu unterstützen, um jene im Schach zu halten. Es ersetzte in den Elementarschulen die polnische Sprache durch die ruthenische. Graf Stadion rief die „Ruthenische Gesellschaft“ ins Leben und lieh dem griechisch-unirten Metropolitan von Lemberg, dem steten Rivalen des katholischen Erzbischofs, seinen vollen Beistand.

Es entstand damals eine nach der Lemberger griechischen St.-Georg's-Kathedrale benannte St.-Georg's-Partei, die sich zunächst ganz österreichisch zeigte. Man gab in Wien ruthenische Unterrichtsbücher und eine ruthenisch geschriebene Zeitschrift heraus, und überhäufte im Jahre 1864 die ruthenischen Deputirten, die auf dem Reichstag in ihrer landesüblichen Tracht erschienen und ausnahmslos für die Regierung stimmten, mit Gunstbezeigungen. Die österreichischen Staatsmänner schmiedeten sich aus jenen Stammesfeindschaften eine Waffe, ohne zu bedenken, daß diese von ihnen entflammten nationalen Leidenschaften sich eines Tages gegen sie selbst kehren würden. Das traf in Galizien sehr bald ein. Die Ruthenen, nachdem sie Geschmack an der Lectüre

gefunden, aber durch das, was in Wien für sie publicirt wurde, sich nicht befriedigt sahen, begannen russische Bücher und Journale zu lesen, die man ihnen bereitwillig von jenseit der Grenze verschaffte. Die österreichische Regierung fand bald, daß sie einen Fehler gemacht und suchte ihn gutzumachen; statt sich aber die Zuneigung der Ruthenen dadurch zu sichern, daß man reichlicher und vollständiger, als von Rußland her geschah, für ihre geistigen Bedürfnisse sorgte, ergriff sie das alte und unzweckmäßige Mittel der Unterdrückung. Sie glaubte Alles gethan zu haben, indem sie das cyrillische Alphabet beseitigte und mit lateinischen Buchstaben gedruckte ruthenische Bücher herausgab, welche eben deshalb den dem orientalischen Ritus anhängenden Bauern als einer Verletzung ihrer liturgischen Traditionen verdächtig erschienen. Darin lag die äußerste Ungeschicklichkeit und das sicherste Mittel, dem russischen Einflusse diejenigen preiszugeben, welche man demselben zu entziehen wünschte. Nachdem Oesterreich sich die Polen durch Großziehung der ruthenischen Opposition entfremdet hatte, stieß es die Ruthenen durch jene Unterdrückungsversuche von sich, und brachte es somit fertig, sich in einer und derselben Provinz zwei rivalisirende Bevölkerungen gleichmäßig zu Feinden zu machen.

Zum Schlusse geben wir einige Thatsachen, welche die gegenwärtigen Zustände und neuesten Vorgänge in Galizien illustriren. Die russische Regierung, die Stimmung der Ruthenen sich zu Nutze machend, wühlt mehr und mehr; das Slavencomite in Moskau verwendet große Summen, um den Geist des Mißmuths zu unterhalten und weiter zu schüren. Ruthenische Jünglinge, welche in Petersburg studiren wollen, erhalten nicht nur die Reisekosten bezahlt, sondern dort auch freien Aufenthalt. Hauptfaiseur in dieser Beziehung ist der ruthenische Geistliche Glowacki, bis 1866 Professor an der Universität Lemberg. Als er dort wegen seiner Agitationen für Rußland entlassen wurde, entschädigte letzteres ihn mit einer Professur in Wilna. Wenn heute ein Ruthene in Rußland eine Stelle als Beamter oder Pfarrer finden will, braucht er sich bloß vom Redacteur des „Slowo“ in Lemberg ein Loyalitätszeugniß zu verschaffen, worauf Glowacki das Weitere veranlaßt. Der mit russischen Orden decorirte Redacteur des „Slowo“ ist jetzt der Führer der Ruthenen, seit Bischof Litwinowicz im Jahre 1869 gestorben ist. Wird auch der „Slowo“ noch mit cyrillischen Lettern gedruckt, so giebt doch Klimkowicz seine „slavische Morgenröthe“ schon völlig russisch heraus, russische Bücher, von russischen Agenten verbreitet, nehmen mehr und mehr überhand unter den Ruthenen, und an die von der Wiener Regierung so sehnlich herbeigewünschte Versöhnung denken Führer wie Volk am wenigsten. Als die Polen im verflossenen Jahre in Lemberg den Jahrestag des Reichstages von Lublin feierten und hierzu die Ruthenen aufforderten, antworteten diese damit, daß sie das specifisch russische Fest der heiligen Olga besonders festlich begingen, und der Metropolit erklärte, am Kirchthurm lieber eine schwarze Fahne aufstecken zu wollen, als an einer derartigen Feier theilzunehmen.

Die Polen, welche das Uebergewicht in Galizien haben, sind natürlich in erster Linie Polen, dann Oesterreicher, so weit sie es sein müssen. Sie streben nach vollständiger Autonomie, nach föderaler Gestaltung Cisleithaniens und denken sich als den Kern eines Zukunftpolens. Sie haben fast Alles erreicht, was sie gewünscht. Selbst im Lemberger Landtage werden die ruthenischen Protocolle nur als „Uebersetzungen“ der polnischen betrachtet.

Seit dem 1. Juni 1869 ist durch Ministerialverordnung die polnische Sprache in Galizien zur Amtssprache erhoben. Sämmtliche Behörden, welche unter den Ministerien des Innern, des Handels, der Finanzen, der öffentlichen Sicherheit und des Ackerbaues stehen, sowie die Gerichte und der Landesschulrath haben sich im internen Dienst und Verkehr lediglich der polnischen Sprache zu bedienen. Alles Deutsche hat man gründlich ausgemerzt und verfolgt. In den Volksschulen und Gymnasien, welche der Polonisirungswuth des aus lauter Polen zusammengesetzten Lemberger Unterrichtsraths überantwortet sind, tönt kein deutsches Wort mehr, die verdienstvollen, gebildeten deutschen Professoren sind verjagt und durch Ignoranten polnischer Nationalität ersetzt, welche die Schule nur als ein Mittel zu nationaler Agitation betrachten. Auch mit den deutschen Beamten hat das gegenwärtige System gründlich aufgeräumt, und um endlich den Deutschen in Galizien auch jedes äußere Bindemittel zu rauben, hat man die deutsche Lemberger und Krakauer Zeitung unterdrückt, so daß jetzt in Galizien kein deutsches Journal mehr besteht. Das deutsche Theater in Lemberg wurde am 21. August 1869 geschlossen. —

Die Regierung hat das dritte Glied im Lande, den Kitt, selbst amputirt. Sie mag nun mit Polen und Ruthenen rechnen; österreichisch gesinnt ist aber keines von beiden Völkern. Oesterreich besteht in Galizien nur in der Armee.

Die Kaffeecultur auf der Westküste von Sumatra.

Von Capitän **F. Lambrecht.**

Der Handel in Padang ist sehr blühend. Während des im Februar 1841 von dem Sultan von Batipa in den padangschen Hochlonden angezettelten Aufstandes zerstörte dieser Fürst seine Kaffeeplantagen, weil sie eine Zwangscultur seien. Seit jener Zeit ist die Ruhe von Dauer gewesen und die niederländische Regierung hat dieselbe in verständiger Weise zu benutzen verstanden, um den Eingeborenen die Vortheile begreiflich zu machen, welche sie bei einer richtigen Benutzung und Bebauung aus dem ergiebigen Boden erzielen können.

Während in den vierziger Jahren die Koffeeernte in den padangschen Hochlanden, welche die bevölkertsten und daher reichsten Districte der Westküste von Sumatra bilden, nur wenige Tausend Pikol (= 133′ englische Pfund) betrug, schätzte man im Jahre 1852 den Ertrag allein in diesen Districten bereits auf 80,000 Pikol.

Die Koffeecultur ist, wie gesagt, eine sogenannte Zwangscultur. Jedes Hausgesinde muß eine bestimmte Anzahl Bäume unterhalten und jährlich nachpflanzen, und von den holländischen Districtsbeamten oder Controleuren wird über

die Cutturen eine genaue Controle geführt, während die Residenten auf ihren Rundreisen durch die ihnen untergebenen Landschaften sich ihrerseits davon überzeugen, ob den Befehlen der Regierung gewissenhaft nachgekommen worden ist.

Der eingesammelte Kaffee darf, als Monopol der Regierung, bei Strafe an Niemand anders als an die Regierung verkauft werden, welche zu diesem Zweck an passend gelegenen Orten kleine Pockhäuser hat errichten lassen, an welche der Sumatran das Product abliefern muß. Die Regierung bezahlte während meines mehr als sechszehnjährigen Aufenthaltes auf Sumatra das Kattin oder $1\frac{1}{4}$ Pfund mit 10, und später mit 12 Duiten, van denen 120 auf den holländischen Gulden gehen.

Der Transport des Koffees aus den Packhäusern in den Binnenlanden geschieht durch Privatunternehmer per Achse nach den nächsten Seeplätzen, Priaman, Ayerbangies, Natal, Baras und Sidagha, und von da über See nach den Hauptniederlagen in Padang gegen eine mäßige Fracht. Rechnet man nun auch noch die Besoldung der mit der Administration beauftragten Beamten, des für den Einkauf angestellten inländischen Personals, die Kasten für Kulis, Verpackung in Gunnysäcke und andere nothwendige Ausgaben hinzu, so kann man sich einen Begriff machen, welche ungeheure Summen die holländische Regierung aus dem Kaffeemonopol gewinnt, wenn mon hört, daß im Jahre 1856 der Pikol Kaffee in Padang schon mit 36 Gulden in öffentlicher Auction bezohlt, und daß alle drei Manate für $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden versteigert wurde. Seitdem ist der Kaffee noch bedeutend im Preise gestiegen.

Die padangschen Benedenlanden (— d. h. das Unterland —) liefern keinen Kaffee, weil die Hitze in diesen Niederungen zu groß ist, und der Koffeebaum erst in einer Höhe von 1800 bis 2000 Fuß und darüber hinaus gedeiht. Das unter dem Namen „Padang-Kaffee“ in den Handel gebrachte Product bezeichnet im Allgemeinen den Kaffee, welchen die holländischen Besitzungen auf der Westküste von Sumatra, und unter diesen namentlich die Districte Ayerbangies, Rau, Mandheting, Aukota, Tappanuli, die padangschen Hochlande und Poeloet-Poeloet (sprich Pulut-Pulut) im Süden van Padang liefern.

Der beste Boden für die Anpflanzungen befindet sich on den steilen Abhängen der Berge, wo der Wald gefällt wird, mit Ausnahme einzelner Bäume, welche den jungen Koffeepflanzen Schatten gewähren. Das dünne Holz wird dann so viel als möglich verbrannt; die größeren Bäume bleiben liegen und verfaulen aber werden in Brand gesteckt, wenn sie trocken sind. Die Erde wird tief umgestochen, damit die nach unten schießende Pfahlwurzel nicht auf festen Boden stoße und sich umbiege, denn in einem solchen Falle fängt der Baum zu trauern an und stirbt alsbold ab. Der Kaffeebaum hat eine pyramidenähnliche Gestalt mit dunkelen, glänzend grünen Blättern, die viel Aehnlichkeit mit den Blättern des Kirschbaums haben.

Die Ernte fällt sehr reich aus, da der Baum auf Sumotra das ganze Jahr hindurch mit schneeweißen Blüthen und reifen nnd unreifen Früchten bedeckt ist. Die Frucht wächst an einem kurzen Stiele dicht um die Zweige herum, sieht anfangs grün, nachher gelb, nnd wenn sie reif ist, schön roth aus, wie eine Kirsche. Sie wird dann gepflückt, getrocknet] und aus der rothen Schale, warin sie eingehüllt ist, enthülst; sie bleibt in der Sonne liegen, bis das feine Häutchen, welches die Bohne noch umgiebt, weggenommen werden kann.

Man schüttet auf Sumatra den Koffee gewöhnlich auf die blaße Erde aus, um ihn zu trocknen; daher kommt es, daß sich unter den Bohnen oft kleine Steinchen befinden, wos bei dem Javakaffee, der sargfältig auf Strahmatten ausgebreitet wird, nicht der Fall ist.

Wenn der Baum eine Höhe von 15 bis 20 Fuß erreicht hat, bricht man ihm die Krone aus, um ein ferneres Wachsthum zu verhindern, denn sonst würde das Pflücken der Bahnen beschwerlich werden. Schon im dritten Jahre beginnt er Früchte zu tragen, und ist bis ins zwölfte am ergiebigsten: nach dieser Zeit bedeckt er sich mit Moos und stirbt allmälig ab.

Die rothe Schale, welche die Bohne einschließt, ist, wie bei nns die Kirsche, die Lieblingsspeise vieler Thiere. Der Musang (Moschuskatze) besucht nächtlich die Pflanzungen, und verschluckt mit der süßen Schale auch die Bohne, welche er unverdaut wieder van sich giebt. Ich fand mehrmals auf einem verfaulten Baumstuken tief im Wald eine Menge üppiger Kaffeepflanzen, welche durch die Ausleerungen des Musang dort Wurzel geschlagen hatten. Der Kalong, eine riesige Fledermaus von $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß Flugweite, der Mainote oder Bed, Bartvögel, Häher, Drosseln Staare, Ammern und Eichhörnchen stellen den reifen Beeren nach, nnd verpflanzen den Kaffeebaum nach Orten in der Wildniß, wohin sich noch nie der Fuß eines Indiers verirrt hat. Als der Oberst van Swieten im Jahre 1845 bis nach Soengie Pagoe und Soengie Aboe im Innern van Sumatra vordrang, zog die Colonne durch ausgestreckte Dickichte von Kaffeebäumen, die mitten im Urwalde jedenfalls nicht angepflanzt waren.

Aus allen Erdtheilen.

Die Entvölkerung der Ackerbaugegenden in Neu-England und die Wanderungen in den Südstaaten der Union.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse in Nordamerika sind in einer völligen Umwandelnng begriffen. Das gilt von allen großen Regionen; in Neu-England überwuchert schon längst die Fabrikindustrie alles Andere; sie wächst auch in den sogenannten Mittelstaaten nnd theilweise im „vordern Westen“, d. h. dem obern Mississippithale. Im Süden ist durch die nnvermittelte Emancipation der Neger ein schwerer Bruch in die Arbeitsverhältnisse gekommen, und die Chinesen, durch welche man eine Ausgleichung zu erzielen gedenkt, sind noch nicht da. Im hintern Westen liegt Alles noch mehr oder weniger in den Anfängen; dort rückt sich das Leben und Treiben erst allmälig zurecht und die Aussichten in die Zukunft sind dort entschieden günstig. Ackerbau, Viehzucht, Gewerbsamkeit, Bergbau und Handel werden sich gegenseitig die Wage halten und damit wird man gesunde wirthschaftliche Verhältnisse haben. Anders sind die Verhältnisse in Neu-England und in den ehemaligen Sklavenstaaten. Wir theilen aus ameritanischen Blätteen die beiden nachfolgenden Artitel mit, welche einen Einblick in die dermalige Lage gewähren.

I) Die Entvölkerung der Landdistricte in Neu-England. Der Typus des Yankee, der seinen höchsten Ruhm

hinein setzt, möglichst viel in möglichst kurzer Zeit zu schaffen, der, wie in der Comödie, nur das Mädchen heirathet, das in einer gegebenen Zeit mehr Kartoffeln behackt oder mushackt als er, dieser auf den Farmen Neu-Englands früher so blühende Typus existirt nur noch auf der Bühne. Die durch Verallgemeinerung der Eisenbahnen beschleunigte Entwickelung der Industrie hat in den Landdistricten neue Schwerpunkte geschaffen, nach welchen sich nicht allein der Ueberschuß, sondern nicht selten der Kern der Ackerbau treibenden Bevölkerung hinzog. Dazu kam die unruhige Rathlosigkeit, die Unzufriedenheit, das Hochhinauswollen, das heutzutage alle Classen charakterisirt. In welcher Ausdehnung diese namentlich von dem amerikanischen Volke Besitz ergriffen hat, erhellt aus der statistischen Thatsache, daß von je vier Amerikanern allemal einer auf Reisen begriffen ist. Jeder sucht heute die Eldorado-Inseln zu entdecken, nach welchen die spanischen Hidalgos im 16. Jahrhundert das Weltmeer vergeblich durchfurchten.

Dazu kommt, daß der Ackerbau in Neu-England nicht mehr lohnt wie früher, daß er in seiner Entwickelung hinter der industriellen zurückgeblieben ist. Weizenbau hat in Neu-England längst aufgehört; der theure, stets mit Dünger zu stimulirende Boden Neu-Englands kann mit dem billigen, humusreichen des Westens nicht concurriren, und Bostons wie Neuyorks Mehlbedarf kommt von Michigan, Wisconsin, Illinois, Missouri und Minnesota. Die Producte der Farmen Neu-Englands und ihre Preise im Markt stehen in keinem Verhältniß zu den Kosten ihrer Production. Einen bedeutenden Theil dieser Kosten bildet der an irländische ꝛc. Knechte gezahlte Lohn. Früher hatte der Neu-England-Farmer 10 bis 12 Söhne und verrichtete mit ihnen alle seine Arbeit; jetzt hat er nur wenig Söhne und muß Fremde in Dienst nehmen. Die Bedürfnisse der Familie sind ferner weit größer als die der Vorfahren; man will auf der Farm leben wie im Dorfe an der Eisenbahn oder gar wie in der Stadt, und die Farm, die überhaupt kaum ihre Kosten decke, mußte unter solchen Umständen nothwendig zurückgehen und schließlich entweder verkauft oder verlassen werden. Wie groß die Wandlung ist, kann man aus der Entwerthung der Farmen sehen, die man häufig zu Preisen kaufen kann, welche kaum für die Gebäulichkeiten der Farm bezahlen. In diesen Fällen hat die Landschaft bereits den Ausdruck völliger Verlassenheit und Verödung. So schildert ein Massachusetts-Blatt, das „Palmer Journal", den Verfall der Landdistricte des westlichen Massachusetts wie folgt: „Man wird durch die Anzeichen des Verfalles überrascht, die man beinahe auf jeder Meile wahrnimmt. Man durchwandert weite Strecken, ohne auf Menschenwohnungen zu stoßen. Man sieht die Ruinen einst prachtvoller Häuser, oder das Fundament, auf dem sie standen. Andere Häuser sind in einem Proceß der Auflösung begriffen, und ihre Mauern schützen ihre Bewohner kaum noch vor der Wuth der draußen stürmenden Elemente. Man trifft verwilderte Reste früherer herrlicher Obstgärten, in denen jetzt Moos wächst und Unkraut und Gebüsch herrscht.

An einem Kreuzwege sieht man hier und da noch ein verfallenes Schulhaus, das längst von Lehrern und Kindern verlassen war. Oft umschirten wie halbe Tage lang, ohne einem Menschen auf der Landstraße zu begegnen. Stark besetzte, oder traurig vernachlässigte Kirchhöfe lieferten den Beweis, daß früher auf diesen Hügeln und Bergen eine zahlreiche Bevölkerung gelebt hatte.

Die Bevölkerung hat nicht nur sich von den Hügeln in die Thäler und an die Eisenbahnen begeben, sondern sie ist in positiver Abnahme im Allgemeinen begriffen, wie die Volkszählung dieses Jahres in überraschender Weise beweisen wird.

Wie mächtig der Einfluß der Industrie und der Eisenbahnen in Bezug auf Vertheilung der Bevölkerung jener Landdistricte gewirkt hat, kann man aus der Thatsache ersehen, daß in Berkshire County (Massachusetts) vier Towns jetzt die Hälfte der Bevölkerung und die Hälfte des Reichthums des ganzen County einschließen. Von den übrigen 27 Towns des County haben vierzehn unter 1000 Einwohner. In mehreren dieser Towns sind die Gemeinden so zusammengeschmolzen, daß gar kein Gottesdienst mehr stattfindet, andere können keinen eigenen Prediger mehr halten und werden durch Wanderprediger, dem Winterschullehrer analog, eine Zeit lang im Jahre versorgt."

Wenn auch die überall auftretende Tendenz der Bevölkerung, sich in großen Städten zu concentriren, einen Theil der erwähnten Veränderungen erklärt, so ist jene Tendenz ja selbst nur eine Folge der in ihrer Entwickelung dem Ackerbau unverhältnißmäßig vorausgeeilten Industrie. Der Ackerbau mit seinem vom Gesichtspunkte des heutigen Menschen etwas einsamen und eintönigen Leben hat namentlich für die Jugend, die eben weniger beschaulicher Natur ist als die vor 50 Jahren Neu-England bewohnende, nicht Reiz genug, es bietet sich ihrem Ehrgeize kein genügendes Feld, während die Großmogule der Landdistricte den strebend sich bemühenden, aber armen Jüngling vor den Kopf stoßen. Der letztere wendet sich daher nach Orten, in welchen er freie Bahn und Aussicht auf größere und raschere Anerkennung hat, als auf dem Lande.

In welcher Weise das Gleichgewicht zwischen Stadt und Land, zwischen Ackerbau und Industrie wieder herzustellen sei, ist eines der Probleme, die der amerikanischen Gesellschaft speciell zur Lösung aufgegeben sind. Der Ackerbau wird sicher in ähnlicher Weise wie die Industrie Gegenstand großer Capitalanlagen und großartigen Betriebes werden. Dieselbe Concurrenz wird schließlich zwischen den Ackerbauern entbrennen, wie zwischen den Industriellen, und eine gesteigerte Production die Folge sein. Die Zeit, wo der Landmann idyllisch dem großen Treiben der Welt am „sichern Ufer" seiner Farm zuschauen konnte, ist vorüber. Er steht mit diesem Treiben in stets zunehmender Verbindung, die Fragen der Transportirung, der Frachtsätze, der Finanzen berühren unmittelbar seine Tasche, die mittelst Canälen und Eisenbahnen ihm am die Thür gebrachte Concurrenz fremder Staaten zwingt ihn, alle Kräfte und alle Wissenschaft anzustrengen, um seine auf dem Weltmarkt bedrohte Stellung zu behaupten.

2) Wanderungen im Süden. Man hat in neuerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß sowohl die weiße wie die farbige Bevölkerung in den Südstaaten in einer Wanderung begriffen ist, die sich in verschiedenen Richtungen bewegt. Aus den alten Sklavenstaaten von der atlantischen Küste bis gegen den Mississippi hin bewegt sich ein Strom weißer Arbeiter nach Westen, nach den Ländereien am Arkansas und Red River und nach Texas hin. Dieser Auswanderungsstrom ist so groß, daß es auf dem Mississippi an Booten fehlt, um ihn überzusetzen, und es scheint, daß Südcarolina, Georgia und Alabama den weißen Arbeiter allmälig ganz verlieren sollen. Ein Unionsgeneral, der mehrere Jahre in einem der Golfstaaten das Obercommando geführt und Gelegenheit hatte, die dortigen Zustände zu studiren, erzählt, daß er kürzlich auf einer Reise in Ostalabama große Schaaren von Emigranten zu Reisegefährten gehabt habe, und versichert, daß nach zuverlässigen Beobachtungen im letzten Jahre nicht weniger als zwanzigtausend Weiße aus Georgia und Alabama nach Arkansas und Texas ausgewandert sein können.

In die Lücken, welche diese weißen Auswanderer gerissen, rücken farbige Ankömmlinge ein. Man bemerkt eine allgemeine Wanderung der schwarzen Bevölkerung in der Richtung des „farbigen Gürtels", jenes Landstriches, der von den Sea Islands in Südcarolina sich westlich mitten durch Georgia, Alabama, Mississippi nach Louisiana erstreckt. Gerade in diesen Ländern, die jetzt von den Weißen in Schaaren verlassen werden, bilden die Schwarzen gegenwärtig die einzige eigentliche Einwanderung. Aus dieser Erscheinung glaubt der erwähnte Offizier den baldigen Eintritt einer gänzlichen Umgestaltung der Bevölkerungsverhältnisse in diesen Staaten vorhersagen zu dürfen. Er glaubt, daß es dort bald nur noch ehemalige Sklavenhalter und freie farbige Arbeiter geben wird, und daß der Neger in Folge dessen zur Herrschaft gelangen muß.

Von der afrikanischen Westküste. Ein neues Blaubuch giebt über die Zustände der englischen Factoreien eingehende Nachrichten, die jedoch an und für sich wenig Neues enthalten. Es ist immer die alte Geschichte; die Berichte sagen, die Civilisation gewinne Boden, und daneben heißt es dann wieder, die Barbarei stecke so fest, daß sie nicht weichen wolle. Der Gouverneur von Sierra Leone sagt, Volk und Häuptlinge hätten Fortschritte gemacht in „Civilisation und Intelligenz; das Volk sei progressiv, loyal und zufrieden." Die alten Sklavenhändler sterben aus, und der Sklavenhandel werde nur wieder aufleben, wenn sich ein Absatzmarkt öffne. Als 1852 der Gouverneur Bendoo landete, fand er eine mit verrosteten Kanonen besetzte „barbarische Stockade", die von einer furchtbaren Horde von Wilden besetzt war; daneben war ein Porrahbusch, wo Menschen geopfert wurden. Heute stehe an der Stelle jener Stockade eine anständige Kirche, wo anständig Gottesdienst gehalten werde, und statt des Porrahbusches sehe man Zuckerfelder. In der Colonie zähle man achtzehn eingeborene Geistliche der Kirche von England, welche rasch christlichen Sauerteig in den umwohnenden Massen verbreiten. Freilich sei es mit dem Unterrichte und dem Erziehungswesen noch sehr übel bestellt. — Was hier eigentlich der „Civilisationsfortschritt" ist, läßt sich nicht absehen, denn die Kirchen sind mit Geld erbaut worden, das aus England kam, und wenn man Richard Burton's Schilderung von Sierra Leone liest, so stellt sich ein Bild dar, das wenig Erfreuliches zeigt.

Von Gambio (— Bathurst —) aus schreibt Gegenadmiral Patey: „Manche der Eingeborenen, welche mit den Europäern in Berührung kommen, sind nüchtern und betriebsam; es ist aber auch leider sehr viel bedauernswerther Mangel an regelmäßiger und andauernder Betriebsamkeit vorhanden (— in verständlichem Deutsch würde man sagen: es giebt eine große Menge nichtsnutziger Faullenzer —); es werden viele leichtsinnige Dinge verübt, es wird gelogen und gestohlen und im Uebermaß selbst von denen getrunken, welche schon seit langer Zeit mit den Europäern in der engsten Verbindung stehen. Bei den umwohnenden Stämmen ist Krieg an der Tagesordnung, und er wird durch die ungehinderte Freigebung der Zufuhr von Waffen und Kriegsbedarf nur noch aufgemuntert. (— Die frommen Leute in Birmingham machen dabei ein gutes Geschäft. —) Die Katholiken und die wesleyanischen Missionäre haben viele Schulen gegründet, die aber höchst unregelmäßig besucht werden; die von Geistlichen der Hochkirche gegründete Schule „hat durch Vernachlässigung gelitten", d. h. die Neger kommen nicht hinein; sie begreifen „den heiligen Geist" nicht. Das ist doch schrecklich!

Ussher, Gouverneur an der Goldküste, meint, daß dort binnen zehn Jahren „ein Fortschritt bemerkenswerther Art" stattgefunden habe. Er kennzeichnet diesen Fortschritt sogleich dadurch, daß er sagt: „Der Ackerbau ist höchst armselig geblieben; die Eingebarenen haben einen unbesiegbaren Widerwillen, mehr Bodenfläche zu bestellen, als absolut für ihren Lebensunterhalt erforderlich ist. In Cape Coast und Akra werden die anstößigen Customs der Eingeborenen, welche keinen andern Zweck als Saufen, Schlägereien und unzüchtige Ausschweifungen haben, nach und nach abgeschafft. In einzelnen Theilen der Niederlassung kommen noch Menschenopfer vor, sie werden aber, wenn es irgend sich thun läßt, streng bestraft. Die Erziehungsanstalten waren 1868 in einem kläglichen Zustande; aber die wesleyanischen und bastrr Missionen arbeiten außerordentlich gut. Die Basler halten die Schwarzen zur Arbeit an und unterrichten sie in nützlichen Handwerken, und sie haben ganz hübsche Einkünfte von ihren Farmen und Kaffeeplantagen. Das wesleyanische System schließt Handarbeit aus und ist deshalb beim schwarzen Afrikaner an der Goldküste viel populärer, aber — diese Missionäre stiften doch viel Gutes und haben einen starken civilisirenden Einfluß."

Was für ein Jargon das ist! Und daraus soll Einer abnehmen, daß „Civilisation und Fortschritt" vorhanden seien. Aber die frommen Leute in England haben eine Logik, die mit dem gesunden Menschenverstande nicht im Einklange steht.

Lagos wird commerciell von immer größerer Handelsbedeutung. Auf der gleichnamigen Insel leben etwa 35,000 Menschen in leidlichem Wohlstande; leider kommen oft Diebsbanden vom Festlande hinüber und plündern; man hat deshalb eine zahlreiche Polizeimannschaft nöthig. — Die Ausfuhren von Lagos, das für den Palmölhandel sehr wichtig ist, stellten sich 1867 auf den Werth von 513,158 Pfund Sterling; jene von Gambia auf 214,382; der Goldküste auf 162,970 Pf. St.

* * *

Neue Frescogemälde in Florenz. Eugenio Agnani, „der italienische Raulbach", welcher mehrere englische und italienische Paläste durch seine berühmten Fresken verschönert hat, ist jetzt beschäftigt, die Nationalbank in Florenz mit vier Gemälden zu schmücken, welche die wichtigsten Ereignisse des Jahrhunderts verewigen sollen. Das erste Bild behandelt die Legung des atlantischen Kabels. Neptun fährt aus der Tiefe herauf und protestirt mit hoch geschwungenem Dreizack gegen das Eindringen des Telegraphen in sein Gebiet. Die mit der Legung des Kabels beschäftigten Arbeiter von dem im Hintergrunde sichtbaren englischen Schiffe würdigen den zürnenden Gott keiner Beachtung. Tritonen, Nereiden und Delphine umringen den Herrn der Tiefe, machen aber keine Miene, mit ihm den Kampf gegen die Eindringlinge aufzunehmen, sondern drücken durch Geberden des Schreckens aus, daß sie den Sieg der neuen Erfindung voraussehen. Ihre Haltung und Gruppirung erinnert an die Verwirrung eines Kriegsheeres, welches, noch durch die Stimme des Obergenerals zusammengehalten, im nächsten Augenblicke die Flucht ergreifen wird. — Das zweite Bild veranschaulicht den Durchschnitt der Saezenge. Mit den zusammenstürzenden Meereswogen folgen die Meergötter, umgeben von ihrem Hofstaat: der eine mit rothem Bart und rothem flatternden Mantel, der andere im phantastischen blauen Gewande. — Das dritte Gemälde gewährt uns einen Blick in das Innere des Mont Cenis. Im Bewußtsein ihrer Ohnmacht, die Durchbohrung des Berges zu hindern, sachen die Berggeister die Arbeiter durch List und Neckereien zu stören, werden aber durch diese genöthigt, sich in ihre Schlupfwinkel zurückzuziehen. — Das vierte Bild ist politischer Färbung. In einem herrlichen Garten, zu dessen Ausschmückung Natur und Kunst das Höchste geleistet, erblickt man eine Gruppe schöner Frauen: die italienischen Provinzen, mit Sehnsucht ihrer Schwester Roma harrend, die von einer Anhöhe zu ihnen herabsteigt.

— Auf den Fidschi-Inseln, welche zu den schönsten und fruchtbarsten Eilandflaren im Stillen Ocean gehören, wächst die Zahl der weißen Ansiedler rasch an. Im Jahre 1867 betrug sie kaum 400, im Spätjahr 1869 war sie bereits auf mehr als 1800 Köpfe gestiegen. Die meisten kamen aus Neusüdwales, Victoria und Neuseeland; viele pflanzen Sea-Island-Baumwolle, die trefflich gedeiht. Von den 145 Inseln der Gruppe sind 65 bewohnt. England hat vor sieben Jahren ein Protectorat, welches ihm angetragen wurde, abgelehnt; nun haben die Weißen eine Petition nach Washington gesandt; sie wünschen, daß die Vereinigten Staaten den Schutz übernehmen.

Inhalt: Römische Bilder. Von Franz Koppel. Mit sechs Abbildungen. — Macht und Monopole der Eisenbahnmagnaten in Nordamerika. — Die Ruthenen in Galizien; ihre ethnographische und politische Stellung. (Schluß.) — Die Kaffeecultur auf der Westküste von Sumatra. Von Capitän F. Lambrecht. — Aus allen Erdtheilen: Die Entsäuerung der Ackerbaugegenden in Neu-England und die Wanderungen in den Südstaaten der Union. — Von der afrikanischen Westküste. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Methode Toussaint-Langenscheidt, Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht. G. Langenscheidt's Verlagsbuchhandlung.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII . № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Römische Bilder.

Von **Franz Koppel.**

V.

Auf dem Wege vom Colosseum nach dem Lateran wurde ich eines Tages von einem plötzlichen, sehr heftigen Gewitterregen überrascht. In der Dringlichkeit des Augenblicks sah ich mich genöthigt, an der unscheinbaren Pforte eines klösterlichen Gebäudes Einlaß zu begehren. Derselbe wurde mir gewährt. Ich kehrte der Via di San Giovanni, die sich zusehends in eine schlammige Masse verwandelte, den Rücken, hatte mit wenigen Schritten einen dumpfen Säulengang von unverkennbar antiken Ueberresten hinter mir und sah mich unverweilt einem der interessantesten kirchlichen Monumente des mittelalterlichen Roms gegenüber. Es war die alte Basilika von San Clemente, in welcher ich unter steigender Bewunderung dessen, was ich sah, den Rest des Tages verbrachte.

Hier liegt, so ganz im Gegensatze zu vielen anderen Berühmtheiten der ewigen Stadt, hinter der geradezu ärmlichen vorstädtisch-bäuerischen Außenseite eines heruntergekommenen irländischen Dominikanerklosters, in bescheidener Verborgenheit Perle an Perle für das Auge des Freundes der historischen Kunstforschung.

Treten wir ein. Das anschaulichste Bild der alten Basiliken Roms thut sich uns auf, eine Fülle von Traditionen wird zugleich in uns lebendig.

Den Namen trägt die Basilika von dem Märtyrer Clemens, des Apostels Petrus zweitem Nachfolger; diesem wurde sie geweiht, und schon der heilige Hieronymus thut ihrer im Jahre 392 ausdrücklich Erwähnung. Im sechsten Jahrhundert schmückt Papst Johann der Zweite sie im Geschmack des Zeitalters aus; zweihundert Jahre später läßt Hadrian der Erste das, was beschädigt und verdorben war, wieder herstellen, und im Jahre 1112 fügt der Cardinal Anastasia die Mosaiken der Tribuna hinzu. Verschiedene Päpste bauen und bessern, wenn so zu sagen erlaubt ist, an der Basilika ab und zu, bis Clemens der Elfte bei Gelegenheit einer gründlichen Restauration sie mit einer, übrigens geschmacklosen, vergoldeten Decke beschenkt, die alten Wandgemälde übermalen und den Particus erneuern läßt, vor welchem sich ein kleines Vestibulum mit vier Granitsäulen befindet; diese waren für die Kirchenbüßenden bestimmt.

Mit dem zwölften Jahrhundert, namentlich unter Paschalis und Calixtus dem Zweiten, lebte der Sinn für die Kunst auch in Rom wieder auf. Das Tabernakel über dem Hauptaltar (siehe unsere Abbildung) stammt aus diesen denkwürdigen Tagen. Ein Hauch jener Epoche überweht den Betrachter, welcher seine Blicke auf das Halbrund der Absis richtet, wo vom dunkeln Goldgrunde, zwischen üppigen Arabesken, sich die mystischen Figuren der Legende abheben, wo das Kreuz aus den Palmen auftaucht, wo auf einem hervorspringenden, reichgeäderten Marmorfries eine byzantinische Inschrift sich hinzieht, und darunter rechts und links

Das Innere von S. Clemente.

Digitized by Google

von dem Lamme Gottes mit dem Heiligenſchein die zwölf Schafe, als Sinnbild der gläubigen Herde, alle nach dem Mittelpunkte ſchauend, vertheilt ſind.

Es war in der That eine rührend naive Zeit der erſten Kunſt, die ganz hingegeben im Schoße der Kirche ruhte, als der Künſtler den tiefſten Glauben der Menſchenbruſt an das ewige Heil noch ſo ohne das mindeſte Bedenken zu bethätigen ſuchte. Es war die Zeit, wo inmitten der eiſernen Barbarei die Muſe nur kindlich ſpielend und ſchüchtern aufzutreten wagte. Namentlich war es die Wandmalerei und die Moſaik, welche in Rom früh und dauernd geübt wurden; Moſaiciſten wurden von Byzanz verſchrieben und eine Schule derſelben in Monte Caſſino errichtet, deren Nachfolger es bald zu einer geläufigen Technik brachten. In jener Zeit entſtanden auch die Meiſterwerke dieſer Art in Sicilien, wie z. B. in Monreale, und ſie blieben nicht ohne Einfluß; ja, die Vermuthung liegt nahe, daß Künſtler der Könige von Sicilien für die Päpſte gearbeitet haben. Als das Haupt der damaligen Schule von Moſaiciſten zu Rom glänzte Jacob della Turrita mit ſeinem Schüler Giacomo di Camerino. Ein gut Theil der muſiviſchen Arbeit in San Clemente mag von deren eigenen Händen verfertigt worden ſein.

Freskofragment aus dem vierten Jahrhundert.

Blicken wir rechts über die beiden Ambonen (ſteinerne Pulte, von denen einer dem Lector, der andere dem Sänger des Graduale diente) hinweg, ſo ſehen wir in dem rinen Wandpilaſter ein Tabernakel eingefügt, das ſeines Stils wegen uns beſonders auffallen muß, da es mit rein gothiſchen Sculpturen umrahmt iſt. Nur an Tabernakeln, über Altären und Grabmälern wurde von der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ab dieſer ritterliche und myſtiſche Stil des Nordens, den die Bettelmönche zuerſt ergriffen, auch in den Kirchen Roms hier und da befolgt. Die ganze kirchliche Architektur der Stadt hatte damals keinen großartigen Sinn, man fühlte kein Bedürfniß neuer Bauten, man beſchränkte ſich darauf, die alten Baſiliken wieder herzuſtellen, höchſtens neu zu decoriren und, während in Italien manche Kirchen gothiſcher Form entſtanden, wie z. B. die von Caſamari und Foſſanova, in Aſſiſi und Siena, ſo wurde in Rom mit Ausnahme der Maria ſopra Minerva der neue Stil nur erſt ganz mittelbar in der oben beſchriebenen Weiſe und meiſt verbunden mit einheimiſcher Muſivdecoration, zur Anwendung gebracht. Dafür iſt das verwöhnte Sacramentshäuschen von San Clemente ein leuchtendes Beiſpiel, eines der graziöſen Werke, die zu den anziehendſten Denkmälern des römiſchen Mittelalters gehören. Ob es eine Arbeit toscaniſcher Meiſter, ob es gar, wie die Dominikaner rühmen, aus eigener Werkſtätte eines der berühmten Piſaner hervorgegangen iſt, mag füglich dahingeſtellt bleiben, und die müßige Frage danach ſollte keinen Beſchauer im Genuſſe beeinträchtigen. —

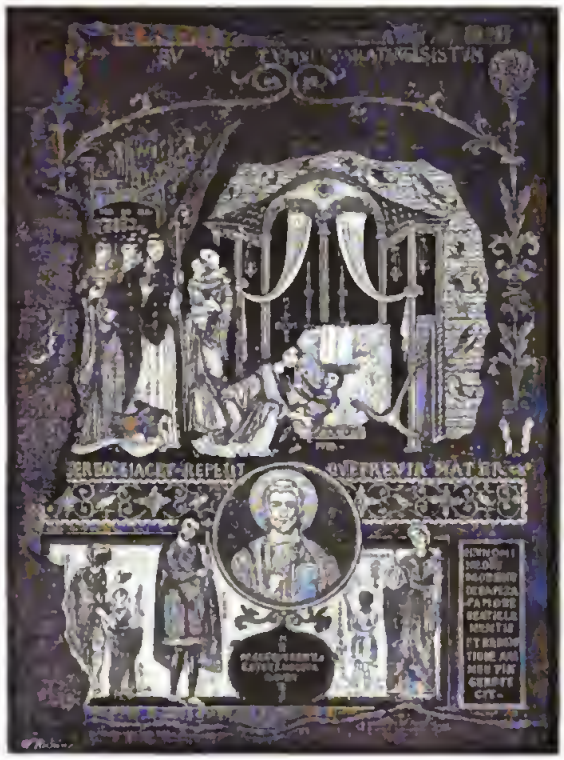
Freskofragment aus dem vierten Jahrhundert.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung einer andern Hauptzierde dieſer denkwürdigen Kirche. Wo nur unſer Auge verweilen mag, auf den Leſepulten, dem Tabernakel, den ſteinernen Chorſchranken, den gewundenen Candelabern, oder zuletzt auf dem bloßen Fußboden, überall erblickt es die Praben einer bis ins Kleinſte ausgeführten decorativen Kunſt, deren Hauptreiz in der geſchmackvollen Zuſammenfügung buntfarbiger Marmorſtücke beſteht, ſo daß von den anmuthigſten Windungen wie von Schlingpflanzen Alles umrankt erſcheint. — Dieſe Decorationskunſt von echt maleriſcher Wirkung iſt ganz römiſchen Urſprungs, und ihre techniſche Ausbildung gipfelt in den Schöpfungen der Cosmaten. Schon ſeit dem elften Jahrhundert waren römiſche Künſtler als Marmorarbeiter auch in Mittel- und Süditalien thätig. Sie hießen Marmorarii oder auch arte marmoris periti. Natürlich mußte in Rom frühzeitig der Steinmetz auf eine prak-

tiſche Verarbeitung des Marmors denken, der in unzähligen werthvollen Trümmerhaufen über die Stadt ausgeſtreut war. Die Muſter der antiken Fußbodenmoſaik waren gegeben und forderten ganz von ſelbſt zur Nachahmung heraus. Die alten Bauten waren faſt durchgängig mit Marmorplatten belegt; dieſe boten ein unübertreffliches, ſchon halb zugeſchnittenes Material für die neu entſtehenden ſteinernen Parkets der Kirchen, und Tauſende von herrlichen Säulen aus Porphyr, Serpentin, Giallo antico oder numidiſchem Marmor wurden, zerſtückelt und zerſägt, in Millionen Plättchen verſchnitten und geſchliffen und dienten nun zu kunſtvollem Schmuck der Altäre, Grabmäler, Biſchofsſtühle, Säulen, Bogen und Frieſe in Kirchen und Kloſterhöfen. Die Familie der Cosmaten nun that ſich beſonders hervor in derlei ziemlicher Arbeit, und ihre Thätigkeit erfüllt das ganze dreizehnte Jahrhundert. Söhne und Enkel haben unter den Namen Cosmas, Laurentius, Jacobus, Lucas, Johannes und Deodat ſich ausgezeichnet. Gegen das Ende ihrer Wirkſamkeit hin haben ſie ſich mit dem gothiſchen Princip vertraut gemacht, es anmuthig herausgebildet und in verſchiedenen Bildwerken Roms verewigt. Unſere Kirche bietet auch hier eine Fülle der gelungenſten Cosmatenarbeit, die in Rom aufhörte, als das Papſtthum nach Avignon entwich.

Von gleicher Wichtigkeit wie dieſe Leiſtungen aus dem Gebiete der Sculptur und der muſiviſchen Kunſt ſind die Malereien des Maſaccio in der Capella della Paſſione, links vom Haupteingange. Dieſer Meiſter gilt als entſcheidender Bahnbrecher einer neuen Kunſtweiſe in der toscani-

Legende von S. Clemente Romano. Epiſode des Siſinius (al fresco, 6. Jahrhundert).



Wunder zu Gunſten einer Witwe des heil. Clemens. Porträts der Stifter (al fresco, 5. Jahrhundert).

ſchen Schule, welche, von dem religiöſen Inhalt des Bildes abſtrahirend, den erſten Schritt zur Darſtellung des wirklichen Lebens that, und bald darauf (wir brauchen nur an Filippo Lippi's Meiſterwerke zu erinnern) die Zeitgenoſſen und Späteren zur vollen Bewunderung und Nacheiferung hinriß. Tamaſa Guidi, genannt il Maſoccio, hat in ſeinem kurzen Leben (von 1402 bis 1428, nicht 1443, wie Lübke und Andere behaupten), alſo faſt hundert Jahre vor Raphael, der Malerei eine neue Richtung gegeben. Seine Hauptwerke befinden ſich freilich in Sto Mario del Carmine zu Florenz, doch geben die freilich ſtark übermalten Fresken unſerer Capelle, namentlich die auf das Leben der heiligen Catharina ſich beziehenden, immerhin noch einen hohen und deutlichen Begriff ſeiner Kunſt.

Wenn wir die Kirche, ſo weit wir ſie bis jetzt betrachtet haben, noch einmal im Ganzen überblicken, ſo ſagen wir: es iſt eine an ſich vielleicht unbedeutende Baſilika aus dem 9. bis 12. Jahrhundert, welche aber durch die vollſtändige Erhaltung der Vorhalle und der innern Anordnung (Mormarſchranken des Chors, Leſepulte, Altar, Tabernakel und Schmuck der Niſche), ſowie die Moſaiken und Cosmatenarbeit von geradezu cloſſiſchem Werthe iſt.

So ähnlich lautete wohl die allgemeine Meinung bis zum Jahre 1858. Da ſollte San Clemente durch ein ebenſo unvorhergeſehenes wie ganz zufälliges Ereigniß die Aufmerkſamkeit der kunſtliebenden Welt im höchſten Grade erregen.

Ich glaube, es war in dem genannten Jahre, als die irländiſchen Dominikanermönche in der Abſicht, einen Brun-

nen anzulegen, in der Tiefe auf Mauerwerk ſtießen, und ihrem gelehrten Priar, Reverend Mullooly, darüber Bericht erſtatteten. Dieſer widmete der Entdeckung den gebührenden Eifer, und die gut geleiteten Ausgrabungen ergaben bald das überraſchende und wichtige Reſultat, daß die gegenwärtige Baſilika auf einer ältern, etwas größern aufgebaut worden iſt.

Steigen wir nunmehr, an der Weſtſeite, in dieſe jetzt nur mit Hülfe von Fackeln zugängliche Unterkirche hinab; ſie iſt das wohlerhaltene Bild einer Baſilika aus der uralt chriſtlichen Zeit, vielleicht aus der vorconſtantiniſchen Epoche. Die drei Schiffe ſind deutlich wahrzunehmen, gleich wie das vorliegende Querſchiff, Narthex genannt, deſſen Lage durch antike Säulen aus Bigio antico und numidiſchem Marmor genau beſtimmt wird. Die Puzzolanerde, mit welcher die Wände bekleidet ſind, iſt an vielen Stellen abgebröckelt, doch

Daniel wird von den Löwen geſchont. Auf den Pfeiler gemalt im 6. Jahrhundert.

Der heilige Blaſius zieht einen Dorn aus der Kehle eines Kindes. Pfeilerfreske aus dem 6. Jahrhundert.

ſind noch mehrere Wandgemälde zu erkennen. So namentlich zwei in die Mauer eingeſetzte Köpfe (ſiehe die Abbildungen S. 67), in der breiten Manier der antiken Malerei ausgeführt. Der weibliche ruht auf einer ſehr dichten Schicht von Kalk, der männliche dagegen klebt nur auf einem äußerſt dünnen Mauerüberzuge, der ſogar die Steine durchſchimmern läßt; beide ſind in natürlicher Größe gezeichnet. Es kann uns natürlich nicht in den Sinn kommen, irgend eine der gewagten Behauptungen zu wiederholen, die alle ſchon aufgeſtellt worden ſind, um dieſe Bilder als Porträts hiſtoriſcher oder nur legendärer Perſonen zu kennzeichnen. Ihre Entſtehung fällt jedenfalls in die erſten Jahrhunderte, wenigſtens kann das männliche Bruſtbild, einen vir togatus darſtellend, wohl kaum nach dem Anfange des vierten Säculums gemacht worden ſein.

Sehen wir uns weiter in der Unterkirche um, ſo treffen wir die zwei Reihen Säulen, welche die Schiffe abtheilen, durchgängig von antiker Arbeit, großer Schönheit und ziem-

lich wohl erhalten. Auch fesseln noch andere Wandgemälde unsern Blick, insbesondere diejenigen, welche sich auf die Legende des heiligen Clemens, der mit einem Anker im Meer ertränkt wurde, zu beziehen scheinen.

So sehen wir (auf Abbildung S. 68), wie Sanct Clemens in der Mitte von Volk und Geistlichen die Messe liest, während unten der Architekt Sisinius Anstalten trifft zum Kirchenbau und zur Wiederherstellung der Mauern Roms. Der obere Theil dieser Fresken, die Päpste Petrus, Lucas, Clemens und Andere darstellend, ist von den Hüften der Gestalten an in die Oberkirche vermauert worden; ein anderes Wandgemälde dient zur Verherrlichung der Wunder, die San Clemente verrichtete (siehe Abbildung S. 68). Aus derselben Epoche, von demselben Meister vielleicht, scheint der Daniel in der Löwengrube zu sein (Abbildung S. 69), ein gewiß sehr merkwürdiges Genrebild, wenn man auf die nahe liegende Zeit der Christenverfolgungen zurückdenkt.

Dieselbe Hand, welche den Daniel schuf, hat sicher auch den heiligen Blasius (Abbildung S. 69) gezeichnet, von dem ich jedoch nichts erzählen kann, was die ganze katholische Welt nicht schon wüßte. Er war Bischof in Kappadocien und wurde unter Licinius im Jahre 316 hingerichtet. Er soll einmal einem Knaben, der eben im Begriff war, an einer im Halse stecken gebliebenen Gräte zu ersticken, durch geschickte Manipulation und begeistertes Anrufen des heiligen Geistes sofort geholfen haben, und wird darum noch heute vom Volke als Schutzpatron wider das Halsweh verehrt. An seinem Gedächtnißtage, dem 3. Februar, wird daher noch in vielen Kirchen der sogenannte Blasiussegen über zwei gekreuzte Kerzen gesprochen. Das Wandgemälde in San Clemente spielt auf dieses chirurgische Motiv seiner Popularität nicht ganz undeutlich an, wie unsere Abbildung zeigt.

Sehr bemerkenswerth ist schließlich noch ein Madonnenbild im alten byzantinischen Katakombenstil (siehe Abbildung), eine Muttergottes mit strengen, starren Zügen, sphynxartig, mit einem übermäßig langen Arm das Christuskind, welches fast ganz verticel ihr auf den Leib gemalt ist, am linken Fuße haltend. Sie trägt ein auffallendes Diadem, welches, wie ihr Haar, mit Steinen oder Drachmen behängt scheint. Wir hüten uns wohl, ein Urtheil auszusprechen über die Zeit der Entstehung dieses hochinteressanten Bildes; es gehört eben auch zum Räthselhaften, an dem kein Mangel ist in San Clemente oben und unten, am Tageslicht und bei Fackelbeleuchtung. Wie sollte da von erschöpfenden Erklärungen die Rede sein können?

Lassen wir darum auch die Frage, ob Paschalis der Zweite die Oberkirche auf die untere gesetzt habe, ob dies früher oder später geschehen sei, ganz bei Seite; so viel steht fest, daß die Anlage der Unterkirche in jene frühen Tage des Druckes und der Verfolgungen hineinragt, wo die jungen christlichen Gemeinden noch in den Katakomben oder anderen verborgenen Orten sich zusammenfanden, um das Liebesmahl zu feiern. Manchmal auch schien ihnen das Haus eines begüterten Convertiten hinreichenden Schutz zu bieten, und auf eine solche Annahme stützt sich die Legende, wenn sie vom heiligen Clemens erzählt, er sei vor seiner Taufe ein reicher und angesehener Patricier gewesen, der auf den Trümmern seines heidnischen Palastes die christliche Basilika erbaut habe, von welcher schon Hieronymus, wie wir im Eingange erwähnten, zu berichten weiß.

Byzantinische Madonna. Fresco.

In der That haben fortgesetzte Ausgrabungen in der Unterkirche von San Clemente auf die Ueberreste von Bauten der römischen Kaiserzeit geführt, und diese selbst wieder sollen auf ungeheuern und sehr ungleichartigen Quadern ruhen, welche an Substructionen aus etruscischer Vorzeit mahnen. Die Tiefe der Urfundamente von San Clemente ist noch nicht ergründet.

Als ich die vielen Stufen wieder hinaufgestiegen war bis zur jetzigen Oberfläche des Bodens, und die Via di San Giovanni, nachdenklich ausschreitend, zum Colosseum kam, mochte ich unwillkürlich Halt, und meine Blicke wanderten staunend die mächtigen Wölbungen hinauf bis zum lustigen Kranzgesimse, das ernst und düster vom gelben Abendhimmel sich abhob.

Die Ausartung der deutſchen Sprache in überſeeiſchen Ländern.

Nichts iſt erklärlicher, als daß eine Sprache, welche in fremde, weit van ihrer Heimathgegend entfernte Länder verpflanzt wird, mancherlei Modificationen erleidet. Das liegt in der Beſchaffenheit der Dinge ſelber. Die Leute, welche ſie reden, finden ſich in ungewohnte, ihnen völlig neue Umgebungen verſetzt; die Lebensverhältniſſe bieten ihnen viel Neues dar, ſie hören auch aus dem Munde des Volkes, in deſſen Lande ſie ſich niederlaſſen, viele Ausdrücke der fremden Sprache, welche bereits eine allgemeine Geltung gewonnen haben. Iſt nun das anders redende Volk herrſchend oder doch überwiegend und varwaltend, ſa wird der Zulömmling, welcher einer andern Natianalität angehört, unter veränderten phyſiſchen und moraliſchen Verhältniſſen, bald manche landläufige Ausdrücke gleichſam unwillkürlich ſich aneignen; ſeine Mutterſprache wird manche Zuſätze und Abänderungen erleiden. Gehört er den weniger gebildeten Schichten an und befindet er ſich in Gegenden, in welchen er ſich von ſeinen übrigen Sprachgenoſſen getrennt ſieht und wo die Umſtände keinen anhaltenden, lebhaften Verkehr mit denſelben geſtatten, ſa wird er ſeine Provinzialmundart beibehalten und im gewöhnlichen Leben die Schriftſprache ſa ziemlich links liegen laſſen; ſie iſt für ihu nur im Katechismus, Gebetbuch, Bibel und Kalender und etwa auch in den Zeitungen da.

Das gill nicht bloß von den Deutſchen, ſandern auch von den Engländern und von den Franzoſen, z. B. denen in Untercanada. Dieſe letzteren reden, ſa weit ſie Bauern ſind, und das ſind ſie in der weit überwiegenden Mehrzahl noch heute, ſo, wie das Landvalk in der Normandie im ſiebenzehnten Jahrhnndert ſprach. Die Engländer ſprechen in fremden Erdtheilen gleichfalls mehr oder weniger Pravinzialdialekte aber haben doch viele provinzielle Idiotismen, zu welchen dann noch neue dialektiſche Eigenthümlichkeiten lammen, welche bezeichnend ſind für das Land, in welchem ſie entſtanden. Dafür liefern Auſtralien und Nordamerika die Belege, und wir können Auſtralianismen und Amerikanismen in Hülle und Fülle nachweiſen.

In den Calanien liefert jedes Volk ſeinen Beitrag zu dem Wörterſchatze, der dadurch allerdings ein ſehr buntes Anſehen gewinnt. Nehmen wir einige Beiſpiele aus Nordamerika. Im heutigen Staate Neuyark wahnten anfangs Halländer. Sie ſind längſt in der engliſchen Bevölkerung aufgegangen und waren ahnehin nie zahlreich; dach ſoll es noch vereinzelte Dörfer geben, in denen holländiſch geſprochen und gepredigt wird. Wir finden viele Oertlichkeiten mit halländiſchen Namen bezeichnet, dann aber auch Küchenausdrücke, z. B. olykoke, Oelkuchen; kohlslaa für Kahlſalat; skup für Schwinge, Schaukel; pilo, pyl, für arrow, Pfeil; baas für master-workman und viele andere.

In Canada und im Miſſiſſippilande, wo die Franzaſen, in Louiſiana und Florida, wo auch Spanier Anſiedelungen hatten, giebt es viele Ausdrücke aus den Sprachen dieſer beiden Völker, namentlich für geographiſche Namen, für Flüſſe, Berge, Buchten, Thiere, Pflanzen; ſo z. B. cache, Verſteck; bayou, lovóo, crevasse, habitan; cañon, Gebirgsſchlucht (aber aus dem Cañanfluſſe haben die Yankees Canadian gemacht); rancho, Gehöft; der Zuruf vamos! vorwärts, und viele andere. Nicht minder hat man viele indianiſche Namen angenammen: Ohio, Miſſiſſippi, Canuecticut, Merrimack, Penobſcot, Kennebel, Susquehannah, Altamaha, Alabama, Chattahoachie nnd viele Hundert andere.

Die Mehrzahl der Einwanderer hat allezeit aus der weniger gebildeten Claſſe beſtanden; ſie drücken ſich „niedrig“ aus; politiſche Redner thun oft ein Gleiches, um ſich recht verſtändlich zu machen, und die Zeitungen legen vielfach auch keinen Werth auf guten Stil. Man findet niedrige Ausdrücke nicht mehr anſtößig, weil man ſie ſa aft hört, das Ohr gewöhnt ſich daran, und ſelbſt die Prediger, welche zum großen Theil ungebildete Leute ſind, gehören dort unter die Sprachverderber. Vielfach neu nnd ahne Analogie in England oder Deutſchland ſind paliliſche Ausdrücke, Spitznamen und Parteibenennungen: Old Hunkor, Barnburner, Buck tail, Locofoco, Carpetbagger, Scallawag, Caucus, bunkum, lobby, lobby member etc. Neugebildet und gut ſind z. B. falgende Ausdrücke: backwoods, Hinterwälder; breadstuffs, Brotſtoffe; barrens für hochgelegeue, ſandige Strecken, z. B. pine barrens, ſolche, die mit Fichten beſtanden ſiud; bottom, Boden, für Marſchland an den Flüſſen; buffalo robe, Büffelhaul; cane brake, Rahrdruch ꝛc.; diggings, urſprünglich Stellen, an welchen Erz überhaupt varhanden iſt; dug out, ein Einbaumnachen. Das mag genügen. Ich hade früher einmal den Gegenſtand ausführlich erörtert. (Karl Andree, Geographiſche Wanderungen I, S. 150 bis 176.)

Das Deutſche, welches unſere Landsleute in Auſtralien reden und ſchreiben, unterſcheidet ſich in Manchem von jenem in Nordamerika. Var mir liegt eine Anzahl van Nummern der „Tanunda deutſchen Zeitung“; ſie iſt ein ſehr gut redigirtes Blatt und ihre Leitartikel laſſen in ſtiliſtiſcher Hinſicht kaum etwas zu wünſchen übrig. In den übrigen Spalten aber ſind Auſtralianismen ſehr häufig; ebenſo engliſche Bezeichnungen für Sachen, die man ſehr wohl deutſch ſagen könnte. Aber es geht mit ſolchen Fremdwörtern wie mit den Haaren am Barte des trözeniſchen Helden Lelex; bei ihm, ſagt der Dichter, zeigten ſich anfangs nur wenige graue Haare, die aber immer weiter und weiter ſchlichen, ſo daß der ganze Bart geſprenkelt war. In den Calonien werden zunächſt nur wenige Fremdwörter angenammen, nach und nach dringen mehrere ein und auch der Satzbau bleibt nicht underührt.

Hier eine Reihe von Beiſpielen. „Bei Bamdaldry ſiud neue Diggings entdeckt warden.“ — „Mr. Martin, der Führer der Oppoſition hat es abgelehnt, für die Stadt zu ſtehen,“ d. h. als Candidat aufzutreten.

„In Angaſton wurde ein Inquеſt abgehalten,“ alſo eine gerichtliche Unterſuchung.

„Dem Detective (— Geheimpaliziſten —) Doyle wurde eine Belahnung zuerkannt.“

„Die Sitzungen des Supreme Court (— Obergerichts —) begannen am Dienſtage.“

„Zwiſchen Greens Plains und Part Wakefield ſieht man Bullackstreiber (— Ochſentreiber —) Waſſer halen. In Kadina iſt Waſſer aus dem Gavernment-Tank (— Waſſerbehälter, Ciſterne —) für 1 Schilling per Oxhoft zu haben.“

„Herr Charles Otta aus Blumberg theille mit, daß er an der Parrots Hill Schule angeſtellt zu werden hoffe, und bat in dieſem Fall um einen Licence für dart. Die Application ſoll in Erwägung gezogen werden.“

„Die Regierung brachte die Eſtimates für die charitadelen Inſtitute ein;“ alſo die Varanſchläge für die milden Stiftungen ader Wahlthätigkeitsanſtalten.

„Mr. Harbiſan ſtellte den Antrag, für den beſten Scorer (Anmerker) in dem demnächſt ſtattfindenden Cricket Match der Geiſtlichen 200 Pfund zu bewilligen.“

„Unter den Paſſagieren des Schiffes befindet ſich Frank Drew, der Comedian.“

„Der Bazar des Benevalents Aſylum iſt im neuen Exhibitionsgebäude eröffnet worden.“

„Einliegend ſende ich Ihnen meinen Scrib von 10 Schares in der Agricultur Inſurance Company.“

„Neben den Camping Place lag ein trockener Swamp unweit von den Table Lands nahe dem Howard River. An den Creeks und Rivers fanden wir eine außerordentliche Vegetationsfülle; unſere Surveyors waren ſehr beſchäftigt während der Survey am Adelaide River. Sonntag Morgens erhielt ich Ordre, mit unſerer Dray nach der alten Camp zurückzugehen; nur Guy blieb als Camp Keeper dort. Auf dem Flaggſtaff-Hill ſteht ein ſchönes Monument. Wir fanden Mineralien und es ſind einige gute Specimente mitgebracht worden. Alle Lakes im ſüdlichen Theile von Coopers Creek ſind trocken.“ —

Blicken wir nach Nordamerika, ſo finden wir, daß in der neuern Zeit vielfach das Beſtreben zu Tage tritt, unſere Schriftſprache möglichſt rein zu erhalten und dem Verderben der weitern Ausartung entgegenzuwirken. In dieſem Sinne wirken namentlich in Philadelphia und auch ſonſt in Pennſylvanien tüchtige Männer, und die Zeitungspreſſe verſagt ihre Beihülfe nicht. In Newark im Staate Neujerſey iſt ein Vortrag über die deutſche Umgangsſprache gehalten worden. Der Redner gab unter Anderm folgende Muſterkarte von deutſchen Amerikanismen.

„In das Deutſche in Deutſchland ſind nur wenige engliſche Wörter übergegangen, und nur ſolche, welche eine Sache bezeichnen, die urſprünglich aus England oder Amerika ſtammt. Sie ſind Meeting, Sport, Strike, Humbug und wenige andere. Vergleichen wir aber damit, welcher Unfug hier von den Deutſchen mit dem Gebrauche engliſcher Wörter getrieben wird, ſo muß es uns die Schamröthe in das Antlitz treiben, und wenn unſere ſo fern zur Schau getragene Begeiſterung für deutſches Weſen keine jämmerliche Heuchelei ſein ſoll, ſo müſſen wir die ernſteſten Anſtrengungen machen, der Engliſirung der deutſchen Umgangs- und Schriftſprache in den Vereinigten Staaten Einhalt zu thun.

Zur Erläuterung und Abſchreckung ſowie der Curioſität halber ſeien hier einige der landläufigſten Verunglimpfungen zuſammengeſtellt, welche ſich die Bewunderer und Verehrer der deutſchen Sprache in dieſem Lande täglich zu Schulden kommen laſſen:

„Triethen“ (treat) iſt in ſachlicher wie ſprachlicher Beziehung ein vollſtändiger „Nuſenz“ (nuisance, Gemeinſchaden) geworden; ebenſo „einen fuhlen“ (fool), ſein business „meinden“ (mind), ſeinen Meind „aufmachen“ (make up, ſich entſchließen), einen „Schapp (job, shop?) thun“, mit Jemanden „fettlen“ (settle, abrechnen, ordnen, übereinkommen), einen „Bargen (bargain, Handel, Geſchäft) machen“ (abſchließen), Jemanden oder Etwas „fixen“ (bedeutet „Einiges“, was man ſich darunter denken mag), „Office“ ſtatt Bureau oder Amts-, Geſchäftszimmer, „Salanhalter“ (Wirth), der Dampfer „hatte Dampf auf“ (had steam on, die Maſchine war geheizt).

Er „ſegelte für Hamburg“ (sailed for Hamburg, ging ab, fuhr ab nach Hamburg), „all über die Stadt“ (all over the city, in der ganzen Stadt), Copien (was Abſchriften bedeutet) ſtatt Exemplare von Zeitungen, er „kliehrte“ (cleared, verdiente, profitirte, rein) 100 Dollars, er iſt „gemuhvt“ (ausgezogen), ein Geſchäft „ſtarten“ (anfangen, gründen), „männätſchen“ (manage, leiten, durchführen), ich kann es nicht „ſchtänden“ (stand, aushalten, ermöglichen), kann es nicht „helfen“ (help it, ändern), „afforbern“ (afford, die Mittel haben), „bieten“ für übertreffen, beſiegen, gewinnen, „förſchrätes“ (vortreffliches) Bier, „höndeln“ ſtatt handhaben, „ausbäcken“ (back out, nicht Stand halten), ein gutes „Bild“ (bill, Banknote), „mitaus“ (without, ohne), und ſo nach Tauſende, ja unzählbar viele Ausdrücke, für welche alle wir gute, ehrliche deutſche Wörter und Wendungen haben.

Man hört z. B. in Familien, in welchen angeblich nur deutſch geſprochen wird, ausſchließlich die engliſchen Wörter pail (Eimer), pitcher (Waſſerkrug), poker (Schürhaken), box! box! box! (Kiſte, Kaſten, Schachtel ꝛc.), gebrauchen, ſo daß die Kinder erſt in der Schule durch das Ueberſetzen das deutſche Wort für den engliſchen Ausdruck kennen lernen. Beinahe für alle Theile des Hauſes werden die engliſchen Wörter angewendet, wie basement (Erdgeſchoß), hall (Hausgang), floor (Stockwerk), bed room (Schlafkammer), kitchen (Küche), stairs (Treppe), yard (Hof), backhouse (Abtritt) u. ſ. w. Der gleiche Mißbrauch findet ſtatt im Handel und Wandel mit check (Anweiſung), note (Wechſel), mortgage (Hypothek), real estate (Grundeigenthum), deed (Beſitztitel), bond (Obligation, Schuldſchein), share (Actie), clork (Gehülfe, Secretär, Schreiber), wages (Lohn), rent (Miethe), und den meiſten im geſchäftlichen Verkehr vorkommenden Wörtern.

Freilich giebt es auch eine Menge Begriffe, welche den amerikaniſchen geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſen eigenthümlich ſind, und für welche wir, ohne uns dem Vorwurf der Geziertheit auszuſetzen, die Anwendungen der engliſchen Wörter nicht vermeiden können, aber gerade weil es deren ſchon ſo viele ſind, ſollten wir uns vorſichtig auf ſie beſchränken. Die Maße und Gewichte kann man nicht überſetzen; viele Gerichtsausdrücke laſſen ſich im Deutſchen nicht wiedergeben; was ein hunker, ein caucus, eine lobby iſt, dürfte ſchwer halten, durch Umſchreibung zu erklären, und es iſt deshalb die Anwendung der engliſchen Wörter mit Maß und Ziel gerechtfertigt.“

Wir werden in einer der nächſten Nummern auf dieſen Gegenſtand zurückkommen und einige Proben des ſogenannten Pennſylvania-Deutſch mittheilen. **A.**

Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Murſuk zu den Tibbu Reſchade in Tibeſti.

Vierte Abtheilung.

Arami war spät Abends angekommen und machte mir am nächsten Morgen seinen Besuch. Er war ein schlankgewachsener Mann, schöner Mittelgröße, Ende der Vierziger, mit einem intelligenten Gesichtsausdruck und etwas „conlanterm" Wesen, als seine Landsleute besaßen, deren Bekanntschaft zu machen ich das zweifelhafte Vergnügen gehabt hatte. Er affectirte ein gebildeteres Benehmen, als in seinem Geschmacke liegen mochte, und suchte die Feinheit seiner Sitten durch schlaue Fragen zu beweisen, indem er sich z. B. nach dem Befinden des Sultans zu Konstantinopel, als ich ihn zum letzten Male gesprochen habe, dem meines Königs, des Muschirs zu Tripoli und des Mtaçerf zu Murſuk erkundigte. Mit Vorliebe sprach er von seinem Ansehen und seiner Macht unter seinen Landsleuten, der Armuth und Altersschwäche des Sultans Tafertemi; wie es nur ihm möglich sei, mir effectvollen Schutz angedeihen zu lassen und dergleichen mehr. Trotz dieser in die Augen springenden Eitelkeit trug sein Aeußeres doch wenig Spuren einer gewissen Wohlhabenheit oder einer größern Weltkenntniß, als deren sich seine Landsleute erfreuten. Seine weiße Tobe aus Bornu war von derselben zweifelhaften Färbung, welche in Tibeſti vorzuherrschen schien, und seine Takia war zwar roth gewesen, hatte jedoch im Laufe der Jahre ein graulicheres Aeußere adoptirt. Die Abundanz an den üblichen kleinen Ledersäckchen, welche religiöse Zauberformeln gegen Krankheit, Verwundung, böse Geister bergen, bezeichnete ihn als einen gläubigen Mann, und auch diese Eigenschaft diente seiner Koketterie. Er versäumte nicht, in die Unterhaltung einfließen zu lassen, daß die Relationen Tibeſtis mit Sidi Senuſſi oder seinen Nachfolgern, die sich bei den Tibbu Reſchade des höchsten Ansehens erfreuen, alle durch seine Hände gingen.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß diese großen Sectirer (der Stifter Sidi-el-Senuſſi ist todt, doch die Söhne setzen von der Central-Zania zu Dzerhazib bei Liwa das Geschäft mit ungeschwächten Kräften und sehr viel bedeutenderen Mitteln fort) mit großer Rapidität den ganzen östlichen Theil der Wüste in ihren spirituellen Einfluß ziehen. Sie gründen religiöse Häuser (Zanien) überall, wo es Bewohner giebt, und bald werden die letzten Reste des Heidenthums, die bisher noch in Ennedi und im Norden von Darfur florirten, ihrer Glaubenskraft geopfert sein. Uadjanga ist von ihnen schon gänzlich mohammedanisirt und besitzt eine Zania; ja, Kuffara, diese Oase nördlich von Uadjanga, welche lange Jahre unbewohnt war, erfreut sich einer solchen und scheint von ihnen gewissermaßen neu bevölkert worden zu sein. Tibeſti schwört auf die Worte der Scheikhs dieser religiösen Genossenschaft (denn von eigentlicher Secte kann nicht gut Rede sein) und Feſan ist voll seiner Anhänger. Fromme Gaben strömen ihnen in Fülle zu, keine Karawane des Nordostens versäumt, ihren ehrfurchtsvollen Tribut darzubringen, und selbst der fromme, junge Sultan von Wadai, dessen Todesnachricht zum Bedauern Aller, die von ihm gehört haben, vor einigen Tagen (ich schreibe dies am 8. December) hier einlief, unterstützte mit reichen Beisteuern die fromme Mission. Leider werden Reisenden durch sie und ihre Anhänger überall ernstliche Schwierigkeiten stillschweigend entgegengesetzt werden, und wo man hinkommt, ist man sicher, die treuesten Anhänger Sidi Senuſſi's nicht unter seinen Besuchern und Bekanntschaften zu zählen.

Ehe sich Arami entschloß, mir seinen Besuch zu machen, bemerkte ich einen geheimnißvollen Verkehr zwischen seinem Lagerplatze und dem Theile des unserigen, wo Byrsa und Kolokomi campirten. Die ganze Nacht, welche seiner Ankunft folgte, wurde augenscheinlich zwischen ihnen etwas verhandelt, das wir augenblicklich nicht zu ergründen im Stande waren. Endlich gegen Morgen schien man zu einem Abschluß gekommen zu sein, und Mohammed-el-Gotroni benutzte die erste Gelegenheit, darüber ins Klare zu kommen. Die Geschichte war die, daß Arami in feindseliger Stimmung gegen beide Edle, die mich begleiteten, war, und daß er von ihnen Genugthuung verlangte, bevor er unsern Lagerplatz betreten würde. Sein Neffe Byrsa schien ihm ein Kameel vorenthalten zu haben, auf das er Ansprüche geltend machte; und Kolokomi hatte zu Gatron eine Frau genommen, von welcher er noch nicht in aller Form Rechtens getrennt war. Der letztere beschwichtigte ihn durch das Opfer eines Thalers (!), und der erstere versprach ihm wahrscheinlich, ihm bei meiner Ausplünderung an die Hand zu gehen, was er denn auch treulich gehalten hat.

Nach seinem Besuche erschien Byrsa in officiöser Weise, sich über Vernachlässigung seines hohen Verwandten meinerseits zu beklagen, dem ich nicht einmal einen Teppich oder eine Decke als Bett angeboten, und dem ich als Diffa ein sehr unzureichendes Gericht Reis übersendet habe. Dieser Hohn bei dem nagenden Hunger vor der Thür war nur die Einleitung zu den unermüdlichsten Erpressungen dieses Häuptlings. Sein kundiges Auge hatte unter den Gegenständen, die meinem persönlichen Gebrauche dienten, bald das erspäht, dessen er sich bemächtigen wollte, da er wohl wußte, daß die von mir überbrachten Geschenke für Tibeſti und Borgu theils in Zuar von seinen Collegen weggenommen worden waren, theils sich im Gewahrsam Bu Zid's befanden.

Diese habgierigen Tibbu haben eine höchst widerwärtige Methode, Geschenke zu erpressen oder fremdes Besitzthum an sich zu bringen. Wenn sie mit bewoffneter Hand die Sprache von Straßenräubern führten und deren gewaltsames Benehmen adoptirten, so wüßte man, wie ihnen begegnen. Doch sie jagen unermüdlich Toge, Wochen, ja Monate lang einem Gegenstande nach, der ihnen gefällt, bitten zuerst in einfacher Form, quälen dann höchst belästigend, flechten später vague Drohungen und traurige Perspectiven in ihre Bitten ein, illustriren dieselben durch den Umständen angepaßte allgemeine Wahrheiten, die nicht gerade erheiternder oder tröstender Natur sind, wie: „Der Kopf ist kostbarer als Geld und Gut", oder „viel Besitzthum tödtet unter räuberischen Stämmen seinen Herrn", und geben ihnen so Nachdruck und gehen endlich auf die mehr speciellen Drohungen unter Hinweis auf ihren reichen Waffenapparat über. Genug, in einem fremden Lande, wo man natürlich mehr oder weniger von den Einwohnern abhängt, ist man verloren, wenn diese Tibbu sind. Einer solchen unermüdlichen Zähigkeit, einer so rastlosen Consequenz, wie sie die Tibbu entfalten, hält man nicht Stich, man müßte denn eine hinlängliche Waffengewalt entfalten können, um ihnen zu imponiren, und weder in Be-

zug auf Kameele noch Nahrung von ihnen abhängen. In Bezug auf die übrigen Schmarotzer, die vorläufig nur dies waren, doch aber wohl nur eine günſtige Gelegenheit abwarteten, um lucrativere Talente zu entfalten, war mir Arami ebenfalls nicht von dem gehafften Nutzen; im Gegentheile, ſeit ſeiner Ankunft wuchs die Bande unheimlicher Geſellen, die ſich um unſern Lagerplatz kryſtalliſirten, beträchtlich. Immerhin hatte aber ſeine Anweſenheit das Gute, dieſe Schurken von Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Wir waren trotzdem Tag und Nacht auf unſerer Hut. Ich ließ meine Leute ihre Gewehre ſich an den Körper binden, um ihre Entwendung zu verhindern und ſie ſtets im Handbereich zu haben, und trug Tag und Nacht einen Revolver an mir. Trotzdem gelang es leider dem ſogenannten „Herrn der Quelle“ (Yerike), mir eine Doppelflinte zu entwenden. Als der Mahamſa-vorrath ſeinem ſichtbaren Ende entgegenging, und ich ihm zum ſo und ſa vielten Male erklärt hatte, daß ich vorläufig Yerike nicht beſuchen könnte (aber vorzüglich wahl aus erſterm Grunde), beſchloß er, mich zu verlaſſen, und nahm in der angedeuteten, erkenntlichen und dankbaren Weiſe Abſchied. Der leichtſinnige Feſaner Ali hatte am Abend, um es ſich bequem zu machen, die ihm anvertraute Doppelflinte neben ſich an die Felswand gelehnt, und der „Sahab-el-ain“ kam nach der Abendmahlzeit, mit ihm und Mohammed zu plaudern. Als Niemand ſich deſſen verſah, ſprang der leichtfüßige Schurke auf, ergriff das Gewehr mit der einen, ſeine Waffen mit der andern Hand und entwich. Da dieſe Scene neben meinem Zelte ſtatthatte, ſtürzte ich, als ich das Laufen hörte, hervor, begriff den Streich ſofort, eilte durch die Felslücke, die hinter unſerm Lagerplatze befindlich war, ihm nach, empfing zwar keinen von den Schüſſen, die er blindlings hinter ſich abfeuerte, war aber eben ſo wenig im Stande, ſeiner habhaft zu werden. Ihr ſcharfes Auge, das an die Nacht gewöhnt iſt, in der ſie mit Vorliebe, ihrem heimlichen Weſen entſprechend, ſelbſt ehrliche Geſchäfte admachen; ihre Terrainkenntniß, ihre unglaubliche Leichtfüßigkeit und Schnellfüßigkeit, die ja ſchon im Alterthum berühmt war; ihre calläſe Haut, die ihnen erlaubt, baarfuß über Felſen und Steine zu laufen und zu ſpringen: Alles dies macht es für Fremde unmöglich, ſie zwiſchen ihren Felſen, noch dazu in der Dunkelheit, im Laufen zu erhaſchen. Ueber ihre Schnellfüßigkeit erzählt man die wunderbarſten Geſchichten unter den Feſanern und Arabern. Ich habe ihrer manche im Scherze laufen ſehen, und konnte aus dieſen harmloſen Uebungen, die Alles übertrafen, das ich je in dem Genre ſah, einen Schluß ziehen auf die Functionsfähigkeit ihrer unteren Extremitäten, wenn es ſich darum handelu würde, ihnen Leben und Sicherheit zu verdanken.

An all dieſen feindlichen Freunden, die ungerufen ſich täglich zu meinem Schutze einfanden, fiel mir noch eine Thatſache auf, die mich ſchon in Zuar frappirt hatte. Mit Ausnahme des kleinen Reiſenden, der zu Aſaſi meinen Diener ſo erſchreckt hatte, und unſers Führers von Aſaſi nach Aſa, hatte ich nach keinen Einwohner dieſes Landes geſehen, der nicht mehr oder weniger entſtellende oder verſtümmelnde Folgen von Waffengewalt zur Schau getragen hätte. Ich ſpreche nicht nur von den Narben der Kopfſchwarte und denen, die ſich auf Haut und Muskeln beſchränkten, denn ich ſah in der That Niemanden, der ihrer nicht reichlich gehabt hätte; ſondern habe diejenigen im Sinne, die Gliedmaßen in ihren Functionen für immer behinderten. Gelenkſteifigkeiten waren es beſonders, welche, ſei es im Fußgelenke, im Knie, der Hüfte, Schulter, Ellenbogen oder dem Handgelenke, meine Aufmerkſamkeit feſſelten; nur eine bedeutende Minderheit war ganz ohne Verſtümmelungen. Es ſind dies nicht immer oder vielmehr nur ſelten Verwundungen, die ehrenvoll einem äußern Feinde gegenüber davongetragen wurden, ſondern traurige Folgen ihrer allzu häufigen Streitigkeiten unter ſich. Ihr ganzes Leben verbringen ſie in Streit und Hader und haben nur zu ſehr Urſache, ihre Wohnſitze ſo vereinzelt und abgeſondert als möglich von einander aufzuſchlagen. Ihr Jähzarn und ihre Wuth im Gezänke kennt keine Grenze, mag der Gegenſtand ihrer Vermeinigung ein noch ſo unbedeutender ſein; Lanze und Wurfſpeer ſind nur zu ſchnell bei der Hand, um der Leidenſchaft zu dienen. Dies gilt vorzüglich von Bardai, wo die verbreitete Gewohnheit des Palmweintrinkens die Gemüther noch häufiger und leichter erhitzt und verwirrt. Mord und blutige Zänkereien mit ernſtlichen Verletzungen ſind dort an der Tagesordnung.

Mittlerweile war die Zeit der erwarteten Rückkehr Bu Zid's herangekommen, ohne daß ſich gleichwohl der Marabet gezeigt hätte. Mahamſa und Reis waren zu Ende oder konnten doch nur noch wenige Tage ausreichen, und ernſte Beſargniß bemächtigte ſich meiner. Wären meine Tibbuſchmarotzer nicht geweſen, ſo hätte ich wahrſcheinlich eins der heruntergekommenen Kameele geſchlachtet und verſucht, mit dem getrockneten Fleiſche deſſelben auf dem Wege von Abo, der dem Gatraner bekannt war, Feſan zu erreichen; doch in Gegenwart all dieſer hungrigen und feindlichen Geſtalten wäre es ein unnützes Opfer geweſen, das nur ihnen gefruchtet haben würde.

Vergebens ſuchte ich ein Glied der Affenfamilie zu erlegen, von deren Nachmittagspromenade ich täglicher Zeuge war; meine Jagdtalente waren nie bedeutend geweſen und der Chef jener ein ſehr vorſichtiger Familienvater. Das Fleiſch derſelben würden wir wenigſtens ganz für uns gehabt haben; ich glaube nicht, daß irgend einer der Anweſenden gewagt haben würde, ein ſo menſchenähnliches Geſchöpf zur Nahrung zu verwenden. Am zehnten Tage nach der Abreiſe Bu Zid's waren meine Vorräthe gänzlich erſchöpft. Es gelang mir an dieſem Tage, für einen Thaler getrocknetes Kameelfleiſch zu kaufen, das, gleichmäßig an Alle vertheilt, uns wohl einige Tage das Leben friſten konnte.

Endlich am zwölften Tage erſchien zwar nicht Bu Zid ſelber, doch ein Brief von ihm, der mich ziemlich lakoniſch in Kenntniß ſetzte, daß die Datteln nicht reif ſeien und Getreide nicht exiſtire, daß bei der Nachricht von meiner beabſichtigten Ankunft die Bewohner Bardais aufrühreriſch geworden ſeien, ſie (Bu Zid und Gordemi [Khonkhi]) zu tödten gedroht hätten, und erſt nach heftigem Krawalle mit ihrem Sultan einig geworden ſeien, die Sache ſeinem Gutdünken anheimzugeben, und daß demzufolge einige Tage nach dem Briefe der Sultan Taſertemi mit einigen Begleitern zum Beſuche in Tao erſcheinen werde, um das Weitere zu verabreden.

Es waren dies wenig tröſtliche Ausſichten, und ich ſehnte mich mehr und mehr nach einem Auswege, um ſofort nach Feſan von hinnen zu weichen, doch ich ſtieß überall auf Hinderniſſe von Seiten Arami's und der lauernden Tibbu. Ich dachte nur zu oft in dieſen Tagen an die Beſchreibung des Scheikh Mohammed bu Omar el Tunſi, der vor circa 50 Jahren eben in Tibeſti, auf dem Wege von Wadai nach Murſuk, die Bekanntſchaft der Tibbu Reſchade machte, und nach der zu urtheilen dieſe 50 Jahre ſpurlos über ihren Häuptern dahingefloſſen waren, ohne auch nur eine Idee an ihnen zu ändern. Hunger und Habgier ſchienen ſchon damals ihre hervorſtechendſten Eigenſchaften zu ſein, und waren es ſicherlich heute. — Womit fallte ich den Sultan und ſein Gefolge bewirtheu, ich, in deſſen Eingeweiden der Hunger nagte?

Arami und Genoſſen ſuchten mir indeſſen begreiflich zu machen, daß die Ankunft des Sultans ſich eben ſo lange hin-

ausziehen würde, als zuvor die Nachricht von Bu Zid, und daß es bei meiner gänzlichen Entblößung von Lebensmitteln unmöglich ſei, dieſelbe in Tao abzuwarten. Sie ſchlugen mir daher vor, mit ihnen nach Zuar zu gehen, wo ſie ſelbſt im Nothfall ihre Herden und kleinen Vorräthe hätten. Es war hier die alte Kintaſo (gleichbedeutend mit Mabruka), die Tante Galmo's, welche meine Kameele unter ihrer Obhut gehabt hatte, die mich ernſtlich admahnte, dieſem Anſinnen Gehör zu ſchenken. Heute folgſt Du ihnen nach Zuar, ſagte ſie, morgen ſchicken ſie Dich noch Dummor (Dirkemamo), übermorgen befindeſt Du Dich in Borgu und „wardſt nicht mehr geſehen“. Bin ich nicht ſelbſt eine Tibbufrau und weiß ich nicht, wie wortbrüchig und treulos und amonlos wir ſind? Ich drückte der alten Hexe dankbar die Hand und faßte eine Art Zuneigung zu ihr, die ſie aber durchaus nicht verhinderte, mich ſpäter auf das Nichtswürdigſte zu berauben.

Nach zwei weiteren Tagen erſchien anſtatt des Sultans Gordoi oder Khonkhi, der andere Neffe Arami's, der Bu Zid nach Bardai begleitet hatte, auf dem Schauplatze unſers Hungers und unſerer Langeweile, und brachte einen kleinen Vorrath holdreifer Datteln, einziges Nahrungsmittel, das aus der Kornkammer Tibeſtis, Bordai, erzielt werden konnte. Er lud mich, nachdem er ohne Scheu die Details des Aufruhrs der Bardaier gegen Bu Zid und ihn ſelbſt, als meine Repräſentanten, erzählt hatte, im Namen des Sultans Taſertemi ein, nach Bardai zu kommen, da die Einwohner ihm nicht geſtatten wollten, zu mir nach Tao zu gehen.

Nach ſorgfältiger Ueberlegung ſah ich keinen andern Ausweg vor mir, als dieſer Einladung zu folgen, obgleich dieſelbe mir Verroth zu bergen ſchien. Das Benehmen meines Morabet war zu zweideutig, um nicht eine ſolche Vorausſetzung zu rechtfertigen. Er hätte ſeinem Verſprechen gemäß ſelbſt zurückkommen, in jedem Falle aber eine weit größere Menge dieſer holdreifen Datteln ſchicken ſollen. — Arami's Reden waren durchaus nicht geeignet, meinen Verdacht und meine Beſorgniß zu zerſtreuen. Er war ſtets beſtrebt, mich vor der Habſucht des Sultans zu warnen, und ſchilderte mit grellen Farben die Armuth des Staatsoberhauptes, welche mich der Gefahr ausſetze, Hungers zu ſterben. Doch accentuirte er ſtets die eigene Macht, und verſicherte mich noch wie vor ſeines Schutzes den verrufenen Einwohnern Bardais gegenüber.

Da der Weg über die centrale Kette für arabiſche Kameele faſt unpaſſirbar war und auf jener Seite der Berge keinerlei Ausſicht auf Futter für dieſelben exiſtirte, ſo beſchloß ich auf den Rath Aller, ſie unter der Pflege und Obhut der alten Kintaſo zu laſſen, die ſich ihrer ſchon ſo gut angenommen hatte, und mir durch ihr verſtändiges, entſchloſſenes Weſen einen ſehr guten Eindruck gemacht hatte. Da auch der Tibbufreund Mohammed-el-Gotroni ihr ein Vertrauensvotum auszuſtellen geneigt ſchien, ſo ließ ich ſogar mit den Thieren diejenigen Sachen zurück, deren ich nicht benöthigt zu ſein glaubte, und bereitete mich ſo in dem Bewußtſein zur Abreiſe vor, äußerſt ſchlau gehandelt zu haben. Ich nahm mit ihr Rendezvous im Enneri Arabu. Als der Beſchluß der Abreiſe nach Bardai gefaßt und bekannt geworden war, zerſtreuten ſich die Schmarotzer, denen ja unterwegs nur halbreife Datteln in ſehr unzureichender Quantität geblüht haben würden, und hatte ich mich nur des alten Bruders von Kolokomi und des Edlen Tangeſi zu entledigen. Den Erſtern nahm ich unter dem Verſprechen einer Tobe mit nach Bardai, der Letztere verweigerte eine ſolche Reiſe, und ich mußte ihm durch eine Makta Ketan aus Bu Zid's Vorrath den habſüchtigen Mund ſtopfen und die böſe Zunge lähmen.

Zum Transporte meines Gepäckes miethete ich das Kameel Gorbemi's zu dem unerhörten Preiſe von 6 Tholern für die viertägige Reiſe; dazu bot mir Arami das ſeinige an, da ſein eigenes Gepäck faſt Null war, und half endlich Kolokomi mit ſeiner Naga aus. Arami war beſtrebt, mich ſo viel Sachen mitnehmen zu laſſen, als nur immer möglich; ſeine Abſicht war nur zu leicht zu durchſchauen, und war es am Ende ſicherer, dieſelben der Kintaſo anzuvertrauen, als ſie, wenn auch in Feindesland, ſtets unter den eigenen Augen zu haben.

Wenn ich auch kaum hoffen konnte, mit Muße die Partien des Landes zu durchforſchen, deren Beſuch mir bevorſtand, da ich keinerlei eigene Transportmittel mehr zur Verfügung hatte, und aus Erfahrung die Habſucht und die Eiferſucht der Einwohner auf die Jungfräulichkeit ihres Landes hinlänglich kannte, um danach die Schwierigkeiten, die meinem Zwecke entgegenſtanden, zu ermeſſen: ſo reizte mich doch die Ueberſteigung der centralen Kette und der Aufenthalt zu Bardai, das jetzt faſt alle Tibbu Reſchade Tibeſtis in ſeinem Thal vereinte.

Endlich am 5. Auguſt konnten wir aufbrechen. Unſere Karawane beſtand außer mir und meinen Leuten aus Arami mit einem Diener nebſt ſeinen beiden Neffen Gordoi und Byrſa, Kolokomi und ſeinem ältern Bruder, und dem jungen Galma, der den Morabet Bu Zid von Bachi her in ſein Vaterland begleitet hatte, und dem Boten, den mir der Letztere mit ſeinem Briefe geſandt hatte.

In trockener Jahreszeit muß man ſich mit Waſſervorrath für den ganzen Weg verſehen; doch jetzt hatten die ſtattgehabten, wenn auch unbedeutenden Regen zahlreiche Waſſerbecken in den Sandſteinfelſen etablirt. Wir brachen erſt gegen 8 Uhr auf, überſchritten dann Enneri Daufoda, folgten dieſer Richtung und erreichten um 9 Uhr Enneri Dommado. Da wir hier zu einer kleinen Waſſereinnahme ohnehin raſten mußten, ſo beſchloſſen meine Führer und Herren, hier ſofort die übliche Mittagsraſt zu machen. Um 2 Uhr ſetzten wir unſern Weg fort, und zwar führte uns unſere zuerſt nordnordöſtliche, dann nordöſtliche Richtung in das Gebirge, das wir mehr oder weniger rapide erſtiegen. Die Maſſe des Gebirges beſteht hier aus jenem leichten, poröſen Kalkſteine (Dolomit?), der mir zuerſt unmittelbar nördlich von der Gegend von Tao aufgefallen war, und der hier maſſenhafte Sandſteinfelſen trägt und hier und da mit Baſaltblöcken bedeckt iſt. Im Laufe des Nachmittags überſchritten wir die zahlreichen Urſprünge des Dommado, welche tief in die Felſen einſchneiden und alle eine mehr oder weniger ſüdweſtliche Richtung haben. Gegen Abend wird unſere Richtung eine mehr oſtnordöſtliche, ein ſcharfkantiger Berg, Emi Bomo, erſcheint uns in ſüdöſtlicher Richtung und der ungefähren Entfernung einer halben Tagereiſe; um 7 Uhr lagern wir am Rande eines der Urſprünge des Dommado, der ſich durch ſeine Größe vor den übrigen auszeichnet und den Namen Aß führt. Während an dieſem Tage die Atmoſphäre nicht tranſparent genug war, um den König der Berge Tibeſtis, den Tuſidde, anders als eine undeutlich contourirte, vague Maſſe erſcheinen zu laſſen, lag er am nächſten Morgen um ſo klarer vor uns. Von unſerm Lagerplatze aus lag er unter 26 bis 37 Grad, während der täglich von Tao aus neben ihm (öſtlich) geſehene, ſpitze, coniſche Boto in 80 Grad, und der Tags zuvor erblickte ſcharfkantige, unregelmäßige Emi Bomo in 160 Grad lag. Wir brachen um 6 Uhr auf in der Richtung zwiſchen Emi Tuſidde und Emi Boto. Noch 7 Uhr paſſirten wir das Flußbett des Enneri Darbai Galma (Fürſt Galma), der in ſüdſüdweſtlichem Laufe zum Dommado geht, und eine Viertelſtunde darauf Enneri Wonnerdruſſo, das dieſelbe Beſtimmung hat. Wir verließen ſein Bett für kurze Zeit, machten nach 8 Uhr eine kurze Raſt, da Arami und Genoſſen unſere Datteln ſchnell zu beendigen

wünschten, betraten das Flußbett von Neuem, folgten ihm bis gegen 9 Uhr und hielten dann mehr auf Emi Boto zu (circa 55 bis 60 Grad). Wie gestern bildete der leichte, poröse Fels die Masse des Gebirges und war zuweilen durch Sandstein verdeckt. Wir stiegen auf ihm rapide an, und im Verhältnisse, in dem wir uns erhoben, begann die Masse des Tusidde einzuschrumpfen. Seine Riesenbasis fiel mehr und mehr mit der Gesammtmasse des Gebirges zusammen, und der übrigbleibende Kegel nahm mit der zunehmenden Massenhaftigkeit der Umgebung ein bescheideneres Aussehen an. Um Mittag hatten wir den Tusidde in directem Norden, den Bato im Südosten, doch ungleich näher als jenen, der sicherlich noch circa vier Stunden entfernt war. Je höher wir anstiegen, desto ebener, ununterbrochener ward der breite Gebirgsrücken, desto mehr verschwanden Felsgruppen und kleine Höhenzüge. Unsere Durchschnittsrichtung war und blieb am Nachmittage eine ostnordöstliche. Um 2 Uhr passirten wir Enneri Inti, ein unbedeutendes Flußbett, das noch zum Systeme des Enneri Taa gehört, passirten um 3 Uhr einen eben so unbedeutenden Berg Emi Yezeddunga, und erreichten um $3^1/_2$ Uhr den südöstlichen Umkreis der berühmten Natrongrube, die sich hier zu den Füßen des Tusidde ausdehnt. Staunend und bewundernd stand ich am Rande des immensen Beckens, das die Form einer regelmäßigen Mulde mit fast kreisrunder Peripherie hat. Letztere betrug wohl drei Stunden und die Tiefe circa 150 Fuß. Das Centrum wurde occupirt von einem kahlschwarzen Hügel von regelmäßigster Kegelform mit kraterartiger Oeffnung oder Einsenkung in der Spitze, und auf diesen merkwürdigen Mittelpunkt flossen von allen Seiten die weißen Natronflüsse, die scharf und eigenthümlich mit dem schwarzen Grunde contrastirten, zu. Oh, wie gern hätte ich hier einen Ruhetag gemacht oder zwei, hätte den Tusidde erstiegen und die Tiefe der Natrongrube besucht, dieselbe umkreist, und hätte mich in höchster Höhe wie in tiefster Tiefe an den imposanten Werken der Natur, die mich umgaben, geweidet! Unwillkürlich hatte ich mich am Rande des Abgrundes niedergelassen und versank in träumerische Bewunderung, aus der mich meine schmerzenden Füße zur traurigen Wirklichkeit zurückriefen. Neun Stunden hatte ich bereits an diesem Tage zu Fuß auf felsigem und steinigem Terrain zurückgelegt, und noch war das Tagewerk nicht vollbracht. Traurig schlich ich den am nordöstlichen Horizonte verschwindenden Genossen nach, die mich ohnehin schon mit Ekel und Widerwillen erfüllten, ließ um 4 Uhr den spitzen, unregelmäßig geformten Emi Toode rechts, d. h. östlich in geringer Entfernung vom Wege liegen, und erreichte jene um 5 Uhr, wo sie sich an einem grabenartigen Flußbettchen, in dessen Nähe sich eine Wasseransammlung in Sandsteinfelsen fand, zu lagern anschickten.

Mein Aneroid-Barometer hatte leider Tags zuvor seine Dienste ganz unmotivirt eingestellt, und ich hatte nur den hypsometrischen Apparat zur Höhenmessung. Auf unserm vorhergehenden Lagerplatze hatte mir das Kachthermometer (96,71° C.) eine ungefähre Bruttoerhebung von 2900 Fuß gegeben (Lufttemperatur = 28,1° C.). An diesem Tage waren wir zwar ziemlich rapide angestiegen und hatten, rüstig voranschreitend, fast elf Stunden gemacht; dennoch war ich erstaunt, den Kochpunkt schon bei 92,42° C. zu finden, was einer ungefähren Bruttoerhebung von 6800 Fuß gleichkommen würde. Die Lufttemperatur war im Augenblicke der Untersuchung 19,1° C.*).

Die Nacht erschien uns, die wir zur Zeit des Sonnenaufganges durchschnittlich 25° C. zu haben gewohnt waren, und um 2 Uhr Nachmittags wenigstens 40° C. beanspruchten, bitter kalt, obgleich wir Morgens gegen Sonnenaufgang ($5^1/_2$ Uhr) uns noch immer einer Temperatur von 10,3° C. erfreuten. Freilich waren auch Dank den tibbuhaften Bestrebungen Arami's unsere Bettbestandtheile wesentlich zusammengeschrumpft, und mit verdoppeltem, stillem Harme gedachte ich mit meinem Giuseppe, der davon am meisten betroffen war, der wärmenden Decken, welche einst die tunesische Tuchfabrik von Teburba in den besseren Tagen jenes unglücklichen Landes erzeugt hatte, und die jetzt in die Hände des habgierigen Tibbuhäuptlings gewandert waren, der sich ihrer nicht einmal zu bedienen wußte. Er hatte sie sorgfältig verpackt (schon, um sie den Augen seiner Mittibbu zu entziehen) und hüllte sich wie diese in das große, schöne Schaffell, das Tibesti spärlich erzeugt, und das jeder anständige Tibbu auf Reisen mit sich führt. Dies Fell hat keine Wolle, sondern lange, schwarze, glänzende Haare. Das Schaf selbst ist hochbeinig, hat den Kopf einer Ziege, einen langen, dünnen, fast bis auf die Erde hinabreichenden Schwanz, ist fast stets schwarz, immer schlank und groß und außerordentlich geschätzt. Leider steht die Elevation dieses schönen Thieres bei den Tibbu Reschade auf einer sehr niedrigen Stufe, d. h. es findet sich nur in sehr wenigen Exemplaren, während ihre Ziegenherden außerordentlich zahlreich sind. Sein Werth übersteigt den der Ziege ungefähr um das Dreifache. Die Magatua, welche im Nordosten von Tibesti hausen, sollen davon große Herden haben. (Schluß folgt.)

*) Der Tusidde mochte sich noch etwa 1000 Fuß über seine Basis erheben.

Die Acclimatisation des Grunzochsen.

.r. d. — In ganz bedeutender Weise hat sich die Anzahl der eingewöhnten fremden Thiere und namentlich Pflanzen in unserer Umgebung vermehrt. Klima, Boden, Cultur, die Entwickelung oder Nichtentwickelung gewisser Organe auf künstlichem Wege haben dazu beigetragen, das thierische und pflanzliche Leben abzuändern. Den Weizen z. B. haben wir nicht von Anbeginn an, wir kennen ihn in seiner Vollkommenheit nicht wild, wohl aber ist er aus einer magern Grasart durch Pflege erzogen worden. Die Abänderungen, welche bei Thieren und Pflanzen durch den Einfluß des Menschen hervorgebracht werden können, finden aber nur innerhalb gewisser Grenzen statt, über die wir nicht hinauskönnen. Es wird uns z. B. nicht gelingen, den Eskimo, der dem arktischen Klima angehört, oder den Südseeinsulaner der Tropen bei uns zu acclimatisiren. Wo aber günstige Bedingungen vorhanden sind, da können die Versuche mit Glück durchgeführt werden. So auch in dem Falle, welchen wir hier besprechen wollen.

Seit dem Anbeginn der Geschichte sind unsere Tafeln immer mit demselben Fleisch besetzt gewesen. Sehen wir ab

von etwas Wild und Geflügel, die in der Ernährung des Volkes im Ganzen doch keine große Rolle ſpielen, ſo liefern Rind, Schaf und Schwein uns alles Fleiſch; hier und da kommt noch die Ziege in Betracht. Auf dieſem Gebiete ſind wir ſeit ein paar tauſend Jahren abſolut conſervativ geblieben, und erſt jetzt beginnt man, ſich nach Fleiſchthieren umzuſehen, die einige Abwechſelungen in das ewige Einerlei bringen können, die aber neben ihrer Verwendbarkeit als Schlachtthiere noch durch andere nützliche Eigenſchaften ausgezeichnet ſind.

Es iſt das Verdienſt Geoffroy St. Hilaire's in ſeinem Werke über „die Acclimatiſation und Domeſtication nützlicher Thiere“ auf die Eingewöhnung des Grunzochſen oder Yak (Poëphagus oder Bos grunniens) hingewieſen zu haben. Dieſer tibetaniſche Ochſe heißt bei den Mangalen Sarlige, bei den Chineſen Tſchang mao kiell. „Er iſt für die Alpenländer und Plateaulandſchaften Aſiens das wichtigſte Transportthier, viel dauerhafter als das für ganz andern Baden und andere Klimaverhältniſſe geeignete Kameel, und für jene eiſigen Regionen recht eigentlich geſchaffen. Sein Gebrüll gleicht einigermaßen dem Grunzen des Schweines, iſt aber viel ſtärker und länger gezogen. Dieſer tangutiſche Büffel iſt nicht ſo groß wie unſer gewöhnlicher Stier, gedrungen von Bau, und ſein feines, glänzendes Haar hängt vom Bauche bis beinahe zur Erde herab. Seine Beine ſind dünn und eingebogen wie bei der Ziege, deshalb klettert er gern bergauf und ſteht auch über Abgründen ſicher. Er erleichtert den Verkehr in den kalten Wüſteneien, nur durch ihn wird derſelbe in manchen Gegenden überhaupt ermöglicht, er iſt in ihnen das eigentliche Karawanenthier.“ (Karl Andree, Geographie des Welthandels I, 109.)

Der Yak iſt als der „Ochſe mit dem Pferdeſchwanz“ bekannt geworden. Dieſer Schauriſchweif (Chowrie) bildet in Indien einen Handelsartikel; er dient dort als Fliegenwedel, auch ſchmückt man mit ihm Elephanten und Pferde. In Perſien und der Türkei dient er als Auszeichnung für höhere Beamte, und die „Roßſchweife“ der Paſchas ſind nichts Anderes als die Yakſchweife. Die Farbe des Thieres iſt vorherrſchend ſchmutzigweiß, doch giebt es auch ſchwarze und ſcheckige.

Pallas hat zuerſt die Aufmerkſamkeit auf die Einführung dieſes merkwürdigen Thieres nach Europa gelenkt. Ihm ſchloß ſich Sonnini an, der in ſeinen Ergänzungen zu Büffon's Naturgeſchichte 1800 den Wunſch des deutſchen Zoologen wiederholt. Obgleich ein Exemplar des Yak in der berühmten Menagerie Lord Derby's in Knowsley die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, blieb dieſer doch lange Zeit der einzige ſeiner Art in Europa, bis es 1854 dem franzöſiſchen Conſul in Schanghai, de Montigny, gelang, zwölf herrliche Thiere nach Paris zu ſchaffen. Er ſelbſt, unterſtützt von vier chineſiſchen Wärtern, brachte die Yaks nach Paris, wo die kleine Herde ſich ſtark vermehrte. Von dieſer ſtammen auch die meiſten Exemplare der zoologiſchen Gärten ab, ſowie die über verſchiedene Stationen in den Cevennen, Vogeſen, Alpen und Pyrenäen verbreiteten kleinen Yakherden. Die Erfahrungen, die man an letzteren über die Verwendung des Haares, der Milch, des Fleiſches und der Transportfähigkeit der Grunzochſen machte, ſind in dem oben erwähnten Buche Geoffroy St. Hilaire's zuſammengeſtellt. Bei der Wichtigkeit, die der Gegenſtand auch für Deutſchland hat, wo der Harz, das Erz- und Rieſengebirge, unſere Alpen dem Yak einen geeigneten Aufenthalt bieten dürften, iſt es wohl geſtattet, auf die bisher erzielten Ergebniſſe näher einzugehen.

Zunächſt kann das lange, ziegenartige Haar vortrefflich verwerthet werden. In Tibet fabricirt man daraus ein ſehr dickes und ſtarkes Tuch, welches, nach den von Montigny mitgebrachten Muſtern zu urtheilen, ſich vortrefflich für die Kleidung der niederen Stände eignet. Aber unter dem langen Haare beſitzt der Yak, um der eiſigen Kälte in ſeiner Heimath beſſer widerſtehen zu können, einen feinen daunigen Pelz, der zu Yak-Kaſchmir verwoben wird. Da aber bei den bisher in Frankreich gezüchteten Thieren dieſer Wollſchutz gegen das Klima nicht nöthig iſt, ſo verſchwindet auch dort ſehr bald der Daun, welcher für Europa alſo kaum in Betracht kommt. Die Haut liefert ein vortreffliches Leder.

Der Yak iſt ein ruhiges, gelehriges Thier, das ſich willig ins Joch fügt und ſatteln läßt. Die Bullen ſind, wie dieſes ja auch bei unſerm Rind der Fall iſt, zuweilen bösartig, doch kann man ſie bei richtiger Behandlung leicht bändigen. In Bezug auf die Fütterung ſind die Thiere ganz wie unſere Ochſen zu halten. Mit gewöhnlichen Kühen gekreuzt, geben ſie einen guten Miſchlingsſchlag.

Dieſe Miſchlinge ſind aber keineswegs zuerſt in Europa bekannt geworden, wie Geoffroy St. Hilaire annimmt. Wir finden in Permikin's Reiſe im ſüdlichen Sayangebirge (ſibiriſch-mongoliſche Grenze), welche in „Erman's Archio“ mitgetheilt iſt, daß dieſer am Kaſſo Gol (See) außerordentlich große Yakherden beobachtete. Auf der ſibiriſchen Seite des Sayangebirges wußte man aber nicht einmal, daß das Thier dort vorkam. Aber Baſtarde von ihm und dem gemeinen Rind, ſogenannte Chainuks, wurden nach Irkutsk zu Markte getrieben. Damals, 1857, ging man damit um, den Yak auch auf der nördlichen Seite des Sayangebirges einzuführen.

Der Baſtard hat kürzeres Haar, einen Schweif gleich unſerer Kuh, treffliches Fleiſch und iſt zu Ackerbauzwecken ſehr geeignet. Nach einem bei der Acclimatiſationsgeſellſchaft eingelaufenen Berichte ſind die Miſchlinge beſonders als Zugthiere ſehr gut zu verwerthen; ſie ſind ſtark und lenkſam. Ein Wagen, der 20 Centner wog, wurde mit 40 Centnern belaſtet, und von zwei Yakmiſchlingen mit Leichtigkeit über einen aufgeweichten, unebenen Landweg gezogen. Geſattelt und mit einem Zaum verſehen, geht das Thier wie ein Pferd.

„Unter unſeren Hausthieren,“ ſo ſpricht ſich ein bekannter franzöſiſcher Landwirth, Richard, aus, „kenne ich keines, welches geeigneter als das Yak wäre für unzugängige, pfadloſe, bergige Gegenden, deren Pflanzenwuchs entweder durch das ſtrenge Klima der hohen Lage oder niedrig ſtehende Agricultur der Ernährung von Thieren ungünſtig iſt. Der Yak kann, meiner Meinung nach, noch da ernährt werden, wo kein anderes Laſtthier ſich mehr vortheilhaft vermehrt, und er iſt dort gleichzeitig verwendbar als Reit-, Laſt- und Pflugthier.“

Jetzt kommt in Betracht, wie der Yak ſich gegenüber der Milchwirthſchaft verhält. Seine Milch iſt reich an Eiweiß- und Käſeſtoff. Nach dem Bericht der Frau Decker, die in den Vogeſen Verſuche mit der Yakmilch anſtellte, gaben Yakkühe, die zwölf Tage lang regelmäßig gemolken wurden, in den erſten zehn Tagen drei Liter. Aus verſchiedenen Verſuchen der genannten Frau ergab ſich, daß neun Liter Milch 700 Grammen (500 = 1 Pfund) Butter und gegen drei Pfund Käſe lieferten. Die Milch iſt dick, der Rahm feſt und leicht butternd. Butter und Käſe ſind von vortrefflichem Geſchmack, und da die regelmäßige Milchlieferung der Yakkühe außer Frage ſteht, ſo kann man die Thiere alſo auch in dieſer Beziehung empfehlen.

Eine in Frankreich geborene Yakfärſe war durch Zufall blind geworden; man beſchloß, das Thier zu mäſten und für die Tafel zuzurichten. Ein feſtliches Mahl wurde gegeben, bei dem Yakfleiſch in den verſchiedenſten Zubereitungen erſchien. Quatrefages, der zur Geſchmackscommiſſion gehörte, urtheilt über das neue Fleiſch folgendermaßen: „Das Fleiſch

ist röther als Kalbfleisch, die Fuser gleichmäßig wohlschmeckend; es hat einen eigenthümlichen und sehr guten Geschmack, so etwas wie Alpenkolb, doch eigenthümlich; es liefert gute Sauce. Kurz, Steaks und Braten vom Yak waern besser als vom gewöhnlichen Rind. Ich glaube nicht, daß die Rarität dieser Mahlzeit mein Urtheil beeinflußte."

Als Last-, Reit-, Zug- und Milchthier dient der Yak gleichzeitig. Er ist Rind, Roß und Schaf in Einem. Kann das auch nicht als Regel für die Landwirthschaft gelten und züchtet man hier Specialitäten, so ist doch gerade diese Vereinigung der verschiedenen werthvollen Eigenschaften im Yak es, welche ihn für ärmere und bergige Gegenden sehr geeignet macht. — In der Mongolei bezeichnet man die Yak-Mischlinge als Dzos.

Aus allen Erdtheilen.

Samuel Adam's Erforschung des untern Colorado-Stromes.

Wir haben vor einiger Zeit die Berichte Powell's über die Erforschung des Green-River und des obern Colorado mitgetheilt. („Globus" XVI, 79, 171, 223 ff.) Wir finden nun einen Bericht, welchen Capitän Samuel Adams über seine Erforschung des untern Stromlaufes und seine Wanderungen in Arizona an das Kriegsministerium zu Washington abgestattet hat. Der unternehmende Mann hat auch die Nebenflüsse nicht außer Acht gelassen und seiner Aufgabe nicht weniger als fünf Jahre gewidmet.

„Auf den ersten 115 englischen Meilen von der Mündung des Colorado aus fanden wir zu beiden Seiten desselben reiche Thäler, von 5 bis 15 Meilen breit, reich mit Bäumen besetzt. Die Cocopah- und Yuma-Indianer, welche hier wohnen, bebauen das Land und ziehen Weizen, Gerste, Korn und Melonen, indem sie ihre Saaten ausstreuen, sobald im Frühling die überschwemmten Felder von Wasser frei werden. Der Boden des Landes ist reich und eben so gut, wenn nicht besser, wie der des Sacramentothales in Californien; ein bedeutender Unterschied zwischen beiden liegt jedoch darin, daß das Land des Sacramentothales, von den Bergen aus, gleichmäßig hinabsinkt, während die Landstrecken am Ufer des Colorado größtentheils höher gelegen sind. Der Hafen und Golf von Californio bietet die feinsten Fische, und es gelang uns, in wenigen Stunden 19 „Seebaß", im Durchschnitt von 149 Pfund, zu fangen. Oberhalb Fort Yuma, 140 Meilen von der Mündung des Flusses, bis nach einem Punkt 430 Meilen weit, laufen meheere kleine, unzusammenhängende Thäler ab, welche von den Mahnve-, Chomawawa- und Pahwatle-Indianern bewohnt werden, welche dort Getreide und Melonen ziehen und Holz für die Dampfer schlagen. Von Mohave Valley aus, 350 Meilen von der Mündung des Flusses, erstreckt sich ein anderes reiches Thal, von circa 30 Meilen Länge. Colonel Dent, welcher hier als Indianer-Agent stationirt war, ließ das Wasser auf die Ländereien der Reservation leiten, wodurch sich die Fruchtbarkeit des Bodens, dem nur die Bewässerung fehlt, glänzend bewährte.

Auf einer Strecke von mehr als 650 Meilen trifft man fast überall auf die Anzeichen von Erzadern; Gold und Silber, Kupfer und Blei liegt reichlich in jenen Felsenufern verborgen. Mehrere dieser Quarz- und Erzadern sind in Bearbeitung und liefern, selbst unter den Schwierigkeiten, welche dort jetzt noch für die Bearbeitung derselben vorherrschen, an vielen Stellen reichen Gewinn. Die Scenerie von Chimewawa, Mohave, Black, Long und Pointed Cañons ist über alle Maßen großartig, selbst so, daß man kaum an ihre reine Natürlichkeit glaubt; man sollte denken, die Hand eines Künstlers habe die strengen Linien der verschiedenen abspringenden Farben gezogen. In Pointed Cañon enthüllen sich dem Auge bei jeder Wendung desselben neue, großartige Schönheiten. Bald glaubt man alte Ruinen zu sehen, Festungswerke und Schlösser, von Felsen gebildet, welche hoch oben auf den Felsenwänden empoeragen. An anderen Stellen scheint es, als wenn ungeheure Felsblöcke, welche weit über den Cañon hinausragen, bei der leisesten Berührung hinabstürzen müßten. Beim Ausgange von Pointed Cañon fanden wir eine Schicht von weißem Felsen, welche sich weitenweit ins Land hineinzog; dieselbe war teicht und würde sich vorzüglich zum Poliren von Silber eignen. Wir setzten dieselbe einer bedeutenden Hitze aus, ohne den geringsten Eindruck auf sie hervorzubringen. Ich bin überzeugt, daß sie in Zukunft ein bedeutender Handelsartikel werden wird.

Oberhalb Colville erstreckt sich der Black oder Big Cañon auf einer Strecke von 13 Meilen, ohne weder rechts noch links einen Ausweg zu bieten. Hier ist auch nicht die Spur von Vegetation zu sehen; keine Quellen rieseln die Felsenwände herunter und mischen ihr Wasser mit dem Wasser in der Tiefe, wie dies doch zuweilen in den Grand und Blue Cañons der Fall ist. Zu beiden Seiten heben sich fast senkrechte Felsen zu einer Höhe von 800 bis 1500 Fuß empor, welche das Ansehen von polirtem Eisen haben. So weit das Auge reichen kann, sieht man nur den Strom, eingeengt zwischen diesen Felsenwällen; das Geräusch der Ruder, welches allein die unheimliche Stille störte, klang dumpf von den Felsenwänden wieder; es scheint, als wenn die Natur nicht gewünscht habe, daß diese Stille jemals unterbrochen werde; doch glaube ich, daß die ganze Länge des Cañons von kleinen Dampfern ohne Schwierigkeit befahren werden kann. —

In Central-Arizona sind die meisten Ruinen von Städten, Befestigungswerken, Canälen, Minen ꝛc. aufzufinden, doch will ich mich hier nicht darauf einlassen, eine nähere Beschreibung aller derselben zu geben. Eine der bedeutendsten ist die der Casa Blanco. Dieselbe ist mehrere Stockwerke hoch und blickt weit in das umliegende Land hinaus. Die sechs Fuß dicken Wände derselben sind mit einer Art Kalk oder Cement bedeckt, welcher dem Zahn der Zeit und der Macht der Elemente zu trotzen scheint. Die Balken über den Thüren und Fenstern sind von Cedernholz und in vollkommenem Zustande, obgleich Jahrhunderte vergangen sein mögen, seitdem dieselben aus ihren Wäldern hierher gebracht wurden. Der Grund dieser seltsamen Preservation muß allein in trockner Luft liegen. Die Straßen der Stadt, welche dies Gebäude beherrschte, sind noch theilweise durch einzelne Ruinen, Erderhöhungen, Scherben von Erdenwaare ꝛc. zu erkennen. Unmittelbar hinter derselben ist der Canal, durch welchen die Stadt mit Wasser versorgt wurde, und durch welchen die Felder, welche sich weiter unten am Flusse hingezogen haben mögen, bewässert wurden. Bei Tubne ist eine Ruine etwas neuerer Zeit zu finden; die Wände der Kathedrale sind noch ziemlich gut erhalten; der Altar ist mit Schlinggewächsen umwunden, welche sich gleichfalls an den Seitenwänden hinziehen und die Fenster umgeben, als wollten sie das Innere der Kirche gegen die eindringenden Sonnenstrahlen schützen. Diese jetzt verfallene Stadt ist noch vor circa zehn Jahren stark bevölkert gewesen; doch die Apaches überfielen die Einwohner, mordeten Männer, Weiber und Kinder, oder schleppten sie in eine gräßliche Gefangenschaft; ringsherum im ganzen Thale haben diese

Vandalen in gleicher Weise gehaust; die Beweise liefern die zerstörten und niedergebrannten Rancherien, und die menschlichen Gebeine, welche in der Sonne bleichen. Einer Compagnie ist es jetzt gelungen, das Wasser wieder in den alten Canal zu leiten, welcher sich meilenweit um die Hügel und durch die Thäler zieht; Tausende von Aeckern der reichsten Ländereien werden durch denselben fruchtbar gemacht. Auf den Spitzen von einigen der höchsten Hügel finden wir noch Festungswerke; das einsame Kreuz, der verlassene Altar, gebrochene Säulen und großartige Minenarbeiten sprechen uns von einer Bevölkerung, nach deren Geschichte wir umsonst forschen werden. Möglich ist es, daß diese Ruinen noch von den Spaniern herstammen, zur Zeit, als die Schiffe derselben die Meere beherrschten, und spanische Waffen bis in die neue Welt vordrangen. Obgleich die Agriculturländereien hier nicht von besonderer Ausdehnung sind, so ist es unbezweifelt, daß dieselben in späterer Zeit ihren Besitzern goldene Früchte tragen werden, denn es giebt in den Vereinigten Staaten keine reicheren Gold- und Silberminen wie hier, und Hunderttausende werden mit der Zeit hierher strömen, um dieselben zu bearbeiten. Die Verhältnisse, welche bisher die Entwickelung Arizonas verhindert haben, werden sollen, und der Reichthum, den dasselbe in sich schließt, ausgebeutet werden."

Die geologische Verbreitung des Goldes.

—r— Man hat lange geglaubt, die Vertheilung des Goldes in den Gesteinen folge einem bestimmten, einfachen Gesetze. Zuerst hat Murchison für das Auftreten dieses Metalles im Ural die Regel ausgesprochen, daß dasselbe auf Schichten beschränkt sei, die zu den ältesten der bekannten gehören und daß es in diese paläozoischen und azoischen Gesteine durch Gänge und Imprägnationen jüngeren Datums hineingekommen sei. Als nun diesem Geologen nach seiner Rückkehr von der russischen Reise Proben onstralischer Felsarten vorgelegt wurden und er eine große Aehnlichkeit zwischen ihnen und den goldführenden des Ural entdeckte, sprach er sich dahin aus, daß die Auffindung von Gold in den Schichten, denen die Gesteinsproben entnommen waren, wahrscheinlich sei. Man befolgte diesen Wink, stellte Untersuchungen an und entdeckte die großen australischen Goldfelder. Da nun die den Verhältnissen des Ural entnommene Regel sich hier so glänzend bewährt hatte und auch an den alten Goldbergwerken in Wales zu beweisen war, so wurde aus derselben bald eine Art von Gesetz gemacht, das man allenthalben, wo Gold sich findet, verwirklicht glaubte; mancher, den der Berggeist zugleich mit dem eben so zähen Golddurst gefaßt hatte, verlocalisirte im Vertrauen auf dasselbe artige Sümmchen im Gneiß und Glimmerschiefer, ohne daß ihm doch jemals das liebe, glänzende Geld entgegengeleuchtet hätte. Das vermeintliche Gesetz war nämlich nichts weiter als ein Irrlicht. Gold, dies ist neuerdings durch die verschiedensten Forscher bewiesen worden, zeigt sich so wenig wie irgend ein anderes Metall in seinem Vorkommen streng an bestimmte Schichten gebunden, sondern findet sich sowohl in den älteren als in den jüngeren Formationen, ohne daß man sagen könnte, es sei in einer derselben um sehr viel häufiger als in der andern. Die neuesten geologischen Untersuchungen des Freiherrn von Richthofen in Californien werfen auf diese, schon wegen der Wichtigkeit des in Frage stehenden Metalles allgemein interessanten Verhältnisse ein helles Licht, und wir theilen deshalb das Wichtigste aus den Ergebnissen derselben mit, beifügend, daß ausführlichere Bericht des hochverdienten Reisegeologen in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, Bd. XXI, S. 723 ff., zu finden sind.

Die goldführenden Quarzgänge Californiens befinden sich meistentheils im Granit, und sie sind am dichtesten da, wo dieses Gestein sich mit den von ihm metamorphosirten Schichten berührt; das Gold geht zwar in letztere über, wird aber um so spärlicher, je weiter es sich vom Granit entfernt. Die metamorphosirten Gesteine, in denen die golddringenden Granitmassen aufsetzen, gehören weder zu den ältesten noch zu den älteren, sondern liegen zwischen der Steinkohlen- und Juraformation, ragen also in die Secundärzeit hinein, welcher in Deutschland die so weit verbreiteten Schichten des Buntsandsteins, Muschelkalks, Keupers, des Jura und der Kreide angehören. Daß diese Granitgänge selbst wenigstens in der Sierra Nevada, zur Jurazeit und theilweise vielleicht sogar in der der Kreideformation gebildet wurden, beweist die Untersuchung ihrer Lagerung aufs Deutlichste. Es giebt aber in Californien selbst Goldgänge von noch jüngerem, von tertiärem Alter (wie ja auch das Silber der Anden zum größten Theil mit dem zur Tertiärzeit aufgestiegenen Propylit aus den Eingeweiden der Erde in die Gebirgsspalten heraufgebracht wurde) und zwar gehören zu ihnen die von Esmeralda und Comstock, sowie einige der im californischen Küstengebirge auftretenden. Aus der Verwitterung der verschiedenalterigen goldführenden Gesteine entstehen dann die schichtenartigen Goldlager, welche meist jungen Datums sind und bekanntlich das Metall in Geröllen und Sand zerstreut in sich bergen.

Eine Uebersicht des Vorkommens des Goldes in den verschiedenen Gebirgen der Erde führt zu folgenden Schlüssen:

1. Goldführende Gänge setzen in fast allen Gebirgsgesteinen auf, sowie in allen Formationen von den azoischen bis zu den jungtertiären.

2. Ihre Entstehungszeit ist in verschiedenen Gegenden verschieden.

3. Diese Gänge durchsetzen theils das Eruptionsgestein (meistens Granit), theils dessen Nebengesteine.

Aus Rußland.

Zu Tiflis in Georgien hat am 11. Januar die Eröffnung des englisch-indischen Telegraphen stattgefunden.

In St. Petersburg hat der Polarforscher Dr. Schrenck von der geographischen Gesellschaft die Konstantin-Medaille erhalten für seine „Uebersicht der physischen Geographie des nordjoponischen Meeres".

Im April dieses Jahres soll im Auftrage der Petersburger geographischen Gesellschaft eine Expedition zur Erforschung der Mondschurei und der östlichen Mongolei in ethnographischer und orchäologischer Hinsicht unternommen werden. Leiter derselben ist der Archimandrit Palladi, Vorstand der russischen Mission in Peking; der Czar giebt 5000 Rubel Unterstützung.

Eine Bekanntmachung des russischen Postdepartements meldet, daß das versuchsweise eröffnete Postcomptoir des Gebietes Syr-Darja (Jaxartes) in Turkestan auch Geldbriefe und Pakete befördert. Die Russen haben sich im inneren Centralasien ganz häuslich eingerichtet.

Ueber den Geschäftsverkehr der Messe zu Nischni-Nowgarad im Jahre 1869 ist ein amtlicher Bericht erschienen, dem wir entnehmen, daß zu dieser Messe das enorme Waarenquantum im Werthe von 144,191,000 Rubel (18,334,000 Rubel mehr als 1868) gebracht worden ist. Davon wurden Waaren im Werthe von 128,306,000 Rubel (18,125,000 Rubel mehr als 1868) verkauft. Das ganze Umsatzcapital des Handels auf der Messe belief sich mit Einschluß der Agios beim Geldwechseln und des in Gasthäusern und industriellen Etablissements gelösten Gewinnes auf 145,312,000 Rubel (18,279,000 Rubel mehr als 1868). Eine solche Zunahme des Handelsumsatzes wird wohl zunächst durch das stets sich erweiternde Eisenbahnnetz und den erleichterten Verkehr begründet. Im Jahre 1840 betrug der Werth der zur Messe erschienenen Waaren 47,260,000 Rubel und der der abgesetzten 38,829,000 Rubel. In dreißig Jahren hat sich also das Geschäft mehr als verdreifacht.

Ueber russische Festungen und Ansiedelungen an der chinesischen Grenze giebt der „Russische Inwalide" einige interessante Notizen, aus denen man ersieht, in welcher Weise die Russen vordringen und festen Fuß gewinnen. „Der Aufstand der mohammedanischen Dunganen in Ostturkestan gegen

die chinesische Regierung, der 1862 ousbrach und sich allmötig unseren Grenzen näherte, erforderte verschiedene Maßnahmen zur Sicherung der Grenzen und zur Aufrechterhaltung dee Ruhe unter den nomadisirenden Kirgisen. Auf einen Vorschlog des damaligen Befehlshabers der Truppen im Gebiete Ssemipalatinsk, Generalmajors Kolpokowski, wurden bereits 1865 mehrere Abtheilungen längs der westlichen Grenze Chinos aufgestellt, die jedoch nur für den Sommer in ihren Stellungen verblieben. Seit der Bildung des turkestanischen Militärbezirks fiel die Verpflichtung, die Grenze zu bewachen, an den Chef dee Truppen im Gebiet Ssemiretschensk, zu welchem derselbe Generalmajoe Kolpalowski ernannt worden war. Im Jahre 1868 stonden folgende Abtheilungen im Geenzcordon: 1) Die Südtorbagatoische (eine Compagnie Infanterie, eine Sotnjo Kosaten und ein Zug Artillerie); 2) die Kaptogaische (eine Sotnja Kosaken); 3) die Boeorudsirsche (eine Komp. Infanterie, eine Ssalnjo Kosaken und ein Zug Artillerie); 4) die Tianschan (in derselben Stärke). Diese Truppen bezogen im Winter noch Winterquartiere; es wurden aber auch zu gleicher Zeit befestigte Casernen für sie erbout, so daß die Cobres allmätig beständige werden und sich burch eine Kette von Forts decken. Im Jahre 1869 ist das Foet Bachtinskoje fertig geworden und das Foet Boeochudsirskoje wird binnen Kuezem beendigt werden. In diesem Jahre kommen dos Fort Tian-schanskoje und der Posten Tschundschinski dazu. Alle diese Befestigungen schlossen anfongs nue Casernen in sich; allmälig haben sich daneben Colonisten ongesiedelt, welche der fruchtbore Boden nnd das heerliche Klima reich sür ihre Arbeiten belohnen. Es giebt ouf dem Ssemiretschenskischen Territorium bereits Dörfer mit 3000 Einwohnern. Dieselben ersteecken sich längs des Weges, den die Russen bei iheem Vorrücken gegen Centralasien veefolgt haben, von Ssergiopol übee Kopol, Wjernoje, Kastek und Talmat; sie werden mit der Zeil commercielle und indnstrielle Mittelpunkte bilden und die Leiter russischer Civilisation noch Mittelasien werden."

— Die Petersburger Abtheilung des Staven-Unteestützungscomités. Die Zwecke dieses im Jamuor 1858 in Moskau gegründeten Comites sind in der Hanptsache folgende: 1) Beschaffung von Geldmitteln für die Südstaven zum Besten iheer Kirchen, Schulen und anderer nützlichen Institutionen, wie z. B. der bulgarischen Gesellschaft für Schreibeunterricht in Konstontinopel, der Volks-Lesezimmer re. 2) Beschaffung von Unterstützungen dnech Bücher, Kirchengeräthe und Alles, wos der Orthodoxie in Kirche nnd Schule söederlich werden kann. 3) Unterstützung der jnngen Slaven, welche in den Moskauer Leheanstalten gebildet werden. —

Wie finden, sogt die „Petersburger Zeitung", daß diese Bestrebungen, an und sür sich gut und edel, doch mit nnendlich größerer Berechtigung von dem eigenen Volke in Anspruch genommen werden könnten, wo der Bildungsgrad in den unteeen Schichten so gering ist, daß nach der Berechnung des „Gokas" die Aemee, mit Ausnohme der Goede und eoseenirten Truppen, ols des Lesens und Schreibens unkundig betrachtet weeden kann.

Norwegische Schiffe im karischen Meere.

M. Die uns vorliegenden Berichte norwegischer Seefahrer stimmen olle dorin überein, doß die Eisverhältnisse in den arktischen Gewässern ooriges Jahe für ein weiteres Boedringeu nach Roeden überaus günstig gewesen sind. Capitän Coelson ans Tromsö befand sich zn derselben Zeit im karischen Golf wie der Russe Sidoeaff, welcher nachher bis ou die Mündung des Ob vordeong, und ein zweitee Norweger erreichte die Weiße Insel. Ueber die Reise des letztern liegt folgender Bericht voe:

Capitän Johannesen vom Schoner „Nordland" verließ im Mai o. J. den Hasen von Tromsö und betam am 31. desselben Monats die Südküste von Nowoso Semlja in Sicht. Er sand die Küste frei von Eis, steuerte erst ostwärts, dann westwäets und sotgte danoch der Westküste bis zum Cap Nossou. Die starke Strömung nach Osten bestimmte ihn umzukehren. Unbelästigt vom Eise und ohne größere Eismassen gesehen zu haben, erreichte er die Woigatschstraße nnd lief Ende Juli ins koelsche Meer ein. An der Ostküste desselben angekommen, schlug er nördlichen Cours ein und erreichte die vor dem Samojedenlande gelegene Weiße Insel. Die Tiefe des Meeres betrug, noch den 1 Meile von der Küste ausgeführten Messungen Johannesen's, auf der Fahrt durch den karischen Golf nur 8 bis 11 Faden. Von der Weißen Insel ging er erst nordwärts, nahm darauf westlichen Cours und erreichte om 20. August die Küste von Nowaja Semlja an einer Stelle, die bedeutend östlicher liegt ols man irgend einen Theil dee Insel auf der Korte bezeichnet findet. Auch auf dieser Strecke betrug die Meerestiefe nicht über 18 Faden; erst om 19. Augnst ergoben die Messungen 116. In den letzten Augusttagen schiffte er, ohne vom Eise belästigt zu sein, die Ostküste hinunter, fuhr Anfang September wiedee durch die Waigotschstroße und trat docouf die Heimreise an.

Der Rouchi-Dialekt. Es ist an den Herausgeber die Frage gestellt worden, wo der „Ronchi" genannte französische Dialekt gesprochen werde? So viel wir wissen, ist dieses im fronzösischen wie belgischen Hennegau der Fall, namentlich zn Valenciennes, Landrecies, Le Quesnoy, Baoay, Saint Amond, Bouchain, bis in die Gegend von Avesnes und Maubeuge. Das Rouchi enthält eine groeße Anzahl altfranzösischer Wörter, die noch gonz mit der Betonung des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ousgesprochen werden; doch zeigt dieser Dialekt, obgleich nue auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum beschränkt, wiedee verschiedene Unterabtheilungen. So heißt z. B. in Valenciennes, der Houptstadt des Rouchi, dos Imperfectum des Hülfszeitwoetes être: j'étös, t'étös, il étöt, nous étoûmes, vous étoûtes, ils étoum'tent. — In Candé, nur eine Meile weiter entfernt, spricht man dagegen: nous étumes, vous étutes, ils étutent. In Baoay nnd den angrenzenden belgischen Districten: j'tois, t'tois, i'toit, nons toimes, vous toites, i'toim'tont. In Maubeuge wiedee: nons étimes, vous étites, ils étim'tent. Alle diese Abänderungen kommen im Umkreise weniger Meilen voe. Will man in Nordfrankreich das Rouchi charakterisiren, so erwähnt mon das Wort touc touc, ein Onomatopöon, welches den Herzschwg bezeichnet. S'cuar fét touc touc, das Herz mocht tuk tuk ist eine Rouchi-Redensart.

Die Einwohnerzahl Prags stellt sich nach der soeben beendeten Volkszählung im Ganzen auf 157,123 Köpfe. Hiervon entfallen anf den Hradschin 5905, auf die Kleinseite 22,474, ouf die Josefstadt 10,260, ouf die Altstadt 46,158, onf die Neustadt 72,336 Personen mit Ausnahme des Mititärs. Die Zunohme gegen das Johe 1857, wo die letzte Zählung stattfond, beziffert sich mit 14,535 Köpfen, wovon auf die Altstodt 2847, onf die Neustodt 8026, ouf die Kleinseite 1428 entfallen.

Inhalt: Römische Bilder. Von Franz Koppel. Mit ocht Abbildungen. — Die Ausartung der deutschen Sprache in überseeischen Ländern. — Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Mursnk zu den Tibbu Reschade in Tibesti. Vierte Abtheilung. — Die Acclimatisation des Grunzochsen. — Aus allen Erdtheilen: Samuel Adam's Erforschung des unteen Colorado-Stromes. — Die geologische Verbreitnng des Goldes. — Aus Rußland. — Norwegische Schiffe im karischen Meere. — Der Rouchi-Dialekt. — Die Einwahnerzaht Prags.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg nnd Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 6.

GLOBUS

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künſtlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, ſoweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Römiſche Bilder.

Von **Franz Koppel.**

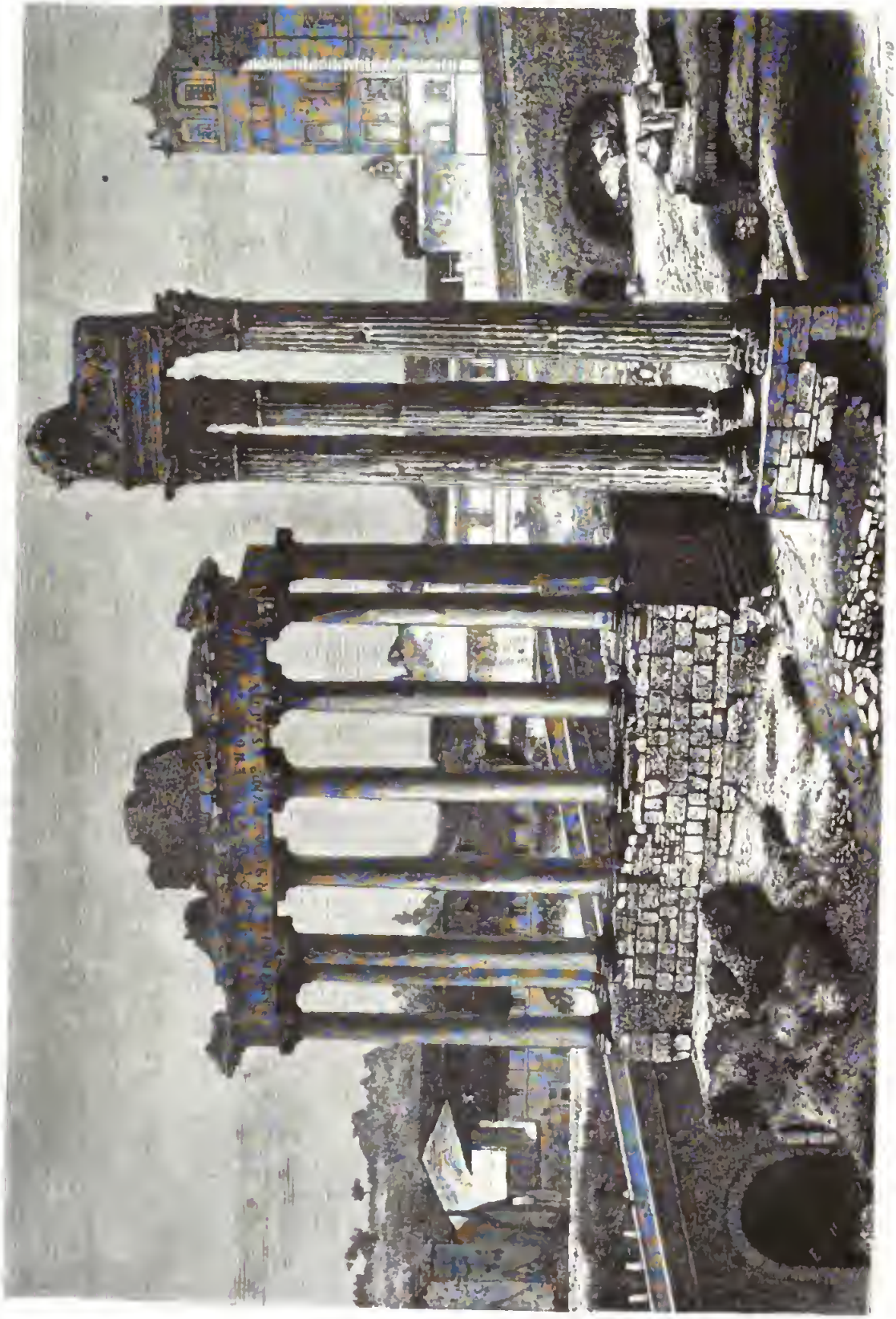
VI.

Vom ſüdöſtlichen Abhange des Capitols bis zum Titusbogen hinüber, am nördlichen Fuße des Palatin, ſind es nur ein paar hundert Schritte, aber ſie führen über den denkwürdigſten Platz der Welt, der vor drittehalb tauſend Jahren anfing ſich zu beleben, um in allen kommenden Jahrtauſenden, ſo lange es Gebildete giebt, nicht wieder vergeſſen zu werden. Es ſind nur ein paar hundert Schritte, aber ſie führen über das alte Forum Romanum, und wohin wir hier unſern Fuß auch ſetzen mögen, da ſtand einſt eine Säule des Ruhmes, glänzte eine Siegestrophäe aus fernen Welttheilen, ſah ein Götterbild hernieder, ſchallte ein geflügeltes Wort, ward eine berühmte That gethan, klang das Ja aber Nein der weltbeherrſchenden Roma. An Umfang war er alſo wirklich nicht groß der ſagengeheiligte Markt der Republik; die Stimme eines gediegenen Redners blieb vernehmlich an allen Punkten, aber es waren die Herztöne des gewaltigſten Staatskörpers der Welt, die hier gehört wurden, und da die großen Gedanken, wie das franzöſiſche Sprüchwort ſagt, aus dem Herzen kommen, ſo empfingen die energiſchen Staatsgedanken, welche die alte Welt regierten, hier ihr eigentliches zähes Leben, im Herzen von Rom, und wurden auf der Spitze des Schwertes hinausgetragen an die Ufer des Rheins, der Donau, des Euphrat und Tigris, des Jordan und des Nil.

Wenn wir heute den troſtlos verödeten Campo vacino überblicken, ſo fragen wir uns mit Recht verwundert, wie denn nur die Tempel und anderen Prachtbauten, deren im Verlaufe der Zeiten Erwähnung geſchieht, hier auch alle Platz finden konnten? Doch überlaſſen wir dieſe Streitfrage gleich von vornherein den Archäologen, die ſchon geraume Zeit und zwar nicht bloß in Rom ſich mit dieſer Frage beſchäftigen, und nehmen wir das Forum nicht, wie es iſt, ſondern wie es in verſchiedenen hervorragenden Epochen war. Vergegenwärtigen wir uns im Geiſte ſeine Anfänge, ſeine bürgerliche Einfachheit, ſeinen republikaniſchen Höhepunkt, ſeine kaiſerliche Ueberladung und ſein langſames Hinſterben in der Zeit der Plünderungen und allgemeinen Barbarei.

Die Entſtehung des Forums gehört ohne Zweifel in die Königszeit, wenn auch ſchon in eine ſpätere Epoche, als die Anlage des Mauerrings durch Servius Tullius. Stadt und Weichbild waren damals ſchon zum Behufe der Aushebung des Fußvolkes in vier Theile oder „Tribus“ eingetheilt: Palatin ſammt Velia (verknüpfender Hügelrücken zwiſchen Palatin und Esquilin); Subura, die Unterſtadt, mit dem Cälius; Esquilin. Dieſe drei alten Stadttheile ſammt dem Capitol hießen die „Berge“ ſchlechtweg im Gegenſatze zu den „Hügeln“, Viminal und Quirinal, die nun als vierte Tribus hinzugefügt wurden. Dies Alles umſchloß die älteſte Mauer.

Bald empfand die wachſende Bevölkerung den Mangel



Am Fuße des Tabulariums. Tempel des Saturn und des Vespasian.

an öffentlichen Plätzen, wie ſie einer Großſtadt nöthig ſind und geziemen. Nun lag aber zwiſchen dem Capitol und dem Palatin ein dauerndes Waſſer, ſo daß der ſtändige Verkehr zwiſchen dem älteſten Stadttheil und der Schirmburg regelmäßig durch eine Fähre vermittelt werden mußte. Dieſen Raum gänzlich zu entwäſſern und die Thalmulde zwiſchen Capitol und Velia der Verſumpfung zu entziehen, war eine der größten techniſchen Aufgaben der römiſchen Königszeit. Die heute noch ſtehenden, aus unverwüſtlichen Quadern zuſammengefügten unterirdiſchen Abzugsgräben gehören freilich der republikaniſchen Zeit an, doch ſind es immerhin nur die weiteren Ausführungen der uralten, ſoliden und gut gelungenen Anlage. Durch ſie nun wurde hauptſächlich die Fläche, welche von der Burg gegen die Stadt ſich ſenkte, trocken gelegt und fortan zum Verſammlungsplatze der Gemeinde — Comitium — erhoben, wozu bisher der capitoliniſche Platz auf dem Capitol ſelbſt gedient hatte. Auf der, wie ein Balcon über der eigentlichen Dingſtätte ſich erhebenden, Burgmauer ſelbſt waren die Plätze für die Rathsmitglieder und die Gäſte der Stadt bei Feſten und Volksverſammlungen. Bald erhob ſich an der linken Seite, vom Capitol aus geſehen, ein eigenes Rathhaus, nach dem Erbauer die hoſtiliſche Curie genannt; das Tribunal der Richter bekam ſeine Stelle daneben, und die älteſte Rednerbühne ward aufgeſchlagen. Die Bedingungen waren gegeben, in der Verlängerung dieſer Dingſtätte gegen die Velia hin entſtand der neue Markt, das Forum Romanum. An ſeiner Weſtſeite, an den Palatin gelehnt, lag das Gemeindehaus mit des Königs Amtswohnung (regia) und der Rotunde des Veſtatempels, der mit ſeinem ewigen Feuer den gemeinſamen Herd von Rom vorſtellte.

Nicht weit davon, jedoch auf der ſüdlichen Grenze, lag ein anderes Rundgebäude, der Tempel der Penaten genannt, deſſen Reſte heute noch die Vorhalle zu San Cosma e Damiano bilden. Auf den Langſeiten des Marktes entſtanden Fleiſcherbuden, Kramläden und Schulgebäude, in der Niederung zwiſchen Aventin und Palatin ward der erſte Rennplatz abgeſteckt, der Embryo des Circus Maximus, und auf der Seite nach dem Fluſſe zu entwickelte ſich der Rindermarkt. So ſah der allgemeine und einheitliche Stadtherd und ſeine Nachbarſchaft damals aus; es drängte ſich natürlich das am dichteſten bevölkerte Quartier rings herum.

Auf dieſem Forum ſpielte ſich die Tragödie der Virginia ab. Denn hier ſtand der Richterſtuhl des Appius Claudius, der ſeine lüſternen Blicke auf die reizende und ſittſame Virginia, Tochter des aus patriciſchem Geſchlechte ſtammenden L. Virginius, geworfen hatte. Um in ihren Beſitz zu gelangen, ließ er durch einen beſtochenen Kläger die Virginia in der Abweſenheit ihres Vaters als das untergeſchobene Kind einer Sklavin zurückfordern. Er ſelbſt wollte ſie dem Kläger als Magd gerichtlich zuſprechen, worauf ſie dann ungeſtraft jeder Mißhandlung preisgegeben werden konnte. Doch Freunde traten dazwiſchen, die Schönheit der keuſchen Jungfrau erregte Theilnahme, der Vater ward heimlich aus dem Lager geholt und der Spruch vertagt. Doch als der von Appius noch mehr angeſtachelte Kläger zum zweiten Mal vom Richter das Mädchen als ſein Eigenthum begehrte, als der tyranniſche und verhaßte Decemvir die Dirne ihm öffentlich zuerkannte und bei dem Murren der Menge in laute Drohungen ausbrach, die Lictoren vorſchickte und eben mit Gewalt ſeinen Willen durchſetzen wollte, da erbat ſich Virginius die einzige Gnade, von der Tochter Abſchied nehmen zu dürfen, trat zu einer der Buden, welche das Forum wie einen Bazar umgaben, nahm ein Meſſer von der Fleiſchbank weg und ſtieß es der Jungfrau in die Bruſt.

Auf dieſem Forum war es auch, wo Marcus Curtius ſich durch ſeine Heldenthat verewigte. Im Jahre 362 vor Chriſtus öffnete ſich hier ganz plötzlich ein Schlund, der nach dem Ausſpruche der Wahrſager nicht eher ſich wieder ſchließen ſollte, als bis Rom ſein höchſtes Gut hineingeworfen. Während noch Alle beſtürzt und rathlos waren, erklärte der heldenmüthige Jüngling, „nichts Beſſeres habe Rom, als Waffen und Tapferkeit,“ legte ſeine volle Rüſtung an, ſtieg zu Pferde und ſprengte mit demſelben in den Abgrund, der ſich ſofort über dieſem freiwilligen Opfer wieder zuthat. — Die ſpäteren Prachtbauten des Forums ſahen wohl Gefangene aller Länder auf der Via ſacra dahinſchleppen, aber ſo einfache Großthaten rein menſchlicher und bürgerlicher Tugend wurden nicht mehr in ihrem Umkreiſe vollbracht.

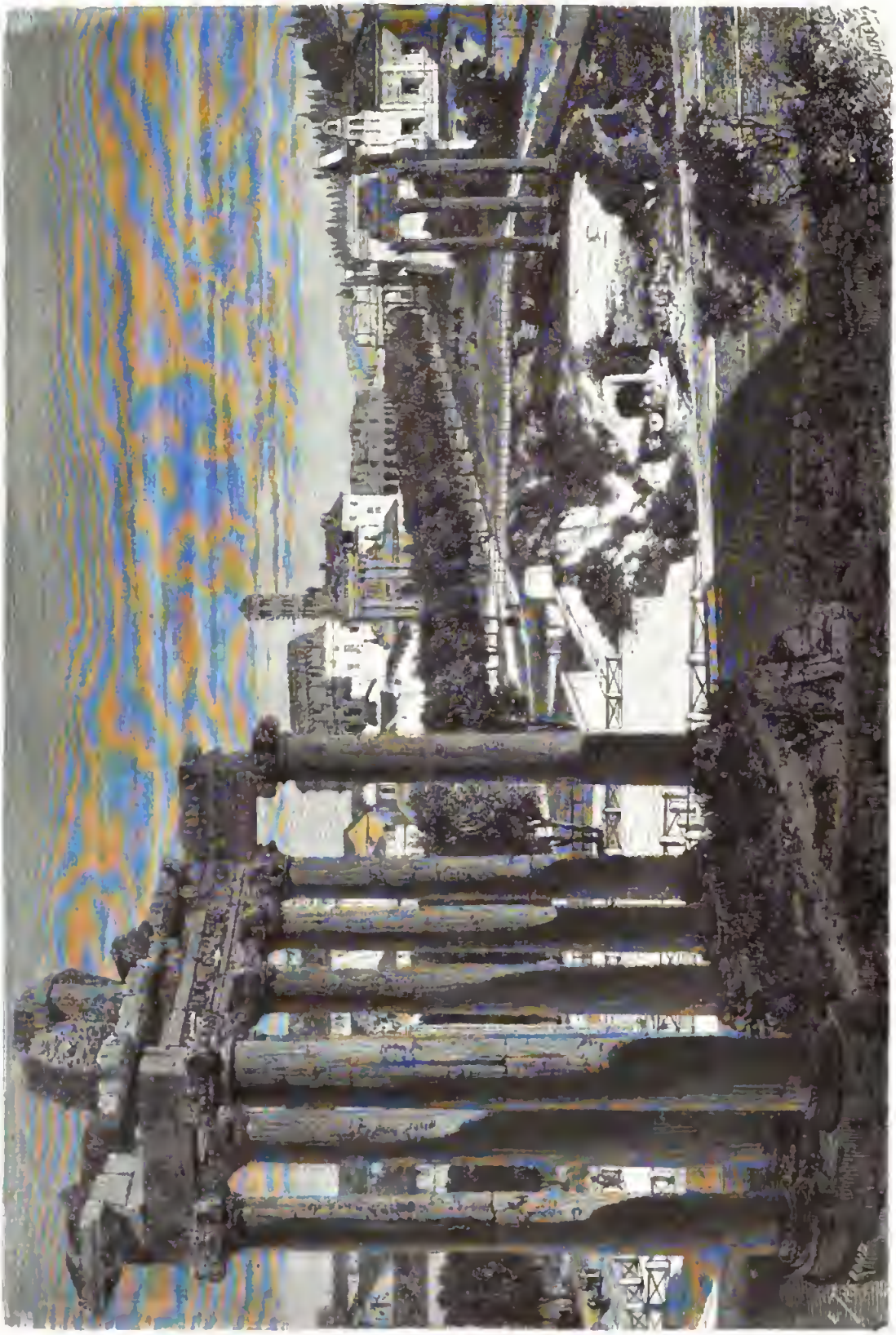
Eine eigentlich neue Epoche für die öffentlichen Bauten Roms und alſo auch für das Forum im weiteſten Sinn machte ſich erſt gegen Ende der Republik geltend, in jener, alle Gegenſätze mehr zur Schau tragenden Uebergangszeit der Triumvirn, am auffallendſten in den Tagen Cäſar's, der dazu berufen ſchien, Rom innerlich und äußerlich umzugeſtalten. Die Stadt war damals, wie ſpäter im tiefſten Mittelalter wieder, ein eigentliches Rand- und Banditenneſt. Kein Menſch wagte ſich ohne bewaffnete Freundesſchaar oder Sklavengefolge auf die Straßen und Plätze heraus. Nirgends war man ſeines Lebens ſo wenig ſicher, als in den auf- und abführenden Gewirr enger, winkeliger Gaſſen, die ſtets voll Schutt und Unrath lagen. In ſchwindelnd hohen, nachläſſig gebauten Ziegelhäuſern war eine unzufriedene Menge untergebracht, die, daran gewöhnt, im Anzug einer Theuerung oder mitten in der Hungersnoth zu ſchweben, ſich ſchnell zu allen Arten öffentlicher Ruheſtörung gebrauchen ließ.

Während die reichen Privatleute ſich jetzt ſchon glänzende Paläſte bauten, mit allem Luxus ausgeſtattet, im Anblick von Kunſtgebilden aus Elfenbein und Marmor ſchwelgten, Gärten und Fiſchteiche beſaßen, vernachläſſigte man die öffentlichen Bauten gänzlich, und ließ in den immer mehr verfallenden Tempeln die alten holzgeſchnitzten Götterbilder nur noch eine traurige Figur ſpielen. Da war es Cäſar, der in das hauptſtädtiſche Bauweſen einen unglaublichen Aufſchwung brachte.

Damals drängte ſich noch Alles auf dem Forum zuſammen, die Bürgerverſammlungen, die Hauptgerichtsſtellen, die Börſe, das tägliche Geſchäft und der tägliche Schlendrian. Das änderte Cäſar weſentlich, indem er für die Verſammlungen die Saepta Julia auf dem Marsfelde, und für die Gerichtsverhandlungen das Forum Julium zwiſchen Capitol und Palatin anlegen ließ.

Auf dieſe Weiſe ſchaffte er auf dem Forum Romanum den Raum zu größeren Triumphzügen, für neue Tempel, Siegesbogen und Ehrenſäulen. Auf ſeine Anregung entſtanden die großartigſten Entwürfe zu einem neuen Rathhaus, prachtvollen Bazaren, einem neuen, das pompejiſche überſtrahlenden Theater, einer lateiniſchen und griechiſchen Staatsbibliothek, wie die vor Kurzem zu Grunde gegangene, zu einem Rieſentempel des Mars und dergleichen mehr; ja der unermüdliche Imperator wollte ſogar den Tiberſtrom ableiten, um im Herzen Roms Raum zu gewinnen für noch andere Prachtbauten.

So ward die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Aeußerlichkeiten gerichtet, die gierige Vergnügungsſucht des Volkes täglich geſteigert und täglich befriedigt durch öffentliche Spiele, und unvermerkt blieben die Zügel der Regierung in den Händen der Triumvirn und Dictatoren, die bald anfingen, ſich Imperatoren zu nennen und damit der Republik auch formell ein Ende zu machen. Jetzt nahm Rom zu an Bequemlichkeit und Herrlichkeit, ſowie an Knechtſchaft, und wenn zuletzt das Rom der Republik eine Räuberhöhle ſchien,



Anſicht des Campo Vaccino (Forum Romanum).

Digitized by Google

aber dabei doch eine, die ſagen konnte, „der Staat, das bin ich,“ ſo war das Rom der Monarchie, abwohl mit vielen Koſtbarkeiten aus drei Welttheilen geſchmückt und in Gold und Marmor ſchimmernd, doch „nichts Anderes mehr im Staate, als das Königsſchloß in Verbindung mit dem Armenhaus, das heißt ein nothwendiges Uebel.“

Denn die Kaiſer fügten zu dem Forum Romanum, frühern Reſidenz des freien Volkes, nun ihre eigene Reſidenz hinzu, die Cäſarenpfalz, die palatiniſche Burg. Schon Auguſtus ſuchte auf dem Capitol nur das Vorhandene zu erhalten oder zu verſchönern, doch neue Werke ließ er dort nicht in Angriff nehmen. Dagegen geſtalteten er und ſeine Nachfolger das Forum, welches nun ſeinen eigentlichen Begriff gänzlich zu verlieren anfing, vollſtändig um, indem ſie ſo viel Monumente, als nur immer Platz hatten, dort aufzurichten ſich bemühten. Und da es doch zuletzt an Raum gebrach, und die überhandnehmende Blaſirtheit ſich darin gefiel, den Platz mehr und mehr als Tradition zu betrachten, an der man nichts mehr zu ändern beliebte, ſo ſtellten die Cäſaren andere überſchwänglich ausgeſtattete Plätze ihm an die Seite, als Gedächtnißſtätten ihrer Herrſchaft. So entſtanden die Kaiſerfora des Auguſtus, Nerva, Domitian, und das vor Allen berühmt gewordene des Trajan.

Fries vom Tempel der Concordia.

In ihm gipfelte die kaiſerliche Pracht, wie die Cäſarenmonarchie überhaupt in Trajan ihren Zenith erreichte. Hadrian ermöglichte es noch, den größten Tempel der Stadt, das Doppelheiligthum der Venus und Roma mit ſeinem von Goldziegeln ſtrahlenden Dach dicht an die Via ſacra zu ſetzen, mitten ins Herz von Rom, an das äußerſte Südende des alten Forums. Wer nun vom Rieſenamphitheater der Flavier, die heilige Straße entlang, durch den Titusbogen, am Palatin vorbei, über das Forum Romanum, beim Capitol einbiegend die Kaiſerfora hindurchwandelte, der überſah jene wunderbare Welt von ſtatuengeſchmückten Tempeln und Säulenhallen, wo, nach den Worten Claudian's, „der Blick ſtumpf wurde von den Flammen des Erzes und ſtrömendem Gold.“

Doch dies Alles ſank in Schutt und Staub. „Haeret vox et singultus intercipiunt verba dictantis. Capitur urbs quae totum cepit orbem,“ ſo rief der alte Hieronymus, der ſelbſt in Rom gelebt und geliebt hatte, aus, und dieſe mitleidige Klage um das alte Rom, ſowie ſeine Wehmuth über die Nichtigkeit aller irdiſchen Größe drängt ſich noch heute Jedem auf, der vom jetzigen Clivus Capitolinus aus die ſtaubbedeckte Wiege der Weltherrſchaft überblickt.

Aber die Stimmen des Fremdenhaſſes unter den Geſchichtſchreibern oder Archäologen wollen wir füglich überhören; wir wiſſen es beſſer jetzt; nicht die Gothen, nicht die Vandalen haben, wenngleich Rom mit Feuer und Schwert erobernd und behauptend, die Denkmäler dem Erdboden gleich gemacht und die Statuen zerſchlagen, dies haben principes inter pares zumeiſt die Römer gethan, non barbari, sed Barberini.

Es iſt eine geſchichtliche Thatſache, daß Theodorich, der Gothenkönig, die Denkmale und plaſtiſchen Kunſtſchätze Roms, für welche er eine wahrhaftige Pietät an den Tag legte, durch Edicte zu ſchützen ſuchte. Allein die Entartung und Barbarei der Römer war ſchon auf einen ſo bedenklichen Grad geſtiegen, daß die ſchärfſten Strafandrahungen nicht hinreichten, ſie von der gemeinſten Plünderung ihres öffentlichen Eigenthums abzuſchrecken. Sie ſchlugen Statuen entzwei, um ſie des Metallſchmuckes zu berauben, ſie riſſen die Platten von Goldblech von den Wänden, ſie ſtahlen die Dachziegel und brachen die Klammern aus den Fugen der Gebäude. Ein ſolches demoraliſirtes Diebsgeſindel befand ſich aber bei ſeinem vom Norden hereinbrechenden Kernvolk, es wuchs und gedieh nur auf dem ureigenen Boden des mittelalterlichen Roms.

Im zehnten Jahrhundert, als Otto der Dritte ſich Rom unterworfen hatte, gewährte das Forum ſchon einen unſäglich traurigen Anblick. Der Tempel der Venus und Roma tief verfallen, nur die rieſigen Manalithe von blauem Granit ſtanden noch unverſehrt, ein hinreißender Anblick. Unüberſteiglicher Schutt deckte die Stufen zu den Tempeln und Baſilken, zahlloſe Trümmer von Säulen, Architraven lagerten überall wie verſteinerte Larven in wunderlichem Gemiſch. Zwiſchen dem berühmten Tempel der Concordia, wo Cicero einſt donnernde Reden hielt, und dem Severusbogen, der zugleich als Glockenthurm diente, war eine Kirche entſtanden, die dem heiligen Sergius und zugleich dem heiligen Bacchus geweiht war. In ſolcher Bigamie von Heidenthum und Chriſtenthum haben viele kirchliche Monumente Roms lange Zeit verharrt. Neben den Reſten der Baſilika Julia erhob ſich der damals ſogenannte Tempel des fürchterlichen Catilina und die Kirche S. Antonio, wo heute zur S. Maria Liberatrice, zur Befreierin von den Qualen der Hölle, gebetet wird. Denn die Stätte, worauf ihre Kirche ſich erhebt, hieß der Infernus, auch Lacus Curtius; er befindet ſich über dem Schlunde, in welchen der edle Römer ſich zur Rettung des Vaterlandes hinabgeſtürzt haben ſoll. In einer von bronzenen Thüren verſchloſſenen Höhle lag daſelbſt der Drache, welchen der heilige Sylveſter erſchlug. Am mamertiniſchen Gefängniſſe lag die Statue des Flußgottes Marforio. In welchem Zuſtande ſich die Tempel des Saturn und des

Veſpaſian, zwiſchen denen der alte Clivus Capitalinus hinaufführte, damals beſanden, blieb ungemeldet, das Capitol ſelbſt, deſſen Wände mit Glas und Gold bedeckt geweſen, lag in immer noch ehrfurchtgebietendem Verfall.

So am Ende des erſten Jahrtauſends.

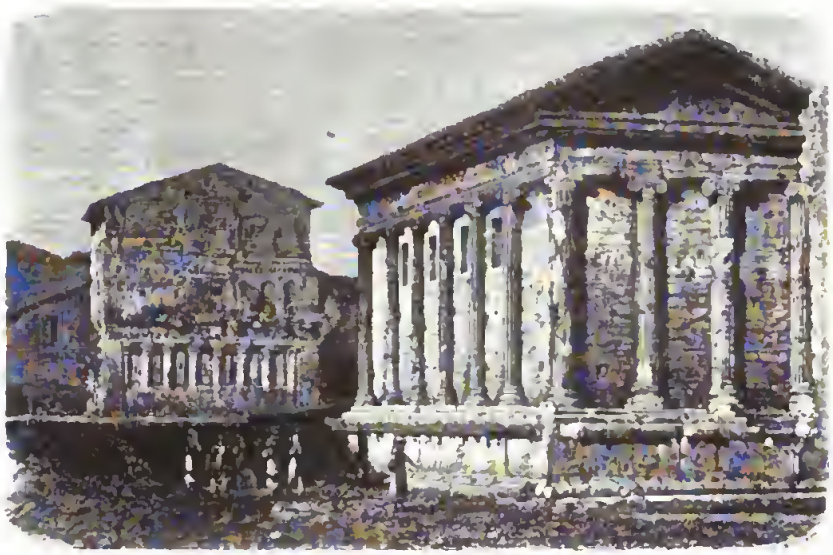
Die folgenden Jahrhunderte ließen es nicht an Zerſtörungen fehlen; die Kirchengewalt drückte gern alles Heidniſche nieder, ſie plünderte die werthtragenden Denkmale, ſchmückte ihre Baſiliken damit, anathematiſirte den Ort, wo ein heidniſcher Cultus geblüht hatte, und nahm dann mit Weihwedel und Weihrauch zum Zweck chriſtlicher Religionsübung Beſitz von dem Reſt.

Die Prachtliebe der Päpſte aus der Renaiſſancezeit verſchmähte es trotz des gerühmten Verſtändniſſes für die Antike keineswegs, gerade ſo und wo möglich noch ſchlimmer zu verfahren. Mußten doch ſelbſt Raphael und Michel Angelo, gewiß mit Widerwillen, das Alte vielfach und als Material zu Neubauten benutzen.

So können wir uns in Gedanken die Uebergänge von der Blüthezeit der höchſten Pracht des Forums bis zum letzten Standpunkte ſeiner traurigen Verlaſſenheit leicht vermitteln. Es war die Zeit, da ſich keine menſchliche Seele mehr um die Ruinen Roms zu bekümmern ſchien, und auf dem Campo vaccino haushoch über dem alten Pflaſter nur die Büffelkarren aus der Campagna ſchwerfällig hin- und herrollten.

Erſt in neueſter Zeit, ſeitdem der Sinn für claſſiſche Studien zum zweiten Mal nachhaltig erwacht iſt, haben Ausgrabungen ſtattgefunden, und neben der Alles beſiegenden Macht der Zerſtörung macht ſich freilich viel zu ſpät auch eine erhaltende Tendenz auf dem ehemaligen Forum Romanum geltend. Es gelingt ihr kaum, unſere Wehmuth zu mindern, wenn wir den heutigen Schauplatz überblicken.

Unſere Abbildungen zeigen uns noch auf hohem Unterbau acht Säulen mit ziemlich erhaltenem Architrav; es ſind die Reſte des Saturnustempels, in welchem der Staatsſchatz der



Tempel der Fortuna virilis.

Republik aufbewahrt wurde. Die drei cannelirten Säulen daneben gehörten einſt zum Tempel des Veſpaſian; zwiſchen beiden Ruinen führte der alte Clivus empor. Im Hintergrunde rechts ſehen wir einige elende Trümmer vom Concordientempel. (Die kleine Abbildung zeigt ein ziemlich erhaltenes Stück vom Geſimſe deſſelben, wie ſolche im Portikus des Tabulariums aufbewahrt werden.) Schauen wir vom Saturnustempel auf den Campo vaccino hinunter, ſo haben wir ein Feld neueſter Ausgrabungen vor uns, welche den Fußboden der Baſilica Julia bloßgelegt haben. Im Hintergrunde ſtehen drei Säulen vom Dioskurentempel; ſie gehören zu den ſchönſten Zeugen verſunkener Pracht, auf welche die Sterne herniederſchauen.

Zwiſchen den Säulen des Saturnusheiligthums (vorn links), aber kaum zu erkennen, erhebt ſich die dem Severusbogen gegenüberſtehende Phocasſäule. Dieſe „colonna infame“ des griechiſchen Kaiſerthums wurde im Jahre 608 von dem Exarchen Smaragdus aufgeſtellt. Der letzte öffentliche Schmuck des antiken Roms, der ſchon unter Ruinen und mitten in der Bedrängniß durch die Longobarden aufgerichtet wurde, mußte das Standbild eines liederlichen, mißgeſarmten, byzantiniſchen Tyrannen ſein. Durch ein grauſames Spiel des Zufalls blieb gerade dieſe Säule, die Zeugniß giebt von der Schande Roms, erhalten und ſteht noch heute auf dem geweihteſten Fleck römiſcher Erde, während ringsum ſo viele herrliche Werke, die von Roms Macht und Größe erzählen könnten, ſpurlos verſchwunden, unter Schutt und Moder begraben ſind.

Ein Beſuch in der Alterthumsſammlung zu Neuſtrelitz.

Parchim in Mecklenburg im December.

Als ich im vergangenen Sommer Neuſtrelitz beſuchte, erfuhr ich, daß der Archivrath Maſch ſich dort befinde, um die „Alterthumsſammlung“ neu zu ordnen, und daß er ſoeben ſeine Aufgabe vollendet habe. Er war freundlich bereit, uns die Alterthümer zu zeigen und Erläuterungen zu geben.

Wir begaben uns nach dem Collegiengebäude, wo im untern Geſchoſſe die Alterthümer aufgeſtellt ſind. Bevor der Archivrath erſchien, beſahen wir vorläufig die ebenfalls dort untergebrachte Privatſammlung des Medicinalraths R., welcher gerade gegenwärtig war und uns gern die Schränke öffnete. Mir fielen ſogleich einige römiſche Alterthümer, die in Mecklenburg gefunden worden ſind, in die Augen. Außer einigen römiſchen Lampen von der gewöhnlichen Form bemerkte ich eine ziemlich große Agatgemme, welche vor längeren Jahren auf dem Mirower Felde in einem Lehmklumpen entdeckt worden war. Man ſieht auf derſelben vier römiſche Krieger auf ſcheuen und ſtürzenden Roſſen. Vom Himmel regnet Feuer. Rechts oben ſteht eine dicke Wolke, links unten ein Baum, deſſen Aeſte herabſtürzen, und auf der entgegengeſetzten Seite befindet ſich ein Gewäſſer, zu welchem eine weiße Ader im Stein benutzt worden iſt. Der verſtorbene Profeſſor Schröter in Roſtock glaubte hierin die Rettung des Kaiſers Antonius im Quadenkriege zu erkennen. Ein Gewitter, das ſich in Folge der Gebete eines ägyptiſchen Magiers entlud, erquickte, nach der Erzählung des Caſſius Dio, die eingeſchloſſenen Römer und verbreitete Verderben unter den Feinden. Nach anderer Erzählung war es aber kein heidniſcher Prieſter, ſondern es waren die im Heere dienenden Chriſten, deren Gebet das Wunder bewirkte. Auf der Antoninsſäule in Rom iſt dieſe Begebenheit dargeſtellt, doch ſcheint der Künſtler der Frage, ob der heidniſche Merkur oder der Chriſtengott das Heer gerettet, abſichtlich aus dem Wege gegangen zu ſein, denn er hat den Dämon des Südwindes abgebildet, von deſſen Haupt und Armen die Fluthen herabſtrömen.

Mir war Schröters Erklärung von früher her bekannt, und deshalb betrachtete ich den Stein mit beſonderem Intereſſe, muß indeſſen geſtehen, daß ich keine rechte Uebereinſtimmung weder mit der Darſtellung an der Antoninsſäule, noch mit den Erzählungen der Hiſtoriker fand. Mich erinnerte das Bild weit mehr an den Bericht, welchen Livius vom Ende des Romulus giebt: „Als Romulus eine Muſterung des Heeres auf dem Marsfelde am Ziegenteiche hielt, brach plötzlich ein Ungewitter unter großem Krachen und Donnerſchlägen aus, und eine Regenwolke verhüllte den König ſo dicht, daß ſie ihn den Augen der Verſammelten entzog. Und nicht mehr war von jetzt an Romulus auf Erden.“ — Doch ich überlaſſe die Entſcheidung hierüber den gelehrten Archäologen. Jedenfalls iſt die Gemme, abgeſehen von dem Intereſſe, das ihre Auffindung auf mecklenburgiſchem Boden erweckt, auch an und für ſich von Bedeutung, und verdiente wohl eine genauere Unterſuchung.

Nicht minder merkwürdig erſchien mir eine daneben liegende, aber bedeutend kleinere Agatgemme. Dieſe wurde neben angelſächſiſchen Münzen, arabiſchen Dirhems, ſilbernen Ringen, Ketten und dergleichen ebenfalls in Mecklenburg gefunden. Was von Metall war, iſt von den Findern ſogleich eingeſchmolzen worden, wie dies leider nur allzu oft geſchieht, und nur die Gemme blieb glücklicherweiſe erhalten. Auf derſelben iſt in Gold der ſiebenarmige Leuchter des Tempels zu Jeruſalem abgebildet, wie man ihn im Relief am Triumphbogen des Titus zu Rom ſieht. Um das Bild zieht ſich eine hebräiſche Inſchrift, welche verdeutſcht lautet: „anzuzünden die Lichter des Sabbath“.

Wir wallten uns eben zu den germaniſchen und wendiſchen Alterthümern wenden, den Urnen, Armringen, Schwertern, Spangen, Spindelſteinen u. ſ. w., als der Archivrath eintrat. Wir begaben uns deshalb nach dem vordern Zimmer zurück, wo die Steingeräthſchaften aufgeſtellt ſind, und hier begann er folgendermaßen.

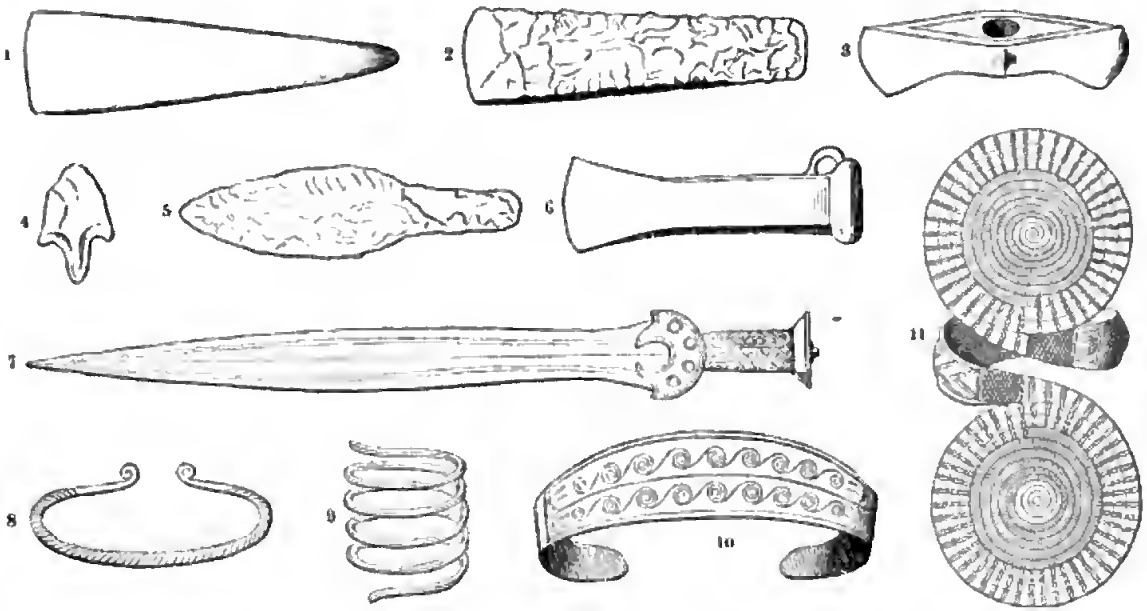
„Wenn wir uns über die Anfänge der Cultur in unſerm Lande unterrichten wollen, ſo finden wir uns ausſchließlich auf das Material angewieſen, welches die Gräber der Vorzeit darbieten. Man unterſcheidet da erſtens die Urgräber oder Hünengräber, welche die Form eines Oblongums haben, mit großen Granitpfeilern umſtellt und im Oſten mit rieſigen Granitplatten bedeckt ſind. Dieſe Gräber haben oft eine Länge von 120 bis 160 Fuß. Alle Geräthſchaften und Waffen, welche ſich in denſelben vorfinden, ſind aus Stein gearbeitet. Man ſchreibt die Hünengräber einem untergegangenen Fiſcher- und Jägervolke zu, das mit den heutigen Lappen am nächſten verwandt war. Die zweite Art ſind die in Mecklenburg ſehr zahlreich vorhandenen Kegelgräber, welche die Form kreisrunder Hügel haben, mitunter ſehr niedrig ſind, öfter auch bis zur Höhe von 25 und 30 Fuß ſich erheben. In dieſen Kegelgräbern, welche man für Denkmäler der alten Germanen hält, finden ſich ausſchließlich Gegenſtände von Bronze und Gold. Die dritte Claſſe endlich ſind die Wendengräber, langgeſtreckte, aber unſcheinbare Erhebungen des Bodens, wo unter einer geringen Erdſchicht die Graburnen maſſenhaft eine neben der andern ſtehen. In den Wendengräbern finden wir vorzugsweiſe Eiſen und Silber. Dieſe Eintheilung iſt zwar in neuerer Zeit angegriffen worden, namentlich hat ſich mein Freund Lindenſchmit in Mainz dagegen erklärt, trotzdem aber halte ich es für das Beſte, bei der alten Weiſe zu bleiben.“

„Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen,“ ſo fuhr der Archivrath fort, „wollen wir zum Einzelnen übergehen. Graburnen aus den Hünengräbern haben wir in unſerer Sammlung leider gar nicht; ſie ſind überhaupt ſehr ſelten. Was Sie dort, über den Steinſachen, von Urnen aufgeſtellt ſehen, gehört der ſpätern Zeit an, und ich habe ſie nur deshalb darthin gebracht, weil Platz da war und weil ſie hübſch ausſehen. Deſto größere Auswahl haben wir von Steingeräthſchaften. Das einfachſte Werkzeug iſt der Keil, der bald von Grünſtein oder Serpentin verfertigt wurde und dann glatt polirt iſt (Figur 1), bald von Feuerſtein mit rauher Oberfläche (Figur 2). Der Keil iſt das vielſeitigſte Werkzeug, denn man kann ihn auch als Meißel, als Beil, Meſſer, Waffe, kurzum faſt zu jedem Zwecke verwenden. Ein Fortſchritt in der Cultur iſt es bereits, wenn man das Steinwerkzeug durchbohrt, entweder an der einen Seite oder in der Mitte, um einen hölzernen Stiel hindurchſtecken zu können. Dann entſtehen die ſogenannten Streitäxte und Hämmer (Figur 3), die oft recht zierlich gearbeitet ſind. Namentlich erregt die ſchöne Politur und die Sorgfalt und Genauigkeit, mit der das kreisrunde Loch gebohrt iſt, unſer gerechtes Erſtaunen.“

Wir wurden auf einige noch unvollendete Geräthſchaften

aufmerkſam gemacht, an denen man die Methode des Durchbohrens deutlich zu erkennen vermag. Auf beiden Seiten war eine trichterförmige Vertiefung eingebohrt, aber die Mitte des Steines noch nicht durchbrochen. Ein anderer Stein, bei dem erſt eine ringförmige Vertiefung zu ſehen war, ließ auf ein noch mehr vervollkommnetes Verfahren ſchließen. Einige Exemplare wiederum legten Zeugniß ab von der Sparſamkeit ihrer ehemaligen Beſitzer; Streitäxte nämlich, die an der Stelle des Loches abgebrochen waren und neben dieſer Stelle noch ein zweites Loch erhalten hatten, ſo daß das verkleinerte Werkzeug wenigſtens als Hammer hatte weiter benutzt werden können. Wir ſahen auch verſchiedene Werkzeuge aus Feuerſtein, Lanzenſpitzen, Pfeilſpitzen (Figur 4), Meſſer (Figur 5), Sägen und dergleichen; ſämmtlich ſo geordnet, daß man von dem Fortſchritt in der Technik ſich bequem unterrichten konnte. Ich hatte früher einmal gehört, daß Feuerſteine, welche tief aus der Erde hervorgeholt werden, noch weich ſind und ſich leicht bearbeiten laſſen, und äußerte dieſe Anſicht. Der Archivrath meinte jedoch, er habe alle Feuerſteine ohne Unterſchied ſtets von gleicher Härte gefunden, und glaube, daß nur durch ſucceſſives Abklopfen von Splittern der rohe Feuerſtein in die gewünſchte Form gebracht worden ſei. Hierbei habe man ſich runder, fauſtgroßer Feldſteine bedient, von denen er uns einige vorwies.

Wir kamen dann zum Inhalte der Kegelgräber. Zunächſt zeigte uns unſer Führer die zahlreichen Grabgefäße, welche völlig den altitaliſchen Graburnen gleichen. Die größeren dienten zur Aufnahme der Gebeine, in den kleineren findet ſich fettige Aſche neben vereinzelten Knochenſtücken. Von den Bronzeſachen war der größere Theil mit dem ſchönen grünen Roſt überzogen, der an antiken Bronzen von jeher hoch geſchätzt worden iſt; einzelne Gegenſtände aber ſahen noch ſo friſch und neu aus, als wären ſie vor Kurzem



erſt angefertigt worden. Dieſe letzteren Gegenſtände ſind aber alle im Torfmoore gefunden worden, in dem ſich die Bronze Jahrtauſende lang völlig unverſehrt erhält.

Was nun die Geſtalt der in den Kegelgräbern gefundenen Gegenſtände betrifft, ſo waren wir ſchon im Voraus aufmerkſam gemacht worden auf die durchweg edelen, aber auch ganz eigenthümlichen Formen, durch welche die ſogenannte Bronzeperiode genau charakteriſirt iſt, und ich empfing in der That den Eindruck, als wenn ich es mit griechiſchen Alterthümern der Homeriſchen Zeit zu thun hätte. Beſonders fielen mir die metallenen Diademe auf (Figur 10), wie ſie an griechiſchen Statuen von Göttinnen und Königinnen oft vorkommen, und die auch Homer unter verſchiedenen Namen erwähnt. Sie waren von allen Arten vorhanden, theils in vollſtändiger Kreis- oder Reifform und hinten mit einem Doppelhaken oder ſauber gearbeiteten Scharnier geſchloſſen (stephanos), theils den Hinterkopf freilaſſend (stephane), theils auch als einfache Metallplatte, bloß zum Stirnſchmucke dienend (ampyx). Die gewöhnlichen Verzierungen dieſer Diademe und der meiſten anderen Gegenſtände waren Zickzacklinien und Spiralen, genau ſo wie man ſie im Schatzhauſe des Atreus zu Mykene an einem Säulenfuße und an anderen Marmorfragmenten ſieht. Ich erfuhr, daß dieſe Diademe von völlig antiker Form ſich vorzugsweiſe in Mecklenburg finden, dagegen in Süddeutſchland gar nicht vorkommen. Die ſpiralförmigen Armringe und Fingerringe ferner (Figur 9) erinnerten mich an Homer's Erzählung von Hephäſtos, der in der Grotte der Thetis unter anderen Schmuckſachen für die Göttinnen auch elaſtiſche Spiralen ſchmiedet. In einem Paar ſchöner goldener Fingerringe dieſer Art erkannten wir alte Bekannte wieder. Sie waren ehedem beim Ausbaggern der Havel gefunden worden; mein Schwiegervater hatte ſie den Arbeitern das Stück für einen Louisd'or abgekauft und an die Alterthumsſammlung abgeliefert. Zahlreicher noch als dieſe elaſtiſchen Spiralen waren die Spiralplatten, die theils als Handbergen den Unterarm beim Kampfe ſchützten (Figur 11), theils in kleinerem Maßſtabe als Fingerringe benutzt wurden; andere, welche mit einem Bügel und einer Nadel verſehen waren, dienten als Spangen, und dieſe waren zum Theil von ſehr beträchtlicher Größe. So mögen wohl jene alterthümlichen Spangen zu denken ſein, die Hephäſtos bei der Thetis ſchmie-

dete, und wenn Böttticher in ſeiner Tektonik der Hellenen die Ringe am dariſchen Säulenhalſe für eine Nachahmung jener vorher erwähnten eloſtiſchen Spiralringe erklärt, ſo wird es wohl auch erlaubt ſein, bei den Schnecken des ioniſchen Capitäls on eine Nachbildung dieſer Spiralplotten zu denken. Auch Anderes noch erinnerte mich an griechiſche Architektur. Bei den ioniſchen Säulenfüßen iſt mitunter der ſogenannte Torus, der ſich wie ein dicker Ring um die Säule legt, nach der Aehnlichkeit ſeiner zu einer Rundſchnur zuſammengedreheter Stränge gebildet. Genau ſo ſind die metallenen Halsbänder der Kegelgräber (Figur 8), und bei einzelnen zumal war mir die vollſtändige Uebereinſtimmung mit jenem griechiſchen Ornamente höchſt überraſchend.

Von griechiſcher Form waren ferner ouch die Waffen. Die Homeriſchen Helden trugen bekonntlich kurze, zweiſchneidige, am Griffe mit ſilbernen Nägeln oder Nieten verzierte Schwerter, und gonz dieſelben finden ſich auch in den Kegelgräbern (Figur 7), nur daß hier die Niete nicht von Silber ſind, weil dieſes Metall in der deutſchen Bronzezeit überhoupt nicht vorkommt. Die kurzen, breiten Dolche zeigten gleichfalls antike Formen. Bei anderen Gegenſtänden, Pfeilen, Lanzenſpitzen, Scheermeſſern, Pincetten und dergleichen war die Aehnlichkeit weniger auffallend, weil hier der Zweck des betreffenden Inſtrumentes keine weſentlichen Abweichungen in der Form geſtattet; bei den früher erwähnten Gegenſtänden jedoch erregten die griechiſchen Formen, welche doch nicht dem bloßen Zufall zugeſchrieben werden können, mein Erſtaunen, und ich äußerte dies auch gegen den Archivrath. Dieſer aber meinte, an eine Einführung ouf dem Wege des Handels ſei ſchwerlich zu denken, denn alle jene Gegenſtände ſeien im Lande ſelbſt verfertigt worden; man habe noch an mehreren Orten Gußſtätten mit Schmelztiegeln und Klumpen von Gußerz gefunden und daneben vielerlei fertige Geräthſchaften und Schmuckſachen, aber alle von verſchiedener Geſtalt. Uebrigens ſei die Verwandtſchaft mit Griechenland nicht auf die Form allein beſchränkt, ſie erſtrecke ſich auch auf das Materiol. Die geiechiſche und mecklendurgiſche Bronze beſtehe nämlich nur aus Kupfer und Zinn, etwa im Verhältniſſe von 9 zu 1, während die römiſche Bronze und die in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen gefundene auch noch Zink und Blei enthalte. Uebrigens, fügte er hinzu, hoben wir auch in der Bronzezeit eine ſpecifiſch deutſche Waffe, die keine Aehnlichkeit mit den Waffen der ſüdeuropäiſchen Völker hat, nämlich die von Tacitus geſchilderte Framea. Dabei zeigte er uns einige ſchwere, meißelförmige Lanzenſpitzen (Figur 6). Dieſe konnten ſowohl zum Stoße wie zum Wurfe gebraucht werden, und in dem kleinen Henkel in der Nähe des Schaftloches wor ein Riemen befeſtigt, an dem mon den Speer nach einem Wurfe wieder zurückziehen konnte. In mehreren Gräbern hat man dieſe Framea neben der beſtatteten Leiche noch vollſtändig gefunden, mit dem eichenen Schafte von 3 bis 4 Fuß Länge und dem ledernen Riemen.

Wir wandten uns dann zu den Eiſengeräthſchaften, der Ausbeute der Wendenkirchhöfe. „Hier," ſagte unſer Führer, „ſieht Alles gleich viel moderner, aber auch weit roher und plumper aus. Von den edelen und eigenthümlichen Formen der Bronzezeit iſt weder an den Urnen, noch an den Waffen und Geräthſchaften etwas zu bemerken; es fehlen die Frameä, die Handdergen, die Spiralringe, die Spangen mit Spiralplatten, die kurzen zweiſchneidigen Schwerter und Dolche. Dafür treten gerade, einſchneidige Schwerter aus Eiſen auf; große hutförmige Schildbuckel, modern geformte Meſſer, Lanzen, Pfeile, Schilde, Streitäxte, Ringe, kleine Bruſtſpangen mit dünnen Nadeln, Kämme aus Knochen, Schnallen u. ſ. w., kurz, lauter Gegenſtände, welche der Erklärung nicht bedürfen, weil ihre Formen allgemein bekannt ſind. Die Prillwitzer Götzen endlich mögen Sie ſich allein anſehen und ſelbſt entſcheiden, ob dieſelben echt oder unecht ſind."

Wir gingen alſo zu dem Schranke, wo dieſe vielbeſprochenen Götzenbilder aufgeſtellt ſind, — eine zahlreiche, aber ſchanderhafte Geſellſchaft, und noch dazu von dunkler Herkunft. Ein Kupferſchmied will ſie bei Peillwitz, auf der Stätte des alten Rhetra, des Hauptheiligthums der Wenden, gefunden haben. Als ſie ihm gut bezahlt wurden, hat er alsbald noch eine zweite Lieferung nachgebracht, die aber jedenfolls unecht iſt; hier ſcheinen ihm Bilder auf alten Ofenkacheln als Modelle gedient zu haben, und merkwürdigerweiſe ſind dieſe auch ſämmtlich platt auf der Rückſeite, als wären es abgefägte Reliefs. Die erſte Reihe iſt jedoch von namhaften Forſchern, wie Jakob Grimm, für echt erklärt worden, ſchon allein wegen gewiſſer Eigenthümlichkeiten der darauf befindlichen wendiſchen Runen, von denen ein einfacher Kupferſchmied keine Kenntniß haben konnte. Man erzählt übrigens auch, der Entdecker habe nicht kupferne, ſondern goldene und ſilberne Götzenbilder gefunden, dieſe aber eingeſchmolzen, nachdem er ſie in Kupfer nachgebildet. Ich gebe dieſe Sage, ohne irgend welche Bürgſchaft dafür übernehmen zu können.

Je näher ich mich von dem Reichthum und dem Werthe der Sammlung überzeugte, um deſto mehr mußte ich bedauern, daß dis jetzt auch noch nicht einmal die merkwürdigſten Stücke publicirt worden ſind. Als ich einige Wochen früher das Centralmuſeum in Mainz beſuchte*), fond ich dort zohlreiche Abgüſſe nicht nur von den Alterthümern der Schweriner Sammlung, ſondern auch manches andere weit kleinere Muſeum war dort vertreten; nur von der Strelitzer Sammlung fand ſich dort noch abſolut gar nichts vor, ein Beweis, daß ſie noch viel zu wenig gewürdigt wird. Ich äußerte mich in dieſem Sinne gegen den Archivrath, und dieſer erzählte mir, daß mon früher einmal eine Publication begonnen habe; etliche lithographiſche Plotten ſtanden auch noch in einer Ecke, das Unternehmen ſei aber nicht zu Ende geführt worden. Hoffen wir, daß es bald geſchehe!

Dr. L. G.

*) Ein Denkmal des Ruhmes, welches Lindenſchmit ſich geſtiftet hat. A.

Dr. Nachtigal's Bericht über ſeine Reiſe von Murſuk zu den Tibbu Reſchade in Tibeſti.

Vierte Abtheilung (Schluß).

Am nächſten Morgen, dem 7. Auguſt, erreichten wir die höchſte Höhe des Gebirges. Wir brachen erſt um 7 Uhr auf, hatten in mehrſtündiger Entfernung ſüdöſtlich von uns einen kleinen Höhenzug mit zackigen, ſcharfkantigen Formen, Emi Su genannt; öſtlich von uns, circa eben ſo weit, lag Emi Tomortu, eine kurze Berg- oder Felskette, und in 360 Grad thronte der mächtige Kegel Emi Timi, vielleicht noch dem Tuſidde der höchſtgelegene und imponirendſte Berg Ti-

beſtis. Wenn auch unſere Richtung mannichfach variirte, war unſere Durchſchnittsrichtung doch 50 Grad. Um 8 Uhr wurde die Gleichmäßigkeit des Terrains etwas unterbrochen durch eine Einſenkung mit zahlreichen, abgerundeten Kalk- und Thonhügeln. Wir verließen ſie, um in das Bett des Enneri Nemagaiyaska hinabzuſteigen, der ſich hier von Südweſt nach Nordoſt gegen den Enneri Iſotui hin erſtreckt, deſſen Nebenfluß er iſt. Der Iſatui ſelbſt führt ſein Waſſer dem Enneri Bardai zu. Aus dem genannten Flußbette aufſteigend, erblickten wir öſtlich vom Wege die Felskette Emi Soſo, und in 70 Grad vor uns Emi Dochanu, einen ſpitzen Bergkegel, der eine bis zwei Stunden entfernt ſchien. In weiterer Ferne war der öſtliche Horizont durch eine impoſante Gebirgskette begrenzt. Nachdem wir uns über flache Lehmhügel hin dem Emi Dochanu genähert hatten, gewinnt allmälig wieder jener leichte, poröſe Felsgrund die Oberhand (Dalamit), der jedoch oft von hoher Kalkſchicht bedeckt bleibt. Allmälig näherten wir uns der ſoeben erwähnten, mächtigen Gebirgskette, die den öſtlichen Horizont begrenzte, und erreichten ſeine nördliche Extremität in nordöſtlicher Richtung um $3^1/_2$ Uhr. Ein anderer, fernerer, bedeutender Gebirgszug ſchien von Nordweſt nach Südoſt zu verlaufen und verſperrte den nördlichen Horizont. Am nördlichen Ende der erſteren ſtiegen wir ſehr rapide und jäh zwiſchen koloſſalen Felſen und über furchterregende Abgründe in die Tiefe. In den tiefen Einſchnitten, welche im Laufe der Jahrtauſende die abfließenden Wäſſer in die ſtarren Felſen gruben, ſah man, wie häufig der von mir als Dolomit angeſprochene poröſe, leichte Stein auf roſenrothen Kalkſteinfelſen ruhte. Er war übrigens hier voller Ligniten. Alle Waſſerläufe übrigens, oder ihre tiefen, engen Betten, die uns im Laufe des Nachmittags aufſtießen, ſtellten Nebenflüſſe des Enneri Ubena dar, deſſen Bett hier unter 40 Grad verläuft. Wir betraten daſſelbe um $4^1/_2$ Uhr, folgten ſeinem Laufe bis 5 Uhr und lagerten unter einigen Talhabäumen, die ihn zierten, den erſten Vegetationsſpuren ſeit Enneri Dommada. Enneri Ubeno (Gazellenfluß) iſt ein Nebenfluß des Bardai und bahnt ſich in mühſamen Windungen quer durch die Felſen ſeinen engen Weg. Die ſenkrechten Uferwände, welche ihn einzwängen, meſſen wohl 150 Fuß und beſtehen zur untern Hälfte aus Kalkſtein und zur obern aus Sandſtein. Oft iſt der Weg verſperrt durch gigantiſche Sandſteinblöcke, welche, wie durch urweltliche Kraft herabgeſchleudert, den Boden bedecken. Auf ihren glatten Wänden ſieht man zahlreiche Zeichnungen ſolcher Art, wie ſie Barth in dem Thale Teliſarhe unſern Ghat fand, und denen er eine ſo hohe Bedeutung für die Kenntniß antiken Culturlebens dieſer Länder beilegte. Auch hier waren die Gegenſtände des Künſtlers meiſtens Rinder, und dieſe ſtets mit nach vorn gebogenen Hörnern. Die Linien waren mit feſter Hand in den Stein gegraben; dieſe Sicherheit in der Ausführung hatte jedoch nicht immer eine entſprechende Naturgetreuheit und künſtleriſche Ausführung zur Seite gehabt. Für Leute, die derartige Thiere nur im Suban oder in Bornu auf ihren Reiſen geſehen hatten, war die Wiedergabe anerkennenswerth; doch, die Wahrheit zu ſagen, viele waren ſehr knabenhaft in der Conception und in der Ausführung. Wie bei den Barth'ſchen Zeichnungen waren auch hier die Beine das Mangelhafteſte; ſie ſchienen nur vier einfache Holzſtäbe zu ſein, und entbehrten der Füße gänzlich. Einige der Rinder trugen den Sudanſattel zum Reiten; alle trugen aber einen Strick um die Hörner gewunden, an denen zum Theil von unſichtbarer Hand gezogen wurde, wie man aus der widerſtrebenden Stellung des Rindes (die vier ſteifen Beine gegen den Boden geſtemmt) leicht erkannte. Neben Rindern fand ſich noch ein vereinzeltes Kameel, aber roher dargeſtellt als das Rindvieh, obgleich die Modelle doch dem Künſtler täglich vor Augen waren, oder war es zu einer Zeit, als das Rind das gebräuchliche Laſtthier dieſer Gegenden und das Kameel kaum gekannt war; oder endlich, war das Kameel in neuerer Zeit in ſchlechter Nachahmung der Rinderzeichnungen von einem modernen Tibbu gravirt worden, wie ich anzunehmen geneigt bin? Eine einzige menſchliche Figur haben die Künſtler den Thierzeichnungen beigefügt. Es war ein Krieger, faſt in Lebensgröße, en face geſehen, die noch jetzt gebräuchliche Tibbulanze aufrecht in der einen Hand haltend, in der andern den Schild. Wenn ich auch auf der einen der Zeichnungen neben den wohlgezeichneten Rindern ein phantaſtiſches, thieriſches Geſchöpf, das ich vergeblich zu claſſificiren bemüht war, fand, ſo bin ich doch weit davon entfernt, allegoriſche Bilder und mythologiſche Darſtellungen darin zu ſuchen. Gern hätte ich ſorgfältig die Zeichnungen aller Felsblöcke geſammelt, doch meine Kräfte waren am Tage unſerer Ankunft im Enneri Ubeno nach zehnſtündiger Fußwanderung, ohne alle Nahrung, über die ſchwierigen Felſen allzu erſchöpft, und in meiner Abhängigkeit von Arami u. Co. konnte ich meine Begleiter am nächſten Morgen nicht dazu überreden, mir eine Friſt von einigen Stunden zu gewähren. Dies um ſo weniger, als ſie Alle nicht daran zweifelten, daß der Urſprung dieſer Zeichnungen einem der Ihrigen in nicht gar zu lang verfloſſener Zeit zuzuſchreiben ſei, das Product eines müßigen Ziegenhirten. Ich erwähne zu gleicher Zeit, daß vor nicht gar langer Zeit das Rind bei den Dirkemania, die zu Dumos zwiſchen Tibeſti und Borgu leben, doch dem erſtern Lande angehören, gefunden wird.

An der Stelle des Enneri Ubeno, an welcher wir lagerten, hauſen, wie männiglich bekannt iſt, böſe Geiſter (Moſi), und da dieſe dort zu Lande einen beſondern Widerwillen gegen Pulvergeruch haben, ſo ließen ſich meine Begleiter es nicht nehmen, ſo lange Flintenſchüſſe abzufeuern, bis ſie die Luft gereinigt glaubten.

Wir waren an dieſem Tage mehr als 1000 Fuß hinabgeſtiegen, wie mein hypſometriſcher Apparat bewies, der den Kochpunkt bei einer Lufttemperatur von 29,7° C. auf 96,27° C. angab, was ungefähr einer Erhebung von 3300 Fuß entſprechen würde.

Am folgenden Tage, dem 8. Auguſt, mußten wir Bardai erreichen, und es war Zeit, denn ſchon ſeit $1^1/_2$ Tagen waren unſere Datteln zu Ende. Arami hatte am 7. früh ſeinen Diener vorausgeſchickt, um den Sultan und Bu Zid heimlich von unſerer nahe bevorſtehenden Ankunft in Kenntniß zu ſetzen, und um die Ueberſendung von Datteln bis zu einem beſtimmten Punkte unſeres Weges zu bitten.

Arami, unterſtützt von ſeinem gehorſamen Neffen Byrſa, hatte während unſerer Reiſe ein mißachtendes, ja faſt drohendes Benehmen an den Tag gelegt, und den unglücklichen Gatroner, als meinen Vermittler, auf das Fürchterlichſte mit Bitten und Drohungen aller Art geplagt, um ihn zum Verrathe der Schätze zu bringen, die ich nach ihnen nothwendig verbergen müßte. Im guten Vertrauen auf meine Armuth brachte ich es dahin, daß ſie eine Ocularinſpection meiner Kiſten vornahmen. Ueberzeugt, daß wenigſtens keine Staffe (Burnus, Toban, Cham), auf die ihre Habgier vorzüglich erpicht iſt, vorhanden ſein konnten, blieb ihnen nur der Verdacht verborgenen Geldes. An dieſem letzten Tage entdeckte ihr ſcharfes Auge noch einen weißen Burnus, den ich zu meinem eigenen Gebrauche in meine Decke gewickelt und ſo ihrer Aufmerkſamkeit entzogen hatte. Arami ruhte natürlich nicht eher, als bis er in ſeiner Gewalt war. Meine anfängliche Weigerung beantwortete er einfach durch die Drohung, mich meinen Weg nach und Einzug in Bardai allein machen zu laſſen, was, wenn ausgeführt, für mich von den übelſten

Folgen geweſen ſein würde. Im Beſitze des Burnus, verſicherte er mich dagegen ſeiner ganzen Dienſtwilligkeit, und wiederhalte ſein Verſprechen, mich nicht allein während meines Aufenthaltes in Bardai zu beſchützen und zu ernähren, ſandern auch mit Gottes Hülfe ungeſchädigt an meinem Leibe mit meinen Leuten auf den Weg nach Feſan zurückzugeleiten.

Wir brachen um 6 Uhr aus dem Gazellenfluſſe auf, folgten zumeiſt ſeinem Laufe, der zuerſt eine nördliche Richtung annimmt, ungefähr eine halbe Stunde, und verließen ihn, da er ſagar einen weſtlichen Bogen macht, indem wir ſeine nardöſtlichen Uferhöhen in 360 Grad überſtiegen.

Auch heute dauerten die oft primitiven Zeichnungen rieſenhafter Rinder auf den nach rieſenhafteren Felsblöcken fort, nnd es war an dieſem Morgen, daß ich das Bild des Kriegers faſt in Lebensgröße entdeckte, der die Lanze in der linken und den durch ein großes Kreuz in vier Felder getheilten Schild in der rechten Hand hielt.

Sobald wir den Fluß verlaſſen hatten, ſchlugen wir die tägliche nardöſtliche Richtung (40 bis 50 Grad) wieder ein und zogen über ein niedrig gehügeltes, ſteiniges Terrain, parallel einer ſüdöſtlich vor uns liegenden Gebirgskette, Kebrikata genannt, bis 8½ Uhr. Um dieſe Zeit ſtiegen wir etwas hinab auf ein Gebiet, das dicht gedrängt mit kleinen, ſpitzen, koniſchen Hügeln aus blätterigem Thongeſtein (?) beſetzt war. Daſſelbe wird vom Enneri Arabdei in nardöſtlicher Richtung durchſchnitten, nnd da dieſer Fluß hier einen mehr nordnordöſtlichen Verlauf hat, ſa paſſirten wir ihn und überſtiegen ſeine etwa 50 Fuß hohen öſtlichen Uferhöhen in faſt öſtlicher Direction, und ſetzten dann unſern Weg in 40 Grad fart. Bald darauf zogen wir neben dem Enneri Gonaa, der einer dem Arabdei analogen Richtung falgt, dahin und betraten ſein Bett gegen 10 Uhr. In ihm wurde unſer Auge durch eine lebendige Quelle erfriſcht, die in der Mitte ſeines Bettes unter immenſen Felsblöcken hervarquillt, und in ihrer Umgebung eine Vegetatian hervorruft, welche unſerm entwöhnten Auge ein Bild der Ueppigkeit ſchien.

Beide Flüſſe ſind Nebenflüſſe des Enneri Bardai.

Es war hier, daß wir mit hungerigen Magen der Ankunft der erbetenen Datteln und Nachricht vom Sultan und dem Marabet erwarteten. — Wir lagerten alſo hier, und ich wenigſtens mit ſchwerem Herzen und bangem Bargefühle. Die Nähe bewahnter Gegenden verrieth ſich hier durch die häufige Erſcheinung van Leuten und Eſeln, welche ſie an der Quelle tränkten. Jene waren nur Frauen und Kinder, alle in das nationale Schaffell gekleidet; die Kinder baarhäuptig, und wenn klein, ganz nackt; die Frauen hatten aft nach ein viereckiges Stück blauen Kattuns über Kopf und Schultern gehängt. Das Schaffell, das vorzüglich die Frauen adoptirt haben, wird, ohne irgend einer vorgängigen Manufactur zu unterliegen, in einer Weiſe von der Seite her um den Körper geſchlungen, daß es, indem man ſeine verſchiedenen Zipfel und Enden auf der einen Schulter und über der einen Hüfte befeſtigt, den einen Buſen und das eine Bein unbedeckt läßt. Es bleibt jedoch immerhin merkwürdig, wie ein ſo wenig ſich anſchmiegendes, ganz unverarbeitetes Kleidungsſtück der weiblichen Schamhaftigkeit ſa effectvoll dient.

Doch ich hatte augenblicklich noch wenig Sinn für die genauere Analyſirung van Phyſiognamie und Tracht dieſer Repräſentantinnen der weiblichen Bevölkerung Bardais. Ich war zu ſehr voller Erwartung der Aufnahme, die unſer wartete.

Bald erſchien auch ein Jüngling mit einem beladenen Eſel in unſerer Mitte und documentirte ſich als Mohammed, Sohn Akremi Temidami's, des Onkels von Bu Zid. Er mochte circa 18 Jahre alt ſein, war unter Mittelgröße, trug eine neue, rothe Takia, die ich ſtark im Verdacht hatte, meinem Vorrathe entnammen warden zu ſein, hatte eine lichte Bronzefarbe ſeiner Haut, intelligente Augen, Stumpfnaſe (doch nicht im Genre der Negerſtumpfnaſen, die zugleich plattgedrückt ſind, ſandern eine kaukaſiſche Stumpfnaſe), wohlgebildetes Kinn und rundlich avales Geſicht, deſſen untere Partien keineswegs prominirten. Er brachte die Datteln, über welche alle Welt mit Heißhnnger herfiel, nnd die Nachricht, daß der Sultan ſeit einigen Tagen im nahegelegenen Darfe Zui ſei, doch im Laufe des Tages zurückerwartet werde. — Da es bei der bekannten Feindſeligkeit der eigentlichen Bardaier allgemein für klüger erachtet wurde, erſt nach Eindruch der Dunkelheit an Ort und Stelle einzutreffen, ſa brachen wir erſt nach 3 Uhr aus dem Enneri Gonaa auf. Unſere Richtung wurde eine oſtnordöſtliche, und unſer Weg führte uns zwiſchen Kalkbergen, Thonhügeln und Sandſteinfelſen, die allmälig höher und höher wurden und zuletzt eine Höhe van 300 bis 400 Fuß erreichten, durch. Gegen 4 Uhr paſſirten wir das breite Bett des Enneri Iraira, das, ausgiebige Windungen machend, einen durchſchnittlichen Verlauf van W. S. W. nach O. N. O. hat.

Nach 5 Uhr betraten wir das Bett des Enneri Oraen, eines Nebenfluſſes des Iraira, das eingeklemmt zwiſchen circa 100 Fuß hahen Felſen (unten Kalkſtein, oben Sandſtein), mehr oder weniger von Süd nach Nard an dieſem Pnnkte verläuft. Doch blieb unſere Durchſchnittsrichtung während ſeiner Paſſage eine ſüdſüdöſtliche. Durch die maſſenhaften Steine und Felsblöcke, welche den Grund in großen Haufen bedecken, wird die Paſſage dieſes Fluſſes äußerſt penibel, ja für Laſtthiere faſt unmöglich. Um 6 Uhr verließen wir ihn, bogen allmälig in eine öſtliche Richtung herum und hielten um 7 Uhr am Eingange des Flußthales Bardai. Der Sohn Akremi Temidomi's ging varaus, um Sultan und Marabet van unſerer Ankunft in Kenntniß zu ſetzen, und wir warteten unter einigen Talhabäumen die Antwart und den vollſtändigen Hereinbruch der Dunkelheit ab. Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte der Jüngling allein zurück mit der perfiden und wenig tröſtlichen Antwart, daß der Sultan noch nicht von Zui zurück und Bu Zid ebenfalls in einem benachbarten Darfe ſei; doch ließ die Gattin Taferteui's die Aufforderung ergehen, uns an ihrer Wahnnng abzuliefern.

Zögernd ſchritt Arami an der Spitze unſeres kleinen Zuges vorwärts. Wir wanden uns zwiſchen Gruppen von Dattelpalmen und Dumbäumen durch, die in graziöſeſter nnd pittaresker Weiſe vereinzelte Hütten aus Dattelpalmzweigen halb verbergen. Wir durchſchnitten das breite Thal in ſchräger (nordöſtlicher) Richtung und hatten unglücklicherweiſe den ganzen van eigentlichen Bardaiern bewahnten Theil des Thales zu durchziehen. Die Häuſer oder Hütten warden häufiger; ein dumpfes Geräuſch, beherrſcht van zahlreich ſchreienden, ja brüllenden menſchlichen Stimmen ließ ſich hören. Es waren die Einwahner, welche beim Gerüchte unſerer Ankunft ſich zuſammengerottet hatten und uns blutig zu begrüßen kamen.

Ein Zaudern bemächtigte ſich meiner Begleiter und Beſchützer. Alle erwarteten nur die Entſcheidung Arami's, uns unſerm Schickſale zu überlaſſen und davanzueilen. Der Häuptling überlegte zaudernd. Es ſchien in ſeinem Innern ein Kampf vorzugehen zwiſchen der Furcht vor ſeinen eigenen Landsleuten nnd ſeiner Sucht zu herrſchen und zu imponiren. Ich will zu ſeiner Ehre annehmen, daß einige edlere Gefühle, wie Pflichtgefühl und Mitleid, bei der Debatte in ſeinem Innern mitſprachen, doch ſicherlich hatte ſeine Eitelkeit, die Sucht, mir und durch mich Feſan und der frommen Welt ſeine Macht zu zeigen, eine wichtigere Stimme bei der Entſcheidung. Zum geringſten Theile ferner mochte die natio-

nale Antipathie, welche zwiſchen den eigentlichen Tibbu Reſchade, weſtlich von den Bergen, und den „Nät Bardai“ herrſcht, mitſprechen. Außerdem endlich, daß jene ſich dieſen überlegen glauben und in der That die edlen Geſchlechter faſt alle aus den weſtlichen Thälern ſtammen, liefern ſie die Tibbubevölkerung Fesans, und hatten alſo Veranlaſſung, ihre Brüder und Vettern nicht durch einen feigen öffentlichen Mord an einer Perſon den Repreſſalien der Regierung Fesans auszuſetzen. Alles dies mochte im Gemüthe des zaudernden Arami in die Wagſchale ſeiner Ueberlegung fallen. Während derſelben fühlten wir uns durchaus unbehaglich, das muß ich geſtehen. Das Stimmengetöſe kam näher und näher; die Männer brüllten (wahrſcheinlich unter dem Einfluſſe des Lagbi, wie jeder redliche Einwohner von Bardai) und klirrten und raſſelten mit den Waffen; die Weiber kreiſchten, wie überall, und die Kinder ſchrien. Schon unterſchied man die einzelnen Stimmen, ihre Verwünſchungen der Chriſten und ihre blutdürſtigen Vorſätze. Mit einer Art verzweifelnder, reſignirter Ironie verdolmetſchte mir der treue Mohammed die unerbaulichen Bedeutungen ihres Geſchreies. In ſeiner Kenntniß von Land und Leuten zweifelte er nicht daran, daß unſere letzte Stunde gekommen ſei, doch kein Wort des Vorwurfs gegen mich kam über ſeine Lippen; ſtumm hielt er ſein Gewehr kampfbereit in der Hand, und auch in dieſem Augenblicke mußte ich die feindſeligen Gefühle conſtatiren, welche der brave Menſch gegen Alles, was Tibbu heißt, nährt. Der Piemonteſe Giuſeppe betrug ſich wie ein Mann; Saad erging ſich in Vorwürfen gegen mich, ſie in eine ſo entſetzliche Lage gebracht zu haben, und Ali hatte kaum die Kraft, die Worte auszuſtoßen: „Verflucht ſei das Geld, um deſſenwillen ich hierherkam!“ Ich richtete bald neugierig, bald entſetzt, doch ergeben in die eiſerne Nothwendigkeit, meine Augen auf die dunkle Maſſe, welche ſich heranwälzte, und auf die einzelnen Schatten, welche man ſchon unterſcheiden konnte. Da erhob ſich Arami; ſein Entſchluß war gefaßt. Stolz ging er ſofort auf die Andringlinge zu, die offenbar nicht erwartet hatten, ihn bei uns zu finden. Es war die höchſte Zeit, denn ſchon ſchleuderten die Wüthendſten ihre Wurfſpeere, doch unſicher und zögernd, da wir ja nicht allein waren, wenn wir auch abgeſondert ſtanden. Zum Theil ſchlug ſie Arami in der Hand der Angreifer nieder. Niemand wurde verletzt.

Als ſeine Neffen und Begleiter die Entſchloſſenheit Arami's ſahen, unſer Leben zu beſchützen, halfen ſie ihm, die Menge im Zaume zu halten und zurückzudrängen. Dazu kamen jetzt zahlreiche Anhänger des angeſehenen Edlen, zum größten Theile, wie ich leider geſtehen muß, im Zuſtande exceſſiver alkaliſcher Anheiterung, die das Gerücht des Tumultes aus dem nördlichen Theile des Ortes, den die weſtlichen Tibbu Reſchade meiſtens bewahnen, herbeilockte, und während ihrer einige mit Arami etwas zurückblieben, ſetzten wir unter dem Schutze anderer unſern Weg gegen die Wohnung Arami's hin fort. Unſere neuen Freunde und Beſchützer ſuchten mich durch möglichſt wüſtes Geſchrei und durch das Schwingen ihrer Waffen zu ermuthigen, bedrohten mit dem Tode Jeden, der mir ein Haar krümmen würde, und enthüllten mit der Freimüthigkeit, welche der Alkahol erzeugt, das traurige Niveau ihrer Moralität. Während Einige ſich der Mordthaten rühmten, welche ſie ſchon begangen hatten, gingen Andere ſo weit, zu behaupten, daß derjenige, welcher nicht ſchon einen Menſchen umgebracht habe, überhaupt kein Mann ſei. Eine wüſte Bande, ein unerquicklicher Schutz.

Als wir die Wohnſtätten der eigentlichen Bardaier hinter uns hatten, beruhigte man ſich. Arami holte uns ein, ſelbſt der Marabet Bu Zid zeigte ſich, und wir zogen unbeläſtigt zwiſchen Gärten, Palmengruppen und Hütten, welche alle im Genre derer der Tibbudörfer Fesans aus Palmenzweigen conſtruirt waren, der Wohnung Arami's, welche an der nordweſtlichen Extremität des Ortes lag, zu.

Es war augenſcheinlich, daß Bu Zid, in nur zu genauer Kenntniß der Stimmung der Einwohner, ſich verleugnet hatte, und bald wurde es mir klar, daß der Sultan Tafertemi ebenfalls nicht gewünſcht hatte, Zeuge meiner Ermordung zu ſein, und ſich in ſeiner Wohnung verborgen gehalten hatte.

Vor der Thür der Wohnung Arami's wurden wir deponirt, ſeine Schweſter Fatmah bereitete eine Art ſteifen Mehlbreies, Arami und Byrſa hielten Wache bei uns, und ſo verbrachten wir die erſte Nacht, voller Dankbarkeit, aus der unmittelbarſten Lebensgefahr errettet zu ſein, doch nicht ohne Furcht vor der nächſten Zukunft.

Eine Nacht am Rio Takutu in Britiſch Guyana*).

Landſchaftsbild von **Karl Ferdinand Appun.**

Die Sonne war dem Untergange nahe.

Ich lag unter dem Palmendache meines Boates und rief dem das Steuer führenden Macuſchi-Indianer, der von mir zum Capitão über meine beiden Corials**) ernannt war, und im Gefühl ſeiner Würde in ſtolzer Haltung am Stern ſtand, zu, nach einem paſſenden Landungsplatze, wo ich die Nacht zubringen konnte, ſich umzuſehen.

Dies war bald geſchehen; der Fluß war niedrig, da meine Reiſe in der trockenen Jahreszeit geſchah, und ſo boten ſich am Ufer vielfache gute Plätze zum Nachtlager dar, was in der Regenzeit ſelten der Fall iſt, da der Fluß dann über die Ufer hinaustritt und den Uferwald wie die dahinter liegende Savanne weit hinein überſchwemmt.

Ich befand mich im Rio Takutu und zwar an der Mündung des kleinen Fluſſes Sawara-auru*). — Die beiden Corials wurden an Baumſtämme gebunden, und deren indianiſche Bemannung, unter dem Befehle des Capitão Ararara, ſprang ans Land, um ſofort das Reinigen des Unterdeckes vermittelſt des Cutlaſſes, langen Waldmeſſers (Cutlaß; Machete), und das Heranbringen von Feuerholz zu beſorgen.

Während dies geſchah, hielt ich mich noch im Boote auf, ebenſo mein weißer Diener, der die nothwendigen Vorbereitungen zum Kochen des Abendeſſens traf. Die Hängematten

*) Rio Takutu, ein großer Fluß, der die Grenze zwiſchen Britiſch-Guyana und Braſilien bildet; ſein rechtes Ufer gehört zu Britiſch-Guyana, das linke zu Braſilien; er mündet bei dem braſilianiſchen Grenzfort „Sao Joaquim“ in den Uraricoeira (Parimefluß), der von dieſer Vereinigung an bis zu ſeiner Mündung in den Rio Negro den Namen Rio Branco führt.

**) Corials, lange Boote ohne Kiel.

*) Sawara iſt der Name der Palme Aſtrocaryum Jauari bei den Wapiſchianna- und Atorahi-Indianer; auru bedeutet „Fluß“ in derſelben Sprache.

Digitized by Google

wurden ſodann von Baum zu Baum gehängt, und während mein Diener und die Indianer mit dem Kochen der heutigen Jagdbeute ſich beſchäftigten, ging ich in den Wald, um die kurze Zeit, die mir bei dem ſchnell verſchwindenden Tageslicht noch geſtattet wurde, in Bewunderung der herrlichen Natur zuzubringen.

Rieſige Zamnmeras (Bombax globosum), in der Mitte des Stammes tonnenartig aufgeſchwollen, ſendeten ihre wagerecht ſtehenden Aeſte, weit ringsum ein ungeheures Laubdach bildend, weit hinaus über den Strom, und beſtreuten den Boden umher mit dem ſeidenartigen Inhalte ihrer Samenkapſeln; ungeheure Stämme des Zabucaya (Lecythis Zabucayo), mit Orchideen, Aroideen, Farn und Bromeliaceen beladen, überragten ſtolz den Wald und hingen voll noch unreifer Früchte, während die reifen, mit abgeſprungenen Deckeln, in Menge am Boden lagen und den Agutis und Affen durch ihre Samen eine willkommene Speiſe boten.

Am Ufer ſtanden dichte Gruppen der Sawaripalme (Astrocaryum Janari) und Murumuru (Astrocaryum Murumuru) mit ihren mit langen Stacheln bewehrten grauen Stämmen undurchdringliche Gebüſche bildend; aus der Baſis der graugrünen, eben auch mit Stacheln beſetzten Wedel erhoben ſich die mit orangegelben Früchten beladenen Fruchtriſpen, und die danach lüſternen Affen (Pithecia leucocephala et Satanas) wie die blauen Araras (Macrocerius Ararauna) hatten große Vorſicht zu Erlangung derſelben, wegen der ſtachligen Bewehrung der Palme, anzuwenden. Mit langen weißen Blüthenbüſcheln, in Form der Weidenkätzchen, überladen, ſtreckten zartgefiederte Mimoſen (Mimosa Schomburgkii) ihre ſtarren Aeſte über das Waſſer, und ließen durch ihre Blüthenmaſſen die Krone des Baumes einem vom blendendſten Schnee bedeckten Hügel gleich erſcheinen. Von allen dieſen Bäumen hingen in den mannichfaltigſten Formen, verwickelten Verſchlingungen und verſchiedener Stärke unzählige Lianen herab und verbanden, von Baum zu Baum ſich ſchlingend, und erſt in der Höhe dichte Feſtons in bunteſter Farbenpracht bildend, die heterogenſten Pflanzenfamilien durch ein gemeinſchaftliches Band. Das Unterholz bildeten ſtrauch- und baumartige Farn in verſchiedenſter Form ihrer zierlichen Wedel; langblättrige, an den Blatträndern ſcharf gezahnte Bromelien (Bromelia longifolia, Pitcairnia bromeliaefolia) und großblättrige, weiß punktirte Aroideen mit giftigem Safte (Philodendron grandifolium). In dem dichten Gebüſch des Ufers jagen ſich Herden brauner, mit fleiſchrothen Augenrändern und einem Federbuſch gezierter Ciganas (Opisthocomus cristatus), theils von Aſt zu Aſt hüpfend, theils am Boden laufend, unter lautem, krächzendem Geſchrei umher, von Zeit zu Zeit an ihrer Lieblingsnahrung, den Blättern und Früchten des Mucu-mucu (Arum arborescens), das am Ufer ſich entlang zieht, pickend.

Niedliche, ſchwarze Seidenäffchen mit roſtrothen Füßchen (Midas rufimanus) ſpringen mit zwitſchernder Stimme munter in dem dichten Laubgewölbe herum, und auf den über das Waſſer ragenden Aeſten der Mimoſen liegen platt ausgeſtreckt, in grau und grün changirenden Farben ſonderbar geſtaltete Legnane (Iguana tuberculata) mit langem Rückenkamme, und laſſen in ihrer Trägheit den langen, peitſchenförmigen Schwanz von den Aeſten herabhängen, ein ſicheres Zeichen ihrer Gegenwart für den nach ihrem Fleiſche lüſternen Indianer, der ſie durch einen ſelten ſein Ziel verfehlenden Pfeilſchuß herabdringt.

Ein Trupp langſchwänziger Coatis (Nasua socialis) kommen unter kurzen, kreiſchenden Tönen dahergeſtürmt, ihre lange, ſpitz zulaufende Schnauze in drolliger Weiſe hin und her bewegend, und erklettern behende die Rieſenſtämme, um in deren Laubkronen nach Früchten und ihrem Leckerbiſſen, den Vogeleiern, zu ſuchen. An den horizontal ausgeſtreckten Aeſten der Ambauva (Cecropia peltata et pahuata) hängt das langhaarige Faulthier (Bradypus torquatus) und klettert in bedächtiger Ruhe nach den deblätterten Enden der Zweige, in langen Zwiſchenräumen ſeine Stimme in ſchneidenden, langgedehnten Tönen hören laſſend.

Der Takutu war hier an ſeinen Ufern vom Walde begrenzt; bald durchſchnitt ich letztern und trat hinaus in die offene Savanne. Eine mehr oder minder hügelige Grasfläche zog von hier bis nach dem fernen Horizonte ſich hin, hier und da von Curatellabäumen (Curatella americana) mit gekrümmten Aeſten und chagrinartigen Blättern, oder von kleinen Wäldchen, gleich Oaſen in der Wüſte, unterbrochen. Hohe, candelaberförmige Cactus (Cereus monoclonus et Euphorbioides) ſtreckten ihre dornbewehrten Blätter in ſtarrer ſteifer Richtung, cannelirten Säulen gleich, an 40 Fuß empor; die großen rothen, ſaftreichen Früchte contraſtirten lebhaft gegen die graugrüne Färbung der Pflanze, und aus den Ritzen der zu Tage gehenden ſchwarzen Granitplatten ſproßten Gruppen ovaler, fußhoher Melocacen (Melocactus communis) mit flachen, weißwolligen Köpfen, aus denen die carminrothen Blüthen und Früchte hervorſchauten.

Mit langſam wackelndem Tritte geht der große Ameiſenbär (Myrmecophaga jubata) hier umher, und taucht ſeine lange, wurmförmige Zunge in die zuvor mit ſeinen langen Krallen der Vorderfüße gehauenen Oeffnungen der 12 Fuß hohen, Indianerhütten gleich ſehenden, Lehmhäuſer der Termiten (Termes decumanus et morio). So ſchwerfällig ſein Gang iſt, wenn er ſich unbeachtet glaubt, ſo ſchnell werden ſeine Bewegungen, ſobald er verfolgt wird; er nimmt dann einen Trab an, ſetzt, vom Verfolger eingeholt, ſich ſofort auf ſeine Hinterbeine, und erwartet mit den geöffneten Krallen der ungemein kräftigen Vorderbeine den Feind, der, wenn er unvorſichtig ihm naht, die gefährlichſten Wunden vermittelſt dieſer Krallen davonträgt.

In weiter Ferne ziehen dichte Reihen Tauſender von Itapalmen (Mauritia flexuosa) meilenweit ſich dahin und deuten durch ihre Anweſenheit auf das Vorhandenſein einer „Creek“ oder auch eines Sumpfes, und Alles dies wird im Hintergrunde überragt von der weſtlichen Kette des hohen Cannengebirges, dem ſonderbar geformten Ilamikipang, mit dem von hohen, oben abgeplatteten Granitfelſen gebildeten Gipfel, dem Standorte der zu den gefürchteten Urarigifte nöthigen Pflanzen und den Wohnungen der Giftbereiter; etwas mehr nach Süden ragen der ſchön geformte Curara-wuiburi, und der weniger hohe Cumucumu, welcher die Waſſerſcheide des Rupununi und Takutu, alſo auch die des Eſſequeba und Amazonas, bildet, empor.

Nachdem ich mir durch Einknicken einiger in die Augen fallenden Baumzweige den Ort meines Ausganges aus dem Walde gemerkt, um ihn beim Rückwege wieder zu finden, ſchlenderte ich durch das hohe Gras der Savanne nach einem nicht weit entfernten Wäldchen. Der Saum deſſelben war mit hohen, in der Mitte bauchig aufgetriebenen Stämmen des Aſtrocaryum Tucuma, um die ſich bandförmig zollbreite Reihen langer ſchwarzer Stacheln zogen, beſetzt, deren fein gefiederte Wedel gleich rieſigen Straußfedern in der Abendbriſe auf und nieder wogten; das Innere des Wäldchens war ziemlich frei von Unterholz, nur einige rieſige Bromeliaceen und kleine zierliche Farnkräuter bedeckten den ausgetrockneten Boden.

Es dunkelte bereits in dem Wäldchen, und ich zog es vor, nach der lichteren Savanne und dem Ufer des Takutu zurückzugehen, als ich in meiner Nähe, hinter mir, ein dumpfes

Digitized by Google

Murren und Knurren vernahm. Beſtürzt wandte ich mich um und erblickte zu meinem Entſetzen einen Jaguar (Felis onca) von bedeutender Größe in der Entfernung von 10 Schritt von mir, der mich ſtier anſah, als wolle er mich zur Abendmahlzeit verwenden. Mein vor Schrecken ſtarrer Blick ſowie mein weißes Geſicht und langer Bart ſchienen ihn verdutzt zu machen, ſo daß er für diesmal es vorzog, gleichen Schritt, jedoch ſtets in der angegebenen Entfernung mit mir zu halten. Ich hatte dabei das beſondere Vergnügen, rückwärts zu gehen, da ich ihn, wie mich frühere Erfahrung bei dem Zuſammentreffen mit ſeines Gleichen gelehrt, ſtets im Auge behalten, und ihm gegenüber die trotzigſte Miene annehmen mußte. Es war ein Glück, daß ich meinen großen Hund, der ſofort mit dem Jaguar in einen Kampf ſich eingelaſſen und ihn wüthend gemacht hätte, bei den Carials zurückgelaſſen, und ein Unglück war es, daß ich, ohne die mindeſte Vertheidigungswaffe mit mir zu führen, dieſen Ausflug unternommen hatte. Dies verſetzte mich in eine völlig hülfloſe Lage und war nicht geeignet, meinen Schrecken zu vermindern. Ich ging ſamit in langſamer Weiſe rückwärts, und der Jaguar folgte mir wie ein getreuer Hund nach; als letzterer wäre er mir freilich lieber geweſen! Als wir die Mitte der Savanne erreichten, verdappelte er ſeine Schritte und lief in einiger Entfernung an mir, den Kopf hin und her werfend und dabei dumpf knurrend, darüber, den auf den Boden niederhängenden langen Schwanz, nach Art der Katzen, bald hin und her ſchwenkend, bald heftig auf den Boden ſchlagend. Ich verlor ihn in dem hohen Graſe bald aus dem Geſichte; er wandte ſich nach dem am Ufer des Takutu befindlichen Walde zu.

In der Freude, dieſes Feindes ledig zu ſein, verdappelte ich meine Schritte und kam bald am Waldrande, in der Nähe des Ortes, von dem ich ausgegangen und den ich an den vorher geknickten Zweigen ſofort wiedererkannte, an.

Wer beſchreibt aber mein Entſetzen, als ich den Jaguar, in gemüthlicher ſitzender Stellung, als ob er meiner wartete, hier wieder vor mir ſah. Das Manöver meiner Augen und Geſichtsmuskeln wurde, um ihn im Schach zu halten, ſofort wiederholt, und weil ich es nicht gerathen fand, ihn in der Nähe zu paſſiren, umging ich ihn in einer großen Curve und war froh, als ich in den Wald eintrat und damit in der Nähe meiner Leute mich befand. Ein fortwährendes Knurren überzeugte mich von der Nähe meines Verfolgers, und bei dem bereits herrſchenden Halbdunkel ſah ich ſeine lange Geſtalt von Baum zu Baum mir nachſchleichend. Bald aber hörte ich die Stimmen meiner Indianer und ſah den Rauch ihrer Feuer durch die Baumwipfel ziehen. Jetzt kannte ich mich nicht länger halten und ſtürzte vorwärts mit dem lauten Rufen „Aſchiko, Matti! Taikuſi akaï!“ (Kommt her, Freunde, ein großer Jaguar!). Lautes Schreien war die Antwort; ein großer ſchwarzer Hund, mein treuer Negro, kam aus dem Dickicht und ſprang vor lauter Freude an mir hinauf, ſodann aber ſtürzte er unter furchtbarem Gebell nach der Gegend, wo er den Jaguar erblickt hatte, und verſchwand im Walddunkel. Im Nu war ich eben auch von meinen Macuſchis umringt, die auf meine kurze Mittheilung, mit Bogen und Pfeilen in der Hand, ſofort dem verſchwundenen Jaguar nacheilten. Ich rannte ebenfalls nach der Oeffnung des Waldes und konnte bei der eintretenden Dunkelheit nur noch die in weiten Sätzen dahin ſpringende Geſtalt des Jaguars, verfolgt von dem heftig bellenden Hunde und den gell ſchreienden Macuſchis, erblicken. Froh, meines unangenehmen Begleiters entledigt zu ſein, kam ich nach dem Landungsplatze zurück, wo mein Diener mit der Abendmahlzeit meiner wartete. Einige Indianer waren während meiner Abweſenheit auf den Fiſchfang ausgegangen, und hatten eine große Anzahl Fiſche mit Pfeilen geſchoſſen, unter denen mein Diener die wohlſchmeckendſten ausgewählt und ſafart gekocht hatte. Es waren der herrliche Tigerfiſch (Pimelodus Arekaima), der mit pfauenaugenfarbigen, runden Flecken gezierten Lucanani (Cichla ocellaris) und der ſilberglänzende, großſchuppige Arowana (Osteoglassum bicirrhosum), die ſämmtlich als größte Delicateſſe von den Indianern betrachtet werden, und die ich eben auch in gleicher Eigenſchaft zu würdigen wußte.

Die Dunkelheit war unterdeſſen eingetreten, und nach der Mahlzeit begab ich mich in die unter Bäumen aufgehängte Hängematte.

Die Indianer, ſowie der Hund, kamen von der Verfolgung des Jaguars unverrichteter Sache zurück und ſetzten ſich ſchweigend um das Feuer. Sie hatten ihr Mahl bereits vorher beendet und beſchäftigten ſich jetzt mit Anfertigen von Cigarren, um die ſie als Deckblatt lange Streifen des feinen Baſtes des Tapfbaumes (Locythis ollaria) wickelten.

Nach einiger Zeit wurde ich in meiner Ruhe aus der Hängematte aufgeſchreckt durch ein ſeltſames Geräuſch, dem heftigſten Kniſtern und Knattern, wie von entferntem Gewehrfeuer, zugleich gewahrte ich einen fernen Lichtſchein durch den Wald. Das Getöſe nahm immer mehr zu und kam ſo nahe, daß ich deutlich das wilde, betäubende Gewehrfeuer einer großen Schlacht zu hören meinte; dann nahm es ebenſo ſchnell ab, und nur in der Ferne noch ließ ſich ein dumpfes Brauſen, wie das der wahl gehenden See, vernehmen. Ich eilte mit einem Holzbeande durch den Wald, um die Urſache dieſes Geräuſches zu ergründen, und erblickte, am Savannenrande angekommen, das herrlichſte Schauſpiel. Die Indianer hatten das hohe Gras der Savanne angezündet, und der Brand, der bis an den Waldrand ſich erſtreckte, hatte nunmehr, vom Winde getrieben, ſeinen Weg nach dem fernen Canucugebirge zu genommen. Die ungeheure Feuermaſſe wälzte ſich gleich den Meereswogen vor dem Winde her, und ließ ſoeben grell beleuchtete Baumgruppen oder Hügel plötzlich in tiefem Dunkel wieder verſchwinden. Da, wo Sümpfe oder Bäche dem Feuer keine Nahrung gaben, trennte ſich die Feuermaſſe in einzelne Arme, um bald nachher in ihrer ganzen Furchtbarkeit ſich wieder zu vereinigen, und ihren vernichtenden Lauf über Hügel und Thal fortzuſetzen. An Stellen, wo hohe Gräſer und 10 bis 12 Fuß hohe Rohrarten in dichten Maſſen bei einander ſtanden, hielten ſich die weit die gleichmäßige Höhe des ungeheuern Feuerdammes überragenden Flammen längere Zeit auf, und vollbrachten unter dem heftigſten Knalle der von der Hitze zerplatzenden, hohlen Stengel ihr Zerſtörungswerk. Fern hin roſte das Flammenmeer, bis demſelben in dem meilenlang ſich dahin ziehendem Walde von Itapalmen (Mauritia flexuosa) ein Damm entgegengeſtellt und Alles wieder in tiefſte Dunkelheit gehüllt wurde, aus der nur hier und da einzelne rothglühende Flammen aufleuchteten, die den angebrannten blüeren Aeſten und umgeſtürzten, vertrockneten Stämmen der Curatella entſtrömten.

Noch längere Zeit ſtarrte ich in die dunkle Savanne hinaus, über welche ein kühler Abendwind dahin rauſchte. Still und öde lag Alles um mich her; Milliarden von Sternen glänzten im klarſten Lichte in unerreichbarer Höhe, und Moſſen leuchtender Sternſchnuppen fielen, Goldregenſchauern gleich, vom dunklen Himmelszelte. —

Endlich begab ich mich nach dem Lager zurück und fand ſämmtliche Mannſchaft bereits in ihren Hängematten.

Das Ganze hatte das Ausſehen eines militäriſchen Bivouacs, da jeder Indianer ein Feuer unter ſeiner Hängematte zum Schutze ſeines nackten Körpers gegen die Kühle der Nacht, ſowie als Abwehr gegen die Angriffe der Maskitos gemacht hatte, und außerdem noch zwei große Feuer

Digitized by Google

brannten, über denen die Indianer den Reſt der Ausbeute an Fiſchen, auf einem Roſt von zuſammengelegten Stäben harten Holzes, räucherten, die ohne dieſe Maßregel unfehlbar am andern Morgen in Fäulniß übergegangen wären. Obgleich Alles der Nachtruhe ſich hingegeben zu haben ſchien, bewies doch das unausgeſetzte Klatſchen der Hände an die nackten Körper, daß die Indianer keineswegs ſchliefen, vielmehr der hartnäckigen Verfolgung der nunmehr aufs Zudringlichſte ſie plagenden Moskitos ſich widmeten. Trotz meiner Kleidung und der wollenen Decke, in die ich mich in der Hängematte eingehüllt hatte, empfand ich eben auch aufs Empfindlichſte die peinigenden Stiche dieſer Quälgeiſter, und ſo auch, wie es ſchien, mein Diener, der ein großes Feuer von verrottetem und grünem Holze dicht bei ſeiner Hängematte anmachte und in einen Rauch ſich hüllen ließ, der dem Schlot des größten Dampfers Ehre gemacht hätte. Die anſcheinende Ruhe wurde jedoch plötzlich unterbrochen.

Ein lang ausgezogener, pfeifenartiger Ton ertönte durch die Stille der Nacht. Sobald nur die Indianer denſelben gehört, ſprangen ſie ſämmtlich aus den Hängematten und griffen zu den in der Nähe ſtehenden Bogen und Pfeilen. Der Capitão Arara hielt ſofort beide Hände vor den Mund und ließ einen Pfiff hören, der aufs Täuſchendſte dem gehörten Locktone ähnlich war. Vom Fluſſe her, jedoch in geringerer Entfernung als früher, wurde ihm ſchnell geantwortet, und von beiden Seiten wurden dieſe Töne wiederholt, und erklangen immer näher und näher, bis ſie, von der andern Seite endlich in unmittelbarer Nähe der Corials, gehört wurden. Es waren die Locktöne des männlichen Maipuri (Tapirus americanus), der durch ſie ſeine ferne Geliebte von ſeiner Anweſenheit in Kenntniß ſetzte und zu einem Stelldichein aufforderte. Die Indianer wählten nun aus ihren Bündeln Pfeilen nur die an der Spitze mit Urarigift verſehenen und ſchlichen, mit dieſen und den Bogen in den Händen, behutſam nach dem Orte, von wo der letzte Pfiff ertönt war. Längere Zeit war es ſtill; dann ertönte der Pfiff wieder, dem unmittelbar darauf der plumpe Fall eines ſchweren Körpers ins Waſſer folgte. Aus dem Dickicht kamen plötzlich die Indianer hervorgerannt, ſtürzten nach den Booten und fuhren in größter Eile den Fluß abwärts, dem durch Giftpfeile verwundeten Tapir nach.

Es dauerte wohl eine Stunde, bevor die tactmäßigen Ruderſchläge, die immer näher und näher ertönten, mir ihre Rückkehr anzeigten. Endlich landeten ſie und zogen unter lautem Freudengeſchrei den Tapir, welchen ſie im Schlepptau des Bootes geführt, ans Ufer. Die ins Fleiſch eingedrungenen Giftpfeile hatten bald ihre Wirkung an dem ſtarken Thiere gethan; es war ungefähr noch 10 Minuten nach der Verwundung mit dem Urarigifte eiligſt abwärts geſchwommen, dann aber in ſeinen ſchnellen Bewegungen dermaßen durch die Wirkung des Giftes gelähmt worden, daß die Indianer es bequem einholen und an das Corial binden konnten, worauf es in kurzer Zeit ſtarb.

Es war ein altes Thier und wurde ſofort von mehreren eifrigen Händen zerlegt, um das Fleiſch theils zu kochen, theils zu räuchern. Große Feuer wurden zu dieſem Zwecke angezündet und lange „Barbecues“ errichtet, welchen Beſchäftigungen die Maeuſchis mit großem Vergnügen ſich unterzogen. Dieſe Barbecues beſtehen aus 4 bis 6 in die Erde geſchlagenen, oben gabelförmigen Stäben in der Höhe von 3 bis 4 Fuß, über welche Querſtangen von hartem Holze gelegt werden, ſo daß das Ganze einen Roſt bildet, auf welchen ſodann das zum Röſten und Räuchern beſtimmte Fleiſch gelegt, und unter demſelben ein gelindes Feuer unterhalten wird. Innerhalb 6 bis 8 Stunden iſt das Fleiſch dermaßen geröſtet, daß es ſich Wochen lang in eßbarem Zuſtande erhält, beſonders wenn es mitunter auf kurze Zeit wiederum dem Feuer ausgeſetzt wird.

Das zum Kochen beſtimmte Fleiſch wurde von den Maeuſchis mit Haut und Haaren in den Topf geworfen und nur kurze Zeit dem Feuer ausgeſetzt; die Indianer aßen es im halbrohen Zuſtande, und die daran ſitzenden Haare mußten als Reinigungsmittel des Magens dienen. Mit dem Blute und Stücken der Eingeweide füllten ſie die oberflächlich gereinigten Gedärme und fabricirten in dieſer Weiſe eine Art monſtröſer Blutwürſte, die ebenfalls geräuchert wurden.

Ich konnte mich nie mit der indianiſchen Kochkunſt befreunden und brachte es nicht über mich, meinem Magen Proben derſelben zu liefern; mein weißer Diener, der zwei Aemter zugleich, die eines Koches und einer Waſchfrau, bekleidete, hatte bereits für die beſten Stücken des Tapirs, die Backen, Rüſſel, Beine und einige fette Rückenpartien, geſorgt und ſchickte ſich an, dieſelben als „Pepper-pot“ zuzubereiten. Zu dieſem Zwecke wird das gut gereinigte Fleiſch in Waſſer abgekocht, und ſodann in eine Brühe von Caſſareep (dem aus der geriebenen Wurzel der Caſſade (Manihot utilissima) ausgepreßten giftigen Safte, der durch langes Kochen und Verdampfen eingedickt wird, und dadurch ſeine giftigen Beſtandtheile verliert) unter ſtarkem Zuſatz von Capſicumfrüchten gethan, in welcher es ſich, täglich aufgekocht, Wochen lang in genießbarem Zuſtande erhält.

Die glückliche Jagdbeute und die verſchiedenen culinariſchen Proceſſe, welchen dieſelbe unterworfen wurde, mochten die lange Nacht und mit ihr die Plage der Moskitos weniger fühlbar, und es war bereits 2 Uhr Morgens, als die ganze Geſellſchaft zur Ruhe ſich legte, und ſtatt der ausgelaſſenen Fröhlichkeit der Indianer eine tiefe Stille eintrat. Noch ließ ſich der klagende Ton des mit langſamem Flügelſchlage ſanft dahin ſchwebenden Caprimulgus, der ſeinen Ruf „ha, ha, ha, ho!“ mit hellem vollen Ton beginnt, und allmälig mit leiſem Seufzer endet, hören; dann aber verſtummte auch dieſer, und bald hatte der Schlaf den Menſchen ins Reich der Träume hinübergeführt! —

Es war heller Morgen, als ich durch den Lärm der Indianer, die bereits ihr Morgenbad im Fluſſe genommen, erwachte. Sie ſaßen ſchon wieder um den gefüllten Kochtopf herum und verzehrten Portionen Fleiſch, die mich zu meinem größten Erſtaunen belehrten, welch einer ungeheuern Expanſion der menſchliche Magen fähig iſt. Einige der gigantiſchen Blutwürſte, in Form antediluvianiſchen Coprolithen ungemein ähnlich, bildeten den Schluß des lucullſchen Mahles. — Die Thierwelt war erwacht! Zahlreiche Paare blauer Aras und blaugrüner Maraconas (Conurus Macaruana) flogen krächzend über den Fluß, um den Itapalmenwald in der Savanne, ſeiner Früchte wegen, zu beſuchen; aus dem Gebüſche der nahen Savanne tönte der laute, ſonderbare Ruf des Honaqua (Ortalida Motmot), und der tiefe, drummende Ton des Pauitnimo (Crax tomentosa) erſcholl aus dem hohen Blätterdache des Urwaldes. Von der Ferne ertönte das laute Gebrüll der Guaribos (Mycetes seniculus), und Herden munterer Macoeos (Cebus apella) eilten unter gellendem Gepfeife über mir, in den Aeſten der Loudmoſſen, dahin. —

Mein Frühſtück war bald eingenommen, und ich gab den Indianern das Zeichen zum Aufbruche. Alle Kochgeräthſchaften, die mit geräuchertem Fleiſch und antediluvianiſch ausſehenden Blutwürſten gefüllten Kotauris*) und zuletzt die Hängematten wanderten noch den Booten, und nur die noch brennenden Feuer blieben am Ufer zurück. Alles war eingeſtiegen; das durch das tactmäßige Anſchlagen der rudernden

*) Kotauris — indianiſche Tragtöpfe.

Indianer mit den Ruderstielen an den Rand der Corials verursachte klopfende Geräusch erklang immer ferner und ferner, und die Lagerstätte im Urwalde, in der noch kurz zuvor das lustige Lärmen und Treiben der Indianer gehört worden, war ihrer frühern tiefen Ruhe und Einsamkeit wieder überlassen.

Die nur auf meinen Abzug wartenden Urubus*) (Cathartes Urubu) mochten nun mit dem Caracara (Polyborus vulgaris) um die besten Bissen der weggeworfenen Abfälle des geschlachteten Tapirs sich streiten!

Nur allein die verkohlten Holzstücke zeugten davon, daß einst Menschen hier gewesen waren.

*) Urubu und Caracara — ersterer ein wirklicher Aasgeier, letzterer eine Geierfalkenart, der eben sowohl lebende Thiere als auch Aas frißt, und in den Savannen im Innern Südamerikas sehr häufig ist.

Aus allen Erdtheilen.

Aus einem Briefe von West-Lofodden, den 31. December 1869.

M. — — — Das Jahr nimmt einen milden, freundlichen Abschied von uns Nordländern. Das ist buchstäblich „Stille nach dem Sturme", denn in den letzten Tagen, namentlich vorgestern, tobte ein furchtbarer Orkan und zwar bei so niedrigem Thermometerstande, daß selbst alte Leute niemals so empfindlich von der Kälte gelitten zu haben meinen. Wir hatten überhaupt einen ungewöhnlich stürmischen Herbst, obschon weniger Schiffbrüche vorgekommen sind. Bielreich sind die Leute seit dem großen Unglück im vorigen Jahre etwas vorsichtiger geworden. Viele Familien, die damals ihren Versorger verloren, sind jetzt auf die Mildthätigkeit ihrer Nebenmenschen angewiesen. Die Commune ist ohnehin durch ökonomische Sorgen gedrückt und der Credit gering. Getreidebau wird so gut wie gar nicht getrieben, alles Brotkorn muß gekauft werden und ist auch stets für Geld zu haben, aber das baare Geld ist knapp; Kartoffeln sind nicht gewachsen, die Heuernte war freilich gut, aber nicht ausreichend. Die einzige Hoffnung der Bewohner ist auf die See gestellt; die Winterfischereien werden den Ausschlag geben. Vor Hunger sind gottlob Alle durch den reichlichen Häringssang geschützt, und demnach können wir das Jahr 1869 mit einem Lob- und Dankliede zu Grabe tragen. — Unsere Auswanderer kommen zum Theil wieder heim. Sie sind zu der Einsicht gekommen, daß auch in Amerika keine goldenen Wälder wachsen, und thäte ein Jeder besser, erst mit sich selbst ins Gericht zu gehen, bevor er mit dem Vaterlande hadert und ihm den Rücken kehrt. Der Fleißige und Genügsame findet auch auf den Lofodden, wenn nicht sein täglich Brot, doch seinen täglichen Fisch. — Um 14 Tage erwarten wir unsern „Arendal". Das ist ein Schiff, welches sich vortrefflich zu regelmäßigen Fahrten auf hier eignen würde. Wann werden wir uns dieses Fortschrittes erfreuen? Unser Distrikt ist ansehnlich und ergiebig genug, um ein solches Unternehmen auch zu anderen Zeiten als während der Fangzeit rentabel zu machen, und wir wären durch eine regelmäßige Communication mit dem Festlande der civilisirten Welt um ein gut Stück näher gerückt.

Ein Teleskop für 14,000 Thaler. Das von Kirchhof und Bunsen erfundene Spektroskop wird von immer größerer Bedeutung für astronomische Beobachtungen. Es giebt eine Menge höchst wichtiger Fragen in der Astronomie, deren Lösung uns vollkommen unmöglich erschien, bis das Spektroskop erfunden war. Worin besteht die Veränderlichkeit der veränderlichen Sterne? Welcher Natur ist die Farbe der Sterne? Woraus bestehen die Sterne selbst? Sind sie aus ähnlichem Stoffe wie die Sonne gebildet? Sind sie gasförmiger Natur oder befinden sich einige unter ihnen in einem Zustande des Uebergangs? Ueber die Nebelwolken und deren Beschaffenheit sind wir noch völlig im Unklaren; vom Spektroskop aber hoffen wir, daß es auf manche dieser Fragen ein helles Licht werfen wird, schon deshalb, weil es uns in mancher Beziehung über die Natur der Sonne aufgeklärt hat. Aus diesem Grunde hat sich auch die Royal Society in London jetzt zu einem wissenschaftlichen Unternehmen entschlossen, von dem Großes zu erwarten ist. Sie hat ein großes Teleskop bauen lassen, welches als Reflector oder Refractor benutzt werden kann, und dieses herrliche Instrument, welches 14,000 Thaler kostete, soll denjenigen Beobachtern geliehen werden, welche es zu Untersuchungen, wie die oben angedeuteten, gebrauchen wollen. Die Linse für den Refractor hat fünfzehn Zoll Durchmesser und fünfzehn Fuß Focus; in Verbindung mit einem Spektroskop kann man von diesem Instrumente bedeutende Entdeckungen erwarten. Der Reflector hat einen Durchmesser von achtzehn Zoll und mit seiner Hülfe hofft man noch viele Geheimnisse der Sternenwelt zu entschleiern.

Zur Handelsstatistik Großbritanniens im Jahre 1869. Die Ausfuhren haben sich auf die ungeheure Summe von 190,045,230 Pfund Sterling gestellt, — 10,867,418 Pfund Sterling mehr als im Jahre vorher. Auf Baumwollengarn und Baumwollenwaaren entfallen 67,686,772, auf Eisen- und Stahlwaaren 19,519,201 Pfund Sterling auf Wollengarne und Wollenwaaren 28,483,095 Pfund Sterling. Der Import von Weizen hat sich auf 37,695,828 Centner gestellt, gegen 32,630,768 Centner im Jahre 1868. Die Einfuhr von Baumwolle betrug 10,903,813 Centner; jene von Mais 17,664,113 Centner. Von großem Belang ist die Einfuhr von Eiern; es wurden 442,165,080 Stück eingeführt, gegen 383,969,040 im Jahre 1868.

* * *

— Die Apatsches-Indianer in Neumexico und Sonora rauben und morden ärger als je, und in der jüngsten Zeit sind wieder viele weiße Leute ihr Opfer geworden. Es wird endlich einmal nachdrücklich gegen diese allerdings unverbesserlichen Räuber eingeschritten werden müssen. Uebrigens werden auch sie von demselben Schicksal ereilt, das allen Rothhäuten zu Theil wird. Ihre Zahl vermindert sich zusehends, und die Abtheilung der Apatsches, welche man als Mesenleros bezeichnet, ist auf etwa 1000 Krieger zusammengeschmolzen.

Inhalt: Römische Bilder. Von Franz Koppel. Mit vier Abbildungen. — Ein Besuch in der Alterthumssammlung zu Neustrelitz. Mit einer Tafel Abbildungen. — Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Murzuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti. Vierte Abtheilung (Schluß). — Karl Ferdinand Appun: Eine Nacht am Rio Takutu in Britisch Guyana. — Aus allen Erdtheilen: Aus einem Briefe von West-Lofodden, den 31. December 1869. — Ein Teleskop für 14,000 Thaler. — Zur Handelsstatistik Großbritanniens im Jahre 1869. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Streifzüge im nordwestlichen Amerika.

Als das interessante Werk Frederick Whymper's erschienen war, gaben wir eine Reihefolge von Berichten über das Innere von Alosko und dessen größten Strom, den Yukon („Globus" XVI, S. 43, 56, 75, 105 ff.). Wir wollen heute den Reisenden auf seinen Wanderungen auf der Vancouver-Insel und seinen Seefahrten nach Neu-Archangel und Kamtschatka begleiten.

Das große Eiland Voncouver ist durch einen langen, nur schmalen Meeresarm von Britisch-Columbia getrennt, und bildet einen Bestandtheil dieser Colonie. Die größte Stadt führt den unvermeidlichen Namen Victorio; sie liegt im südlichen Theile und etwa sechs deutsche Meilen nach Norden hin, gleichfalls an der Ostküste hat man die Niederlassung Cowitschon (Kauitschan) an der Mündung des gleichnamigen Flusses gegründet. Landeinwärts steht das Indianerdorf Somenos; der Häuptling (Taihi) derselben hieß Kakalatza; er war ein bejahrter Mann und verstand sich nur ungern dazu, Whymper und dessen Gefährten auf einer Wanderung ins Innere als Führer zu dienen. Außer ihm schloß sich der Partie ein Mischling, Namens Tomo, an, der mehrere Indianerdialekte sprach und ein guter Jäger war.

Die Insel ist zum großen Theile mit Wald bestanden, und das Reisen im Lande eben so monoton als beschwerlich. Straßen sind begreiflicherweise nicht vorhanden; der Wanderer muß Gepäck und Lebensmittel auf dem Rücken tragen durch das Gestrüpp und durch Bäche. Das Klima ist so feucht, daß die wollenen Decken am Abend so naß sind, als wären sie eben erst aus dem Wasser gezogen worden. Nicht minder beschwerlich sind die Fahrten auf den Flüssen, die vielfach Stromschnellen haben, so daß man die Nachen an Stricken aufwärts ziehen muß; das Bett des Cowitschan ist obendrein mit Felsen wie besäet.

Zu Whymper's Gefährten gehörte ein noch junger Mann, Moc Donald, der bereits sehr wechselvolle Lebensschicksale erfahren hatte. Er war der Sohn eines Beamten der Hudsonsbai-Compagnie und am Fraserstrome geboren; das Gewerbe seines Vaters, der Pelzhandel trieb, sagte ihm nicht zu, und er ging auf See. An den Küsten von Japan litt er Schiffbruch und wurde mehrere Jahre lang von den Japanern in Gefangenschaft gehalten. Als er frei geworden, schiffte er nach Australien, wo er binnen wenigen Monaten durch Goldgraben sehr reich wurde. Indeß, wie gewonnen, so zerronnen; als armer Mensch wurde er in Melbourne erst Kellner, dann Schänkwirth und nachher Hausirer. Es zog ihn endlich wieder in seine Heimath zurück; er wurde Goldgräber in Coriboo, doch ohne Erfolg, und jetzt abenteuerte er in den Wäldern von Voncouver herum.

Der Cowitschan hat eine Länge von nur etwa acht deutschen Meilen, fließt aber auf dieser Strecke durch eine Anzahl von Felsenschluchten, in welchen sich gefährliche Stromschnellen befinden; er hat seine Quelle in einem klaren See. Nach großen Beschwerden gelangten die Wanderer über die Wasserscheide und fuhren auf einem gebrechlichen Kahne oder Floße den nach Westen strömenden Nittinaht hinab. In der Mündungsgegend dieses Flusses liegt das Dorf Whyack, dessen Häuptling mit den tapfersten Kriegern in die Wälder gezogen war; ein Theil der Bewohner war zurückgeblieben. Die Indianer dieser Gegend gewähren so ziemlich allgemein den Anblick jenes Mannes, welchen unsere Illustration veranschaulicht. Whymper betont ausdrücklich, daß es sich hier

Digitized by Google

nicht etwa um ein Phantaſiebild handle, ſondern um eine ganz getreue Zeichnung, welche er nach der Natur entworfen habe. Das Haar hängt wirr und wild um den Kopf, der mit belaubten Zweigen bedeckt iſt; dieſe können für eine Art von Schmuck gelten, ſind aber vorzugsweiſe dazu beſtimmt, die Stechmücken abzuhalten. Um Leib und Schultern wird eine wollene Decke geſchlagen; im Naſenknorpel ſteckt eine lange Nadel, welche gelegentlich auch benutzt wird, um die Zipfel der Decke an einander zu befeſtigen. Manche Indianer tragen auch Ringe im Naſenknorpel.

Nach unſeren Begriffen ſind dieſe Ahl-Indianer ſchon an und für ſich häßlich genug; aber bei feſtlichen Gelegenheiten machen ſie ihr Geſicht noch häßlicher, indem ſie eine hölzerne Maske vornehmen, die manchmal eine Elle lang

Ahl-Indianer auf Vancouver-Eiland.

Maske der Indianer auf Vancouver-Eiland.

iſt. Die Verfertigung oder vielmehr der Mechanismus iſt ſinnreich; die einzelnen Theile der Larve und die Augen können bewegt werden; man kann den Mund, oder richtiger geſagt, den Schnabel öffnen und viele Grimaſſen ſchneiden. Dieſe Indianer bauen mit dem einfachſten Werkzeuge ſehr gute Kähne aus Cedernholz.

In Whyack traf einige Tage nach Whymper's Ankunft der Ingenieur Leech nebſt ſeinen Begleitern in einem wahrhaft beklagenswerthen Zuſtande ein. Er hatte eine Wanderung quer durch die Inſel unternommen, welche, der britiſchen Admiralitätskarte zufolge, für eine angeblich nur ſechs deutſche Meilen lange Strecke allerhöchſtens nur zwei Tage hätte in Anſpruch nehmen müſſen; die Partie hatte aber nicht weniger als zehn Tage gebraucht und die größten Beſchwerden erlebt; alle waren dem Hungerstode nahe. Sie hatten überall, wo auf der Karte „offene Ebenen“ verzeichnet ſtehen, dichten Wald, unebenes Gelände und reißende Gewäſſer gefunden; um eine Meile weit vorwärts zu kommen, mußten ſie mehrere Meilen Umwege machen, und als ſie an den San Juan kamen, der angeblich ein ſchiffbarer Strom ſein ſollte, fanden ſie, daß er ein wildes, zwiſchen hohen Felſenſchluchten dahinſtürmendes Gebirgswaſſer ſei.

Vom Indianerdorfe Whyack fuhr die Partie in zwei Nachen nach dem Hafen Suk, welcher von der Mündung des gleichnamigen Fluſſes gebildet wird; dieſer iſt genau ſo beſchaffen, wie der Cowitſchan, nur noch unbrauchbarer für die Schifffahrt als dieſer.

Der eben erwähnte Hafen von San Juan heißt bei den Indianern Patſchiua (Pachena). Dort lebte ein Handelsmann, Namens Lawſon, ganz vereinſamt, denn auf einem Umkreiſe von 40 oder 50 Miles war außer ihm kein weißer Menſch zu finden, und er verkehrte nur mit den Nittinaht-Indianern, die er als keineswegs liebenswürdig ſchilderte. Sie hatten vor einiger Zeit einen Kriegszug gegen die Indianer am Cap Flattery unternommen, alſo nach der Küſte des gegenüberliegenden Feſtlandes (im Territorium Waſhington), und waren mit einer herrlichen Beute zurückgekommen. Dieſe beſtand in ſechsundzwanzig Menſchenköpfen, welche unter wildem Jubelgeheul in der großen Hütte des Dorfes niedergelegt wurden. Lawſon, mit den Sitten und

Fahrzeug der Tſchuktſchen.

Gebräuchen der Wilden völlig vertraut, wußte sehr wohl, daß die Indianer vom Cap Flattery ihrerseits einen Rachezug unternehmen und dabei keinen Unterschied zwischen Weißen und Braunen machen würden. Zufällig fand sich eben damals ein Europäer bei ihm ein, der sich erbat, bei ihm zu bleiben. Sie verrammelten ihr Haus, verwandelten dasselbe in eine Art von Schanze, luden alle Gewehre und hielten, einer um den andern, Tag und Nacht sorgfältige Wacht. Und daran thaten sie wohl; denn eines Nachts hörten sie Ruderschlag in der Bai, und überzeugten sich, daß die fremden Krieger vor dem Dorfe der Patschina-Nittinahts anhielten. Diese hatten wohl Kunde von dem, was ihre Feinde beabsichtigten, und waren in aller Stille in die Wälder gezogen. Nun stürmten jene gegen Lawsan's Haus an, als jedoch ihre Kähne ans Ufer stießen, eröffneten die beiden Weißen ein so wirksames Schnellfeuer, daß die Indianer, welche sicherlich eine starke Besatzung vermutheten, mit wildem Geheul davonruderten, nachdem eine Anzahl ihrer Leute erschossen worden war.

In der Mitte des Juli 1864 fuhren Whymper und Leech den Suk aufwärts und machten gelegentlich eine Entdeckung, welche damals in Victoria große Aufregung verursachte. Sie fanden eine Galbgrube, welche bis gegen Anfang des Winters eine Ausbeute von mehr als 100,000 Dollars ergab. Sobald die Kunde von der Entdeckung in die genannte Stadt gelangte, machten sich sofort Hunderte von Abenteurern auf, um in der Wildniß Schätze zu heben, und ehe sechs Wochen verflossen, waren dort Kramläden, Grogbuden, „Hotels" in Menge; auch chinesische Arbeiter fanden sich bald ein, und die Entdecker erhielten eine Belohnung von Seiten der Colonialregierung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Vancouver viel Gold in seinem Schooße birgt; wir wissen ferner, daß das edle Metall auch auf der Königin-Charlotten-Insel vorkommt. Durch einen Beamten der Hudsonsbai-Compagnie wurde sogar die Behauptung aufgestellt, daß die dortigen Indianer ihre Gewehre nicht mit bleiernen, sondern mit goldenen Kugeln laden. Auf Vancouver fand man Klumpen (Nuggets) von 6½ Unzen schwer. Aber viel werthvoller sind doch die Kohlen, von denen man schon mehrere des Abbaues werthe Lager kennt. Ein solches bei Nanaima, das etwa 70 Miles nördlich von Victoria liegt, wurde damals schon von einer englischen Gesellschaft bearbeitet; sie machte Verschiffungen nach San Francisco, Victoria und nach dem Fraser; je tiefer man kam, um so mächtiger wurden die Flötze; im Jahre 1867 fand man einen von 5 Fuß, aus welchem man täglich 150 bis 300 Tons förderte, deren jede in San Francisco mit 12 Dollars Gold bezahlt wurde. Sehr ergiebig sind auch die Kohlenfelder bei der Niederlassung Camox am Puntledgeflusse, welche theilweise zu Tage stehen und bis zu 8 Fuß Mächtigkeit haben.

* * *

Der ehemals russische Theil von Nordwestamerika ist bekanntlich am 18. October 1867 in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen und bildet seitdem das Territorium Alaska. Die Yankees sprechen Aleeske, denn sie sind nicht minder arge Wort- und Tonverderber, wie John Bull; man sollte Aliaschka sagen. Es ist anfangs viel über diesen Ankauf gespöttelt worden; die Summe von 7,200,000 Dollars sei rein weggeworfen; der Besitz einer Region, in welcher man höchstens Seehunde und Walrosse finde, und das im Scherz als Wal-russia bezeichnet wurde, könne keinerlei Nutzen bringen. Und doch ist er werthvoll; eine betriebsame Bevölkerung, an welcher es nicht fehlen wird, kann auch diese kalte, weitabliegende Region productiv machen. Sie ist reich an Fischen und namentlich an Lachsen, die schon jetzt einen Handelsartikel von Belang bilden, an Robben und an Pelzthieren; sie hat Kohlen, Metalle, Holz und liefert Schiffsladungen von Eis für die Südsee und Californien. Da ohnehin die Vereinigten Staaten danach streben, sich allmälig den ganzen Continent nach Süden hin bis zur Landenge von Panama einzuverleiben, so erscheint es nur folgerichtig, daß sie für einige Millionen auch den Nordwesten für sich erwarben. Auf die Einverleibung von Britisch-Columbia, das jetzt noch als trennende Schranke zwischen Alaska und dem Territorium Washington liegt, haben sie es ohnehin längst abgesehen, und diese Einverleibung ist nur noch eine Frage der Zeit.

Die Angaben Whymper's über die Entdeckungsgeschichte jenes hohen Nordwestens (Travel and adventure etc., p. 64 sqq.) sind äußerst dürftig; werthvoll wird aber sein Buch, sobald er Schilderungen aus dem Innern bringt. Wir wollen jene Lücke ausfüllen.

„Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wußte man wenig von jener Gegend; 1741 aber lernten Behring und Tschirikoff vom 55. Grade der Breite an einen Theil der Küste kennen; sie erlegten Füchse und Seeottern, und seitdem fuhren dann und wann Abenteurer vom Peterpaulshafen in Kamtschatka hinüber nach Amerika, um Pelzthiere zu jagen. Seit 1760 wurden nach und nach die einzelnen Eilande der Kette von Inseln entdeckt, welche man als die Aleuten bezeichnet, und die das Kamtschatkische oder Behrings-Meer vom Großen Ocean trennen. Daß Aliaschka nicht eine Insel sei, wie man lange geglaubt, sondern mit dem Festlande zusammenhänge, wurde von Cook ermittelt.

Allmälig legten die Russen des Pelzhandels wegen Stationen an. Ihre Schiffe waren armselige Fahrzeuge; die Fahrt ging vom Cap Lopatka, der Südspitze Kamtschatkas, den einzelnen Inseln entlang, und was an Pelzwerk eingehandelt wurde, ging auf demselben Wege und in derselben Weise nach dem Peterpaulshafen aber auch nach Ochotsk, und weiter über Irkutsk nach Moskau oder auch nach China. Am werthvollsten erschienen die Felle der Seeotter. In St. Petersburg fing man allmälig an, jene amerikanische Küste zu beachten; Lieutenant Synd mußte die Halbinsel Aliaschka erforschen; Krenitzyn und Levaschess besuchten 1768 die Behringsinsel und die Fuchsinseln, aber von der Gestaltung dieser ganzen nordwestlichen Gegend hatte man immer noch keine klare Vorstellung. Auf der 1774 in St. Petersburg erschienenen Karte von Stählin steht die Küste des Festlandes durch eine Linie verzeichnet, welche von der Grenze Californiens bis zum 70. Grade in geradem Striche nach Nordwesten läuft; zwischen ihr und Asien ist eine breite See verzeichnet. Auf der Karte von Schmibt und Treschat, 1776, findet man auf einer 25 Längengrade umfassenden Strecke östlich von Kamtschatka noch gar kein Land verzeichnet; fast alle Breitengrade sind falsch, und erst Cook brachte Ordnung in dieses Chaos." (Karl Andree, Nordamerika, S. 216.)

Um 1781 bildeten sibirische Kaufleute eine Compagnie, um den Pelzhandel schwunghafter zu betreiben; 1783 gingen drei Schiffe von Ochotsk ab, welche volle drei Jahre lang unterwegs blieben; sie erforschten das Land zwischen dem Südwesten von Aliaschka und dem Prinz-Williams-Sunde; auf der von nun an verhältnißmäßig wichtigen Insel Kadiack wurde ein Handelspaßten angelegt; auch am Cooks River entstanden um 1787 einige Niederlassungen; Ismailoff und Betschareff drangen nach Osten hin bis an die Admiralitätsbai. Als 1790 Billings seine berühmte Expedition nach dem nördlichen Stillen Ocean unternahm, besaßen die Russen schon acht Niederlassungen, sämmtlich im

Digitized by Google

Osten vom Prinz-Williams-Sund, zum Verdrusse Spaniens, welches auf die ganze Küste bis zum 60. Grade hinauf Ansprüche geltend machen wollte.

Vom Juli 1799 wurde die privilegirte russisch-amerikanische Compagnie thätig; der kaiserliche Freibrief machte sie thatsächlich zur Gebieterin über die russischen Besitzungen vom 55. Breitengrade bis zur Behringsstraße, über Küsten und Inseln mit Einschluß der Aleuten und Kurilen. Sie wurde ermächtigt, Entdeckungsreisen auszurüsten, und solche Gegenden, welche nicht zum Gebiete civilisirter Völker gehören, der kaiserlichen Krone zu unterwerfen. Es wurde ihr eingeschärft, die Eingeborenen mild zu behandeln, und das ist von Seiten vieler ihrer Beamten leider nicht der Fall gewesen. Es wurde ihr auch zur Pflicht gemacht, die Wilden zur griechisch-orthodoxen Kirche zu bekehren; sie hat jedoch, wie jeder verständige Mensch im Voraus wissen konnte, in dieser Beziehung so gut wie gar nichts ausgerichtet. Aber in Bezug auf den Handel hatte die Compagnie Erfolg; sie legte auf dem Archipel der Aleuten manche Niederlassungen an, und 1799 auch eine Station am Norfolksund, 56° N. Als dieselbe 1803 von den Eingeborenen zerstört wurde, gründeten 1805 die Russen Sitka oder Neu-Archangel, welches seitdem ihr Hauptposten blieb und das nun auch die „Hauptstadt" des neuen Territoriums bildet.

Es gab eine Zeit, in welcher jene Compagnie nach hohen Dingen trachtete; die russische Flagge sollte im nördlichen Stillen Ocean herrschend werden. Krusenstern und Langsdorf unternahmen 1803 die für Kunde des Nordwestens so ersprießliche Expedition in dem Schiffe „Nadeschda", und sie steuerten, nachdem Lisianski viele Posten besucht hatte, mit diesem noch Canton, um mit den Chinesen einen directen Pelzhandel auf dem Seewege statt des indirecten auf dem Landwege über Irkutsk und Kiachta zu eröffnen. Alle Stationen sollten nach 1806, als in Sitka Hungersnoth

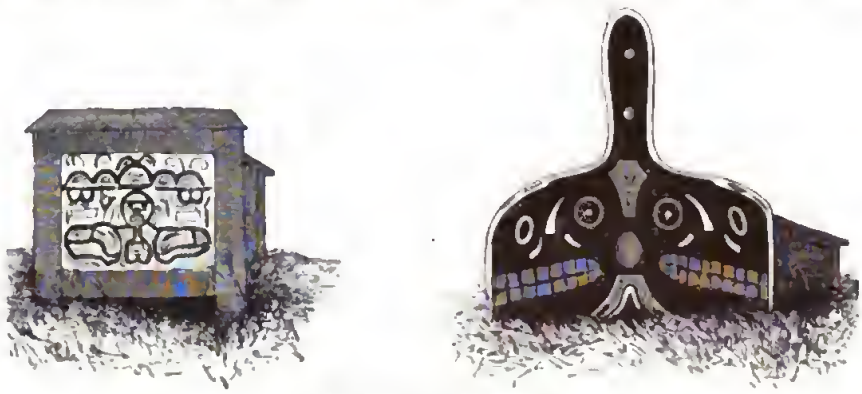
Sitka oder Neu-Archangel.

gewesen, mit Nahrungsmitteln aus Californien versorgt werden. Die Spanier erlaubten 1812 den Russen zu diesem Zwecke die Anlage eines Dorfes an der Bodegabai, nördlich von San Francisco; sie bouten jedoch bald ein Fort; als der spanische Statthalter sie ausweisen wollte, widersetzten sie sich, und der Agent Kuskoff erklärte dreist: auf den Besitz Californiens habe Spanien gar kein Anrecht. Die Russen behaupteten das Fort bis 1841; sie verkauften es dann für 30,000 Dollars an den durch die Golderdeckungen so berühmt gewordenen Capitän Sutter. Es führte den Namen Roß, russisch. Auch auf eine Besitznahme der Sandwichsinseln hatten sie es eine Zeitlang abgesehen, und ein Deutscher, Dr. Schäffer, hatte sich mit etwa 100 Mann Russen auf der Insel Atui festgesetzt, wo er länger als ein Jahr blieb.

Es ist uns aufgefallen, daß bei den vielen Erörterungen über Alaska selbst in Nordamerika — so viel wenigstens wir wissen — ein sehr wichtiges Moment unberührt geblieben ist; wir meinen den Zusammenhang zwischen den Ansprüchen Rußlands und der berühmten Monroedoctrin. Der Zusammenhang ist folgender. Als Lozoreff 1814 eine Ladung Pelzwerk im Werthe von reichlich einer Million Rubel von Sitka nach St. Petersburg gebracht hatte, wurde eine regelmäßige Schiffsverbindung zwischen beiden Häfen eingerichtet und der Verwaltung der Niederlassungen mehr Sorgfalt zugewandt. Kaiser Alexander erließ am 4. September 1821 einen Ukas, vermittelst dessen er die ganze Westküste Amerikas vom Königin-Charlotten-Sunde, 45° N., an, sowie die ganze Ostküste Asiens nördlich von 51½° N. sammt allen um- und nebenliegenden Inseln für ausschließliches Besitzthum der russischen Krone erklärte. Die monopolistischen Bestrebungen gehen aus der Verfügung hervor, daß bei schwerer Strafe kein Fremder diesen Küsten sich auf weniger als 50 Seemeilen nähern dürfe, außer in dringendem Nothfalle! Gegen diesen Ukas protestirte Nordamerika

energiſch, nachdem der ruſſiſche Geſandte in Waſhingtan obendrein die Dreiſtigkeit gehabt hatte, die volle Souveränetät Rußlands über den ganzen im Norden des 51° N. liegenden Theil des Oceans in Anſpruch zu nehmen; dort ſollte kein fremdes Schiff ſich blicken laſſen dürfen. Dagegen legte auch England Proteſt ein, und 1823 ſtellte Präſident Monroe als nordamerikaniſches Staatsprincip den Satz auf: „daß fortan in beiden Hälften Amerikas europäiſche Mächte nicht ferner Colonien anlegen ſollten; der neue Continent dürfe nicht von auswärtigen Staaten abhängen, ſondern müſſe ſich ſelber beſtimmen.“ —

Die Zahl der ruſſiſchen Handelspoſten belief ſich



Aſchenſärge der Koliuſchen.

auf 26; dazu kamen dann noch ſogenannte wandernde Stationen auf den Alëuten und Kurilen.

Sitka oder Neu-Archangel liegt 57°2′57″ N., 135°29′8″ W. auf der Weſtſeite der Inſel Boranoff oder Sitka; der Ort wurde gleich bei ſeiner Gründung durch Batterien und einige im Hafen liegende bewaffnete Fahrzeuge gegen etwaige Ueberfälle der Koliuſchen-Indianer geſchützt. Simpſon, Gouverneur der Hudſonsbai-Geſellſchaft, der vor etwa dreißig Jahren den Ort beſuchte, ſchreibt: „Von allen ſchmutzigen und elenden Ortſchaften, die ich je geſehen habe,

Gerüſt eines Hauſes der Tſchuktſchen.

iſt Sitka die elendeſte und allerſchmutzigſte. Die Wohnhäuſer ſind lediglich elende Hütten, ohne Ordnung und Plan in häßlichen, kleinen Gaſſen zuſammengehäuft, und verpeſtet in Folge großer Unreinlichkeit.“ In dieſer Beziehung muß ſich Vieles gebeſſert haben, denn Whymper ſchreibt (S. 74): „Die Stadt liegt auf einem ſchmalen Küſtenſtriche; das Haus des Gouverneurs ſteht auf einem etwa einhundert Fuß hohen Hügel. Der Hintergrund wird von dichtbewaldeten Hügeln gebildet, und unmittelbar der Stadt gegenüber erhebt ſich auf der Crooze-Inſel der Edgecumbe, ein etwa 8000 Fuß haher

erloschener Vulcan; er bildet eine weithin sichtbare Landmarke. Die Stadt bietet einen heitern Anblick, und die Umgebung ist malerisch (August 1865). Die Häuser sind geld angestrichen, die Dächer roth. Sitka gewährt einen eigenthümlichen, fremdartigen, man möchte sagen, fossilen Anblick mit der grünen Spitze und Kuppel der griechischen Kirche, den alten, abgetakelten Schiffen, die überdacht sind und als Magazine verwandt werden. Auf keinen Fall kann der Aufenthalt dort angenehm sein und behaglich auch nicht, denn in Sitka, so sagt man, regnet es mehr und öfter, als an irgend einem andern Punkte der Welt, und wenn es nicht regnet, dann fällt Schnee. Vor sonnigem, warmem Wetter hat man eine wahre Scheu, weil sofort Fieber und Lungenkrankheiten auftreten. Von rheumatischen Leiden wird ohnehin Niemand verschont. Die Winterkälte ist keineswegs streng, denn der Thermometer steht selten unter 20° Fahrenheit."

Die weiße und Mischlingsbevölkerung in Sitka wird sich gegenwärtig auf etwa drittehalbtausend Seelen belaufen; im Winter finden sich auch viele Indianer ein, insbesondere Kolinschen (Kaloschen), welche den ganzen Küstenstrich zwischen den Flüssen Tschilkot und Stikin innehaben, also bis zu 60° N., aber landeinwärts reichen die zu ihnen gehörenden Stämme noch weiter nach Norden. Jeder Stamm hat als Unterscheidungszeichen ein besonderes Sinnbild, eine Art von Totem. Schabelski, welcher von 1821 bis 1827 die verschiedenen Niederlassungen besuchte, fand bei ihnen Stämme des Wolfes, des Raben, Bären, Adlers ꝛc. Dieses Stammsymbol ist bildlich auf der Hütte des Häuptlings angebracht. Die Würde dieses letztern geht nicht auf den Sohn, sondern auf den Neffen über. Alle Koliuschenstämme haben Geschick für Handarbeiten; sie sind z. B. gute Schmiede, verfertigen feine Korb- und Flechtsachen und liefern sorgfältig gearbeite-

Die Vulkane Koriatski, Awatscha und Koseldskai auf Kamtschatka.

tes Schnitzwerk. Davon zeugen zum Beispiel die Koffer, in welchen die Asche der Todten, die man nicht begräbt, sondern verbrennt, aufbewahrt wird. Wir geben zwei Abbildungen solcher Aschenkoffer nach Whymper's Zeichnung. Dieser sah an dem einen mehrere gemalte Menschengesichter; von jedem derselben hingen lange Flechten wirklichen Menschenhaars herab, und jeder Kopf bezeichnete ein Schlachtopfer, welches der Verstorbene erlegt und welchem er den Schädel genommen hatte. An jedem Aschenkoffer findet man Schnitzwerk und Malereien.

* * *

Whymper begleitete die Expedition, welche den Telegraphen zwischen Nordwestamerika und Ostasien anlegen sollte, und die im Sommer 1865 ihre Arbeiten begonnen hatte. Als aber 1866 das zweite atlantische Kabel regelmäßig arbeitete, ließ man bis auf Weiteres jenen Plan fallen. Am 22. August 1865 verließ die Expedition Sitka, fuhr an der Südseite der Aleuten hin, steuerte zwischen Unimak und Ikgomof in das nördliche Meer, und sah am 4. September ganz deutlich den Vulcan Tschitschatdinskoi, welcher sich auf der erstgenannten Insel erhebt, und dann noch einen zweiten, etwa 5000 Fuß hohen Feuerberg, der eben in Thätigkeit war und Flammen spie. Am 22. September war das Schiff auf der Höhe der Ploverbai, in welche es erst einlaufen konnte, nachdem es vier Tage lang von einem Sturm umhergeschleudert worden war.

Diese Bucht liegt an der asiatischen Küste, und dort fanden die Reisenden ein Dorf der Tschuktschen; die armseligen Hütten standen auf einer weit ins Meer vorspringenden Landzunge. In der Nähe wurden recht gut angelegte unterirdische Wohnungen aufgefunden; aber das Volk, von welchem sie herrühren, ist längst aus jener Gegend verschwunden (— möglicherweise handelt es sich hier um Gangbaue der Eskimos —). Das Gerüst der Tschuktschenhütten besteht zumeist aus Walfischknochen und Rippen, die sinnreich und künstlich zusammengefügt werden. Man bedeckt sie mit großen und kleinen Stücken von Fellen und Häuten des Wal-

roſſes, Seehundes und Rennthieres, und wohl auch mit Segeltuch, welches von irgend einem Walfiſchfahrer eingetauſcht worden iſt. Dieſe Wohnſtätten gewähren den mit Fellen warm bekleideten Tſchuktſchen hinlänglichen Schutz gegen Näſſe und Kälte, obwohl der Winter an jener öſtlichen Küſte ſehr ſtreng iſt. Als Brennſtoff dient Walfiſchthran, der in Lampen gebrannt wird. Holz und Kohlen ſind nicht vorhanden.

Tabackspfeifen der Tſchuktſchen.

Die Tſchuktſchen benutzen Walfiſchknochen auch zur Herſtellung von Kähnen; um das Gleichgewicht zu erhalten und die Schwimmkraft zu verſtärken, befeſtigen ſie zu beiden Seiten eine mit Luft gefüllte Seehundshaut, welche vortreffliche Dienſte verrichtet. — Die Männer ſind ſtark und kräftig gebaut, nicht melancholiſch, auch nicht habgieriger, als im Allgemeinen die Wilden zu ſein pflegen; dem Tabacksrauchen ſind ſie leidenſchaftlich ergeben, blaſen aber den Rauch nicht aus dem Munde, ſondern ziehen ihn ein, um ſich ſolchergeſtalt zu berauſchen.

Die Expedition erfuhr, daß 1864 die Ploverbai ſchon am 4. October völlig mit Eis bedeckt war; ſchon am 26. October war ſie leicht gefroren, und das Schiff ging deshalb unverweilt nach Kamtſchatka unter Segel. Am 14. October war es vor der Awatſchadai und warf am folgenden Tage beim Peter-Paulshafen Anker. Von dort aus hatte man einen prächtigen Blick auf die Vulcane Awatſcha, Koſetdslar und Koriatsli; aus dem letztern ſtieg eine hohe Rauchwolke empor.

Volksaberglaube und ſympathetiſche Curen im Herzogthum Altenburg.

Von **M. J. Meißner.**

Der im „Globus“ vor nicht langer Zeit veröffentlichte Aufſatz „Sympathien und verwandte abergläubiſche Gewohnheiten in Mecklenburg“ von C. W. Stuhlmann (Jahrgang 1869, S. 242 ff.) veranlaßte mich, auch im Altenburgſchen Nachforſchungen über das Vorhandenſein jener uralten Zeugniſſe menſchlicher Schwäche anzuſtellen. Man muß weit weggehen von dem Wege, den die gegenwärtige Zeit geht, um zu finden, was die nachfolgenden Zeilen erzählen ſollen. Zumeiſt ſind alte Leute von rührendem Glauben die Hüter jenes recht eigentlichen Volkseigenthums, oder die zahlreiche Claſſe derer macht daraus Capital, welche von der Beſchränktheit der Menſchen leben.

Wie ſich der Gebrauch der ſympathetiſchen Heilmittel entwickelte, iſt in dem oben erwähnten Aufſatze eingehend dargelegt worden; es mag daher hier nur Einiges darüber geſagt werden, wie der Glaube an die Wirkſamkeit derſelben heutzutage hier zu Lande wie anderwärts noch beſtehen und Anwendung bis herauf in die gebildeten Stände noch vorkommen kann.

Die ſympathetiſchen Curen verdanken, abgeſehen von ihrer Wohlfeilheit, ihre Exiſtenz zunächſt dem Reize des Geheimnißvollen und Verborgenen, dem Glauben an noch nicht erforſchte wunderbare Naturkräfte, an Dinge, die „zwiſchen Himmel und Erde“ liegen, und der noch ziemlich weitverbreiteten, verderblichen Scheu der Menſchen, der gemäß ſie ärztliche Hülfe nicht eher ſuchen, als nicht ſämmtliche Haus- und ſympathetiſche Mittel erſchöpft ſind.

Es kommt hinzu, daß dieſe letzteren Mittel an und für ſich faſt durchweg unſchädlich ſind, ja daß dieſelben, inſofern der Glaube an ihre Kraft die Phantaſie der Kranken in beruhigender Weiſe beſchäftigt, und die Hoffnung auf die erſehnte Geneſung, damit aber die Naturheilkraft wohlthuend anregt, zuweilen, z. B. bei der Roſe, ſelbſt von den Aerzten nicht nur geſtattet, ſondern ſogar empfohlen werden.

Endlich aber greift ſelbſt der Menſch, welchem der ſogenannte ſympathetiſche Glaube fehlt, in ſeiner Noth und in ſeinem Schmerz, und verlaſſen von der mediciniſchen Heilmethode, zu ſeiner und ſeiner Angehörigen Beruhigung, zuweilen nach Mitteln, von denen er weiß, daß ſie ihm nichts ſchaden, und von denen er noch in ſeiner letzten Stunde hofft, daß ſie ihm doch vielleicht einigen Nutzen gewähren können.

Auch im Altenburgſchen hat gewöhnlich das fließende Waſſer die Aufgabe, eine Krankheit, um deren Beſeitigung es ſich handelt, mit ſich fortzunehmen, während in die Erde das Todte, Abgeſtorbene verſenkt oder vergraben wird.

Manchmal wird auch wohl die Krankheit in einem von der Erde friſch aufgenommenen Stein, der dann wieder an ſeinen Ort gelegt werden muß, verfeſtet, oder unter die Dachrinne, da wo dieſe von der Sonne nicht beſchienen wird, vergraben, oder in eine Feuereſſe, welche zum Räuchern dient, verbohrt, endlich in Thüren unbewohnter Seitengebäude vernagelt.

Dagegen habe ich nicht gefunden, daß hier zu Lande, wie es anderwärts vielfach vorkommt, bei den ſympathetiſchen Curen lebende Thiere (Kröten, Mäuſe u. ſ. w.) verwendet werden; nur die Ameiſen ſpielen bei uns hier und da eine Rolle, ſofern gewiſſe bei den Curen verwendete Gegenſtände, z. B. Eier, in Ameiſenhaufen verſenkt werden.

Ebenſowenig kommen im Herzogthume Curen vor, bei denen mit gewiſſen geheimnißvollen Worten (Sator Arepo Tenet Opera Rotas, abracadabra u. dergl.) beſchriebene Zettel aufzulegen oder zu verſchlucken ſind.

Indem ich nunmehr das über jene Dinge Aufgefundene folgen laſſe, bemerke ich noch, daß das Nachſtehende Anſpruch auf Vollſtändigkeit nicht machen kann und ſoll, weil die „klugen Leute“ nicht leicht zur Mittheilung jener Geheimniſſe, die übrigens nur von Männern den Frauen und umgekehrt verrathen werden dürfen, zu bewegen ſind.

Die Urſache hiervon iſt ein leicht erklärliches Mißtrauen und die Meinung, ihre ſympathetiſche Kraft gehe durch Mittheilung der Mittel verloren.

Digitized by Google

I. Sympathetiſche Heilmittel und Curen.

A. Bei Menſchen.

Gegen das kalte Fieber. — Es wird dreimal im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes am linken Arme des Kranken hinaufgeſtrichen, und dabei, ohne daß der Kranke es hört, geſprochen:

Geh weg, Fieber,
Geſundheit iſt mir lieber.
† † †

Ein anderes Mittel iſt folgendes: Der Kranke betet früh ein Gebet, kehrt alsdann das Hemde um, den linken Aermel zuerſt und ſpricht:

Kehr Dich um, Hemde,
Und Du, Fieber, wende Dich.

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Gegen Blutungen. — Man drückt die Wundränder zuſammen, haucht darauf und ſpricht:

Heilig iſt die Stunde,
Heilig iſt die Wunde.

Oder:

Glückſelige Wunde,
Glückſelige Stunde,
Da die Wunde heilen mag.

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Oder, ſobald man ſich geſchnitten oder gehauen hat, hält man den Daumen über die Wunde drei Mal, ſchlägt drei Kreuze, im Namen Gottes u. ſ. w. Amen, als das Blut gerann, wie Chriſtus am Kreuze hang. † † †

Oder:

Drei Blumen ſtehen im Himmel,
Die erſte Wehmuth,
Die zweite Demuth,
Die dritte Gottes Wille,
Blut ſteh' ſtille.

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Gegen Zahnſchmerzen. — Am häufigſten werden die Zahnſchmerzen vernagelt. Die Perſonen, welche ſich mit dem Vernageln von Zahnſchmerzen beſchäftigen, haben „Sargnägel“ oder ſolche Nägel vorräthig, die in eine gewiſſe Flüſſigkeit getaucht ſind, deren Zuſammenſetzung ſie geheim halten. Mit dieſen Nägeln wird das Zahnfleiſch unter dem kranken Zahne berührt, wohl auch blutig geritzt und der Nagel dann im Namen Gottes u. ſ. w. † † † in eine Thür des Seitengebäudes oder in eine Feuereſſe eingeſchlogen. — Bei Zahnreißen wird bei zunehmendem Monde die Wange geſtrichen und geſprochen:

Was ich ſehe, nehme zu,
Was ich ſtreiche, nehme ab.

Im Nomen Gottes u. ſ. w. † † †

Manche laſſen dabei das Wort „Amen“ weg oder legen auch wohl ein Stück Löſchpapier unter die Zunge.

Wenn bei Erwachſenen der erſte Zahn ausfällt, ſo ſoll derſelbe hinter ſich geworfen und dabei geſprochen werden:

Maus, do haſt Du en bennern (beinern),
Gieb mir dafür en ſtenneen (ſteinern).

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Gegen Waſſerſucht. — Man kocht drei Eier einer ſchwarzen Henne im Urin des Kranken, und zwar in einem Töpfchen, das ſo gekauft worden iſt, als es geboten wurde, und vergräbt dieſelben beim Vollmond in einen Ameiſenhaufen.

Die ganze Handlung muß ſtillſchweigend geſchehen, auch darf der Kranke nichts davon wiſſen.

Gegen Ueberbeine. — Das Ueberbein wird bei abnehmendem Monde mit einem „ungeſuchten Tiegelbein“ drei Mal nach einander übers Kreuz gedrückt im Namen Gottes des Vaters u. ſ. w. † † †, und das Tiegelbein dann hinter ſich geworfen.

Gegen Warzen. — Man ſtreicht die Warzen mit Kreide drei Mal im Namen Gottes u. ſ. w. † † †, geht dann zu einer Eſſe, darin geräuchert wird, macht mit der Kreide drei Striche im Namen Gottes † † † und vergräbt ſie oder wirft ſie hinter ſich. Wer die Kreide aufhebt, zieht ſich ebenſo, wie es im vorhergehenden Falle mit dem Tiegelbein geht, die Krankheit zu, um die es ſich handelt. — Auch ſollen Warzen in kurzer Zeit auf folgende Weiſe vergehen. Am letzten Freitage vor dem Neumond verſuche man ein Stück Fleiſch oder Speck, „ſo groß wie ein Heller,“ zu ſtehlen; mit dieſem ſtreiche man die Warzen und grabe es Mittags in der zwölften Stunde unter eine von der Sonne nicht beſchienene Dachrinne, ſo daß Niemand etwas davon erfährt.

Gegen die Roſe. — An drei Tagen hinter einander am Abend vor Schlafengehen wird die Roſe von unten nach oben leiſe geſtrichen, auch wohl angehaucht, und dabei, ohne daß der Kranke es hört, geſprochen:

Ich ſtand unter einer Liebesthür,
Da ſchoſſen drei Roſen herfür,
Die erſte zerfloß,
Die zweite zerfloß,
Die dritte verſchwond,
Unter der Mutter Gottes Liebeshand,
Das zähl' ich Dir (Name) zu gut.

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Oder:

Die Mutter Gottes ging über Land,
Drei Roſen trägt ſie in ihrer Hand,
Die erſte verlor ſie,
Die zweite erſtor (beſchwor?) ſie,
Die dritte verſchwand.

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Oder:

Die Roſe gebietet Dir Gott zur Buße,
Du ſollſt nicht ſchwitzen,
Du ſollſt nicht hitzen,
Du ſollſt nicht gähren,
Du ſollſt nicht ſchwären,
Du ſollſt nicht wüthen,
Du ſollſt nicht tödten,
Das zöhl' ich Die (Name) zu gut.

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Gegen das Schiefwachſen der Kinder. — Wenn ein Kind anfängt, ſchief zu wachſen, ſo ſucht man ſich das gerade gewachſene Stämmchen einer jungen Eiche zu verſchaffen. Daſſelbe wird der Länge nach in der Mitte aufgeſchnitten und das Kind hindurchgeſteckt.

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Das Stämmchen wird dann wieder zuſammengedrückt und gebunden und in fließendes Waſſer geworfen, auch wohl vergaben.

Gegen Brüche. — Am Montag Abend kauft man Jungbaumwachspflaſter für 3 oder 5 Pfennige (die Zahl muß ungerade ſein) und legt es auf den Bruch, ſtillſchweigend.

Am Donnerſtag Abend nimmt man das Pflaſter ſtillſchweigend weg, geht früh vor Sonnenaufgang an eine junge Eiche, die man Tags zuvor geſucht haben muß, und deren Zweige gegen Morgen zugerichtet ſind, bohrt ein Loch in die Eiche, thut das Pflaſter hinein und ſpricht:

Hier, Eiche,
Bring' ich Dir Blut und Kraft
In Deine Macht.

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Digitized by Google

Gegen Flechten und Grind. — Der Kranke muß früh vor Sonnenaufgang bei abnehmendem Monde an ein fließendes Gewäſſer gehen, die kranke Stelle mit der Hand ſtreichen und indem er ſodann drei Kreuze über derſelben ſchlägt, ſprechen:

Guten Morgen, Waſſerfluth,
Hier bring' ich Dir meinen Schmerz und meine Ruth (Noth),
Schwemm ſie in ein Ungerland,
Schwemm ſie in ein Körnchen Sand.

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Auch wird von Manchem ein naſſer Lappen auf die Flechten gelegt und ſolcher ſodann einem Todten mit in das Grab gegeben.

Gegen Krämpfe (Fräßeln) der Kinder. — Man ſpricht:

Frau Fräßel ging über den Miſt,
Da begegnet ihr der Herr Jeſus Chriſt;
„Frau Fräßel, wo willſt Du hin?“
„Ich will zu einem Kinde gehn,
Ich will es ſtoßen und drücken,
Ich will es kneipen und zwicken.“
„Frau Fräßel, das ſollſt Du nicht thun,
Du ſollſt das Kind laſſen ruhn.“

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Wenn Kinder beſchrien ſind. — Man ſtellt ſich mit dem Kinde gegen die Morgenſonne und ſpricht:

„Es waren zwei böſe Augen, die Dich überſahen, drei waren, die Dir das Gute widerſprachen, ſie haben Dir genommen Deinen Schweiß, ſie müſſen Dir wiedergeben Dein Gewächſe, Deinen Schlaf und Deine Ruh', daß Du wieder nehmeſt zu.“

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

Iſt ein Kind „auf den Tod beſchrien“, ſo kann nur eine kluge Frau helfen. Man geht am Abend zu ihr, ſie ſtellt verſchiedene Fragen, hält dann einen Aſch mit Waſſer, in welches ſie verſchiedene Stückchen Holzkohle wirft. Endlich, nachdem ſie das Schwimmen der letztern und ihr Untertauchen beobachtet hat, ſagt ſie, das Kind iſt von einem Manne oder von einer Frau beſchrien, es iſt an der und der Stelle, und auf die und die Weiſe beſchrien, und beſtimmt die Stunde, in welcher das Kind zu ihr gebracht werden ſoll, oder ſie zum Kinde kommt.

Sie nimmt das Kind in den Arm oder ſtreicht es und ſpricht:

„Zwei böſe Augen haben Dich überſehen, drei böſe Zungen haben Dich überſprochen, drei will ich Dir gewähren; die ſollen Dir wiedergeben Dein Eſſen und Trinken, Deinen Schlaf und Deine Ruh', Deinen Saft und Deine Kraft und Deine ganze Eigenſchaft. Hat es gethan ein Mann, ſo kamm's ihm ſelber an; hat es gethan ein Weib, ſo fall's in ihren Leib; hat es gethan ein Knecht, ſo wird ihm geſchehen recht; hat es beſchrien eine Magd oder Dirn', ſo ſegne Dich Gott und das Himmelsgeſtirn. Biſt Du beſchrien hinterwärts oder vorwärts, ſo helfe Dir der liebe Herr Jeſus Chriſtus, hinterwärts oder vorwärts, das zähl' ich Dir zu gut.“

Im Namen Gottes u. ſ. w. † † †

B. Für Thiere.

Gegen das Blutgeben der Kühe. — Man holt drei weiße Kieſelſteine aus einer Leichenpforte, macht ſie heiß, thut ſie in ein Gefäß und gießt die Milch darauf, dann für 1 Pfennig Schwefel, 1 Pf. ſchwarzen Kümmel, 3 Pf. Teufelsdreck und Eberwurzel, läßt dieſes drei Tage ſtehen in dem Stalle, und thut dann die drei Steine wieder in derſelben Stunde dahin, wo man ſie geholt hat. Alles im Namen ꝛc. † † †

Oder:

Am Pfingſttage vor Sonnenaufgang nimmt man ein weißes Töpfchen, das man gekauft hat, wie es gebaten wurde, ſchöpft aus dem Milchſeiher Milch damit, und thut ein halbes Loth Pfeffer hinein, bindet es mit dem Seihetuch zu und hängt es in die Feuereſſe. Alles im Namen ꝛc. † † †

Gegen geſchwollene Euter. — Man ſpricht:

Es gingen drei Frauen über den Berg Sinai, die erſte ſprach: „Meine Kuh hat's heiſch,“ die andere: „Es kann ſein.“ Die dritte: „Es kann ſein oder es iſt, ſo helf' Dir der Name Jeſus Chriſt.“ † † †

Gegen Beinbrüche. — Beinbruch, ich ſegne Dich auf dieſen heutigen Tag, daß Du wieder werdeſt gerad', bis auf den neunten Tag, wie nun der liebe Gott, der Vater, wie nun der liebe Gott, der Sohn, wie nun Gott, der liebe heilige Geiſt, es haben mag, heilſam iſt dieſe broch'ne Wund', heilſam iſt dieſe Stund', heilſam iſt dieſer Tag, da unſer lieber Herr Jeſus Chriſtus geboren war; jetzo nehm' ich dieſe Stund', ſteh' über dieſe broch'ne Wund', daß dieſe broch'ne Wund' nicht geſchwell', und nicht geſchwär', bis die Mutter Gottes ein andern Sohn gebähr. † † †

Wenn das Vieh bezaubert iſt. — Man ſpricht: „Abt und Aebtin, Drach' und Drachin, Zauberer und Zauberin, Du ſollſt ſtille ſtehn, Du ſollſt zu Gott, Deines Herrn Geboten gehn, Du ſollſt mir mein Vieh weiden im Stall, und auf dem Felde, auf der Heid' und Weid', bis der heilige Ritter St. Georg vorüberreit', das verbiete ich Dir bei dem lebendigen Gott, dazu helfe mir Gott!“ † † †

II. Verwandte abergläubiſche Gebräuche.

Die den ſympathetiſchen Heilmitteln verwandten abergläubiſchen Gebräuche kommen zur Anwendung, um einen Nachtheil an Geſundheit oder Vermögen im Voraus abzuwenden (praphylaktiſche Sympathien).

Hierher gehört die ganz allgemeine Gewahnheit, Freitags keine Reiſe, kein neues Geſchäft zu unternehmen, nach einer Krankheit nicht an dieſem Tage zuerſt auszugehen.

Werden Kinder gelobt, ſo ſetzen die Eltern häufig hinzu „unberufen“, damit die Kinder nicht beſchrien werden. Damit letztere aber überhaupt nicht beſchrien werden, wird ihnen manchmal, wenn gerade Gefahr vor dem Beſchreien vorhanden iſt, das Hemd auf die verkehrte Seite angezogen.

Vieh wird vor dem Beſchreien durch drei eingeſchnittene, oder mit Kreide an die Stallthür gezeichnete Kreuze geſichert, welche regelmäßig vor der Walpurgisnacht erneuert werden.

Wenn im Frühling das erſte Mal das Vieh ausgetrieben wird, kommt der Spruch vor:

„Das liebe Vieh geht dieſen Tag, und ſo manchen Tag, und das ganze Jahr über manchen Graben, ich haff' und trau', da begegneten ihm drei Knaben. Der erſte iſt Gott der Vater, der andere iſt Gott der Sohn, der dritte iſt Gott der heilige Geiſt, die behüten mir mein Vieh, ſein Fleiſch und Blut, und macht ein Ring um ſein Vieh, und den Ring hat gemacht Mariane, ihr liebes Kind, und der Ring iſt beſchloſſen mit 77 Schlöſſern, daß behüt' mir Gott mein Vieh ſein Blut, Milch und Fleiſch, daß mir kein böſer Menſch anſchaue, keine böſe Hand nicht angreif', kein böſer Wind anweh', kein Thier beiß', wie auch kein wildes Thier zerreiß', kein Baum fällt, keine Wurzel ſtecke und kein Dieb nimmt, und wegführt im Anfange, das erſte Mal ſei geſchloſſen und das ganze Jahr mit † † † alſo feſt beſchloſſen.“

Digitized by Google

Bringt der Bauer ein neugekauftes Stück Vieh nach Haus, so wird zunächst der Leitestrick um ein Tischbein im Haus gewunden, ehe das Vieh in den Stall gebracht wird. Das soll ebenfalls vor dem Beschreien sichern.

Aengstlich und allgemein vermeidet man, daß ihrer Dreizehn zum Abendmahl gehen oder zu Tisch sitzen; man fürchtet, es sterbe einer im folgenden Jahre. In den Zimmern, in welchen Leichen liegen, werden die Fenster verhängt, damit der Todte nicht wiederkehre und im Hause spuke. Spielen Kinder „Begraben“, so wird es ihnen verboten, weil sonst Jemand im Hause stirbt. Manche gehen bei Begräbnissen nicht zuerst aus dem Sterbehause, sie meinen, zuerst nach dem Todten zu sterben. Frauen scheuen sich, doppelte Früchte zu essen, in der Furcht, Zwillinge zu bekommen.

Um nicht Unglück in der Ehe zu haben, dürfen Bräute keine Perlen zur Trauung tragen, und dürfen überhaupt Brautleute bei der Trauung sich nicht umsehen, nicht zu weit von einander stehen und dergleichen, auch soll beim Verlassen der Kirche die Frau zur Linken des Mannes gehen.

Mädchen und Frauen holen auch hier zu Lande in der Nacht zum ersten Osterfeiertag Wasser aus einem nahen Bache, um sich mit ihm zu waschen und ihre Schönheit zu erhalten. Sie dürfen dabei nicht reden.

Früher kamen Bauerweiber in die Stadt und verkauften sogenannte „Glückspätschchen“, angeblich die breitgedrückte und getrocknete Frucht der Wassernuß oder die wie eine Hand geschnitzte sprossende Wurzel des gemeinen Farrnkrautes. Sie wurden Kindern in die Kleider genäht, damit sie Glück haben sollten.

Beim Gange zur Jagd vermeiden Manche, Abschied von den Ihrigen zu nehmen, damit ihnen kein Glück gewünscht werde, ebenso vermeiden sie Schweinen zu begegnen, da sie in beiden Fällen Unglück fürchten.

Unter den gemeinen Leuten herrscht hier und da der Glaube, die Wirkung des Eides dadurch ableiten zu können, daß sie beim Schwören die Schwurfinger der linken Hand hinter dem Rücken nach der Erde zu ausstrecken, deshalb forbern die Richter zuweilen die Schwörenden auf, die linke Hand an der Seite herabhängen zu lassen.

Um vor Gericht zu bestehen und ein günstiges Urtheil zu erlangen, sprechen die Strolche und Gauner vor dem Eintritt in das Gerichtshaus:

Ich teete voe dos Gerichtshaus,
Drei große Herren seh'n heraus,
Dee eine hat keinen Mund,
Dee ondere hat keine Zunge,
Der deitte muß vor seiner eigenen Rede verstummen.

Im Namen Gottes u. s. w. † † †

Häufig kommen handschriftlich noch im Herzogthum sogenannte Segen vor, welche den Schutz des Leibes gegen feindliche Waffen (Schutzbriefe, Himmelsbriefe), oder nachtheilige Einwirkungen von außen (Segensbriefe, sympathetische Briefe), den Schutz des Hauses gegen Feuers- und andere Nöthen (Feuersegen, Hussegen und dergleichen) bezwecken, und bei sich zu tragen oder unter der Schwelle des Hauses zu vergraben sind. Meist beginnen diese Segen mit einer Erzählung oder einer Handlung, aus der sich die Kraft der Hülfe ableitet.

Da dieselben meist nur Copien aus bekannten Büchern, z. B. dem „Romanusbüchlein“ sind, in ähnlicher Weise auch schon öfter abgedruckt sind, so dürfte eine Wiederholung derselben an dieser Stelle überflüssig sein. Meines Wissens sind dergleichen Segen zuletzt veröffentlicht worden von Karl Auen in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde, zweites Heft (Jena, F. Frommann 1853), und eine Verweisung auf diese Mittheilung möge genügen.

Ich schließe diesen Aufsatz mit der Hoffnung, es möge bald eine Zeit kommen, die gediegene ärztliche Hülfe über finstern und thörichten Aberglauben stellt und für jene Dinge nur ein Lächeln der Erinnerung hat *).

*) Herr Ministerialsecretär Meißner war so freundlich, diesem Aufsatze für uns einige gedruckte Piècen beizulegen. Z. B. einen „heiligen Sympathiebrief“ und das Recept zu einer „Wunderseife“; beide sind in der allerneuesten Zeit veröffentlicht, es fehlt aber der Druckort. Dazu kommen noch zwölf Blätter aus einem offenbar im vorigen Jahrhunderi gedruckten Buche mit allerlei Recepten zu Wundercuren. Wir werden gelegentlich einige Proben daraus mittheilen. Red.

Zur Kennzeichnung der Mischlinge aus verschiedenen Menschenracen.

Von **Karl Andree.**

II *).

Vor nun beinahe vierzig Jahren begleitete der späterhin so berühmt gewordene Charles Darwin als Naturforscher den Capitän Fitz Roy, welcher mit dem Schiffe „Beagle“ zu Ende des Jahres 1831 eine Reise um die Welt machte. Unweit von Bahia Blanca, am Rio Colorado, in der Provinz Buenos Ayres, sond Darwin eine Abtheilung von Soldaten, mit welchen der Dictator Rosas Krieg gegen die Indianer führte. „Schwerlich ist je zuvor eine so nichtswürdig-abscheuliche, banditenhafte Armee beisammen gewesen. Der größte Theil der Leute waren Mischlinge von Negern, Indianern und Spaniern. Menschen von solchem Ursprung haben selten einen guten Gesichtsausdruck.“ (I should think, such a villanous, benditti like army was never before collected together. The greater number of men were of a mixed breed, between Negro, Indian and Spaniard. I know not the reason, but men of such origin seldom have a good expression of countenance. — Ch. Darwin, Journal of researches into the natural history and geology etc. Londoner Ausgabe von 1860, S. 71.)

In den argentinischen Landen finden wir einige Hunderttausend Mischlinge, zu welchen auch ein großer Theil der Gauchos gehört. In den Provinzen Cardava und San Luis herrscht auch auf dem platten Lande die spanische Race vor; in Santiago bei Estero spricht die Mehrzahl der Bevölkerung das peruanische Quechua, in Corrientes redet man

*) Vergleiche S. 9 ff.

Digitized by Google

einen angenehmen spanischen Dialekt; in der Campaña van Buenos Ayres erinnert noch Manches an die alten andalusischen Soldaten, welche vor dreihundert Jahren als Eroberer an den La Plata kamen. Die Anzahl der Neger ist verschwindend klein; die Mischlinge, welche zwischen ihnen und Indianern gezeugt worden sind, die Zambos, dann auch die Mulatten, wahnen in den Städten und bilden eine Art von Verbindungsstufe zwischen den tieferstehenden und den civitisirten Menschen. „Diese Mischlinge haben einen Zug nach Aeußerlichkeiten der Civilisation, und dergleichen suchen sie sich gern anzueignen, auch fehlt es ihnen nicht an Talent. Aus den verschiedenen Bestandtheilen hat sich dann noch ein zahlreiches Mischlingsgeschlecht ergeben, das eine ziemlich gleichartige Masse bildet. Es taugt nicht viel, ist träg und ohne jegliche Betriebsamkeit, sobald nicht etwa einzelne Individuen durch äußern Drang aufgerüttelt werden. Die Einverleibung der Ureingeborenen hat den Ansiedelungen allerdings einigen Vorschub geleistet, im Uebrigen aber jenes unglückliche Resultat herbeigeführt, an welchem das ganze ehemals spanische Amerika krankt: Die Race hat sich verschlechtert. Die Eingeborenen leben in Müßiggang, und selbst scharfer Zwang reicht nicht aus, sie zu andauernder Arbeit zu vermögen. Deshalb führte man Neger ein, und auch diese Maßregel hat keinen Segen gebracht. Die Menschen van spanischer Abstammung wurden gleichfalls träg, als sie in den amerikanischen Einöden sich selber überlassen blieben".

Sarmiento, der heute Präsident der argentinischen Republik ist, und dessen Werk über die Laplataregian in Bezug auf völkerpsychologischen Inhalt geradezu als meisterhaft bezeichnet werden kann, äußert: „Es überkommt Einen tiefe Scham, wenn man in der argentinischen Republik sich die deutsche und die schottische Colonie betrachtet, welche im Süden der Stadt Buenos Ayres liegt. Dort ist ein hübscher Flecken entstanden; namentlich im deutschen Theile der Ortschaft sind die Häuser angemalt und liegen in lieblichen Gärten; sie sind einfach, aber ausreichend möblirt, Alles ist sauber; Zinn- und Kupfergeschirr blitzt und blänkert, das Bett hat Vorhänge, und die Bewohner sind ununterbrochen thätig. Sie melken ihre Kühe, liefern Butter und Käse, und viele Familien haben beträchtlichen Reichthum erworben. Aber der Theil der Ortschaft, in welcher Argentiner wahnen, bildet einen diametralen Gegensatz. Hier laufen die Kinder schmutzig und in Lumpen umher, leben mit und unter einer Meute van Hunden; die Männer liegen unthätig auf der Erde umher, und überall tritt uns Unordnung und Armuth entgegen. Der ganze Hausrath besteht aus einem kleinen Tische und einem Lederkoffer; die Wahnung ist eine armselige Hütte, — kurz, wohin der Blick auch falle, er sieht nur — Barbarei." (Vida de Facundo Quiroga i aspecto fisico, costumbres i hábitos de la republica argentina; por el Autor de Arjiropolis. Santiago de Chile 1851.)

Es ist ein Glück für die argentinischen Lande, daß die weiße Bevölkerung stark anwächst und die Zahl der Farbigen in beträchtlichem Verhältnisse sich vermindert. Mulatten sind in den Küstengegenden nicht selten, aber im Innern findet man ste kaum. Dort treten dagegen Mestizen verschiedener Abstufungen in größerer Menge auf, und das erklärt sich leicht. Longe Zeit hindurch sind nur wenige europäische Frauen ins Binnenland gekommen, und die weißen Männer nahmen deshalb indianische Frauen. Nach der Abschätzung von 1825 bildeten die „Farbigen", zu welchen auch die Indianer gerechnet wurden, noch etwa ein Viertel der Bevölkerung. Je mehr das weiße Element zunimmt, um so geregelter wird sich auch das Staatsleben gestalten. Was die argentinischen Gauchos betrifft, so möchte ich betonen, daß ein großer Theil der Spanier, welche im sechzehnten Jahrhundert an den La Plata kamen, aus Andalusiern bestand. Südspanien ist ein halbes Jahrtausend lang im Besitze der Mauren gewesen, und diese bildeten die Mehrzahl der Bevölkerung. In den Bewohnern Andalusiens war viel arabisch-berberisches Blut, das durch die Auswanderer und Eroberer nach Amerika gekammen ist. Die Eigenthümlichkeiten dieses Blutes treten bei einem großen Theile der Argentiner des platten Landes noch heute so scharf hervor, daß mehr als ein Reisender schon bei oberflächlicher Beabachtung, und ohne auf eine ethnische Prüfung einzugehen, die Gauchos mit den Arabern verglichen hat; ihr Hirten- und Reiterleben erinnert an asiatische Zustände, und der Hang zu nomadischem Umherschweifen ist durch Beimischnng indianischen Blutes noch vermehrt worden. In der Argentina steht der Campañero, der Mann des platten Landes, dem Bewohner der Städte wie ein Fremder gegenüber.

Sobald wir die Cordillere übersteigen und nach Chile hinabgehen, finden wir sofart ganz andere Verhältnisse. Der lange, schmale Küstenstreifen an der Südsee wurde vorzugsweise von Nordspaniern bevölkert: Gallegos, Asturiern, Basken, Cataloniern und auch Castilianern, also von Stämmen, welche in vieler Beziehung sich von den Valencianern und Andalusiern unterscheiden. Lage und Beschaffenheit des Landes gestatten kein Nomadenleben und ebensowenig eine Ackerwirthschaft vermittelst großer Plantagen, welche in den tropischen Gegenden durch Negersklaven bearbeitet werden mußten, weil die Natur selber dem Indianer des Niederlandes den Trieb und auch die Fähigkeit zu anhaltender Arbeit versagt hat." So blieb Chile van der Negerplage verschont; dort bildete sich eine zahlreiche Classe von Ackerbauern, die selber das Feld bestellten, und von Schiffern, Bergarbeitern und Grubenbesitzern. Dadurch hat das ganze Leben der Menschen einen andern Strich gewannen als in den argentinischen Regionen. Allerdings fand eine keineswegs unbeträchtliche Vermischung mit Indianern statt, aber nicht in so überwiegendem Maße, daß sie in das Staatsleben hätte bestimmend eingreifen können. Das farbige Element wird, da es seit langer Zeit kaum noch einen Zufluß indianischen Blutes erhält, mehr und mehr aufgesogen, und Chile kann vor allen anderen südamerikanischen Staaten als „weißes Land" betrachtet werden. Aus diesem Vorwalten des weißen Elementes und der Leute nordspanischer Abstammung erklärt sich auch die Stetigkeit und Ordnung im Staatswesen. Chile hat seit Anbeginn seiner Unabhängigkeit kaum eine Revalution gehabt, und nur fünf oder sechs Präsidenten in einem halben Jahrhundert. Es steht bisher als rühmliche Ausnahme unter allen spanisch-amerikanischen Republiken da.

In den Censustabellen Chiles werden die Mischlinge nicht als solche aufgeführt, und sie selber wollen begreiflicherweise für weiß gelten. In dem Briefe eines Deutschen in Baldivia fand ich („Ausland" 1859, S. 453) eine Stelle, die ich hier einschalten will: „Die reinen Indianer hier haben die Callana, d. h. einen schwarzen Hautfleck oberhalb der letzten Rückenwirbel; bei den Mestizen tritt sie bei der hellern Hautfarbe sehr hervor, während sie im dritten Gliede bereits schwächer wird und im fünften verschwindet. Das entspricht den Beobachtungen über Quateronen und Quinteronen in Centralamerika, nur mit dem Unterschiede, daß man dart den Mischungsgrad an der Luna der Fingernägel erkennt. — Im Verkehr sind die reinen Indianer den Mestizen vorzuziehen, denn diese vereinigen die Laster beider Nationen. Hauptzüge des erbärmlichen Cha-

rakters der letzteren sind Rachsucht und Hinterlist, gepaart mit Faulheit und Indolenz."

Das Gleiche finden wir in Peru. Es ist ein großes Verdienst, welches Herr J. J. van Tschudi sich erwarb, als er die wilde Buntschäckigkeit, das chaotische Durcheinander der Blutmischung in jenem heillos zerrütteten Lande eingehend schilderte. Dort ist das Ideal verwirklicht, von welchem Herr Elisee Reclus fabelt; aber die Thatsachen widersprechen absolut seinen luftigen Phantasien. Ein so buntes Gemisch von Farben und Physiognomien, wie in der peruanischen Hauptstadt, trifft man anderwärts, selbst in Südamerika selten. Nicht weniger als zweiundzwanzig Hauptmischungen werden dort, und in Peru überhaupt, mit besonderen Namen bezeichnet; dazu kommen dann noch „unzählige" andere, welche sich in der Hautfarbe nur wenig von den mit speciellen Namen belegten unterscheiden.

„Alle sind auch geistig echte Mischlinge. Als Grundsatz kann für sie gelten, daß sie die Laster und Fehler ihrer Eltern, nicht aber deren Tugenden in sich vereinigen. Sie stehen als Menschen weit hinter der reinen Race zurück und sind auch im Staate die schlechtesten Bürger. Im Verlaufe von mehreren Generationen können sie ihrer äußern Bildung nach sich so sehr den typischen Racenformen nähern, daß es kaum möglich ist, sie von denselben zu unterscheiden, aber ihr Grundcharakter ändert sich nicht."

Herr v. Tschudi fügt die nachstehende Bemerkung hinzu, welche vollkommen richtig ist und Beachtung verdient: „Ich spreche hier ganz im Allgemeinen; manche ehrenvolle Ausnahme habe ich gefunden, die für den Augenblick ein günstiges Licht auf das Ganze geworfen hat, das aber leider nur zu bald wieder durch den großen Haufen verdunkelt wurde. Vereinzelte abweichende Beispiele soll man nie einer Regel gegenüberstellen oder durch sie dieselbe beschränken wollen, da fast jedes Individuum in dem einen oder andern Charakterzug eine Ausnahme bildet und wir zuletzt vor lauter Ausnahmen nie zu einer Regel kommen würden." (Peru, Reiseskizzen aus den Jahren 1838 bis 1842. Von J. J. von Tschudi. St. Gallen 1846. I, S. 130 f.)

Bei dem „bunten Heere der Mischlinge" steht als Regel fest, daß die Kinder mit dem männlichen Mischungsnamen bezeichnet werden, sei nun der Vater oder die Mutter von verschiedener Farbe. Wenn sich ein Mischling mit einer Frau verheirathet, die dunkler ist als er selber, und seine Kinder sich dadurch mehr und mehr von der weißen Farbe entfernen, so thun diese „einen Schritt rückwärts" (un paso atras *).

Zwischen allen diesen Mischungen kommen Kreuzungen vor, und so begreift es sich leicht, daß hier das Blut sozusagen durch und durch anarchisch geworden ist. Bei allen Mischungen ohne Ausnahme herrscht, abgesehen vom thierisch-geschlechtlichen Verkehr, gegenseitige Abneigung und Abstoßung. Keine mag die anderen; der Hellere wirft dem Dunklern Abstammung und Farbe vor; jeder möchte so weiß als möglich sein. „Der Indianer sieht mit Abscheu auf den Neger, dieser mit Verachtung auf den India. Der Mulate glaubt sich fast dem Europäer gleich und meint, das Bischen (!) Schwarz in seiner Haut bedeute nicht so viel, um ihn hinter den Mestizen zu stellen, der doch nur ein viehischer Indianer (India bruta) sei. Der unverschämte Zambo lacht über Alle und sagt: wenn er selber auch nicht viel werth sei, so sei er doch besser als seine Eltern. Jeder findet irgend einen Grund, sich besser und die übrigen schlechter zu machen."

Aus solchen einander abstoßenden Elementen kann nun und nimmer das sich bilden, was wir als Gesellschaft bezeichnen; es ist keine Art von Cohärenz vorhanden. Ohne Gesellschaft ist auch kein rechtschaffener, wirklicher Staat möglich, und nun gar eine Republik!

Das vergleichweise beste Product sind in Unterperu die Mestizen. Sie haben auch einige gute Eigenschaften des beiderseitigen elterlichen Blutes. In Peru sind sie im Ganzen genommen sanft, mitleidig, gute Freunde in der Noth, wenn es auf augenblickliche Hülfe ankommt; aber auch leicht erregbar, wankelmüthig und nicht tapfer. Sie schließen sich gern an die Weißen an, behandeln aber den Indianer mit Verachtung. Im Innern des Landes nennen sie sich die „Weißen" und stellen sich schroff den Indianern gegenüber.

Der Mulate, in Peru wenigstens, steht, nach Herrn von Tschudi, in geistiger Beziehung weit über allen Mischlingen, Negern und Indianern. Er hat großes Geschick für mechanische Arbeiten, besonders für Handwerke, eine außerordentliche Auffassungsgabe, und ein merkwürdiges Nachahmungstalent, das unter günstigen Verhältnissen auf das Glänzendste entwickelt werden könnte. Er ist für jeden Eindruck empfänglich und alle Gefühle steigern sich gleich zu Leidenschaften. Immer nach Sinnengenuß jagend, kennt er, unbesorgt um die Zukunft, nur den flüchtigen Augenblick der Gegenwart. Viele Mulaten treiben jetzt Theologie; die meisten Aerzte in Lima sind Mulaten, sie zeichnen sich aber durch rohe Unwissenheit aus.

Als die „miserabelste Classe" aller Mischlinge stehen die Zambos da. „Alle Laster erreichen bei ihnen den höchsten Grad der Entwickelung, und ich glaube, unter Tausenden ist kaum einer, der ein nützliches Mitglied des Staates oder der Gesellschaft wäre. Mit der größten Kaltblütigkeit begehen sie die gräßlichsten Verbrechen; mit stumpfer Ruhe ertragen sie die härtesten Strafen und setzen sich mit viehischer Gleichgültigkeit auf die Bank, um sich todtschießen zu lassen. Vier Fünftel der Verbrecher, welche die Gefängnisse von Lima füllen, sind Zambos. Sie kennen keine Gesetze als die, welche ihre thierische Natur ihnen vorschreibt, und kommen deshalb stets mit der bürgerlichen Ordnung in Collision. Sie stehen noch tiefer als die Neger, da ihnen die guten Eigenschaften, welche jene besitzen, völlig abgehen."

Nur wenig besser als die Zambos sind die Chinos. Sie haben eine häßliche Gesichtsbildung; Nase und Mund vom Neger, Stirn, Wangen und Augen vom Indianer. Ihr Körper sind sie klein und schmächtig; von Charakter heim-

*) Hier mag eine Tabelle der Mischungen in Peru Platz finden:

Weißer mit Negerin zeugt Mulato.
Weißer mit Indianerin zeugt Mestizo.
Indianer mit Negerin zeugt Chino.
Weißer mit Mulata zeugt Cuarteron.
Weißer mit Mestiza zeugt Creole.
Weißer mit China zeugt China blanca.
Weißer mit Cuarterona zeugt Quintero.
Weißer mit Quintera zeugt Weißer.
Neger mit Mulata zeugt Zambo negro.
Neger mit Mestizin zeugt Mulata oscura.
Neger mit China zeugt Zambo chino.
Neger mit Zamba zeugt Zamba negra.
Neger mit Cuarterona zeugt } etwas dunkle Mulatten.
Neger mit Quintera zeugt }
Indianer mit Mulata zeugt China oscura.
Indianer mit Mestiza zeugt Mestiza clara.
Indianer mit China zeugt China-Cholo.
Indianer mit Zamba zeugt Zambo clara.
Indianer mit China-Chola zeugt Indianer.
Indianer mit Cuarterona zeugt } etwas braune Mestizen.
Indianer mit Quintera zeugt }
Mulate mit Zamba zeugt Zamba.
Mulate mit Mestiza zeugt helle Chinos.
Mulate mit China zeugt etwas dunkle Chinos.

Digitized by Google

tückisch, grollend, falsch und blutdürstig. Eine Beleidigung vergessen sie nie; sie brüten so lange auf Rache, bis sich zur Befriedigung derselben eine Gelegenheit darbietet. Sie sind sehr gefährliche Feinde. —

So Herr von Tschudi. Um die Buntschäckigkeit der Menschen in Peru anschaulich zu machen, will ich eine Stelle aus Karl Scherzer's Mittheilungen aus dem Jahre 1860 beifügen. Er unternahm einen Ritt von Lima nach Cajamarquilla, um die Ruinen des Pachacomac-Tempels zu besuchen, und kehrte mit seinem Begleiter, einem deutschen Kaufmanne, unterwegs in einem Rancho (Gehöft) ein. Dort lagen 14 Arbeiter „im süßen Nichtsthun. Kein einziges dieser Individuen gehörte derselben Race an; es waren Menschen von allen Farben und Schattirungen: Weiße, Indianer, Neger, Chinesen, Mulatten, Zambos, Mestizen ꝛc. Für den genauern Beobachter ist diese Erscheinung von tiefer Bedeutung; sie gestattet uns einen Einblick in die Ursachen, welche den höhern geistigen und politischen Aufschwung Chiles im Vergleiche zu dem niedrigen Culturzustande Perus veranlassen. Man trifft in Peru überhaupt eher funfzig Farbige aller Schattirungen, bevor man einem Vollblutweißen begegnet. In Chile dagegen — und das ist der große Vorzug, welchen diese Republik vor Peru voraus hat — muß man tief ins Innere des Landes dringen, ehe man mit den Indianern in Berührung kommt, während eine Negerbevölkerung völlig fehlt. In den Küstenstädten leben fast ausschließlich Weiße; selbst die dienende Classe besteht aus Spaniern, Engländern, Nordamerikanern und Deutschen."

Indem ich eben von Peru auf das bolivianische Hochland übergehen will, lese ich, daß dort wieder einmal in mehreren Theilen der „Republik" die Indianer sich erhoben, um das Joch der Weißen und Mischlinge abzuschütteln. Solche Aufstände sind chronisch, und kein Jahr vergeht ohne mindestens drei bis vier Revolutionen. Ich habe schon früher einmal („Globus" 1863) die Bevölkerungsverhältnisse Bolivias erörtert. Die Zählung von 1846 hatte 1,373,896 Seelen ergeben; davon waren angeblich 659,398 Weiße, oder was dafür gelten wollte, also auch die Mestizen, welche man dort zu Lande als Cholos bezeichnet, und deren Gesammtzahl mehr als 400,000 Köpfe beträgt. Für die Weißen, bei denen man auch zumeist keine strenge Ahnenprobe anstellen darf, bleiben etwa 250,000 Köpfe übrig, und auf die unvermischten Indianer kommen weit über 700,000 Seelen. Man nimmt jetzt für Bolivia etwa 2 Millionen Seelen an, das gegenseitige Verhältniß der Volksbestandtheile ist jedoch dasselbe geblieben. Das platte Land ist so völlig indianisch, daß z. B. in der Provinz Beni 37 Indianer auf 1 „Weißen" kamen, in Oruro 10 auf 1, in La Paz 4 auf 1. Der französische Reisende Foure Cloivaroz, der 1855 im Lande war, sagt: „Die Indianer stehen in offen ausgesprochenem Gegensatze zu den Weißen, und machen aus ihrer tief im Innern wurzelnden Feindschaft und aus ihrem Ingrimme kein Hehl. Die Weißen in den Provinzen Beni, Oruro und La Paz schweben in steter Furcht, von den Indianern ausgemordet zu werden. Nie hat ein Indianer sich als einen Spanier betrachtet. Die Bewohner von La Paz können einem sagen, von welch fieberhaftem Schrecken sie jedesmal ergriffen werden, wenn bei irgend einer Bewegung der erbliche Haß aufflammt, welchen die Kupferfarbigen gegen die Weißen hegen. Man besorgt in Bolivia einen socialen Krieg, ein zweites Sanct Domingo."

Die Mischlinge, Cholos, ließen sich früher von den wirklichen Weißen als Werkzeuge benutzen, eben weil sie für Weiße gelten und angesehen sein wollten. Aber seit etwa einem Jahrzehnt sind sie offenbar der passiven Rolle überdrüssig; die Cholada, denn so bezeichnet man die Gesammtheit dieser mehr oder weniger braunen Mischlinge, trachtet nun auch nach Ansehen, Stellung, Gewalt, ja nach Herrschaft im Staate.

Vor Kurzem haben wir über den Charakter der Cholos auch noch das vollgültige Urtheil eines andern, ganz ausgezeichneten Gewährsmannes erhalten (J. J. von Tschudi, Reisen durch Südamerika, Leipzig 1869, Band V, 262). In der Hauptstadt der „Republik", La Paz, bestehen fast neun Zehntel der etwa 60- bis 70,000 Köpfe starken Bevölkerung aus Indianern und Cholos; letztere bilden die Mehrzahl. „Die Cholada von La Paz ist durchschnittlich sehr roh, ungebildet, faul, leichtsinnig, leicht erregbar. Aufgezogen in der unbeschränktesten Freiheit, seit Jahrzehnten an blutige und unblutige Revolutionen gewöhnt, bildet sie ein gefährliches Element im Staatenleben, doppelt gefährlich für den gebildeten Theil der Bevölkerung, da sie sicherlich immer auf der Seite steht, von der sie am meisten Sympathie für ihr zügelloses Leben erwartet, also auf dem der Immoralität."

In Arequipa, der nach Lima bedeutendsten Stadt Perus, bilden die Cholos den überwiegenden Theil der Bevölkerung. „Sie sind zügellos, unternehmend und hartnäckig" (v. Tschudi, V, 348).

Die entschiedene Bösartigkeit der bolivianischen Cholada rührt gewiß zum großen Theil daher, daß in ihnen das Blut der Aymaráindianer so mächtig ist. Diese sind „ein besonders böses, grausames, heimtückisches, jeder bessern Regung unzugängliches Volk, das, einmal entfesselt und berauscht, ärger wie wilde Thiere haust. Wenn es durch Spirituosen oder selbst nur durch Ueberredung aufgeregt ist, dann richtet sich seine Wuth gegen seinen größten Feind, den weißen Mann, mag er nun eine Kutte oder einen Rock tragen" (v. Tschudi, S. 310).

Neuere Schätzungen nehmen für Bolivia 2,326,000 Einwohner an, unter diesen seien höchstens 200,000 solche Weiße, deren reines Blut keinem Zweifel unterliege.

Die „Republik" Ecuador, welche gleichfalls so ziemlich in jedem Jahre ihre paar Revolutionen und fast mit jeder derselben einen neuen zeitweiligen Dictator hat, zählt zwischen 700,000 bis 1,000,000 Einwohner; von diesen soll, angeblich, je der vierte Mensch ein „Weißer" sein, doch ist kaum der sechste oder siebente von ungemischtem Blute. Die Indianer sind entschieden vorwiegend und haben in manchen Gegenden all und jede Blutmischung mit Weißen und Negern von sich fern gehalten; darin liegt, nach Berthold Seemann (Reise um die Welt ꝛc., Hannover 1853, I, S. 211), das große Geheimniß sie vor Vernichtung zu bewahren. In Ecuador ist die weiße und die gemischte Bevölkerung im Abnehmen, während die indianische auswächst.

Für Neugranada nimmt die Abschätzung von 1859 nur 2,243,837 Seelen an, während General Mosquera, der einige Mal Präsident dieser „Republik" gewesen ist und jedenfalls das Volk genau kennt, die Gesammtzahl von 2,363,054 Köpfe abschätzt. Diese Masse zerfällt in nicht weniger als acht verschiedene anthropologisch-ethnische Gruppen:

„Weiße" und solche, die dafür gelten wollen 450,000, „Civilisirte" Indianer, d. h. solche, die ansässig leben und als Bürger der Republik betrachtet werden, 301,000. — Wilde Indianer 120,000. — Neger 80,000. — Cuarteronos 30,054. — Mestizen 998,997. — Mulatten 283,000. — Zambos etwa 100,000 Köpfe. Also beträgt die Zahl der Mischlinge zwischen 1 und $1^1/_2$ Millionen und, wenn wir den bolivianischen Ausdruck hier

anwenden dürfen, die Cholaba überwiegt alle anderen Gruppen.

Von Interesse ist eine Charakteristik, welche Mosquera von den einzelnen Gruppen seiner Landsleute entwirft. Den „Weißen" schreibt er „Intelligenz, Thätigkeit, Arbeitsliebe und Sittlichkeit" zu, und macht damit den weißen Creolen, zu welchen er selber gehört, ein Compliment, von welchem man 75 Procent abziehen muß, wenn man der Wahrheit näher kommen will. Wir erinnern an das Urtheil Dr. Alfons Stübel's, der jüngst volle zwei Jahre lang in Neugranada oder, wie es amtlich heißt, in den Vereinigten Staaten von Columbia, verweilt hat, und ein durchaus unbefangener Beobachter ist. Die Leser des „Globus" wissen aus seinen Reiseberichten, daß auch die neugranadinischen weißen Creolen ihm das Gegentheil von Achtung eingeflößt haben.

Den Indianer schildert Mosquera ganz richtig als „perezoso, sufrido, sufrido, frugal, also: arbeitsscheu, unterwürfig, argwöhnisch und mäßig. Der Mulatte und Zambo sei: fuerte, voluptuoso, inteligente, valiente; die beiden ersten Prädicate: kräftig gebaut und überaus sinnlich, treffen vollkommen zu; die Intelligenz und Tapferkeit fügt der General bei, um dieser Mischlingsgruppe zu schmeicheln; er hat mit deren Unterstützung dann auch einige Revolutionen in Scene gesetzt. (Memoria sobre de geografia fisica y politica de la Nueva Granada; Nueva York, 1852, p. 96.)

Zutreffend ist Berthold Seemann's Urtheil über die neugranadinischen Mischlinge. Ihr Charakter sei, wo möglich, noch schlechter als jener der Neger, die er als diebisch, hinterlistig und im höchsten Grade faul schildert. „Die Blendlinge haben alle Laster und nicht eine Tugend ihrer Erzeuger. Ihr Körper ist schwächlich und mehr zur Krankheit geneigt als bei den Weißen und anderen Racen. Es hat den Anschein, als ob die Mischlinge gedeihen, so lange reines Blut in ihre Adern kommt; allein wenn sie sich unter einander verheirathen, dann zeugen sie zwar viele Kinder, aber dieselben kommen nicht auf. Während Familien von ungemischtem Blute weniger fruchtbar sind, ist dagegen die Lebensdauer der Kinder desto bedeutender. Da nun die physischen Verhältnisse, unter welchen beide Arten leben, ganz dieselben sind, so muß wohl in der Race selber eine specifische Verschiedenheit sein und die Vermischung derselben muß als ein Ueberschreiten der Naturgesetze betrachtet werden."

Für Venezuela kann man etwa 1,400,000 Seelen annehmen. Bollaert (Memoirs read before the Anthropolgical society of London 1865, I, p. 90) erhielt von einem Venezuelaner die Angabe, daß jene Republik 1,380,000 Einwohner zähle. Davon galten für Weiße etwa 400,000; die sehr zahlreichen Zambos, welche auch dort den allerschlechtesten Bestandtheil der Bevölkerung bilden, die Mestizen, Neger und Mulatten berechnete man zusammen auf 900,000; Indianer etwa 40,000, was entschieden zu gering veranschlagt ist, und auf die Eingewanderten von den canarischen Inseln, diese sogenannten Isleños, entfallen etwa 40,000. Spätere Berichte nehmen nur 298,000 „Weiße" an, von welchen aber mindestens die Hälfte keine Ahnenprobe auszuhalten vermag. Nach Moritz Engel („Globus" XIV, S. 115) ergab die Zählung von 1854 eine Volksmenge von 1,554,433 Köpfen; im Jahre 1839 nahm man an: 260,000 „Weiße", Mischlinge 414,782, Neger 49,782; das Uebrige entfällt auf die Indianer. Engel entwirft folgende Charakteristik:

„Die drei Ueracen, Weiße, Indianer und Neger, mit den drei Unterracen, Mestizen, Mulatten und Zambos, bilden ein Volksconglomerat, das, obwohl von einem Staatsverband umfaßt, doch in sich einen unheilbaren Widerstreit von Interessen, Kräften, Begabungen, Bedürfnissen und Charakteren einschließt. Die weitere Vermischung dieser primären Racenverschmelzung in secundäre, tertiäre und qualernäre Abstufungen verzerrt dieses psychologische Volksmonstrum zu einer sich selbst verschlingenden und widerwärtigen Grimasse. Weder das Volk noch das Individuum ist in sich individuell, sondern eine Anhäufung von abgesonderten Individualismen. Wenn aber das Einzelne eine Zusammenwürfelung von willkürlichen, gegen einander wirkenden und sich zersetzenden Kräften ist, so gelangt auch die Summe derselben zu keiner Einheit, Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit." Engel's specielle Kennzeichnung der Mischlinge in Venezuela trifft mit jener des Herrn von Tschudi über die Bastarde in Peru in allem Wesentlichen überein, und wir übergehen sie deshalb. Wir wollen aber noch einen Umstand hervorheben; gleich den Gauchos in den argentinischen Pampas und der allerdings weniger zahlreichen Viehzüchter in Chile, diesen Guassos, sind auch die Viehzüchter in dem Savannenlande und den Grasfluren im weiten Stromgebiete des Orinoco (den Llanos) zumeist Mestizen, aber in vielen ist auch Negerzuthat.

Dem Llanero ist das höchste ein gutes Pferd und eine gute Lanze, buen cavallo y buena lanza, wie der Dichter Arolas ihn sagen läßt. Sein Gaul steht ihm unendlich höher als seine Frau:

Mi muger y mi caballo
Se me murieron á un tiempo,
Que muger, ni que demomo,
Mi caballo es lo que siento.

Also „Frau und Roß starben mir an demselben Tage. Zum Teufel mit dem Weibe, aber das Pferd thut mir weh." Ich finde in den Wild Scenes in South America, or life in the Llanos of Venezuela, London 1863, eine Menge von interessanten Zügen über diese Stammbrüder der Gauchos. Der Verfasser, Don Ramon Paëz, Sohn des vormaligen Präsidenten, hat das Werk in englischer Sprache geschrieben. Er schildert (S. 43) diese Llaneros als „die Kosacken und Araber der neuen Welt, insbesondere haben sie große Aehnlichkeit mit den letzteren. Als ich in Versailles die Constantine-Gallerie besuchte, fiel mir sofort die Aehnlichkeit mit manchen Figuren von Leuten aus Algier auf, die Horace Vernet gemalt hat. So trat gleich mir die maurische Abkunft entgegen." Ich will hinzufügen, daß auch Venezuela den größten Theil seiner europäischen Bevölkerung aus Andalusien erhielt, und daraus erklärt sich der maurische Rückschlag, der Atavismus, wie bei den Gauchos so auch bei den Llaneros.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Murchison über die neueren geologischen Theorien.

— r — Welche Wissenschaft ist mit ihrem Forschungsobject schlimmer daran als die Geologie? In die allerfernste Vergangenheit soll sie blicken, und hat doch nur so unzuverlässige, tausendfach täuschende Sinne, die genug zu thun haben, um schon beim Blick aufs Nächste sich vor Irrthum zu wahren; das Werden der Erdrinde soll sie erforschen, und sieht dasselbe doch fast überall nur in seinen allgemeinsten Resultaten, die als feste, starre Gebirgs- und Gesteinsmassen fertig vor ihr liegen. Von den Veränderungen, welche in den unendlich langen geologischen Zeiträumen sich vollzogen, geben die, welche wir im engen Raume eines Menschenlebens sich entwickeln sehen, kaum eine Vorstellung, und nur mit der größten Behutsamkeit darf von diesen auf jene geschlossen werden, wenn man nicht weit über das Ziel, über die Wahrheit hinausgeführt werden will. Es sind diese unvermeidlichen Schwierigkeiten, welche die Entfaltung der Geologie so sehr verlangsamen und welche in ihr das schlimmste Zeichen der Unreife einer Wissenschaft, die Scheidung in Parteien, fortbestehen läßt. Der Streit, der im vorigen Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen das geologische Heerlager in die feindlichen Gruppen der Neptunisten und Plutonisten sonderte, dauert auch heute noch fort und er wird sobald nicht geschlichtet werden. Wenn auch einzelne Theile des umstrittenen Gebietes allmälig dem Hader entrückt werden, so treten dafür doch stets wieder neue Fragen in den Vordergrund und rufen neue Erklärungsversuche wach, welche sich diametral gegenüberzustehen pflegen. Die geographischen Wissenschaften, welche an dem Gedeihen der geologischen das allergrößte Interesse haben, thun unter diesen Umständen am besten, wenn sie die verschiedenen Ansichten mit gleicher Aufmerksamkeit entgegennehmen und von Zeit zu Zeit in unparteiischer Abschätzung den Stand der wichtigsten Fragen registriren.

R. J. Murchison, der Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft, hat in seinem Jahresbericht für 1869 seine Meinung über gewisse, gegenwärtig stark vertretene geologische Theorien abgegeben; er gehört zu dem kleinen Häuflein derer, die, gegenüber der vorzüglich von Lyell begründeten Ansicht, daß die geologischen Veränderungen durch allmälige Wirkung der kleinen, auch heute an allen Punkten thätigen Ursachen (Verwitterung, Abschwemmung, Anschwemmung, Auflösung ꝛc.) fast ausschließlich zu erklären seien, an der ältern Lehre, die sich nicht scheute, für große Erscheinungen auch gewaltige Ursachen in Anspruch zu nehmen, festhalten. Hören wir seine wichtigsten Einwürfe:

Manche Geologen machen in der Erklärung der großen, charakteristischen Züge unseres Planeten sehr ausgedehnten Gebrauch von den stets gleich wirksamen Factoren der Verwitterung und Abschwemmung; die Aushöhlung tiefer Thäler, wie auch die Aufhäufung ganzer Hügel werden durch dieselben aufs Einfachste gedeutet. Indessen läßt eine unbefangene Betrachtung der Thatsachen doch Zweifel an der so weit ausgedehnten Geltung der „Erosionstheorie" erheben. Will man auch die steil abfallenden Klippen, welche an beiden Ufern mancher Meerenge sich gegenüberliegen, aber die tiefen Bergschluchten als Resultate allmäliger Auswaschung ansprechen? Eine solche vermag wohl Dünen, niemals aber berghohe Felswände zu bilden. Das Vorkommen von Muschelbänken in sehr bedeutenden Höhen erklären dieselben Geologen durch langsame Hebung des Bodens und Ufers der betreffenden Meere. Murchison ist dagegen anderer Ansicht, er ruft heftige Erschütterungen des Meeresbodens herbei, „welche, indem sie ungeheueren verticalen Erhebungen Ursprung gaben, gleichzeitig Massen von Sand, Kieseln und Muscheln zu wunderbarer Höhe warfen." Die Feuerkräfte des Erdinnern will er nicht zur Ruhe gesetzt wissen, sondern meint, daß die Expansionskraft der heißen Massen und besonders der Gase in den vergangenen geologischen Zeiten oft tief eingreifende Veränderungen in den Verhältnissen der Erdrinde bedingt hätten, „Veränderungen, welche zu Brüchen und Faltungen von bedeutender Ausdehnung Anlaß gaben." Eine solche höchst heftige Kraftäußerung habe in der spättertiären Zeit die Scheidung der britischen Inseln vom Continente herbeigeführt. Daß wir an so manchen Orten selbst die ältesten Formationsschichten (z. B. das Silurische in Rußland) ungestört, gleichwie wenn sie eben erst abgelagert worden wären, vorfinden, spricht nicht für die ungeheuere Wirksamkeit, welche man den langsam, aber stetig vor sich gehenden Abschwemmungen, Auflösungen und anderen kleinen Werkzeugen der Zerstörung zuzusprechen pflegt. Man braucht nur die Wirkung einer einzigen Erdbebenfluth zu betrachten, um sich zu überzeugen, daß die großartigen Erscheinungen, welche die Erdrinde in ihrem ruhenden Zustande bietet, nicht weniger gewaltige Ursachen zu Grunde liegen haben. Und muß nicht eine Schicht Gesteines, um von den kleinen, langsamen Einflüssen Zerstörung zu leiden, erst zerrissen und zerklüftet werden, damit dieselben sich in genügender Ausdehnung bethätigen können? In diesem Falle bereiten die großen Kräfte, die von Innen heraus treiben und stoßen, diesen kleineren erst den Boden. —

Dies im Wesentlichen die Ansichten des berühmten Geologen, der in England großes Ansehen genießt, und dessen wissenschaftliche Arbeiten, wenn sie jetzt auch weit hinter unserer Zeit liegen, die Kunde vom Bau und der Geschichte der Erde in sehr bedeutendem Maße gefördert haben. Wir werden nächstens Gelegenheit haben, eine Stimme aus der entgegengesetzten Richtung zu hören, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Vergleichung lehren wird, wie auch hier auf jeder Seite nur ein Bruchstück der Wahrheit zu finden ist.

Die Petroleumausbeute in Nordamerika.

Die Ausbeute und der Verbrauch von Petroleum im Laufe der letzten elf Jahre grenzt an das Unglaubliche. In Pennsylvanien allein betrug 1859 die Production 82,000 Faß, die sich 1869, also nur zehn Jahre später, schon bis zu 4,215,100 Faß gesteigert hatte. Im Ganzen producirte Pennsylvanien während der letzten elf Jahre 27,853,100 Faß Petroleum. Kein Wunder, daß die pennsylvonische Gesetzgebung das neu geschaffene County mit Rücksicht auf den ergiebigen Fluß der Oelquellen mit dem Namen „Petralia" beehrte. —

Die Oelproduction von 1869 blieb aber nicht ausschließlich auf Pennsylvanien beschränkt, wie aus folgender Zusammenstellung erhellt:

Pennsylvanien producirte 4,215,100 Faß; West-Virginien und Ohio 365,000 Faß; Kentucky 27,000 und Canada 210,000 Faß — zusammen 4,817,100 Faß gegen die in denselben Localitäten im Jahre 1868 gewonnene Ausbeute von 3,965,000 Faß.

Die Ausfuhr von Petroleum datirt erst von 1860, wo 37,500 Faß nach dem Auslande versandt wurden. Im Jahre 1869 betrug der Versand bereits 3,200,000 Faß. Im Jahre 1859 gingen bei den Oelquellen Pennsylvaniens nicht ganz 50,000 Dollars ein, während im Jahre 1869 der aus dem Oelverkauf erzielte Reingewinn 28,350,000 Dollars betrug, wovon 26,000,000 Dollars auf Philadelphia, 2,000,000 Dollars auf West-Virginien und Ohio und 350,000 Dollars auf Canada fallen. Die Ausfuhr von geläutertem Petroleum und dessen Fabrikaten erreichte im Jahre 1869 einen Werth von 40,000,000 Dollars. Im Ausfuhrhandel waren über 200 Schiffe ausschließ-

Digitized by Google

lich beschäftigt, die 850 Ladungen nach allen Theilen der Welt führten. Der am 1. Jan. 1870 in Amerika vorhandene Vorrath an Petroleum wurde auf 1,238,000 Faß abgeschätzt, wovon 878,000 Faß auf die Vereinigten Staaten und 360,000 auf Canada kommen. Diesem Vorrathe müssen noch 622,000 Faß beigezählt werden, die auf dem Wege nach dem Auslande begriffen sind, sodaß der Gesammtvorrath am 1. Jan. 1870 zu 1,860,000 Faß angenommen werden muß.

Immerfort werden in der Oelregion neue Quellen entdeckt. Wir fügen hier einen Bericht aus einem pennsylvanischen Blatte bei:

„Im Monate November hat man in der pennsylvanischen Oelregion viele neue Quellen geöffnet. Am 18. traf man auf der Westseite von Oil Creek nahe McClintockville eine Quelle, welche jetzt täglich ungefähr 30 Barrel liefert; die an der östlichen Seite von McClintock Farm gelegene und Andrews, Branson und Haerlington gehörige ist in neuerer Zeit immer ergiebiger geworden. Auch auf der Brown Farm, Cherry Tree Run, ist man auf eine Quelle gestoßen, welche täglich 12 bis 15 Barrel bringt. Diese Quelle ist auf einem vergleichsweise neuen Terrain gelegen, in einiger Entfernung von anderen, die von Bedeutung sind.

A. H. Branson hat 11 Acker des Independent Tract, Upper Cherry Run, für die Summe von 50,000 Dollars angekauft. Auf diesem angekauften Grunde befindet sich die Welch- und Winfor-Quelle, welche in der Woche vor dem 18. November täglich 205 Barrel Oel producirt hat; ferner die Brown-Quelle, welche täglich 50 Barrel lieferte, die Carey-Quelle mit täglich 50 Barrel und die Gatway-Quelle mit einem täglichen Ertrag von 8 Barrel. Die beiden letztgenannten Quellen liefern schwarzes Oel und werden sofort bis zum Grünölgestein gebahrt werden.

Anfangs November traf man auf der Clark Farm, Upper Cherry Run, zwei Quellen, von welchen jede täglich 10 bis 15 Barrel liefert. Auch in dem Hügelterritorium bei Parker's Landing stieß man auf eine neue Quelle, welche Col. Harding gehört und einen Ertrag von täglich 50 Barrel bringt. Ebenso fand man eine bei Farmburg mit einem täglichen Gewinn von 40 Barrel. Am 18. traf man eine andere auf Toll's Farm, welche an die Shaw Farm grenzt und zwischen dem Lower Cherry Run und dem Allegheny River gelegen ist. Diese producirte am folgenden Tage 50 Barrel und ist im Besitz von R. und J. Pointer, John Munhall, John Mawhinney, William Phillips und John Van Ansdale von Oil City. Eine andere Quelle, welche auf derselben Farm ungefähr zwei Wochen vorher entdeckt wurde, giebt jetzt täglich 30 Barrel, während anfangs nur 10 bis 12 Barrel ausgepumpt wurden. Eine kleine Quelle ist auch am Two Mile Run, nahe Franklin, gefunden worden."

Die südamerikanische Republik Uruguay. Dieses von Bürgerkriegen und Handelskrisen so hart mitgenommene Land kommt trotz alledem doch vorwärts, und eine Ursache dieses Fortschrittes liegt darin, daß ja ziemlich die Hälfte der Bewohner aus Fremden besteht; unter diesen bilden Italiener, welche überhaupt am La Plata gut gedeihen, die Mehrzahl. Wir finden in einem Handelsbericht aus Montevideo folgende Angaben. Im Jahre 1829 hatte Uruguay (die sogenannte „Banda oriental") nur etwa 74,000 Einwohner; 1836 ergab eine Zählung 128,371 Seelen; heute nimmt man gegen eine halbe Million an. Die Staatseinnahme stellte sich 1868 auf 5,281,776 Dollars, wovon 2,060,651 für Zinsen der Staatsschuld verausgabt wurden, so daß 3,221,125 Dollars verfügbar blieben. In den Jahren 1866 bis 1868 sind mehr als 2000 Privathäuser in der Hauptstadt Montevideo gebaut worden. Im ganzen Lande, das, wie ein Blick auf die Karte zeigt, begrenzt wird vom Atlantischen Ocean, vom Rio de la Plata, vom Uruguay und der brasilianischen Provinz Rio Grande, befindet sich kein einziger Indianer mehr. — Die Einfuhren im Jahre 1868 betrugen 11,421,775, die Ausfuhren 2,579,273 Dollars. Es liefen von britischen Fahrzeugen 426 ein mit 228,986 Tonnen. Die Verbindung mit Europa findet vermittelst acht Dampferlinien statt. Von Montevideo führt die Eisenbahn nach Bella vista, Palay, Independencia und Piedras; sie wird im Jahre 1870 bis Canelones und Pederas weiter geführt werden.

— rd — **Schwefel im Mississippidelta.** Die Geologen sind im hohen Grade erstaunt über eine Entdeckung, welche im Mississippidelta unterhalb Neu-Orleans gemacht wurde. Während man, um Petroleum zu finden, einen artesischen Brunnen in einer kleinen Insel des Bayou Choupique trieb, entdeckten die Arbeiter ein über 100 Fuß dickes Lager von reinem Schwefel in einer Tiefe von 543 Fuß unter der Oberfläche. Die horizontale Ausdehnung des Lagers seitlich ist noch nicht bekannt, doch muß sie, nach den geologischen Verhältnissen zu schließen, großartig sein; jedenfalls nimmt dieses Schwefellager unter den mineralischen Reichthümern Louisianas eine der ersten Stellen ein. Der Ort, wo dieses Schwefellager entdeckt wurde, liegt nur zehn englische Meilen von der See entfernt. Ueber dem Schwefel dehnen sich große Gypsschichten aus; aus den Bohrlöchern fließt Wasser, das mit Schwefelwasserstoffgas gesättigt ist und etwas Gyps und Kochsalz enthält. In geologischer Beziehung ist der Fund außerordentlich wichtig, da er in einer Gegend vorkommt, von der man bisher annahm, sie bestehe nur aus Schwemmland.

(Der Mississippi ist von Uferbänken eingefaßt. Die Höhe derselben reicht bei ungestörtem Abfluß vollständig hin, um den Strom zu fassen; tritt aber östlich eine Stauung ein, oder ergießt sich vielleicht ungewöhnlich viel Hochwasser, so kann es nicht ausbleiben, daß der Strom über seine Bänke abfließt, daß er eine Lücke hineinreißt und sich einen Seitenerguß verschafft. So lange das Hochwasser dauert, wird ein Theil des Stromes durch den Dammbruch seinen Weg finden, und bleibt ein solcher Arm eine längere Periode geöffnet, so nennt man ihn am Mississippi einen Bayau.)

* * *

— In der Druckerei des Schatzdepartements zu Washington sind viele Arbeiter weiblichen Geschlechts angestellt. Der Superintendent desselben, ein Herr Macartee, hat nun ein Reglement anschlagen lassen, welches den „Ladies" verbietet: das Pfeifen, das Tabackrauchen, das Fluchen und das müßige Umherlungern. Das Alles passe sich für Damen nicht und solle foetan nicht mehr geduldet werden.

— Die Legislatur der Mormonen in Utah hat den Frauen das Stimmrecht zuerkannt.

— Die Zahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist jüngst auf 6,354,806 Köpfe veranschlagt worden. Die Deutschen zählen 1,044,711 Katholiken mit 6 Bischöfen und 1160 Priestern.

Inhalt: Steinzüge im nordwestlichen Amerika. Mit neun Abbildungen. — M. J. Meißner: Volksaberglaube und sympathetische Curen im Herzogthum Altenburg. — Karl Andree: Zur Kennzeichnung der Mischlinge aus verschiedenen Menschenracen. — Aus allen Erdtheilen: Murchison über die neueren geologischen Theorien. — Die Petroleumausbeute in Nordamerika. — Die südamerikanische Republik Uruguay. — Schwefel im Mississippidelta. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Im Verlage der **Stahel'**schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lehre der modernen Chemie.

Populäre Darstellung

zum Gebrauche für Anfänger im Studium der Chemie.

1870. 3 Bogen in Lex.-8. Elegant brosch.
Preis 30 kr. oder 9 Sgr.

Dieses dem allgemeinen Bedürfnisse entsprechende Schriftchen kann wegen seiner Kürze und Klarheit in der Darstellung bestens empfohlen werden.

Im Verlage der **Stahel'**schen Buch- und Kunsthandlung in Würzburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Naturkräfte

in ihrer

Wechselbeziehung.

Populäre Vorträge

von

Adolf Fick,

Professor der Physiologie in Würzburg.

1869. 5 Bog. in Lex.-8. Preis 57 kr. oder 18 Sgr.

Durch die Entwicklung der mechanischen Wärmetheorie haben die Grundanschauungen der Naturwissenschaft eine neue Gestalt gewonnen. Da diese aber noch nicht in die Lehrbücher übergegangen ist, so dürfte es für den gebildeten Laien schwer sein, sich eine deutliche Vorstellung davon zu verschaffen. Diesem Mangel abzuhelfen, ist der Zweck dieser Vorträge, welche vor einem aus verschiedenen Berufskreisen zusammengesetzten Auditorium wirklich gehalten sind.

☛ An alle Musikfreunde ☚

ergeht hiermit die ergebenste Einladung zum

Abonnement auf

Die Tonhalle.

Organ für Musikfreunde.

Mit Illustrationen.

Abonnementspreis jährlich nur 2 Thlr.

Bei directer Franco-Zusendung unter Kreuzband ist der Preis für Deutschland und Oesterreich incl. Ungarn

Thlr. 3. praenum. für den ganzen Jahrgang.

Da mit dem 1. Januar 1870 ein neuer Jahrgang der TONHALLE begonnen hat, so ist jetzt

☛ die günstigste Zeit ☚

zum Abonnement, welches bei jeder Buchhandlung und Post-Anstalt anzubringen ist, wenn nicht directe Zusendung vorgezogen wird. Jede Woche erscheint eine Nummer, umfassend

16 Seiten des größten Octav-Formats.

Vermöge des belehrenden Theils ihres Inhalts und der dieser Zeitschrift eigenen

☛ PORTRAIT-GALERIE ☚

hat die TONHALLE auch einen bleibenden Werth, was angesichts des billigen Preises wohl wesentlich mit zum Abonnementsbeitritt ermuntern dürfte.

Die Verlagsbuchhandlung von A. H. Payne in Leipzig.

Im Verlage von

L. Hachette & Cie. in Paris

erscheint:

Le Tour du monde.

Nouveau journal des voyages

publié sous la direction de **M. E. Charton**

et très-richement illustré par les plus célèbres artistes.

Année 1870.

Wöchentlich eine Nummer von 18 Seiten gr. 4. mit vielen Illustrationen. Abonnements-Preis jährlich 26 Fr.

Die ersten 10 Jahrgänge (1860—1869), 10 Bde. gr. 4., mit mehr als 5000 Illustrationen, sind einzeln oder zusammen zu beziehen.

Preis per Jahrgang: br. 25 Fr., cart. 27 Fr., geb. mit Goldschnitt 30 Fr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **L. Hachette & Cie. in Paris** erschienen:

Agassiz. Voyage au Brésil, traduit de l'anglais par Vogeli. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Baker. Découverte de l'Albert N'yanza, trad. de l'anglais par Masson. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Biard. Deux ans au Brésil. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Bouyer. La Guyane française. 1 vol. gr. in-4., ill., br. 10 Fr.

Burton. Voyage aux grands lacs de l'Afrique orientale, trad. de l'anglais par Mme. Loreau. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Dufferin. Lettres écrites des régions polaires, trad. par F. de Lanoye. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 5 Fr.

Hayes. La Mer libre du pôle, trad. par F. de Lanoye. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Humbert. Le Japon illustré. 2 vol. gr. in-4., ill., br. 50 Fr.

Livingstone. Explorations du Zambèse et de ses affluents, trad. de l'anglais par Mme. Loreau. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Mage. Voyage dans le Soudan occidental. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Marcoy. Voyage à travers l'Amérique du Sud. 2 vol. gr. in-4., ill., br. 50 Fr.

Milton. De l'Atlantique au Pacifique, trad. de l'anglais. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Palgrave. Une Année de voyage dans l'Arabie Centrale, trad. de l'anglais. 2 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Raynal. Les Naufragés on vingt mois sur un récif des îles Auckland. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 15 Fr.

Reclus. La Terre. 2 vol. gr. in-8., ill., br. 30 Fr.

Speke. Journal de la découverte des sources du Nil, trad. de l'anglais. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Taine. Voyage aux Pyrénées. 1 vol. gr. in-8., ill., br 10 Fr.

Vambéry. Voyage d'un faux derviche dans l'Asie Centrale, trad. de l'anglais. 1 vol. gr. in-8., ill., br. 10 Fr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Castelar's berühmte Reden 1) gegen die Bourbonen, 2) über Religionsfreiheit, 3) über Gewissensfreiheit, 4) über Monarchie und Republik, 5) über die unveräußerlichen Menschenrechte — sind in der Wörzburger Volksausgabe durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Preis jeder Rede 6 kr. südd. od. 10 Nkr. od. 2 Sgr.; bei Franco-Zustellung 7 kr. südd. od. 10 Nkr. od. 2⅓ Sgr.

Digitized by Google

Da noch eine Menge

Gewinne von Loos-Effekten

im Gesammtbetrage von mehr als einer

Million Thaler

unerhoben geblieben sind, so dürfte es

jedem Loosbesitzer

erwünscht sein, einmal recht gründlich nachsehen zu lassen, ob sein Loos nicht etwa schon gezogen wurde. Dies besorgt die Redaction von Stahel's Ziehungsanzeiger in Würzburg um 6 kr. od. 2 Sgr. per Loos (in Partien 3 kr. od. 1 Sgr.) von allen gangbaren Loosgattungen mit Ausnahme der Classenlotterien; der entfallende Betrag wolle in Briefmarken unter Beilage von 3 kr. oder 1 Sgr. für Rückfrancatur eingesendet werden.

Zugleich empfiehlt dieselbe das Abonnement auf

Stahel's Ziehungsanzeiger,

worin alle Ziehungen und unerhobenen Gewinne aufgeführt werden. Das Abonnement beträgt pro Quartal von circa 15 Nummern 54 kr. oder 15 Sgr., wofür derselbe durch alle Postämter und Buchhandlungen bezogen werden kann.

Süddeutsche Presse,

herausgegeben von Julius Fröbel.

Preis: vom 1. Januar 1870 an **jährlich 6 fl., vierteljährlich 1 fl. 30 kr. S. W.** einschließlich des Postaufschlags, jedoch ausschließlich allfälligen Stempels.

Ausgabe: **täglich** Abends 6 Uhr, mit Ausnahme der Sonntage und hohen Festtage, 1 Bogen großes Foemat.

Tendenz: unverändert, **entschiedenes Fortschritt im nationalen Sinne; liberale Entwickelung in Staat, Kirche und Schule, in Volkswirthschaft und gesellschaftlichen Verhältnissen.**

Inhalt: **Leitartikel;**
Situationsartikel und **Originalberichte** aus Berlin, Wien, Prst, Bern, Paris, London, Florenz, Madrid, St. Petersburg, Newyork und anderen Orten;
Tagesübersichten;
Nachrichten aus dem politischen und socialen Leben;
Korrespondenzen und **Beiträge aus Bayern;**
Landtagsergebnisse am Tage der Sitzung; **Hof- und Dienstes-Nachrichten;**
Kunst-, Theater-, Musik-, Literatur-Berichte;
Wissenschaftliche und **gemeinnützige Nachrichten** und **Abhandlungen;**
Volkswirthschaftliche Mittheilungen;
Handels- und **Börsenberichte;**
Telegramme;
Feuilleton mit Novellen, Erzählungen und sonstiger Unterhaltung, Bildern aus dem Völker- und Naturlebrn ꝛc. ꝛc.

Anzeigen: die Spaltezeile 6 kr.; bei Wiederholungen Rabatt.

Bestellungen à **fl. 1. 30 kr. vierteljährlich** bei der Expedition, Carolinenplatz Nr. 1 und Odeonsplatz Nr. 2, sowie bei allen Postexpeditionen des deutsch-österreichischen Postvereins.

1 fl. 30 kr. vierteljährlich. **München.** **1 fl. 30 kr. vierteljährlich.**

Die Expedition der Süddeutschen Presse.

Im Verlage von **J. Schneider** in **Mannheim** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nebelbilder.

Skizzen
von
Lina Freifrau von Berlepsch.

8. geh. 20 Sgr. = 1 fl. 12 kr. rhein.

Die Gemahlin des berühmten Bienenzüchters bietet hier elf kleinere Skizzen und Novellen, von denen einige schon bei ihrem Erscheinen in Zeitschriften großen Beifall gefunden haben. Mehrere sind reizende Variationen über einfache Themata aus der Herzens- und Gemüthswelt, wie aus der Sphäre des Familienlebens, andere sind die Spiegelbilder von Reiseeindrücken, alle aber werden in ihrer Ausführung von der Kritik den besten novellistischen Arbeiten an die Seite gestellt.

Einladung zum Abonnement.

Das Neue Blatt.

Ein illustrirtes Familien-Journal.

Redacteur: Paul Lindau.

Erscheint wöchentlich in Nummern von 16 Hoch-Quart-Seiten und kostet pr. Nummer nur

1 Sgr.

Das Neue Blatt ist das reichhaltigste, vielseitigste und dabei billigste

deutsche Familienblatt.

Zu seinen Mitarbeitern zählt es die hervorragendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands.

Programm.

Ein neues Blatt? Was will das Blatt,
Dies „Neue Blatt" noch heute,
Wo überdrüssig und übersatt
Vom vielen Lesen die Leute?

Es braucht nicht, wie der Schein es will,
In seines Mantels Falten
Die Ruthen und den Pferdefuß
Sorgsam versteckt zu halten.

Das „Neue Blatt", das heraus sich wagt
Im stürmischen Herbstwetter,
Es ist kein Blatt, das zittert und zagt,
Wie andere herbstliche Blätter.

Es klopft an Eure Thüren frei
In bündendem Zugvogelmuthe
Und bietet in lustigem Allerlei
Das Echte, das Schöne, das Gute.

Es ist kein Blatt, das sich um's Wohl
Des Volks mit Pathos grämet,
Und Euch den alten Sauerkohl
Auf's neue täglich wärmet.

Und ohne Furcht erklärt es Krieg
Der Lüge und dem Schlechten
Und wirbt um nichts, als um den Sieg
Des Schönen, des Guten und Echten.

Es kommt nicht, wie so mancher Schelm,
Mit heuchlerischen Mienen,
Und sagt, es wolle nicht dem Helm
Und nicht dem Schwarzeck dienen,

Und trifft es unter Alt und Jung
Auf eingebildete Narren,
So wird es zu Eurer Belustigung
Euch zeigen ihre Sparren.

Stets unerschrocken, fest und wahr,
Und lustig wird es kommen.
Drum sei es heut und immerdar
Gastfreundlich aufgenommen.

Abonnementspreis pränum. pr. Quartal, also für 13 Nummern

12½ Sgr.

Alle Buchhandlungen wird man geneigt finden, die Besorgung zu vermitteln. Erste Nummern sind bei allen Buchhandlungen und Postämtern vorräthig und zur Ansicht zu bekommen.

Die Verlagshandlung von A. H. Payne in Leipzig.

Cataloge von verkäuflichen **Mineralien, Felsarten** und **Versteinerungen** sind gratis zu beziehen vom Schlesischen Mineralien-Comptoir des E. Leisner zu Waldenburg in Schlesien.

Im Verlage von **H. R. Sauerländer** in **Aarau** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Eintracht zwischen Kirche und Staat,

auf die genaue Beachtung des wahren Zweckes beider begründet.

Von

Ign. Heinrich von Wessenberg.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers
herausgegeben von

Dr. Joseph Beck,
Grossherzoglich badischen Geheimen Hofrath.

17 Bogen. gr. 8. Preis Fr. 3. 75. — Thlr. 1. — fl. 1. 45.

Unter dem Nachlasse des edeln Ignaz v. Wessenberg, des im Jahre 1860 verstorbenen einstigen Verwesers des Bisthums Constanz, befand sich obiges Werk als Manuscript und wird nun von dem Verfasser der ausgezeichneten Biographie Wessenberg's, Herrn Dr. Jos. Beck, Professor in Heidelberg, der deutschen Nation im Drucke vorgelegt. Es ist eine „Stimme aus dem Grabe," die Stimme eines der erleuchtetsten Vorkämpfer für Freiheit der katholischen Kirche gegen die Anmassungen der römischen Curie und des Jesuitismus. Mit sicherer Hand wurden in dieser Schrift die Grenzlinien zwischen Kirche und Staat gezogen. Mit unerschütterlichem Freimuth, aber in der Form mild geschrieben, ist ihr Erscheinen gerade in diesem Augenblicke, wo sich Rom zu seinem Concil rüstet, von höchster Bedeutung. Es kann dem Syllabus kaum ein gefährlicherer Gegner erwachsen, als dieses Zeugniss eines der weisesten deutschen Prälaten in der neuern Geschichte!

Digitized by Google

Im Verlage von **Oskar Leiner** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Arnold, Poetische Schriften. 7 Bändchen. à 15 Ngr.
Bertramseck, Ritter von, König Agamemnon's Glück und Ende. Fastnachts-Tragödie mit Chören in zwei Auf- und Abzügen. 1869. gr. 8. Broschirt 2½ Ngr.
Briegleb, H. C. B., Gebrochene Fürstenherzen. 2 Novellen aus dem Süden. 1868. 8. Broschirt 20 Ngr.
— — Land und Leute in China. 12½ Ngr.
Claar, Emil, Gedichte. 1868. kl. 8. Fein broschirt 20 Ngr.
— — Elegant gebunden 1 Thlr.
Engel, Joseph, Richard Wagner's „Das Judenthum in der Musik". Eine Abwehr. 1869. gr. 8. Fein broschirt 7½ Ngr.
Grätz, Geschichte der Juden. à Band 2½ Thlr.
Häbler, Dr. **C. G.**, Ein offenes Wort über die Pflege des Dramas an der Hofbühne zu Dresden, gerichtet an den Generaldirecteur derselben, den Reichsgrafen von Platen-Hallermund. 1868. gr. 8. Geh. 5 Ngr.
— — Liebes-Geschicke. Donna Blanca. Sarolta. Svanhild. (Ein Dramencyclus.) 1867. 16. Broschirt 1 Thlr.
— — Thalkönigs Sohn. Ein Märchen in sechs Gesängen. 1866. 16. Broschirt 8 Ngr.
— — Wittekind. Ein Epos in zehn Gesängen. 1864. 16. Broschirt 15 Ngr.
Hock, Wilhelm, Carneval's Nachklänge 1869! Feinz Carneval. Parodistische Burleske mit Gesang und Tanz in 3 Acten. 8. Broschirt 5 Ngr.
Krause, Robert, Herzogin Johanna. Tragödie in 5 Acten. 1869. gr. 8. Fein broschirt 12 Ngr.
Lüdecke, Max, Deutschlands Banner. Humoristische Silhouetten aus der Gegenwart. 16. Broschirt 3½ Ngr.
Philippson, Ludwig, Die Entthronten. Trauerspiel mit einem geschichtlichen Anhang. 1869. 8. Broschirt 15 Ngr.
— — Saeen. Gesammelte Novellen ꝛc. 5 Bände à 1½ Thlr., zusammen genommen nur 3 Thlr.
— — Jakob Tirado. Geschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1867. 8. Broschirt 1 Thlr.
Philippson, Dr. **Martin**, Geschichte Heinrichs des Löwen, Herzogs von Bayern und Sachsen, und der welfischen und staufischen Politik seiner Zeit. 2 Bde. 1867 u. 68. 8. Broschirt 3 Thlr.
Schaubühne, die deutsche, Jahrgang 1860. 61. 63 bis 69, soweit noch complet à Jahrg. 4 Thlr.
Schradee, Aug., Die beiden Waisen. Erzählung für die Jugend. Cart. 12½ Ngr.
Schuchardt, Dr. **Theodor**, Orientalische Reisebilder. Andeutungen und Anleitungen, um in kurzer Zeit und für wenig Geld recht viel Orientalisches kennen zu lernen. 1864. gr. 8. Broschirt 1¼ Thlr.
Uschner, K. R. W., Der Hagestolz. Ein Lebensbild in 5 Acten. 1867. kl. 8. Broschirt 15 Ngr.
— — Schauspiele. 1 Thlr.

In unterzeichnetem Verlag erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Gaea.

Natur und Leben.

Zeitschrift

zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, sowie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung

von Dr. R. Avé-Lallemant, Dr. Genst Freiherr von Bibra, Dr. O. Buchner, Dr. B. Cllner, Professor Dr. Emsmann, H. T. Hoffmann, Dr. B. Hofmann, Dr. H. Klencke, Dr. Ed. Lucas, Professor Dr. Fr. Ruhe, Dr. Ph. Möller, Navigationslehrer Dr. H. Romberg, Prof. Rud. v. Schlagintweit, Prof. Carl Vogt, Dr. A. Webee u. A.

herausgegeben von **Herm. J. Klein.**

1870. Sechster Jahrgang. Erstes Heft. Preis 7½ Sgr.

Inhalt der Ersten Lieferung:

Die Pacific-Eisenbahn in Nordamerika. Statistisch-geographische Skizze von Robert von Schlagintweit. — I. Allgemeine statistische Angaben. Einleitung. Dauer der Fahrzeit und Billettarif. Lage der Bahnlinie und Entfernungen der Stationen von einander. Historisches über den Bau der Bahn. — II. Die Union-Pacific-Bahn. Omaha, der Ausgangspunkt der Pacificbahn. Council Bluffs. Abfertigung der Reisenden mit den Zügen. Die Eisenbahnwagen und Locomotiven in Amerika. Die Gegend zwischen Omaha and North Plate City. Cheyenne. (Forts. folgt.)
Die Wolga und das Wolgagebiet. Von W. Greß. — Schilderung der oberen Wolga und der Landschaft, welche sie durchströmt. Die Dampfschifffahrt auf der Wolga. Von Twer nach Nischni-Nowgorod. Kasan. Simbirsk. Samara. Der Unterlauf der Wolga. Astrachan.
Ueber einige Befruchtungserscheinungen bei den höheren Pflanzen. Von Dr. O. W. Thomé. — Einleitung. Die Befruchtungsorgane der höheren Pflanzen und ihre Functionen im Allgemeinen. Specielles über verschiedene Wege der Befruchtung. Die Untersuchungen von Sprengel, Darwin und Hildebrand. Dichogamie. Ausschließliche Bestäubung durch Insecten. (Forts. folgt.)
Ueber die Entstehung der Kalkhöhlen. Von Dr. Fr. Mohr.
Die thermochemischen Untersuchungen von Julius Thomsen in Kopenhagen. Von Dr. H. Emsmann.
Der Mensch und die Gesetze der großen Zahlen. Studien zur anthropologischen Statistik und socialen Physik. — Einleitung. Der mittlere Mensch. Verschiedene Arten und Wege der Untersuchung. Gesetze der Lebensthätigkeit im Allgemeinen. Verhältniß der männlichen und weiblichen Geburten in den verschiedenen Ländern, bei legitimen und illegitimen Geburten. Untersuchungen über denselben Gegenstand mit Rücksicht auf das verschiedene Alter der Eltern. Durchschnittliche Frequenz der Gebureten in der Ehe für die verschiedenen Länder Europas. Einfluß der Jahres- und Tageszeiten. Mittlere Häufigkeit der illegitimen Geburten in den verschiedenen Staaten Europas. Mittlere jährliche Heirathsfrequenz. (Forts. folgt.)
Astronomischer Kalender für den Monat März 1870. — Sonnen-, Mond- und Planeten-Ephemeriden. Verfinsterungen der Jupitertrabanten, Constellationen, Sternbedeckungen ꝛc.
Neue naturwissenschaftliche Beobachtungen und Entdeckungen. — Astronomie: Der Komet III. 1869. Die Rückkehr des periodischen d'Arrest'schen Kometen 1870. Das Spectrum des Planeten Neptun. — Meteorologie; Der Hohenrauch oder Meerrauch. — Physik: Spectroskop. Beobachtung des Nordlichts am 6. Oct. 1869. — Chemie: Das flüssige Feuer. — Geologie: Ueber die Geologie der Gegenden jenseits des Mississippi. Erdbeben auf Santa Maura. — Zoologie und Physiologie: Feische Luft und die Seidenzucht. Acherontia atropos. — Botanik: Die Fruhjahrsperiode des Ahorn (Acer platanoides). — Statistik: Statistisches über die Zahl und Vertheilung der mit besonderen Mängeln behafteten Personen im Preußischen Staate.
Literatur. — Liter. Anzeigen.

Der Sechste Jahrgang der Gaea erscheint wie die vorhergehenden in 10 Lieferungen à 7½ Sgr. — Alle 4 bis 5 Wochen wird eine Lieferung ausgegeben. — Im Interesse derjenigen neueintretenden Abonnenten, welche auch die früheren Jahrgänge zu besitzen wünschen, hat die Verlagshandlung den Preis für die ersten drei Bände zusammengenommen, so lange der dazu bestimmte nicht mehr bedeutende Vorrath reicht, auf 4 Thlr. broschirt, 5 Thlr. elegant gebunden, herabgesetzt. Der vierte und fünfte Band sind noch broschirt à 2 Thlr. 15 Sgr.; geb. à 2 Thlr. 25 Sgr. ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Einbanddecken werden zu 8 Sgr. geliefert.

Cöln und Leipzig. **Eduard Heinrich Mayer.**

Verlag von **Enslin** in Berlin.

Soeben erschien:

Die chronische Lungenschwindsucht

und Tuberkulose der Lunge,

ihre Ursache und ihre Heilung.

Von

Dr. H. Brehmer.

Zweite umgearbeitete Auflage. 1 Thlr. 18 Sgr.

Der Verfasser hat durch seine ausserordentlichen Heilresultate die Richtigkeit seiner rationellen Behandlungsweise bewiesen. Das Werk ist nicht nur für Aerzte, sondern auch jedem Laien verständlich.

Digitized by Google

Im Verlage von **Robert Oppenheim** in **Berlin** sind soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Mädler (Dr. J. H. **von**, K. Russ. wirkl. Staatsrath u. emer. Prof. d. Astronomie a. d. Universität Dorpat), **Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelskunde.** Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Diese Aufsätze des berühmten Verfassers der „Populären Astronomie" richten sich an den großen Kreis derer, die sich die neuen Aufschlüsse im Gebiete der Himmelskunde zu eigen zu machen wünschen, sie bilden gleichsam die Fortsetzung des oben erwähnten Werkes.

Ehrenberg (C. G.), Gedächtnissrede auf Alexander von Humboldt, im Auftrage der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten in der Leibnitz-Sitzung am 7. Juli 1859. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Hoch über ähnlichen Gelegenheitsschriften ragt diese Rede des Freundes und Reisegefährten Humboldt's, dessen reiche Gemüthsseite sie besonders ins Auge fasst. Eine werthvolle Beigabe bilden eine Reihe von Briefen Humboldt's an seinen Jugendfreund, den Berghauptmann Freiesleben.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimath von **Jacob Frey.** 2 Bände. **Zweite Ausgabe.** 8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. = 2 fl. 15 kr.

Der Verfasser hat sich schon früher durch seine interessanten Novellen und gemüthlichen Schilderungen aus dem heimathlichen Volks- und Familienleben in der Schweiz einen sehr günstigen Ruf erworben; auch in Deutschland ist derselbe durch die Erzählungen „Zwischen Jura und Alpen" bereits vortheilhaft bekannt. Die Kritik hat sich dahin ausgesprochen, daß diese „Schweizerbilder" seine früheren novellistischen Leistungen noch übertreffen, und durch Mannigfaltigkeit des Stoffes, als auch in Bezug auf Schönheit der Darstellung in Sprache und Dichtung den besten neueren belletristischen Erscheinungen würdig an die Seite gestellt werden können. (Wir verweisen auf die dieser Ausgabe vorgedruckten äußerst günstigen Recensionen der ersten Ausgabe.) Es wird diese Novellen Niemand unbefriedigt aus der Hand legen und dürfen dieselben daher Jedermann als anziehende Lectüre bestens empfohlen werden.

H. R. Sauerländer's Verlagsbuchhandlung in Aarau.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Gossmann) in **Berlin** erscheint:

Magazin
für die
Literatur des Auslandes,
herausgegeben von **Joseph Lehmann.**

Neununddreißigster Jahrgang.

Wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat.

Preis 1 Thlr. vierteljährlich.

Bekanntlich verfolgt das „Magazin" das Ziel, dem Leser das sich stetig und allmalig verändernde Bild der geistigen und sittlichen Zustände, hauptsächlich der Culturvölker zu entrollen, durch Besprechung hervorragender literarischer Erscheinungen, Auszüge aus Büchern und namentlich aus Zeitschriften des Auslandes, nicht minder durch Originalartikel, die ihm zum Theil aus den betreffenden Ländern selbst zugehen. Eine Wochenschrift, die sich eine solche Aufgabe stellt und nach dem Urtheile competenter Beurtheiler glücklich löst, bleibt selbst neben den besten politischen Zeitungen noch ein Bedürfniß jedes ernsteren Lesers.

Probenummern theilt jede Buchhandlung unentgeltlich mit.

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen:

Blätter für Pferde-Zucht
und
Central-Organ für Hippologische Vereine, Gestütswesen, Pferdedressur, Händler ꝛc.

Jährlich erscheinen 24 Nummern, je 8 Quartseiten stark und in elegantester Ausstattung.

Abonnementspreis pr. anno 2 Thlr. excl. Porto und Stempel.

Inserate werden mit nur 2 Sgr. für die gespaltene Zeile berechnet.

Beiträge werden stets angenommen und gut honorirt.

Verlag von **Oskar Leiner** in **Leipzig.**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen:

Blätter
für
Gewerbe, Technik und Industrie.
Herausgegeben von dem
Directorium der Leipziger polytechnischen Gesellschaft.

Erscheint in Octav-Bänden von 24 Nummern à 1 Bogen. Abonnementspreis des vollständigen Bandes von 24 Nummern 1 Thlr. 10 Sgr. Inserate werden mit 2 Sgr. für die durchlaufende Zeile berechnet.

Verlag von **Oskar Leiner** in **Leipzig.**

Diese Blätter bilden ein Jahrbuch der Fortschritte und Erfindungen auf den obengenannten Gebieten und sind daher allen Gewerbstreibenden, Technikern und Industriellen zu empfehlen.

Im Verlage von **Jos. Pock** in **Graz** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter für **20 Sgr.** oder **1 fl.** vierteljährig zu beziehen:

„Sirius"
Zeitschrift für populäre Astronomie.
Herausgegeben von **Rudolf Falb.**

Diese Zeitschrift bezweckt, allen jenen Freunden des Sternenhimmels, welche ohne eine tiefere astronomische Ausbildung anzustreben, doch über den wundervollen Bau des Weltalls und der Schönheit des Firmamentes näher unterrichtet werden wollen, die hiezu nöthigen Behelfe an die Hand zu geben. Zugleich ist durch die stehende Rubrik: „Aufschlüsse" ein reger Verkehr der Redaction mit den Abonnenten angebahnt, dessen Zweckmäßigkeit durch viele an den Herausgeber eingelaufene Danksagungsschreiben hinreichend constatirt ist. Der Text wird durch viele und elegant ausgeführte **artistische Beilagen, wie Sternenbilder, Mondlandschaften** ꝛc. passend illustrirt.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

Deutsche Vierteljahrsschrift
für
öffentliche Gesundheitspflege.

Herausgegeben von der zu Dresden durch die Section für öffentliche Gesundheitspflege in der 42. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gewählten Commission: Dr. **Göttlisheim** in Basel, Baurath **Hobrecht** in Berlin, Professor Dr. **C. Reclam** in Leipzig, Dr. **G. Varrentrapp** in Frankfurt a. M., Dr. **Wasserfuhr** in Stettin.

Redigirt von Prof. Dr. med. **Carl Reclam.**

Mit in den Text eingedruckten Holzstichen und beigelegten Lithographieen. Royal-Octav. Fein Velinpapier. geh.

Erschienen ist: Erster Band. Erstes Heft. Preis 1 Thlr.
Zweites Heft (mit 4 Tafeln). Preis 1 Thlr. 10 Sgr.
Drittes Heft. Preis 1 Thlr.
Viertes Heft (Schluss des ersten Bandes). Preis 1 Thlr.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

März Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Streifzüge unter den Indianern des nordwestlichen Amerika*).

I.

Sagoskin's Expedition nach dem Yukon. — Das Fest des Versenkens der Blasen ins Meer. — Die Malaimiuten. — Der Handelsposten Nulato. — Nordlichter. — Die Co Yukon-Indianer. — Ermordung eines Engländers. — Fischfang und Rennthierjagd.

In unserer vorigen Nummer berichteten wir über die Entdeckungsgeschichte und die westliche Küstenregion des ehemals russischen Amerikas. Diese letztere war seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach und nach bekannt geworden; jedoch über das innere Land im Osten des Nortonsundes, das Gebiet des Kwichpak oder Yukon erhielten wir erst nach 1842 durch Sagoskin nähere Kunde. Die Mündung des Kukokwim, der in die Bristolbai fällt, wurde 1819 entdeckt; 1829 ermittelte Wassiljew, daß dieser Strom mit dem Nuschagakfee in Verbindung stehe. Wrangel gründete 1833 am Nortonsunde die Redoute St. Michael. Dort erfuhr er von den Eingeborenen, daß in einiger Entfernung nach Südwesten hin ein großer Strom mit vielen Mündungen in den Ocean (das Behringsmeer) sich ergieße; sie bezeichneten denselben als Kwichpak. Lieutenant Rosenberg, welcher zur Erforschung desselben ausgesandt worden war, erreichte seinen Zweck nicht, aber sechs verschiedene Privatexpeditionen hatten bessern Erfolg, doch von geographischen Ortsbestimmungen und von einer nähern Bekanntschaft der Halbinsel zwischen dem Nortonsunde im Süden und dem Kotzebuesunde im Norden, wo Cap Wales weit in die Behringsstraße hinausragt, war noch keine Rede*). Dann aber erhielt Sagoskin den Auftrag, ins Innere einzudringen. Nicht mit Unrecht hat man seine an Entbehrungen und Beschwerlichkeiten überreiche Reise als eine Heldenthat bezeichnet.

Im December 1842 fuhr er mit Hundeschlitten von St. Michael aus am Nortonsunde hin gen Norden und gelangte an die Mündung des Unalaklik, wo er von den Eingeborenen freundlich aufgenommen wurde. Sie wiesen ihm eine Winterhütte, Kaschim, an. Solch ein Kaschim ist gleichsam eine Gaststube für Leute beiderlei Geschlechts, ein großes Zimmer zum Essen, Schlafen und Baden. Sagoskin fand Gelegenheit, ein eigenthümliches Fest zu beobachten: jenes des „Versenkens der Blasen ins Meer." Dasselbe wird, ihm zufolge, an der ganzen Küste dort am 1. Januar neuen Stils begangen. An der Vorderseite des Kaschim werden auf Riemen von Walroß- oder Seehundshaut bis zu einhundert Blasen aufgehängt, aber nur von

*) Auszug aus dem Tagebuche des Herrn Lieutenants Sagoskin über seine Expedition auf dem festen Lande des nordwestlichen Amerikas; verfaßt von T. J. Selenyj; in den Denkschriften der russischen geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg, Weimar 1849. I, S. 307 ff. — Amtlicher Bericht des Generalmajors Halleck an die nordamerikanische Regierung über die indianische Bevölkerung von Alaska, 1869. — Ethnographische Skizzen über die Völker des russischen Amerika, von H. J. Holmberg. Aus den Acten der finnländischen Societät der Wissenschaften besonders abgedruckt. Helsingfors, 1855. Nebst einer Karte, 4. 141 Seiten, — eine ganz vortreffliche Arbeit. — Whymper's travel and adventure etc.; davon ist, Braunschweig bei G. Westermann, eine sehr gute, von Dr. Fr. Steger besorgte deutsche Ausgabe erschienen.

*) Die Oertlichkeiten, deren wir erwähnen, sind auf der Karte verzeichnet, welche wir der Lieferung 7 (September 1869) Band XVI des „Globus" beigegeben haben.

Nordlicht, am 27. December 1868 zu Nulato beobachtet.

Digitized by Google

solchen Thieren, welche mit dem Pfeil erlegt wurden. Diese Blasen sind mit allerlei phantastischen Figuren bemalt; vor ihnen hängt auf der einen Seite eine Eule mit einem Menschenkopfe und eine aus Holz geschnitzte Möve; auf der andern hängen zwei Schneehühner. Die Eule schlägt vermittelst einiger Fäden, welche über dem Querbalken angebracht worden sind, mit den Flügeln und dreht den Kopf; die Möve stößt mit ihrem eisernen Schnabel auf den Fußboden, als wolle sie Fische fangen; die Hühner aber laufen gegen einander, um sich zu küssen. Auf der vordern Seite des Kaschims steht vor der Grube, welche den Ofen vertritt, ein zwei Ellen langer mit trockenem Gras umwundener Pfahl. Den ganzen Tag über wird getanzt. Die Männer tragen als Fußbekleidung eine Art leichter tschukotischer Torbassen, d. h. Staatsschuhe, dergleichen auch bei den Kamtschadalen im Gebrauch sind; die Frauen tragen Rennthierhosen und bemusterte malaimiutische Parken (d. h. lange Röcke oder Hemden aus Rennthierfell), die mit Glasperlen und Ringen verziert sind. Nach beendigtem Tanze zupft ein Mann etwas Gras von dem Pfahle ab, zündet dasselbe an, beräuchert damit die Blasen und die Vögel und stellt dann den Pfahl zur Seite. Die Malaimiuten veranstalten dieses „Versenken der Blasen“ zu Ehren des Meergeistes, welchen sie Ingjak nennen. Ueber die Bedeutung der einzelnen Gebräuche wußten sie keine Auskunft zu geben, sie sagten nur: das sei nun einmal so hergebracht.

Ein Malaimiut von Unalaklik.

Sagoskin ging nach Osten hin unter Schneegestöber und großen Beschwerlichkeiten über die Berge nach dem Kwichpak. Etwa anderthalb Meilen oberhalb der Mündung des Unalaklik begann (unter 64° N.) der Wald; erst Erlen- und Weidengebüsch, dann schöner Tannenwald; doch reicht das Gehölz zu beiden Seiten des Flusses nur 250 bis 300 Klafter landeinwärts, nachher beginnt Moraſt.

Auch Whymper ist im October 1866 vom Unalaklik aus, wo sich ein russischer Handelsposten befand, nach dem Kwichpak, d. h. dem Yukon, gegangen; er fand, gleich dem Bahnbrecher Sagoskin, an der Mündung ein Dorf der Malaimiuten (Malemuten), die er auch als Kaviaks bezeichnet. Unsere Illustration, welche er an Ort und Stelle entworfen, zeigt deutlich, daß bei diesem Stamme eine Aehnlichkeit mit dem Typus der Eskimos vorhanden ist; nur sind die Leute hier kräftiger und von höherm Wuchs. Alle tragen Pelzkleider.

Bei Nulato, wo die russisch-amerikanische Compagnie eine wichtige Handelsniederlassung besaß (64° 42′ N., 155° 38′ W. v. Gr.), erreichten die Reisenden den Yukon. Die Factorei, welche zugleich als Fort betrachtet werden kann, liegt am Norduser; in der Nähe mündet der Fluß Nulato. Das Gebäude ist mit Pfahlwerk umgeben, hat im Innern einen großen Platz als Hofraum und zwei Wachtthürme. Die Thore wurden Abends gesperrt, und selbst am Tage durften keine Indianer, wenn eine größere Anzahl derselben versammelt war, ins Innere kommen. Statt der Fensterscheiben dienen Seehundsblasen, und die Zimmer waren im November, wo der Tag nur zwei Stunden dauerte, matt genug erhellt. Das Wetter war streng; trotzdem man stark heizte, war es doch auf der zwei Fuß über dem Fußboden erhabenen Bettstelle recht kalt; am Boden betrug die Kälte 15° C. unter Null, und nahe der Zimmerdecke 18° Wärme.

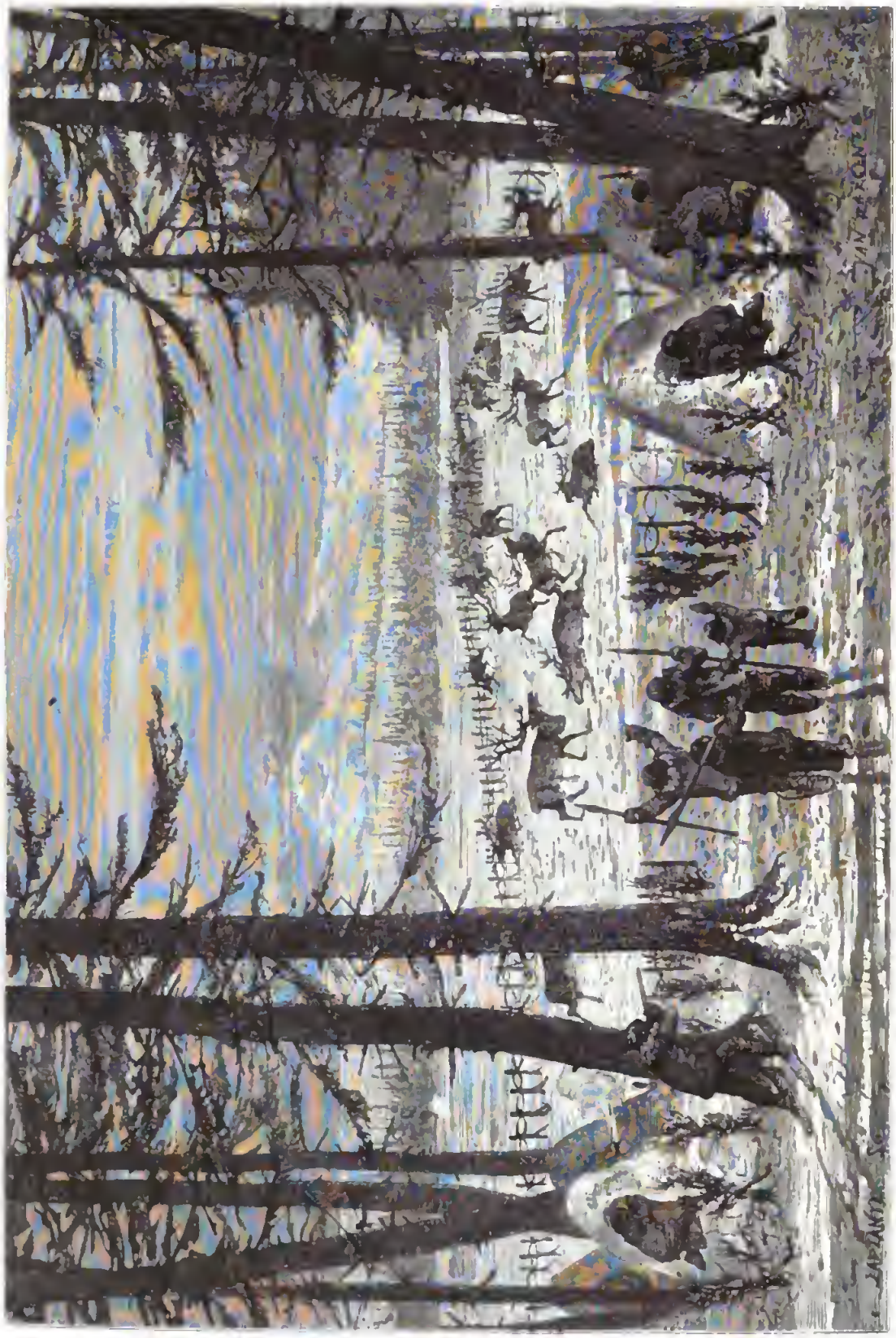
Die Indianer gehen auch im Winter täglich auf den Fischfang aus und gewinnen allemal eine reiche Ausbeute aus den Löchern, welche sie in das Eis hauen. Sobald Frost eintritt, befestigen sie in gewissen Abständen Pfähle im Flusse, welche bis auf den Grund reichen; an diesen bringen sie Körbe an, welche aus Weidenruthen geflochten sind, und die Gestalt eines Fasses haben. Bei jedem Pfahle erhält man das Wasser frei von Eis und zieht an jedem Tage einmal die Körbe auf, welche gewöhnlich mit Fischen, namentlich delicaten Weißfischen, gefüllt sind. Auch kommt im Yukon ein sehr großer schwarzer Fisch vor, welchen die Russen Nalima nennen; das Fleisch ist nicht besonders gut, aber als Futter für die Hunde werthvoll; übrigens schmeckt die Leber gut.

Im November und December stieg die Kälte mehrmals bis 34° C., am 5. December auf 49 Grad! Aber das Wetter war schön, die Luft ganz windstill und es fiel kein Schnee. In der Mitte des December fanden sich Indianer ein; zuerst kam ein alter Häuptling aus Nuklukayette, einem Dorfe, das etwa 80 Wegstunden oberhalb Nulato am Yukon liegt, mit seinen Leuten. Er brachte acht Pelzmäntel, deren jeder aus 24 zusammengenähten Marderfellen bestand. Als man ihm einen Rock, ein Pulverhorn, einige Kugeln, ein Taschenmesser und noch andere Kleinigkeiten schenkte, war er hoch erfreut, und gab seine Zufriedenheit dadurch zu erkennen, daß er in laut schreiendem Tone, der bei den Indianern am obern Yukon allgemein ist, eine lange Rede an seine Leute hielt. Dabei gesticulirte er äußerst heftig und streckte oftmals die Arme gegen die Europäer aus. Sein Glück war groß, als man ihm dann noch Tabak gab.

Am 21. December ging die Sonne um 10 Uhr 40 Minuten auf und um 12 Uhr 30 Minuten wieder unter. Am 27. Abends wurde ein Nordlicht am westlichen Himmel beobachtet. Es war ungemein glänzend, bildete aber nicht, wie das gewöhnlich der Fall ist, einen Bogen, sondern eine leuchtende Schlange, die auf- und abwallte, und an Farbe und Gestalt vielfach wechselte. Bald war es bleich wie der Schein des Mondes, dann zeigte es wieder lange Streifen, blau, rosa, violett, und diese spielten auf einem silbernen Grunde; nach unten und oben sprüheten Lichtfunken, hellglänzend wie Sterne, zwischen der leuchtenden Spirale, die von mattem, weißlichem Dunst eingefaßt erschien. Die Nacht war wunderschön und ganz ruhig, und die Kälte keineswegs streng. Am 13. Januar 1867 wurde abermals ein Nordlicht beobachtet; dieses hatte die gewöhnliche Bogenform, eben so ein drittes, das sich einige Tage später zeigte.

Nulato wurde nur sehr unregelmäßig mit Lebensmitteln versorgt. Bald war man auf Bohnen, Fisch und Mehl beschränkt, und bald nachher hatte man die Hülle und die Fülle an Fleisch, doch Rennthierbraten kam monatelang gar nicht vor. Manchmal brachten die Indianer Hasen, die stets will-

Digitized by Google



Rennthierjagd der Co Yukons.

kommen waren, auch des weißen Felles wegen, mit welchem dann die Schlafdecken gefüttert wurden.

Gegen Ende des Winters traf mon Vorkehrungen zur Reise noch dem obern Yukon. Dazu gehört, daß die Hunde eine Zeitlang kräftiges Futter erhalten; man kocht Thron, Fische, Ueberbleibsel vam Fleisch mit Kleie und Bahnen, und bereitet dergestalt ein Gericht, nach welchem jene Zugthiere sehr lecker sind.

Man bezeichnet die Indianer am mittlern Stramlauf als Co-Yukons, ihre Stämme reichen vom Flusse Co Yukul bis zum Tanana, der bei Nuklukayette in den Hauptstrom müadet. Alle reden Mundarten derselben Sprache und bilden ein einziges Volk. Die Tracht, on welcher man sie sasart erkennt, besteht in einer Art van Jacke mit zwei Schwänzen; der eine hängt hinten, der andere vorn herab. Allerdings tragen manche Yukans auch solche Pelzkleidung, wie die Malaimin-ten, aber doch nur ausnahmsweise; die Jacke mit Schwänzen ist die eigentliche Nationaltrocht bei den Co Yukans auf einer Strecke von 300 bis 400 Wegstunden. Die Frouen „schmücken" ihr Gesicht mit Haiaqua-Muscheln (dentalium), welche sie von den Russen erholten und die im Nasenknarpel bestigt werden.

Pelzröcke eines Malaimiuten.

Schneeschuh.

Diese Indianer am obern Yukan sind wilde, jähzornige Leute und haben den Russen mouchmal viel zu schaffen gemacht. Selbst in der Nähe von Nulato sind manche Mardthaten vargekammen; unter den dort begrabenen Schlachtopfern befindet sich auch ein Engländer. Als Capitän Callinson 1850 durch die Behringsstraße ins nördliche Eismeer steuerte, um in der Richtung von Westen aach Osten Franklin's Spuren aufzusuchen, ging einer seiner Gefährten, der Schiffslieutenant Barnard, oan 12. October bei St. Michael ans Land und reiste mit dem russischen Commondanten des Forts Nulato darthin. Er sandte dann einen Beamten nebst einem eingebarenen Diener zu den Co Yukons, um Erkundigungen einzuziehen. Als er mehrere Tagereisen weit in seinem Schlitten gefohren und bei dem ihm bezeichneten Stamme angekommen war, schlief er ein; während sein indianischer Diener sich entfernt hatte, um Wasser zu halen, warfen die Wilden sich über den Russen her. Der Diener fand ihn von Wunden zerfetzt und wollte entfliehen, aber daran verhiaderten ihn die Yukans; sie schossen ihn mit Pfeilen tadt.

Nun zogen die wilden Krieger, weit über hundert an der Zahl, van Raubluft und Blutgier angestachelt, nach der russischen Niederlassung. Unweit vam Zusammenflusse des Nalata mit dem Yukan wohnten einige vierzig Indianerfamilien in unterirdischen Wahnungen, die etwa eine halbe Stunde weit vom Fort lagen. Die Co Yukons überfielen das Dorf, nahmen die Kähne und Schneeschuhe und alles Holz, das sie in der Nähe sonden, versperrten damit die Eingänge zu den Wahnungen und legten Feuer an. So mußten viele Leute ersticken; die, welche sich an die Ausgänge wagten, wurden niedergemacht, und nur fünf sind damals mit dem Leben davongekommen. Am andern Tage stürmten die Wilden ins Fort hinein. Die Russen waren so sorglos und unvorsichtig gewesen, daß sie nicht einmol die Thore geschlassen hatten; sie wußten auch nichts van der Ausmardung des Dorfes. Der Commandant war an diesem Tage schon früh ausgegangen; die Wilden begegneten ihm, schlichen sich in der Dunkelheit an ihn hinan und versetzten ihm mehrere Dolchstöße. Es gelang ihm, sich bis Nulota zu schleppen, dart aber sank er auf der Schwelle seiner Zimmerthür todt nieder. Als die Co Yukons Nulata erstürmten, lag Barnard noch im Bett, ebenso ein anderer Engländer, der ihm als Dalmetscher diente. Beide sprangen auf, griffen nach ihren Flinten, schossen, verwundeten einige Indioner, waren aber dermaßen bedrängt, daß sie nicht wieder laden konnten. Sie wehrten sich topfer mit den Kolben, erlagen aber der Uebermacht; sie wurden aufs Bett gewarfen und Barnard fasart erdolcht, während der Dalmetscher eine Menge schwerer Wunden erhielt. Als späterhin von St. Michael Bewaffnete kamen, um die Yukons zu Paaren zu treiben, waren diese längst über alle Berge gezogen.

Bei diesen Wilden währt die Trauer um einen Verstorbenen ein volles Jahr. Während derselben versammeln sich die Frauen mehrmals, um zu jammern und die guten Eigenschosten des Verstarbenen zu preisen. Der Ablauf des Trauerjohres wird durch ein Fest bezeichnet. Ein salches fand während der Anwesenheit Whyaiper's in Nulato statt; der Gouverneur hatte dazu der betreffenden Familie die Caserne eingeräumt. Es handelte sich diesmal um dos Ableben eines Kindes. Anfangs mochten alle Anwesenden ein sehr betrübtes Gesicht, nad die Frauen vergassen viele Thränen; nach und nach wurden jedoch Alle recht munter, und Aeußerungen der Trauer und der Lustigkeit wechselten mit einander ab. Nur die Mutter, welche van einigen älteren Frauen umgeben war, klagte immer fart und weinte, während alle Uebrigen im Char sangen und um einen Pfohl herumtanzten, was das Zeug nur halten wollte. Dieser Pfahl war mit grellen Farben bemalt und mit Perlensträngen, Walfefellen

und Marderpelzen behängt. Der Tanz dauerte bis zum Morgen und wurde nur unterbrochen, wenn man aß und trank. Es war ein unbeſchreiblicher Spektakel, namentlich ſchrien die Knaben ſo arg, daß ſie am andern Tage auch nicht einen Laut aus der Kehle hervorbringen konnten.

Auch bei den Co Yukons werden die Todten nicht in der Erde begraben, ſondern man ſtellt die Käſten, welche als Särge dienen, auf Pfähle; ſie werden in manchen Fällen mit Pelzwerk überdeckt, allemal legt man jedoch oben auf, was der Verſtorbene an Habe beſaß, z. B. Kahn, Ruder und Schneeſchuhe. Dergleichen luſtige Begräbniſſe kommen auch bei den Stämmen an der Küſte vor. Die Knochen werden ſorgfältig aufbewahrt; ſelbſt vor Thierknochen haben die Eingeborenen eine Art von religiöſer Scheu; ſie ſammeln dieſelben, legen ſie in ihren Wohnungen zuſammen und leiden nicht, daß man ſie ins Feuer oder vor die Hunde werfe. Ebenſo werfen ſie die Abſchnitzel von ihren Nägeln oder ausgefallene Kopf- und Barthaare nicht weg, ſondern ſchlagen ſie in ein Läppchen und hängen ſie an einem Baume auf.

Es wurde ſchon geſagt, daß dieſe Indianer ſich ſehr gut auf die Fiſcherei verſtehen; ſie betreiben aber auch den Fang der Rennthiere in einer ſehr zweckmäßigen Weiſe. An Stellen, welche dieſes Wild zu beſuchen pflegt, namentlich am Saume von Wäldern, ſchlagen ſie länglich runde Zäune auf, die an der einen Seite offen ſind. An der andern Seite befindet ſich ein ſtarkes Pfahlwerk; an den übrigen Pfählen werden Schlingen angebracht. Sobald das Alles im Stande iſt, beginnt ein Treibjagen, vermittelſt deſſen man die Rennthiere zwingt, durch die offene Stelle in den Zaun zu laufen. Sobald ſie dort, um zu entfliehen, an die Pfähle kommen, und durchbrechen wollen, verwickeln ſie ſich mit ihrem Geweih in die Schlingen und können nicht weiter. Dort wer-

Fiſchfang am Yukon.

den ſie dann eine leichte Beute, während auch andere, die im Freien herumrennen, niedergeſchoſſen werden. Die Jäger liegen im Hinterhalt hinter hohen Schneehaufen, in welchen ſie Schießlöcher angebracht haben, und können mit aller Gemächlichkeit zielen.

Dieſe Co Yukans ſind Fiſcher- und Jägernomaden, die einen großen Theil des Jahres weit und breit umherziehen. Daraus erklärt ſich auch, daß in einem ſo ſpärlich bewohnten Lande die Nachrichten ſich mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreiten. Wenn ein Schiff bei St. Michael Anker geworfen hat, dann wiſſen das nach vierzehn Tagen ſicherlich ſchon viele Stämme bis weit ſtromauf. Es kann natürlich nicht ausbleiben, daß auch ſeltſame Gerüchte in Umlauf kommen. Gegen Ende Decembers, ſo erzählt Whymper, wurde unſeren Freunden, die ſich in St. Michael befanden, die Kunde überbracht, daß wir in Nulato von den Indianern angegriffen worden ſeien. Capitän Ennis ſchickte ſofort einige Eilboten aus, um ſich nach dem Thatbeſtande zu erkundigen, und wenn nöthig, Hülfe zu ſchicken. Glücklicherweiſe war das Gerücht aus der Luft gegriffen, wir waren aber erfreut, jene Eilboten zu ſprechen, denn wir unſererſeits hatten gehört, St. Michael ſei überfallen worden. Wahrſcheinlich waren kleine Irrungen zwiſchen Ruſſen und Eingeborenen vorgefallen, und daraus waren die beunruhigenden Nachrichten entſtanden.

Eines Tages war unſer Mittageſſen ſpärlich ausgefallen. Im Scherze ſagten wir einigen Indianerfrauen, wir würden aus ihren Kindern und Säuglingen ein Haſenpfeffer machen, wenn nicht bald eine reichlichere Zufuhr an Lebensmitteln ſtattfände. Schon nach wenigen Tagen lief es weit und breit von Mund zu Mund, daß wir Cannibalen ſeien; wir fräßen rohes Fleiſch und hätten ſchon mehrere Kinder verzehrt. Die Indianer ſahen es ganz gern, wenn wir Spaß mit ihnen machten; es war aber nöthig, daß wir unſere Worte gut abwogen und nichts behaupteten, deſſen wir nicht ganz ſicher waren. Hier ein Beiſpiel. Wir hatten vertraulich zu eini-

Digitized by Google

gen von ihnen gesagt, daß demnächst ein Dampfer erscheinen und den Yukon hinauffahren würde, und wir zweifelten nicht, daß das der Fall sein werde; der Dampfer sollte wirklich kommen. Nun verbreitete sich die Nachricht, und viele Eingeborene zogen nach Unalaschtlit, wo wir den Dampfer verlassen hatten, um das Wunderschiff zu sehen.

Unglücklicherweise wurde in Betreff desselben eine andere Verfügung getroffen und der Dampfer kam nicht. Wir galten seitdem für unverschämte Lügner, denen man kein Wort glauben dürfe.

Diese Indianer trinken noch keinen Branntwein, rauchen aber leidenschaftlich gern Taback. Die Frauen sind in der Jugend leidlich hübsch; die in und bei den Forts lebenden eignen sich gern europäische Manieren an und finden Wohlgefallen an den Dampfbädern. Sie sind oft heiter und lustig wie Kinder, werfen einander mit Schneebällen und gleiten auf ihren Schneeschuhen von steilen Anhöhen hinab. Sie sind sorgsame Mütter und behandeln ihre Kinder zärtlich.

Grabmal bei den Ea Yukons.

Im Winter sammeln die Indianer viel Pelzwerk von Thieren, die in Fallen und Schlingen gefangen werden. Ein Theil derselben wird sogleich nach den Factoreien gebracht, ein anderer bis zum Frühjahr aufgespart und entweder für die Hudsonsbai-Gesellschaft stromauf geschafft oder von Händlern aufgekauft, welche sich in jedem Jahre zu Nuklukayette einfinden. Auch nach Nulato kommt viel Rauchwaare; die russischen Beamten der Handelscompagnie erhielten dort in einer Saison allein an Marderfellen 5000 Stück, sodann viele Biber und auch schwarze und silbergraue Füchse. Sie gaben aber keine Schießgewehre und kein Pulver ab, und thaten wohl daran. Glasperlen, welche man den Eingeborenen in Zahlung giebt, dürfen nicht zerbrechlich sein; dicke Porcellanperlen werden am liebsten genommen; wenn sie gegen ein Stück Holz geworfen werden und ganz bleiben, dann gelten sie für gut. Kämme, Spiegel und verschiedene Baumwollenzeuge sind bei den Frauen beliebt; nach Feuersteinen, Feuerstahl, Messern und Scheeren ist stets Nachfrage, ebenso nach Zündhölzchen und Seife.

Die Uebergriffe des Landes.

— r. d. — Land und Meer sind im beständigen Kampfe begriffen; was das eine gewinnt, verliert das andere; aber im Ganzen gleichen Gewinn und Verlust einander aus. Der Boden Hollands wurde durch die Anschwemmungen des Rheins, der Maas und Schelde gebildet. Der Hafen von Suez, der heute eine große Sandbank und eine seichte Lagune zeigt, hat im Jahre 1542 noch die Flotte Salimans des Zweiten aufgenommen. Auf jenem Isthmus belauschen wir, wie Oscar Peschel sagt*), das Ringen zweier ebenbürtigen Naturkräfte, einer schöpferischen und einer zerstörenden. Der Nil rückt beständig seine Uferleisten in das Meer hinaus, gleichzeitig aber senkt sich die Flur des frisch angeschwemmten Landes. Die beiden großen Häfen des alten Karthago, über welche uns Appian (VIII, Cap. 69) eine genaue Schilderung hinterlassen hat, von denen der eine für die Kriegs- der andere für die Handelsflotte bestimmt war, sie besitzen heute „eine große Aehnlichkeit mit Entenpfützen“**).

*) Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde, S. 97.

**) v. Maltzan, Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis I, 299.

In der Mitte des inneren Hafens lag eine Insel, die im Laufe der Jahrhunderte eine Halbinsel geworden ist, indem der eine Arm des Kothon durch angeschwemmtes Land ausgefüllt wurde; auch die Insel selbst ist durch Alluvium zu einer für den kleinen Hafen, in dessen Mitte sie lag, unverhältnißmäßig großen geworden. Ueberall haben die Uebergriffe des Landes gewirkt; die Häfen von Karthago sind verschüttet. Dasselbe ist der Fall mit dem Hafen des benachbarten Uthina, an dessen Stelle heute das armselige Dorf Odea liegt.

Das vergessene Städtchen Aigues-Mortes („Globus“ XV, S. 275) im Departement Gard, in welchem Ludwig der Heilige sich zweimal (1248 und 1270) zum Kreuzzuge nach Aegypten und nach Tunis einschiffte, liegt heute beinahe eine Meile von der Küste des Mittelmeeres entfernt, rings umgeben von schlammigem, salzgeschwängertem Boden. Auf große Entfernungen von der heutigen Mittelmeerküste im Departement Bouches du Rhone findet man noch mehrere Linien von Thürmen und nautischen Zeichen, die sicherlich am Gestade des Meeres einst selbst errichtet wurden. Die Halbinsel Mège, welche Pomponius Mela beschreibt, ist

heute rings von Land umgeben und fern vom Mittelmeer. Der 1737 an der Küste erbaute Thurm von Tignanx liegt heute schon 1600 Meter von derselben entfernt*).

Ravenna war einst, gleich Venedig, inmitten von Lagunen erbaut worden. Es ist vermuthlich von den Etruskern gegründet, aber schon in der spätern Römerzeit hatte die Versumpfung der Gegend begonnen. Seit Augustus stationirte in dem damaligen schönen und geräumigen Hafen (Classis) die römische Flotte des Adriatischen Meeres, und nur Brundusium (Brindisi) mit seinem schönen natürlichen Hafen vermochte mit jenem Ravennas zu wetteifern. Unter Kaiser Honorius, der 404 die Residenz hierher verlegte, hatte die Versumpfung schon bedeutende Fortschritte gemacht; gerade die Sümpfe sollten ihn dort vor dem Eindringen der nordischen Barbaren schützen. Der Hafen aber konnte nur durch fortwährende Canalisirungsarbeiten frei erhalten werden; ein Canal führte bis mitten in die Stadt. Das heutige Ravenna endlich liegt in Folge unablässiger Alluvionen eine Meile vom Meer entfernt. Uebrigens wiederholt sich hier das nämliche Schauspiel wie im Nildelta und am Isthmus von Suez: die italienische Küste am Nordende des Adriatischen Meeres sinkt, aber die Anschwemmungen gleichen vieles wieder aus. Dafür legt auch die Stadt Adria, nach welcher das ganze Meer den Namen trägt, Zeugniß ab. Diese selbst, auf den Trümmern des alten Adria erbaut, liegt heute drei Meilen vom Meere entfernt am Canale Bianco; das alte Hadria, von dem die Familie des Kaisers Hadrian den Namen angenommen, war zur Römerzeit ein vielbesuchter Seehafen und Flottenstation, überhaupt eine der bedeutendsten Städte Oberitaliens. Durch Anschwemmungen des Po und der Etsch, zwischen denen sie eingekeilt ist, von dem belebenden Elemente des Meeres abgeschnitten, ist sie jetzt zu einem Städtchen von 13,000 Einwohnern herabgesunken. Auf dem angeschwemmten Boden selbst, zwischen Adria und dem Meere, liegen zwei neue Städte: Lorea mit 3200 und Contarina mit 5200 Einwohnern.

Es hielte nicht schwer, diese Beispiele noch zu vermehren, allein sie sind bereits zahlreich genug, um den Beweis zu führen, wie in historischer Zeit bedeutende Strecken durch das Land dem Meere abgewonnen wurden. Wir haben uns jetzt nach den Ursachen dieser Anschwemmungen, nach den Strömen und den Materialien umzusehen, die sie mit sich führen. Da die Ströme, je näher sie ihrer Mündung kommen, um so weniger schnell fließen, lassen sie auch bort die meisten von ihnen mitgeführten Substanzen sich absetzen; Beweis dafür die Ebene Unterägyptens, das ein Geschenk des Nil ist, die Landschaften der Camargue an der Rhonemündung, die Sanderbands zwischen den Bramaputra und Gangesmündungen. Rhein, Etsch, Po, Niger, Mississippi, Wolga bilden an ihren Mündungen solche Deltas.

Man macht sich nicht leicht eine richtige Vorstellung von der Transportirungskraft der Ströme und der ungeheuern Menge von Stoffen, welche sie mit sich führen können. Ein Fluß, der dreiviertel Meter in der Secunde durchläuft, besitzt die Kraft, seinen Sand mit sich zu führen; erreicht er eine Geschwindigkeit von acht Zehntel Meter in der Secunde, so führt er schon Grant und Kies, bei einer Schnelligkeit von neun Zehntel Meter in der Minute aber wälzt er schon Steine von der Größe eines Hühnereies mit sich. Nach Sir Charles Lyell übersteigt die Gesammtmenge der vom Ganges mitgeführten Sedimente, sowohl dem Gewichte als Volumen nach, eine Masse, die gleich zweiundvierzig Mal der großen Pyramide von Gizeh ist. Zu dieser gewaltigen Schlamm- und Sandmenge liefern die vier Monate der Hochfluth des Flusses allein soviel wie vierzig Pyramiden. Nach den Untersuchungen des Ingenieurs Lombardini schleppt der Po alljährlich 42,700,000 Cubikmeter Schlamm seinem Delta zu. Vielleicht das großartigste Beispiel in dieser Beziehung liefert der Hoangho in China („Globus" XVI, 351), welcher nach Rey Elias den größern Theil der Alluvialebene Chinas bildete durch die von ihm mitgeführten Ablagerungen. Nach Untersuchungen, die Sir G. Staunton mit dem Wasser des Yang-tse-Kiang vorgenommen, führt dieser dreimal soviel Substanzen mit sich, wie der Ganges.

Seit Beginn unserer Zeitrechnung ist das Delta des Nil etwa um 2000 Meter vorgerückt, das der Rhone nach den Einen 20, nach den Andern jedoch nur 8 Meter. Wie schnell und wie weit das Gangesdelta vorgerückt ist, vermögen wir nicht anzugeben, denn es ist zu ungesund, um bewohnt zu sein, und aus diesem Grunde finden wir dort auch kein von Menschen herrührendes Monument, welches uns in dieser Beziehung zum Anhaltepunkte dienen könnte.

Aber einige Flüsse begnügen sich nicht damit, ihr Delta zu bilden und ins Meer hinauszuschieben: sie erhöhen auch ihr Bett, so der Nil, der Mississippi, aber nicht bloß ihr Bett: auch ihre Ufer, die sie gleichsam mit Dämmen einfassen. Um die künstliche Bewässerung des umliegenden Landes herbeizuführen, braucht man bloß diese Uferdämme zu durchstechen, wie dieses bekanntlich bei mehreren Flüssen geschieht, zur Zeit, wenn sie Hochwasser haben. Je näher der Fluß seiner Mündung kommt, desto niedriger werden die Uferseinfassungen, sie sinken beim Mississippi von 5 auf 2 bis $1^1/_2$ Fuß über dem Flußspiegel in der Nähe der Pässe, wie man bekanntlich die Ergüsse des Mississippi nennt. „Diese Art von Wasserbauten ist beim Mississippi deutlich sichtbar, da wo die Strommasse vor den Pässen in Kreuzsoem sich zertheilt. Man vergesse nicht, daß der Mississippi sein Delta in sehr große Tiefen hinaus gebaut hat, und daß, wenn wir plötzlich den mexikanischen Golf trocken legen könnten, die Strombauten des Mississippi hoch aufgeschütteten Canälen mit tiefen Rinnen und sanften Böschungen gleichen, zugleich aber auch als das Gerippe oder das Fach- und Riegelwerk des Deltas erscheinen würden. Die Mündungsarme des Mississippi wachsen 262 Fuß (feet) durchschnittlich alle Jahre in den Golf hinein, doch mit dem Unterschiede, daß der Südwestpaß, durch welchen allein 34 Procent der Wasser abfließen, ein stärkeres Wachsthum, nämlich um 338 Fuß zeigt, während die Nordost- und Südostpässe bloß um 130 Fuß jährlich sich verlängern. Nur zur Hochwasserzeit findet das Wachsthum statt, es ruht dagegen gänzlich in den vier Monaten des Niederwassers, wie in den zwei Monaten der Uebergänge. Sobald der geschwollene Mississippi an den Pässen anlangt, findet er dort eine wallartige Barre, die er ein Jahr früher am Schlusse der Hochwasserzeit selbst erbaut hat. Der hochgehende Strom besitzt jetzt Kraft genug, in diese Barre eine Rinne auszufurchen und sie in eine neue Canalstrecke zu verwandeln, die er am Schlusse des Hochwassers abermals durch eine jüngere Barre schließt, welche aber um etwa 262 Fuß weiter in den Golf hineinrückt und die er im nächsten Jahre abermals zu durchbrechen beabsichtigt". (Peschel a. a. O. S. 120.)

Die Deltabildung findet viel schneller an den Flußmündungen dort statt, wo das Meer, in welches die Ströme sich ergießen, sich weniger bewegt zeigt. So wachsen auch in Meeren, wo die Fluth wenig bemerkbar ist, wie im Mittelmeer, im Adriatischen, im Rothen Meere, die Sedimente viel schneller an. Man kann genau nachweisen, daß die Fluthströmungen sich in einem gewissen Maße der Bildung von Niederschlägen und von Neuland widersetzen. Auch die

*) Gaston Tissandier: L'eau, p. 171.

Digitized by Google

großen Meeresſtrömungen bleiben da, wo ſie auf Küſten treffen, nicht ohne Einfluß. „Nirgends aber iſt die Wirkung der Küſtenſtrömungen im Aufbau des Landes ſichtbarer als in Südamerika, wo die große Aequatorialſtrömung längs den Küſten nach dem Golf von Paria ſtrebt, um ſich mit Haſt und Gewalt durch den Drachenſchlund (Boca del Drago) in das Karaibiſche Meer zu ergießen. Zwiſchen Eſſequibo und Orinoco finden wir nicht weniger als drei Küſtenflüſſe, Pomeroon, Maini, Barima, die anfangs ſenkrecht gegen den Ocean fließen, und dann plötzlich wie auf Geheiß um ein Kreisviertel nach links ſchwenken. Hier lehrt uns der Anblick der Natur im Kartenbilde, daß die Küſtenſtrömung mächtig genug war, die Flüſſe mit ſich fortzuziehen. Erſt hat ſie ſie eingebogen und dann an ihren rechten Ufern neues Land angehäuft. Dem Pomeroon führte ſie Schlammmaſſen des Eſſequibo, dem Maini die des Pomeroon, dem Barima die des Maini zu, nachdem zuvor der Barima ſchon auf ähnliche Art einen linken Nachbar in ein Seitengewäſſer des Orinoco verwandelt hatte. Wie die Bäume ihre Jahresringe abſetzen, ſo ſieht man dort das britiſche Guyana um einen neuen Alluvionsſaum wachſen und zwar dauert dieſer Vorgang noch immer fort. „Mancher Küſtenbewohner des britiſchen Guyana, der vor wenigen Jahren aus ſeinen Fenſtern noch das Meer erblickte (ſo bemerkt Richard Schomburgk), ſieht ſich jetzt durch einen Wald von Leuchterbäumen (Rhizophoren) davon getrennt. Herr Mac Klintock verſicherte mich, daß das öſtliche Ufer des Pomeroon während ſeines ſechsjährigen Aufenthalts ſich um eine achtel Mile, das weſtliche um 40 Fuß verlängert habe.“ Wir könnten noch hinzufügen, daß zwiſchen Amazonas und Eſſequibo dieſelben Erſcheinungen wiederkehren.“ (Peſchel a. a. O. 124.) Das ſind einige Beiſpiele der Uebergriffe des Landes.

Reiſe von Basra durch Meſopotamien nach Moſul.

Von Lothar Becker*).

Nach viertägiger Fahrt von Mohammera den Schat hinauf, und nach faſt zweimonatlicher von Bombay erreichte die „Sultani“ ihren Beſtimmungsort Baſſora, oder wie es gewöhnlich geſprochen wird: Basra, welches in einiger Entfernung von dem hier faſt eine halbe Stunde breiten Schat an der Grenze des früher erwähnten Dattelwaldes gelegen iſt. Seitdem der Ueberlandhandel durch die Benutzung des Seeweges nach Oſtindien Seitens der Europäer in Verfall gerathen, iſt Basra gleich allen anderen an der Handelsſtraße gelegenen Städten nur noch ein Schatten vormaliger Größe. Dazu kamen Kriege und wiederholte Verwüſtungen durch Cholera und Peſt, welche 1831 hier ſo ſehr wüthete, daß die Bevölkerung von 50,000 Einwohnern, welche Niebuhr vor hundert Jahren vorfand, auf 15,000 herabgeſunken iſt. Die Stadt liegt eine Viertelſtunde Fahrt vom Schat, und iſt mit ihm durch einen Canal verbunden, welcher zur Ebbezeit faſt trockengelegt wird und dann wegen des Unrathes einen übeln Geruch verbreitet. Sie iſt ſehr im Verfall, doch beſitzt ſie Moſcheen mit ſchlanken Minarets. Außerhalb der Mauer befinden ſich Trümmerhaufen und größere Ruinen, z. B. im Weſten und am Flußufer in der Richtung nach Kut feringi (d. h. Frankenſchlaß, da es der engliſche Conſul erbaute), wo dieſelben ein kleines, mit glaſirten Scherben ꝛc. bedecktes Hochland bilden, welches als Geduhr (Todtenſtätte) benutzt wird. Die Straßen ſind ſchmutzig, da aller Unrath hineingeworfen wird, und der Aufenthalt vieler Hunde, welche, wie anderwärts am Perſiſchen Buſen ſowie im mittlern Tigrisgebiete und Unterägypten, faſt durchweg gelbliches Haar haben, wie der echte Worrigel (Dingo) Neuhollands, ſeltener dagegen ſchwarzes oder ſchwarz-weißes.

Um 8 oder 8½ Uhr öffnen ſich die Läden des Bazars, in deſſen Kaffeekneipen die Geſchäfte abgemacht werden. Um 4 oder 5 Uhr wird er geſchloſſen, und tritt die Nacht ein, ſo vernimmt man nur den Ruf der mit Spießen bewaffneten Nachtwächter, Schakol- und Hundegeheul, Grillen- und Froſchgeſchrei. Die Bevölkerung beſteht aus einer ſchwarzen Miſchrace, Arabern, Perſern, ſyriſchen Katholiken, welche eine eigene Kirche haben, Juden und Armeniern, von denen die letzteren bei Wechſelgeſchäften ihren Vortheil wahrzunehmen verſtehen. Für den Sovereign (Pfund Sterling) konnte ich hier nur 20½ Grahn (eine perſiſche Münze, etwa ⅓ Thaler betragend) erlangen, während zu Moſul ein Italiener 22 und ein Syrer zu Halep 22 Grahn und 4½ Aſcherien (Aſſarion der Alten) dafür gab. Fiſche werden mittelſt Netzen oder Reuſen von Dattelblättern ꝛc., welche durch ſtarkes Garn verbunden ſind, gefangen. Laſten befördert man in Booten, Gorab und Dannek genannt.

Ein anderes, nur für Paſſagiere beſtimmtes und für den Didſchele (Tigris) charakteriſtiſches Boot iſt die runde, keſſelförmige Guffa, welche aus Dattelblattſtielgeflecht ꝛc., verbunden durch Schnüre, beſteht und mittelſt Asphalt (Gier) waſſerdicht gemacht iſt. Es läßt ſich ſchlecht regieren und iſt gewöhnlich ſo klein, daß es nur 1 bis 2 Paſſagieren Raum gewährt; um Bagdad jedoch ſoll es ein Pferd oder 10 Menſchen tragen.

Die Oberfläche bei Basra, über der man oft die Luftſpiegelung oder Fatomorgana bemerkt, welche die Araber Sehrad nennen, beſteht aus kalk- und ſalzhaltigem, fettem Thonboden, welcher nur Feuchtigkeit verlangt, um allen Anſprüchen des Landmannes zu genügen. Hier wie um Mohammera zieht man in den Gärten eine beträchtliche Zahl von Obſtbäumen und Sträuchern, darunter viele Citrusarten, einige Quitten, Aepfel, Oliven, ja ſelbſt Bananen, deren Frucht jedoch nicht viel werth iſt; ferner Peterſilie, Monatsroſen, Portulak, Radieschen, Salat, Gartenkreſſe, Runkelrüben, Möhren, Mohn, Zwiebeln, Knoblauch, Bagilla (Saubohnen) ꝛc. Die grünen Schoten der letzteren werden, gleichwie in England, genaſſen, aber hier in der Aſche geröſtet. Das Haupterzeugniß bilden die Datteln, welche Korma und Thamar*) genannt werden. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, der Dattelbaum (Nachal) bedürfe, da er in der Wüſte wachſe, keine Feuchtigkeit. Im Gegentheil hat er deren viel nöthig, wenn auch nicht in Geſtalt von Regen, ſondern als Ausſtrahlung des Grundwaſſers aus größerer oder geringerer Tiefe. Daher finden

*) Vergleiche Band XVI. Nro. 12 und folgende: „Eine Fahrt durch den Perſiſchen Meerbuſen nach Basra.“

*) Aus dieſem Worte entſtand das arabiſche „Tamar hind“, d. h. indiſche Dattel, da die Farbe der Tamarinden derjenigen geraucherter Datteln gleicht.

ſich Datteln nur an Stellen, die ſolche Bedingungen gewähren, und deshalb ſieht man ſie im Phratgebiete faſt nur an den feuchten Flußrändern. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der trocknen oder Winterregenzone, daß Baumreihen weithin den Lauf der Ströme durch die unbewaldeten Gegenden bezeichnen, und die Stelle, welche hier die Dattelbäume einnehmen, iſt in Neuholland den Gum trees (Gummibäumen, Eucalyptus) der Coloniſten angewieſen. Nirgends, ſelbſt Biled ul Dſcherid und Nordafrika nicht ausgenommen, iſt wohl die Güte der Datteln ſowie die Zahl der Dattelbäume und deren Sorten größer, als im Delta des Schat al arab, und die Pflanzungen in Aegypten treten im Vergleich mit den hieſigen vollkommen in den Hintergrund. Die nördlichſte Grenze, wo genießbare Datteln vorkommen, befindet ſich etwa eine Tagereiſe oberhalb Bagdad. Die Blüthe verbreitet einen angenehmen Duft und tritt hier im März und April ein, während die Reife zwiſchen das Ende des Juli und September fällt. In Betreff der Dattelreife herrſcht hier eine ähnliche Anſicht, wie auf Djava, hinſichtlich der Blüthe des ſchwarzen Pfeffers; hier ſagt man, daß in Folge der Dattelreife jenes Leiden auftrete, welches durch das Hervortreten der ſogenannten „Herpes aleppica“ oder „Boutons d'Halep“ (Aleppopuſtel) charakteriſirt wird; daher man die Narben jener Beulen „Date-marks“ (Dattelnarben) nennt. Auf Djava behauptet man, daß die Pfefferblüthe Fieber und andere Leiden erzeuge. Zur Zeit der Ernte, wo die Frucht in Dattelblätter gewickelt oder in Säcke verpackt wird, muß in dem Mündungslande des Schat ein geſchäftiges Leben herrſchen. Niebuhr hörte von 26 um Basra gebauten Sorten, welche drei Hauptgruppen bilden: ſolche, die man trocknet und als tägliche Nahrung braucht, ſolche, die bald nach der Reife genoſſen werden müſſen, und ſolche, die nur zur Bereitung von Branntwein dienen und welche, roh gegeſſen, tödtliche Verdauungsleiden hervorrufen ſollen, woran ich nicht zweifle, da ein Gloschen Dattelbranntwein, welches ich zu Bagdad trank, die unmittelbare Urſache zu dem Leiden war, welches im glücklichen Falle jene Aleppobeulen erzeugt und mich länger als ein Jahr quälte.

Von Feldfrüchten baut man Weizen, die gemeine und die ſechszeilige Gerſte mit grünen und dunkelrothen Grannen. Mancher Landmann macht es ſich ſehr leicht, denn er legt das Getreide in die Straßen der Stadt, ſo daß es von denen, die darüber gehen, ausgedroſchen wird. Haſer und Grannenweizen wachſen um Basra auf Wieſen wie wild; ſollte indeß dieſer Strich ihre Heimath nicht ſein, ſo würde ihr verwildertes Vorkommen wenigſtens lehren, daß Klima und Wachsbedingungen um Basra ſehr ähnliche ſind, als in ihrer Heimath. Im verwilderten Zuſtande bemerkt man auch Spinat und Dill *).

Da nach meiner Ankunft keine Boote nach Bagdad abgingen, ſo war ich genöthigt, die Ankunft des engliſchen Dampfbootes (Dechon der Araber) abzuwarten, welches monatlich ein Mal von Bagdad herabkommt, um die Poſt in Empfang zu nehmen. Früher fuhr daſſelbe den Phrat hinauf, allein nachdem der „Tigris“ in dieſem Fluſſe Schiffbruch litt, wählt man das tiefere Waſſer des Tigris. Laſtboote machen die Reiſe nach Bagdad je nach der Höhe des Waſſers und Stärke des Windes in 8 bis 15 Tagen, zu anderen Zeiten in 1 bis 2 Monaten, und nehmen von einheimiſchen Paſſagieren für dieſe Fahrt, mit Ausſchluß der Beläſtigung, 5 bis 10 Grohn. Der faſt dreiwöchentliche Aufenthalt zu Basra war für mich ein höchſt unangenehmer und langweiliger, da der ſchmutzige Khan (Seroi) zahlloſe Flöhe beherbergte, und die kriegeriſchen Verhältniſſe ſowie die vielen Canäle, Gräben, Sümpfe und ummauerten Gärten Ausflüge gefährlich machten oder hinderten. Ich harrte daher mit Ungeduld des 27. April, wo der Dechan von Kul ſeringi oder Magilla abfahren ſollte.

Von Gorna (Korna) an der Vereinigungsſtelle des trüben Tigris mit dem klaren Phrat, begleiten Dattelbäume das Ufer des letztern bis Hillah hinauf; merkwürdigerweiſe aber fehlen ſie am Tigris, mit Ausnahme von vier oder fünf Orten, wo kleine Gruppen ſich erheben. Das weite Blochfeld iſt bis Bagdad hin ein ebenes Weideland mit höchſt wenigen Dörfern und überhaupt feſten Anſiedelungen, wo der Badu ſeine elende, mit Matten, Dattelblättern oder Schilf gedeckte Holzhütte errichtet, wo zerfallene Häuſer oder Thürme zerſtreut liegen und Höhen die Lage ehemaliger Dörfer anzeigen. An Stellen bildet es eine überſchwemmte, mit Typhawäldern (Typha angustifolia, Kolbenſchilf) weithin bedeckte Niederung, an anderen wechſeln Gräben, gepflügte Felder mit Brachen, Stoppeln und üppige Saaten von Gerſte, Seſam ꝛc. Die einzigen Bäume ſind, außer Datteln, die Pappel (Populus euphratica) und eine Weide, welche beide aber nur am Fluſſe vorkommen, und von fern die Lage von Ortſchaften oder einzelner Wohnungen anzeigen. Am obern Laufe begleitet den Tigris weithin ein dichtes, zuweilen 7 Fuß hohes Torfa oder Tamariskengebüſch (Tamarix orientalis), gemiſcht mit der eben zu blühen beginnenden Kornul-Acacie und Suhs (Süßholz, Glycyrrhiza glabra) als Unterholz. Dieſe Tamarisken, welche den ſandigen Ufern aller Flüſſe der trocknen Zone Aſiens, Europas und Nordafrikas (dem Ganges, Nil, der Rhone ꝛc.) eigenthümlich ſind, prangten gegenwärtig im vollſten Blüthenſchmuck und verbreiteten einen lieblichen Duft.

Am erſten Tage der Fahrt erblickte ich unter Anderm Eſiere, welches noch im Bereiche der gewöhnlichen Fluth und Ebbe liegt, und die Grenze für die Waſſerſchlangen zu bilden ſcheint. Es iſt ein berühmter Wallfahrtsort der Juden, welche glauben, daß hier der Prophet Esra ruhe. Es ſoll indeß erſt 1790 erbaut worden ſein, und in der Meinung Anderer iſt es das Grab von Oſir, eines Neffen von Moſes. Das Grabmal, deſſen Lage durch eine Gruppe von Dattelbäumen, Pappeln, Weiden, Aprikoſen, Konahr ꝛc. angedeutet wird, iſt von einer Backſteinmauer umgeben und hat eine Kuppel aus blauen gloſirten Ziegeln. Der innere Raum iſt abwechſelnd mit großen, weißen und grünen quadratiſchen Ziegeln gepflaſtert, und der Holzſarkophag hat eine Länge von 8, eine Höhe von 6 und eine Breite von 4 Fuß. Ganz ähnliche Erſcheinungen ſind das Grab eines jüdiſchen Propheten bei Bagdad und das des Hieronymus neben der Krypte (nicht „Krippe“) zu Bethlehem. Oberhalb beginnt der Tigris ſeichter, oft nur 4 Fuß tief zu werden, ſo daß ein Bootsmann fortwährend die Tiefe mit einer langen Bambusſtange mißt. In den drei heißen Monaten (Juni bis Auguſt), wo die Tiefe eine noch geringere wird, bleibt das Dampfboot zu Bagdad liegen, und die Fahrt im

*) Einheimiſch ſcheinen zu ſein: Anis (über welchen der Dattelbranntwein abgezogen wird), Koriander, Peterſilie, Gartenſalat, Brassica Napus (Rübenkohl), Calendula arvensis, Cardnus crispus var., Fleckenditſtel (Silybum marianum), die Plage des Landmannes in Neuholland, deren Ausrottungsverſuche der Regierung viel Geld gekoſtet haben, Veronica agrestis. Wild wachſen ferner Anagallis coerulea, Veronica Anagallis var., Hentebe (Cichorium), Erythraea pulchella var., Spergula vulgaris var., Beta vulgaris, Chenopodium album, Polygonum aviculare var., Mäuſegerſte, Raigras (Lolium perenne), Alopecurus geniculatus, Poa annua, Luzula, Funcus bufonius, articulatus, Typha angustifolia, zwei Arten Riedgras (Cares), Lotus corniculatus var., Selterie, Galium Aparine, Trifolium arvense, Verbena officinalis, Linaria Elatine, Ranunculus sceleratus, Sonchus oleraceus, asper, Anthemis Cotula var., Malva rotundifolia, Plantago lanceolata, media etc. Dieſe nordiſche Flora tritt in der Nähe des Stromes auf, während eine weſentlich verſchiedene die Wüſte kleidet.

Mai iſt gewöhnlich ſeine letzte. Die geringe Tiefe iſt übrigens in dieſer Jahreszeit nicht die einzige Unannehmlichkeit, denn Staubwirbel oder Staubhoſen ſind dann ſehr gewöhnliche Erſcheinungen, und Staubwolken verdunkeln die Luft oft derartig, daß man vom Schiffe aus das nahe Ufer nicht ſehen kann und geankert werden muß. Das Niveau des Fluſſes liegt dann ſo tief, daß die Ausſicht auf das Flachland ſtellenweiſe durch das Tamariskengebüſch abgeſchnitten wird, wo man jetzt ohne Schwierigkeit über dieſes Gebüſch hinwegſchauen konn. Unweit des „Neuen Khans“ begegneten wir Booten, welche die Schnittwaaren eines in Bagdad anſäſſigen Schotten geladen hatten. Dieſe waren, da der Eigenthümer ſich weigerte, den üblichen Tribut an die Herren des Landes, die Beni Lam, zu zahlen, angegriffen und beraubt worden. Um den Verluſt der ganzen Ladung zu verhüten, hatte der Paſcha von Basra, welcher wegen ſeines ungeſchickten Benehmens den Ausbruch des Krieges zwiſchen Türken und Arabern veranlaßt hatte, deshalb ſeine Entlaſſung erhielt und auf dem Dampfboote die Reiſe nach Bagdad machte, eine Unterredung mit dem Anführer der berittenen türkiſchen Truppen, welche ihr Lager in der Nähe aufgeſchlagen hatten. Das Ergebniß derſelben war, daß ein türkiſcher Kriegsſchooner, welcher nicht fern von hier lag, den Auftrag erhielt, jene Boote in Schutz zu nehmen. An demſelben Tage erhielt das Dampfboat auch den Beſuch eines Scheikh, welcher großes Intereſſe an der Einrichtung deſſelben, an der Bewaffnung und Logirung der Mannſchaft ꝛc. zeigte. Die letztere beſteht aus Europäern, für welche, bei ihrer Abgeſchloſſenheit von Landsleuten, es ein freudiges Ereigniß iſt, wenn einmal ein reiſender Europäer erſcheint. Sie bringen ihre Zeit hin, ſo gut es geht; die Einen legen ſich Münzſammlungen, Andere Sammlungen von Hauern an, wozu ſie gute Gelegenheit haben, indem die Kolbenſchilfſümpfe der Aufenthalt zahlreicher Schweine ſind. Bei der Jagd derſelben, welche zu Pferde ſtattfindet, gilt es jedoch als unritterlich, Gebrauch von der Schußwaffe zu machen; man erlegt ſie vielmehr mit Speeren, wobei zuweilen das Pferd ſeinen Tod findet, da die Eber ſtark, und ihre Hauer oft ſo lang wie die Hand ſind. Die Niederung wird auch von vielen nordiſchen Zugvögeln (Störchen, Gänſen, Enten ꝛc.) beſucht und von Löwen bewohnt. Zwei der letzteren lockte die Neugier, das ſchrillende und rauchende Ungeheuer zu ſehen, ans Ufer; von den zwei Kananenkugeln, womit ſie begrüßt wurden, traf dieſelben indeß keine.

Am ſechſten Tage der Fahrt — welche bis Bagdad ſechs Tage und eine Nacht dauerte, wobei des Nachts gewöhnlich geankert wurde —, am 2. Mai, erſchienen die Ruinen von Kteſiphon und der Tak i Kesro oder Buſtan i Kesra, d. h. Kosros's Garten; von dieſem Gebäude iſt nur noch ein Bogen erhalten, welcher die Mitte zwiſchen einem halbkreisförmigen und einem Spitzbogen hält und der größte einzelne Bogen der Welt ſein ſoll. Unter den Balken dieſes Gebäudes hat man auch Tiekholz entdeckt, woraus hervorgeht, daß ſchon damals hier Mangel an Bauholz herrſchte. Selman (Soliman) Pa heißt eine andere Ruine in der Nähe des einſt berühmten Seleucia, auf deſſen Trümmern, gleichwie auf denen zu Theben, Memphis ꝛc., Schafe, Ziegen, Eſel und Rinder weiden. Einige Stunden oberhalb beginnen die Dattel- und Maulbeerpflanzungen von Bagdad, von wo ein Boot dieſe Stadt in 20 Minuten erreichen kann, während das Dampfboot eine Stunde dazu braucht.

Trotzdem Bagdad eine bedeutende Stadt iſt, und zwiſchen 50,000 bis 90,000 Einwohner zählen mag, machte ſie doch nicht den Eindruck auf mich, welchen ich von dem ehemaligen Khalifenſitze erwartet hatte. Die Straßen ſind eng, aber reinlicher als in anderen orientaliſchen Städten, die Gebäude faſt mehrſtöckig und gut gebaut, mit Kellergeſchoſſen (Serdab), worin man die heißen Monate hinbringt. Thürme und Minarets mit ihren bläulich glänzenden Dächern ſind zahlreich. Die rechte Seite des Tigris, über welchen eine Bootbrücke führt, war in früherer Zeit mit Gebäuden bedeckt; jetzt erhebt ſich daſelbſt noch das thurmähnliche, faſt kaniſche Grabmal von Zobeide, der Gemahlin Harun al Raſchid's, d. h. Aron des Gerechten. Zieht man einen Vergleich zwiſchen dieſem und dem Taïtſch oder Taïtſch mahal, d. h. dem Grabmal, welches Schah Dſchehan ſeiner geliebten Nordſchehan am rechten Ufer des Dſchamna in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts aus Marmor errichtete, ſo findet man eine gewiſſe Uebereinſtimmung in der Denkungsweiſe dieſer Fürſten. Beide, gleich groß und unumſchränkte Gebieter über weite Länderſtrecken und Völker verſchiedenen Glaubens, erhoben ſich weit über den Standpunkt ihrer Glaubensgenoſſen; beide ließen den Frauen gleiche Berechtigung zukommen und ehrten ſie, was unerhört in der Geſchichte des Islam daſteht, durch Errichtung koſtbarer Grabmäler. Allerdings ſteht Zobeide's Grabmal an Großartigkeit hinter dem Taïtſch zurück; berückſichtigt man aber die geringere Fruchtbarkeit und Bevölkerung, ſowie den geringern Reichthum des Khalifenreiches und den größern Mangel an Marmor und Edelſteinen, an welchen Hinduſtan Ueberfluß hat, ſo zeugt Zobeides Grabmal von nicht geringerer Liebe als der Taïtſch. Weſtlich von hier bemerkt man bei einigen Dattelbäumen ein dem früher erwähnten ähnliches Grabmal, welches von einer Mauer umgeben iſt und für das eines jüdiſchen Propheten gehalten wird. Auf dem innern, mit blauen, glaſirten, quadratiſchen Ziegelplatten gepflaſterten Raume ſteht der geſchnitzte Holzſarkophag.

Bagdads Bevölkerung iſt ein Gemiſch von Perſern, Juden, Armeniern ꝛc. Die Frauen der letzteren ſind in ganz Aſien wegen ihrer Schönheit berühmt; allein man hat ſelten Gelegenheit, ſie zu bewundern; denn in den Straßen erſcheinen ſie, gleich den anderen, vermummt wie Nonnen, mit ungewöhnlich weiten, gelben oder rothen Stiefeln, oder mit Larven, welche zwei Löcher für die Augen haben. Von Europäern haben ſich nur wenige hier niedergelaſſen. Von Bombay aus hatte ich Empfehlungen an einen derſelben, einen Prager, Namens Swobado, welcher vor Ueberſchwemmung des hieſigen Marktes mit engliſchem Fabrikat der erſte Verkäufer von Schnittwaaren in Bagdad war. Seine Erlebniſſe ſind ſo intereſſant, daß es nicht überflüſſig ſein dürfte, etwas davon mitzutheilen. Nachdem er früher in Ungarn und Stambul gelebt und eine Armenierin zur Frau genommen hatte, etablirte er ſich vor 35 Jahren in Bagdad, wo er derart vom Glücke begünſtigt wurde, daß er bald ſeinen eigenen Khan beſaß. Einige Jahre vor meiner Ankunft hatte er einen in Ruinen liegenden Bauplatz erſtanden, bei deſſen Aufräumung die Arbeiter einen Topf mit Goldſtücken fanden. Swoboda legte darauf Beſchlag und gab den Arbeitern einen Theil, womit ſie ſich zufrieden erklärten. Nach einiger Zeit erſchienen ſie jedoch wieder, um Geld von ihm zu erpreſſen, und da ſie dieſen Zweck nicht erreichten, verwirklichten ſie ihre Drohung, dem Paſcha Anzeige zu machen. Nach türkiſchem Geſetze gebührt nämlich der Behörde ein ähnlicher Antheil an einem ſolchen Funde wie bei uns. In dieſer Verlegenheit wandte ſich Swoboda an den franzöſiſchen Conſul, mit welchem er ſeit längerer Zeit bekannt war, und derſelbe verſprach ihm auch ſeinen Beiſtand; allein als es zur Entſcheidung kam, ließ er ihn im Stiche. Der Paſcha legte Beſchlag auf den größten Theil ſeines Eigenthums, indeß als ich Bagdad verließ, lebte Swoboda noch der Hoffnung, durch Vermittelung des öſterreichiſchen Geſandten zu Stambul wieder in den Beſitz ſeines Eigenthums zu gelan-

Digitized by Google

gen. Anders wäre die Angelegenheit ausgefallen, wenn Swoboda ſich an den engliſchen Conſul Taylor gewandt hätte. Als dieſer von der Beſchlagnahme hörte, bedauerte er es lebhaft, daß Swaboda nicht zu ihm gekommen ſei, denn, ſo verſicherte er ihm, der Paſcha würde es nicht gewagt haben, die Schwelle ſeines (Swaboda's) Hauſes zu betreten, wenn Swobodo ſich an ihn (den Conſul) gewandt hätte. Das muß man den Briten laſſen, daß ihr gerechtes und energiſches Auftreten in Angelegenheiten von Privatperſonen — wo andere Nationen aus Furcht vor großen Opfern ihre Angehörigen oft verlaſſen — Reſpect vor ihrem Charakter erzeugt hat.

Im weſtlichen Aſien in europäiſcher Kleidung zu erſcheinen, iſt ſelbſt heute noch ein ſo gewagtes Unternehmen, daß ſelbſt der engliſche Conſul auf ſeinen Reiſen in türkiſche Tracht ſich kleidet. Am ſchlimmſten benimmt ſich das weibliche Geſchlecht, wie ich ſelbſt aus Erfahrung kennen lernte, als ich mich in eine Nebengaſſe verirrte. Noch ſchlimmer als mir erging es den franzöſiſchen Soldaten, welche den General Petinion, der um Basra Hengſte für die franzöſiſche Cavallerie gekauft hatte, begleiteten; denn da ſie in einer ſolchen Gaſſe, von Weibern und Männern angegriffen, ſich lebhaft zur Wehr geſetzt hatten und als Sieger aus dem Kampfe hervorgingen, wurden ſie bei dem Paſcha, und von dieſem bei ihrem Conſul verklagt, und von letzterm zu zwei Tagen Arreſt verurtheilt.

Trotzdem das Klima und die Lage von Bagdad anſcheinend nichts darbieten, was die Stadt zu einem ungeſunden Aufenthaltsorte machen könnte, ſo herrſcht doch hier wie zu Diarbekr, Urfa, Bira und Halep ein endemiſches Leiden, welches ohne Ausnahme faſt alle Bewohner, beiden Geſchlechts, Alt und Jung, ſowie den Fremden nach kurzem Aufenthalte, und zwar nicht ſelten wiederholt, befällt. Es ſind dies die erwähnten Beulen oder Blutſchwären, welche an vielen Theilen des Leibes erſcheinen und, zumal im Geſichte, große, entſtellende, gewöhnlich dunkler gefärbte Narben zurücklaſſen. Ich bekam dieſe Beulen während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes nicht, litt aber an Uebelkeit, Neigung zum Erbrechen, Kopfweh, Schlafloſigkeit und Fieber, welches letztere ſich gegen Mitternacht einzuſtellen pflegte. Dieſe Symptome ſchwanden nach einiger Zeit; allein im weitern Verlaufe meiner Reiſe erfreute ich mich nie vollkommenen Wohlbefindens; erſt als auf der See jene Beulen ausbrachen, kehrte daſſelbe zurück.

Der Boden der Dſchezira (d. h. Inſel, d. i. das vom Phrat und Tigris umſchloſſene Land) iſt ein Gemiſch von Kalk, Thon und ſalzigen Beſtandtheilen, welche oft als weiße, kryſtalliniſche Efflorescenz erſchienen. Er könnte mit geringer Mühe in fruchtbare Felder verwandelt werden, und würde die Canaliſation gefördert und ein gerechtes Geſetz gehandhabt, ſo könnten eben ſo viele Millionen Menſchen hier leben, als dies einſt der Fall war, und wie in jenem Theile von China leben, deſſen klimatiſche und andere Verhältniſſe ähnlich ſind. Geſchähe dies, dann würde der Sirocco hier wenig Nahrung finden. Da das Thermometer bei Bagdad in den Winternächten bis 2 Grad unter den Gefrierpunkt ſinkt, ſo gedeihen tropiſche Stauden und Bäume hier nicht. Die Zahl der Culturpflanzen iſt bedeutend; man zieht unter anderen Badlſchahn (Eierpflanze), Bamia (Hibiscus esculentus), deren unreife, ſchotenähnliche Früchte eine ſchleimige Zukoſt zu Fleiſchſpeiſen bilden, Waſſermelonen bis 100 Pfund ſchwer, Gurken, die man wie am Ganges in das Flußbett ſetzt, Citrusarten, deren Hauptreife in den December fällt; und auf den Feldern die ſechszeilige und Mumiengerſte, welche hier, ſelbſt bei mangelhafter Bewäſſerung, faſt durchweg an 20 bis 30 Stengel mit vollkörnigen Aehren treibt und eins der vielen Beiſpiele iſt, welche gegen die allmälige Veränderung und den Uebergang der Pflanzenarten ſprechen. Die Kartoffel findet kein gedeihliches Wachsthum und wird, wie man mir verſicherte, von einem Wurme zerſtört. Von der Trauerweide, welche von den Botonikern mit Unrecht Salix babylonica genannt wird, ſah ich weder zu Bagdad noch bei Hillah und überhaupt auf meinem Wege durch Weſtaſien eine Spur; indeß erwähnt Kotſchy ihres Vorkommens in Meſopotamien, Kurdiſtan und Syrien. Die „Weide", woran die Juden in der babyloniſchen Gefangenſchaft ihre „Harfen" hingen, kann daher wohl nicht die Trauerweide geweſen ſein.

In der einheimiſchen Flora kehren viele um Basra vorkommenden Pflanzen wieder. Ich erwähne indeß nur das gemeine Schilf, Bidens tripartita, Solanum nigrum, Dulcamara, Butomus umbellatus, Alisma Plantago, Lemna gibba, Kapr (Kapern), Zannichellia, Chenopodium olidum, album, murale.

Ich wollte Bagdad nicht verlaſſen, ohne die Ruinen von Babylon geſehen zu haben, welche ſüdlich von Bagdad, bei dem heutigen Hillah, am Phrat liegen. Ich miethete daher für 5 Grahn einen Maulеſel bei einer Karawane, welche am 8. Mai eine Stunde vor Sonnenaufgang Bagdad verließ und die Strecke bis Hillah in zwei Tagemärſchen zurücklegte. Trotzdem die Jahreszeit noch günſtig war, erhob ſich doch nach Ueberſchreitung des Moſſahdi, bei deſſen Bootbrücke Zoll erhoben wird, ein ſtroccoähnlicher Sturm, welcher die Luft durch Staub verdunkelte und die lichten Stellen am Horizont gleich einem „brennenden Buſch" oder Buſchfeuer erſcheinen ließ. Die Karawane ſchlug ihr Nachtlager in dem etwa vier Meilen von Bagdad gelegenen Khan Skanderie auf, welcher ſehr geräumig iſt, und den indiſchen Seroien gleicht; denn er beſteht, wie dieſe, aus einer hohen Mauer, welche die Hinterwand für die Zellen bildet, die die Reiſenden erhalten; indeſſen iſt hier vor letzteren noch eine Halle vorhanden. Der Khan beſitzt einen Brunnen, und ſein mächtiges Thor wird des Nachts zur größern Sicherheit geſchloſſen. Nicht fern von dieſem quadratiſchen Gebäude erheben ſich Trümmerhaufen, wo man viele Scherben mit chaldäiſcher oder hebräiſcher Schrift, Münzen, Gemmen von Türkis ꝛc. findet. Ueberhaupt ſieht man auf der öden Fläche bis nach Hilloh viele Bodenerhöhungen, welche die Lage eines ehemaligen großen Gebäudes anzeigen, und zuweilen führt der Pfad über Ziegelgemäuer. Ehe man die Bootbrücke des von Dattelhainen umgebenen Hillah erreicht, überſchreitet man unter Anderm einen ſchmalen Canal oder vielmehr Graben, deſſen hohe Erdwälle mir auffielen. Hat man dieſen hinter ſich, ſo erſcheinen die weiten und hohen Trümmerhaufen des alten Babel, der Kaar, den man für den Palaſt des Nebukadnezar hält, ein koloſſaler, roh aus Granit gehauener Löwe ꝛc.

Zu Hillah angekommen, miethete ich für $1^1/_4$ Grahn (etwa $^1/_2$ Thaler) einen Eſel, und ſchickte mich am 10. Mai, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, an, die wohl eine Meile in Südſüdweſtrichtung iſolirt und fern von anderen Ruinen gelegenen Trümmerberge, die man Birs Nimrud nennt, zu beſuchen. Sie liegen auf einer vegetationsarmen Fläche, wo ich von Pflanzen nur wenige Coloquinthen, Kornul, Kapern, Agulſträucher und Salzpflanzen, aber keine Spur von ehemaligen Gebäuden bemerkte, ſo daß es ſcheint, als habe der Birs Nimrud nicht innerhalb, ſondern ein gut Stück außerhalb Babylon gelegen, in welcher Hinſicht er an das ebenſo iſolirt und fern von Benores gelegene Saranaht erinnern würde. Es ſind zwei dicht neben einander gelegene Trümmerberge, wovon der öſtliche ein langgeſtrecktes, hohes Plateau in Geſtalt eines Rechtecks bildet, deſſen Länge an

Digitized by Google

700, deſſen Breite über 100 Schritt betragen dürfte. Auf ſeinem Rücken, welcher mit zahlreichen Scherben feinen, blauen, grünen, gelben, braunen Glaſes, Bruchſtücken von vergoldeten Trinkgläſern, agatähnlichem Glaſe, Münzen ꝛc. bedeckt iſt, erhebt ſich eine mohammedaniſche Capelle, in welcher ich der Aufforderung mehrerer Araber, an ihrem frugalen Frühſtücke, beſtehend in Kuchen und Gurken, Theil zu nehmen, Folge leiſtete. Ob dieſes mächtige Gebäude ein Tempel war, laſſe ich dahingeſtellt, möchte es aber glauben. Ob es gleichzeitig mit dem Einſturze des Thurmes verfiel, oder ob es noch ſpäter beſtand: dies dürfte aus dem Alter der Münzen hervorgehen, welche man auf dem Schutt beſonders nach Regentagen ſammelt, wo ſie an dem Roſte beſſer kenntlich ſind.

Der weſtliche, weit höhere Trümmerberg hat mehr die Geſtalt eines ſteilen Kegels, deſſen Oberfläche in mehreren Rücken in die Ebene hinabfällt, und deſſen Größe jetzt noch wenigſtens um das Zwanzigfache die des Schutthaufens des 1868 eingeſtürzten Michaelisthurmes bei Breslau übertrifft. Auf ſeiner Spitze erhebt ſich ein Mauerpfeiler (aus in der Sonne getrockneten Backſteinen, die keine Spur des Feuers zeigen) von etwa 28 Fuß Breite und 35 Fuß Höhe, durch welchen, in der Richtung der Weltgegenden, wie bei dem Aker Kuf in Bagdads Nähe, vierſeitige Zuglöcher horizontal verlaufen, welche jetzt von Tauben bewohnt ſind. Nordweſtlich von dieſem Pfeiler liegen zu ſeinen Füßen mehrere, viele Centner wiegende Mauerſtücke, welche zum Theil durch und durch in eine homogene Schlackenmaſſe verwandelt ſind, hier und da aber noch die Bogenlinien und Grenzen der einzelnen Backſteine erkennen laſſen. Der größte Theil des Kegels, welcher dieſen Mauerpfeiler trägt, beſteht aus Backſteinen, welche an der Sonne getrocknet ſind, wozu ſich der kalkhaltige Boden des Phratgebietes vorzugsweiſe eignet. Dieſe Ziegel, welche in Mexico und Mittelamerika gleichfalls gebraucht und dort Adobes genannt werden, ſind weit weniger dauerhaft als die gebrannten, und daher erklärt ſich der raſche Verfall der orientaliſchen Ruinen. Spuren von Aſphalt habe ich nirgends bemerkt, und da auch die alten Backſteine Abdrücke von Typhablättern zeigen, welche heute noch als Unterlage bei der Fabrikation dieſer Ziegeln dienen, ſo ſcheint es, daß Fabrikation und Banart von der heutigen nicht verſchieden waren. Außer dieſen Adobes findet man gebrannte Ziegel von bedeutender Länge und Dicke; ſie ſind indeß nicht häufig, da ſie zum Bau neuerer Gebäude benutzt werden, da Brennholz hier koſtſpielig iſt. Mancher Ziegel von Babylon mag daher, der Reihe nach, die Reiſe nach Kteſiphon, Seleucia und Bagdad oder Hillah gemacht haben. Außer dieſen zwei Arten findet ſich eine dritte Art von Ziegeln, nämlich in der Sonne getrocknete Backſteine, 1 bis $1\frac{1}{4}$ Quadratfuß und 1 Zoll dick, deren Oberfläche einen Zoll vom Rande einen Eindruck mit Keilſchrift enthält, welche jedoch im Laufe der Zeit meiſt unleſerlich geworden iſt. Dieſe Inſchriften legen Zeugniß davon ab, daß die alten Babylonier, welche es in der Kunſt, Gemmen ꝛc. zu graviren, weit gebracht hatten, auch den Schriftdruck kannten. Auffallend erſcheint es, daß man die Anwendung großer Steine vermißt, wenigſtens habe ich deren nicht entdeckt; indeß dürfte dies ſeine Erklärung darin finden, daß es damals mit den Transportmitteln nicht beſſer beſtellt war als heute. Auf dem ſüdlichen Rücken dieſes Trümmerberges bemerkte ich im Schutte dicht unter der Oberfläche einen in Kohle und Aſche verwandelten Balken.

Da man bei dieſen Ruinen Keilſchrift findet, ſo iſt ihr Alter unzweifelhaft ein hohes. Die Reiſenden ſind indeß nicht einig, ob hier der wirkliche Babelthurm zu ſuchen iſt. Die Juden ſollen den Birs Nimrud für das Gefängniß halten, worin Joſakim ſchmachtete; Andere erinnert der Name an die alte Stadt Borſippa. Auch in Betreff der Urſache, welche den Einſturz veranlaßte, iſt man nicht im Klaren, denn während Einige die Kataſtrophe dem Blitze zuſchreiben, halten Andere dies für nicht wahrſcheinlich. Was mich betrifft, ſo halte ich den Blitz nicht für die Veranlaſſung, denn die Hitze muß eine ungeheure geweſen ſein, um jene Mauerſtücke ſo weit in Schlacke zu verwandeln; ich glaube daher, daß der Fanatismus den Thurm ſowohl als das Nachbargebäude gleichzeitig durch Feuer zerſtörte. Aehnliche Beiſpiele des Fanatismus liefert die Geſchichte vieler Völker. Hoffen wir, daß das Studium der Inſchriften uns Auskunft geben werde über den „Thurm zu Babel“, wie über die ſogenannten „hängenden Gärten“ der Semiramis und das „Weltwunder“, worin die Nachwelt eine Mauer erblickt. In Betreff der letztern habe ich Gründe genug zu der Annahme, daß es weder hängende Gärten noch eine Mauer war. Hätte man in der That Babylon mit einer ſo koloſſalen Mauer umgeben, daß ſie den Namen eines Weltwunders verdiente, ſo würden deren Trümmer gewiß jetzt noch eine deutlich zu verfolgende Bodenerhebung bilden, was aber nicht der Fall iſt.

Um 12 Uhr kehrte ich nach Hillah zurück, wo ich die Bekanntſchaft eines Deutſchen und zweier Franzoſen machte, welche im Auftrage der franzöſiſchen Akademie ſeit einem Jahre Ausgrabungen veranſtalteten, Antiken und Backſteine mit Inſchriften aufkauften. Ich lernte hier auch einen Arzt, Italiener von Abkunft, kennen, deſſen Schweſter in Bagdad ſich oft beklagte, daß er ihr keine Neuigkeiten mittheile. Dieſer Umſtand wurde die Urſache eines komiſchen Vorfalles; denn um ſie zufriedenzuſtellen, erlaubte er ſich, ohne zu ahnen, welche Folgen derſelbe haben könnte, einen Scherz, indem er ihr ſchrieb, daß die franzöſiſche Expedition das goldene Bild des Nebukadnezar gefunden habe. Wie vorauszuſehen war, machte dieſe Nachricht bald die Runde in Bagdad, und kam auch zu Ohren des Paſcha, welcher ſofort Nachforſchungen anſtellte. Inwiefern er ſich Gewißheit verſchafft hat, daß der Schatz ſeinen Händen nicht entwiſcht ſei, iſt mir unbekannt geblieben; ich fand übrigens ſpäter, als ich Halep erreichte, daß der Telegraph noch eine gute Weile in dieſen Gegenden entbehrt werden könne, da Frau Fama die Nachricht davon ſchon nach Halep und Stambul gebracht hatte; denn bei meiner Ankunft in Halep war die erſte Frage, die von allen Seiten an mich gerichtet wurde: ob es Thatſache ſei, daß die franzöſiſche Expedition das goldene Bild des Nebukadnezar gefunden hätte?

Am 5. Juni verließ ich Bagdad mit einer Maulefelkarawane, bei welcher ich für die Strecke bis Moſul ein Thier für weniger als 3 Thaler gemiethet hatte. Der Weg, den ſie einſchlug, führte über die Orte Dſchebäde, Delle Abbas, Karateppe, Guſſri oder El Kiſſir, Dus Karmat, Taauch und Kerkuk, wohin ſie nach neun Märſchen gelangte. In dieſer Jahreszeit reiſen die Maulefelkarawanen, wegen der großen Hitze am Tage, meiſt nur des Nachts, und eine ſolche Reiſe iſt, da ſie ſchnell und unaufhaltſam vor ſich geht, anſtrengend und beſchwerlich. Den Anfang deſſelben macht ſtets eine Pferdeſtute, und die ſtörriſchen, aber ausdauernden Thiere ſind an dieſelbe ſo gewöhnt, daß ſie ohne dieſelbe nicht zu regieren wären; ſie folgen dagegen geduldig und ohne Zügel im Gänſemarſche, wenn die Stute vorangeht. Eine ſolche Karawane macht in der That einen eigenthümlichen Eindruck, wenn ſie in ſtiller Sommernacht im Gänſemarſch hinzieht, und die Ruhe nur dadurch unterbrochen wird, daß die Reiſenden dann und wann Stahl und Stein in Bewegung ſetzen, um der unwiderſtehlich einſchläfernden Wirkung der durch Dünſte verdunkelten, glühenden Atmoſphäre (zu Bagdad ſteigt das Thermometer bis

Digitized by Google

40° R.) vermöge der Pfeife entgegenzutreten. Ohne dieſelbe in der Wüſte zu leben, iſt kaum denkbar; und ein Brite hat ſeine Verwunderung darüber ausgeſprochen, wie es mögtich ſei, daß Türken und andere Orientalen exiſtirt haben könnten, ehe der Taback zu ihnen gelangt ſei. Der Europäer, der im Genuß aller Bequemlichkeiten und in einem kalten Klima ſeine Tage hinbringt, kann ſich keine Vorſtellung machen von dem Werthe dieſes „Wahlverleih“ für den Reiſenden in der Wüſte und deſſen Bewohner, welche weder geiſtige Getränke nach andere Erheiterungsmittel kennen, ſowie überhaupt für alle Völker, welche ein Leben voll Beſchwerden führen. In ſolcher Lage iſt der Toback eine Planta beata, ein Manus Olympi, wie Thorius vor 260 Jahren ſong; und mancher europäiſche Miſakapnos iſt in der Wüſte zum Raucher geworden.

Was die Nahrungsmittel betrifft, welche der Reiſende in den ärmlichen, zum Theil von Jeſiden bewohnten Dörfern am Wege erlangt, ſo iſt deren Auswahl ſehr beſchränkt; ſie beſtehen ſoſt nur aus Milch, Buttermilch, Lidden, Eiern (à 1 Pfennig; Rauchwalf koufte am 23. December 1574 in einem Darfe zwiſchen Kerkuk und Tauch über 100 Eier für 1 Kreuzer), Gerſtenkuchen, welche an den Backofen geklebt werden, aus ungeſalzener Butter, Fleiſch, Roſinen, Aepfeln und anderen Früchten. In den Städten erhält mou Reis, welcher, in Weinblättern gekocht, einen ſäuerlichen Geſchmack annimmt, Corbonaden mit gehackten Zwiebeln, Pfannkuchen, Heſeklößen mit Zuckerſouce, Schrub (d. h. Trank, Scherbet) aus Woſſer und Traubenſaft, deſſen ſchöne Forde indeß die Erwartung hinſichtlich des Geſchmackes nicht rechtfertigt.

Was mir bei dem Orte Taouch am meiſten ouffiel, war ein mit Lumpen umbundener Oeldoum an einem Waſſerbecken. Dieſe Sitte, Bäume oder Sträucher mit Lumpen, Zeugſtreifen ꝛc. zu behängen, ſtammt aus alter Zeit und hat ſich noch hier und da, von Bengaken bis zum Mittelmeere, ſowie von Afrikas Nordküſte bis zum Guorra aber Niger erhalten. Graf Krakow erwähnt ſie bei dem eiſernen Gitter an „Ewa's Grabe“ zu Djidda in Arabien.

Kerkuk, die größte Stadt zwiſchen Bagdad und Moſul, liegt am Kiſch Su und beſitzt eine hochgelegene Citadelle, mehrere Moſcheen mit Minarets, in deren einer die Gräber der Propheten Daniel, Micha, Anania und Aſorja enthalten ſein ſallen. Sie iſt die Nordgrenze des Dattelbaumes, deſſen Früchte jedach hier nicht genießbar ſein dürften.

Für den Bewahner des Nardens, zumal den blauäugigen, iſt eine Reiſe in dieſen wüſten Gegenden während der Sammermanate nichts Angenehmes; denn die Sonnenſtrahlen, welche von dem hellen, vegetationsarmen Baden zurückgeworfen werden, ſind für die Augen ebenſa läſtig als jene, welche an heiteren Tagen von den Schneefeldern abprallen. Dazu kommt der Staud und die glühende Hitze des Siroccos. Die Eingeborenen ſchützen ſich gegen die Uebel, indem ſie ſich dick verhüllen wie die Europäer im Winter. Ich hatte mich zwar mit einer blauen Brille verſehen, allein mehr als dieſe ſchützt ein Tuch, welches man der Art unter den Augen befeſtigt, daß bie von unten kammenden Strahlen die Augen nicht treffen können. Den vorletzten Tog, ehe Kerkuk erreicht ward, fand die Reiſe ausnahmsweiſe om Tage ſtott, während deſſen ein heißer Wind ſich erhob. Meine Reiſegefährten riefen mir zu, das Geſicht mit Tüchern zu verhüllen; ollein es war zu ſpät, denn der Sirocco hatte ſchon ſeine Wirkung gethan, und eine Entzündung des Oberkiefers und der Augen verurſacht, welche in vierunbzwonzig Stunden ſich ſo ſteigerte, doß ich die Augen nicht öffnen kannte, unb am vierten Tage ein bohrender, ſtechender Schmerz eintrat. Ich ſah mich daher nebſt drei anderen Reiſegefährten — dieſe wegen Halsentzünbung und anderer Zufälle — genöthigt, in Kerkuk zu bleiben, um auf Beſſerung zu warten; allein hier war keine europäiſche Arznei zu erlangen, und es blieb mir nichts übrig, als die landesüblichen, bitterlichen, ſchwach zuſammenziehenden Augentrapfen zu gebrauchen, die ihre gelbe Farbe der Curcuma (Gelbwurz) oder dem Safran verbanken. Da dieſe indeß nur Erleichterung, nicht Heilung bewirkten, ſo ſandte ich nach einem eingebarenen Wundarzt, um zur Ader zu loſſen und zu ſchröpfen. Das erſtere geſchah mittelſt der Lanzette, und das Schröpfen durch einen gläſernen Schröpfkopf, welcher mit einer Glasröhre verſehen war, ſo daß er einer chemiſchen Retorte glich. Nachdem die Hout zuſammengeſchnürt und mit einer Lanzette geritzt warden war, wurde die Luft ous dem Schröpfkopfe mittelſt des Mundes ausgeſogen, das Blut ausgelaſſen, unb dieſe Handlung dreimal wiederholt. Obgleich dies große Erleichterung gewährte, ſo verbeſſerte ſich doch mein Zuſtond wegen der übergroßen Hitze nicht; ich eilte daher, nach Moſul zu kammen, wa, wie ich hörte, eine Apatheke ſein ſallte.

Am 26. Juni verließ ich Kerkuk mit einer andern Maulefelkarawane; ich war jedoch nicht glücklich in der Wahl derſelben; denn meine Begleiter erwieſen ſich als eine Bande Raubgeſindel, welches mir Alles ſtahl, was ich wegen des Zuſtandes meiner Augen nicht beaufſichtigen konnte. Mein Pfeifenrahr wurde als Peitſche gebraucht unb an den Maulthieren zerhauen, die Waſſerflaſche, das Taſchentuch ꝛc. geraubt. Die Strecke bis Moſul kann in drei Tagen zurückgelegt werden; allein wir gebrauchten aus bald anzuführendem Grunde fünf. Die erſte Nachtreiſe führte über niedrige Berge der Kalk- und Gypsformatian, in deren Schluchten ich einen ſtarken Geruch von Schwefelwaſſerſtaff verſpürte, und bald darouf ſchwarze Flecken bemerkte, welche von Erdpech herrührten. Nächſtdem gelangt man zur Stadt Güntara und zum Orte Arwier aber Erwiek, wa, wie in den meiſten Dörfern, viele Störche auf den Dächern niſteten. Der Uebergang über den reißenden Klakfluß (Sahb) wurde vermittelſt eines Floßes bewerkſtelligt; jedoch unter großem Verzuge, da die Ziegenhäute erſt aufgeblaſen und zum Theil befeſtigt werden mußten. Dergleichen Flöße dienen auch zum Transport nach Bagdab, und hier verkaufen die Eigenthümer das Holz; nachher kehren ſie mit den Häuten nach ihrer Heimath zurück.

Zwiſchen Moſul und dem Sahb, der hier die Größe des Tſchambal im mittlern Laufe hat, erſtreckt ſich ein ſteiniges, unbewotdetes Hügelland voll Geröll, deſſen Bäche Oleander (Difli) ſchmücken. Es iſt ſeit Rauchwolf's Zeit, 1574, ein Aufenthalt von Raubgeſindel, welches die Karowanen beraubt und ſeldſt im Angeſichte der türkiſchen Truppen zu Moſul unbehelligt ſein Handwerk treiben darf. Kaum hatten wir bei der dritten Station geſattelt, ats unſer Kundſchafter mit der Nachricht zurückkehrte, daß Räuber am Wege lauerten. Sie erreichten indeß unangefochten am 24. Juni die Stelle, wa bas Bergland dem Tigris ſich nähert. Dort beſtieg der Führer einen hochgelegenen Punkt, und ats er nichts Verdächtiges bemerkte, zogen wir weiter. Wir überſchritten das weite, mit großen Steinen erfüllte Kiesbett des Tigris und gelangten noch Moſul.

Digitized by Google

Ein neuer Fischplatz im nördlichen Norwegen.

Im „Norsk Folkeblad“ liest man folgenden Brief aus Nordlond: Was Aasvoer (spr. Ohsvär) für ein Ort ist, danach würde man sich vor 3 bis 4 Jahren vergeblich erkundigt haben, und noch heutiges Tages giebt es Viele, welche diese Frage aufwerfen. Man findet den Namen nicht auf den älteren Karten von Norwegen, nicht in Platou's großer Geographie, und nicht einmal in dem größten geographischen Lexicon. Und dennoch ist der Ort um die Weihnachtszeit einer der lebhaftesten im Lande, denn nirgends versammelt sich zu gleicher Zeit eine solche Menschenmasse, wie dort auf einem vergleichsweise so kleinen Raume, selbst nicht während unsers traditionellen Winterfestes, Weihnachten.

Aasvaer ist in diesem Augenblicke eine der größten und wichtigsten Fischereien Norwegens, welche von einem großen Theile des Landes mit Interesse und mit Hoffnungen umfaßt wird, und wo sich gleichzeitig nicht weniger als 10,000 Menschen versammeln. Wenn nun dort in dem Laufe von 2 bis 3 Wochen etwa 200,000 Tonnen Häringe gefangen werden, und diese dem Auslande gegenüber ein Capital von ungefähr 1 Million Speciedaler (1½ Millionen Thaler preuß. Crt.) repräsentiren, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung von der Wichtigkeit des Platzes für die Theilnehmer an der Fischerei machen. Aasvoer selbst liegt 2 bis 3 Meilen von der Küste von Helgeland entfernt, ungefähr unter dem nördlichen Polarkreise, und ist kaum eine Meile lang. Im Verein mit den beiden angrenzenden „Vaeren“ (Vaer ist ein Ort, wo Fische gefangen und zubereitet, nämlich getrocknet oder eingesalzen werden) ist es der Hauptort der sogenannten nordlandschen Großhäringfischerei, auch bloß Aasvaerfischerei genannt. Das „Vaer“ besteht aus einer Menge von niedrigen Inseln und Holmen draußen in dem wilden Meere, welche kaum jemals von einem Touristen besucht worden sind. Ein Reisender würde auch schwerlich dorthin gelockt werden können, am allerwenigsten zur Weihnachtszeit, da der Platz seine große Wichtigkeit hat, und doch würde derjenige, welcher große und gewaltsame Naturscenen liebt, gerade dort seine Sehnsucht stillen können. Mit seinen offenen Seiten dem Atlantischen Ocean und dem Polarmeere zugewendet, liegt das Vaer in einer Gegend, worin die heftigsten Winterstürme ihre volle Stärke und Kraft entwickeln können. So läßt sich bezeichnend genug anführen, daß in dem Laufe von 20 bis 30 Jahren in den Monaten December und Januar in den angrenzenden Gegenden nicht weniger als sechs an einander grenzende Kirchen, alle vom Blitze angezündet, abgebrannt sind; denn in diesen Gegenden kommen Gewitter nur im Winter vor.

Aasvaer gehört einem Herrn Coldevin in Dönnaes oder Dönnes (einem bedeutenden Gute und Kiez bei der Kirche auf der Insel gleichen Namens, 1865 mit 31 Häusern, 46 Haushaltungen und 216 Einwohnern) und war früher ein unbemerkter, werthloser Platz, der an zwei Männer verpachtet war, welche sich um der Fischerei willen so weit wie möglich in das offene Meer hinausbegeben hatten. Aber welches Beispiel in dem Wechsel des Glückes auch nach unseren Verhältnissen sind nicht diese beiden Männer! Aus blutarmen Fischern in diesen wilden Gegenden sind sie plötzlich Leute mit sehr ansehnlichen Einkünften geworden. Sie hoben das Recht, von den Einsalzern für jede Tonne Häring eine Abgabe von einem Schilling zu erheben, und diese kleine Abgabe gewährt Jedem von 100,000 Tonnen ein Einkommen von 800 bis 900 Speciedalern (1 Speciedaler wird in 120 Schillinge getheilt), und außerdem haben sie noch andere Vortheile und Einkünfte. Willst Du aber diese plötzlich reich gewordenen Leute besuchen, und trifft Dich nicht auf der Reise zu ihnen einer dieser gefährlichen und heftigen Winterstürme, denen man in diesem Jahre glücklich entgangen ist, so findest Du sicherlich um die Weihnachtszeit ein bewegliches Leben unter diesen vielen Tausenden von Menschen von der hurtigsten und muthigsten Bevölkerung Norwegens, nämlich von den nordlandschen Fischern. Während des äußerst kurzen Tages wird in der größten Eile die Fischerei mit dem Auslegen und Aufholen der Garne und Netze betrieben, indem Andere beschäftigt sind, so schnell wie möglich die Häringe zu behandeln; in der Nacht ist Musik und Tanz, Spiel und Munterkeit, ungefähr wie auf einem norwegischen Jahrmarkte. Dort ist Leben und Bewegung Tag und Nacht, Wechsel von Glück und Unglück, Trauer und Freude, Sünde und Reue, Alles innerhalb einer kurzen Zeit.

Die Ursache aller dieser Bewegung ist der Häring. Während der Platz noch vor wenigen Jahren beinahe ganz öde war, zeigte sich plötzlich und zu bestimmter Zeit eine regelmäßige Zuströmung einer ausgezeichnet fetten und großen Häringsart. Niemand kannte diese Art, und noch jetzt ist man nicht aufs Reine damit gekommen, zu welcher Art man sie zählen soll; noch geht sie unter ihrem besondern Namen „Nordlandscher Großhäring“ (Nordlansk Storsild). Dieser Häring ist bestimmter in seiner Wanderung und in seinem Erscheinen, als irgend eine andere Art. Er erscheint bei Aasvaer alljährlich am 10. December und bleibt dort bis in den ersten Tagen des Januar. Während dieser kurzen Zeit versammeln sich dort Hunderte von Fahrzeugen, Netz- und Garnbooten. Große Gebäude sind zum Einsalzen aufgeführt und andere zu Verkaufshäusern und Schenken, Tanzlocale nicht zu vergessen; denn Tanz ist stets das Lieblingsvergnügen des Nordländers. Dampfer kommen täglich an und gehen ab, um Leute und Waaren abzuliefern und entgegenzunehmen. Man ist vor der Ankunft des Härings in Spannung und unruhiger Erwartung, ja in Angst und Zweifel darüber, ob er vielleicht ausbleiben werde.

Während man auf den Häring wartet, hat man Zeit, diese Bevölkerung zu betrachten, welche in echten Typen nordlandscher Fischer besteht. Hier darf man sich die Fischerei nicht vorstellen als eine gemächliche und stille Beschäftigung, welche durch die Schönheit und idyllische Ruhe eines Fjordbildes reizen kann. Nein, hier ist Arbeit, in jedem Augenblicke Kampf mit den Elementen und Gefahr. Dies ist das tägliche Loos des nordlandschen Fischers, und so geht es das ganze Jahr hindurch. Er fährt in stillem und ruhigem Wetter hinaus, kommt aber unerwartet in Sturm und Unwetter nach Hause, denn das Wetter wechselt unaufhörlich an diesen Küsten. Sein Arbeitsjahr beginnt am heiligen Dreikönigstage damit, daß er das Boot in die See schiebt und sich zu der Reise nach den Lofoten rüstet. Dort bleibt er bis Mitte April, begiebt sich dann hinauf nach Finmarken oder nach Hause zur Sommerfischerei, darauf zur Herbstfischerei und zu allerletzt nach Aasvaer, wo er das Jahr beschließt, um von Neuem wieder auf dieselbe Weise anzufangen. Es sind düstere, barsche Gestalten, diese Fischer mit ruhigen, fast unbeweglichen Zügen und Mienen, so wie sie sich hier bewegen in ihren ledernen Beinkleidern, Seestiefeln, ledernen Jacken ꝛc., um sich Nässe und Wind vom Leibe zu halten. So ausgerüstet klimmen sie vor dem 10. December auf die Bergspitzen von Aasvaer hinauf, um nach dem Häring zu spähen, und so klettern sie getäuscht wieder herunter, um dem Schiffer

Digitized by Google

zu melden, daß noch nichts zu sehen ist. Plötzlich glaubt ein Anderer eine Bewegung in weiter Ferne im Meere zu bemerken. Nun wird der Gucker hervorgeholt: man sieht, wie Walfische das Wasser in die Höhe spritzen, und wie das Meer von anderen Fischen, die den Häringen in Masse folgen, in eine schäumende Bewegung gesetzt wird; an anderen Orten sieht man gleichsam eine Wolke von Vögeln; die Bewegung nähert sich dem „Baer"; der Häring ist angekommen, und man lärmt und schreit überall in seiner Freude darüber.

Hier fehlt nur die Anlage einer Stadt, sowie auch größeres Capital, um diese Industrie zum Nutzen der Nordländer zu entwickeln und dieselbe zu einer der reichsten Erwerbsquellen in Norwegen zu machen. **Dr. Fr.**

Aus allen Erdtheilen.

Fortschritt der australischen Colonie Queensland.

Diese Colonie bildete früher den nördlichen Theil von Neusüdwales, von welchem sie im Jahre 1860 abgetrennt wurde. Am 10. December 1870 feierte sie ihren „zehnten Geburtstag" und sie hat alle Ursache, mit Genugthuung auf ihren Fortschritt zu blicken. Der zu Brisbane, der Hauptstadt, erscheinende „Courier" zeigt, was binnen 120 Monaten erreicht worden ist.

Im Jahre 1860, sagt er, hatten wir 28,000 Einwohner, jetzt 110,000; die Zahl der Schulen ist von 41 mit 2000 Schülern auf mehr als 200 mit 13,000 angewachsen. Mehr als 2 Millionen Acres Land sind in Privatbesitz gekommen; mehr als 13,000 Acres werden mit Baumwolle und mehr als 5000 mit Zuckerrohr bepflanzt. Die Zahl der Schafe ist von 3 Millionen auf 9 Millionen, jene des Rindviehs von einer halben Million weit über eine Million gestiegen. Das Mineralreich giebt eine ungemeine Ausbeute an Gold, Silber, Kupfer, Kohlen ꝛc. Von Cloncurry an, das im fernen Nordwesten liegt, bis zur Südgrenze der Colonie ist rasch eine Entdeckung der andern gefolgt. Mehr als 200 Miles Eisenbahnen und über 2000 Miles Telegraphen sind im Betrieb; die Einfuhren sind von ½ Million bis nahezu 2¼ Millionen Pfund Sterling gestiegen, die Einnahme von 178,000 auf 750,000 Pfund Sterling, und die Ausgaben belaufen sich ziemlich eben so hoch. Allerdings beträgt die öffentliche Schuld etwa 3½ Millionen, aber Queensland hat in Betreff seiner Finanzen auf den Geldmärkten einen guten Namen. Im Jahre 1868 wurden 1,800,000 Pfund Baumwolle ausgeführt, und 1869 hat sich der Export nahezu eben so hoch belaufen. Gympie ist noch immer die bedeutendste „Goldfelderstadt" im Lande. Die Goldwäschereien ergeben keine erhebliche Ausbeute, wohl aber die Quarzriffe. Einem amtlichen Berichte zufolge haben die Quarzstampfereien der Gympiefelder von 11,996 Tons Gestein 76,890 Unzen Gold gegeben. — Man wünscht Einwanderer, welche Capital mitbringen, weibliche Dienstboten, Feld- und Handarbeiter; alle anderen seien überflüssig. —

Wir wollen hier beifügen, daß die neueste Karte von Australien (Stieler's Handatlas Nro. 50 b), welche Dr. A. Petermann mit gewohnter kartographischer Meisterschaft bearbeitet hat, auch die Colonie Queensland ganz vortrefflich darstellt.

—rd— **Das tiefste Kohlenwerk in England.** Man wird sich erinnern, daß in den letzten Jahren, durch Armstrong angeregt, viel darüber gestritten wurde, wie bald die britischen Kohlenwerke erschöpft sein würden. Die Geologen bemerkten in Folge dessen, daß unter dem rothen Sandstein sich noch Kohlenloger ausdehnten, welche weit bedeutender seien, als jene, welche wir gegenwärtig bearbeiteten. Aber was sollte man mit den Kohlen in solcher Tiefe anfangen? Die Schwierigkeit, bis zu 900 oder 1400 Meter Tiefe zu gelangen, erschien unüberwindlich. Konnten Menschen dort unten noch leben? Welche Temperatur herrschte dort? Wird es sich lohnen, aus solchen Tiefen noch die Kohle zu Tage zu fördern? Annähernd wenigstens sind diese Fragen im Rose Bridge Kohlenwerk bei Wigan in Lancashire gelöst worden. Vor 14 Jahren teufte man dies Werk bis zum „Cannel-Flötz" in 548 Meter (1684 Pariser Fuß) ab. Dort unten herrschte eine Temperatur von 72 Grad Fahrenheit = 22° C. = 18° R. Im Jahre 1868 entschloß sich der Eigenthümer der Grube, diese noch weiter abzuteufen bis zum „Arley-Flötz", welches 200 Yards (183 Meter) tiefer lag. In der außerordentlich kurzen Zeit von 14 Monaten wurde das schwierige Werk vollendet, und das Rose Bridge Kohlenwerk zeigt nun die größte Tiefe (808 Yards = 739 Meter = 2274 Pariser Fuß) unter allen Bergwerken in England. Die Engländer schreiben: „sie sei die tiefste Mine der Welt". Dies ist jedoch nicht der Fall; wir kennen tiefere. So ist das tiefste aller Harzbergwerke, die Grube Samson bei Andreasberg, 2700 Fuß (hannov.) unter der Erdoberfläche. Die Kohle des Arley-Flötzes soll von vorzüglicher Qualität sein; die Temperatur, welche dort unten herrscht, beträgt 98⅕ Grad Fahrenheit = 27° R. Die Einwirkungen dieser hohen Temperatur machen sich beim Abbau der Kohle sehr fühlbar.

—rd— **Neue Beiträge zur Zoologie von Tibet.** Das Thierreich Tibets ist noch sehr ungenügend bekannt; jetzt hat ein französischer Missionär, David, mehrere Bälge von Thieren und werthvolle zoologische Notizen an Alphons Milne Edwards in Paris übersandt, der darüber in der Akademiesitzung vom 14. Februar Bericht erstattete. Zwei bisher unbekannte Affen, die Milne Edwards Macacus thibetanus und M. Roxellana nennt, bewohnen die schon hoch gelegenen und ziemlich kalten Wälder im östlichen Tibet. Es sind vielleicht diejenigen unter allen Affen, die in der verticalen Verbreitung am höchsten gehen und mit dem abessinischen Gelada (Cercopithecus Gelada), der bekanntlich bis 10,000 Fuß Höhe vordammt, hierin wetteifern. David hat auch einige neue Insectenfresser entdeckt, die zwei neuen Geschlechtern angehören. Sie stehen den Spitzmäusen am nächsten und sind Nectogale und Anourosorex benannt worden. Ein Maulwurf, Talpa longirostris, bildet eine neue Art; er ist der japanischen T. Moogura am nächsten verwandt. Das interessanteste aufgefundene Thier ist von David als Ursus melanoleucus bezeichnet worden. In der That gleicht dieses Thier der äußern Form nach sehr einem Bären, aber die osteologischen Kennzeichen und die Zähne verweisen es mehr zu den Waschbären. Es bildet gleichfalls ein neues Geschlecht, das Milne Edwards Ailuropoda nennt. Schließlich gesellt sich noch ein sehr schönes fliegendes Eichhörnchen zu diesen zoologischen Novitäten aus Tibet, das als Pteromys alborufus bezeichnet wird.

Inhalt: Streifzüge unter den Indianern des nordwestlichen Amerika. Mit acht Abbildungen. — Die Uebergriffe des Landes. — Lothar Becker: Reise von Basra durch Mesopotamien nach Mosul. — Ein neuer Fischplatz im nördlichen Norwegen. — Aus allen Erdtheilen: Fortschritt der australischen Colonie Queensland. — Das tiefste Kohlenwerk in England. — Neue Beiträge zur Zoologie von Tibet.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Streifzüge unter den Indianern des nordwestlichen Amerika.

II.

Fischerdörfer am Yukon. — Station Newikargut. — Teufelaustreiben. — Die Tanana-Indianer bei Nullukayette. — Die große Stammgruppe der Thlinkith oder Koliuschen. — Die Stämme des Wolfes und des Raben. Totems. — Sitten, Gebräuche, Aberglauben, Industrie. — Der Mythus von Jeschl, dem Schöpfer aller Dinge. — Fluthsage.

Der Yukon ist in der That ein großartiger und gewaltiger Strom. Er ist bei Nulato, das mehr als einhundert deutsche Meilen landeinwärts liegt, eine Viertelmeile breit, und weiter aufwärts dehnt er sich an mehr als einer Stelle zu Seen aus, die mit unzähligen Inseln bedeckt sind. Im obern Laufe macht er viele Biegungen; der Eisgang findet gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Maimonates statt.

Auf der Stromfahrt nach Fort Yukon kam Whymper an mehreren Lagerplätzen der Indianer vorüber, und seinem Fahrzeuge schloß sich eine förmliche Flotte von Kähnen an, welche nach den Dörfern Nullukayette und Newikargut ruderten. Diese Fahrzeuge bestehen aus einem festen Gezimmer von Weidenholz, sind mit Birkenrinde bedeckt und 8 bis 16 Fuß lang, je nachdem sie für eine Person oder für drei Männer dienen sollen. Die einzelnen Streifen der Birkenrinde sind vermittelst feiner Tannenwurzeln an einander befestigt; zum Kalfatern nimmt man Baumharz. Sobald die Indianer einen Leck bemerken, rudern sie ans Ufer, machen ein Feuer an, über welchem sie den Kahn hin und her wenden und ihn dann mit Harz bestreichen; von dem letztern haben sie stets Vorrath bei sich. Insgemein bedienen sie sich nur eines Schaufelruders. Ruder mit doppelten Schaufeln, welche bei den Grönländern im allgemeinen Gebrauche sind, kommen nur selten vor. Ausdauer im Rudern haben sie nicht; die Reisenden fanden, daß diese Indianer überhaupt nicht im Stande sind, längere Zeit eine Anstrengung auszuhalten.

Am 31. Mai erreichte Whymper das Fischerdorf Sachertelutin; bis zu diesem Punkte war Sagoskin gekommen. Oberhalb desselben bildet der Strom eine lange und breite Lagune; die Ufer sind steil, die Landschaft bietet einen wilden und großartigen Anblick dar. In dieser Gegend ist nur spärlich Wild vorhanden; die Reisenden erlegten in drei Tagen nur zwei Enten, einen Reiher und einen Biber. Die Indianer genießen in knappen Zeiten auch Marder, Falken, Eulen und Raben. Mit dem Fleische von diesen Thieren müssen sich die alten Leute begnügen; diese werden nicht schlecht behandelt, aber man überläßt sie sich selbst, und sie gehen dann in ihrer Hülflosigkeit bald zu Grunde.

Am 2. Juni trieb eine große Menge von Baumstämmen stromab, zumeist von der Schwarztanne, welche in dieser Gegend in großer Menge und bis zu einer beträchtlichen Höhe wächst. Schon in den ersten Tagen des Juni wurde die Hitze so drückend, daß man es vorzog, bei Nacht zu reisen. Bei dem Indianerdorfe an der Mündung des Newikargut hatten die Russen eine Station, auf welcher sie Handel trieben. Vor wenigen Tagen waren wohl anderthalb hundert Indianer angekommen, Alle in ihrem besten Putz und mit bemalten Gesichtern; der lederne Rock war mit Glas- und Porcellanperlen besetzt; ihre Pulverhörner, Messerscheiden

Digitized by Google

Sommerdorf der Indianer am Yukon.

Digitized by Google

und Gürtel waren sehr zierlich gearbeitet. Unsere Abbildung zeigt, wie solch ein zeitweiliges Sommerdorf der Indianer sich ousnimmt. Im Zelte oder dicht vor demselben wird ein Feuer unterhalten, denn die Mücken sind eine orge Plage.

Whymper sah, wie einem Brustkranken der Krankheitsteufel ausgetrieben wurde. Als der Docter oder Zauberer erschien, fing die versammelte Menge zu singen an, nur halblaut und in klagendem Tone. Nachdem der Doctor allerlei Hokuspokus gemacht, gelang es ihm, den bösen Geist zu vertreiben; dieser wollte indeß seine Beute nicht so leicht fahren lassen, kam wieder und nun balgte sich der Zauberer mit dem Unsichtbaren herum; er stellte sich, als wolle er ihn ins Feuer werfen. Aber der Geist bleibt Sieger, er fährt in den Doctor, welcher nun von ihm besessen ist und verzweifelt um sich schlägt und heult; der Schaum tritt ihm auf die Lippen, aber das Alles hindert ihn nicht, eine Art Recitatio zu singen, während gleichzeitig der Chor eine klagende Melodie hören läßt. Diese hört plötzlich ouf, das Volk jubelt, denn der Kranke ist geheilt, der Teufel besiegt, der Doctor hat zu toben aufgehört. — Die Indioner jener Gegend sind in den Sommermonaten schloff und sehen elend ous. Die Sache erklärt sich leicht. Sie wollen die gute Zeit gründlich ausnutzen und sich in ihrer Weise eine Gütte thun. So wird immerfort geschmaust, getrunken, gegessen bis zum Uebermaß, und eine Festlichkeit jogt die ondere. Dos greift an, und in Folge ihrer Orgien kommen sie körperlich herunter.

Tanana-Indianer am Yukon.

In jenem Dorfe soh mon in den Hütten allerlei Erzeugnisse der Industrie, z. B. hölzerne Brillen, die sehr nöthig sind, um das Auge vor dem Glitzern des Schnees und des großen Wasserspiegels zu schützen. Die Mütter verfertigen Puppen für ihre Kleinen und Kinderstühle aus Birkenrinde. Solch eine Nische ist hinten und on den Seiten nachgiebig; vorn ist ein Stück Holz angebrocht, das zwischen den Beinen des Kindes steht, damit diese nicht krumm werden; der Sitz besteht aus Moos, und das Ganze ist so leicht, daß die Mutter den Stuhl sammt dem Kinde bequem auf dem Rücken tragen kann.

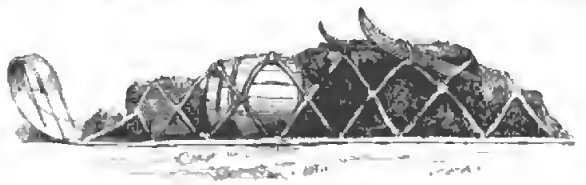
Oberhalb Newikargut beginnt das Gebiet der Tonono-Indianer; sie werden so nach dem gleichnamigen Flusse benannt, welcher sich bei dem Handelsposten Nuklukayette (dessen wir schon S. 114 erwähnten) in den Hauptstrom ergießt. Dieses Dorf ist etwa 80 starke Wegstunden von Nulato entfernt, und weiter oufwärts sind die russischen Handelsleute niemals gekommen. Sie waren nicht wenig erstaunt, als sie vor nun etwa sechs Jahren plötzlich einen Besuch vom Agenten der Hudsonsbai-Gesellschaft erhielten, die vom obern Strome, vom Fort Yukon her, eine Untersuchungs- und Speculationsfahrt unternommen hatten. In dem Dorfe sind während der Handelssaison alle Stämme der Co Yukons vertreten, insbesondere die Newikarguts; die Kotsch a Kutschins, welche in der Nähe des Fort Yukon wohnen, und die Tananos. Diese letzteren zeigen so recht voll und ganz den Typus des nordamerikonischen Indianers, der Rothhaut; unsere Abbildung giebt denselben ganz getreu wieder. Sie bemalen das Gesicht mit verschiedenen Farben; das lang herabhängende Haar wird mit Federn geschmückt; am Hinterkopfe sind Zitternadeln oermittelst eines Klumpens rothen Thones befestigt. Sie trogen einen kurzen Rock von Leder, Beinkleider von Rennthierfell; beide sind mit Fronzen und Glasperlen verziert, und die Pulverbüchsen und die Gürtel sehr zierlich gearbeitet. Im Allgemeinen haben sie eine stolze Haltung.

Als die Reisenden ins Dorf einziehen wollten, mußten sie eine Art von Probe bestehen; die Indianer wollten wissen, ob die Fremdlinge auch ein starkes Herz hätten. Sie stürmten ihnen mit wildem Geschrei entgegen und schwangen ihre Woffen, als ob sie ein ernsthaftes Gefecht beginnen wollten; sie schossen ouch ihre Gewehre ob. Die Sache wor übrigens ganz hormlos und nichts weiter, als eine festliche Begrüßung. Die Salve wurde von den Reisenden erwiedert, und dann kam ein alter Häuptling, den sie schon in Nulato kennen gelernt hatten, um sie festlich zu begrüßen.

Die Umgegend von Nuklukayette ist ungemein reich an Wild, und nirgends kommen die Elennthiere (Musethiere) in so großer Menge vor als dort. Bis nach Nuloto odwärts gehen sie nicht, auch weiter aufwärts am Strome sind sie selten; monche Exemplare werden bis zu sieben Centner schwer. Im Sommer haben sie in den Wäldern viel von den Mücken zu leiden, und es kommt häufig vor, doß sie in Folge der unerträglichen Stiche sich ins Wasser stürzen und noch den Inseln im Strome schwimmen.

Wir verlassen den Yukon und dessen Bewohner, um einen Blick auf jene Indianerfomilie zu werfen, welche den ganzen Küstenstrich vom St. Eliasberge bis gegen den Columbiastrom inne hat, also vom 60. bis 45. Grod nördlicher Breite. Die zu derselben gehörenden Stämme bezeichnen sich selber als Thlinkith, dos heißt Mensch, und sie sind es, welche von den Russen als Kolinschen oder Koloschen bezeichnet werden. Das ehemals russische, nun omerikanische Gebiet reicht bis zum 55. Grode, bis on die Mündung des Flusses Naas, und es sind die auf dieser Strecke wohnenden, welche Holmberg beobachtet hat. Seit etwo einem Jahre sind die Amerikaner mit ihnen schon mehr als einmal in feindliche Berührung gekommen. Die Zohl aller Thlinkithen wurde 1840 von Weniominow auf höchstens 25,000 geschätzt; davon entfielen etwa 6000 auf das russische Gebiet. Die Zahl wird sich seitdem wohl vermindert haben. Sie geben sich Benennungen nach den Orten, an welchen sie ihre Winterquartiere hoben, und diese Nomen sind schwer genug auszusprechen, z. B. Schitkhokhoan, Tschischlkhathkhoan, d. h. Bewohner von Sitka, und Tschislkhat. Russen und Europäer überhaupt werden von ihnen als Kusskhekhoan bezeichnet, die Nordamerikoner als Whaschtonkoan.

Die große Familie zerfällt in zwei Hauptstämme: in den Raben- und in den Wolfsstamm. Sie haben eine Sage von zwei Göttern, welche im Beginn der Zeiten durch übernatürliche Macht dem Menschengeschlechte das Gute verschafften, dessen es sich jetzt erfreut, und von diesen Göttern leiten sie sich ab. Jeschl war Urvater des Stammes der Raben, Khanukh jener der Wölfe. Beide theilen sich in verschiedene Geschlechter, Sippen, welche nach allerlei Thieren benannt werden. So haben die Verzweigungen des Rabenstammes ihre Benennungen von dem Frosche, der Gans, dem Seelöwen, der Eule und einer Lachsart; — jene des Wolfstammes vom Wolfe, Bären, Adler, dem Butzkopf-Delphine, dem Haifisch und der Lumme. Jede einzelne Sippe zerfällt wieder in Unterfamilien, von denen jede wieder einen besondern Namen führt. Jedes Geschlecht hat ein Schildwappen, d. h. es schmückt sich wenigstens mit einem leicht erkennbaren Theile des Thieres, dessen Namen es trägt. Boote, Geräthe, Decken, Schilde, Helme und Hütten sind mit solchen Wappenzeichen versehen; bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Tänzen, Erinnerungsfesten, Verbrennungs- oder Beerdigungsceremonien, treten Manche in einer solchen Thiergestalt auf*).



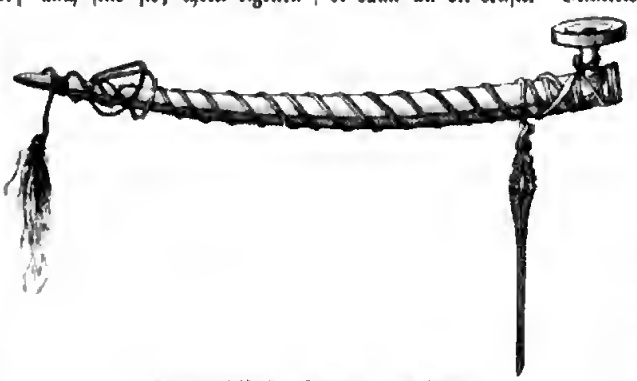
Schlitten der Indianer am Yukon.

Die Thlinkithen haben zwei Rangclassen. Die Adelswürde ist erblich in gewissen Familien, die vom gemeinen Volke getrennt sind, deren Ansehen aber nur vom Reichthum abhängt, d. h. von der Anzahl ihrer Sklaven. Diese sind ursprünglich Kriegsgefangene und stammen oftmals aus fernen Gegenden, selbst aus Oregon.

Holmberg sagt, daß man die Thlinkithen der uramerikanischen Race anzureihen habe; auch sind sie, ihren eigenen Ueberlieferungen zufolge, aus dem Innern des Festlandes bis an die Küste und auf die Inseln gewandert. Aber Wrangel's Hypothese, daß sie „vielleicht Abkömmlinge der Ureinwohner Mexicos“ (— als welche Wrangel die Azteken hinstellt!! —) seien, erscheint mir geradezu lustig. Wrangel weiß für eine solche Annahme weiter nichts geltend zu machen, als „eine gewisse Aehnlichkeit in den Lauten zwischen einigen Thlinkithwörtern und — mexicanischen Ortsnamen“! Es ist wirklich Zeit, daß der Unfug, welchen man so lange mit den „Azteken“ getrieben, endlich einmal aufhöre.

Der Koliusche — wir wollen diese Bezeichnung gebrauchen — hat struppiges, schwarzes Haar, kleine, dunkle Augenbrauen, mehr als gewöhnlich große, sehr lebhafte schwarze Augen, hervorstehende Backenknochen und dicke und volle Lippen; bei den Frauen werden diese mit Knochen oder mit Holztrögen geschmückt; die Männer durchbohren den Nasenknorpel; die Ohren werden oft rund herum durchlöchert. Die Hautfarbe ist etwas dunkel, der Wuchs von Mittelgröße; die Männer haben einen stolzen, geraden Gang.

Bevor die Russen ins Land kamen, bestand die Bekleidung dieser Indianer aus zusammengenähten Fellen, und bei Festlichkeiten aus Decken, welche sie aus dem Haare der wilden Ziegen verfertigten. Dieses wollartige Haar bildet noch jetzt einen Handelsartikel unter den Indianern bis weit nach Süden hin. Die Koliuschen verstanden es seit langer Zeit, dieselbe schwarz und gelb zu färben. Sie bedienen sich dazu der Kohlen und einer Moosart, welche sie Sfechani nennen. „Diese Decken, mit denen sie sich noch jetzt bei Festlichkeiten schmücken, legen mit den darauf angebrachten Figuren und Familiengemälden einen wahrhaft erstaunlichen Beweis ihrer Kunstfertigkeit und ihres Fleißes ab. Allmälig hat der Luxus in Kleidungsstücken bedeutende Fortschritte gemacht, und um sich Waaren zu verschaffen, die er jetzt nicht mehr entbehren mag, hat der Koliusche sich auf den Handel gelegt. Mit Waaren, welche er gegen Fische, Holz und Felle von den Weißen eintauscht, unternimmt er weite Reisen, um Pelzwaaren aus dem Innern zu holen; diese bringt er dann an die Küste. Beinkleider werden selten getragen, und Männer wie Frauen gehen, trotz des rauhen und feuchten Klimas, barfuß. Die Mokassins, welche von ihnen in Sitka feilgeboten werden, sind von den Völkern im Innern verfertigt worden und gehen im Handel von Hand zu Hand.



Tabakspfeife der Indianer am Yukon.

Beide Geschlechter bemalen das Gesicht, welches dadurch ein abscheuliches Ansehen erhält; schwarz und zinnoberroth sind die beliebtesten Farben, die man mit Seehundsthran einreibt, so daß das ganze Gesicht damit bedeckt ist. Dann wird an einigen Stellen die Farbe vermittelst eines Stäbchens abgekratzt, damit Figuren entstehen. Zum Abwaschen der Farbe bedienen sie sich ihres Urins.

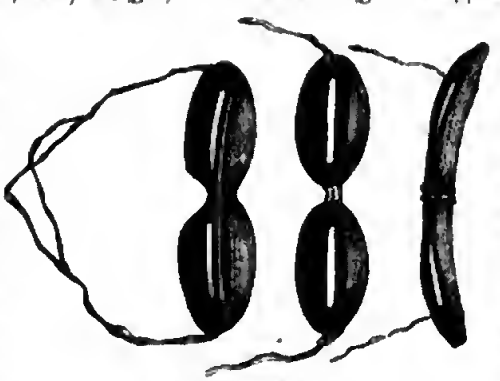
*) Wir finden also eine Analogie zwischen diesen nordwestlichen Amerikanern und jenen im Nordosten. Auch bei diesen letzteren sind die Familien- und Stammverhältnisse von hervorragender Bedeutung. Jeder Stamm theilt sich in eine Anzahl von Sippen, deren jede ihren besonderen Namen und ihr besonderes Sinnbild hat. Dieses Symbol wird einem Thier entlehnt; bei den Algonkinern bezeichnet man dasselbe als Totem und auch bei den Irokesen kommt es vor. Bei den ersteren bezeichnet es nur Blutsverwandtschaft und Familienbande, bei den letzteren dagegen wurde die Sippe zur eigentlichen Unterlage der politischen und Stammesverbrüderung, und noch heute dauert dieses Verhältniß in ungeschwächter Kraft fort. Die Senekas z. B., welche um 1650 noch etwa 2400 Köpfe stark waren, theilen sich in acht Sippen oder Clans, welche je den Wolf, den Bär, die Schildkröte, den Hirsch, Biber, Fallen, Kranich und Regenpfeifer als Totem haben. Diese Sippen betrachten sich als untereinander verbrüdert. Eben unter Angehörigen desselben Totems sind verboten; jeder muß in einen Clan heirathen, der einen andern Totem hat. — Dieses Sippen- oder Totemverhältniß ist echt uramerikanisch; in Asien kommt es nicht vor; es liegt auch in ihm ein Beweis für die unbedingte Ureigenthümlichkeit des braunen Mannes und gegen die Einwanderungsphantasien. (Karl Andree, Nordamerika. S. 265.)

Digitized by Google

Die Mode ist auch bei den Koliuschen allgewaltig und verlangt, daß der Mann, um bei den Weibern in Gunst zu stehen, sich den Nasenknorpel durchbohre. Man nimmt die Operation schon mit den Kindern vor; ein in der Nase bis über den Mund herabhängender Silberring gilt für eine ganz besondere Zierde. In den Ohrläppchen trägt man Muscheln, Haifischzähne und dergleichen; außerdem findet man bei Manchen den ganzen äußern Rand des Ohres mit kleinen Löchern besetzt, und durch diese werden kleine Federn und rothe Wollfäden gezogen. Die Anzahl solcher Löcher im Ohre bestimmt das Ansehen eines Mannes; jedes Loch deutet auf eine von ihm ausgeführte Großthat. Beim Mädchen wird, sobald die ersten Spuren der Mannbarkeit sich zeigen, die Unterlippe durchstochen und in die Oeffnung eine Knochenspitze oder ein Silberstift gethan. Dieser wird bis zur Verheirathung getragen; dann preßt man einen größern Schmuck von Holz oder Knochen hinein, welcher nach der Zahnseite hin etwas ausgehöhlt ist, und der mit den Jahren vergrößert wird, so daß er bei alten Frauen oft zwei Zoll breit ist. Alle Koliuschen ziehen weißes Metall dem gelben, Silber dem Golde vor.

Dolchmesser der Indianer am Yukon.

Diese Küstennomaden haben nur im Winter einen festen Wohnplatz; im Sommer streifen sie umher und sammeln Vorräthe für die rauhe Jahreszeit ein. Wurzeln und Beeren gehören nur zu den Leckerbissen des Sommers; die Hauptnahrung wird von dem Meere geliefert, das ungemein reich an Fischen und Muscheln ist. Der Rogen, welchen die Häringe in großer Menge an den Fucusarten absetzen, wird mit diesem Seegewächse und oft auch mit Zuthat verschiedener Muscheln, theils gleich roh, theils getrocknet verzehrt; in letzterm Falle bewahrt man diese Speise in hölzernen Kästen auf und läßt sie in Fäulniß übergehen, weil sie dann erst eine rechte Delicatesse bilde. Aus dem Rogen preßt man auch ein Oel, das nebst dem Seehundsthrane sehr beliebt ist. Die Fische werden jetzt in eisernen Kesseln gekocht; früher bediente man sich dazu der aus Wurzeln geflochtenen Körbe, welche so dicht sind, daß sie keine Feuchtigkeit durchlassen. Man füllt ihn mit kaltem Wasser an und wirft glühende Steine hinein. Der Fisch wird nicht in der Sonne getrocknet, sondern geräuchert. Seehund, Fluß- und Meerotter liefern Felle und Fleisch, und der Thran gilt als eine unentbehrliche Zuthat jeder Speise. Aber das Fleisch des Walfisches bleibt unberührt; es wird, man weiß nicht aus welchem Grunde, geradzu verabscheut.



Schneebrille der Indianer.

Die Winterhütte in den 16 Winteransiedelungen der Koliuschen ist oft mit großer Sorgfalt gebaut und dient im Nothfall als Festung. Der Eingang zum Hausviereck ist ziemlich hoch über der Erde, und die Thür besteht aus einem kleinen runden Loche, welches mit der großen viereckigen Oeffnung im Dache als Fenster dient. Auf dem Herde wird Tag und Nacht Feuer unterhalten; bei Tage sitzt, bei Nacht liegt die Familie um dasselbe herum. — In der Zeit, da die Koliuschen den Gebrauch des Eisens gar nicht kannten und jede Holzarbeit mit steinernen Werkzeugen ausführen mußten, zimmerten sie Fahrzeuge, „die unsere Bewunderung auf das Höchste steigern“. Ihre Form ist lieblich, die Arbeit fein und das Ganze wird aus einem Stamme der Douglasfichte hergestellt, welchen man zuerst in der Form eines Troges aushöhlt, dann mit Wasser füllt und dieses vermittelst heißer Steine zum Kochen bringt. So wird das Holz allmälig aufgeweicht und biegsam gemacht, und man kann dem Stamme jede beliebige Gestalt geben. Alle Kähne sind lang, schmal und an beiden Enden hoch zugespitzt; Kriegsfahrzeuge können bis zu 40 und 50 Mann fassen; alle Kähne werden mit bunten Figuren bemalt, mit welchen auch die Ruderstangen verziert sind.

Während die Koliuschen das Eisen nicht kannten, schmiedeten sie doch Kupfer, welches sie auf dem Wege des Handels vom Kupferflusse, dem Athna, erhielten. Diese Schmiedekunst soll von einer Frau in Tschischlkath erfunden worden sein, und es wurde ihr deshalb eine fast göttliche Verehrung zu Theil. Die Kunst wird nach heute als Geheimniß einiger Familien betrachtet. Jetzt verfertigt man Dolche und Wurfspieße aus Eisen. Das Dolchmesser hat, wie es scheint, Aehnlichkeit mit jenem der Indianer am Yukon, von welchem wir eine Abbildung geben. Es ist breit, hat zwei geschliffene Blätter auf jeder Seite des Griffes, das obere jedoch nur ein Viertel von der Länge des untern. Der Griff ist mit Leder umgürtet, welches fast in einen langen Riemen ausläuft, der beim Zweikampf um die Hand gebunden wird. Der Dolch ist der treueste Begleiter des Thlinkithen; er hat ihn stets unter seiner Kleiderdecke versteckt.

Die Koliuschen verfertigen Tabackspfeifen, welche auch verschiedene Figuren darstellen, Schalen und allerlei Schmucksachen aus dunkelm Thonschiefer. In Bezug auf die künstliche Arbeit an den Pfeifen stehen sie weit über anderen wilden Völkern Nordamerikas. Pfeil und Bogen sind jetzt sogar aus dem Gedächtnisse verschwunden, und man trifft nicht einmal mehr Ueberbleibsel dieser einstigen Jagdgeräthschaften; man hat nur das Feuergewehr im Gebrauch, und in Folge davon sind die Seeottern fast verschwunden. In Bezug auf die jagdbaren Thiere herrscht allerlei Aberglaube. Es kommt schlechtes Wetter, wenn ein Albatroß geschossen wird; der Bär wird nur im äußersten Nothfalle geschossen, weil man ihn für einen Menschen hält, welcher Thiergestalt angenommen habe. Die Sage erzählt, daß eine Häuptlingstochter in den Wald ging, um Beeren zu pflücken. Sie fand dort Spuren von einem Bären und machte sich darüber lustig. Das aber bekam ihr schlecht; sie verirrte sich und gerieth in ein Bärenloch, wo sie gezwungen wurde, sich mit dem Herrn des Waldes zu vermählen und selbst die Gestalt einer Bärin anzunehmen. Aber der Herr Bär und seine Bärenjungen wurden von den

Digitized by Google

Kaliuschen getödtet; die Frau indeß nahm wieder Menschengestalt an und erzählte, was vorgefallen sei. Deshalb loben und preisen noch jetzt die Frauen den Bären, wenn sie die Spuren seiner Tatzen irgendwo erblicken; sie sind dann sicher, daß er sie nicht in den Wald entführe.

Es ist weiter oben in der Anmerkung gesagt worden, daß bei den Algonkinern und Irokesen Niemand in seine eigene Sippe hineinheirathen dorf. Dasselbe ist bei den Thlinkithen der Fall. Einer vom Rabenstamme muß eine Frau aus dem Wolfsstamme nehmen und umgekehrt. Vielweiberei ist bei den Wohlhabenderen ganz allgemein, und Weniaminaw kannte einen Häuptling am Naas, der nicht weniger als 40 Frauen hatte. Die Vermittelung der Ehe wird durch Freiwerber besorgt; bei der Hochzeit findet Tanz und Gesang statt, aber die Neuvermählten müssen erst zwei Tage lang fasten, an den zwei folgenden Tagen erhalten sie nur so viel zu essen, daß sie nicht verhungern; das gilt für nöthig, damit sie glücklich leben. Sie dürfen nun allerdings in derselben Hütte wohnen, die Ehe jedoch erst nach Ablauf eines Monates vollziehen. Ein Mann, der mit der Frau nicht zufrieden ist, schickt sie einfach in ihre Heimath zurück und giebt ihr die Aussteuer wieder, während sie die Geschenke behält, welche er ihr als Bräutigam gemacht hat; er bekommt aber diese wieder, wenn sie eine Untreue begangen hat. Die Kinder bleiben allemal bei der Mutter. Uebrigens werden, ähnlich wie bei den Konjagen auf der Insel Kadjak, Nebenmänner, gewissermaßen gesetzliche Liebhaber, Cicisbei, von den Weibern gehalten. Eine Wittwe muß vom Bruder oder Schwestersohn des Verstorbenen geheirathet werden. Wer eine Frau verführt hat, muß dem Manne, wie bei den Engländern, Buße zahlen; ist er aber ein Familienverwandter, so ist er gezwungen, in das Am eines Nebenmannes zu treten und muß die Hälfte zum Unterhalte der Frau beitragen.

Die Frauen haben ein schlimmes Loos; in Folge van Aberglauben und alter Sitte werden sie ganz unbarmherzig behandelt. Beim Herannahen der Niederkunft überläßt man sie hülflos ihrem Schicksal; sobald sie geboren hat, sperrt man sie, weil sie für ein unreines Wesen gilt, zehn Tage lang in eine Jurte ein. Als Holmberg zu Ende des December 1850 von Sitka nach Californien segeln wollte, und des schlechten Wetters wegen einige Tage vor dem Thlinkithendorfe vor Anker log, hörte er vom Waldhügel her lautes Wehgeschrei. Es rührte von Frauen her, die im Walde ihre Niederkunft abwarten mußten, und denen Niemand nahe kommen durfte, weil sie unrein seien. „Also von den Ihrigen aufgegeben, lagen sie da im strengen Winter bei Regen, Sturm und Kälte, ohne daß sie durch ihr Jammergeschrei irgend ein Herz zum Mitleid erweichen konnten.“

Das Kind wird in Felle gewickelt und auf ein Brett gebunden, welches die Mutter stets mit sich führt. Bis zum dreißigsten Monate bekommt es die Brust, aber nach Ablauf von zwölf Monoten auch schon Speck vom Seehunde. Sobald es gehen kann, wird es tagtäglich, auch im Winter, im Meerwasser gebadet. Eine Jungfrau wird bei Eintritt der Mannbarkeit in eine dunkle Hütte gesperrt, und man setzt ihr noch einen Hut mit sehr breiten Krämpen auf, domit ihre unreinen Blicke sich nicht nach oben wenden können; Speise und Trank werden ihr von der Mutter oder einer Sklavin zugetragen. Auf andere Bedürfnisse wird gar keine Rücksicht genommen, und diese Haft soll eigentlich ein volles Jahr dauern! Erst in neuerer Zeit und in der Nähe van Sitka ist sie auf sechs oder auch nur drei Monate abgekürzt worden. Sobald diese schwere Zeit ein Ende hat, bekommt die Jungfrau neue Kleider, und die Sklavin, welche ihr die Speisen gebracht, erhält die Freiheit.

Dem getödteten Feinde zieht man die Schädelhaut ab, und der Skalp ist Trophäe, die bei Festlichkeiten als Beinschmuck dient. Streitigkeiten zwischen verschiedenen Familien werden durch einen Zweikampf mit dem Dolche ausgemacht; dabei singen die Anwesenden. Beim Friedensschlusse tauscht mon Geiseln aus, welche einige Tage nur mit der linken Hand essen dürfen, denn mit der rechten haben sie ihre Waffen getragen. Die Leichen werden verbrannt, mit Ausnahme jener der Zauberer, welche man in Särge legt; diese stehen auf Pfählen; die Leiche eines Sklaven wird ohne Weiteres ins Meer geworfen. Ein solcher genießt keinerlei Rechte, er darf nichts besitzen oder erwerben, und selten wird ihm erloubt, zu heirothen. Aber noch seiner Freilassung erhält er die Rechte eines Mannes aus dem Volke.

Nicht ohne Interesse sind die Mythen dieser Barbaren. Wir haben schon oben angedeutet, daß Jeschl für den Schöpfer aller Wesen und Dinge gilt; Erde, Menschen und Gewächse sind sein Werk; er hat auch Sonne, Mond und Sterne an ihren Platz gestellt. Die Menschen liebt er wohl, aber er schickt ihnen doch Unglück und Krankheiten. Er war schon da, bevor er noch geboren wurde; er wird nicht älter, stirbt auch niemals. Die Kolinschen erhalten Kunde von ihm durch den Ostwind, denn an der Stelle, von woher dieser kommt, wohnt er. Er hat einen Sohn, dessen Mutter und Geburt Niemond kennt; dieser aber liebt die Menschen sehr und wendet von ihnen nicht selten durch seine Fürbitten den Zorn des Vaters ob; er verschafft ihnen auch ihre Speisen.

Das Volk sagt: „So wie Jeschl lebte und handelte, so leben und handeln auch wir.“ Es gab eine Zeit, da war die Welt noch nicht, aber die Menschen waren doch da, wohnten jedoch im Dunkeln. Ein Mann hatte eine Frau und eine Schwester; die erstere liebte er sehr; sie durfte gar nicht arbeiten. Wenn sie vor der Hütte saß, hatte sie zum Zeitvertreib acht rothe kleine Vögel (Kun; sie kommen zumeist in Californien vor) um sich. Sobald nun die Frau ouch nur ein Wort mit einem andern Manne wechselte, dann flogen die Vögel fort und erzählten es dem Gemahl, der sehr eifersüchtig wor. Wenn er in den Wald ging, um Kähne zu bauen, sperrte er die Frau in einen Kasten. Seine Schwester hatte mehrere Söhne, welche alle von dem eifersüchtigen Oheim getödtet wurden. Er nahm sie mit auf den Fischfang und warf dann das Boot um. Die Mutter ging an den Strand und weinte. Da schwammen viele Delphine oder Walfische vorüber; einer derselben hielt on und ließ sich in ein Gespräch mit der Mutter ein. Er gob ihr den Rath, ins Wasser zu gehen, dort einen kleinen Stein zu nehmen, ihn zu verschlucken und nachher Meerwasser zu trinken. Nachdem sie das gethan, gebar sie, als acht Monate verflossen waren, einen Sohn, und der wor Jeschl.

Schon als Knabe war er ein so gewandter Bogenschütz, daß seine Mutter sich aus den Kolibribälgen, welche er erbeutet hatte, einen Mantel nähen konnte, der schön aussah. Einst tödtete er einen Kranich; diesem zog er die Haut ab und zog dieselbe an, denn es wandelte ihm die Lust zum Fliegen an. Er stieg so hoch in die Lüfte, daß er mit dem Schnabel in die Wolken gerieth und dort hängen blieb. Nur mit Mühe machte er sich los, flog in seine Hütte zurück und versteckte dort die Hout des Kranichs.

Als er erwachsen war, beschloß er, Rache an seinem grausomen Oheim zu nehmen. Während dieser, im Wolde beschäftigt, ihn nicht sehen konnte, öffnete er den Kasten, in welchem derselbe seine Frau verschlossen hatte, und nun flogen die rothen Vögel fort, um zu erzählen, was geschehen sei. Der Oheim kommt, setzt sich mit Jeschl in ein Boot, rudert ihn on eine Stelle hin, wo sich viele Seeungeheuer aufhalten, und wirft ihn ins Wasser. Aber Jeschel konnte auf den Wellen gehen und stellte sich ganz ruhig wieder am Lande

Digitized by Google

ein. Da rief der Oheim, welcher wohl sah, daß er sich mit gewöhnlichen Mitteln seines Neffens nicht werde entledigen können: „Es werde eine Fluth!“ Da trat das Meer über die Ufer und wurde immer höher und höher. Was that nun Jeschl? Er kleidete sich wieder in die Haut des Kranichs, stieg bis zu den Wolken empor und blieb dort mit dem Schnabel so lange hängen, bis die Fluth, welche so hoch gestiegen war, daß sie alle Berge bedeckte und selbst seine Flügel berührte, wieder zurückwich. Als er sich herabließ, fiel er auf eine mit Seekräutern bewachsene Stelle, von wo ihn dann ein Seeotter ans Land brachte. Eine andere Ueberlieferung läßt ihn auf die Charlotteninsel herabfallen, wo er ein Stück von der Douglasfichte in den Schnabel nahm, und wo er unterwegs etwas von dem Holze zur Erde fallen ließ. Dort wächst der Baum, aus welchem, wie schon früher erwähnt wurde, der Kolinsche seine Kähne verfertigt.

Seitdem zog Jeschl in der Welt umher und erlebte sehr viele seltsame Abenteuer, so viele, „daß ein Mensch sie gar nicht alle wissen kann.“ Er konnte Menschen vom Tode erwecken, indem er mit einem Haar ihre Nasen kitzelte. Sehr verdient um die Menschen machte er sich aber insbesondere dadurch, daß er das Licht an seinen Platz stellte. Zu jener Zeit leuchteten Sonne, Mond und Sterne noch nicht, sondern lagen bei einem reichen und mächtigen Häuptling in drei Kisten verwahrt, zu welchen Niemand gelangen konnte. Dieser Häuptling hatte eine Tochter, welche er sehr liebte; sie durfte nichts essen aber trinken, was nicht zuvor der Vater besehen hatte. Nun faßte Jeschl den Entschluß, sich von dieser Tochter aufs Neue gebähren zu lassen. Er konnte jede beliebige Gestalt annehmen und verwandelte sich in einen kleinen Grashalm. Als solcher warf er sich in das Geschirr, aus welchem das Mädchen zu trinken pflegte, und als sie trank, hüpfte Jeschl in ihren Schlund; sie verschluckte ihn, und als die Zeit gekommen war, wurde sie von einer alten Frau im Walde auf das Moos gelegt und gebar einen Knaben. Niemand ahnte, daß Jeschl dieser Sohn sei. Der Großvater freute sich sehr, daß er nun einen Enkel hatte. Das Kind aber weinte sehr und ließ sich gar nicht beruhigen; es zeigte immer nur nach der Stelle, wo die Kisten mit den Himmelslichtern hingen. Endlich gab der Alte ihm einen Kasten und nun weinte der Knabe nicht mehr, er spielte mit demselben, zog ihn aus der Hütte, öffnete den Deckel und — sofort waren helle Sterne am Himmel. Zur Erlangung des zweiten Kasteus, aus welchem er den Mond befreite, bediente er sich einer ähnlichen List; den dritten bekam er jedoch erst, als er lange liebe Zeit geschrien und sich sterbenskrank gestellt hatte, und nur unter der Bedingung, daß er den Deckel nicht öffne. Als er ihn aber außerhalb der Hütte vor sich hatte, verwandelte er sich in einen Raben und flog mit seinem Schatze davon. Bald schien nun auch die Sonne am Himmel. Die Menschen aber, die jetzt helles Tageslicht hatten, liefen theils auf die Berge, theils in den Wald oder auch ins Wasser und verwandelten sich, je nach ihrem Aufenthaltsorte, in verschiedene Thiere.

Jeschl ist aber nicht nur Noah und Proteus, sondern auch Prometheus. Die Menschen hatten noch kein Feuer; dieses befand sich auf einer weit entfernt liegenden Insel im Meere. Jeschl flog in der Kranichhaut dorthin und nahm ein unausgebranntes Stück Holz in seinen Schnabel. So schnell er auch zurückeilte, war doch der Weg so lang, daß ihm sogar ein Theil des Schnabels abbrannte. Am Ufer warf er die glühenden Kohlen zur Erde, und die zerstreuten Funken fielen in Steine und Holz. Deshalb tragen noch jetzt diese beiden Feuer in sich; denn aus den Steinen schlägt man Funken mit dem Stahl, und wenn man Holz aneinander reibt, erzielt man Feuer.

Auch süßes Wasser gab er den Menschen. Dasselbe war nur allein auf einer kleinen Insel östlich von Sitka in einem Brunnen. Auf diesem lag stets ein ewiger Wächter, Namens Khanuth, der Stammvater der Wolfsippe. Jeschl aber verstand es, ihn zu überlisten. Er nahm seinen Mund voll Wasser und ließ im Fluge da und dort einen Tropfen fallen. Wo das geschah, da sind heute Quellen und Bäche; wohin ein großer Tropfen fiel, entstand ein großer Strom oder ein See.

Jener Khanuth ist eine geheimnißvolle Person ohne Anfang und Ende, der in Allem, was sich auf das Wasser bezieht, eine große Rolle spielt. Jeschl hatte mit ihm viel zu schaffen. Beide begegneten einander einst auf dem Meere, und jener fragt: „Wie lange lebst Du schon in der Welt?“ Jeschl antwortet, er sei schon dagewesen, als die Erde noch nicht an ihrem Platze war. Auf Jeschl's Frage, welche gleichartig lautete, entgegnete Khanuth: „Ich bin seit der Zeit auf der Welt, als von unten die Leber heraufkam.“ — „Ja, dann bist Du älter als ich,“ sprach Jeschl. Da zog Khanuth seinen Hut vom Kopfe, und sofort entstand ein dichter Nebel, in welchem jener nichts ausrichten konnte. Er fing, was er überhaupt oft und gern gethan zu haben scheint, entsetzlich zu heulen und zu weinen an; da setzte sich Khanuth den Hut wieder auf, der Nebel verging, und nun rief Jeschl aus: „Du bist mächtiger als ich!“

Ein Blick auf Centralasien.

Rivalität zwischen Russen und Engländern*).

Von **Hermann Vambery.**

I.

Man sollte kaum meinen, daß es in der europäischen gebildeten Welt noch Leser gebe, denen die interessanten Vorfälle in Mittelasien, welche zwei Machtcolosse aus dem europäischen Staatenleben in Rivalität einander gegenüber gestellt haben, gleichgültig scheinen würden. Daß es zwischen zwei Kämpfern, die auf einem und demselben Felde das Spiel des Ehrgeizes betreiben, zu einem Zusammenstoß kommen wird und kommen muß, das hätte man wahrlich auch schon von vornherein beurtheilen können, namentlich von dem Augenblicke an, wo der Plan Peters des Großen, in Europa

*) Nur ein würdiger Tribut der Gerechtigkeit ist es, wenn wir bei Besprechung dieser Frage des Umstandes erwähnen, daß es eben der gelehrte Redacteur dieser Zeitschrift war, der zuerst die Aufmerksamkeit der deutschen Lesewelt auf die Rivalität zwischen Rußland und England in Centralasien hinlenkte. Herr Dr. Karl Andree hat in seinen „Geographischen Wanderungen“ Theil II. in einem Aufsatze: „Die Russen und die Engländer in Innerasien“ schon 1856 mit politischer Scharfsicht die erst in der Neuzeit stattgefundenen Begebenheiten vorausgesagt, und da er dies zu einer Zeit gethan, als selbst M'Neil, die damalige einzige Autorität auf diesem Felde, nur noch sehr vage Aeußerungen laut gab, so muß die Palme der Priorität von den späteren Besprechern ihm unbedingt zuerkannt werden.

Vambery.

nur deshalb fußen zu wollen, um sich in Asien desto kräftiger ausbreiten zu können, einerseits, und das immer zunehmende Vordringen der britischen Flagge von Centralindien aus gegen den Norden zu andererseits ersichtlich geworden ist.

Wohl ist Asien groß, aber ein orientalisches Sprüchwort sagt: Zehn Derwische haben Raum auf einem Teppiche, aber nicht zwei Könige in einem Lande. Und trotzdem daß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts Sind, das Pendschab, ganz Afghanistan und Bedachschan, die drei turkestanischen Chanate und die große kiegisische Steppe zwischen den Gebieten des britischen Leoporden und des nordischen Bären lagen, hat es dennoch schon damals auch Leute gegeben, die ein genug feines Ohr hatten, um zu vernehmen, wie das „moskowitische Unthier" gegen seinen britischen Geführten zu brummen begann. Ja diese Entdeckung bestätigte sich vollends, als der torsische Welterschütterer, um seinem Erzfeind jenseits des Canales eine gewaltige Schlappe beizubringen, auf die Idee kam, mit Hülfe und Mitwirkung seines nordischen Alliirten dem britischen Leoparden am Ganges die schöne und kostbare Beute zu entreißen. Napolean, noch als Consul, wollte mit 35,000 Franzosen von Ulm aus die Donau entlang auf dem Schwarzen Meere im Hafen von Tagonrog landen, um sich daselbst mit ebenso vielen Russen und nach 50,000 Kosacken zu vereinigen und nachdem diese Armee zu Lande nach Astrachan expedirt worden wäre, von do aus auf dem Kaspischen Meere nach Astrabad und über Herat, Ferrah, Kondahor durch den Bolan-Paß in Indien einzufallen. Wie leicht erdenklich ist, war dieser Plan, wie auch der spätere, als Napolean schon Kaiser war und soweit ging, daß Paul der Erste bewogen wurde, dem Kosacken-Hetmann, Graf Orloff Denisoff, zum Marsche nach Indien den Befehl zu ertheilen, nichts als eitel Wind und leeres Vorhaben. Jene Gegenden Asiens waren damals viel zu wenig gekannt, um dem Kaiser der Franzosen zu beweisen, daß er auf dem Gaule der Phantasie herumreite, und es ist nur zu bewundern, wie Rußland, wo der Untergang des Fürsten Bekewitsch auf den Steppen Chahrezms zum Sprüchworte geworden ist, im Barhinein auf das Abenteuerliche des Vorhabens eingehen, ja sogar dasselbe noch unterstützen konnte. Die Vollstrecker des Testamentes Peters des Großen dachten hiedurch einen Vorsprung zu gewinnen; anstatt dem großen Kaiser als Affenpfote zu dienen, wollten die russischen Politiker eben das Entgegengesetzte bewerkstelligen. Wie bekannt, hat der Plan scheitern müssen; doch fühlte sich Rußland nicht im Mindesten eingeschüchtert, sondern fuhr vielmehr in seiner Politik ununterbrochen fort, einer Politik, welche sich nicht durch französische Luftsprünge, sondern durch Ausdauer und den eisernen Charakter des Norddewohners kennzeichnet.

Um in Mittelasien prosperiren zu können, mußte die russische Diplomatie sich entweder der Freundschaft Persiens versichern, oder mit der Kraft ihrer Waffen jenseits des Kaukasus, am Araxes und am Kaspischen Meer eine solche Stellung verschaffen, die ihr das erfolgreiche Vordringen in Centralasien ermöglichen würde. Der Plan war gut ausgedacht, der Kampf war ein nicht unbedeutender, denn obwohl sich Europa in Ermangelung von Telegraphenlinien und Dampfschiffen in die persisch-russischen Differenzen nur wenig einmischen konnte, und vielleicht auch nicht wollte, so war es doch nur erst im Jahre 1826, daß im Friedensvertrage von Gulistan jenes Piedestal errichtet wurde, auf welchem die Macht des russischen Doppelaars mit unumschränkten Blicken nach dem Südosten Asiens umherzuschweifen begann. Der Schahinschah Iran's tauschte mit seinem „Bruder" an der Newa die innigsten Freundschaftsversicherungen aus, ja er ersuchte ihn auch, data occasione auf sein Conto dem Chan von Chiva, in dessen Staate Tausende von Persern als Sklaven verkauft werden, eine kleine Lection beizubringen. Und da Allah-Kuli Chan, der damalige Herrscher in Chahrezm, auf einem glücklichen Raubzuge sich auch mehrerer russischer Unterthanen bemächtigte, die dann cursu currente auf dem Sklovenmarkte abgesetzt wurden, so fand sich Nikolaus durch Herrscherpflicht und Gefälligkeitsgefühle gezwungen, zur Befreiung dieser in den Fesseln schmachtenden Russen und Perser unter der Leitung des Generals Perowski eine Armee nach Chiwo zu senden. Die Expedition hatte, wie bekannt, einen unglücklichen Ausgang; anstatt Russen von den Banden zu befreien, wurden noch einige Hundert aufs Neue in die Chivaer Fesseln geschlagen, und nur Wenige, die von Hunger, Frost und Turkomonensäbeln verschont blieben, kannten noch Rußland zurückkehren.

Von diesem militärischen Putsch angefangen datirt eigentlich das Erwachen der Rivalität zwischen Rußland und England in Asien. Während die britischen Staatsmänner, von ihren moskowitischen Collegen zu allen Zeiten überlistet und in Nachtheil gesetzt, unklug genug waren, früher, ich meine während der persisch-russischen Kriege, immer den Plänen von St. Petersburg unter die Arme zu greifen, ja sie auch wesentlich zu befördern, hatte sie die Expedition Perowski's auf einmal in panischen Schrecken versetzt, ja sie erblickten in Rußland schon jenen Feind, der vom Kaspischen Meere aus mit gestreckten Zügeln auf Indien losreilen wolle. Hierzu kamen natürlich die Umtriebe und die großsprechenden Pläne Mehemmed Schah's, oder besser gesagt, seines verrückten Vezirs auf Herat, eine Stadt, welche man, als zu Chorosan gehörig, in den Verband der Länder des „iranischen Reiches" (?) einverleiben wollte.

Diese Pläne lasteten gleich einem Alpdrücken auf dem Busen der englischen Diplomaten; sie sahen, und das nicht ganz mit Unrecht, wie Rußland den Schah und seine Eroberungslust unterstützte, ja wie der Repräsentant des Czaren sich an die Belagerung des festen Ortes am Heri persönlich betheiligte. Die Combination, daß die Herren in Petersburg die Flagge mit der Sonne und dem Löwen auch schon deshalb auf den Zinnen Herats aufgepflanzt haben wollen, um bei einem beabsichtigten Einfalle in Indien hier unter dem Schutze iranischer Freundschaft eine Hauptstation und einen Centralpunkt bilden zu können, mußte de facto immer mehr und mehr Boden gewinnen, und es fehlte wenig, daß diese russische Intervention zu Gunsten des Schah's englischerseits nicht als Kriegserklärung hingenommen wurde. Zuerst wollte man sich auf diplomatischem Wege noch dem wahren Sachverhalt der russischen Politik erkundigen. Lord Palmerston ließ beim Grafen Nesselrode anfragen, und als Letzterer nicht nur das Geschehene desavouirte, sondern den russischen Gesandten in Teheran als Einen, der auf eigene Faust handle, zu bestrafen erklärte, da wollten die Herren an der Themse von der russischen Duplicität und ihrem gefährlichen Vorhaben genügend überzeugt sein. Man sann auf Präventivmittel, um einen sichern Contrecoup auszuführen, und wie glücklich pries sich nicht Lord Auckland, als die damaligen Constellationen in Afghanistan ihm die Gelegenheit darboten, mit einigen Schritten und noch dazu wesentlichen Schritten den Russen entgegenzukommen.

Im Gebirgslande jenseits des Indus nämlich waren es zwei Familien, welche über die Herrschaft des afghanischen Volkes stritten: die Barekzis unter der Leitung Dost Mohammed's, die Duranis unter der Anführung Schah Schedschah's. Der Kampf war nichts anderes, als eine Fortsetzung der seit Jahrhunderten an den Ufern des Hil-

mends existirenden Bürgerkriege; doch do die Engländer aus der Angelegenheit Nutzen ziehen wollten, so gab es nichts Leichteres in der Welt, als den zufälligerweise besiegten und auf englischen Boden geflüchteten Duranihäuptling als Puppenkönig hinzustellen, ihn durch eine scheindare Humanität zur Wiedereroberung seines Thrones, in der Wirklichkeit aber zur Ausdehnung des englischen Einflusses über den Cheiberpaß zu bewegen. Unglücklicherweise mißlang der Plan, da die englischen Staatsmänner über die wahren Sachverhältnisse in Afghanistan falsch unterrichtet waren. War schon die Idee, Schah Schedschah, der sich unter seinen Landsleuten gar keiner Sympathie erfreute, zu unterstützen, im Vorhinein eine unglückliche, so mußten deren Folgen später, als Dost Mohammed Kräfte sammelte, um so unheilvoller werden. Das afghanische Volk, den aufgedrungenen König sammt seinen Protectoren in die Hölle verfluchend, sann schon längst auf Rache, und da von Seiten der englischen Armee oder Militärs noch größere Fehler begangen wurden, als von Seiten der englischen Diplomatie, so konnte es dem wachsamen und energischen Dost Mahammed leicht gelingen, das ganze Auftreten der Briten zu vereiteln, ja ihnen eine solche Niederlage beizubringen, die in den Annalen der englischen Geschichte ewig denkwürdig sein wird. Eine ganze Armee ging zu Grunde, und dabei waren nach ungefähr 20 Millionen Pfund Sterling, die Kosten der langen Umtriebe in Afghanistan, in den Wind gestreut.

Ist es daher zu verwundern, wenn England nach derartigen bitteren Erfahrungen an die Ausdehnung seiner Politik jenseits des Cheiberpasses nicht einmal denken wollte? Nein, das nicht; doch auffallend ist es, daß die schreckliche Erinnerung an die Katastrophe mit dem Umschlagen der politischen Ansichten hier auch das gewaltsame Verdrehen der Thatsachen zur Folge hatte. Man wollte sich einreden und auch Andere glauben machen, daß die Furcht vor der russischen Invasion, diesem Maloch, dem man früher so viele theure Pfunde opferte, nur eine eitle Chimäre gewesen sei, daß erstens Rußlands Absichten auf Indien in der That nach nicht bewiesen seien, und daß zweitens, wenn dies auch der Fall wäre, der britische Leopard an der Grenze Pendschabs unter dem Schutze der von der Natur gebildeten Veste der Ausläufer des Himalayagebirges genug stark dastehen würde, um seinem nordischen Rivalen jeden Anfall entschieden zu verwehren.

Dies war die Politik, der man von Seiten der englischen Regierung sowohl zu Hause, als auch im Auslande Credit verschaffen wollte, obwohl politische Denker auf dem Continente, wie dies aus der im Anfange unseres Aufsatzes citirten Schrift Dr. Karl Andree's ersichtlich ist, sich nicht so leicht täuschen ließen. Natürlich schien man, indem Anderen Muth eingeflößt wurde, sich selber doch nicht ganz behaglich zu fühlen, denn sobald man an der Nordostgrenze Afghonistans um Herat herum selbst die kleinste Bewegung witterte, wodurch man mit Recht russischen Umtrieben auf die Spur kam, fing man sogleich an, sich selber zu widersprechen, indem Herat sammt seiner Umgebung für unbestreitbares Eigenthum der Afghanen vindicirt wurde, und Persien mit einem Kriege, der aufs Neue einige Millionen verschlang, zur strengen Einhaltung der Neutralität an seinen östlichen Grenzen bewog.

Warum den Engländern an Herat so viel gelegen ist, das wird der Leser durch einen Blick auf die Karte leicht begreifen. Diese Stadt, an dem südlichen Abhange des Paropamisusgebirges gelegen, ist von jeher als die Pforte zu Mittelasien angesehen worden, und ist wirklich auch heute noch jener Punkt, welchen man, um mit einer Armee am leichtesten von Indien nach Turkestan, aber umgekehrt zu gelangen, passiren muß. So lange daher dieser Ort nicht in den Händen einer alliirten oder streng neutralen Macht sich befindet, muß England stets befürchten, daß die Russen durch denselben freie Passage erhalten mögen, und von Seiten Persiens her waren diese Befürchtungen um so mehr begründet, da der Schah durch seine übertriebenen moskawitischen Sympathien heute beinahe zum Vasallen des Hofes von St. Petersburg herabgesunken ist.

Das ängstliche Hin- und Herbewegen um Herat herum darf man also den Engländern nicht zum Vorwurf machen, doch um desto mehr ist ihre Politik zu rügen, ja als eine lächerliche halbe Maßregel zu brandmarken, da sie mit Aufopferung von Millionen das feste Herat weder für Afghanistan consolidiren, noch zu einem Bollwerke für ihre eigenen Interessen machen konnten. Anstatt einerseits das In-Nachtheil-Setzen russischer Pläne in Centralasien anzustreben, andererseits aber von der Themse aus die wärmsten Freundschaftsblicke nach der Newa zu werfen, hätten die englischen Staatsmänner nur mit der Politik der Entschiedenheit siegen können; anstatt des Hin- und Herschwankens zwischen „Soll ich?“ und „Soll ich nicht?“ hätte Großbritannien Herat um allen Preis und hätte es was immer gekostet, in eigener Macht halten müssen. Dieser Schachzug, zu seiner Zeit leicht möglich, hätte Rußland ein mächtiges Halt entgegenrufen können. Doch ist dies nicht geschehen, und der Fehler, welcher aus dieser Nachlässigkeit oder aus diesem Unverständniß entsprungen, ist wirklich ein solcher, den Großbritannien vielleicht nie wird verschmerzen können.

Rußland nämlich, das schlaue, wachsame, von Allem genau unterrichtete Rußland, hat während der ganzen Periode, wo die Engländer das erzwungene Sicherheitsbewußtsein einstudirten, es nie unterlassen, mit seinen Absichten auf Centralasien im Stillen vorwärts zu kommen. Während man in England die Idee der russischen Rivalität mit aller Gewalt lächerlich machte, hatten die russischen Vorposten am rechten Ufer des Jaxartes oder Sirderjo (Sirfluß, wie ihn die Mittelasiaten nennen) ganz mäuschenstill eine Festung nach der andern aufgebaut. Man hat Dampfschiffe, in Stücke zerlegt, von Petersburg aus nach dem Aralsee befördert, sie dort wieder zusammengestellt und begannen, den Fluß zu befahren. Natürlich war es keine Kleinigkeit, auf den gelblichen Fluthen des Sirs ins Innere des Landes zu gelangen. In Ermangelung der Steinkohle mußte ein Dampfer oft drei kleinere Fahrzeuge, gefüllt mit einer Art knorriger, trockener Wurzeln, Sakfaul genannt, zur Heizung nach sich schleppen. Landen konnte man nur in größerer Anzahl und mit tüchtigen Waffen versehen, und da die Russen, um die etwaige Auffälligkeit zu hintertreiben, nur mit kleineren Kräften von 2000 bis 3000 Mann operirten, bisweilen noch Monate lang durch unwirthbare Steppen und feindliche Nomadenhaufen von der Haupttruppe abgeschnitten waren, so kann man die Schwierigkeit, die Kämpfe gegen dieselben und die Ausdauer, mit welcher die Regierung vorging, nicht genug bewundern. Schließlich mußte die eiserne Ausdauer belohnt werden; das rechte Ufer des Jaxartes sah ein russisches Fort nach dem andern entstehen; diese wurden aus kleinen, den Chokondern abgerungenen Festungen umgestaltet. Das Werk der Eroberung wurde in solcher Stille und Heimlichkeit fortgesetzt, der diplomatische Verkehr zwischen dem Gouvernement von Orenburg und St. Petersburg wurde so geschickt in Verborgenheit gehalten, daß man im großen russischen Reiche sowohl als in ganz Europa von den Operationen der russischen Waffen in diesem tiefen Innern Asiens gar nichts wußte, und die englische Diplomatie, in Indien sowohl als zu Hause, von den Vorgängen nur vage Berichte und dunkle Muthmaßungen besaß.

Endlich jedoch hatte Rußland nach Durchschreitung des

großen Steppengebietes, welches zwiſchen ihm und den drei Chanaten gelegen iſt, die nordweſtliche Spitze des Chanates Chokand erreicht; ſein Erſcheinen glich den britiſchen Diplomaten wie ein aus der finſtern Ungewißheit plötzlich hervortauchender Feind; die Staatsmänner in Calcutta ſowohl als auch an der Themſe zeigten Unruhe und fingen zu ſtutzen an; doch die Ruſſen ließen ſich nicht ſtören. Nach der Einnahme von Hazreti Turkeſtan, dem erſten Orte von Bedeutung im Norden Chokands, wurde auch bald Tſchemkend genommen, und es ſtellte ſich heraus, daß die eigentliche Operation ſowohl im Weſten Sibiriens von Orenburg aus, den Araksee und den Jaxartes entlang, als auch im Oſten vom Gudeenium von Semiretſchinsk, dem Narin zu, geleitet wurde, und nachdem dieſe beiden verſchiedenen Corps ſich im Norden Chokands vereinigt und um Tſchemkend herum feſten Fuß gefaßt hatten, da erachtete es die ruſſiſche Diplomatie für rathſam, um etwaigen Verdächtigungen zu entgehen, der europäiſchen Diplomatie von den Urſachen und Zwecken ihres Auftretens in den drei Chanaten in einem an die ruſſiſchen Diplomaten gerichteten Rundſchreiben Aufſchluß zu geben. „Die Stellung Rußlands in Centralaſien," ſagt Fürſt Gortſchakoff, „iſt die aller civiliſirten Staaten, welche ſich im Contact mit halbwilden, umherſtreifenden Völkerſchaften ohne feſte ſociale Organiſation befinden.

„In dergleichen Fällen verlangt das Intereſſe der Sicherheit der Grenzen und der Handelsbeziehungen ſtets, daß der civiliſirtere Staat ein gewiſſes Uebergewicht über Nachbarn übe, deren unruhige Nomadenſitten ſie äußerſt unbequem machen.

„Zunächſt hat man Einfälle und Plünderungen zurückzuweiſen. Um denſelben ein Ende zu machen, iſt man genöthigt, die Grenzbevölkerung zu einer mehr oder minder directen Unterwürfigkeit zu zwingen.

„Sobald dieſes Reſultat erreicht iſt, nehmen die Grenzbewohner ruhigere Gewohnheiten an. Nun ſind ſie aber ihrerſeits den Angriffen der entfernteren Stämme ausgeſetzt. Der Staat iſt verpflichtet, ſie vor Plünderungen zu ſchützen, und diejenigen, die ſie verübt, zu züchtigen. Daher entſpringt die Nothwendigkeit entfernter, koſtſpieliger, wiederkehrender Expeditionen gegen einen Feind, den ſeine Organiſation unangreifbar macht. Wenn man ſich darauf beſchränkt, die Plünderer zu züchtigen, und ſich zurückzieht, wird die Lection bald vergeſſen und der Rückzug der Schwäche zugeſchrieben; die aſiatiſchen Völker beſonders achten nur auf die ſicht- und fühlbare Gewalt; die moraliſche Gewalt des Rechtes und der Intereſſen der Civiliſation hat bei ihnen noch kein Gewicht. Es iſt daher immer wieder von vorn zu beginnen.

„Um dieſen andauernden Unordnungen ein Ende zu machen, errichtet man einige befeſtigte Punkte unter den feindlichen Volksſtämmen; man übt über ſie ein Uebergewicht, welches ſie zu einer mehr oder weniger erzwungenen Unterwürfigkeit führt. Aber gleich rufen andere entferntere Volksſtämme jenſeits dieſer zweiten Linie dieſelben Gefahren und dieſelben Sorgen zur Beſeitigung derſelben hervor" *).

Daß dieſes nur Ausflüchte waren, konnte vorausgeſehen werden und wurde auch von Vielen vorausgeſehen. England, ſeinem Principe des unbedingten Vertrauens in ruſſiſche Worte und Handlungen getreu, wollte oder mußte aus Politik den Inhalt der Gortſchakoff'ſchen Note auch keinen Augenblick in Zweifel ſetzen, und es war auch nur die Einnahme Taſchkends im Jahre 1865, wie auch die ſchnell darauf folgende Annexion anderer Städte des Chanates von Chokand, welche die Lage der Engländer etwas unbequem zu machen begannen.

Von dieſer Zeit an trat die Parteiverſchiedenheit in dieſer Frage in zwei ſich ziemlich ſchroff gegenüberſtehenden Farben in den Vordergrund. Die eine Partei, die quietiſtiſche genannt, die Rußlands Vorſchreiten als einen von den Umſtänden aufgedrungenen Schritt, ebenſo wie das allmälige Vordringen der engliſchen Macht im Norden Indiens als gerechtfertigt anſah, weit entfernt, über die Annäherung des ruſſiſchen Doppeladlers an den Hindukuſch erſchrocken zu ſein, gab ſich dem Aeußern nach das Anſehen, als ob ihr dieſe Nachbarſchaft vielmehr willkommen und daß ſie jedenfalls den wilden, untraitablen, verrätheriſchen Aſiaten vorzuziehen ſei. Die andere Partei, die der Alarmiſten genannt, meinte hingegen, daß Rußland, ſoweit dies die Geſchichte lehrt, immer von einem gewaltigen Länderhunger geplagt war, daß ſeine durch die größten Steppenländer mit Eifer und rieſigem Koſtenaufwande verfolgten Pläne ſich mit dem Beſitze Turkeſtans nicht zufrieden geſtellt ſehen werden, und daß es ſchließlich die erwähnte Nothwendigkeit eines unfreiwilligen Vordringens um ſo leichter noch dem Indus bringen werde, da Großbritannien, ſein mächtigſter und unerbittlichſter Rival in Aſien, auf dem ganzen Gebiete ſeiner Beſitzungen keinen ſo leicht verwundbaren Punkt beſitzt, wie eben in dem Norden ſeiner oſtindiſchen Colonie, wo mohammedaniſcher Fanatismus die zündbarſten Stoffe zu einer Revolte liefert, wo die Bevölkerung am kriegeriſchſten geſtimmt iſt, und wo engliſche Herrſchaft am meiſten gehaßt wird.

So war der Stand der Parteien in dieſer Frage, als die Ruſſen, mit den Erfolgen in Chokand unzufrieden, ihre Macht nach Bochara zu ausdehnend auch Samarkand im Mai 1868 einnahmen, und nach Einſchüchterung des Emirs von Bochara eine ſolche Stellung gewannen, daß ſie heute am rechten Ufergebiete des Oxus, folglich im Norden Afghaniſtans, ſich ebenſo heimiſch fühlen, wie an irgend einer ſchon längſt in ihren factiſchen Beſitz übergegangenen Gegend.

*) Im „Globus" iſt ſeiner Zeit Gortſchakoff's Schreiben mitgetheilt worden. Siehe auch v. Hellwald: Die Ruſſen in Centralaſien S. 57.

Volk und Volksleben in Neurußland.

Von **J. M.**

I. Der Gegenſatz von Groß- und Kleinruſſen.

Wer lange in Großrußland gelebt, die Sprache erlernt, Land und Leute aufmerkſam beobachtet hat, ſich demnach zu einem Urtheil berechtigt glauben darf, findet ſich beim Betreten neuruſſiſchen Bodens gleichſam einem neuen Räthſel gegenüber und kann ſich nicht verbergen, daß das Erworbene, wenn auch als Erleichterung, ſo doch kaum als Grundlage für das Verſtändniß vorliegender Verhältniſſe Verwendung findet.

Nur mit Mühe wird ihm die Sprache verſtändlich, Menſchen und Natur, Wohnungen und Gewohnheiten, Alles con-

Digitized by Google

troſtirt ſo ſehr mit dem, was in kurzer Entfernung hinter ihm liegt, daß er ſich in eine neue Welt verſetzt glaubt.

Vor Allem ſpringt dieſe Verſchiedenheit uns im Volke ſelbſt entgegen. Hinter uns die Vollbärte eines thätigen, zur Corpulenz neigenden Menſchenſchlages, der durch langen Umgang unſern Antheil zu gewinnen wußte, vor uns glattraſirte markirtere Geſichter, die neuruſſiſchen Schnurrbärte, die kurzgeſchnittenen Haare, von denen häufig über dem Ohr ein langer Schopf ſtehen bleibt, um zwei- bis dreimal um daſſelbe gewickelt zu werden. Der Sarafan des weibtichen Geſchlechts, ebenſo das kleidende ſeidene Kopftuch verſchwinden; ſtatt ihrer erſcheinen die um die Hüften geſchlagenen blauen oder rothcarrirten Sapascas, die an Schultern und Bruſt bunt ausgenähten Hemden, und auf dem Kopfe die hahe wattirte rathe Haube oder Mütze (Otſchipok), um welche an Feiertagen nach ein dunkles wallenes Tuch geſchlungen wird; — während der Hitze eine Kopfmarter, da die verheiratheten Weiber ſie nie ablegen. Ein freierer Verkehrston innerhalb der Hütten wird ſehr bemerkbor, die Leute werden umgänglicher, offener, zum Scherz geneigter; ſtatt der zu Straßen geordneten hölzernen Blockhäuſer dehnen ſich vor uns endloſe Reihen weißgetünchter Lehmhütten aus, und betritt man eine derſelben mit der Frage: ab hier Ruſſen wohnen? ſo erhält man zu Antwort: Nein! die Ruſſen wahnen jenſeits, wir ſind Kochli (von Kachól, Zopf).

Daß der großruſſiſche Menſchenſchlag dieſem letztern in vieler Hinſicht überlegen iſt, wird man bald gewahr. Wer die prächtigen Männergeſtalten der Gauvernements Jaroslaw, Moskau, Tula und Orel geſehen, wird es leicht begreiflich finden, wie dieſes kraftvolle und thätige Volk unter tüchtiger Anführung nicht nur ſein Vaterland mehrmals von frembem Joche befreien, ſondern auch ringsumher Erfolge erzielen kannte, bie mit ausſchließlich kleinruſſiſchen Kräften ſchwerlich erzielt worben wären. Aber nicht nur bie robuſte Kraft, auch der gemüthliche Werth überwiegt im Norden. Der Ruſſe iſt ſchlau, vorſichtig und mißtrauiſch; er liebt nicht die breite, große Straße menſchlicher Entwickelung, er läßt ſich auch durch Mißerfolge weder entmuthigen, noch von den gewundenen Seitenwegen verdrängen, die ſeiner Notur mehr zuſagen; hat man aber einmal ſein Herz gewonnen, ſeine Phantaſie onſprechend erregt, ſo iſt er ein eben ſo treuer, ausdauernder Gefährte, wie irgend ein onderer Europäer. Und er iſt im Ganzen leicht zu gewinnen, zu begeiſtern, eben ſo wie die Kinder, mit denen ſich in ſeiner gonzen Exiſtenz noch unzählige Vergleichungspunkte darbieten.

Bei weitem weniger kindlich, bebeutenb reſervirter iſt der Kleinruſſe. Man hatte mir oft das angeborene Advocatentalent derſelben gerühmt; ich habe es nicht finden können, wenn mon nicht gewiſſenloſes Lügen, Schwören und Verdrehen dafür nehmen will; ſelbſt in ſeinem Aeußern hat er im Gegenſatz zu ben breit und runb angelegten Zügen des Großruſſen etwas Gekniffenes, Concentrirtes, das auch in ſeiner Hanblungsweiſe zu Tage tritt. Er weiß ſich meiſt auf Schleichwegen, ſein Gewiſſen iſt ſelten ganz rein, ſelbſt eine ſcheinbar gemüthliche, offene Hingabe dient nur dem unverrückbar im Auge behaltenen egoiſtiſchen Intereſſe als Mittel.

Ich werde dieſe und ähnliche Behauptungen weiterhin beweiſen, muß aber die Haupturſache dieſer Mängel immer wieder in der Leibeigenſchaft ſuchen, die ſelbſt dasjenige, was dem Menſchen in jeder Lage als natürliches Recht erſcheint, in mannichfach wechſelnder Form hier erlaubt, bort verboten darſtellte, je nachdem der Vortheil der herrſchenden Claſſe in Frage ſtand und den Zwieſpalt zwiſchen Wunſch, Beſtreben und Pflichten nie zur Ruhe kommen ließ.

Man hat die Kleinruſſen wegen ihrer Reinlichkeit oft dem nördtichen Stamme vorgezogen und gerühmt. Dieſer Ruhm iſt indeß nur relativ verdient, benn abgeſehen vom mildern Klima, welches ihnen vier Monate länger geſtattet, im Freien zu leben, müſſen die Lehmhütten ſowohl von außen als innen häufig gründlich überſchmiert werden, um den Einſturz der Wände, beſonders nach Regenwetter, zu verhüten. Schon dadurch wird der Ausbreitung von Schmutz und Ungeziefer entgegengeorbeitet, während die hölzernen Häuſer der Großruſſen faſt acht Monate hindurch durch den Rauch der an Stelle ber Lichter brennenden Holzſpähne geſchwärzt werden, und die Vertilgung des Ungeziefers aus feſtgefügtem Balkenwerk nicht nur mehr Zeit erfordert, als den Leuten zu Gebote ſteht, ſondern auch einen Geiſt, der ſich erſt aus gereifteren Zuſtänden zu entwickeln pflegt. Hüben wie drüben giebt es reinliche unb in der großen Mehrzahl unreinliche Leute. Immer aber wird der Reiſende wohlthun, bei bargebotenem Trunk hinſichtlich des Gefäßes, an das er ſeine Lippen ſetzt, die nöthige Vorſicht nicht aus den Augen zu laſſen.

Wie ſehr Groß- und Kleinruſſe ſich gegenſeitig abſtoßen, zeigen die unter Potemkin aus Rußlond nach dem untern Dnieyr in die Gegend um Nikapol übergeſiedelten Dörfer Kamänka und Snamenka, wo etwa 2500 Bauern bis heute, von der Umgegend unbeeinflußt, ihre Sprache, Sitten, Gebräuche und Bärte bewahrt haben, ſogor ihre hölzernen Häuſer, Magazine und die vaterländiſchen hohen Thare nebſt Brunnen, und mit ſouveräner Geringſchätzung auf den Kachol herabſehen. Sie bauen Getreide, Wein und Obſt, treiben Handel mit Vieh, Fiſchen und dergleichen; ihre Thätigkeit iſt bemerkenswerth und ihr Wohlſtand in ſteigendem Wachſen. Es ſind die verſchlagenſten und kühnſten Spitzbuben der ganzen Gegend, routinirte Pferde- und Holzdiebe, und ſtets bereit zu Meſſer und Beil. Nicht einmal ſtehlen wollen ſie mit dem Kachol; ihre Raubzüge ſind ſtets unvermiſcht, reines großruſſiſches Vollblut! Ich habe manchen Strauß mit ihnen beſtanden in meinen Waldrevieren; im Laufe der Jahre lernten wir uns kennen, und ich konnte ſchließlich ſtets in Gutem mit ihnen aus einander kammen. — Manchen Korb Aprikoſen, Kirſchen und Weintrauben trugen ſie mir mit herzlichen Worten zu als nachbarliche Goſtinniza (Bewirthung), auch ihren ſelbſtgekelterten Wein, den furchtbarſten Krätzer, der jemals die Löcher eines alten Pelzes zuſammenzog, tauſenbmal ſchlimmer als jener Grüneberger, von welchem der große Friedrich mit aufgehobenem Finger ſagte: „Wehe dem, der den trinken muß!“

Auf allen Holzplätzen der Umgegend ſind ſie die ausſchließlichen Säger; bei der größten Hitze ſieht man dieſe unermüdlichen Leute ſchon vor Sonnenaufgong auf den Gerüſten ſtehen, einer oben, der andere mit kreppverhüllten Augen unten, dieſer mühſeligſten aller Arbeiten bis zum ſpäten Abend obliegen. Freiwillig erwählten ſie einen Beruf, zu welchem dem Kleinruſſen ſo Kräfte wie Energie mangelu, der an anderen Orten nur ols Strafe auferlegt wird, wie denn namentlich ein General ſeinen verwöhnten Kammerdiener aus St. Petersburg aufs Gut ſchickte mit einem Briefe an den Verwolter: „Dieſer Menſch iſt gegen meine Mutter grob geweſen, laſſen Sie ihn den gonzen Sommer Bretter ſägen.“ Ueberhaupt ſind alle Zimmerleute im Süden Großruſſen. Schon im April kammen ſie truppweiſe auf den Gütern an, beſorgen alle größeren Holzbauten in ſolider und genauer Weiſe, und im October ſieht man ſie wieder heimwandern, dieſe athletiſchen Geſtalten aus den orlofſchen und tulaſchen Dörfern.

Daß das patriarchaliſche Familienleben der Großruſſen von unendlichem Einfluß auf die Sittigung des Volkes geweſen unb noch iſt, wird nur der beſtreiten, der dieſe Seite

Digitized by Google

ruſſiſchen Lebens entweder nicht kennt aber nicht begreift. Solch ein alter Graubart hält ſeine Kinder und Enkel in ſtrenger Zucht; ehrfurchtsvoll opfert ihm Jedes Leidenſchaften und Liebhabereien, die in den Augen des Greiſes längſt jeden Werth verlaren. Dieſer bis zur Religiöſität geſteigerte Cultus des Familienhauptes hat tauſend Ausſchreitungen verhindert, zu denen der nicht zu leugnende Zwang ſicher in keinem Verhältniſſe ſtand; er ollein konnte dasjenige annähernd erſetzen, was ſich bei gebildeten Völkern ans freier Liebe und Verehrung zur ſchönſten Blüthe der Häuslichkeit verklärt.

Als ich im moskawiſchen Gouvernement einſt eine Bauernhütte betrat, fand ich den vierzigjährigen Sohn, ſelbſt bereits Vater erwachſener Söhne, vor ſeinem alten Vater auf den Knien liegend und geduldig eine Anzahl Ohrfeigen ertragend, als gerechte Strafe begangener Feiertogsexceſſe. Auf meine Frage: wie ſich ein Mann dergleichen könne gefallen loſſen? erwiederte er mir mit offenſtem Stounen: „Mein Gott, er iſt ja der Vater!“

Dazu kammt, daß dieſe olten Familienhäupter in der Regel keinen Branntwein trinken. Die Altgläubigen verwerfen ihn durchaus; überhaupt ſind die Großruſſen in dieſer Hinſicht beſſer als ihr Ruf. Doch mog die ſtrenge Hauszucht, nomentlich bei wohlhabenderen Kaufleuten allerdings die üble Folge haben, daß nach der Alten Tode die anfathmenden Söhne ihre ungewahnte Freiheit nur um ſo verderblicher ausbeuten, wie die Erfahrung häufig zeigt. Aber das ſind am Ende doch nur Ausnohmen, nach denen das Leben nicht deurtheilt werden darf. Die patriarchaliſche Lebensform iſt der natürliche Durchgang zur Civiliſotion; ſie iſt eins der weſentlichſten Sittigungsmittel für die wilden Völkerſtröme des Oſtens, welche auf dem breiten Wege noch Weſten ins Grab wandern. Nur mit Gewolt können ſie herangezogen werden, dieſe ſtörriſchen Kinder der Wüſten! Darin liegt die Miſſion Rußlands! Darum wirkt es als Maſſe, darum hat es ſeinen linken Arm bis ans öſtlichſte Meer gebreitet! Was Rußland daher gegen die höhere Cultur aon Ort und Zeit unternimmt, wird ihm mißlingen, gelingen dagegen Alles, was es in richtiger Erkenntniß ſeiner Aufgabe für die höchſten Ziele erabert.

Kein Zweifel, Rußland bedarf noch auf Jahrhunderte hinaus der mächtigen Hand eines unobhängigen Selbſtherrſchers; eine andere Regierungsfarm auch nur zu wünſchen, wäre barer Wahnſinn, wenn man dos Canglamerat von Völkern einigermoßen genau kenut, welches ſich im Czaren nur, wie in einem Brennpunkte, ſelbſt findet und begreift. Selbſt die conſtitutionelle Form wäre noch ouf viele Johre hinaus verfrüht, dos ſogt ſich jeder Einſichtsvolle hier im Lande. Eine Initiative der Maſſen zum Guten iſt allenthalben undenkbar; wohl uns, wenn ſie hier nur dem Gebote einer ſittlichen Größe folgen können! Jeder Freiheit ſotgt hier der Mißbrauch auf dem Fuße zum allgemeinen Schoden. Wir ſahen es deutlich bei der verfuchten Lockerung der Zügel der Preſſe. Die moslowiſchen Schreier, Leute ahne jeden politiſchen Ferndlick, ohne ſittlichen Ernſt, ahne Verſtändniß und wiſſenſchoftliche Vorbedingungen, haben nur die Gegenwart und ſich in ihrer Eitelkeit im Auge. Was kümmert ſie die Zukunft? Was verſtehen ſie (— dieſe Herren Kotkoff ꝛc. —) van ihr? In unbegreiflicher Verblendung thun ſie, durch die Seldſtüberſchätzung, mit welcher ſie dem entfeſſelten Inſtinct jedes Wunder zutrauen, ihrem Vaterlande unermeßlichen Schoden, ſie rauben ihm die Achtung und Sympathien der Welt! — Glücklicherweiſe iſt die Moſſe des Volks noch lange vor ihren Einflüſſen geſichert, dos monorchiſche Princip ſteht feſt und unerſchüttert, und das Beifallsgeſchrei Weniger verhallt ihm auf den unermeßlichen Ebenen, im rauhen Togewerk der Heimoth!

Nach der großen Moßregel der Befreiung von der Leibeigenſchaft iſt die neue Gerichtsordnung in logiſcher Folge gonz beſonders geeignet, die rahen Maſſen über den Werth und die Heiligkeit der Geſetze zu verſtändigen. Erſt wenn dos Recht des Nächſten aus dem ſeitherigen Dämmerlichte klor hervortritt, wenn der Begriff van „Mein und Dein“ ſich läutert, wenn materielle Prüfungen den Werth höherer Culturen bloßgelegt, wenn dos Ehrgefühl vom Schatten zum Weſen geworden, dann erſt wird die patriarchaliſche Form ihre Miſſion beenden. Sind wir ſtellenweiſe doch noch nicht einmal bis zu ihr vorgedrungen; einen ſprechenden Beweis hierfür liefert der Süden.

Dem kleinruſſiſchen Bouer iſt ſie unbekannt! Gerade die Alten ſind die unverbeſſerlichſten Säufer; nur ſo weit ihre phyſiſchen Kräfte ausreichen, bändigen ſie ihren Kinderkreis; die Sittlichkeit ſteht auf ſehr niedriger Stufe, während Bigotterie und religiöſes Formenweſen zum Theil ausgebildeter ſind als im Norden. — Die Foſten werden mit größter Strenge eingehalten, hindern aber Niemand an Laſter und Verbrechen. Die Mutter wor in der Regel liederlich, iſt es meiſt auch noch ſpäter; der Vater, mehr oder weniger Säufer, mißhandelt ſein Weib, je nach Luſt und Laune, oft bis zur Grauſamkeit. Mit dieſem Beiſpiele vor Augen wächſt die Jugend heron, um es notürlich eben ſo zu machen. Doß Eltern ihre Kinder zur Hütte hinoustreiben, erlebte ich oft, aber ouch der umgekehrte Foll wor nicht ganz ſelten. Wa aber das Familienleben jeder Pietät entbehrt, der Sittlichkeit van früher Jugend an das Gewand entfiel, ſtände eine traſtloſe Zukunft bevor, wenn nicht trotz tauſendjährigen Culturvorſprungs die Geſchichte aller civiliſirten Völker den Beweis führte, daß auch aus tiefſtem ſittlichem Schlamme, aus Leibeigenſchoft, Verwilderung und Gewaltthat, aus Folter, Hexenproceſſen, Scheiterhaufen ꝛc. noch Rettung und ſittliche Erhebung möglich wäre.

Auch van der eminenten Begabung für den Handel, welche ſeinen nördlichen Landsmann auszeichnet, iſt dem Kleinruſſen nur wenig zu Theil gewarden. Es giebt thatſächlich nach heute im ganzen ſüdlichen Rußlond nicht ein einziges kleinruſſiſches Handlungshaus, welches ſich über den Kleinhandel in ſogenonnten Loſken (Victualienbuden) erhöbe. Die ons Polen und Galizien hereingeſtrömten Juden haben ihnen Alles aus den Händen gewunden, was bei großruſſiſcher Begabung unmöglich geweſen wäre. Durch ganz Neurußland, welches bekonntlich die fehr ausgedehnten Gouvernements Ekaterinoslaw und Cherſan begreift, iſt der Jude Schänkwirth ouf dem Londe und in den Städten, ebenſo Krämer und Aufkäufer; der Paroſit, welcher vom Safte des Volkes zehrt, das ſich dieſer palniſchen Erbſchaft ſeither noch nicht erwehren konnte. In Moskou und weit herum im Londe finden ſich unzählige reiche Kaufleute, die gor nicht oder doch nur nothdürftig leſen und ſchreiben können, die zum Theil gor keine Bücher führen oder ihre Buchführung fremden Leuten anvertrauen müſſen, die ihren weitverzweigten Verkehr einzig im Kopfe hoben und dennoch die Ueberſicht über Daten und Millionen nicht nur nie verlieren, ſondern ihr zahlreiches Perſonal von In- und Ausländern in ehrfurchtsvoller Abhängigkeit zu erhalten wiſſen, obwohl ihre ganze Sicherheit auf Papierſchnitzeln mit Bleiſtifthieroglyphen baſirt, die ihnen häufig erſt vom Cammis gedeutet werden müſſen. Trotzdem beſitzen ſie die beſtechende noble Großthuerei der Engländer in hahem Grade und wiſſen durch Geſchmeidigkeit, Liberalität und Feinheit auch dem geübten Ange die Mängel ihres Weſens zu entziehen. Der Kleinruſſe dagegen giebt ſich im gewöhnlichen Umgange ſar-

Digitized by Google

menſchreier, ungenirter; ſobald aber ſein Intereſſe ins Spiel kommt, knöpft er ſich bis an den Hals zu und iſt überaus ſchwer zu behandeln.

Dem Beobachter nationaler Eigenthümlichkeiten drängt ſich unwillkürlich die Aehnlichkeit zwiſchen dem franzöſiſchen und ruſſiſchen Volkscharakter auf; dieſelbe leichte Empfänglichkeit, dieſelbe Unbeſtändigkeit; derſelbe Sinn für das Aeußerliche, Glänzende und Täuſchende; dieſelbe Energie und Beſtechlichkeit, ſei es im Privat- oder Staatsdienſte; dieſelbe prahleriſche Selbſtüberhebung und Geringſchätzung fremder Verdienſte bei aller Unmöglichkeit ihrer zu entrathen; derſelbe ſtürmiſche Patriotismus und ſchließlich dieſelbe Gewandtheit und Eleganz der geſellſchaftlichen Formen. Kein Volk der Erde imponirt dem Ruſſen ſo ſehr, wie das franzöſiſche, und ſo viele blutige Kataſtrophen auch eines über das andere verhängte, iſt doch von einem Haſſe ſo hüben wie drüben nichts zu bemerken.

Bei dieſer Parallele drängt ſich ein weiteres ſehr bemerkenswerthes Culturkriterium in die Betrachtung; man wird nämlich die Wahrnehmung geſchichtlich beſtätigt finden, daß im Leben der Völker der größere oder geringere Werth der Verkehrsmünze gleichſam zum Ausdruck der nationalen Weltanſchauung wird. Die kleine Normalmünze, wie z. B. der franzöſiſche Franc, die italieniſche Lira, der türkiſche Piaſter weiſen auf kleinliche Detailzerſplitterung, auf eine moraliſche Engbrüſtigkeit, welche dieſe Völker zur Coloniſation außerheimathlicher Gebiete unfähig macht. Das Schickſal der transatlantiſchen Beſitzungen der Franzoſen iſt bekannt; in Algier ſtützen ſie ſich auf die Bayonnete, und doch ſind ſie eins der mächtigſten ſeefahrenden Völker! Die Italiener konnten ſich niegends halten, und von den Türken iſt überhaupt kaum die Rede. Die länger ausdauernden Erfolge der Spanier ſtehen ſicher im Verhältniß zur reichern Beimiſchung germaniſchen Blutes, mit welchem ihre Elemente ſich einſt verſetzen konnten. Nach Maßgabe der Auffaugung bereitet ſich auch der Zerfall vor. Die Perle der Antillen erhebt bereits die Hand zum Abſchiedsgruße. Daß der Vordrang der charaktervollen Dollars über den Iſthmus und weiter nur eine Frage der Zeit iſt, ſcheint kaum zu bezweifeln. Der deutſche Gulden, mehr noch der Thaler, ſteht wie 3 und 4 zum Franc, die däniſche und ſchwediſche Münze nach beſſer, während die engliſche ſich gar zur imaginären Höhe des Pfund Sterling, alſo 25 Mal über die franzöſiſche erhebt. Im ſelben Verhältniß wächſt die Coloniſationsbefähigung der Völker und gipfelt vorerſt in der meerbeherrſchenden Britannia!

Daß der Kachal trotz eines und deſſelben Glaubens, trotz der verwandten Sprache während eines Zeitraumes von über 200 Jahren immer noch ſich des Unterſchiedes in ſolchem Grade bewußt geblieben, dürfte zur Vervollſtändigung der vorhergehenden Betrachtung geeignet ſein und neben anderen Umſtänden ſeinen Grund in der Vergangenheit des kleinruſſiſchen Steppenbewohnees haben, auf welche einen Blick zu werfen wir nicht verſäumen dürfen.

Aus allen Erdtheilen.

Die verſchiedenen Meridiane.

— r. d. — Während auf dem Gebiete des Münz- und Maßweſens internationale Einheitsbeſtrebungen zum allgemeinen Nutzen und Frommen mehr und mehr um ſich greifen, iſt dieſes in Bezug auf die verſchiedenen Meridiane noch nicht geſchehen, ja in dem vereinſamten und von dem europäiſchen Culturleben vielfach abgeſchloſſenen Spanien hat am 1. Mai 1869 die amtliche Zeitung einen Erlaß veröffentlicht, welcher eine Commiſſion ins Leben ruft, deren Aufgabe die Auswahl eines „erſten Meridians von Spanien“ iſt, nach welchem die geographiſchen Längen berechnet werden ſollen; die Auswahl ſoll jedoch beſchränkt ſein auf die beiden Längengrade von Madrid und San Fernando bei Cadiz! In der Sitzung der ruſſiſchen geographiſchen Geſellſchaft vom 4. Februar ſprach ſich auch der bekannte Aſtronom O. W. Struve über die erſten Meridiane aus, und machte dabei (nach der ruſſiſchen St. Petersburger Zeitung) folgende beachtenswerthe Schlußbemerkungen

„Die Annahme des einen oder des andern Meridians in den verſchiedenen Ländern Europas baſirt bekanntlich zum größten Theil auf nationalem Ehrgeiz. In dieſer Beziehung kann man nur dem frühern Gebrauch, den erſten Meridian durch den Ocean gehen zu laſſen, zuſtimmen, ſo daß er auf kein Feſtland ſtößt, um die nationalen Empfindlichkeiten nicht zu reizen. Wo es ſich um die Zuſtimmung aller Völker handelt, einen allgemeinen erſten Meridian anzunehmen, muß derſelbe nur ſo beſtimmt werden, daß er die wiſſenſchaftlichen Bedingungen am beſten befriedigt. Wenn man in dieſer Hinſicht das Obſervatorium von Greenwich als den beſten Punkt zur geographiſchen Längenbeſtimmung anerkennt, ſo kann man den erſten Meridian, ſtatt durch Greenwich ſelbſt, lieber durch den Ocean gehen laſſen, ſo daß dieſer Meridian von Greenwich nach runder Stundenzahl entfernt gedacht wird. Nimmt man ſonach den erſten Meridian 15 Grad weſtlich von Greenwich an, ſo iſt er genau um eine Stunde weſtlich; je einfacher dieſe Beziehung iſt, deſto bequemer für die Praxis: für die aſtronomiſche Länge beſtimmt die Stunde und nicht der Grad die Einheit. Solcher Meridiane, die den Hauptbedingungen entſprechen, kann es alſo auf der Welt nur zwei geben: einer wäre der genannte, 15 Grad weſtlich von Greenwich, der durch den Atlantiſchen Ocean geht. Der zweite, noch beſſere, aber wäre der in der Entfernung von zwölf Stunden oder 180 Grad weſtlich oder öſtlich von Greenwich; er durchſchneidet den Stillen Ocean und iſt beſonders bequem, indem er nur ſehr wenig Land, nämlich die Enge des Tſchuktſchenlandes, durchſchneidet; er kennt im Stillen Ocean die Alte Welt von der Neuen, annähernd der Linie, welche in Folge des hiſtoriſchen Ganges der Entdeckungen auf dem Meere und aus anderen Gründen die nothwendige Uebergangsſtelle zur Zählung der Tage bietet. Auf dieſe Weiſe hätten die Tages- und Längenbeſtimmungen einen gemeinſamen Ausgangspunkt auf der Erde. Weſtlich von dieſer Linie würde man z. B den 25. und öſtlich den 26. Februar zu rechnen haben, ſelbſt bei einer Werſt Entfernung. Außerdem würde dieſer Meridian noch den großen Vorzug bieten, daß der engliſche Nautical Almanac, der nach dem Greenwichſchen Meridian berechnet und für die Seefahrer aller Nationen beſtimmt iſt, ohne jede Interpolation dieſem Meridion anpaſſend ſein würde; man müßte nur überall ſtatt Mittag, Mitternacht leſen.“

Rudolf Falb's Theorie der Erdbeben.

Falb's „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulcanausbrüche“ erſchienen im Februar 1869. Er bemerkte in dem Buche, daß ſeiner Theorie zufolge am 30. September oder am 1. October jenes Jahres eine Kataſtrophe ſtattfinden werde, und

daß er uns die drohende Gefahr die Bewohner jener Gegenden aufmerksam mache, welche den Erdbeben vorzüglich ausgesetzt sind, d. h. der Aequatorialländer und darunter namentlich Perus, Ostindiens u. s. w." Bekanntlich wurde durch diese Warte an der Westküste Südamerikas, namentlich in dem erst vor Kurzem schwer heimgesuchten Peru, eine große Angst und Aufregung hervorgerufen; viele Tausende von Menschen flüchteten aus den Städten auf die Berge oder doch ins Freie. Als dort die Katastrophe ausblieb, wurde Fold als „Lügenprophet" gebrandmarkt und mit vielen Flüchen belastet. Aber wenn seine Prophezeiung für Peru nicht zutraf, so muß darauf hingewiesen werden, daß er die Zeit des Erdbebens und nicht speciell eine Oertlichkeit bekannt hatte; er sagte: Erdbeben würden namentlich in den Aequatorialländern vorkommen, und damit hatte er das Richtige getroffen. Abgesehen von den Erschütterungen am Rhein zu Anfang Octobers hatte, wie wir im „Globus" seiner Zeit geschildert haben, der von Alfons Stübel erstiegene Vulcan Puracé in Neu-Granada, nach langer Ruhe, eine Eruption am 4. October. Und weiter: Manila auf Luzon, der größten Philippineninsel, hatte ein starkes Erdbeben am 1. October 1869, gegen 11 Uhr 30 Minuten Morgens. Jetzt schreibt Herr Fold, der in Prag wohnt: „Es wird sich nun jedem ruhigen Denker die Frage aufdrängen: liegt in diesem so genauen Zusammentreffen der Vorausbestimmung mit der Beobachtung nur ein Spiel des Zufalls, oder der thatsächliche Ausdruck eines Naturgesetzes vor? War der Eintritt der Katastrophe, drittehalb Stunden nach der Culmination des Mondes, welche an jenem Tag in Manila stattfand, nur eine launige Neckerei der unterirdischen Kabalde, oder hing er mit jener Theorie zusammen, welche für Orte, unter denen sich der Fluthwellengipfel befindet, bei günstigen Umständen ein Erdbeben fordert? Wer ohne Selbstforschung die Antwort giebt, schlägt allerdings den bequemern Weg ein; aber solches ist nicht das Gebahren eines deutschen Gelehrten."

Die Sturmwarnungen.

Aus den gegenwärtig vorliegenden Berichten über die Thätigkeit des meteorologischen Centralbureaus für England geht die höchst erfreuliche Gewißheit hervor, daß die Sturmwarnungen wieder festen Boden gefaßt haben und mit größerm Erfolge denn früher fortgesetzt werden. Am Ende des Jahres 1868 zählte man in Großbritannien schon 278 mit Sturmsignalen versehene Stationen, und erhielt außer den Berichten der inländischen Observatorien durch Vermittelung des französischen Marineministeriums solche von sechs französischen Küstenplätzen und durch die Pariser Sternwarte von sechs Orten Nord-, Mittel- und Südeuropas, außerdem einen täglichen Witterungsbericht aus Neufundland. Man theilte bei auf herannahenden Sturm deutenden Barometerständen die bedrohlichen Anzeichen auch nach Holland und nach Hamburg mit, und hatte wenigstens in Bezug auf letztern Ort die Genugthuung, daß diese Vorherverkündigungen in vielen Fällen durch die Thatsachen Bestätigung erhielten. Von siebenunddreißig Sturmanzeigen, welche im Jahre 1868 von London nach Hamburg abgingen, wurden neunzehn von starken Stürmen und neun von heftigen Winden gefolgt, während nur in sechs Fällen die Witterung sich nicht änderte und in dreien der Sturm gar vor der Ankunft der warnenden Depesche nach der Eldmündung gelangte. Da die hamburgischen Behörden nach erhaltener Warnung sofort die Sturmsignale in Hamburg und Cuxhafen aufhissen, so darf man annehmen, daß die Verkündigungen hier der Schifffahrt von beträchtlichem Nutzen gewesen sind. Eine weitere Ausdehnung des ganzen Systems der Sturmwarnungen wird den Vortheil desselben sehr auch den in See befindlichen Schiffen, soweit sie der Küste nicht zu fern sind, zugänglich machen, indem nämlich leuchtthurmartige, weithin sichtbare Signale an verschiedenen Küstenorten errichtet werden. Der Anfang mit diesen Signalen wurde einstweilen an drei Orten gemacht (London, Liverpool und North-Shields) und werden dieselben besonders der in Großbritannien stark entwickelten Küstenschifffahrt zu Gute kommen.

Es ist erfreulich zu sehen, daß man den Sturmwarnungen wieder Vertrauen schenkt, nachdem es eine Zeitlang geschienen hatte, als ob die einst mit so vielen Hoffnungen begrüßte Einrichtung enttäuscht zu Grabe getragen werden sollte. Admiral Fitz-Roy hatte dieselbe im Jahre 1863 ins Leben gerufen und dirigirte sie bis zu seinem Tode, benahm ihnen aber leider durch zu große Ansprüche an ihre Leistungsfähigkeit und durch Vermengung mit den wenigstens heute noch nicht zuverlässigen Wetterprophezeiungen einen großen Theil ihres Werthes. (— In Karl Andree's Geographie des Welthandels I, S. 310 ff. ist der Gegenstand erörtert worden. —) Es war das die alte Geschichte von den Lehrjahren, ohne welche nun einmal nichts Neues zu seinem wahren Werthe sich zu entwickeln vermag. In Frankreich ging es ganz ähnlich, bis das meteorologische Bureau sich die deutliche Mahnung zu Herzen nahm, welche Marschall Vaillant im Februar 1864 an Le Verrier richtete: „Lassen Sie die Wetterprophezeiungen bei Seite, unterhalten Sie aber im Observatorium eine ununterbrochene meteorologische Beobachtungsthätigkeit, und sobald ein wahrer Sturm, aber nur ein wahrer! signalisirt wird, benachrichtigen Sie davon die mit Ihnen correspondirenden Stationen." In Norddeutschland beschränkte man sich von Anfang an auf die Warnung vor den wirklich gefährlichen Störungen in der Atmosphäre, ebenso in den Niederlanden und in allen Ländern, an deren Küsten neuerdings Sturmwarnungen eingeführt wurden. Es ist das sicherlich das einzig Richtige, denn so lange die Wissenschaft nicht mehr zu geben vermag als es heute der Fall, muß sie sich wenigstens bestreben, das Vertrauen in dies Wenige aufrechtzuerhalten; schwindet dies, so sind alle Vorhersagungen unnütz.

Ertrag und Hebung der Bodenseefischerei.

— r. — Der herrliche Bodensee ist wohl eines der an Fischen ertragreichsten Gewässer, welche Deutschland besitzt, und es wird noch mehr werden, wenn die im December v. J. zwischen Baden und der Schweiz für den Rheinlauf oberhalb Basel und für den Untersee geschlossene Fischereiübereinkunft, wie in derselben vorausgesehen ist, auch für die übrigen Bodenseestaaten Geltung erhalten wird, und wenn die besonders in Baden schon seit Jahren mit größtem Eifer betriebene „Besomung" der Flüsse und Bäche mit edleren Fischarten, welche schon schöne Resultate ergeben hat, mit gleicher Ausdauer fortgesetzt wird. Welche Erträgnisse der Bodensee liefert, entnehmen wir einigen Privatmittheilungen, welche der in Fischzuchtangelegenheiten erfahrene Herr Domänenverwalter A. Walter in Constanz uns freundlichst zur Verfügung stellte. Auf dem Theile des Sees, der zwischen Gattlieden, Mammern und Radolfzell sich erstreckt, etwa dem achten bis neunten Theile des ganzen Bodan, werden jährlich durchschnittlich gefangen und theils an Ort und Stelle, theils durch Schweizer und Reichenauer Fischhändler verschifft:

1700 Centner gemeine Fische wie Brazen, Schleien, Knurren, Barsen, Aale und dergl., à Ctr. zu 12 fl.
300 Centner Hechte, à Ctr. zu 33 fl.
120 Centner Forellen, à Ctr. zu 80 fl.

Der jährliche Gesammtertrag ist also hier nahezu 40,000 Gulden, und wenn man auch annehmen muß, daß die tieferen Theile des Sees weniger ertragreich sind als der genannte District, so rechnet sich doch immerhin ein ganz hübsches Sümmchen als Gesammtertrag der Bodenseefischerei heraus. Freilich wird auch mehr als an anderen Orten dafür gesorgt, das lebendige Capital, aus dem man diese Zinsen zieht, zu erhalten und womöglich zu bereichern und zu veredeln. Herr Walter theilt uns mit, daß die Regierung die gesammte Bodenseefischerei verpachtet, sich jedoch an geeigneten Stellen Brutplätze und Laichplätze vorbehalten habe, wo künstlich befruchtete Eier der edleren Fischsarten millionenweise durch sachverständige Hand abgelegt werden; diese Plätze dürfen dann von den Fischpächtern nicht befahren werden, damit die Entwickelung der Eier

Digitized by Google

nicht gestört wird. Durch dieses Verfahren wird die „Raubfischerei“, die in unseren großen Flüssen so verderblich gewirkt hat und erst neuerdings durch den Mannheimer Vertrag der Rheinuferstaaten beschränkt werden mußte, unschädlich gemacht. Auch auf andere Weise wird die Fischbevölkerung des Bodensees „angereichert“, indem z. B. beim Ausfischen der der Domäne gehörigen Karpfenweiher Millionen von jungen Karpfen in den Bodensee gelassen werden. Wüßte man überall in solcher Weise den eigenen Vortheil zugleich mit dem der Gesammtheit zu fördern, so brauchten wir nicht Schotten und Norweger um die Reichthümer zu beneiden, die sie aus ihren Seen, Flüssen und Bächen ziehen*)!

Centralamerikanische Canäle von Ocean zu Ocean.

Wir haben erwähnt, daß im Februar die nordamerikanische Expedition zur Erforschung der Landenge von Darien von Neuyork abgegangen sei. Sie landete am 11. März in Aspinwall, und der Commandeur ging sofort nach Panama, um dort mit dem Präsidenten des Staates Isthmo die nöthigen Verabredungen zu treffen. Diese fielen zu beiderseitiger Zufriedenheit aus, und Präsident Correoso ernannte Herrn Arosemena zum Commissär der columbischen, d. h. neugronadinischen Regierung; er wird die Expedition begleiten. Diese macht sich auf erbitterte Feindseligkeiten von Seiten der Indianer gefaßt, die bis auf den heutigen Tag unabhängig geblieben sind, keinen Weißen in ihrem Gebiete duldeten und im Schießen mit vergifteten Pfeilen eine große Gewandtheit haben. Wenn die Nordamerikaner meinen, daß Capitän Selfridge mit seiner Compagnie Soldaten „mit den Söhnen der Wälder kurzen Proceß machen werde“, so könnten sie sich wohl irren, denn es wird ungemein schwierig sein, ihnen in die ohnehin ungesunden Wälder zu folgen. Auf die gewöhnlicher Weise ist diesen Darienindianern nicht beizukommen; sie nehmen von den Weißen gar keine Geschenke an.

Vor nun etwa zwanzig Jahren wurde von Seiten der Nordamerikaner der Plan entworfen, über die zu Mexico gehörende Landenge von Tehuantepec eine Eisenbahn zu legen. Sie sollte auf der atlantischen Seite bei Minatitlan beginnen, bis wohin der Goazacoalcos von Seeschiffen befahren werden kann; den Endpunkt an der pacifischen Küste sollte der Hafenplatz Beutasa bilden. Die Ausführung unterblieb, weil über die Concession und zwischen verschiedenen Compagnien allerlei Streit sich erhob. Gegenwärtig will nun die nordamerikanische Regierung den Isthmus von Tehuantepec in Rücksicht auf die Anlage eines interoceanischen Canals untersuchen lassen.

Round Island bei Mauritius.

— r. d. — Im Norden der Maskareneninsel Mauritius (Isle de France) liegen einige kleine unbewohnte Eilande, darunter Ronde aber Round Island, welches kürzlich von dem Gouverneur Sir Henry Barkly besucht wurde. Nur wenige Acker groß besteht es aus einem vulcanischen Kegel, der sich 990 englische Fuß über der Meeresfläche erhebt und bei den Naturforschern als eine der wenigen Brutstationen des rothschwänzigen Tropikvogels (Phaëton phoenicurus) bekannt war. Sir H. Barkly und sein Begleiter, der Naturforscher Vondermeersch, machten auf der Insel wichtige botanische und zoologische Entdeckungen, so z. B. fanden sie die Gargaulettepalme, seltene Muscheln, Spinnen, einen großen Skorpion mit schwarzen und gelben Binden, und zwei 17 Zoll lange Eidechsen. Das interessanteste Resultat des Besuches aber war die Auffindung von sechs verschiedenen Schlangenarten, von denen die längste über vier Fuß maß, keine aber giftig erschien. Obgleich ein anderes benachbartes Inselchen Ile des Serpents heißt, so sollen doch dort keine Schlangen vorkommen; auch fehlen diese Thiere auf Mauritius und Reunion zugleich. Wie sind sie nun nach der runden Insel gelangt? Der Berichterstatter im „Athenäum“ sagt, sie könnten schwerlich als eingeboren auf dem kleinen Inselchen betrachtet werden. Er führt an, daß auf Mauritius nur einmal, Februar 1813, eine große Boa Constrictor getödtet worden sei; diese aber wurde mit dem Wrack eines indischen Schiffes eingeführt. Aehnlich den Galapagos-Inseln, welche eine so eigenthümliche Fauna zeigen und außerhalb der großen Wind- und Meeresströmungen liegen, sind die Maskarenen der Mittelpunkt der Südostpassate, die den größern Theil des Jahres im südlichen indischen Ocean vorherrschen.

Verkehr der russischen Ostseehäfen.

Allen russischen Ostseehäfen steht an Bedeutung voran St. Petersburg. Die Schifffahrt hat im Jahre 1869 vom 18. April bis zum 12. December gedauert. Die Zahl der angekommenen Schiffe belief sich auf 2912, die der ausgelaufenen auf 2815. Unter diesen Fahrzeugen stehen die deutschen in zweiter Linie da, die russischen erst in sechster. Der Flagge nach liefen ein 1206 englische, 539 norddeutsche, 379 holländische, 186 norwegische, 183 dänische, 181 russische, 141 schwedische, 69 französische, 10 belgische, 9 italienische, 8 amerikanische und 1 österreichisches Schiff. — Dampfer kamen 872 mal an, und zwar aus England 339 mal.

Die Handelsbewegung des St. Petersburger Hafens betrug im Jahre 1869 nach dem „Regierungs-Anzeiger“ Werth der eingeführten Waaren: 116,444,587 Rubel (21,615,371 R. mehr als 1868). Hauptartikel: Rohbaumwolle (20,540,144 R.), Eisen (14,423,288 R.), Färbestoffe außer Indigo (4,316,834 R.), Olivenöl (3,708,405 R.), Indigo (3,215,827 R.), Kaffee (2,737,042 R.), Wein in Fässern (2,202,202 R.), Wolle (2,162,539 R.), Thee (1,963,137 R.), Gußeisen (1,906,512 R.), Tabak (1,859,512 R.), Wollenfabrikate (1,534,657 R.), Kerosin (1,182,868 R.) u. Werth der Exportwaaren: 47,327,711 R. (1,668,357 R. weniger als 1868). Hauptartikel: Getreide (9,486,338 R.), Hanf (5,090,934 R.), Talg (4,803,560 R.), Flachs (3,775,520 R.), Borsten (1,873,279 R.), Pottasche (1,026,39 R.) u. s. w. — Bilanz: 69,116,876 R. zu Gunsten der eingeführten Waaren. — Gold und Silber wurden eingeführt für 554,026 R. (1,572,182 R. weniger als 1868) und ausgeführt für 8,436,517 R. (7,065,720 R. mehr als 1868).

Die zweite Stelle nimmt Riga ein. Im Jahre 1869 betrug der Werth der Ausfuhr 30,577,011 Rubel, also 3,188,429 Rubel mehr als im vorigen Jahre. Der Einfuhrwerth belief sich auf 18,393,839 R., demnach 8,032,662 R. mehr als im Jahre 1868. Es kamen außer den Kabotagefahrzeugen 2314 Schiffe an und 2325 gingen ab. Barken waren nur 144.

Was die Handelsbewegung Pernaus 1869 betrifft, so entnehmen wir folgende Zahlen der „Pernauschen Zeitung“. Der Export betrug mit 92 Schiffen ins Ausland: Flachs 356,913 Pud 35 Pfd., Flachsheede 23,494 Pud, Leinsaat 22,493½ Tschetw., Gerste 12,207 Tschetw., Viehknochen 1783 Pud 20 Pfd., Holzwaaren für den Werth von 3708 Rubel und verschiedene andere Waaren für den Werth von 3708 Rubel, zusammen im angegebenen Werthe von 2,610,269 Rubel 40 Kopeken. Der vom Zoll vereinigte Import betrug mit 82 Schiffen aus dem Auslande: Salz 204,849 Pud 38 Pfd., Heringe 3410½ Tonnen, Steinkohlen 105,530 Pud 20 Pfd. u., zusammen für 149,234 Rubel 62 Kopeken. Aus inländischen Häfen langten an: 18 Schiffe und 116 Küstenfahrer, zusammen 134. Dahin gingen ab 42 Schiffe und 47 Küstenfahrer, zusammen 119. Die Schifffahrt wurde am 1. April eröffnet und dauerte bis zum 16. December.

Sehr zurückgegangen ist Libau. Trotz seines guten Hafens hat es im Jahre 1869 für nicht mehr als 325,078 Rubel Waa-

*) In Berlin hat sich anfangs dieses Jahres ein „Deutscher Fischereiverein“ gebildet, der sowohl der Süßwasser- als der Seefischerei seine Aufmerksamkeit zuwendet und hoffentlich zu ersprießlichen Wirksamkeit gelangen wird; seit der Verfall der früher so ausgiebigen rheinischen Lachsfischerei den Interessenten die Augen geöffnet, ist man für Belehrung zugänglich geworden. —

Digitized by Google

ren seewärts einführen und für 624,170 Rubel ausführen können, ein erstmuntlich geringer Umsatz für einen der wichtigsten baltischen Häfen. Libau, das zur herzoglichen Zeit, namentlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts, einen sehr bedeutenden Handel trieb, ist später immer mehr von seinen mächtigeren Rivalen Riga, Königsberg und Memel eingeklemmt worden. Nicht einmal eine Chaussee führt ins fruchtbare Kownosche Gouvernement oder ins Innere Kurlands. Jetzt erwarten die Libauer das Heil von der im Bau begriffenen Eisenbahn.

Verfolgung der Protestanten in Mexico. Vor länger als zehn Jahren sagte ein reinblütiger Mexicaner aus Durango dem Schreiber dieser Zeilen buchstäblich Folgendes: „Unser Land wird niemals aus der Barbarei und Anarchie herauskommen; wir haben zu viele Elemente der Rohheit und Barbarei, die alle ganz entfesselt sind. Eine Ordnung wird niemals die Rede sein können, ohne den strengsten Zwang; es ist nöthig, bei uns auf Freiheit und Republik zu sprechen. Von Bildung ist keine Spur in den Massen, die ja mehr als zwanzig verschiedenen Sprachen reden, einander nicht kennen, sich völlig fremd sind, und von denen fünfzehn braun oder gelbe Leute auf einen Weißen kommen. Das ist ein Unglück und nicht abzuändern. Wir haben aber noch einen andern Fluch im Lande, und das ist die Hierarchie der Pfaffen; diese sind das scheußlichste Gift." Dann folgten spanische Kernflüche, die ich hier nicht wiederholen will. Der Mexicaner hatte ganz recht; über derselbe Fluch lastet auch auf dem ganzen ehemals spanischen Amerika mehr oder weniger verhängnißvoll. Erheben sich doch da und dort sogar Stimmen, welche die Inquisition wieder eingeführt wissen wollen. Die Pfaffen fanatisiren insbesondere das weibliche Geschlecht. Ueberall schleichen sich die Jesuiten wieder ein; in Ecuador spielen sie eben jetzt die größte Rolle und haben die Religionsfreiheit aus der Verfassung gestrichen; in Brasilien haben sie den Kaiser völlig umgarnt und ihn bereits in hohem Grad unpopulär gemacht. In Mexico hat die heillose Geistlichkeit im Namen des wahren Christenthums Protestantenhetzen in Scene gesetzt. Es liegt darüber ein Schreiben aus Puebla de los Angeles vom 10. December 1869 vor, das einen Einblick in die Umtriebe gestattet. Dort hatten etwa vierzig eingeborene Mexicaner eine evangelische Gemeinde gebildet und Wochenversammlungen gehalten. Sie vertheilten keine Heiligenlegenden und dergleichen, sondern Bibeln und Erbauungsschriften in spanischer Sprache, die sie, wie es scheint, von irgend einer nordamerikanischen Propaganda erhielten. Nun ließen die Geistlichen Plakate an die Kirchenthüren schlagen und bedrohten Jeden, der ein protestantisches Buch lesen würde, mit dem Bannfluche; sie ließen auch katholische Missionäre aus der Hauptstadt Mexico kommen, und es wurden an jedem Tage Abendpredigten nicht bloß gegen die Ketzer gehalten, sondern auch gegen die liberale Regierung, welche die Ungläubigen dulde. Die Protestanten in Puebla hatten eine verfallene Kapelle zum Geschenk erhalten und ein kleines Haus neben derselben gekauft. Als am 28. November dort ihrer neun zur Andacht versammelt waren, erfolgte ein Angriff von Seiten eines aufgehetzten Pöbelhaufens, der, mit Messern, Pistolen und Steinen bewaffnet, einen Angriff auf sie machte, die Thür einschlug und eine im Saale befindliche Bibel in Stücke riß; im Nebenzimmer wurden sechzig Dollars und Kleidungsstücke geraubt und alle Bibeln, welche man dort vorfand, auf die Straße geschleppt. Dort wurden sie verbrannt, während man die Protestanten steinigte, nachdem man sie die Treppe hinuntergeworfen hatte. Erst spät kam Polizei herbei. Die sanktisirte Masse durchzog die Straßen unter dem Rufe: „Tod den Protestanten und der liberalen Regierung." Mexico hat den ganzen Katechismus der Anarchie erschöpft, da nun auch religiöse Verfolgungen nicht ausbleiben. Im Anfange des Februarmonates waren in verschiedenen Theilen des Landes gleichzeitig nicht weniger als neun Revolutionen im Gange.

* * *

— Nach den Berufsclassen war im preußischen Staate (laut der Zählung vom 3. December 1867) die 23,971,462 Seelen betragende Bevölkerung in folgender Weise vertheilt. Von der Landwirthschaft lebten 14,809,675 Personen, also 50 Procent; vom Berg- und Hüttenbau 628,284; von Industrie und Bauwesen 2,964,749; vom Handel 830,494 und vom Verkehr 1,264,319; von persönlichen Diensten 2,017,192; von Erziehung und Unterricht 226,471; Armee und Marine 294,716; ohne Beruf 802,668. — In den Städten leben, Laxenburg eingeschlossen, 7,452,722 Personen oder 31,2 Procent; auf dem Lande 16,568,593, also 60,8 Procent.

— Der Kaiser von Rußland hat in seiner Privatkanzlei, in der Controleurexpedition, statt der bisherigen männlichen Beamten neun Controleurgehülfinnen angestellt.

— Von der St. Petersburg-Helsingfors-Bahn ist die Strecke zwischen der russischen Hauptstadt und Wiborg dem Betriebe übergeben worden.

— Der unterseeische Telegraph von Bombay über Aden nach Suez ist am 23. März auf seiner ganzen Strecke glücklich gelegt worden. Europa ist nun nicht mehr von der indisch-mesopotamisch-persischen Linie abhängig, über deren Unregelmäßigkeit viele Klagen erhoben worden sind. Im Hinblick auf die Concurrenz scheint man überhaupt auch den Telegraphen gen Osten den Dienst in gute Ordnung gebracht zu haben. Der Secretär der „Indo-europäischen Telegraphen-Compagnie" in London (es ist die Siemenslinie durch Preußen, Rußland und Persien) machte am 21. März bekannt, daß diese Linie nichts zu wünschen übrig lasse. An diesem Tage traf Schlag 2 Uhr Mittags in London ein Telegramm ein, das in Indien am 12 Uhr 26 Minuten desselben Morgens aufgegeben worden ist.

— Die Gesetzgebung des nordamerikanischen Territoriums Wyoming hat jüngst ein Gesetz angenommen, welches den Frauen das Stimmrecht verleiht. Die Territorialbehörden haben in Folge dessen verfügt, daß die Frauen nun auch Aemter bekleiden und als Geschworne fungiren können und sollen. Für den Märztermin standen die Namen von 12 Frauen auf der Jurylliste.

— Bei Asunrion in Paraguay ist eine Schwefelgrube entdeckt worden.

— Australien hat bekanntlich ein sogenanntes excessives Klima, und nicht selten erreicht im dortigen Hochsommer die Hitze eine fast unerträgliche Höhe. So zeigte am 20. December 1869 der Thermometer auf der Sternwarte zu Melbourne 108,4 Grad Fahrenheit im Schatten, und an einigen anderen Plätzen in der Colonie Victoria war die Hitze noch beträchtlicher. Einige Tage vorher hatte ein glühend heißer Wind volle 72 Stunden lang angehalten und den Getreidefeldern großen Schaden zugefügt.

— Zu Sydney, der Hauptstadt von Neusüdwales, warf am 28. Februar das Clipperschiff „Patriarch" Anker; es hatte die Fahrt aus England nach diesem australischen Hafen in 67 Tagen gemacht; es ist die kürzeste, von der man Kunde hat.

Inhalt: Streifzüge unter den Indianern des nordwestlichen Amerika. Mit sechs Abbildungen. (Schluß.) — Ein Blick auf Centralasien. Von Hermann Vambery. — Volk und Volksleben in Neurußland. Von J. M. — Aus allen Erdtheilen: Die verschiedenen Meridiane. — Rudolf Falb's Theorie der Erdbeben. — Die Sturmwarnungen. — Ertrag und Hebung der Bodenseefischerei. — Centralamerikanische Canäle von Ocean zu Ocean. — Round Island bei Mauritius. — Verkehr der russischen Ostseehäfen. — Verfolgung der Protestanten in Mexico. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien.

I.

Die Menschenopfer der Chonds. — Ein indischer Radscha auf der Reise. — Frühe Verheirathungen. — Diamantgruben. — Zigeuner. — Buntes Treiben in Haiderabad. — Ein Ritt durch die Stadt der Mohammedaner. — Ausflug nach Golkonda. — Ein Heiligenfest in Mutali. — Tanz der Bayaderen.

Unsere Leser sind mit den Wanderungen bekannt, welche Grandidier auf der Insel Ceylon gemacht hat („Globus" XVI, S. 305 ff.); sie kennen auch seine Schilderungen der Stadt Calcutta und des heiligen Tempels von Puri Dschagganatha. Heute wollen wir ihn auf der Reise begleiten, welche er von Kattack in Orissa, also vom Deltagebiete des Mahanaddy am Bengalischen Meerbusen nach Haiderabad, Golkonda, und von dort an die Küste zurück nach Madras unternahm.

Wer in Indien Gegenden durchwandert, welche noch nicht von Eisenbahnen oder den großen Straßen durchzogen werden, hat gewöhnlich Klage über die Hamals zu führen, das heißt, über die Palankinträger, auf deren Pünktlichkeit meist nicht zu rechnen ist. Als Grandidier gegen Abend aufbrechen wollte, hatten sie ihn im Stiche gelassen und mußten von Polizeileuten zusammengeholt werden. In den heißen Monaten zieht man das Reisen bei Nacht vor. Von Kattack aus führte der Weg durch Dschengeln (Hoch- und Gestrüppwald), in welchen einige Tage vorher ein Bauersmann von einem Tiger zerrissen worden war. Deshalb hatten die Hamals Furcht und waren erst gegen drei Uhr Morgens durch Strafandrohungen zu bewegen, ihre Pflicht zu thun. Sie liefen in kurzem Trabe, sangen aber nicht, was sie sonst zu thun pflegen, sondern schrien aus Leibeskräften, um den Tiger zu verscheuchen.

Der Weg führt durch das Gebiet der Kondhs oder besser Chonds, jenes merkwürdigen Volksstammes im westlichen Orissa, der bis auf die jüngste Zeit das Menschenopfern ganz systematisch als eine Art von religiöser Verpflichtung trieb. Nicht ohne große Mühe ist es den Engländern gelungen, diesem Brauche zu steuern; sie trafen dabei auf um so größere Schwierigkeiten, weil es sich eben um eine religiöse Anschauung handelte. Denn, so meinten die Chonds, ohne Menschenopfer sei die Gottheit, welche Regen aus den Wolken strömen läßt, nicht zu versöhnen, und es werde Dürre und Hungersnoth eintreten. Aber der Segen auf den Feldern bleibe nicht aus, wenn man das an einen Pfahl befestigte Opfer zerstückele, so daß die Sonnenstrahlen auf das Blut fallen. Jeder Anwesende nahm ein Stück Fleisch und lief so rasch als möglich nach seinem Acker, der mit einigen Blutstropfen besprengt wurde *).

Am folgenden Tage begegnete der Reisende einem indianischen Fürsten, dem Radscha von Wisianagram, der sich auf Anrathen seines Astrologen nach Benares begab, um dort an einem glücklichen Tage die Hochzeit seiner Tochter

*) Vergleiche „Globus" Band XIII, S. 129. 171 ff., wo diese Meriahs, nach den Mittheilungen des Obersten Campbell, ausführlich geschildert worden sind. Sodann in Band X, S. 13 ff. „das Volk der Chonds im ostindischen Orissa, eine ethnographische Skizze," mit Illustrationen.

Digitized by Google

zu feiern. Der Europäer ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und vernahm zu ſeiner nicht geringen Verwunderung, daß der Radſcha nur in aller Eile und ſehr einfach reiſe. Allerdings hatte er nur 400 bis 500, theils von Zebus, theils von Büffeln gezogene zweiräderige Wagen bei ſich, nur 3000 Packträger, ein halbes Tauſend Reiter, etliche Hundert Lanzenträger zu Fuß und 10 Elephanten. Natürlich fehlte eine zahlreiche Muſikbande nicht; ſie eröffnete den Zug, der wirklich nur etwa ſechs Stunden bedurfte, um in höchſt maleriſcher Unordnung an dem Reiſenden vorüberzupaſſiren!

Der Radſcha, welcher ſich nebſt ſeiner Familie unter einigen großen Zelten gelagert hatte, lud den Europäer zu ſich ein. Er ſprach ganz geläufig engliſch und erzählte ſogleich einige Jagdgeſchichten. Vor einigen Tagen hatte er einen Tiger erlegt, war aber dabei nicht in die allergeringſte Gefahr gekommen, denn er hatte in einem eiſernen Käfig Poſto gefaßt und dort das wilde Thier erwartet, welches unter Trompeten und Pauken die Treiber ihm in die Schußweite jagten. Sehr lieb waren ihm ſeine Gnepards, dieſe kleine Pantherart, die ſich zähmen und ſehr gut zur Antilopenjagd verwenden läßt.

Das Zelt der Rani (d. h. der Fürſtin) und ihrer Tochter war mit einem rothen Tuchverſchlag umgeben, ſo daß die Damen ſich, ohne von der Menge geſehen zu werden, im Freien aufhalten konnten. Grandidier ſchildert die Rani als eine hübſche junge Frau mit hellem Teint, funkelnden ſchwarzen Augen und graziöſer Haltung; ſie trug ein grünes, mit

Reiſewagen einer reichen Hindufrau.

Gold geſticktes Sammetjäckchen. Die Braut, welche bereits fünf Jahre alt war, blieb unſichtbar. Ein Mädchen von Kaſte wird in Indien ſo früh als möglich verheirathet, bleibt dann aber bis zur Mannbarkeit bei ihren Eltern. Ein Mädchen, das nicht in frühen Kinderjahren verheirathet iſt, gilt als ein Schimpf und eine Schmach für die Familie, und früher iſt es gar nicht ſelten vorgekommen, daß ſolch ein unglückliches Geſchöpf der blutdürſtigen Göttin Kali geopfert wurde. Das engliſche Geſetz iſt gegen ſolche Barbareien ſehr ſtreng, kann aber nicht verhindern, daß ſie dann und wann insgeheim verübt werden. „Ich ſah in Calcutta einen Vater, der vor Gericht ſtand, weil er Vorkehrungen getroffen hatte, um ſeine Tochter zu opfern; das Mädchen war ſchon zwölf Jahre alt und hatte noch keinen Mann. Um dieſe Schande abzuwenden, hatte der Vater die Tochter in einen Kahn geſetzt und dieſen an einer unbewohnten Gangesinſel befeſtigt. Am vierten Tage ſollte das Opfer ſtattfinden, auf welches viele fromme Orthodoxe ſchon warteten. Da erfuhr die Polizei von dem Vorfalle und ſchritt ein. Aber was iſt aus dem von der Kaſte und der eigenen Familie verſtoßenen Mädchen geworden?“

Der Weg führte über Tſchikakole (18°18′ N.), das etwa 50,000 Einwohner zählt, über Wiſagapatam, das hübſche Arbeiten aus Hirſchhorn in den Handel liefert, nach Radſchamandry, das an der Spitze des Godaverydeltas liegt. Von dort führt ein ſeit 1859 vollendeter Canal nach Ellora. Es iſt ein Verdienſt der Engländer, daß ſie in dieſen Gegenden mehrere Canäle hergeſtellt haben; dieſelben dienen theils zur Bewäſſerung, theils erleichtern ſie den Waarentransport.

Von Bebſchuarra aus ſchlug Grandidier die Richtung nach Weſten ein, um nach Haiderabad zu gehen, der Hauptſtadt des Gebietes, welches der Nizam, einer der mächtigſten unter den eingeborenen Fürſten, beherrſcht. Auf dem Wege, welcher dorthin führt, liegen mehrere Diamantgruben, z. B. bei Ganiatkar, Kadawetty-Kallu und Ghane Pattiala; die letzteren ſind am berühmteſten; ſie liegen am linken Ufer des Kriſchna, in dem vormaligen Strombette. Dort ſieht man viele kreisrunde Löcher, die nur ein paar Fuß Tiefe haben, und neben welchen Maſſen von Kies, Quarz, Pudding und anderm Geſtein aufgehäuft ſind. Gegenwärtig iſt die Zahl der Diamantgräber nur gering, und jeder arbeitet auf eigene Hand. Der Landesherr erhebt von ihnen eine ſtarke Abgabe ſelbſt auf dem Territorium, welches

Typen von Mohammedanern in Haiderabad.

er den Engländern abgetreten hat. In dieſen einſt ſo berühmten Gruben hatte man in den letztverfloſſenen fünf Jahren keinen einzigen Diamanten gefunden, deſſen Werth 12 Thaler überſtiegen hätte.

Grandidier fand auf dem Wege nach Haiderabad weite Einöden, eine geringe Anzahl von Dörfern, ſpärlichen Ackerbau und hin und wieder ein kleines, von viereckigen Thürmen flankirtes Fort, und dieſen Anblick gewährte das Land auf einer Strecke von etwa dreißig deutſchen Meilen. Eines Tages begegnete ihm im Walde eine Truppe von Zigeunern; man bezeichnet ſie als Brindſcharis oder Lambardys; ſie brachten Salz aus dem Innern und hatten eine Anzahl Zebus damit beladen. Die Frauen trugen einen bis auf die Fußknöchel herabfallenden Rock aus dickem Wollenſtoffe; er war roth und oben wie unten mit grellfarbigen Streifen beſetzt. Auf der Bruſt wird ein Jäckchen von ge-

würfeltem Muſter getragen, während der Rücken nackt bleibt. An den Füßen hatten ſie ſchwere Ringe, deren äußere Seite ausgezackt war; in den Ohren hingen Metallkugeln an einer kleinen Kette, an der Naſe waren Ringe befeſtigt, die Arme waren mit gläſernen und ſilbernen Ringen verziert. Unter den jungen Mädchen waren einige wirklich ſchön. Dieſe indiſchen Zigeuner werden geboren, leben und ſterben in den Wäldern, und ſchlafen niemals in einem Gebäude. Ihre Hauptbeſchäftigung beſteht im Transportiren des Salzes, daneben treiben ſie aber auch den Kinderdiebſtahl als Handwerk.

Etwa ſechs deutſche Meilen von Haiderabad hört die Einöde auf, der Boden wird uneben, iſt aber auch jetzt noch nicht fruchtbar, doch ſieht man hin und wieder einige Palmengruppen. Zwei Wegſtunden von der Stadt liegt Sikanderabad, das Cantonnement der britiſchen Truppen; gewöhnlich ſtehen 5000 Mann dort, wovon 2000 Europäer ſind. Die Engländer haben ſich ganz behaglich eingerichtet; alle Bangalos, in welchen Offiziere wohnen, ſind von Gärten umgeben; ſie haben ein Arſenal, zwei proteſtantiſche Kirchen, ein Liebhabertheater, einen Ballſaal und ſehr hübſche Caſernen. Dieſe ſind auf Koſten des Nizam gebaut worden; dieſer zahlt auch jenen 5000 Mann, welche zu ſeinem „Schutze" dort ſind, d. h. ihn zu überwachen haben, regelmäßig den Sold aus. Die engliſche Regierung unterhält am Hofe des Nizam einen Reſidenten, deſſen Wohnung neben dem mahammedaniſchen Stadttheile liegt; es iſt ein hübſches Gebäude in einer Art griechiſchen Stils und von ſchönen Bäumen umgeben.

Ein Fakir.

Grandidier erhielt vom Reſidenten ein Einführungsſchreiben an den Nawab Salar Dſcheng, der Dewan, d. h. Premierminiſter, des Nizam iſt. Dieſer letztere kümmerte ſich ſo gut wie gar nicht um die Regierung; es verdroß ihn, daß die Engländer ſtrenge Aufſicht übten, auch ließ er ſich nur ſelten, höchſtens bei mohammedaniſchen Feſtlichkeiten, blicken, und verbrachte ſeine Zeit im Horem, „wo er eine ſehr vollſtändige Sammlung von Frauen aller Farben und Nationen zuſammengebracht hat."

Der Palaſt Salar Dſcheng's hat kein imponirendes Aeußere, aber große Hafräume, in welchen Soldaten Wacht hielten, die ſich ziemlich armſelig ausnahmen. Das Innere war aber recht hübſch. Der Dewan empfing den Europäer in einer großen Halle, deren hölzerne Säulen mit allen möglichen Farben bemalt und mit Spiegeln behängt waren; auch beſtand der ganze Plafond aus Spiegelſcheiben; die Mobilien waren europäiſch. Neben der Halle befanden ſich zwei Säle, vor deren Thüren Matten hingen. In dieſen Gemächern werden öffentliche Angelegenheiten verhandelt, dann und wann wird dort auch Recht geſprochen; wer dieſe Zimmer betritt, muß vorher die Fußbekleidung ablegen.

Der Dewan, damals im Alter von etwa 33 Jahren, war ein ſtattlicher, ſchlank gewachſener Mann, ſeine Geſichtsfarbe war ſehr hell, ſein Benehmen hatte etwas Nobles und Gewinnendes, ſein Blick war intelligent. Er ſpricht und ſchreibt auch das Engliſche recht gut; er drückt ſich aber nicht gern in der europäiſchen Sprache aus, weil er dadurch bei den fanatiſchen Mohammedanern Anſtoß erregen würde. Er empfängt die Fremden im Namen des Nizam und läßt ihnen den prachtvollen Garten Barra Durraeh zeigen, welcher der Obhut eines Europäers anvertraut iſt. Dort machen die Gruppen von Kokospalmen einen angenehmen Eindruck. Das Gartenhaus enthält einen Speiſeſaal, in welchem 300 Perſonen Platz finden; er iſt mit arabiſchen Säulen verziert und hat auf der Vorderſeite ein großes Waſſerbecken mit einer großen Menge von Fontänen; auf einer Terraſſe werden Feuerwerke abgebrannt, die bei allen orientaliſchen Feſtlichkeiten unentbehrlich ſind. Der Dewan hält im Garten zwei zahme Tiger, einen Gueparb, ein fliegendes Eichhörnchen aus Java, Damwild und noch allerlei andere Thiere; er hat eine förmliche Menagerie. — Bemerkenswerth im Palaſte des Premierminiſters war ein Muſeum, das eine Sammlung aller Fabrikate des Dekhan enthielt, welche von Eingeborenen verfertigt werden; ſodann findet man alle Pflanzenproducte Indiens und die beim Volke gebräuchlichen Arzneimittel. Sehr hübſch ſind die lackirten Holzwaaren, welche Kornul liefert, die mit Silber eingelegten Metallgefäße aus Bidar, Marmorſtatuetten aus dem Pendſchab, durchſichtige aus Seide und Silber gewebte Stoffe aus Aurangabad; dann das Kinkab, ein mit Goldmuſtern verziertes Seidenzeug, das in Haiderabad ſelbſt verfertigt wird, und die Filigranarbeiten aus Kattack.

Ein Europäer darf ohne beſondere Erlaubniß des Premierminiſters die mahammedaniſche Stadt nicht betreten. So befehlen die engliſchen Behörden, und ſie haben guten Grund dazu, weil die Giaurs, die ungläubigen Chriſten, inmitten der fanatiſchen Muſelmänner der größten Gefahr ausgeſetzt ſind, Leib und Leben zu verlieren. Grandidier erhielt vom

Dewan jene Erlaubniß und konnte ſich obendrein zweier der ſchönſten Elephanten des Nizam bedienen.

Haiderabad iſt arm an großartigen Bauwerken; Erwähnung verdienen nur der Tſchahar Minar und die Dſchama Mesdſchid. Der erſtere iſt ein viereckiges, von vier hohen Minarets flankirtes Gebäude; auf jeder Seite iſt ein breites und hohes Thor, in der Mitte befindet ſich eine Fontäne. Vor der großen Moſchee liegt ein Teich, in welchem die Gläubigen ihre Abwaſchungen vornehmen; am Ufer ſieht man mehrere mit einem Gitter umgebene Gräber.

Eine Wanderung in der Stadt ſelber bietet für den europäiſchen Reiſenden ein hohes Intereſſe. Haiderabad hat ein ganz und gar aſiatiſches Gepräge. Die Zahl der Einwohner beträgt zwiſchen 200,000 und 300,000, und das Gewirr auf den Straßen, in welchen die Menſchenmenge ſich drängt, iſt ungemein bunt. Da gehen Männer mit ver-

Feommer Bettler.

ſchiedenen, manchmal mit Goldſtickereien verzierten Turbanen, in weißen Baumwollengewändern oder in ſeidenen Röcken. An ihnen vorbei drängt ſich der gewöhnliche Arbeiter, der nur mit einem Lendenſchurze bekleidet iſt. Man ſieht Frauen, welche lange, eng anliegende Beinkleider und ein Gewand tragen, das kaum die Bruſt verhüllt und den Rücken bloßläßt; aber vor dem Geſichte tragen ſie eine Drahtmaske, welche nicht einmal die Augen ſehen läßt. Den Hindu erkennt man ſofort an dem Zeichen der Kaſte oder Secte, welches er vor der Stirn angebracht hat; der Kaufmann ſitzt vor ſeiner mit Waaren des Orientes wie des Abendlandes angefüllten Bude und wartet auf Kunden. Die meiſten Männer führen Säbel und Dolche, auch wohl ein Luntengewehr. Da kommen Elephanten durch die Menge; da ſind Wagen mit reichen Draperien behängt. Hinter dem Wagen zieht ein Gefolge, oft 30 bis 50 Mann, Bewaffneter einher; ihren Zug eröffnet ein Krieger, der einen grünen Kranz trägt, und mit demſelben andeutet, daß ein vornehmer Mann im Wagen ſitze. Man ſieht auch vergoldete, dicht verſchloſſene Palankine, neben welchen Männer mit gezogenem Säbel

gehen; ſie würden einen Neugierigen, der ſich zu nahe heranwagte, auf der Stelle empfindlich züchtigen. Haiderabad hat ſich von allen indiſchen Städten am meiſten das Gepräge des echt Orientaliſch-Indiſchen bewahrt. Häuſer der Edelleute und des gewöhnlichen Volkes ſtehen bunt neben einander, und wer die Verhältniſſe nicht näher kennt, würde kaum ahnen, daß hinter mancher unanſehnlichen Mauer ſich eine mit aller Pracht des Orientes geſchmückte Wohnung befindet.

Während ich, ſchreibt der Reiſende, mich in dieſem höchſt maleriſchen Gewühl umhertrieb und wohl bemerkte, daß man den europäiſch gekleideten Mann nicht mit günſtigen Blicken betrachtete, fiel mir insbeſondere ein muſelmänniſcher Heiliger auf. Er trug einen buntfarbigen Mantel, einen ſpitzen Hut und hatte in der Hand eine kupferne Trompete. „Heilige“ dieſer Art üben in allen mohammedaniſchen Ländern einen großen Einfluß auf das Volk, und dieſe oft geradezu wilden und grimmigen Fanatiker haben auf daſſelbe einen eben ſo bedeutenden als ſchädlichen Einfluß. Als er mich ſah, ſtieß er ſofort in ſeine Trompete, alarmirte die Vorübergehenden und begann, mich mit Worten und Gebärden zu beſchimpfen. Glücklicherweiſe konnte er nicht handgreiflich werden, weil ich hoch oben auf dem Elephanten ſaß, aber in der Volksmenge zeigte ſich doch eine bedenkliche Stimmung. Jetzt begriff ich ſehr wohl, weshalb es den Engländern von ihrer eigenen Obrigkeit verboten worden iſt, Haiderabad zu beſuchen. Neben ſolchen mit allerlei bunten Lappen bedeckten muſelmänniſchen Heiligen begegneten mir auch indiſche Fakire; ſie gingen faſt nackt und hatten ſich mit weißen Streifen beſchmiert. Auch ſie ſind fanatiſch gegen die Europäer eingenommen und würden den erſten beſten der verhaßten Fremdlinge ohne Bedenken bei Seite ſchaffen, wenn ſich günſtige Gelegenheit dazu fände.

Die Straßen in Haiderabad ſind ſo eng, daß ich mehr als einmal Gefahr lief, an die Balcons zu ſtreifen. Sehr oft begegneten mir Elephanten, die theils mit Holz und Lebensmitteln beladen waren, theils ſogenannte Haudas trugen, Matratzen und Sitze verſchiedener Art, auf welchen vornehme, in Seide gekleidete Herren gemächlich Platz genommen hatten. Jeder Elephant trägt ein Glöckchen am Halſe, damit Reiter und Kameele auf der richtigen Seite ausweichen.

Am andern Tage ſtanden vor meiner Thür ſchon in aller Frühe zwei Elephanten, die mir zu einem Ritt nach Golkonda zur Verfügung geſtellt worden waren. Dieſe Stadt liegt nur 3 bis 4 Stunden von Haiderabad entfernt; in dem dortigen Fort befindet ſich die Schatzkammer des Nizam, der, als echter Orientale, eine große Vorliebe für Diamanten und Perlen hat. Außerhalb der Ringmauer bemerkt man eine Gruppe von Grabmälern, unter welchen Fürſten aus der Dynaſtie des Kutub Schah ruhen. Von der alten, einſt hochberühmten Stadt Golkonda ſind zumeiſt nur noch Trümmer übrig; man ſieht mehr Grabmäler als Häuſer, und auch von jenen ſind viele im Verfall. Manche waren früher mit einer ſteinernen Mauer umzogen; alle gleichen einander; auf einem Unterbau von Granit ſteht ein viereckiges Gebäude, zu welchem ſechs Stufen hinaufführen. Jede Seite des Grabgebäudes hat ſieben Bogen von je zwölf Fuß Breite; oben in der Mitte iſt eine Roſette angebracht. Die beiden letzten Arkaden werden von maſſiven Pfeilern getragen und ſind zugemauert worden. Auf der erſten Unterlage erhebt ſich, etwas zurücktretend, ein anderes, gleichfalls viereckiges Gebäude, halb aus Stein, halb aus Ziegeln und mit Kalk beworfen. Die Winkel werden von achteckigen Backſteinpfeilern gebildet; dieſe ſind Träger kleiner Minarets, welche nach oben in fünf kleine Kugeln auslaufen, von denen die größte ſich im Centrum befindet; alle ſind durch eine kleeblattartige Verzierung mit einander verbunden. Dieſe zweite Etage hat eine ſphäroidale Kuppel von der Art, welche wir bei ſo vielen Denkmälern der arabiſchen Kunſt finden. In einem großen, durchaus ſchmuckloſen Gemache befindet ſich das Mauſoleum; es iſt aus ſchwarzem Stein verfertigt, hat Inſchriften aus dem Koran und macht in dem großen, weiß angetünchten Saal eine große Wirkung. Verſchiedene Theile des Monumentes, z. B. die Baſis der Kuppel, ſind mit emaillirten Ziegelſteinen bekleidet. Die meiſten derſelben ſind von engliſchen Touriſten mitgenommen worden; dieſe biederen Briten haben auch dort ihren vandaliſchen Gelüſten nicht widerſtehen können.

Der Reiſende beſuchte auch den großen Teich von Mir Allan, der etwa eine deutſche Meile von Haiderabad entfernt liegt. Ein großer und ſchöner Damm durchſchneidet in der Quere ein breites Thal; er iſt halbkreisrund, concav und beſteht aus 23 Halbmonden; die mittlere Höhe dieſes aus Granit aufgeführten Werkes beträgt 30, die Breite 160 Fuß, und das Ganze erſchien als ein vortreffliches Muſter jener Tangs oder Waſſerbehälter, die für Indien von ſo großer Bedeutung ſind. Von dieſem Damm herab hat man eine Ausſicht auf ausgedehnte, ſehr fruchtbare Felder, welche mit dem aus dem Tang abgeleiteten Waſſer berieſelt werden; fern im Hintergrunde erglänzen die Kuppeln der vier Minarete des Tſchahar Minar; zur Linken ſind die hellen Linien der weiß angetünchten Caſernen von Sikanderabad ſichtbar; ſie heben ſich von dem Grün der Bäume ab, welche dem Ufer des Muſſafluſſes entlang in üppiger Fülle wachſen. Im Hintergrunde des Teiches endlich ſind die Hügel mit Granitblöcken gleichſam überſäet, und dieſe wilde Scenerie bildet einen ſcharfen Contraſt gegenüber der anmuthigen Culturlandſchaft. —

Mutati iſt ein etwa zwei deutſche Meilen von Haiderabad entferntes Dorf. Die Gläubigen hatten dort eben ein großes Feſt zu Ehren eines mohammedaniſchen Heiligen veranſtaltet, der einſt gen Himmel gefahren und ſo freundlich geweſen war, auf einem Hügel ſeine Fußſpur zurückzulaſſen. Die Frommen haben dort eine Moſchee gebaut und manche vornehmen Leute beſitzen in der Nähe kleine Landhäuſer, in welchen ſie während der beiden Feſttage ihr Unterkommen haben.

Es ging während derſelben hoch her. Grandidier ſah Hunderte von Elephanten, die mit rothen, goldgeſtickten Decken belegt waren; ihre Stirn war mit einem grünen Halbmonde und anderen Emblemen des Islam bemalt; die Reiter trugen prachtvolle Seidengewänder und das Ganze bildete für einen Europäer ein höchſt intereſſantes Schauſpiel. Vor jedem Thiere lief eine Anzahl mit Flinten bewaffneter Soldaten einher; ſie trugen brennende Lunten in der Hand und riefen Titel und Würden ihrer Gebieter aus. Weiterhin ſah man Fuhrwerke, zum Theil von ſonderbarer Geſtalt, die mit hübſchen Draperien behängt waren; in denſelben ſaßen Bayaderen; alle waren reich mit Perlen und Edelſteinen geſchmückt und ſangen muntere Weiſen zum Tone der Cymbeln und Trommeln. Ueberall ein Gedränge von Palankinen, Kameelen und Fußgängern. Alle Häuſer waren mit Papierlaternen illuminirt, und durch dieſe bunten Verzierungen wurde das echt Orientaliſche dieſer Scene wo möglich noch erhöht. Merkwürdig war das, man kann wohl ſagen, verſtändige Benehmen der Elephanten, welche in dieſem dichten Gewühl umhergingen, ohne einen Menſchen zu verletzen. Wenn Jemand nicht gehörig auswich, gab ihm das kluge Thier mit dem Rüſſel einen leiſen Schlag auf die Schulter und ging dann erſt weiter.

Am Abend fehlte es nicht an Nätſches, das heißt Tänzen der Bayaderen. Bekanntlich iſt der Tanz der

Digitized by Google

Bayaderen in Haiderabad.

Orientalen von dem unſern ganz verſchieden, eine einfache Mimik, die oft von einem ſchleppenden, monotonen Geſange begleitet wird. Einige Männer ſchlagen auf Trommeln und Cymbeln und begleiten ſolchergeſtalt die Bewegungen der Tänzerinnen, während einige andere Bayaderen, die ruhig daſtehen oder ſitzen, den Tact mit den Händen ſchlagen und im Chor ſingen. Insgemein iſt, wie unſere Illuſtration zeigt, nur eine Tänzerin in Thätigkeit; ſie ſtampft den Boden mit den Füßen, die mit allerlei Schellen und Klappern behängt ſind. Sie dreht ſich um ſich ſelbſt und giebt ſowohl ihren Armen wie dem ganzen übrigen Körper eine ſchwingende Bewegung. Einem Engländer kommt dos nur ſeltſam und befremdend vor; Gefallen kann er an einem ſolchen „Tanz“, in welchem keine Harmonie iſt, nicht haben.

Der Geſang beſteht gewöhnlich in einem einfachen Recitativ; während deſſelben ſtößt die Bayadere dann und wann ſchrillende Töne aus, welche ſie, gleich einer Lerche, in die Luft ſchmettert. In Europa hat man ſo viel von der Grazie und vom Tanze der Bayaderen geleſen und gehört, und dieſe Mädchen ſind ſo oftmals als bezaubernde Schönheiten hingeſtellt worden, daß man gründlich enttäuſcht iſt, wenn man nun ihren Tanz ſelber ſieht und dieſe Geſänge hört, denen all und jeder Wohlklang fehlt. Reich gekleidet ſind dieſe Bayaderen allerdings und auch ſehr anſtändig, viel anſtändiger als die Frauen, welche mon auf den Straßen ſieht.

Wenn man übrigens den Tanz der Orientalen richtig würdigen will, ſo muß man wohl erwägen, doß in heißen Ländern, wo Leib und Geiſt vor Allem Ruhe haben wollen, Tanz und Ballet nach europäiſcher Weiſe und unſere Trompeten-, Trommel- und Paukenmuſik übel angebracht wäre. Bei uns iſt das Tanzvergnügen eine Art von Arbeit, die Bayadere hingegen hat keine Anſtrengung und fühlt ſich nicht ermüdet. Wenn man ihre Tänze öfter mit angeſehen hat und ſich in der Atmoſphäre des Orientes einigermaßen heimiſch fühlt, ſieht man ihnen gern zu. Man ſitzt da, raucht ſeine Hukah (Tabackspfeife), bläſt träumeriſch den Rauch in die Luft und fühlt ſich wohl.

An jenem Feſtabend in Mutali gingen im Tanzſaale unabläſſig Diener umher, welche den Anweſenden aus ſilbernen, mit Gold domascirten Kannen Roſenwaſſer ins Geſicht ſprengten; auch wurden Betel und allerlei Süßigkeiten herumgereicht. Erſt gegen Mitternacht wurde Alles ruhig.

Ueber die erſten Spuren des Pferdes und Eſels in ihrer Eigenſchaft als Hausthiere*).

R. A. Sind Pferd und Eſel ſchon von den älteſten hiſtoriſchen Zeiten on in Aegypten als Hausthiere vorhanden geweſen oder ſind ſie als ſolche erſt ſpäter dort aufgetreten? Dieſe intereſſante Frage wurde kürzlich bei der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften durch einen Reiſebericht Richard Owen's über Aegypten wieder angeregt. Owen nimmt ein ungefähr gleichzeitiges Erſcheinen beider Hausthiere an und ſetzt dies in eine offenbar viel zu ſpäte Epoche, in die Zeit kurz vor der Einwanderung der Hirtenkönige (Hykſos), alſo etwa 1900 bis 1800 vor unſerer Zeitrechnung.

Dieſe Anſicht iſt nur in Bezug auf das Pferd richtig. Denn in den zahlreichen wohlerhaltenen monumentalen Darſtellungen aus der älteſten geſchichtlichen Zeit (etwa 4000 v. Chr.), welche uns eine Menge von Scenen des täglichen Lebens und Abbildungen von Hausthieren bringen, begegnen wir nirgends dem Pferde. Ebenſo fehlt das Pferd auf allen Darſtellungen aus der folgenden Periode, welche mon dos „mittlere Reich“ nennt und welche ſich von der 11. Dynaſtie des Manetho bis zu der Invaſion der Hykſos erſtreckt. Aus der nächſtfolgenden Periode ſind leider keine monumentalen Darſtellungen auf uns gelangt, ſobald dieſelben aber, nach einer ziemlich langen Unterbrechung, mit der etwa 1800 Jahre vor Chriſtus zur Herrſchaft gelangenden 18. Dynaſtie wieder vorkommen, erſcheint auf denſelben dos Pferd auch bereits als ein in Aegypten ganz allgemein benutztes Hausthier.

Der Eſel dagegen kommt bereits ein Jahrtauſend früher auf den allerälteſten ägyptiſchen Monumenten voe; er iſt in den Geäderſtätten des „alten Reiches“ zu Gizeh, zu Sakkarah und Abuſir ſehr häufig abgebildet. Wer die ägyptiſche Abtheilung der Pariſer Ausſtellung von 1867 beſucht hat, erinnert ſich gewiß des von Moriette ausgeſtellten Abguſſes von dem köſtlichen Basrelief aus dem Grabmale des Ti (5. Dynaſtie), welcher eine Herde von Eſeln darſtellt. Von der 4. Dynaſtie an erſcheint der Eſel in Aegypten als ein ganz ebenſo wie heute verwendetes Thier. In dem Grabmal des Schafra-Ankh zu Gizeh wird von einer Herde von 760 Eſeln berichtet, welche auf den Gütern des Verſtorbenen gezüchtet waren, eines hohen Beomten am Hofe des Erbauers der zweiten Pyramide von Gizeh, unter der 4. Dynaſtie; und in verſchiedenen von Mariette aufgefundenen, noch nicht beſchriebenen Grabkammeen rühmen ſich Grundbeſitzer noch bedeutenderer Eſelherden, die noch Tauſenden zählen.

Gleiche Verhältniſſe herrſchten aber ouch in dem benachbarten peträiſchen Arabien und dem ſüdlichen Paläſtina, mit welchen das altägyptiſche Reich in zu engen politiſchen und Handelsverbindungen ſtand, um nicht von denſelben das Pferd überkommen zu hoben, wenn es in dieſen Ländern überhaupt bekannt geweſen wäre.

Und ſo erblickt man denn auch unter den Wandmalereien des berühmten Grabes des Numhotep zu Beni-Haſſan-el-Kadim die Ankunft einer Ammoniterfomilie abgebildet, nomadiſirende Hirten von ſemitiſchem Stamme, welche die Abſicht zeigen, ſich mit ihren Herden in Aegypten unter einem der erſten Herrſcher der 12. Dynaſtie, alſo ungefähr 3000 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, niederzulaſſen. Als alleinige Laſtthiere führen ſie Eſel mit ſich, welche ihre Habſeligkeiten und die Kinder tragen.

Das ſtimmt auch völlig mit dem Zeugniß des Buches der Geneſis überein, dieſes treuen und unſchätzbaren Spiegels des Lebens der Patriorchen. Wo die Reichthümer der erſten Patriarchen aufgezählt werden, iſt immer nur die Rede von ihren Kameelen und Eſeln, von ihren Herden von Rindern und Schafen, aber niemals von Pferden, während dies Thier im Exodus bereits als im gonz allgemeinen Gebrauch ſtehend erſcheint. Nur an einer Stelle geſchieht im

*) Nach den Vorträgen von F. Lenormant, Milne Edward's und Faye in den Sitzungen der Pariſer Académie des sciences vom 13. und 20. December 1869, 7. Februar 1870.

Digitized by Google

Buche der Geneſis des Pferdes Erwähnung, da, wo berichtet wird, wie Jacob's Familie ſich in Aegypten bei Joſeph niederläßt *). Aber das bezieht ſich auf die Zeit der letzten in jenem Buche erwähnten Ereigniſſe, auf die Epoche der letzten Hirtenkönige, und es ſtimmt dies Zeugniß auch bis auf einen ganz geringen Zeitunterſchied mit der älteſten bekannt gewordenen Erwähnung des Pferdes auf einem ägyptiſchen Bauwerke vollſtändig überein. Dieſe Erwähnung geſchieht in einem Satze der Inſchrift des Ahmes, Sahnes von Abana, in welchem von dem Kriegswagen des Königs Ahmes, des erſten Königs der 18. Dynaſtie, die Rede iſt.

Die einzige Andeutung, daß das Pferd bereits zu einer frühern Zeit in dieſen Ländern Eingang gefunden, iſt im 36. Capitel Vers 24 der Geneſis. Dort wird erzählt, wie Ana, der Sohn des Zibeon und Vater der Ahalibama, welche als eine von Eſau's Frauen aufgeführt wird, in der Wüſte ſeines Vaters Eſel hütet und bei dieſer Gelegenheit „Maulpferde“ findet, wie Luther überſetzt. Danach müßte das Pferd als längſt hier einheimiſch angenommen werden. Thatſächlich geſchieht aber deſſelben bei den häufigen und detaillirten Angaben über die Herden der Erzväter nirgends Erwähnung, ſo daß feſtzuſtehen ſcheint, daß dieſe wenigſtens das Pferd noch nicht hatten. Möglicherweiſe wäre auch eine bei den Schriftſtellern des Alterthums nicht ſelten vorkommende falſche Benennung eines ihnen nicht genau bekannten Thieres mit einem ihnen geläufigern Namen anzunehmen.

Uebrigens iſt auch noch in dem doch einer weit ſpätern Zeit angehörenden Buche Hiob bei den mehrfach vorkommenden genauen Aufzählungen der Herden nirgends von dem Pferde die Rede, während doch die unübertrefflich ſchöne poetiſche Schilderung deſſelben im 39. Capitel Vers 18 bis 25 eine genaue Bekanntſchaft mit demſelben vorausſetzt.

Es geht aus dieſen Zeugniſſen alſo hervor, einmal, daß in Aegypten und Syrien der Eſel als Laſtthier ganz allgemein ſeit den älteſten hiſtoriſchen Zeiten verwendet wurde, dann aber, daß das Pferd erſt in verhältnißmäßig ſehr ſpäter Zeit, ungefähr gleichzeitig mit dem Auftreten der Hykſos in Aegypten, alſo etwa im neunzehnten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, in den Ländern ſüdweſtlich des Euphrats bekannt wurde.

Monumente aus nur wenig ſpäterer Zeit zeigen uns bereits den Gebrauch, von mit zwei Pferden beſpannten Streitwagen herabzukämpfen, als einen bei der kanaanäiſchen Völkerſchaft der Hethiter ganz volksthümlichen, welche auch bei dem Einbruch der Hykſos als herrſchender Stamm erſcheinen. Möglicherweiſe alſo haben ſie das Pferd nach Aegypten und Syrien eingeführt.

Dieſe geſchichtlichen Zeugniſſe ſind auch, wie Milne Edwards nachweiſt, ganz in Uebereinſtimmung mit den Aufſtellungen der Zoologie über den geographiſchen Verbreitungsbezirk des Geſchlechtes Equus. Es iſt danach als erwieſen anzunehmen, daß der Eſel eine eigenthümlich afrikaniſche Gattung iſt, die ſich nur als Hausthier in Aſien verbreitet hat, denn Alles, was alte wie moderne Reiſende von wilden Eſeln oder Onagern aus Syrien und Perſien berichten, iſt nur anwendbar auf den Hemippus, den Gour, Ghor Khur, den Kiang oder den Dſchigetai, d. h. auf verſchiedene Varietäten des Equus hemionus und nicht des Equus asinus.

Das Heimathland des Pferdes ſcheint nach Allem in Mittelaſien und einem Theile Europas zu ſuchen, und es dürfte auch die Zähmung beider Geſchlechter, des Pferdes und des Eſels, in ihrer beiderſeitigen Heimath ſtattgefunden haben, da, wo ſie ſchon früher im wilden Zuſtande lebten, alſo die des Eſels etwa in Oberägypten, die des Pferdes in Mittelaſien im Bereich der indo-germaniſchen Völkerſchaften. Wie die Hirtenvölker, unter deren Herrſchaft das Pferd nach Aegypten eingeführt zu ſein ſcheint, ſich zu jenen indo-germaniſchen Stämmen verhielten, iſt eine für den Alterthumsforſcher ſehr intereſſante, noch offene Frage.

Merkwürdig erſcheint es übrigens, daß erſt in verhältnißmäßig ſo ſpäter Zeit, unter den Hykſos, das Pferd über die offene Brücke des Iſthmus von Suez nach Aegypten gelangte, deſſen Klima, wie überhaupt das von ganz Nordafrika, ihm ſo günſtig iſt.

Ueber die Verwendung des Pferdes als Hausthier in ſeiner Heimath durch die ariſchen Völkerſtämme kommen uns nicht, wie über die des Eſels in Aegypten, die Zeugniſſe von Bildwerken, Inſchriften oder handſchriftliche Nachweiſe erläuternd zu Hülfe, ſondern lediglich die Unterſuchungen der vergleichenden Sprachkunde. Aus dieſen linguiſtiſchen Forſchungen erhellt aber deutlich, daß die ariſchen Völkerſchaften ſich des gezähmten Pferdes in den älteſten uns bekannten Epochen ihrer Geſchichte bereits als Hausthieres bedienten, und zwar noch vor der Trennung ihrer öſtlichen und weſtlichen Stämme, alſo zu einer Zeit, wa daſſelbe noch nicht nach Aegypten gelangt war. Die Wanderungen der ariſchen Stämme waren dann das wirkſamſte Verbreitungsmittel des Pferdes; erſt ſpät, höchſtens 2500 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, erhielten es die ſemitiſchen Völkerſchaften.

Umgekehrt war zu eben jener Zeit bei den ariſchen Völkerſchaften der Eſel völlig unbekannt. Die verſchiedenen ariſchen Nationen in Aſien und Europa haben ihn, jede für ſich, in einer viel ſpätern Zeit und in den Ländern überkommen, wahin ihre große Wanderung ſie führte.

Durch die Semiten Meſopotamiens kam der Eſel zu den Iraniern Perſiens, und ſo gelangte er allmälig nach Indien, immer ſeinen ſemitiſchen Namen, das ſichere Zeichen ſeiner Herkunft, beibehaltend. Von den Griechen aus verbreitete ſich dann der Eſel zu den Lateinern und den weiter nördlich wohnenden Völkerſchaften; aber noch zu Ariſtoteles' Zeiten waren ſie weder in Skythien noch ſelbſt in Gallien zu finden (Arist. de gen. anim. II, 8).

Die Forſchungen der Linguiſten kommen alſo, übereinſtimmend mit den Zeugniſſen der monumentalen ägyptiſchen Darſtellungen, zu dem Schluſſe, daß für die beiden verwandten Geſchlechter weit von einander entfernte Stammländer anzunehmen ſind. Das aus den Hochebenen Innerafiens ſtammende Pferd beginnt mit den Wanderungen der Arier ſeinen Weg über die Welt und kommt erſt ſpät zu den Semiten; umgekehrt aber erſcheint der Eſel als eine rein afrikaniſche, am Nil heimiſche Race; von dort aus gelangt er zunächſt zu den benachbarten ſemitiſchen Völkerſchaften und verbreitet ſich von da im Laufe der Jahrhunderte über die ganze bewohnte Erde, um ſich ſchließlich überall neben dem Pferde in häuslicher Dienſtbarkeit zu finden.

*) 1 Moſ. 47, 17. „Da brachten ſie Joſeph ihr Vieh, und er gab ihnen Brot um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Eſel.“

Digitized by Google

Ein Blick auf Centralaſien.

Rivalität zwiſchen Ruſſen und Engländern.

Von **Hermann Vambery.**

II.

Da man ſich nach einer jahrelang verfolgten Politik der Friedfertigkeit und warmen Freundſchaft gegenüber Rußland nicht plötzlich und auf einmal auf die Bahn des Argwahns begeben wollte, um vielleicht zu Hauſe nicht als Einer zu erſcheinen, der aus dem einen Extrem in das andere verfällt, hatten es die engliſchen Staatsmänner für gut befunden, ganz mäuschenſtill den Rückmarſch auf jene Straße anzutreten, welche 1838 in voller Belebtheit war. England fing nämlich an, ein heimliches Mißtrauen zu nähren, und ahne die zur Schau getragenen früheren Sympathien für Rußland ganz zu verleugnen, begann es im Stillen gegen Rußland zu intriguiren, um, was lächerlich genug iſt, der Gefahr, die öffentlich geleugnet wird, im Stillen vorzubeugen. Wie ſich meine Leſer durch einen Blick auf die Karte überzeugen können, liegt zwiſchen den engliſchen Beſitzungen im Süden und den ruſſiſchen im Norden das gebirgige Afghaniſtan oder das Land der Afghanen, eine ziemlich rauhe Gegend, die von Bewohnern mit rohen und wilden Sitten bevölkert iſt, von Leuten, bei denen Ackerbau und Handel noch ebenſo verachtet ſind, wie das Kriegshandwerk beliebt iſt, und bei denen, wie ſich leicht denken läßt, Streit und Zwiſtigkeit nie fehlen können und dürfen. Seit den letzten ſieben Jahren, ſeitdem Doſt Mohammed Chan, der letzte Fürſt der Afghanen, ein energiſcher und liſtiger Mann, geſtorben iſt, geht es unter dieſem Volke beſonders kriegeriſch und wild zu. Die Söhne und anderen zahlreichen Nachkommen dieſes letzterwähnten Namens kämpften mit erbitterter Wuth um das Succeſſionsrecht unter einander. Bald nahm Einer den Thron ein, bald wieder beſtieg ihn der Andere. Raub und Verheerung hatten das ganze Land verwüſtet, woran der Welt natürlich nicht viel gelegen war, und auch England nicht, das ganz ruhig mit anſah, wie Schir Ali Chan, der rechtmäßige Erbe Doſt Mohammed's, ſeines frühern Alliirten und beſoldeten Freundes, hin- und hergeſtaßen wird, wie er, vom Schickſale verfolgt, ſchon das letzte Stück Land unter ſeinen Füßen verlor, trotzdem der unglückliche Monarch, auf das Verhältniß der Engländer zu ſeinem Vater, auf die Verdienſte des letzteren während der Sipahi-Revolution hinweiſend, dringend um Hülfe bat. Wie es die Gerechtigkeit und der geſunde Menſchenverſtand mit ſich bringt, hätten die Engländer dem angefeindeten, rechtmäßigen Nachfolger Doſt Mohammed's ſchon im Anfange helfen ſollen; doch waren damals die Ruſſen noch nicht nahe am Oxus; die kleinlich denkenden britiſchen Staatsmänner ſahen ihre heimathlichen Intereſſen noch nicht gefährdet; Sir John Lawrence, der damalige Vicekönig von Indien, ein Mann von großen Verdienſten um die innere Verwaltung des Landes, aber mit ſehr beſchränkten politiſchen Anſichten, pries noch immer die Politik der „meiſterhaften Unthätigkeit“, und rieth ſtrenge Neutralität in Betreff der Vorgänge am Cheiberpaſſe an. Iſt es daher nicht lächerlich, wenn wir ſehen, wie eben dieſer Sir John Lawrence in ſolchem Maße zum Verkehre mit den Afghanen ſich anſchickte, in welchem die Ruſſen, die Chanate Turkeſtans überrumpelnd, den Geſtaden des Oxus ſich näherten? Als General Tſchernajef Taſchkend einnahm, gab man den Briefen und Geſandten aus Kabul kein Gehör; als Romanoſsky in den Beſitz Chadſchends gelangte, ließ man ſich herab, dem damaligen Herrſcher in Kabul eine Note zu erwiedern, und als ſchließlich General Kaufmann die ruſſiſche Flagge auf den Wällen Samarkands aufpflanzte, wurde man ſo wachsweich, daß dem mittlerweile durch Schickſalsfügung wieder auf den Thron gelangten Schir Ali Chan Hülfe verſprochen, ja auch bedeutende Geldſubſidien, nämlich 120,000 Pfund jährliche Unterſtützung, eine beträchtliche Quantität an Waffen und Munition zugeſchickt wurden. Um der Sache einen paſſenden Anſtrich zu verleihen, vielleicht auch, um dem britiſchen Stolze einen Tribut zu bringen, wurde ein Schauſpiel in Scene geſetzt, nach welchem Schir Ali Chan, der Herrſcher Afghaniſtans, nach Indien kommen ſollte, um von dem Statthalter der Königin Victoria die Gunſt des bedeutenden Scherfleins ſich perſönlich zu erbitten. Der afghaniſche Herrſcher, der ſich nur mit Widerwillen dieſer Anordnung fügte, wollte im Anfange nur Peſchawer als Ort für das beſtimmte Rendezvous gewählt haben; doch nein, der Earl of Mayo, der Nachfolger Sir John Lawrence's, ein Gentleman von iriſcher Abkunft, konnte es ſeiner nationalen Vorliebe für Prunk und Auszeichnung nicht verſagen, dem Aſiaten aufzuerlegen, eine weitere Strecke in das Innere des Reiches der Königin zurückzulegen. Er beſtand darauf, daß die Zuſammenkunft in Ambalah ſtattfinde, in einem Orte im Nordoſten Indiens, wohin eben in neuer Zeit die Eiſenbahn von Calcutta aus führt. Money will make devil dance. „Geld macht den Teufel tanzen,“ ſagt das engliſche Sprüchwort. Der aſiatiſche Potentat mußte es ſich gefallen laſſen, auf einer beinahe vierzehn Tage lang dauernden Reiſe zum Derbar (öffentlichen Empfang) in Ambalah ſich einzufinden. Feſte folgten auf Feſte. Man beſchenkte ſich gegenſeitig, und als der Earl of Mayo den Afghanenkönig mit einem ausgezeichneten Schwerte beſchenkte und ihm daſſelbe perſönlich um die Lenden ſchlang, da glaubten unſere guten Engländer ſchon heilig daran, in dem neuen Alliirten ein mächtiges Bollwerk gegen Rußland gefunden zu haben.

In Indien hatte ſich das Angſtgeſchrei der Ruſſophobie bedeutend geſchwächt; Schir Ali kehrte mit Geſchenken, Waffen und Kanonen reichlich beladen nach Kabul zurück und als Haupterfolg der neuinaugurirten Politik wollte man auf jenen Umſtand hindeuten, daß die Feinde und Rivalen des engliſchen Schützlings in Kabul vom Schauplatze des Kampfes allmälig beſeitigt, und daß ſich Afghaniſtan, vom Bürgerkriege befreit, nun in der That zu einer Macht conſolidiren werde. Dieſe Anſchauung iſt eine ziemlich richtige, denn mit engliſchen Subſidien wird es Schir Ali Chan wohl gelingen, ſeine Autorität über die unruhigen, aber hochſüchtigen Afghanenhäuptlinge zu befeſtigen, ſein Reich, wenngleich nicht ſo groß, wie das ſeines Vaters, wird ein compactes Ganzes werden. Hierin haben ſich die engliſchen Politiker nicht geirrt; um deſto verfänglicher aber iſt ihr Vertrauen in die unbedingte Treue und Ergebenheit ihres Schützlings, ja ſie ſtehen auf einem ſehr ſchlüpfrigen Boden der

Digitized by Google

Argumentation, wenn sie glauben, daß ein mächtiges Afghanenreich auch ein mächtiges englisches Bollwerk sei. Für Geld verkaufte Sympathien sind überall, besonders aber in Asien, an den Meistbietenden wieder verkäuflich, und es wäre schwer vorauszusagen, ob nicht die russischen Rubel, wenn es die Umstände erheischen sollten, auch einen gleichen Weg nach Afghanistan finden werden?

Auffallend, ja vielleicht gar komisch ist jenes Verhältniß, in welchem die englische Regierung an der Themse zu der englischen Regierung am Hugly steht. Während nämlich der Vicekönig den Afghanenfürsten frank und frei Gelder und Waffen schickte, und mit ihm unter großen Feierlichkeiten ein Schutz- und Trutzbündniß schloß, behauptet bis jetzt der derzeitige Chef des liberalen Ministeriums, daß es Großbritannien gar nicht in den Sinn gekommen sei, sich mit dem barbarischen Afghanistan in Verträge einzulossen, geschweige Verpflichtungen auf sich zu nehmen; ja er geht sogor noch weiter und erzählt uns, daß die Regierung der Königin in Betreff Afghanistons mit der Regierung des Czaren sich in Unterhandlungen eingelassen habe, von welchen die besten Erfolge zu erwarten seien. Daß mon von St. Petersburg aus, wo man von den Vorfällen in Amdalah genau unterrichtet war, den britischen Insinuationen ein ernstes Ohr verliehen habe, wird wohl Niemand glauben. Das an kindische Naivetät grenzende Spiel der englischen Diplomaten mag ihren schlauen Collegen an der Newa gewiß ein Lächeln entlockt haben, denn nur aus Gefälligkeit stellte sich Rußland, als ob es die Pläne Großbritaniens auf dos Land jenseit des Cheiberpasses ignoriren würde, in der Wirklichkeit wurden jedoch die kräftigsten Maßregeln getroffen, um jeden unter britischem Einflusse in Afghanistan gegen Rußlond aufkeimenden Plan schon im Beginn zu vereiteln.

Erstens wurde russischerseits beschlossen, den Gong der Eroberungen einstweilen einzustellen, die neuen Besitzungen zu befestigen und mit der russischen Herrschaft vertraut zu machen. Trotzdem es nach der Einnohme Samarkands den Russen ein Leichtes gewesen wäre, der Unabhängigkeit Bocharas und Cholands ein- für allemal den Garaus zu machen, so hat es sich die Regierung des Czaren gefallen lassen müssen, die Schattenherrscher Chudajar Chan von Choland und Muzafar ed Din von Bochara noch durch einige Zeit an dem dünnen Faden der Unabhängigkeit zappeln zu lassen. Man hat sich dadurch erstens die Mühe der Herstellung eines neuen Verwoltungssystemes, die Kosten zur Beschaffung eines größern Armeecontingentes und schließlich die Anstrengungen einer größern Wachsamkeit von innen aus erspart.

Zweitens hatte man genügende Gelegenheit, um auf dem jenseitigen Ufer des Oxus sowohl als auch in dem westlich gelegenen Chiva das Terrain der neuen Feindseligkeiten zu recognosciren. Wer Händel sucht, der findet auch leicht dergleichen. Ich zweifle nicht, daß Rußland binnen kurzer Zeit mit solchen Motiven zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten dostehen wird, die selbst seine größten Feinde werden anerkennen müssen. Wir wollen nur auf zwei Eventualitäten aufmerksam machen. Erstens ist das linke Oxusufer, die zukünftige Grenze der Besitzungen in Turkestan, von solchen Völkern bewohnt, die, wenngleich sie unter nomineller Herrschaft der Afghanen stehen, doch von staatlicher Ordnung, von den Nomina possessiva mein, dein, sein, sehr verworrene Begriffe haben. Es sind dies Tekе- und Sarikturkomanen, Ersariturkomanen, Oezdegen der Chanate Aktsche und Serepul und schließlich die unbändigen Bewohner von Bedachschan. Durch diese Gegenden ziehen alle die Haupthandelsstraßen, mit denen Bocharo südlich in Verbindung steht, und fürwahr, ich möchte gern jene Macht kennen, die es zu verhindern im Stande wäre, den bocharischen, folgtich unter russischem Schutze stehenden Koravanen in diese Gegenden für immer ein sicheres Geleit zu verschaffen.

Wos Chiva anbelangt, so ist ihm Rußland deshalb bis heute noch gar nicht zu Leide gegangen, weil vorerst das schwierigere und wichtigere Werk des Vordringens am Jaxartes und Zerefschan der Vollendung nahe gebracht werden mußte. Doch ist mon eben jetzt in der Ausführung eines solchen Planes begriffen, dessen Endresultate das Loos Sr. Oezbegischen Majestät in der Houptstadt Chahrezms mit dem Loose seiner tatarischen Herrscherbrüder im Osten auf gleichen Fuß stellen wird. Rußland geht nämlich mit der Idee um, eine neue Handelsstraße nach Centralosien anzulegen, und zwar vom Innern Rußlands der Wolgo entlang, nicht über Orenburg durch die kirgisische Steppe, sondern über Astrachan auf dem Kaspischen Meere und von dessen Ostküste aus durch die hyrcanische Steppe bis zum Oxus. Es sollte nämlich von der Bucht von Krasnovodsk eine Eisenbohnlinie nach Einigen bis zur Stadt Kiptschak im Chanate von Chivo, nach Anderen bis zu dem südlichst gelegenen Hezaresp gebaut werden. Was die Vor- und Nachtheile dieses Projectes sind, davon haben wir schon anderwärts gesprochen, und hoffen seinerzeit auch den geehrten Lesern des „Globus“ darüber Bericht zu erstatten; für jetzt will ich nur auf jenen Umstond aufmerksam machen, daß Rußland durch dieses Vorhaben dem Chan von Chiva deswegen den Garaus machen will, weil erstens die Einwohner dieses Chanates von solcher Natur sind, daß sie durch eine ernste Gefährdnng russischer Handelsinteressen den Chan von Chiva sogleich mit der Petersburger Regierung in Händel verwickeln werden. Zweitens ist es dem Chan von Chiva trotz seines aufrichtigen Wunsches nach Frieden und Ordnung unmöglich, die unbändigen Steppenbewohner, welche sein Land umgeben, an Ordnung zu gewöhnen. Die polizeiliche Ordnung herzustellen, wäre eben eine Arbeit, die nicht nur dem Chane von Chiva, einem asiatischen kraftlosen Fürsten, sondern selbst dem Czar von Rußland viel zu schaffen geben würde. Die 1500 Straßeningenieure, welche in der Neuzeit in die Bucht von Krasnovodsk geschickt wurden, sind daher als Avantgorde jener Mocht zu betrachten, die den russischen Doppeladler auch bald im alten Chohrezm aufpflanzen wird. Daß man nach Chiva nicht auf dem natürlichen Wege vom Aralsee aus, wo Rußland schon längst eine Flottille unterhält, auf dem Oxus vordrang und die Eroberungslinien statt vom Norden lieber vom Westen aus begonnen hat, das ist jener von uns aufgestellten Behauptung zuzuschreiben, nach der die zahlreichen Sandbänke im letztgenannten Flusse den Verkehr noch lange erschweren, ja vielleicht ganz unmöglich machen werden, eine Behauptung, welche durch das gegenwärtige Verfahren Rußlands vollauf bestätigt wird.

Doch das bleibt sich gleich; ob Rußland vom Norden oder vom Osten aus vordringt, immer hat die russische Politik in den turkestanischen Steppenländern den glänzendsten Erfolg geerntet, ein Erfolg, der auch schon deswegen vorauszusehen wor, weil tatarische Rouheit und Kriegslust, wenn auch noch so sehr berühmt, den europäischen Waffen und europäisch geschulten, russischen Linientruppen nothgedrungen weichen mußten. Ich habe von asiatischer Tapferkeit immer nur sehr dürftige Begriffe gehabt, und meinte, ein Europäer könne es auch mit 10, ja sogar 20 Asiaten aufnehmen; in Turkeston sind auf einen Russen oft 50 Tataren gekommen, und dennoch haben erstere gesiegt. Die frommen, vom Religionseifer begeisterten Buchorioten haben sich umsonst auf die in der Erde ihrer heiligen Stadt ruhenden Heiligen verlassea;

Digitized by Google

ob Sarten, Nomaden oder gut berittene Oezbegen, immer sind sie von den Russen schaarenweise in die Flucht gejagt worden, und der Emir, der zur Zeit meines Besuches mit der Idee umging, die ganze Welt unter sich und den Sultan in Rum theilen zu wollen, ist heute dem weißen Czaren tributpflichtig und zittert, wenn ein Diener des Dieners dieses Czaren sich behufs Mahnung wegen der versäumten Einzahlung der Kriegscontribution einfindet. Sic transit gloria mundi.

Genug an dem. Die Russen können heute mit ziemlicher Sicherheit als die südliche Grenze ihrer Besitzungen das linke Ufer des Oxus annehmen, und stehen ungefähr 440 englische Meilen, welche eine selbst sehr schwer beladene Karavane in 18 Tagen zurücklegen kann, von der nördlichsten Spitze der englischen Besitzungen in Indien entfernt. Wie lange die russischen Waffen noch diesen Standpunkt behaupten werden, ohne sich in die Angelegenheiten Afghanistans zu mengen, ist eine Frage, deren Lösung schon der nächsten Zukunft anheim fällt. Momentan wird es unsere Leser wohl am meisten interessiren, zu wissen, erstens ob Rußland die Beeinträchtigung britischer Interessen in Indien wirklich im Schilde führt, zweitens, welche Mittel ihm zur Verwirklichung derartiger Pläne zu Gebote stehen, drittens, was England noch thun kann, um der Gefahr einer Niederlage am Indus, mit welcher seine Stellung als Großmacht zu Grunde gehen würde, vorzubeugen?

Erstens. Führt Rußland wirklich die Beeinträchtigung britischer Interessen in Indien im Schilde?

In Petersburg sowohl als in Calcutta antwortet man auf diese Frage bis jetzt mit einem entschiedenen Nein; am ersten Orte, um mit bekannten diplomatischen Kunstgriffen das Vorhaben zu vermänteln; am zweiten Orte, um durch Beseitigung eines jeden Argwahnes den Feind im Vorhinein zu entwaffnen. Daß sich jedoch die britischen Staatsmänner in einem Irrthume befinden, das haben wir schon vorhin dargelegt, denn Rußland hat wirklich ernste Pläne auf Indien, Pläne, welche in engem Zusammenhange mit seiner bis jetzt befolgten Politik in Centralasien stehen, schließlich Pläne, zu deren Ausführung es von den Umständen gezwungen werden wird. Daß Rußland die unmittelbare Eroberung Indiens im Schilde führe, oder daß es mit derartigen, von Peter dem Großen testamentarisch übernommenen Plänen über die Kirgisensteppe gegen den Oxus zu vorgedrungen sei, das wäre zu kühn zu behaupten. Wenigstens ist die Ausführung solch' einer traditionellen Politik heutzutage fast unmöglich; doch die Sache ist ganz anders und dennoch einfach. Rußland, als eine europäisch angestrichene asiatische Macht, hat schon längst den Ausdehnungsproceß begonnen. Durch Ehrgeiz und günstige Umstände wurde es von einem Schritte zum andern getrieben; seine Eroberungslust und seinen Landhunger zu stillen, war unter dem Schutze einer despotischen Regierungsform die beste Möglichkeit vorhanden, und da es von der einen Eroberung zur andern, wenn auch nicht gezwungen, ja doch geladen wurde, ja wäre es doch schwer, heute behaupten zu wollen, daß die russischen Waffen nun am Oxus unbeweglich stehen bleiben werden, aber daß die russische Diplomatie an den Grenzen des nördlichen Afghanistans auf einmal jenes gebieterische Nanplusultra entdeckt haben würde, das sie von ihrem künftigen Vordringen zurückschrecken könnte. So wie die britische Macht, von den südöstlichen Punkten Ostindiens, namentlich von den festen Orten Trichinapoly, Dewi Cottah und Madras über das gigantische Festland Hindostans sich allmälig ausbreitend, heute in den Besitz eines von mehr als 140 Millionen Menschen innehabenden Reiches gelangt ist, ja bei mehr diplomatischer und militärischer Geschicklichkeit vielleicht schon jetzt am linken Oxusufer stände; ebenso ist Rußland vordringend über die Ruinen alter Tatarenreiche, unabhängiger Nomadenstämme u. s. w. bis zum Oxus angelangt.

Keine der rivalisirenden Mächte wird, von Mäßigkeitsgefühlen beseelt, innehalten, und das weitere Vordringen ist auch nur jener Macht möglich, die in Folge einer größern Wucht ihren Gegner zurückzudrängen vermag. Daß daher Rußland mit Beeinträchtigung britischer Interessen seinen Weg südwärts fortsetzen wird, ist kaum in Zweifel zu ziehen, und es wird dies um so eher thun, da von dem Erfolge an diesem Punkte auch das Gelingen des Vorhabens an einem andern Orte abhängt. Mit dem besten Willen geht es schwer zu verheimlichen, daß die Politik des Hofes von St. Petersburg auch in Peking sehr oft den Stein des Anstoßes im englischen Einflusse entdeckt; sie ist in ihrem Vorhaben in Persien durch den britischen Gesandten gestört, und zur Erlangung des heiß ersehnten Konstantinopels verrammelt ihr doch unstreitig John Bull am meisten den Weg. Wo sich der Kampf der Rivalität auf einer solch ausgedehnten Linie entwickelt, da darf es nicht befremden, wenn an einem Punkte, wie in Mittelasien, wo die beiden Gegner bald handgemein werden, die Wichtigkeit des Ausganges von einer der beiden Parteien übersehen werden wird. Ist es daher nicht die unmittelbare Besitznahme des alten Hindostans, die das Cabinet von St. Petersburg anstrebt, so ist es jedenfalls die unmittelbare Nachbarschaft mit den Gestaden des Indus und Ganges, wohin der nordische Caloß abzieht. Er weiß es, daß er hiermit der Achillesferse der britischen Macht nahe gekommen ist, und daß das Vortheilhafte dieser Stellung ihm an anderen Punkten bedeutend zu Gute kommen kann.

Welche Mittel stehen nun aber Rußland zur Verwirklichung seiner Pläne gegenüber England zu Gebote?

Ohne auf die moralischen Vortheile hinzudeuten, mit welchen Rußland, das den Asiaten zu jeder Zeit mehr gewachsen war als Großbritanien, den Engländern gegenüber manövriren kann, will ich in erster Linie nur das allmälige Schwinden der Entfernung, dieses größten Feindes Rußlands, wie sich Kaiser Nikolaus auszudrücken pflegte, anführen. Der vor zwanzig Jahren und gewissermaßen auch noch heute phantastisch scheinende Plan auf eine russische Machtausdehnung bis zum Indus wird bald in den Bereich der factischen Thatsachen gehören. Das erst in der Neuzeit projectirte und doch schon mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegen nahende Eisenbahnnetz Rußlands scheint eben im südöstlichen Punkte des europäischen Czarenreiches die größte Lebenskraft zu entwickeln, dort, wo die Hauptcommunicationsstraßen mit Mittelasien anzutreffen sind. Nicht zufrieden mit der natürlichen Wasserstraße auf der Wolga bis zum Kaspischen Meere, scheint die Bahn von Moskau nach Waranesch über Riasan und Koslov und von Waranesch bis Kamischni, welcher letztere Ort nur noch 450 Werst vom Kaspischen Meere entfernt ist, selbst die langwierigen Krümmungen dieses Flusses umgehen zu wollen, um desto leichter an die Ostküste des kaspischen Meeres zu gelangen, von wo aus in nächster Zeit, wie schon bemerkt worden, entweder eine Eisenbahn, oder, wenn dies nicht thunlich sein sollte, eine durch Bedetten und Forts geschützte Straße bis ins Herz Mittelasiens hinein geführt werden soll. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Durchschneidung des Plateaus Ustjart auf einer höchstens vierzig deutsche geographische Meilen langen Strecke für sich. Vom Aralsee aus wird wahrscheinlich der Jaxartes die Hauptwasserstraße bilden, und es wird gar nicht lange dauern, daß die russische Armee, die bis jetzt zu einem Marsche von Moskau nach Turkestan eine Zeit von 3 bis 4 Monaten nöthig hat, die-

Digitized by Google

sen ganz bequem in 4 Wochen wird zurücklegen können. Wenn sich daher der nächste Punkt der Machtconcentration nicht im Innern Rußlands, sondern im eigentlichen Turkestan, oder im Kaukosus, welcher ebenfalls eine nicht unbedeutende Rolle in dieser Frage spielt, befinden wird und befinden kann, so ist es mir unmöglich, einzusehen, warum sich Rußland abgeschreckt fühlen sollte, im Falle der Nothwendigkeit gewisse Pläne auf die britischen Interessen in Ostindien auszuführen.

Was die unübersteigbaren Barrieren des Hindukuschs, des Cheiber- und Balanpasses, ja vielleicht auch des hohen Korakurumposses anbelangt, über die sich der bekannte russische Reisende in Kleinasien, Herr von Tschihatschef, in England äußerte, daß ihre Uebersteigung durch eine europäische Armee zu den Geschichtchen von Tausend und Eine Nacht gehöre, so will ich nur fragen, ob die hundert und dreißigtausend Mann, mit welchen Mahmud der Gaznevide in Indien einbrach, die zwölftausend Soldaten, mit welchen Sultan Baber einfiel, ja schließlich die Armee Timur's und die gewiß schon von Artillerietruppen begleiteten Soldaten Nadir's denn auch zu dem märchenhaften Hirngespinnst der schönen Scheherezade gehören? Wo das schwer beladene Kameel einer Karavane hinziehen kann, dort kann auch sicherlich eine Armee marschiren, besonders aber dann, wenn sie nach obendrein von den Sympathien der Eingeborenen geleitet wird, wie dies bei dem etwaigen Versuche Rußlands im Cheiber- oder Bolonpasse gewiß stattfinden würde. Daß Rußland Sympathien auf dem von revolutionären Elementen stark durchwühlten Boden Hindostans sich leicht verschaffen kann, das ist aus den Umtrieben, welche die fanatische Secte der Wahabiten gegen die britische Herrschaft verfolgt, und wobei man sich des Namens „Ruß" als Hauptpopanz bedient, am meisten ersichtlich. Höchst drollig ist der Inhalt einer von den Revolutionären Indiens in der Neuzeit verbreiteten Proclamation, welche angeblich von „Sr. siegreichen Majestät, Kaiser Alexander von St. Petersburg in Rußland an die armen unterdrückten Bewohner Hindostans" gerichtet worden sein soll. Die ganze Proclamation ist ein plumpes Plagiat, aber es ist dennoch bezeichnend, wie die hindostanischen Agitatoren den Chef des Hauses Romanow reden lassen. Er sagt: „Nachdem unter Gottes Schutz die Eroberung Turkestans gelungen ist, werde er sich bald zur Herstellung der Wirren in Afghanistan und zur Befreiung der Hindostaner aus dem Joche der Engländer, deren Gehirn zerstreut werden möge, anschicken." Der Czar entwirft ein gigantisches Bild von der Macht seiner Größe, ein noch gigantischeres von der Stärke seines Zornes und Grimmes, verspricht demgemäß Rache den Widerspenstigen und Belohnung Denjenigen, die ihm zum Umsturze der englischen Macht behülflich sein werden u. s. w. u. s. w. Die Proclamation, von einem bekannten Schwindler, Namens Firuz Schah contrasignirt, führt das Datum vom 11. September 1867; sie ist eines von den vielen cursirenden Schriftstücken, welche den Engländern in die Hände gefallen sind, und wir haben sie nur deshalb angeführt, um zu beweisen, daß der Name Ruß in Indien keinesfalls unbekannt ist, und daß russische Intriguen dort ebenfalls auf einen nicht ganz unfruchtbaren Boden fallen würden.

Wenn dem daher so ist, so verfolgen die Engländer einen sehr gefährlichen Plan, wenn sie den Norden Indiens und geradezu das stark unterminirte Pendschab als Wahlstätte für den befürchteten Kampf der Rivalität sich auserlesen wollen. Das Eisenbahnnetz, welches heute von Calcutta sowohl als von Bombay nach der nordwestlichen Grenze Hindostans sich auszudehnen begannen hat und sich auch bald ausgedehnt haben wird, ist ein unstreitig bedeutender strategischer Vortheil gegenüber Rußland, welches seinen Truppenzuwachs nur auf mühsamen Wegen weiter befördern kann, doch dürfen die Briten nicht vergessen, daß sie sich selbst bei den glücklichsten Chancen immer doch auf dem meist unsichern und gefährlichsten Boden ihres Gebietes befinden, und daß es demzufolge für sie viel ersprießlicher wäre, wenn sie Afghanistan, das heutige Zwischenland zwischen ihnen und der Macht des Czaren, ernstlich neutralisiren würden.

Diese Neutralisirung, meine ich, wäre die beste Beantwortung für die dritte Frage, die wir aufgestellt, und die da lautet:

Was kann noch England thun, um der Gefahr einer Niederlage am Indus, durch welche seine Stellung als Großmacht zu Grunde gerichtet wäre, vorzubeugen?

Daß ich das Resultat, wenigstens das heutige Resultat der bei der Zusammenkunft in Umbalah gepflogenen Unterredungen noch nicht als genügendes Mittel zur Bezweckung einer strengen Neutralität in Afghanistan ansehe, wird von sich selber begreiflich sein. England liefert nach dem heutigen Arrangement jährlich eine bedeutende Summe Waffen und Geldes an Afghanistan, bekömmt aber dafür gar nichts Reelles, ja hat bis heute zur Erlangung einer handgreiflichen Gegenleistung noch keine fordernde Miene gezeigt. Ich gestehe zu, daß Schir Ali Chan für gewisse Eventualitäten Versprechungen gegeben habe; doch sind die Worte eines Asiaten, und noch dazu eines mit seinen Sympathien schocherenden Asiaten, nichts weniger als zuverläßlich. England wird Afghanistan nur dann als einen ganz neutralen Boden betrachten können, wenn es an mehreren Punkten des genannten Landes eine solche Stellung eingenommen hat, in welcher persönliche Erfahrungen über die Vorfälle in Afghanistan, über das Treiben seiner Fürsten ihm die vollste Sicherheit gewähren. So lange Großbritanien es nicht so weit gebracht hat, daß es in Belch, Kerki, Herat und Kandahar englische Consule sitzen hat und in Kabul mit britischem Gelde und britischen Rathschlägen sich Einfluß verschaffen kann, so lange wird es der afghanischen Neutralität nicht sicher sein.

Abgesehen davon, daß es sich strenge hüten muß, den Schauplatz des Kampfes von seinen eigenen Grenzen so weit wie möglich fern zu halten, müßte auf der nordwestlichen Grenze, unter den sogenannten Hilltribes (Hügelstämme), diesen herrenlosen Wegelagerern zwischen Afghanistan und Indien, die im Verlaufe von 20 Jahren beinahe 23 kleine Kriege gekostet haben, einmal die Ordnung hergestellt werden! Diese Stämme, unter dem Sammelnamen Cheiberi bekannt, eine im Krieg und Raub großgezogene Menschenclasse, welche in friedlichen Zeiten Afghanistan sowohl als England gefährlich sind, könnten und müßten dies im Falle eines Krieges noch doppelt werden, und da ihre Unterjochung wohl schwierig, aber doch nicht ganz unmöglich ist, so sollte die englische Regierung gar nichts vernachlässigen, um diesen unheilvollen Grenzstreitigkeiten ein- für allemal ein Ende zu machen. Ist dieses geschehen, so hat Großbritanien seine Interessen in Asien wenigstens in so weit gesichert, daß ihm Rußland keinen unverhofften, überraschenden Streich appliciren kann. Die Zeit, wo es mit Erfolg den moskowitischen Einflüssen begegnen kann, ist vorüber; die Politiker in St. Petersburg haben ihren britischen Rivalen eine tiefe, schmerzliche Wunde beigebracht, indem sie den britischen Waarenballen, diesen unausbleiblichen Schatten John Bull's, über dem Indus den Weg erschwerten und über dem Oxus beinahe ganz unmöglich machten.

Ja, der russische Handel in Centralasien, der im Verlaufe von fünf Jahren sich um das Zweifache, ja Dreifache gehoben hat, ist ein gewaltiger Strich durch die Rechnung

Digitized by Google

angloindiſcher Handlungshäuſer. Der centralaſiatiſche Markt, der heute von allen Seiten den ruſſiſchen Importen offen ſteht, der ſchon früher einen gewiſſen Grad von Monopol erreicht hat, zielte von jeher darauf hin, alle fremde Concurrenz auszuſchließen; wenn ſich die Briten nicht gehörig ſputen, ſo werden die Ruſſen ihr Ziel erreicht haben. Mercur pflegt immer dem Gotte Mars vorauszugehen; die engliſchen Staatsmänner müſſen daher um ſo eher auf ihrer Huth ſein.

Ich hätte nur noch von dem öſtlichſten Punkte der Angriffslinie zu ſprechen, nämlich von Oſtturkeſtan, welches der Umarmung des ruſſiſchen Doppelaars ganz nahe gerückt iſt, und über welches hinweg der engliſchen Macht in Indien von einem zweiten, precären Punkte aus Gefahr droht. Es verdient eben dieſe Seite der Frage eine eingehendere Beſprechung, die wir uns auf einen paſſendern Moment erlaſſen.

Die deutſche Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte.

Nachdem ſchon im Jahre 1865 in Frankfurt a. M von den zur Gründung des Archivs für Anthropologie dort verſammelten Anthropologen die Frage der Gründung einer deutſchen anthropologiſchen Geſellſchaft erwogen, dann aber aus Gründen der Opportunität zunächſt aus den Tractanden wieder weggelaſſen worden war, wurde bei Gelegenheit der Naturforſcherverſammlung zu Innsbruck im Herbſt vorigen Jahres dieſer Gegenſtand von Neuem aufgenommen und ein Aufruf zur Bildung einer ſolchen Geſellſchaft erlaſſen, der eine ganz unerwartete Theilnahme fand. Als Zweck derſelben wurde die Pflege der anthropologiſchen Wiſſenſchaft in Deutſchland, und als Mittel hierzu insbeſondere die Gründung von Localvereinen und die zweckmäßige Verbindung dieſer unter einander bezeichnet. Auf die Einladung des am genannten Orte gewählten Comites, deſſen Geſchäfte Herr Profeſſor Semper in Würzburg mit großer Umſicht und Thätigkeit leitete, verſammelten ſich nun am 1. April in Mainz eine Anzahl von Anthropologen von Fach und von Freunden dieſer Wiſſenſchaft, von denen mehrere zugleich als Mandatare von Localvereinen (oder Gruppen*) ſolche zu vertreten hatten, zu einer conſtituirenden Verſammlung. Auf die genannte Weiſe waren von Städten vertreten: Berlin, Wien, München, Hamburg, Würzburg, Leipzig, Freiburg, Mainz, und unter den Anweſenden befanden ſich unter Anderen Virchow (Berlin), Ecker (Freiburg), Schaaffhauſen (Bonn), Semper (Würzburg), Lucae und Dieffenbach (Frankfurt), Wibel (Hamburg), His (Baſel), v. Hellwald (Wien), Kollmann (München), v. Frantzius (Heidelberg), Lindenſchmit (Mainz). In mehreren Sitzungen wurden die Statuten berathen und feſtgeſtellt und die Geſellſchaft endgiltig conſtituirt. Dieſelbe führt den Namen: „Deutſche Geſellſchaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeſchichte“, in kürzerer Bezeichnung auch: „Deutſche anthropologiſche Geſellſchaft“. — Der Vorſtand der Geſellſchaft beſteht aus einem Vorſitzenden, einem erſten und zweiten Stellvertreter deſſelben, und einem Generalſecretär, welcher letztere das eigentliche Centralorgan der Geſellſchaft darſtellt. Die Amtsdauer des letztern iſt eine dreijährige, die der drei erſtgenannten Beamten eine einjährige. Die Wahl des Vorſtandes findet jeweils auf der jedes Jahr zu berufenden Generalverſammlung ſtatt, die entweder ſelbſtändig oder im Anſchluß an eine andere Verſammlung (naturforſchende Geſellſchaft ꝛc.) tagen kann. Als wiſſenſchaftliches Organ der Geſellſchaft iſt das künftig in vierteljährlichen Heften erſcheinende Archiv für Anthropologie beſtimmt worden, in deſſen Redaction der Generalſecretär mit eintreten wird. Ein vom Generalſecretär redigirtes Correſpondenzblatt, das monatlich erſcheinen wird, hat die Aufgabe, die Verbindung unter den einzelnen Vereinen zu vermitteln, und enthält die amtlichen Mittheilungen ſowie die Berichte über die Verſammlungen der Localvereine und der Generalverſammlung. Jedes Mitglied erhält daſſelbe, vielleicht geringe Zuſendungskoſten abgerechnet, für ſeinen Jahresbeitrag gratis. In Vierteljahrsheften wird daſſelbe auch dem Archiv beigegeben werden. Als Mitglieder des Vorſtandes für die nächſte Periode wurden erwählt: Virchow zum Vorſitzenden, Ecker zum erſten, Schaaffhauſen zum zweiten Stellvertreter, Semper zum Generalſecretär. Die Zahl der bisher beigetretenen Mitglieder beträgt circa 600; der geſetzliche Jahresbeitrag, der aber nach oben hin beliebig überſchritten werden kann, iſt ein Thaler.

Hoffen wir, daß die Geſellſchaft zum Vortheil der Wiſſenſchaft und zum Ruhme Deutſchlands blühe und gedeihe!

*) Unter Gruppen ſind locale Verbindungen einer Anzahl von Mitgliedern der deutſchen anthropologiſchen Geſellſchaft verſtanden, die keinen eigentlichen Verein mit Statuten ꝛc. bilden.

Aus allen Erdtheilen.

Die periodiſchen Sandregen in Italien.

—r.d— Ueber den Sandregen in Italien am 13. und 14. Februar 1870 giebt der italieniſche Meteorolog P. Denza eine Auskunft, welche die weite Verbreitung dieſer Erſcheinung feſtſtellt. An den genannten Tagen wehte ein heftiger Südoſt im Adriatiſchen Meer und über ganz Italien; er war gefolgt im Süden von heftigen Regenſchauern, im Norden von einem ſtarken Schneefalle. Aber an einigen Orten wurde der Schnee wie der Regen von einem außerordentlich feinen Sande begleitet, welcher in Süditalien in Subiaco und Rom, im Norden in Genua, Moncalieri und Mondovi geſammelt wurde. In den drei zuerſt genannten Städten war der Sandfall ſehr ergiebig; er begann am Nachmittage des 13. Februar, und dauerte, von Regen begleitet, die ganze Nacht hindurch, während er in Moncalieri nach Mondovi mit Schnee vermiſcht und im Ganzen nur eine halbe Stunde, gegen 3 Uhr Nachmittags, fiel. Die Atmoſphäre zeigte währenddem eine

Digitized by Google

gelbliche Farbe, die sich selbst auf den Gebäuden wiederspiegelte, und der unterdessen fallende Schnee wurde gleichfalls gelb gefärbt, während aller vor oder noch dieser Periode fallende Schnee wie gewöhnlich weiß war. Der am 13. und 14. Februar zu Moncalieri gefallene Schnee hatte eine Dicke von 9 Centimetern, zu Mondovi von 10; aber die gelbgefärbte, sandhaltige Lage war nur äußerst dünn, und bildete, so zu sagen, zwischen dem meisten Hangenden und Liegenden ein deutlich durch seine Farbe abstechendes „Flötz".

Es ist von Wichtigkeit, zu bemerken, daß am 13. Februar in Moncalieri die Magnetnadel abgelenkt wurde und daß das Elektrometer auf eine ungewöhnlich große Menge Elektricität in der Luft hinwies. In Mondovi beobachtete man gleichzeitig einen von Donner begleiteten Blitz, ein um diese Jahreszeit dort sehr ungewöhnliches Ereigniß. Der gelbe, in Moncalieri und Mondovi gesammelte Schnee wurde in ein Gefäß gebracht und hinterließ in demselben nach dem Schmelzen einen röthlichen Bodensatz, der vollständig identisch mit dem bei Genua gesammelten Sande war. Von Dr. Costeneci, Professor an der polytechnischen Schule in Genua, der chemischen Analyse unterworfen, wurde er als aus „Erde" und organischen (animalischen) Substanzen bestehend gefunden. Welcher Art die letzteren waren, ob darunter etwa Infusorien zu verstehen sind, sagt der Bericht P. Denza's nicht.

Diese Sandregen und der rothe Schnee sind bekanntlich keine Neuigkeit. Sie haben, wie Denza angiebt, allein in Italien seit 1862 sich alljährlich, mit Ausnahme von 1868, wiederholt. Am 21. Februar 1864 z. B. fiel nach einem heftigen Südwinde zu Rom ein starker Regen, welcher auf den Dächern einen röthlich-gelben Ueberzug von feinem Sande zurückließ. Dasselbe wiederholte sich am 1. März 1866. Besonders reich war das Jahr 1867 daran. In der Nacht des 15. Januar fiel, nach einem starken Südwinde, am ganzen Nordabhang der Seealpen zwischen Cuaro und Albenga rothgefärbter Schnee, der am gleichen Tage auch zu Tsceppino in Graubünden bemerkt wurde. Mehrere andere Fälle übergehen wir, und erwähnen nur noch jene des Jahres 1869. Am 10. März fiel, gleichfalls nach einem Südwinde zu Palermo, Neapel, Rom und Subiaco, ein von Sand begleiteter Regen. Der bedeutendste Fall fand um 23. und 24. desselben Monats zu Rom, Subiaco, Neapel, Soro, in ganz Calabrien und an den Südküsten von Sicilien statt. Der 23. März war der Tag, auf welchen furchtbare Stürme vorhergesagt waren, und in der That befand sich auch das Meer in außerordentlicher Erregung unter einem sehr heftigen Süd-Ostwinde. Der Barometer war auf 744,5 Millimeter gesunken (in einer Höhe von 31,23 Meter über dem Meere). Der Himmel war mit schweren, dichten Wolken bedeckt, und in der Luft schwebte ein gelblicher Nebel, von Zeit zu Zeit von geräuschlosen Blitzen durchzuckt. Als hierauf Regen eintrat, bemerkte man, daß er gelbliche Flecken hervorbrachte, und als man größere Mengen desselben sammelte, zeigte er sich milchig, mit der Zeit ein gelbes Sediment absetzend, und erst nach mehreren Filtrationen wurde das Wasser klar. Die niedergeschlagene Masse fühlte sich thonig an, das Wasser reagirte etwas sauer und hatte ein specifisches Gewicht von 1,0012 (das specif. Gewicht des Wassers =1). Beim Verdampfen bleibt ein Rückstand, welcher beim Glühen theils organische Masse, theils einen weißen Rückstand von 0,021 Seesalz giebt. Die niedergeschlagene gelbe Masse beträgt 0,23. Die chemische Analyse wies im Liter 0,910 Gr. Thon nach, 0,289 kohlensauren Kalk, 0,121 Kieselerde, 0,252 Eisenoxydhydrat, 0,216 Natriumchlorür, 0,540 stickstoffhaltige organische Masse. Die mikroskopische Untersuchung der organischen Masse ergab Algen und Infusorien des Genus Navas.

Aus allem Angeführten geht hervor, daß die Sandregen in Italien periodische Erscheinungen geworden sind. Denza hat den am 14. Februar d. J. gefallenen Sand mit jenem verglichen, der 1867 zu Mondovi gesammelt wurde; ferner mit dem im verflossenen Jahre in Süditalien gefallenen, und er hat nur äußerst unbedeutende Verschiedenheiten zwischen den verschiedenen Proben entdecken können. Andererseits hat die vorhin mitgetheilte, von Prof. Silvestri in Catanea herstammende Analyse des Sandregens vom 23. März 1869 die absolute Uebereinstimmung mit dem zu verschiedenen Malen von dem berühmten Meteorologen Pater Secchi in Rom gesammelten Sand ergeben, und aus dieser Analyse geht außerdem hervor, daß auch der am 7. Februar auf den Canarischen Inseln gefallene und von Daubrée analysirte Sand, der des Pik von Teneriffa, Palma und Ferro überdeckte, mit jenem italienischen Sand nahezu identisch ist.

Bei der Gleichartigkeit des Sandes zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten darf wohl auf eine gemeinschaftliche Urquelle desselben geschlossen werden. Die zahlreichen Untersuchungen Ehrenberg's, Daubrée's und Secchi's bestätigen denn auch, daß in den großen Sandwüsten Afrikas der Ursprung des Sandes zu suchen sei, daß er von dort mit den herrschenden Südwinden nach Norden geführt werde. Gleichviel welcher Art aber auch der Ursprung dieses Phänomens sein möge, die Umstände, welche es begleiten, sind auch höchst eigenthümlicher Natur. Fast stets finden diese Sandregen um die Zeit der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche statt, in welcher bedeutende Stürme wüthen. Die Länder, wo der Sand fällt, sind Afrika benachbart; dem Falle selbst gehen regelmäßig Süd- und Südostwinde voran. Der Gehalt an Infusorien ist noch nicht aufgeklärt, der Gehalt an Seesalz kann wohl den Wogen des aufgeregten Meeres zugeschrieben werden, mit welchem die Winde in Berührung kamen, bevor sie Italien erreichten.

Alfons Stübel's Erforschung der Vulcane in Neugranada.

Der letzte Brief, welcher von Seite Dr. Stübel's nach Dresden gelangte, war vom 17. September 1869. Der Reisende hielt sich damals noch in Pasto auf. Wir schilderten („Globus" XVI, S. 360) seine Reise von Popayan nach Pasto; seine Besteigung des Vulcans Munchique und jenes von Pasto. Jetzt haben wir ein Schreiben aus Tuquerres vom 17. Januar 1870 vor uns liegen. Dr. Stübel hatte Pasto am 13. Januar verlassen, nachdem er vorher noch zwei andere zeitraubende Excursionen gemacht. Er hatte gemeinschaftlich mit Dr. Reiß eine topographische Karte des Vulcans von Pasto vollendet; er wählte als Grenzen derselben auf der einen Seite das Quellengebiet des Putumayo, auf der andern Seite jenes des Rio Patia, der sich in die Südsee ergießt. „Diese Arbeit war um so peinlicher, weil die Revolution in Pasto täglich größere Dimensionen annahm, und mich in hohem Grade belästigte, ohne daß ich den Fatalitäten ausweichen konnte. Es waren, ich möchte sagen, rein mexicanische Zustände; doch das Nähere darüber ein andermal. Im Quellengebiete des Putumayo hatte ich Gelegenheit, einem sehr interessanten Indianerstamm, dem der Sabandayes, einen Besuch abzustatten, und einen neuen, etwa 3600 Meter hohen Vulcan, den Znanoy, kennen zu lernen, dann auch den Cerro Patacoy; dieser letztere ist aber nicht vulcanisch. Vorher hatte ich 8 Tage auf dem Vulcan Bordancillo in 3360 Meter Höhe verweilt."

„Tuquerres ist ein ganz elendes Nest, obschon es den Namen Stadt führt; die Häuser sind aus Erde aufgeführt, wie fast überall in dieser columbianischen Musterrepublik, nicht angestrichen und mit Ausnahme von drei oder vier, die Ziegel haben, mit Stroh gedeckt. Die mittlere Jahrestemperatur erreicht kaum 10,5° C.; sie entspricht einer Höhe von über 3000 Meter. (— Nach Mosquera, Memoria sobre la geografia fisica y politica de la Nueva Granada. p. 90. Cuadro. B liegt Tuquerres in 1°3′ N., 77°32′ W.; Mitteltemperatur 55,4° F.=13°C.; Höhe über dem Meer 2713 Meter=8901 engl. Fuß. A. —) Der Mais gebraucht fast ein Jahr, um zu reifen, und die meisten Felder sind mit Hafer oder Korn bestellt. Man kann den Weg, welcher Pasto mit Tuquerres ver-

Digitized by Google

bindet, in zwei Tagen zurücklegen, er ist jedoch in der jetzigen Jahreszeit, welche etwa zehn Monate andauert, sehr schlecht; man weiß oft nicht, auch wenn man die besten Maulthiere zum Reiten hat, wie man es anfangen soll, um durch die tiefen Schlammlöcher hindurch zu kommen. Hinter der Stadt erhebt sich, um etwa 1000 Meter höher, der Vulcan von Tuquerres, der auch Azufral genannt wird, und den ich vielleicht schon Morgen besteige, um einige Tage auf seinem Rücken zuzubringen, und hoffentlich einige wolkenfreie Augenblicke zu erhaschen. Eigentlich soll hier im Januar ein kurzer Sommer, ein Veronillo, eintreten, doch scheint er in diesem Jahr auszubleiben, denn es regnet Tag für Tag ruhig weiter. Das Klima ist hier kein angenehmes; man weiß in der That nicht, wie man es anfangen soll, um sich Hände und Füße zu erwärmen; in den Häusern ist es noch kälter als auf der Straße; mit 10° C. muß man sich begnügen."

„Nach der Rückkehr von Azufral setze ich unverweilt meine Reise nach Quito fort. Unterwegs habe ich zwei Vulcane zu besuchen, den Cumbal und den Chiles; von diesen wird der letztere wohl ein paar Wochen Zeit in Anspruch nehmen."

Dr. Stübel entwirft von der Bevölkerung und der „Verlumpung des ganzen Landes" eine Charakteristik. Weit lieber, sagt er, wolle er in solchen Ländern reisen, wo man wohl ab und zu dem Angriffe der Räuber auf der Landstraße ausgesetzt sei, aber doch auch von Zeit zu Zeit einem anständigen Manne begegne, als in einem Lande, wo so ziemlich Jedermann Straßenräubercharakter habe, und wo man keinen Augenblick wissen könne, ob derselbe nicht sofort zum Durchbruche komme. Seit zehn Jahren, das geben die kolumbianischen ... (— folgt eine sehr starke Bezeichnung —) selber zu, habe das Land Rückschritte gemacht, so sehr, daß man es kaum wieder erkenne. Das schärfste Urtheil über diese sogenannte Republik liegt wohl in der Thatsache, daß fast nie ein Ausländer es versucht, sich im Innern des Landes niederzulassen, obgleich die Gegend prachtvoll ist und die Lebensmittel beispiellos billig sind.

Dr. Stübel stellt uns eine Schilderung der öffentlichen Zustände, wie er dieselben insbesondere auch bei der Revolution in Pasto beobachtete, in Aussicht, dann auch eingehende Bemerkungen der Stellung des Indioners zum weißen Manne, um die wir unsern geehrten Freund speciell ersucht haben. Vor der Hand hat er allerdings nicht die ruhige Muße zu einer solchen Arbeit, da ihn die Erforschung der Vulcane völlig in Anspruch nimmt.

Die Goldfelder in Russisch-Lappland. Im nördlichsten Theile des europäischen Rußlands, hart an der norwegischen Grenze, liegt der große Enare- oder Inarasee, dessen Umgebung sehr goldreich befunden worden ist. Das edle Metall kommt namentlich im Flußsande des Iwalojoki vor, der von Süden in den Enare-See mündet, dann auch an den Ufern des Luttajaki, der das archangelsche Gouvernement durchströmt und in die Bai von Kola mündet. Den Anstoß zur Ausbeute der Goldfelder hat der bekannte, um die Geographie vielfach verdiente sibirische Crösus Sidorow gegeben, und gegen 1300 Goldsucher waren im Februar in Uleåborg bereit, nach Norden, nach dem „russischen Californien", aufzubrechen. Vorräthe an Mehl, Salz, gesalzenen Fischen u. s. w. wurden auf Schlitten in das Land jenseits des Polarkreises geschafft. Die russische Regierung will das Goldgraben am Iwalojoki Jedermann freistellen, unter der Bedingung, daß die bestimmten Kronabgaben von dem gewonnenen Golde bezahlt werden müssen.

Der Stintfang im Pleskauer See. Der Mittelpunkt des Handels ist der Alexandrowsche Flecken auf den Taiaski-Inseln, 25 Werst von Pleskau. Dieser Ort liegt auf einer der Inseln, und zählt gegen 600 Höfe und 300 kolossale Zugnetze; solche Fischereigeräthe kommen sehr theuer, bis zu 1000 und mehr Rubeln zu stehen. Zu ihrer Anschaffung haben die Fischer Artele gebildet; ein Fischer, der solch ein Netz allein besitzt, zählt sich natürlich zu den Reichen. Auf zwei anderen Inseln giebt es etwa 200 Höfe. Wenn der Fischfang beginnt, kommen Käufer aus Moskau und aus anderen Gegenden nach dem Alexandrowschen Flecken; Jaroslower Gärtner, welche aus den lettisch-estnischen Gouvernements nach Hause reisen, fahren dort an, kaufen Stinte und führen sie nach den inneren Gouvernements. Es werden dorthin jährlich mehr als 200,000 Pud Stinte verführt; im Sommer hat Alexandrow eine Dampfschiffahrtsverbindung mit Pleskau. Voriges Jahr bezahlte man für ein Pud Stinte an Ort und Stelle von 2 Rbl. bis 4 Rbl. 50 Kop.

Die Bevölkerung Warschaus. Nach der im December v. J. vorgenommenen Volkszählung hat die Stadt Warschau eine Gesammtbevölkerung von 254,561 Seelen, von denen 189,107 Seelen auf die in der Stadt ansässigen und 65,454 Seelen auf die sich dort vorübergehend aufhaltende Bevölkerung kommen. Dem religiösen Bekenntnisse nach gehören von den 189,107 in Warschau ansässigen Einwohnern 1449 dem orthodoxen, 12 dem altgläubigen, 132 dem griechisch-unirten, 109,118 dem katholischen, 9223 dem augsburgisch-evangelischen, 1318 dem reformirten Bekenntniß an und 67,584 sind Bekenner der mosaischen Religion.

* * *

— **Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger** hat ihren Jahresbericht für 1869 im Druck (von Dudbers in Bremen) erscheinen lassen. Derselbe enthält manche traurige, aber auch manche erfreuliche Thatsache. Es verunglückten im Laufe des Jahres an deutschen Küsten im Ganzen 114 Schiffe (1868: 115, 1867: 128, 1866: 81); davon gehörten 56 Deutschland, 25 England ꝛc. an. Dabei kamen 689 Personen ums Leben, und 635 wurden gerettet, und zwar 56 durch Küstenrettungsboote, 3 durch Raketengeschütze, 153 durch Landhülfe, 165 durch Seehülfe und 258 durch Selbsthülfe. Die meisten Schiffbrüche kamen in der Nordsee vor, nämlich 38 zwischen Ems und Weser, 19 zwischen Weser und Elbe, und 14 an der schleswig-holsteinischen Küste. In den drei vorangegangenen Jahren verunglückten resp. 547, 706 und 526 Personen, und resp. 547, 615 und 495 wurden gerettet, und zwar durch die Küstenrettungsstationen resp. 68, 128 und 141, mit den 59 für 1869, also zusammen 396 Personen.

— **Eine neue Reh-Art** ist von R. Swinhoe in China entdeckt worden; charakteristische Kennzeichen sind außerordentlich stark entwickelte Eckzähne und der Mangel der Hörner bei beiden Geschlechtern. Dieses Reh ist häufig auf den Inseln und im untern Theile des Jang-tse-kiang, und wird oft auf die Märkte der Stadt Tsching-kiang zum Verkaufe gebracht, ist aber trotzdem unseren Naturforschern bisher entgangen. Swinhoe schlägt für diese gleichzeitig ein neues Genus bildende Art den Namen Hydropotes inermis vor. (Verhandlungen der „Zoological Society" vom 10. Februar 1870.)

— Zwischen San Francisco und Australien wird in den nächsten Monaten eine Dampferlinie ins Leben treten.

Inhalt: Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien. Mit fünf Abbildungen. — Ueber die ersten Spuren des Pferdes und Esels in ihrer Eigenschaft als Hausthiere. — Ein Blick auf Centralasien. Von Hermann Vambery. (Schluß.) — Die deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Aus allen Erdtheilen: Die periodischen Sandregen in Italien. — Alfons Stübel's Erforschung der Vulcane in Neugranada. — Die Goldfelder in Russisch-Lappland. — Der Stintfang im Pleskauer See. — Die Bevölkerung Warschaus. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien.

II.

Ein bestrafter Götze. — Madras und dessen Rhede. — Gaukler und Schlangenbeschwörer. — Zur Kennzeichnung der Bewohner des Dekhan. — Kleidertrachten. — Allerlei Sitten und Gebräuche. — Indische Sprachen. — Kaste und Kastengeist. — Eine Fahrt nach Kondscheweram. — Bayaderen als Sclavinnen der Gottheit. — Höfliche Beahminen.

Von Haiderabad und überhaupt aus dem Staate des Nizam führen verschiedene Straßen nach Madras an der Koromandelküste. Grandidier nahm den Weg über Karnul und Kaddapah, um die einst mit Recht hochberühmten Diamantengruben am Flusse Pennar oder Pennair zu besuchen.

Bei Karnul sah der Reisende einen Tempel, der noch neu zu sein schien, aber das Standbild des Gottes, welchem er geweihet war, hatte man hinausgeworfen, und es lag nun unter freiem Himmel. Wie kamen die gewöhnlich so andächtigen Inder dazu, den armen Götzen auf eine so schnöde Weise zu behandeln? Das Dorf, welches sich unter seinen Schutz gestellt hatte, war nach einem kurzen Zwischenraume zweimal abgebrannt, und daraus folgerte man, daß der Gott seine Schuldigkeit nicht gethan habe. Die Bauern verachteten ihn deshalb und hatten ein Exempel statuirt, zu Nutz und Frommen anderer Götter. Aehnlich verfahren die Christen in Neapel, die ja auch ihren Fetisch, welchen sie den heiligen Januarius nennen, dann und wann recht übel tractiren.

Bei Gatti und Kaddapah findet man einen Schlamm, welcher mit jenem, den der Kistnastrom während der Ueberschwemmungen absetzt, große Aehnlichkeit hat. Diese Ablagerungen sind aus einem etwas lehmhaltigen Sande gebildet; in diesem findet man kleine Quarzstücke und edle Steine, nach denen aber jetzt Niemand mehr sucht. Die sogenannten Golkonda-Diamanten kommen aus verschiedenen anderen Gruben, deren nächste von Golkonda 25 deutsche Meilen entfernt liegt.

In der Umgegend von Kaddapah feierten die Bauern eine religiöse Ceremonie, um den Rost zu entfernen, welcher ihre Aecker befallen hatte. Dieselbe bestand darin, daß sie eine Ziege opferten; sie rissen aus dem Thiere die Eingeweide heraus, zerstückelten dieselben, thaten Asche und Blätter hinzu und warfen dieses blutige Gemisch auf die Felder; dabei riefen sie in einem fort: Poli! Poli!

Auf schlechtem Wege gelangte Grandidier nach Tripetti und fuhr auf der Eisenbahn nach Madras. Diese große und wichtige Stadt ist an und für sich nicht besonders bemerkenswerth und hat keinen ausgeprägten eigenthümlichen Charakter. Sie hat keinen Hafen und die höchst gefährliche Rhede ist nie ohne gewaltige Brandung. Die Schiffe müssen weit vom Lande entfernt ankern, und man unterhält die Verbindung mit der Stadt vermittelst der sogenannten Tschelingen, einer eigenthümlichen Art von Booten, deren Planken nicht zusammengenagelt, sondern man kann sagen zusammengenäht sind, damit sie vermöge ihrer Elasticität bessere Dienste thun, und wenn sie ans Ufer geschleudert werden, nicht aus einander brechen. Solch eine Barke wird von zehn oder zwölf Mann gerudert, die durch lautes Schreien oder vielmehr Heulen einander aufmuntern; der Mann am Steuer

Digitized by Google

dagegen verhält ſich ruhig und lenkt das Schiff ſo, daß die Wogen es nicht an der Seite packen können. Wenn die Brandungswellen ſo heftig ſind, daß die Tſchelingen nichts ausrichten können, müſſen die ſogenannten Katamarans den Dienſt verſehen, kleine, aus drei Stücken Holz verfertigte Flöße, auf welchen ein nackter Mann kniet, der das leichte Fahrzeug vermittelſt eines Schlagruders lenkt. Auf dem Kopfe hat er einen waſſerdichten Turban, und dieſer enthält die Briefe, welche er an Bord eines draußen auf der Rhede liegenden Schiffes beſorgen ſoll.

Madras iſt in ganz Indien berühmt wegen ſeiner Gaukler und Schlangenbeſchwörer. Die Kraftſtücke der

Indiſche Gaukler in Madras.

erſteren ſind von der Art, wie ſie überall vorkommen; dagegen leiſten die Taſchenſpieler oder ſagen wir Preſtidigitateure Außerordentliches. Sie treten, wie unſere Illuſtration zeigt, nackt auf und haben um die Hüften ein Stück baumwollenen Zeuges geſchlungen. Grandidier war Zeuge, daß ſolch ein Gaukler das Samenkorn eines Baumes in einen mit Erde angefüllten Topf ſteckte, und ſah, wie nach etwa einer Viertelſtunde erſt ein Pflänzchen hervorkeimte, das bald nachher Zweige und Blätter trieb und nach und nach eine Höhe von mehr als einen Fuß erreichte.

Manche Gaukler führen einige Brillenſchlangen (Cobra capella, Coluber naja) bei ſich; dieſe ſind bekanntlich äußerſt giftig und ihr Biß hat gewöhnlich den Tod zur Folge. Man hat behauptet, daß der Gaukler ihnen die Giftzähne aus-

breche, das iſt aber entſchieden nicht der Fall. Er rechnet darauf, daß dieſe Schlange langſam und furchtſam iſt, und ſich ihrer mörderiſchen Waffe nicht bedient, wenn ſie ſich recht ſatt gefreſſen hat und dann verdauet. Er gewöhnt ſie nach und nach ſo, daß ſie ſich angreifen läßt und ſeine Grimaſſen beobachtet. Wer lebendige Schlangen berührt hat, weiß aus Erfahrung, daß ſchon die bloße Berührung und leichte Handſtriche den Körper entlang einen weſentlichen Einfluß auf die Zähmung der Schlange haben. Das Thier iſt dann ſo, als ob es magnetiſirt worden ſei, und verſucht weder zu beißen noch zu entſchlüpfen. Bei Giftſchlangen ſind nur die paar erſten Striche gefährlich. Grandidier ſagt, er ſelber habe mehrmals mit Brillenſchlangen geſpielt, und keine habe auch nur den Verſuch gemacht, ihn zu beißen. In Indien giebt es auch Leute, welche dergleichen Najas zähmen und frei in ihren Gärten umherlaufen laſſen, damit dieſe van den Dieben nicht heimgeſucht werden. Der Beſitzer ſelbſt wird van ſolchen Schlangen niemals gebiſſen. Uebrigens bedienen ſich die Schlangengaukler, um, wie ſie meinen, unverwundbar zu werden, der Wurzel einer Ariſtalochia; ſie beſchreiben mit derſelben Kreiſe um den Kopf des Kriechthieres, das ihnen dann keinen Schaden zufügen könne. Das iſt freilich ein Wahngkaube. Andere haben als vermeintliches Heilmittel gegen den Biß einen ſchwärzlichen, ſehr poröſen „Stein“, der auf die Wunde gelegt wird, an welcher er feſt haftet und das Blut auffaugt; der angebliche Stein iſt aber lediglich ein verkalkter Knochen. — Uebrigens ſind die Schlangen in Indien nicht eben häufiger als in anderen tropiſchen Ländern, nnd es iſt ſtatiſtiſch erwieſen, daß durch ihren Biß verhältnißmäßig wenige Menſchen ums Leben kammen, abendrein zumeiſt nur ſolche, die Nachts mit nackten Füßen in die Wälder und die Gebüſche gehen.

Ein Schlangenbezauberer in Madras.

Die Bevölkerung des Dekhan, dieſer ſüdlichen Abtheilung der indiſchen Halbinſel, iſt ſehr gemiſcht aus tamuliſchem und dravidiſchem Blute und aus ariſchem, doch ſo, daß das erſtere bei weitem überwiegt. Das Geſicht hat zumeiſt eine avale Farm, auch ſcheinen die Dekhanis vermöge der Geſtalt ihres Schädels und durch ihren Geſichtswinkel ſich an den ariſchen Zweig anzuſchließen, aber ihre Hautfarbe iſt viel dunkler. Der Körper iſt nicht kräftig gebaut; die niederen Kaſten insbeſandere ſind mager und dürr. Aber der Dekhani erſetzt das, was ihm an Kraft abgeht, durch Beweglichkeit und Gewandtheit. Seine Hautfarbe iſt kupferbraun bis zum Dunkelbraun, das Haar ſchlicht nnd tiefſchwarz, der Bart ziemlich vall.

Der Inder iſt ſchüchtern und furchtſam, ahne Ausdauer und Feſtigkeit, unfähig zu andauernder Arbeit, aber er begreift leicht und ſchnell. Zweierlei Arten von Druck haben ſeit undenklichen Zeiten auf ihm gelaſtet: die Kaſten und die Fremdherrſchaft. Dadurch iſt er eine biegſame Creatur geworden; ein gerades, kräftiges Auftreten iſt ihm fremd; er iſt raffinirt und verſchlagen. Dieſes Urtheil paßt freilich zumeiſt nur auf die Leute im Dekhan und theilweiſe in Bengalen und im eigentlichen Hinduſtan; bekanntlich leben in Indien, namentlich im nördlichen Theile, auch kräftige, kriegeriſche Stämme.

Van Unterricht und Erziehung in unſerm Sinne iſt, ſo weit nicht europäiſcher Einfluß in dieſer Hinſicht wirkſam wird, bei den Indern keine Rede. Die lebendige Einbildungskraft wird weder geregelt nach gezügelt, und deshalb kann der dickſte Aberglaube in wildeſter Weiſe wuchern. Der Inder iſt nicht brutal-fanatiſch, wie der Mahammedaner, aber er iſt in ſeiner Weiſe ſehr religiös, ſein Glaube iſt auch aufrichtig, und den Dekhanis, welche zumeiſt dem Siwacultus anhängen, iſt derſelbe ſo lieb und theuer, wie das Leben ſelber. Die Religian mit ihren phantaſtiſchen Träumen und den vielfachen, zum Theil pomphaften Feierlichkeiten befriedigt die Bedürfniſſe ihrer ungeregelten Einbildungskraft und ſchmeichelt zugleich ihren Leidenſchaften.

Der Dekhani hat nur geringe Bedürfniſſe, und deshalb iſt er nicht ſürſarglich. Er liebt ein träges Leben und giebt ſich gern brütender Beſchaulichkeit hin. Die Lehre von der Seelenwanderung ſteigert nach dieſe Tendenz ſeines Geiſtes, und ſo entwickelt ſich in ihm jene faſt unglaubliche Kraft der Trägheit, an welcher Alles ſcheitert. Nur dann, wenn Glaubensangelegenheiten ins Spiel kommen, ſind die Maſſen in Bewegung zu bringen.

Der Mann im Dekhan trägt den Dhati, ein langes Stück Baumwollenzeuges, das er um die Hüften ſchlingt, zwiſchen den Beinen hindurchzieht und auf dem Rücken befeſtigt, ſo daß Oberkörper, Lenden und Beine nackt bleiben. Die Wohlhabenderen legen auch ein kurzes Hemde, Angarkah, an und einen langen, weißen Rock. Der Turban hat, je nach der verſchiedenen Kaſte oder Secte, auch eine verſchiedene Farbe und Geſtalt. In ganz allgemeinem Gebrauche ſind die Sandalen, Schuhe bemerkt man ſelten. Die Frauen tragen die Tſchali, ein Jäckchen mit kurzen Aermeln, das die Bruſt hält und nicht über dieſelbe hinabgeht; dazu kammt der Sary, ein großes Stück Zeug, das um den Leib gewunden und dann über die Schulter, manchmal auch über den Kopf geworfen wird.

Im Allgemeinen hat die Tracht etwas Zierliches, auch paßt ſie recht gut zum Klima und für die ganze Lebensweiſe der Menſchen. Uebrigens hat jede Kaſte und Secte eine beſandere Art, die Kleider anzulegen.

Beide Geſchlechter haben einen geradezu leidenſchaftlichen Hang, ſich mit Schmuck, Juwelen und Edelſteinen zu behän-

Typen verſchiedener Raſſen.

gen, und ſelbſt bei Frauen der niedrigſten Claſſe ſieht man gar nicht ſelten goldene, mit Perlen beſetzte Naſenringe. An den Armen werden Ringe von Silber, Kupfer oder Glas getragen, kleine Ringe auch an den Fußzehen, und an den Fußknöcheln ſchwere Metallringe. Die Ohren ſind mit goldenen Ringen förmlich überladen; die Ohrzipfel mit möglichſt großen Löchern verſehen, in welchen man bei feſtlichen Gelegenheiten allerlei Goldſachen befeſtigt; für gewöhnlich werden dieſe Löcher mit einem zuſammengerollten Blatt ausgefüllt. Für das erſparte Geld kauft der Inder Juwelen ein, nicht bloß der Putzliebe wegen, ſondern auch, weil er glaubt, daß ein Schmuck die Macht habe, böſes Geſchick von ihm abzuwenden. Dazu kommt, daß ſolche Sachen ſich leicht verbergen laſſen, und das war wichtig in den Zeiten, als die mahammedaniſchen Herrſcher ſich kein Gewiſſen daraus machten, ihre Unterthanen auszuplündern; außerdem darf ein Muſelmann ſich nicht an Sachen vergreifen, welche Frauen gehören; das verbietet ihm ſeine Religion.

Eine junge Hindu.

Jede Kaſte hält mit Eiferſucht auf ihre Vorrechte, und nicht ſelten iſt blutiger Streit entſtanden, wenn eine Kaſte ſich gegen einen hergebrachten Brauch auflehnte. Als einmal eine niedrige Kaſte ſich zu der frevelhaften Anmaßung verſtieg, Pantaffeln von einer Farm zu tragen, welche ſich nicht für ſie gebühre, entſtand eine blutige Fehde, und ein Gleiches geſchah, als die Prieſter einer ſolchen Kaſte bei ihren gottesdienſtlichen Feierlichkeiten muſikaliſche Inſtrumente anwenden wollten, mit denen bislang nur für Götter höhern Ranges Muſik gemacht worden war! — In der Unterhaltung muß man ſehr vorſichtig ſein; auch den Hindu, geſchweige denn den Mahammedaner, darf man nicht nach dem Befinden ſeiner Frau oder auch ſeiner Tochter fragen. Kommt die Rede etwa auf das oder jenes Mißgeſchick, oder auf irgend ein glückliches Ereigniß, dann muß man ſich wohl in Acht nehmen vor Ausdrücken, an welche er irgend einen Aberglauben knüpfen könnte, z. B. über irgend einen Zauber, von welchem er ſich bedroht glaubt. Es wäre unhöflich und beleidigend, mit der linken Hand zu grüßen, Speiſen und Getränke zum Munde zu führen, denn ſie iſt unrein und darf nur bei Abwaſchungen verwandt werden.

Der Europäer grüßt und bezeigt Reſpect, wenn er ſeinen Hut abnimmt; beim Orientalen dagegen wäre ein Abnehmen des Turbans etwas Unehrerbietiges. Wenn er in ein Haus tritt, behält er den Turban auf dem Kopfe, legt aber die Fußbekleidung ab, und das iſt auch ganz verſtändig. Auf dem Fußboden liegt eine Matte und oft auch ein Stück weißen Zeuges; auf dieſem nimmt der Mann mit untergeſchlagenen Beinen Platz und lehnt ſich mit dem Rücken an einige Kiſſen oder Palſter. In den Gemächern ſind Schuhe ganz überflüſſig. — Wer einen Beſuch macht, darf ſich erſt entfernen, wenn man ihn verabſchiedet. Der Inder nimmt an, daß der Freund, welcher zu ihm kam, nicht gedrängt ſei mit der Zeit; der Wirth dagegen hat möglicherweiſe Geſchäfte, die ſich nicht aufſchieben laſſen; wenn das der Fall iſt, ſagt er: „Beſuche mich doch recht oft;“ oder: „Vergiß nicht, daß Du mir allezeit willkommen biſt.“ Beim Abſchiede reicht dann der Wirth eine Blume oder eine Frucht; Betel wird bei jedem Beſuch angeboten.

Der Inder iſt im Eſſen ſehr mäßig und ſeine Mahlzeit von kurzer Dauer. Das Hauptnahrungsmittel iſt Reis in Waſſer gekocht und mit einer Zuthat von Karry (Curry), der auf verſchiedene Weiſe bereitet wird, z. B. aus einem Gemiſch von Gemüſen, Ghi, d. h. flüſſiger Butter, Safran und verſchiedenen Gewürzen. Eier oder Milch werden auch manchmal genaſſen, Fiſche nicht häufig; dazu kommen Mehlkuchen, Bananen, Brotfrucht und andere Früchte. Daraus beſteht Morgens wie Abends die Nahrung der Reichen und Armen. Statt der Teller und Schüſſeln hat man Bananenblätter, ſtatt des Löffels oder der Gabel bedient man ſich der rechten Hand, und das Fleiſch wird nicht mit einem Meſſer zerlegt, ſondern mit den Zähnen zerriſſen. Es iſt übrigens ſehr unappetitlich, die Leute eſſen zu ſehen, denn die Brühe läuft ihnen über das Kinn und von den Fingern hinab. Der Inder trinkt faſt nur Waſſer und nur dann und wann Palmenbranntwein, Arrak. — Den religiöſen Vorſchriften gemäß ſoll der Inder keine Fleiſchnahrung genießen, und er befolgt das Gebot, weil eine Verletzung deſſelben eine Ausſtoßung aus Kaſte und Familie im Gefolge haben kann. Leute ohne Kaſte genießen Fleiſch und trinken viel Arrak. Keine Abtheilung der Brahminenkaſte im Dekhan genießt Fleiſch, in Bengalen jedoch giebt es Brahminen, welche Fiſch eſſen, und im eigentlichen Hinduſtan, namentlich in den nördlichen Provinzen, erlauben ſich ſogar viele, das Fleiſch von Wild und von Ziegen zu eſſen. In Kaſchmir gehen die Brahminen ſo weit, Schöpſenfleiſch zu genießen.

Je mehr man alſo nach Norden hinkommt, um ſo mehr findet man bei dieſer Kaſte auch das Fleiſcheſſen.

Jedermann kauet Betel. In heißen Ländern, wo die Menſchen ſich nicht viel körperliche Bewegung machen, iſt der Magen träg, und man kann nicht die Speiſen genießen, welche für kältere Klimate paſſen, auch iſſet man weniger. Die Pflanzenkoſt, auf welche der Inder ſich faſt ausſchließlich angewieſen ſieht, iſt nicht reich an Stickſtoff, und ſie würde im Magen unbequeme Gaſe erzeugen, wenn man dagegen nicht ein alkaliſches Reizmittel anwendete. Das iſt eben die Arekanuß, welche man mit etwas Kalk und Betelblatt genießt. Dieſer „Siri“ färbt Lippen und Zunge roth, iſt nachtheilig für die Zähne, befördert aber ganz entſchieden die Verdauung. Uebrigens wird auch Taback geraucht; man umwickelt ihn mit einem grünen Blatt und raucht ihn als Cigarre. Uebrigens ſind auch Hukahs, lange Pfeifen, im Gebrauch, und Nargilehs, Waſſerpfeifen nach perſiſcher Art.

Bekanntlich redet man in Indien eine große Anzahl verſchiedener Sprachen; die Linguiſten zählen deren nicht weniger als achtundfunfzig auf, doch haben nur zehn ein beſonderes Alphabet und eine Literatur. Die fünf derſelben, welche im Norden vorkommen, bezeichnet man als die fünf Gaurs, und jene im Dekhan als die fünf Dravirs. Das Sanskrit, die heilige Sprache, wird nicht mehr geredet, und daſſelbe gilt von den aus ihm abgeleiteten Sprachen, dem Pali und dem Prakrit. Aber etwas mehr oder weniger von ihm iſt in alle anderen Idiome übergegangen. Während es im Norden die Unterlage der Sprachen bildet, welche dort geredet werden, iſt es im Süden anderen Sprachen ſo zu ſagen aufgepfropft worden und kommt oft nur in ſehr ſchwachen Spuren vor. Die verſchiedenen Alphabete ſind offenbar unabhängig von einander erfunden, aber durch die Annahme der regelmäßigen Reihenfolge, welche das Dewanagari, d. h. das Sanskritalphabet, hat, verbeſſert worden. Uebrigens haben alle lebenden Sprachen Indiens einen ſehr einfachen, grammatikaliſchen Bau.

Das Sanskrit kann als Typus der vollendetſten Flexionsſprache betrachtet werden; der Name bedeutet das Wohlgeordnete, Zuſammengemachte, Geſchmückte, Vollendete, in ſich Beendigte. Es iſt klangvoll, reich an Lauten und wird auch

Landkutſche bei Madras.

als Götterſprache (Surabani oder Devabani) bezeichnet. Prakrit bedeutet „abgeleitet, untergeordnet, unvollkommen“; der Name wird auch allen ſecundären Sprachen Indiens beigelegt, welche vom Sanskrit abſtammen.

In Hinduſtan hat jede Provinz ihre beſondere Sprache. Das Hindi allein hat nicht weniger als ſieben Dialekte, und dieſe Hindi-Idiome werden in der ganzen Gegend geſprochen, welche zwiſchen dem Pendſchab und dem Himalaya bis zum Vindhyagebirge reicht, Bengalen jedoch ausgenommen; am reinſten in Kamaon und Gherwal. Das Hinduſtani oder Urdu, d. h. die Lagerſprache, iſt bei den höheren Claſſen Centralindiens im Gebrauche, von Calcutta bis Bombay, hat eine große Menge von perſiſchen und arabiſchen Ausdrücken und wird auch im Handelsverkehr vorzugsweiſe angewandt.

Im Dekhan herrſchen drawidiſche Sprachen vor, und unter dieſen iſt das Tamuliſche am reichſten und am beſten entwickelt; man redet es an der Oſtküſte vom Cap Komorin, alſo der Südſpitze der Halbinſel, hinauf bis Palikate, nördlich von Madras. Dann das Telinga, welches in einem breiten Landſtriche an der Küſte von Palikate bis Gandſcham herrſcht und ſich am untern Godavery und Kiſtna weit landeinwärts erſtreckt. Das Kanara grenzt an das Tamuliſche und iſt über die Hochebene zwiſchen den öſtlichen und den weſtlichen Ghats verbreitet und auch im obern Becken des Kiſtna. Auch das Malayalam und das Karnataka gehören dem Dekhan an. —

Beim Inder tritt der Geiſt der Kaſte in alle Lebensverhältniſſe beſtimmend ein; er iſt viel mächtiger als das Band der Familie, welches ihm gegenüber faſt ganz verſchwindet. Der Mann hat Frau und Kinder recht gern, aber ſeine Neigungen werden durch das Gebot der Kaſte beſtimmt. Es kann Jemand aus vielerlei Urſachen aus der Familie verſtoßen werden, namentlich wenn er gewiſſe Vorſchriften der Religion verletzt. Ausgeſtoßen wird auch ein weibliches Weſen höherer Kaſte, das mit einem Manne aus einer tiefer ſtehenden Kaſte vertrauten Umgang gehabt hat. Die Brahminen wie die Sudras, ja ſelbſt die Pariahs ſind in eine Menge von Unterkaſten geſchieden, und kein Mitglied einer ſolchen darf mit Jemand aus einer andern Unterkaſte gemeinſchaftlich eſſen oder ſich verheirathen. So iſt Alles zerriſſen und zerklüftet. Einer, der ſeine Kaſte verloren hat, d. h. aus derſelben verſtoßen worden iſt, verliert jede

Gemeinschaft mit seinen Verwandten; seine Frau wird als Wittwe betrachtet, die Kinder gelten für Waisen; Niemand kümmert sich mehr um ihn, er ist hülflos und verlassen, ist für seine früheren Angehörigen gar nicht mehr da.

Der Europäer wird dem Pariah gleichgestellt, weil er Rindfleisch ißt. Die Brahminen geben ihm wohl eine Hand, nehmen aber, sobald sie zu Hause kommen, sofort eine Abwaschung vor, um sich von der Besudelung, welche sie erfahren haben, zu reinigen. Genügt doch schon der blaße Blick, welchen ein Pariah auf irgend einen Gegenstand wirft, diesen zu verunreinigen!

Im Dekhan bestehen die Dörfer aus zwei Abtheilungen, welche durch einen Zwischenraum von einander abgesondert sind. Die eine ist für Leute bestimmt, welche Kaste haben, die andere, von einem Dornenzaun umgeben, für solche, die ohne Kaste sind. Die letzteren dürfen nicht in die Straßen der ersten Abtheilung kommen, wenn sie keine ausdrückliche Erlaubniß dazu erhalten haben, und dürfen Wasser nur aus solchen Brunnen schöpfen, welche man ihnen angewiesen hat. Es giebt aber auch Ortschaften, wo die Pariahs gar keinen Brunnen haben, und dort stellen sie ihre Krüge neben den Brunnen der Kastenleute und warten ruhig, bis man ihnen dieselben gefüllt hat. Das Wasserholen wird stets von Frauen besorgt.

Leute aus höheren Kasten geben den Pariahs manchmal Geschenke, die jedoch nicht überreicht, sondern auf die Erde niedergelegt werden. So vermeidet man die Verunreinigung. Nie wird ein Mann von Kaste etwas aus der Hand eines Pariah annehmen. Das Vorurtheil, welches in Indien, man kann wohl sagen, das ganze Leben durchdringt und beherrscht, ist Schuld, daß sich kein homogenes Volk bilden konnte, und daß überall Gegensätze zu Tage treten, für welche sich keine Ausgleichung finden läßt; Alles ist getheilt und zerspalten, und deshalb wurde es den Ausländern so leicht, ein Land zu beherrschen, dessen Volksmenge sich auf zweihundert Millionen Köpfe beläuft.

Milchverkäufer in Madras.

Für die Straßen im südlichen Indien ist in der neuern Zeit viel geschehen, und auf den großen Routen braucht man sich nicht mehr der Palanline zu bedienen, sondern kann zweiräderige Landkutschen benutzen. Manche derselben sind derart eingerichtet, daß sie sich leicht in ein leidlich bequemes Bett verwandeln lassen, wenn man die Lücken zwischen den beiden Seitenbänken mit einem Brett ausfüllt und auf dieses eine Matratze legt.

In solch einem Wagen fuhr Grandidier nach Kondscheweram. Auf dem Wege darthin fand er, daß der Ackerbau nicht mehr so blühend ist, als er in früheren Zeiten gewesen. Allerdings geben sich die Engländer in preiswürdiger Weise alle mögliche Mühe, die Bewässerungsanstalten zu vermehren, und die, welche verfallen sind, wieder in brauchbaren Zustand zu versetzen, aber sie können nicht in allen Theilen des großen Landes die erforderlichen, überdies sehr kostspieligen Arbeiten gleichzeitig in Angriff nehmen. So bleibt namentlich im Dekhan Vieles zu thun übrig, und man sieht weite Strecken, welche vormals ergiebige Reisernten lieferten, nun brach liegen und mit Unkraut überwuchert. Der Straße entlang sind manche Tangs, d. h. Sammelbecken für das Wasser, nun trocken und im Verfall, und doch ist in Indien die Bewässerung durchaus nothwendig, wenn das Feld einen Ertrag geben soll.

Für den Inder bedeutet der Reis dasselbe, was für uns Europäer der Weizen und der Roggen; er ist sein tägliches Brot, und ein Fehlschlagen der Ernte hat allemal entsetzliche Hungersnoth im Gefolge. Der Ertrag hängt, wie schon angedeutet, von reichlicher Bewässerung ab, und manche Aecker geben das Hundertfache der Aussaat, während andere nur einen dürftigen Ertrag liefern.

Kandscheweram liegt etwa 45 Miles von Madras und ist wegen seiner der Gottheit Siwa gewidmeten Tempel hochberühmt (12°20′ N.). Als Grandidier dort anlangte, hielten die Inder eben eine Versammlung, in welcher ein englischer Arzt den Vorsitz führte. Es handelte sich darum,

ein Krankenhaus sammt Apotheke einzurichten, und sowohl der Radscha wie die angesehensten Einwohner sprachen sich sehr lebhaft für den Plan aus. Doch hielt es schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß derselbe nur vermittelst einer Gesellschaft und mit Hülfe von regelmäßigen Geldbeiträgen auszuführen sei. Der Inder begreift das freie Genossenschaftswesen nicht, und über das Wesen und die Bedeutung des Geldumlaufes findet er sich erst in der allerneuesten Zeit einigermaßen zurecht. Der reiche Mann ist daran gewöhnt, sein Geld bis zu 24 Procent anzulegen; 12 Procent gilt ihm für einen geringen Zinsfuß, und an industriellen Unternehmungen betheiligt er sich deshalb nicht. Es fehlt ihm keineswegs an Intelligenz, er entschließt sich aber doch entweder gar nicht oder nur sehr schwer zur Benutzung von Maschinen und zweckmäßigen Werkzeugen, ohne welche doch nichts Ordentliches ausgerichtet werden kann. Ein Inder trägt einen halben Centner Erde auf dem Kopfe, während er mit Leichtigkeit auf einem Karren 3 Centner fortbewegen könnte, und 30 bis 40 Centner auf einem Eisenbahnwagen; er zieht aus einem Brunnen einen Eimer von 10 Maß Wasser, und könnte mit demselben geringen Kraftaufwande 100 Maß bekommen, wenn er sich zum Anlegen einer Pumpe verstehen wollte. Er macht 100 Backsteine mit der Hand, und könnte vermittelst einer Maschine in eben so viel Zeit mindestens 1000 solcher Steine verfertigen. Er ist in allen solchen Dingen nicht progressiv.

Graul (Reise nach Ostindien ꝛc. Leipzig 1856. V, S. 186) giebt die Volksmenge von Kandscheweram auf 20,000 Köpfe an und macht bei der Ziffer ein Fragezeichen; Grandidier schätzt sie auf 60,000. Die Stadt nimmt einen sehr großen Flächenraum ein, sie ist „breitstraßig und tempelreich", und die beiden Haupttempel liegen etwa drei englische Meilen von einander entfernt. In den Straßen sieht man viele kleine Pagaden; über dem allemal viereckigen Allerheiligsten und der Eingangscolonnade ist immer ein flaches Dach angebracht. Die Säulen sind Monolithe mit viereckiger Basis und Capitäl, während der Schaft sechs- oder achteckig und das Piedestal mit Basreliefs verziert ist; diese stellen oftmals Gruppen dar, welche nach unseren Begriffen unzüchtig erscheinen.

Die Brahminen sind höfliche Leute. Als Grandidier den großen Tempel besuchte, wurde er von ihnen mit Auszeichnung empfangen; schon auf halbem Wege kam ein Zug ihm entgegen, welcher ihn mit Trommelschlag begrüßte; weiterhin ließen Pfeifer schrillende Töne hören; sechs Bayaderen tanzten, schlugen die Cymbeln zum Tanze und klapperten mit Castagnetten. Sie trugen ein kurzes Sammetjäckchen, enge Beinkleider, welche an den Fußknöcheln schlossen und dort mit allerlei Schmuck und Schellen umgeben waren; über den ganzen Körper wallte ein farbiger Gazeschleier herab, dessen eines Ende schärpenartig über der Brust befestigt war*). Vor dem Zuge ging ein Elephant einher, welcher zu einer Pagode gehörte; aber eigentlich wurde die Procession durch einen Reiter eröffnet, welcher den Tamtam schlug. Hinter dem Fremden ging ein ganzer Schwarm Brahminen, welche ihm einen Kranz gelber Blumen um den Hals gehängt hatten und sich überhaupt freundlich und zuvorkommend erwiesen. —

Manche christliche Missionäre könnten von den Brahminen, auf welche sie mit alberner Vornehmthuerei herabsehen, weil diese ja nur „Heiden" seien, Anstand, Höflichkeit und gute Sitte lernen. Sie sind aber nicht selten in einem so bornirten Dünkel befangen, von einer geradezu frechen Unverschämtheit förmlich besessen, daß sie auf jeden billig denkenden und verständigen Menschen einen ungemein widerwärtigen Eindruck machen. In dieser Unverschämtheit hat insbesondere K. Graul („Doctor der Theologie und Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig", dann Professor in Erlangen und vor einigen Jahren gestorben) das Mögliche geleistet. Er war von 1849 bis 1853 im südlichen Indien und auf Ceylan, um Einsehen zu nehmen, wie es mit den Missionen in jener Gegend stehe, und besuchte auch Kondscheweram (Reise nach Ostindien, Leipzig 1856. V, S. 183 ff). Es ist charakteristisch für ihn und seinesgleichen, wie roh und ungeschliffen er sich benahm und ausdrückte. Die einheimischen Behörden machten ihm ihre Aufwartung, auch kam ein Siwadrahmine mit der heiligen Asche auf der Stirn; dann stellten sich auch zwei Lingadharis, d. h. Lingaträger, vor, die mit den Brahminen nichts zu schaffen haben wollen, sondern eine eigene Secte bilden. Sie glauben, daß in ihrem Glaubensstifter Basava der Stier des Siwa menschliche Gestalt gewonnen habe und legen die Brahminenschnur nicht an. „Sie rühmen sich auch, daß weit und breit in hiesigen Landen ihrer Keiner noch Christ geworden sei," und hier macht Graul eine sehr richtige Bemerkung: „Wieder ein Beweis dafür, daß die Lockerung der Kastensessel und des Brahminenjoches nicht nothwendigerweise für das Christenthum empfänglich macht." Der eine dieser Lingadharis sagte dem Altlutheraner, daß die letzte Tendenz aller Religionen die gleiche sei, was dem Leipziger Orthodoxen natürlich nicht gefiel; wenn ein Inder „selig" werden will, muß er sich zur Augsburgischen Confession bekennen!

Der Christ Graul verschmähete es nicht, die berühmte Pagode Ekamdari Swami zu besuchen, und wurde vom Tempelelephanten „pflichtmäßigst" begrüßt. Auf den neun Treppenfluchten der 200 Fuß hohen Pagode und auf den Mauern umher schäkerten Affen in ganzen Familien. Ein anderer Besuch galt der Pagode der Kamakschi, d. h. der Lustäugigen, oder Parvati. „Die Brahminen beeiferten sich, uns ihre sämmtlichen Herrlichkeiten zu zeigen; sie waren übergütig und ließen uns auch die Tempeljuwelen sehen. Die Krone des Gottes stammt aus alter Zeit. Unter den frommen Wohlthätern der Pagode wurden uns auch Clive und Wlaß genannt. Die Augen der Brahminen leuchteten hoch auf, als sie die Farben des kostbaren Götzen geschmeides aus der Hand christlicher Beamten vor uns spielen ließen!

*) Diese Tänzerinnen sind die „Sclavinnen der Gottheit", Dewadaschi; von den Portugiesen wurden sie als Balladeiras, Tanzmädchen, bezeichnet, und allmälig ist der Ausdruck Bayaderen allgemein geworden. Sie sind theils dem Wischnu, theils dem Siwa geweiht, und diese wohnen im Bereiche des Tempels zu dessen Diensten sie von früher Jugend an geweiht und von einer Lehrerin, einer Daja, in Tanz und Musik unterrichtet werden. Auch erhalten sie im Lesen und Schreiben von Seiten der Brahminen Unterricht, und diese legen ihnen die heiligen Bücher aus, mit alleiniger Ausnahme der Wedas. Aus dem Bereiche des Tempels dürfen sie sich nicht entfernen; wenn sie besondern Beruf dazu fühlen, legen sie das Gelübde der Ehelosigkeit ab; außerdem können sie sich einen Gatten wählen, der aber nicht zur Tempelgemeinschaft gehören darf. Sie sind allemal Töchter der höheren Kasten. Die anderen, zum Dienste der übrigen Götter bestimmten „Gottheitssclavinnen", gehören der Sudrakaste an, wohnen in Städten und Dörfern und verherrlichen durch ihre Kunst auch die häuslichen Festlichkeiten der Inder. Sie genießen volle Freiheit und verrichten den Tempeldienst der Reihe nach. Manche fahren in Gruppen von 8 bis 10 und von Musikanten begleitet von Ort zu Ort; andere stehen unter Aufsicht einer Daja oder sind auch wohl Sclavinnen einer solchen. Diese freien Dewadschi führen ein nicht eben züchtiges Leben; ihr Absehen geht vor Allem auf Gelderwerb, damit sie, wenn sie ältere werden, von dem Gesparten gemächlich leben können. Gewisse Ortschaften liefern regelmäßig Nachwuchs solcher Dewadschi, z. B. Ankala, an der Westküste zwischen Goa und Mangalore; sobald die älteren heimkehren, um sich zur Ruhe zu setzen, zieht eine Schaar junger mitter aus. (Asien, von J. Hartwig Brauer und J. H. Plath. Leipzig 1864. S. 511.)

Clive ſowahl als Glaß thaten viel für Indien; ſchade, daß ſie ihren wirklichen Verdienſten einen ſalchen Schandfleck anhängten. Der Letztgenannte ſchenkte außer dem Geſchmeide für den Götzen ein beträchtliches Gartengrundſtück. Man erſparte uns die Scham nicht, auch van dieſem Tempelgute Natiz zu nehmen. — Unſere Brahminen klagten bitter, daß der engliſche Callector, der ſanſt dem Götzen im Namen der ehrenfeſten Campagnie alljährlich ein anſehnliches Geſchenk einhändigte, etwa einen hübſchen Anzug, amtlich nichts mehr mit dem Feſte zu thun habe. Man ſtellte uns die ſogenannten Dharmatakkel, die eigentlichen Verwalter des Tempelvermögens, var, und dieſe wallten uns zum Abend durchaus wieder in die Pagode haben, um den Gatt in Gala var uns paradiren zu laſſen. Wir verbaten uns die Ehre, indem ich bemerkte: Das Wichtigſte an Eurem Gott, Ihr lieben Freunde, die ſchönen Juwelen, haben wir geſehen; das Andere iſt ja doch nur gewöhnliches Halz, Zeng und ſo weiter. Sie nahmen die kühle Bemerkung mit gutmüthigem Lächeln auf.“

Man ſieht, dieſe Brahminen wenigſtens waren anſtändige Lente.

Im Mai und Juni findet ein großes Feſt in Kandſcheweram ſtatt; es geht dabei dann und wann ſa blutig zu, daß die Regierung einſchreiten muß. Im Jahre 1852 z. B. entſtand unter den Frommen Streit über die Frage: Wer hat das Recht, eine gerade Linie über die Naſe van Wiſchnu's Götterbild zu machen, die Wiſchnu- oder die Siwapriester? Die ſtreitenden Parteien aber waren ſa verſtändig, den Redacteur der zu Madras erſcheinenden engliſchen Zeitung „Athenäum“ zum Schiedsrichter aufzurufen, und ſie thaten wahl daran.

Volk und Volksleben in Neurußland.

Von **J. M.**

II. Sitten und Gebräuche in Neurußland.

Bei der Bevölkerung des unermeßlichen ſcythiſchen Kirchhafs, der Steppenzone, waren drei Elemente van gleich zweifelhaftem Werthe thätig, die unter dem geiſttödtenden Einerlei des Steppenhimmels, eines extremen Klimas und der hinzutretenden Leibeigenſchaft der Entwickelung gleichmäßig nur ungünſtig ſein kannten. Ban Oſten her der Abſatz kaſakiſchen Valksüberfluſſes, van Süden die Ueberbleibſel der verwilderten, an Blutvergießen und freies Umherſchwärmen gewöhnten Saparager, von Weſten die durch Juden, Palen und deren Nachbarn mannichfach bedrückten und verderbten kleinruſſiſchen Einwanderer. Gemeinſame Knechtſchaft war das Band ihrer Vereinigung, Verwahrloſung ihr Erbtheil, Verwilderung ihr Loos!

Wo ſie ſich ſetzten, ſaßen ſie wie hinter einer chineſiſchen Mauer; keine Städte, keine Vereinigungspunkte, nichts was anregen aber entwickeln kannte, und noch heute iſt die Unſelbſtſtändigkeit, gewiſſermaßen Hülfloſigkeit des Steppenbauers, dem großruſſiſchen Stamme gegenüber, eben ſa auffallend als bemerkenswerth. —

Die längs beider Dnieprufer bis hinauf nach Ekaterinoslaw wohnenden Stämme, welche ihren Urſprung mit Stolz von den Saporagern herleiten, zeigen in der That in Geſtalt und Gebräuchen etwas von der Freiheit ihrer tapferen Vorfahren und unterſcheiden ſich ſehr vartheilhaft van ihren weſtlicheren Nachbarn, die, je mehr nach Padolien und Beſſarabien, alle Kennzeichen der Verkammenheit in erhöhetem Grade an ſich tragen.

Wie demoraliſirend Eintönigkeit und Einſamkeit des Steppenlebens auf die menſchliche Natur wirkt, ſahen wir ſa recht überzeugend beim Baue der erſten ſüdruſſiſchen Eiſenbahn van Odeſſa nach Balta. Je weiter der eiſerne Arm der Civiliſatian ins Land griff, deſto mehr förderte er Zuſtände zu Tage, von denen wir keine Ahnung hatten, ja die wir als unwahrſcheinlich zurückgewieſen hätten, wenn ſie durch andere Vermittelung als des perſönlichen Augenſcheins zu uns gelangt wären. Kaum hundert Werſt hinter der drittgrößten Stadt des Reichs entdeckten wir deutſche Coloniſten, die ſich vom eingebarnen Bauer faſt durch nichts mehr unterſchieden. Dieſelben kleinen Lehmhütten, ungedielt und ummzäunt; derſelbe primitive Zuſtand, dieſelbe Lebensweiſe. An einſamen Steppenſchenken beobachteten wir Prügel- und Säuferſcenen, die ſich etwa nur durch erhöhete Rohheit, durch größere Verbiſſenheit von denen der kleinruſſiſchen Bauern unterſchieden. Ich mußte in einem dieſer deutſchen Dörfer übernachten; von den Männern ſchien Niemand daheim zu ſein, ſie gingen mit ihren Fuhren dem neueröffneten Verdienſte an der Eiſenbahn nach. Mein Diener hatte den Samowar raſch unter einem der wenigen Bäume aufgeſtellt, eine beträchtliche Anzahl Frauen ſammelte ſich neugierig um den verführeriſchen Comfart meines Theetiſches; während ich bereitwillig zum Genuſſe einlud, konnte ich nicht umhin, meinem Erſtaunen über das, was ich rings ſehen mußte, lebhaften Ausdruck zu geben. Dieſe braven Weiber, abwahl in Tracht, Gebahren und ſelbſt Geſichtszügen kaum van den ruſſiſchen unterſcheidbar, faßten Muth; ein allgemeines Bedürfniß ſchien zur Mittheilung zu drängen, es begannen erſt ſchüchtern, bald freier bittere Klagen über die Verwilderung, Arbeitsſcheu und Völlerei der Männer, und wie es wahl noch ſchlimmer ſtände, wenn die Frauen nicht häufig, ſelbſt gemeinſchaftlich an den deutſchen Urſprung mahnten, der den Kindern doch nicht verlaren gehen dürfe! Tief ergriffen mußte ich mir ſagen, daß hier ſa recht eigentlich aus der Kinderſtube das Band hinausführte, welches die abtrünnigen Väter dem Stamme und ſamit der Cultur erhielt. Auch das iſt ein Troſt! —

Ueberhaupt hat man die Bemerkung gemacht, daß deutſche Arbeiter, auf Gütern vereinzelt, wo ſie der Schule und Kirche in der Nähe entbehren, ſehr bald ſich der Umgebung im ungünſtigſten Sinne aſſimiliren. Die allgemeine Gedankenleere treibt ſie in die Arme des branntweinbegeiſterten Nachbars, und dann geht's raſch bergab. — Wa dagegen die Bedingungen ſich beiſammen finden, die der deutſchen Natur unentbehrlich ſind, entfaltet ſich ein Gemeinweſen, wie wir es an der Malatſchna finden: lebend, ſtrebend und nach allen Seiten erhebend; dennach iſt der Coloniſt im Allgemeinen in einer Weiſe wortkarg, die ſich

Digitized by Google

eben nur aus der durchaus mangelnden Einwirkung auf die Phantaſie, aus dem Schweigen der Steppe erklären läßt. —

Wie bereits bemerkt, zeichnet ſich der Abkömmling der Saporoger am Dniepr ſehr vortheilhaft vor ſeinen Nachbarn aus, freilich weniger in Charakter und Gebräuchen, die ſo ziemlich auf der ganzen Steppe dieſelben ſind, als in ſeiner äußern Erſcheinung. Sie ſind ein ſchöner, hoher, geſchmeidiger Menſchenſchlag; kühne, unermüdliche Reiter, in der Nähe des Stromes gewandte Fiſcher und Bootsführer. Im Hintertheile des aus einem Weidenſtamme gehöhlten, vielbeſprochenen Kojuks, auch Seelenverderber (Duſchegubka*) genannt, ſtehend, ſticht er mit dem bis acht Fuß langen Ruder langſam ins Waſſer, zugleich rudernd und ſteuernd. Still dem Ufer entlang gleitend, mit der kurzen Pfeife im Munde, weiß er das Ruder unhörbar niederzulegen, mit raſch ergriffenem Spieße den ſich unbefangen reibenden Karpfen ſicher zu treffen, ins Boot zu ſchleudern, das Ruder aufzunehmen und lautlos weiterzugleiten. Bei dieſem Manöver iſt nur der Oberkörper thätig, die Beine ſcheinen im Boote zu wurzeln. Wie ſehr dieſe Bewegung den Körper im Balanciren übt, leuchtet ein! Daher droht in dieſen Booten nur dem Ungeübten Gefahr. Ich bin in vierzehn Jahren bei täglichen Fahrten weder jemals umgeworfen noch überhaupt in Gefahr gerathen, obwohl ich mich ganz frei bewegte, aufſtand, niederließ, ſchoß und dergleichen. Feſt vertrauend dem hinter mir ſtehenden Steuermann, ward ich nie getäuſcht. Meine Leute gehörten freilich zu den Geübteſten; ihr beſonderer Ruhm beſtand darin, einander durch plötzliches Anfahren ins Waſſer zu ſtürzen, aber ſogleich wieder an die Oberfläche zu kommen, ohne die Pfeife aus dem Munde und das Ruder aus den Händen verloren zu haben.

Nicht viel weniger gewandt ſind die Weiber, die ſich überhaupt in jüngeren Jahren in der Mehrzahl durch Schönheit und natürliche Grazie auszeichnen. Schönheit iſt im Ganzen in Rußland häufiger eine Eigenſchaft des männlichen als weiblichen Geſchlechts, wer aber hier im Süden, etwa an einem Jahrmarktstage, die Truppe ſchöner, ſchlanker und doch voller Mädchen betrachtet, mit den dunkeln, ausdrucksvollen Augen, den ſchwarzen Haaren, kokett durch das fingerbreite goldene Stirnband gehoben, mit den durch vielfarbige Bänder geſchmückten, langherabhängenden Zöpfen, kann nicht anders als ſehr überraſcht ſein. Um den Hals laufen fünf-, auch zehnfache Reihen bunter Perlen, auf dem Rücken ſchaukeln geflochtene Schnüre mit Troddeln; das hübſch mit rothen Figuren an den Schultern ausgenähete weiße Hemd, der bis auf die Knöchel reichende blaue oder carrirte Rock verhüllen Formen von ſo ariſtokratiſcher Feinheit und Zierlichkeit, daß man unwillkürlich an das polniſche Blut erinnert wird, dem dieſe Reize urſprünglich doch wohl entſtammen.

Da die Leibeigenſchaft es geſtattete, jedes beliebige Mädchen dem Elternhauſe ohne Weiteres zu entziehen, ſo hatten die Beamten größerer Güter ſtets einen wahren Blumenflor ſchöner Dienſtmägde im Hauſe, die von der Hausfrau, je nachdem ſie es verſtanden, ſich nützlich und beliebt zu machen, gehätſchelt und verwöhnt wurden. Sie lernten dabei nähen, waſchen, plätten und ſpinnen und waren Seitens der heirathsfähigen Burſche ſtets Gegenſtand ſehnſüchtigſten Begehrens, obwohl die meiſten der erlernten Künſte, als dem neuen Leben unnütz, ſofort für immer bei Seite geworfen wurden. Solch ein 14- bis 15jähriges Mädchen trat auf Befehl wie ein junges Füllen in den Dienſt, ausgerüſtet mit nur einem Hemde und Röckchen, aber dem merkwürdigſten Appetit und einem kanonenfeſten Schlaf, der im Vorzimmer auf platter Diele ohne Kopfkiſſen oder irgend welches Bettzeug in beneidenswertheſter Weiſe ſeine Flügel ausbreitete. Aber ehe man ſich deſſen verſah, waren ſie ſo klug, ſo emancipirt, daß man nicht Schlöſſer noch Riegel genug finden konnte, theils ſie von Leckereien abzuhalten, theils ſie ſelbſt Nachts ans Zimmer zu gewöhnen, wenn der lockende Geſang junger Burſche von der Steppe zu ihren Ohren drang. Bis zum 16. oder 18. Jahre ließ es ſich allenfalls noch zwingen, dann aber war kein Haltens mehr, jeder Strafe boten ſie trotz, und die Hausfrau mußte am Ende noch froh ſein, plötzlich in einer Nacht den abgeſandten Freiwerber durch verſchloſſene Thüren vor ihr Bett treten zu ſehen mit der Bitte: Priska oder Habla oder Jewdocha zu beurlauben, weil dieſer Saſka oder jener Gritzko ſie heirathen wolle. Dieſe nächtliche Freierei war eigentlich geſetzlich unterſagt, aber ſie war Volksgebrauch, und es halfen weder Ermahnungen noch Drohungen. Während der 14 Jahre meines Aufenthalts am untern Dniepr heiratheten wohl 30 meiner Mägde, aber keine einzige ward anders geholt, als in finſterer Nacht zwiſchen 10 und 12 Uhr.

Die Gutsverwaltung pflegte im Intereſſe der Population nur denjenigen Bauern etwa bei der Heirath eine Schwierigkeit in den Weg zu legen, welche mit den Abgaben ſehr im Rückſtande waren; konnte der gute Wille dargethan werden, ſo war auch die nöthige Erlaubniß leicht zu erlangen. Man konnte ſeine Dienſtmagd daher nicht verhindern, ſich mit dem ihr dieſe Partie im verführeriſchſten Lichte darſtellenden Freiwerber zum künftigen Bräutigam und in Geſellſchaft beider zu ihren Eltern zu begeben, deren Einwilligung unerläßliche kirchliche Bedingung iſt. Von perſönlicher Liebe war da überall keine Rede. War das Mädchen geneigt, und ſie war es faſt immer, und hatten die Eltern eingewilligt, ſo ging das Paar ſofort in der Morgenfrühe, um 6 Uhr etwa, zum Prieſter und ward in Gegenwart zweier Zeugen getraut. Das Alles geſchah ſamt zwiſchen Mitternacht und Morgengrauen; man heftete ihr dann eine rothe Bandcocarde an jede Schläfe, und mit dieſem Zeichen trat ſie außerhalb des Bereiches der Macht oder Wünſche irgend einer Perſon oder Herrſchaft. Einen Brautſtand kennt der Kleinruſſe ebenſowenig wie einen Kuß, beides iſt nicht ſawedenje (Gebrauch). Nie ſah ich einen Bauer, außer in der Trunkenheit, Jemanden küſſen. Die Trauung iſt indeß noch keine Hochzeit; zwar ſoll die Angetraute nun im Hauſe der Schwiegereltern unberührt bis zur Hochzeitsfeier wohnen und arbeiten, die Uebertretung dieſes Sittengeſetzes iſt jedoch häufiger als das Gegentheil. — Kurz vor und nach der Ernte finden in der Regel die meiſten Trauungen ſtatt. Etwa ſechs Wochen nach der kirchlichen Vereinigung wird die Hochzeit gefeiert. Da die bei ſolcher Gelegenheit ſtrenge eingehaltenen ſehr charakteriſtiſchen Gebräuche noch wenig, in Deutſchland gar nicht bekannt ſind, will ich es mir nicht verſagen, noch hundertfältiger eigener Anſchauung den Bargang gewiſſenhaft zu ſchildern. — Gerade die Sitten und Gebräuche der Völker lieferen den Maßſtab für ihre Stellung in der großen Scala bildungsfähiger Weſen, an deren Spitze die Tugend um ihrer ſelbſt willen geübt wird. Bei den neuruſſiſchen Hochzeiten aber kommen Dinge vor, welche hier nicht gedruckt werden können.

Schon in der Woche, welche der ſtets auf einen Sonn- oder Feſttag verlegten Feier vorausgeht, wird im Hauſe der Eltern des jungen Mannes ein reges Leben, Putzen, Wa-

*) So und nicht anders wird dieſer ausgehöhlte Baumſtamm genannt; Duſchekupka würde Seelenkäufer bedeuten, von kupit = kaufen, denn verkaufen heißt prodat. Das Wort iſt ſicherlich ein importirtes, eben ſo wie das corrumpirte mandrowat = wandern, genauer: den Soldaten nachziehen, daher nur auf Frauenzimmer angewendet. Bekanntlich gab es unter den Saporegern auch deutſche Strolche, die dergleichen verminteln konnten.

ſchen und Backen bemerkbar. Die weibliche Bekanntſchaft hilft beim Verfertigen der unvermeidlichen Schiſchki, einer Art handgroßer Weizenbrötchen, an der obern Seite vielfach mit Aufknetungen verziert, und nicht ohne ſymboliſche Bedeutung, inſofern ſich auf ihnen zuerſt die ſündige oder tugendhafte Vergangenheit der Braut in rother oder ſchwarzer Bandumwickelung darſtellt. Mit einem Sack voll ſolcher noch durch keine Farbe bezeichneter Schiſchki macht ſich am Sonnabend die Braut im beſten Staat in Begleitung zweier Freundinnen auf, um möglichſt viele und wohlhabende Gäſte für den andern Tag einzuladen. Im Schweiße ihres Angeſichts rennen die Armen oft in entlegene bekannte Dörfer, treten in jedes Haus, und indem die Braut drei tiefe, möglichſt rechtwinklige Verbeugungen macht, ſpricht ſie: „Vater, Mutter und ich bitten ergebenſt zur neuen Wirthſchaft,“ überreicht ein Brötchen und rennt weiter.

Bei den knapp zugemeſſenen Zerſtreuungen des Steppenlebens hat eine Hochzeit, trotz derſelben ſtets wiederkehrenden Ceremonien, trotz ziemlich koſtſpieliger Theilnahme, doch ſtets große Anziehungskraft für die Bauern. Alles, was Beine hat, ſtrömt am Sonntag Vormittag um 11 Uhr vor das reinliche, geſchmückte Haus, theils um zu gaffen, mehr aber noch, um einen Tropfen des herrlichen Getränkes zu erhaſchen, das hier zu Lande, mehr als Geld, die Zauberruthe iſt, die ſelbſt Unmögliches möglich macht und bei dieſer Gelegenheit mit größter Liberalität vertheilt wird.

Zur genannten Zeit verſammeln ſich die jungen Burſchen um den Bräutigam; der Druſchka oder Schaffer tritt voran mit einem durch buntes, goldenes und Silberpapier reich verzierten Bäumchen auf dem Arme (zu welchem Zwecke ſie öfters in der Nacht aus einem Garten die jungen Aprikoſenbäumchen ſtehlen), und hinaus auf die Steppe geht der Zug, angeblich um die entflohene Braut zu ſuchen.

Dieſe ſitzt mittlerweile in der Hütte unter dem Gottesbilde, hinter einem mit Brot, Schweinefleiſch, Schnaps und dergleichen reich beſetzten Tiſche, meiſt weinend und ſehr gerührt, und rings umſungen von den melancholiſchen Scheideliedern ihrer ſeitherigen Freundinnen. —

Nach einer Stunde etwa erſcheint der von der Steppe zurückkehrende Zug wieder vor der inzwiſchen ſorgſam verſchloſſenen Hofthür, welcher nun auch innerhalb alles zudrängt.

„Habt ihr nicht die und die geſehen? ſie muß hier ſein, wir verfolgten ihre Spur bis hierher?“ wird draußen gefragt. —

„Nein!“ antwortet es von innen, „wir wiſſen nichts von ihr!“

„Gebt ſie heraus, wir wiſſen, daß ſie hier iſt, gern wollen wir Euch dafür bezahlen!“

Nach längerm Hin- und Herparlamentiren geſteht man endlich die Möglichkeit zu, daß ſie hier ſein könne, zeigt ſich aber mit der empfangenen Summe unzufrieden, es entſteht eine Hin- und Herſchlägerei über den Zaun mit Stöcken und Fäuſten; Schüſſe knallen rechts und links, tumultariſch wird der Zaun überſtiegen, kämpfend drängt die Rotte ins Haus, kämpfend ins Zimmer bis zur Braut vor, wo der Bräutigam ſich endlich als ſtolzer Sieger an die Seite ſeiner Beute ſetzt.

Von dieſem Augenblicke an gewinnt die Scene ein friedliches Anſehen. Die Eltern mit dem Heiligenbilde, mit Salz und Brot ſitzen innerhalb der Thür auf einer Bank, ihren Segen empfängt das junge Weib kniend, es gelobt, fortan keine andere Heimath zu haben, verſpricht vollſtändigen Gehorſam, Treue und Unterwerfung. Dies iſt der einzige wirklich ergreifende Act der ganzen Feier. Der feierliche Bruch mit der glücklichſten Lebensperiode verfehlt nie ſeinen wehmüthigen Eindruck auf das Herz auch des Unbetheiligten zu machen. Das anweſende weibliche Perſonal zerfließt denn auch meiſt in Thränen. Nun treten die Freundinnen herzu, nehmen eine der Cocarden vom Haupte der jungen Frau und nähen ſie dem neuen Ehemanne an die hohe graue Pelzmütze. —

Während ſomit die Stimmung im Innern der Hütte eine immer idylliſchere Färbung annimmt, werden vom Druſchka oder Marſchall auf dem Hofe die Namen derjenigen Gäſte mit Begleitung eines Geſchenks, eines Tüchelchens, Otſchipoks und dergleichen aufgerufen, von denen man einen Beitrag zur neuen Wirthſchaft erwartet. Eine Art von directer Bettelei. Oft fallen dieſe Beiträge in Geſtalt von Schafen, Kälbern, Schweinen, Geflügel, Korn oder Geld in der That ſo reichlich aus, daß das Paar eine ganz hübſche Wirthſchaft gegründet ſieht; wer aber viele Hochzeiten mitmacht, kann dabei ſeine eigene Wirthſchaft gründlich ſchädigen.

Fortſchritt in der argentiniſchen Republik.

In den La-Plata-Staaten zeigt ſich ein höchſt erfreulicher Fortſchritt. Der Krieg mit Paraguay iſt zu Ende, im Innern herrſcht Ruhe, der Bau von Eiſenbahnen und Brücken wird mit Eifer betrieben, die Einwanderung, welche für jene ausgedehnte, geſunde und fruchtbare Region ſo nöthig iſt, nimmt beträchtlich zu, und wir können nur bedauern, daß nicht auch aus Deutſchland ein ſtarker Zufluß dorthin ſtattfindet, während aus England Tauſende nach dem Silberſtrome ziehen und raſch zu gedeihlichem Wohlſtande gelangen.

Jüngſt hat Präſident Sarmiento von Buenos Ayres aus eine Rundreiſe in den Provinzen Santa Fé und Cordova gemacht, auf welcher er von den Vertretern der auswärtigen Mächte, auch dem Miniſterreſidenten des Norddeutſchen Bundes, Herrn Lemaitre, begleitet wurde. Sarmiento iſt nicht vom Schlage der gewöhnlichen Präſidenten in Südamerika; er iſt kein ſäbelraſſelnder General, ſondern ein Gelehrter von guter Durchbildung. Als Roſas ihm nach dem Leben trachtete, entfloh er über die Cordillere nach Chile, wo er jahrelang in Santiago ſich als Lehrer ernährte; er machte dann Reiſen in Nordamerika, wurde nach ſeiner Rückkehr Gouverneur der Provinz San Juan, ſeiner Heimath, ſpäterhin argentiniſcher Geſandter in Waſhington und iſt nun Präſident der Argentina. Er gehört zu den beſten Schriftſtellern, welche Südamerika aufzuweiſen hat.

Auf ſeiner Rundreiſe beſuchte Sarmiento die einzelnen „Colonien“, d. h. die Anſiedelungen, welche an verſchiedenen Punkten von Europäern gegründet worden ſind, von Engländern, Schweizern, Deutſchen und Italienern. Er iſt ein eifriger Beförderer der Einwanderung und wollte ſich ſelber überzeugen, wie es mit dieſen Colonien ſtehe. Er

Digitized by Google

ſchrieb an einen engliſchen Freund nach Buenos Ayres Folgendes: „In den 19 Colonien, von denen einige einen Grundbeſitz von 72 Quadratmiles haben, fand ich den größten Wohlſtand. In jener der Schweizer von Esperanza bei Santa Fé hörte ich vom Ortsvorſteher die Worte: Hier, Señor, ſind wir Alle reich! — In allen anderen fand ich Gedeihen und Wohlſtand. In Frayle Muerto haben mehrere junge Engländer mit dem beſten Erfolge den Anbau der Pampas unternommen; ſie bedienen ſich des Dampfpfluges und der beſten Ackerbaumaſchinen. Manche ſind ſchon wohlhabend, und ſie bringen immer mehr Land unter den Pflug. In Cañada de Gomez fand ich auf den Ländereien, welche der centralargentiniſchen Bahn gehören, ganz daſſelbe. Ich hörte, daß eine Fläche von einer Quadratmile bisher unbebaueten Landes binnen zehn Monaten gepflügt, beſtellt und abgeerntet worden iſt. In der Provinz Santa Fé iſt mir amtlich berichtet worden, daß die Anſiedler binnen drei Jahren alle Auslagen, welche die Regierung für ſie gehabt, zurückerſtattet haben; jede Familie hatte 80 Acker Land, ein Haus, einen Pflug, ein Joch Ochſen und Lebensmittel auf ein Jahr bekommen, und nun ſind ſie Alle unabhängige, ſchuldenfreie Leute. Ein Mann dort zeigte mir die Dampfmühle, welche er hatte kommen laſſen; ſie hatte ihm 10,000 Piaſter gekoſtet; er ſei, ſagte er, mit 5 Piaſtern in der Taſche ins Land gekommen.“ Sarmiento ſchreibt weiter: Alle fleißigen Arbeiter ſeien willkommen, er wünſche aber vorzugsweiſe ſolche aus dem nördlichen Europa, insbeſondere Engländer; kleine Ackerbauer ſeien am wünſchenswertheſten. „Das Syſtem, welches die Engländer in Frayle Muerto und Cañada de Gomez befolgen, erſcheint mir als das zweckmäßigſte; es beweiſt, wie leicht junge, fleißige Männer zu Wohlſtand gelangen können. Ich habe mir viel mit den Coloniſten zu ſchaffen gemacht und kann verſichern, daß meine ganze Tour eine wahre Vergnügungs- und Triumphreiſe war; ich habe von Leuten der verſchiedenen Nationalitäten wie von unſeren Argentinern herzliche Verſicherungen empfangen.“ Der Engländer, welcher den Brief an die „Times-Mail“ (22. März) geſchickt hat, fügt hinzu, daß die Einfuhr engliſcher Fabrikate fortwährend im Anwachſen ſei, und namentlich die Eiſenwaaren in Folge der vielen öffentlichen Arbeiten in der Argentina einen vortrefflichen Markt fänden. In unſeren deutſchen Seehäfen bedenkt man leider nicht genug, daß die volle Bedeutung der La-Plata-Staaten ein vortreffliches Gebiet für maſſenhafte Einwanderung und Abſatz von deutſchen Fabrikaten ſein könnten.

In der „Deutſchen Zeitung“ am Rio de la Plata vom 15. Februar finden wir einen Bericht des norddeutſchen Conſulates zu Montevideo über die Schiffahrtsbewegung dieſes Hafenplatzes im Jahre 1869.

Deutſche Fahrzeuge liefen ein 198 von 38,146 Tonnen Gehalt mit 1728 Mann Schiffsvolk; es liefen aus 204 von 40,222 Tonnen und 1827 Mann. Die deutſche Flagge wird an Tonnengehalt übertroffen von der engliſchen, franzöſiſchen und braſilianiſchen, weil unter dieſen viele Dampfer fahren, welche natürlich viel mehr Reiſen machen als ein Segelſchiff.

Von den 1869 in Montevideo eingelaufenen Schiffen waren

1) Germaniſchen Urſprungs.

Flagge.	Anzahl	Tons.	Beſatzung.
Engliſche	469	270,966	13,978
Deutſche	198	38,146	1,728
Nordamerikaniſche	64	28,440	956
Däniſche	26	5,048	219

Holländiſche und ſchwediſche fehlen in der Liſte.
Total 757 Schiffe mit 342,600 Tons.

2) Romaniſchen Urſprungs.

Italieniſche . . .	252	84,920	3,368
Spaniſche	215	49,347	2,700
Franzöſiſche . . .	214	119,310	6,508
Braſilianiſche . .	130	41,274	2,287

Total 801 Schiffe mit 294,851 Tons.

Man ſieht, daß erſtere an Tonnengehalt vorangehen, was auch mit der Anzahl der Fahrzeuge der Fall ſein würde, wenn die Angaben der holländiſchen und ſchwediſchen Schiffe (erſtere in großer Anzahl in Küſtenfahrten beſchäftigt) nicht fehlten.

Von obengenannten Flaggen haben die engliſche, franzöſiſche, braſilianiſche und italieniſche regelmäßige Dampfſchifflinien, daher wir behufs folgender Vergleiche nur vier Nationalitäten aus obiger Liſte anwenden können.

Der Durchſchnitts-Tonnengehalt der Segelſchiffe ſtellt ſich auf:

194 Tons	für die däniſche	Flagge
198 „	„ deutſche	„
229 „	„ ſpaniſche	„
444 „	„ amerikaniſche	„

wobei zu bemerken iſt, daß die deutſche Rhederei während der letzten Jahre viele große nordamerikaniſche Schiffe von über 1000 Tons gekauft hat, von denen verſchiedene mit Kohlenladungen nach Montevideo zu kommen pflegen, um von dort in Ballaſt nach der Weſtküſte, namentlich den Chinchas-Inſeln, zu verſegeln, ein Umſtand, der bei Feſtſtellung obigen Durchſchnittes ſtark ins Gewicht fällt.

Die kleinen deutſchen Fahrzeuge (gemeinſchaftlich mit den holländiſchen, bezüglich welcher wir ohne Daten ſind) haben in den Gewäſſern des La Plata die Fluß- und Küſtenſchifffahrt, zu der größere Schiffe nicht immer paſſen, ſtark ausgebeutet, namentlich ſeitdem im benachbarten Braſilien der Küſtenhandel, z. B. von Rio Grande do Sul nach den nördlichen Häfen u. ſ. w., allen Flaggen geſtattet iſt, was früher nicht der Fall war. Wir glauben, daß mit der Zeit dieſe Frachten eine Art von Monopol der nordiſchen Schiffe ſein werden, weil ſie kleiner ſind, namentlich aber billiger fahren, als die anderer Nationen. Abſehend von den nordamerikaniſchen Fahrzeugen, welche ihres größern Tonnengehaltes wegen im Verhältniß weniger Mannſchaft erfordern, finden wir, daß auf 100 Tons folgende Mannſchaft kommt:

bei den däniſchen	Schiffen	4,4
„ deutſchen	„	4,5
„ ſpaniſchen	„	5,5

und wenn man dazu rechnet, daß die nordiſchen Schiffe billigere Heuer bezahlen, ſo ſtellt ſich heraus, wie ſehr ſie in der angeregten Beziehung vortheilhafter geſtellt ſind, als die ſpaniſchen, welche, wie wir Grund haben anzunehmen, mehr oder weniger unter gleichen Verhältniſſen fahren mit den franzöſiſchen, italieniſchen und portugieſiſchen.

Man hat vielfach den Satz aufgeſtellt, daß nur große Segelſchiffe ſich bezahlt machen können und mit der Zeit die kleineren würden eingehen müſſen; am La Plata ſehen wir in der Praxis das Gegentheil, weil noch ein anderer Grund dazu kommt. Seit Aufhebung der Differenzialzölle in Frankreich ſind die großen franzöſiſchen Segelſchiffe, welche früher die bezüglichen Frachten monopoliſirten, ſehr beeinträchtigt, weil die Wolle meiſtens mit Dampfbooten verladen wird, für Talg und Salzhäute aber ſelbſt die franzöſiſchen Verſchiffungshäuſer die kleineren nordiſchen Schiffe, welche ſchneller zu expediren ſind, vorziehen. —

In der Argentina wird die Centralbahn, d. h. von Roſario nach Cardova, beſtimmt am 1. Mai dem Verkehr übergeben. Sehr wichtig für das Land iſt es, daß die

Digitized by Google

Bahn von Villa Maria nach Rio Cuarto gebaut wird; der Vertrag darüber mit dem Londoner Hause Simmons ist von der Regierung unterzeichnet worden. Villa Maria ist eine Station an der Centralbahn und, gleich Rio Cuarto, ein jetzt ganz unbedeutender Ort; beide liegen in der Provinz Cordova; die Strecke, welche sie trennt, ist fast unbewohnt, denn Ausgangs- und Endpunkt inbegriffen wird sie kaum 5000 Bewohner zählen. Für die Herstellung des ganzen 87 englische Meilen langen Schienenweges, die in spätestens 37 Monaten vom Tage der Vertragsgenehmigung Seitens des Congresses zu bewerkstelligen ist, hat die Regierung dem Unternehmer die Summe von circa 11½ Millionen Francs zu zahlen. Bei einer eingehenden Erwägung wird man bald finden, daß die projectirte Bahn zu den wichtigsten gehört. Die „Deutsche Zeitung" sagt:

„Es fängt an, so sonderbar dies auch klingen mag, bei uns etwas eng zu werden; die Ländereien sind schon so hoch im Preise gestiegen, daß die Viehzucht sich kaum noch rentirt, und darf man nicht vergessen, daß Viehzucht die Hauptlandesindustrie ist und für lange Zeit bleiben muß, die aber großer und vor allen Dingen billiger Ländereien bedarf. Andererseits dehnt sich bei uns in überraschender Weise der Ackerbau aus, der weit eher die jetzigen Landpreise tragen kann und besonders auf die Nähe der Städte angewiesen ist. Wir haben hier keines jener großen Ackerbaugüter, die so massenhaft produciren, daß sie hohe Fracht eben durch die Quantität ihrer Producte vertragen können, sondern nur kleine Farmer, die ihre Feldfrüchte selbst auf den Markt bringen, d. h. keine Frachtspesen zu zahlen vermögen. Diese Leute werden daher immer den Ländereien in der Nähe der Städte den Vorzug geben, sie bewirken aber durch ihre starke Nachfragen nach solchen Terrains ein fortwährendes Steigen derselben und schädigen damit die Viehzüchter sehr bedeutend. Jetzt kommen jährlich 50,000 Einwanderer nach hier, in zehn Jahren wird sich deren Zahl per Jahr schon auf eine Viertelmillion belaufen, es ist also Zeit, daß man für alle diese Ankömmlinge, welche die Nachfrage nach Land noch beträchtlich steigern werden, Raum schafft, und gleichzeitig der Viehzucht neue Ländereien zugängig macht, und diese Aufgabe zunächst soll die Bahn nach Rio Cuarto erfüllen. Der Schienenweg geht direct in die Pampas; er erobert uns mit die besten und fruchtbarsten Ländereien, welche es zwischen der Mündung des La Plata und den Andes giebt! In unmittelbarer Nähe der Bahn wird der Ackerbau sich festsetzen, im Umkreise derselben, bis zu 30 und 40 Leguas, aber die Viehzucht ein ergiebiges Feld finden. Zugleich erfüllt die Bahn eine wichtige strategische Aufgabe, sie schützt einen großen Theil von jetzt den Indianereinfällen ausgesetzten Gegenden wirksamer als viele Regimenter Grenztruppen, und endlich ist die Bahn von Villa Maria nach Rio Cuarto die erste Etappe eines Schienenweges nach Mendoza. Wir rücken so auf drei verschiedenen Wegen der Westküste Amerikas näher, nämlich von Rosario-Villa-Maria-Rio-Cuarto nach Mendoza, von Rosario-Cordova nach Tucuman und weiter, und endlich von Santa-Fé-Esperanza nach Santiago und weiter.

Nicht übergehen dürfen wir die Zahlungsbedingungen, welche in dem Vertrage über den Bau der Bahn nach Rio Cuarto festgesetzt worden; die ganze Summe ist nämlich in sechsprocentigen Schatzbonds mit 1 Procent Amortisation zum Course von 80 zu zahlen. Es spricht diese Bedingung sehr für den Credit Argentiniens, denn es dürfte kaum ein anderes Land diesseits des Oceans geben, das Eisenbahnen auf solche Bedingungen erbaut erhielte. Und dabei ist der Baupreis keineswegs hoch; 130,000 Francs per englische Meile mag zwar auf den ersten Blick viel erscheinen, weiß man aber, daß unter Anderm sechs große eiserne Brücken zu errichten sind und daß der ganze Bau mitten in der Wildniß herzustellen ist, also enorme Nebenspesen damit verbunden sind, so wird man obigen Preis eher billig finden."

Die Stadt Buenos Ayres wird van nicht weniger als zehn verschiedenen Pferdebahnen durchkreuzt.

Auch die Provinz Corrientes trachtet jetzt mit Ernst danach, Einwanderer an sich zu ziehen. Am Ufer des Parana, 5 Meilen oberhalb der Stadt Goya, die einen vortrefflichen Stromhafen hat, ist der Plan einer neuen Ortschaft, Lavalle, wo den Ansiedlern Baustellen umsonst, Ländereien von je 500 Quadratvaras für 25 Dollars, zahlbar nach Verlauf zweier Jahre, überlassen werden. Am Ufer des obern Parana, wo die Stadt Itzaingo, 40 Meilen oberhalb Corrientes, gegründet wird, erhalten Ansiedler dieselben Bedingungen. Bis dorthin, wo ein Handelsweg aus den Missiones bis an den Strom reicht, fahren Dampfer. Am Ufer des Uruguay sind die Colonien Alvear und San Martin gegründet worden, letztere zumeist von Franzosen. Die Provinzialregierung macht die günstigen Bedingungen, welche sie den Einwanderern gewährt, in einem amtlichen Documente bekannt; in demselben heißt es:

„Die Regierung wünscht auch, daß die ausländische Bevölkerung, welche hierher kommt, um das Land durch ihre Arbeit zu bereichern, der einheimischen Bevölkerung Lust zur Arbeit einimpfe, und bei ihr bisher unbekannte Bedürfnisse erwecke, welche sie nach und nach nöthigen werden, ihre Zeit nicht ferner in Müßiggang zu vergeuden."

Aus allen Erdtheilen.

Neue Forschungen über die Geologie Asiens, Afrikas und Australiens.

—r.— Mit der rasch wachsenden Ausdehnung der geologischen und paläontologischen Untersuchungen auf die ebenso großartigen als mannichfaltigen Verhältnisse der Erdrinde in den außereuropäischen Ländern ist die Möglichkeit einer befriedigenden Einsicht in die ältere und neuere Erdgeschichte viel näher gerückt, als man vor wenigen Jahren hoffen konnte. Europa, bei allem auf Erden wohl kaum zum zweiten Mal vorhandenen Reichthum seiner geologischen Gliederung, ist viel zu enge, um zu zuverlässigen Schlüssen auf die Verhältnisse der übrigen Erdtheile zu berechtigen; das erkannte man sehr bald, nachdem man die hier gewonnenen Resultate mit den thatsächlichen Zuständen der Erdrinde fernerer Regionen verglichen hatte. Seine Gesteine und Schichten bieten zwar ein vortreffliches Schulbild und sind als solches der geologischen Wissenschaft in dem ersten Halbjahehundert ihrer Entwickelung in hohem Grade nützlich geworden, aber sie sind doch immer nicht mehr als nur kleine Bruchstücke, deren nothwendige Ergänzung anderwärts zu suchen ist. Gegenwärtig sind in allen Theilen Asiens, Amerikas, Afrikas und Australiens die geologischen Untersuchungen lebhaft im

Digitized by Google

Gang, und nachdem die Forscher einmut der schädlichen Ansicht entsagt haben, uts ub Vertheilnng und Lagerung der Schichten überall dem nach europäischen Verhältwissen zugeschnittenen Muster entsprechen müßten, gewinnen die Ergebwisse on innerm Zusammenhang, und erlauben die Begründung aon Hypothesen, die etwas Besseres sind als gelehrte Phuntasien.

Freiherr a. Richthasen hat die Kohlenformation im östlichen China untersucht. Für die van ihm bisher erforschten Gegenden bestätigte sich die Meinnng Pumpelly's, derzufolge jüngere Abtagerungen als die der genannten Formation hier nicht oder doch btoß in ganz geringem Maße aarhanden sind, vallkommen. Die Steinkahlensarmution, bei uns in der Regel aon den sehr mächtigen Schichten der Trias (Buntsandstein, Maschettalt und Keuper), des Juru oder Oalith, der Kreide und der Tertiärbildungen zuberlagert, steht in Ostchina allenthathen zu Tage, su duß es scheint, als ub seit Bildung dieser Formution der ganze Strich niemals mehr unter Wusser gesetzt worden sei, während die aerschiedenen Theile Europas in der gleichen Zeit mehrfach Meeresboden gewesen sind. Praktisch ist dieser Besund nach zwei entgegengesetzten Seiten hin wichtig. Indem die Kohlenformation zu Toge liegt, ist die Aassindung des in ihr fast überall sa massenhaft vertretenen fassilen Brennstaffes in hohem Grade erleichtert und gleicherweise auch seine Förderung; aber der gleiche Umstund hat eine sehr ausgedehnte Ab- und Ausspütung der Schichten bewirkt, sa duß der tostbare Schatz, auf weite Strecken hin zerstört, ins Meer geführt ist, und meist nur in Gebirgswinkeln, wo er auf irgend eine Weise geschützt war, sich erhielt. Die Zukunft muß nun lehren, wieaiel von den schwarzen Diumonten das Reich der Mitte sich erhielt, und dürfte gerade diese für das praktische Chinesenaolk sicherlich bedeutsame Frage die Einrichtung einer geologischen Lundesuufnahme, welche Rjchlhusen zu beschleunigen hofft, endlich zu Stande bringen.

Auf Madagaskar hat', wie das „Archiae des miss. scientifiqaes" meldet, der französische Paläontolog Grandidier, der aon seiner Regierung ausgesandt ist, eine nicht unwichtige Entdeckung gemucht. Er fand Reste vum Nilpferd (Hippopotamus), welches, soweit bisher bestimmt werden konnte, einer in Westafrika lebenden Aet am nächsten steht, gemeinsam mit Knochen des ausgestorbenen Vogels Epiornis. Angesichts der neuerdings mit saniel Vorliebe und auf Grund zahlreicher Thatsachen aufgestellten Hypothese einer in spättertiärer Zeit bestandenen Festlondaerbindung Asiens uud Afrikas, welche Madagaskar und die umliegendeu Inseln in sich anfgenammen hätte, ist diese Auffindung eines heute rein afrikanischen, in der Tertiärzeit anch asiatischen Dickhäuters aon besanderm Interesse. Es wird festzustellen sein, ab dieser frühere Bewohner Madagaskars identisch ist mit dem hrutigen Nilpferd des afrikanischen Festlandes; ist das der Fall, sa kann an dem frühern Zusammenhang beider Gebiete nicht gezweifelt werden. Einstweilen bleiben die Hauptstützen des asiatisch-afrikanischen Urcontinentes die merkwürdigen Halbaffen (Lemuren), welche Ostafrika, Madagaskar nnd Südasien gemeinsam sind; ihnen zu Liebe hat der Thiergeograph Sclater dus hypothetische, versunkene Land Lemuria benannt.

Ueber fossile Korallen aus tertiären Schichten Australiens sprach in der jüngsten Februarsitzung der Londoner geologischen Gesellschaft Professor Duncan. Er zog aus der Vergleichung mit den jetzt lebenden und tertiären Verwandten derselben satgende Schlüsse: Zur Zeit, als die Schichten, uus denen diese Korallen entnammen sind, sich bildeten, war Centraloustralien ein Meerestheil (wurde bekunntlich schon längst aus geographischtapogruphischen Gründen vermuthet), welcher gegen Norden hin offen war uud im Zusammenhange stand mit dem Meere, welches quer durch Afrika hindurch an Stelle der Sahara bis in das Bett des heutigen Mittelmeeres sich erstreckte. Ruch Osten hin war der größte Theil Amerikas noch unter Wasser, nnd die Schließnng der Punama-Lundenge geschah etwa gleichzeitig mit dem Auftnuchen Australiens und Neuseelands. — Man sieht, daß hier nicht ängstlich gerechnet wird, und wird gut thun, in sulchen Ergebnissen nichts anderes als pravisorische Gerüste zn sehen, mit deren Hülfe der eigentliche Bau erst zu Stande kammt. Die Möglichkeit, aus scheinbar geringfügigen Thatsachen der Thiergeographie, besunders der geographischen Verbreitung aurwettlicher Wesen, weitausgreifende Schlüsse auf geotugische Veränderungen zu ziehen, ist nicht zu leugnen, subald man zugiebt, daß die Arten nur je an einem Orte entstunden sind, und aon da aus noch den verschiedensten Richtungen hin wanderten. Wir haben, um ein aielbesprachenes Beispiel anzuführen, im Mittelmeere einige charakteristische Krabbenarten, die nur noch an den japanischen Küsten gefunden werden. Will man nicht onnehmen, duß sie un beiden Orten erschuffen warden seien, sa bleibt nichts übrig, als zu erklären, wie ste van einem Orte zum andern gekammen sind, und dieses führt dann auf die Hypathese, die übrigens auch durch undere Thatsachen gestützt wird, daß einst aam Mittelmeer zn den ostusiatischen Gewässeru eine ziemlich directe Verbindung, ein Meer sich erstreckt hube, van welchem Schwurzes Meer, Kaspi- und Arulsee Reste seien.

Merkwürdige Naturerscheinungen im fernen Westen Nordamerikas.

„Die große Wüste" — das war die Bezeichnung, welche man früher für dos dürre Salzplateau gebrunchte, welches sich zwischen den Felsgebirgen nnd der Sierra Revada befindet und dessen tiefste Stelle von dem Salzsee gefüllt ist. „Die baum- und wasserlosen Ebenen" war der charakteristische Rume für alles vom Missouri allmählich nach den östlichen Abhängen der Felsgebirge aufsteigende Land.

Und gewiß wuren diese Bezeichnungen woht begründet. Das große Becken aum Utah ist uffenbar trockengetegter Meeresboden. Der salzhaltige Boden, das salzhaltige kurze Gras, bus er erzeugt, der Salzsee selbst legen dafür Zeugniß ab. Die gunze Regium trug den Charukter der Wüste. Ebenso war auf den unendlichen Ebenen östlich vom Felsgebirge wirklich weder Strauch nuch Baum zu finden. Trockene Flußbetten füllten sich nur zeitweis im Jahr nnd nur dürftig mit Wasser nnd nährten an ihren Ufern nur verkrüppeltes Zwerghalz. Dir Reise durch diese Ebenen war vall Schrecken und Elend, und weißgebleichtes Gebein von Menschen und Thieren, welches den nachrückenden Kurawunen-Zügen den Weg zeigte nach den Felsgebirgen und nach dem Darado am Pacific gab Kunde davon nud Warnung.

Wunderburer Weise scheint es plötztich, als ab sich der Charakter jener dürren Ebenen und jener Wüste autständig ändern sotte. Die trockenen Flußbetten füllen sich mit Wasser, und zwar nicht bloß nach dem Schneeschmelzen in den Gebirgen, sandern dus gunze Jahr hindurch; die Vegetation wird frischer und weniger vereinzelt, und im großen Bassin steigt das Salzseewasser, das keinen sichtbaren Abfluß hat, van Jahr zu Jahr. Diesseits und jenseits der Felsgebirge nimmt offenbur der Boden an Feuchtigkeit zu, nnd damit uuch die sanft su truckene Atmosphäre. Was ist der Grund davon? Oder ist man erst in letzter Zeit nach Vallendung der Pacificbahn auf dieses Phänamen uufmerksam gewurden, das vielleicht schon seit Jahren vorhunden ist?

Allerdings wird diese Aenderung nicht urplötztich gekummen sein, und wahrscheintich wird sie nur in der letzten Zeit genauer beobachtet warden sein. Woher uber kamml sie? Es läßt sich nur annehmen, duß die aardringende Cultur, der Badenbau, der immer weiter aum Missouri aus in die Prulrien westwärts hineinreicht, und duß die Anpflanzung van Grösern, Gestrüchen und Bäamen eine größere Feuchtigkeit aan Land nnd Luft zur Folge hat.

Aufmerksame Beobachter berichten, daß Flußbetten, die var zwanzig Jahren nnr sehr wenig Wasser hatten, jetzt mehr gefüllt sind, und doß andere, die sunst die Hälfte des Jahres trocken standen, jetzt furtwährend Wasser haben.

Digitized by Google

Die Laramie-Ebene, die ſonſt ganz ohne Waſſer war und über welche Emigranten ihren Waſſervorrath mitzunehmen hatten, iſt nicht mehr ganz waſſerarm. Welche Wirkung wird das Alles auf Emigration und Anſiedelung im Herzen der Union ausüben! Das Arkanſas-Flußbett war noch in 1862 eine weite Strecke trocken, ebenſo der Pecos. Jetzt haben ſie Waſſer.

Im Moro-Thal gab es keine Vegetation, jetzt bringt es vorzüglichen Weizen hervor. Denver wurde an einem ausgetrockneten Flußbett gebaut; einige Zeit nach der Gründung der Stadt ſtellte ſich Waſſer ein, und jetzt kann man nur vermittelſt Brücken über das Waſſer gelangen. An der ganzen Linie der Pacific-Eiſenbahn entlang iſt offenbar jetzt mehr Feuchtigkeit im Boden, als vor zehn Jahren.

Was den Salzſee betrifft, ſo iſt ſein Waſſer jetzt 7 Fuß höher, als vor zehn Jahren. Dies beweiſt eine bedeutende Zunahme an Feuchtigkeit in jener ganzen Gegend. Oder ſollten ſich unterirdiſche Abflüſſe des Sees verſtopft, oder ſollte ſich ſein Boden in Verbindung mit den letzten Erdbeben am Pacific gehoben haben? Gleichviel, welche combinirten Urſachen das bewirkt haben mögen, ſo ſteht ſo viel feſt, daß der See in wenigen Jahren aus ſeinen Ufern treten wird, wenn ſein Waſſer in demſelben Verhältniß weiter ſteigt. Die Mormonen flechten bereits, daß er alsdann ihre Anſiedelungen, ja ihre heilige Stadt ſelbſt überflathen werde. Damit hätte die Natur ohne Weiteres den ganzen Mormonen-Wirrwarr beendet. Aber es läßt ſich annehmen, daß die Gewäſſer des großen Baſſins den Ausfluß ſuchen werden, den ſie offenbar früher hatten, nach der Shell-Creek und von dort nach dem Colorado des Weſtens und nach dem Golf von Californien.

Dieſer zunehmende Waſſerreichthum des großen Innern des Continents wird machen, daß mit rieſiger Schnelligkeit ſich dort alles Land beſiedelt. Und da ſich außerdem in den Felſengebirgen Kohlen in Menge vorgefunden haben und Eiſen in Hülle und Fülle vorhanden iſt, ſo wird ſich doch ſehr bald zum immenſen Aufſchwung des Ackerbaues auch eine gewaltige Induſtrie geſellen.

Die Bibel in den öffentlichen Schulen zu Cincinnati. Wie erwähnten vor einiger Zeit, daß der dortige Schulrath das Leſen der Bibel abgeſchafft habe. Er ging von dem Satz aus, daß die öffentliche Schule für alle Glaubensbekenntniſſe beſtimmt ſei, und in derſelben keine beſtimmte Religion gelehrt oder gefördert werden dürfe. Andererſeits wurde geltend gemacht, daß die Bibel nur die chriſtliche Religion im Allgemeinen lehre, und die Religion bei der Erziehung nicht vernachläſſigt werden dürfe. Im Anfange des März hat nun das Obergericht zu Cincinnati jenen Beſchluß des Schulrathes für ungültig erklärt, weil in der Verfaſſung des Staates Ohio der Satz ſtehe: daß Religion für eine gute Regierung nothwendig ſei. Mit dieſer Entſcheidung, welche unlogiſch ſei, iſt der Schulrath nicht zufrieden, und er hat die Sache an das höchſte Gericht zur endgültigen Entſcheidung gebracht. In der Staatsverfaſſung, ſagt er, ſteht kein Wort von der Bibel; eine proteſtantiſche Ueberſetzung derſelben ſage den Katholiken nicht zu, eine katholiſche nicht den Proteſtanten. Die Schule ſei auch für nichtchriſtliche Kinder beſtimmt; die Mehrheit habe kein Recht, in religiöſen Angelegenheiten die Minderheit zu ihren Anſichten zu zwingen, falls überhaupt von Religionsfreiheit noch die Rede ſein ſolle. — Wir finden in einem Berichte, daß bisher das Vorleſen aus der Bibel in einer handwerksmäßigen, unpädagogiſchen Weiſe betrieben worden iſt. An jedem Tage lieſt der Lehrer ein Capitel aus dem Neuen Teſtament vor, am andern Tage das folgende Capitel, auch wenn darin bloß ein Geſchlechtsregiſter von Namen vorkommt. Von irgend welcher Erklärung darf keine Rede ſein, weil ſie im Sinn irgend einer Confeſſion gegen eine andere ausfallen könnte. Die Kinder hören alſo etwas, wovon ſie häufig nichts verſtehen und wovon ſie vieles falſch verſtehen. Viele ſagen: „Religion ſoll überhaupt in keiner Schule gelehrt werden, weil ſie plattterdings nicht dahin gehört. Sie iſt Sache der einzelnen Confeſſionen, welche ihre Geiſtlichen haben; zu dieſen mögen die Eltern ihre Kinder ſchicken und ſie dogmatiſch abrichten laſſen; dann hört aller Zank und Streit auf, und jeder Confeſſion bleibt ihr Recht ungekränkt. Wir haben in manchen Städten 40 und mehr verſchiedene Secten, Denominationen, Kirchen ꝛc., die Juden und die ſehr zahlreichen Antichriſten gar nicht mitgerechnet. Möge alſo jede Seele ihre Kinder zu ihren betreffenden Geiſtlichen ſchicken, von denen jedoch keiner die Schule zu betreten hat, denn dieſe muß unbedingt confeſſionslos ſein."

M. Der Horg-Tanz. Am ſüdlichen Ufer der Ljusne-Elf (in Schweden, Geſtrikland) ſteigt über dem dunklen Fichtenwalde der berüchtigte Hagaberg empor, der ſich ſchon durch ſeinen Namen als vorchriſtliche Opferſtätte kundgibt, denn das Wort hörg, haeg, altnordiſch hörge, bezeichnete theils einen Opferplatz (Altar) unter freiem Himmel, theils den geweihten Hain, in dem ſich ein Hof (Tempel) befand. Die Prieſterinnen, welche den Opfern vorſtanden, hießen Hörgdeäute, und daß bei den Ceremonien auch Opfertänze aufgeführt wurden, dürfen wir daraus ſchließen, daß ſich unter den Volkstänzen der Nordſchweden wenigſtens ein Horgtanz (horgadans) erhalten hat, der jetzt freilich häufiger unter dem Namen Hanebopolska vorkommt, ſo benannt nach der am Fuße des Horgberges gelegenen Dorfſchaft Haneba.

Im Wirthshauſe zu Haneba pflegte ſich der Sage zufolge in uralter Zeit die Dorfjugend jeden Sonnabendnachmittag mit Spiel und Tanz zu vergnügen. Sobald aber die Kirchenglocken den Sabbath einläuteten, ging ein Jeder heim, um ſich ſein chriſtlich auf den ſonntäglichen Gottesdienſt zu bereiten. Da geſchah es, daß ſich einſtmals ein ſeender Spielmann in der Tanzſtube einfand, der ſo luſtige Weiſen ſpielte, daß die Tänzer das Abendgeläute überhörten und, ohne die geringſte Ermüdung zu ſpüren, die ganze Nacht hindurch tanzten. Der Tag brach an, die Glocken riefen zur Andacht, — keiner hörte ſie. Die vorübergehenden Kirchleute nahmen ein Aergerniß an dem Lärm und traten ins Haus, um den Wirth ob des unchriſtlichen Gelages zu tadeln. Als der Spielmann bemerkte, daß ein Tänzer nach dem andern beſchämt aus dem Reigen trat und ſich zum Fortgehen anſchickte, verſtummte plötzlich ſeine Geige. Aber noch war keiner recht zur Beſinnung gekommen, als er aufs Neue leiſe wunderſüße Klänge aus den Saiten lockte, ſo leiſe und lieblich, daß ſelbſt die frommen Kirchgänger lauſchend an der Schwelle ſtehen blieben. Und als die Töne, allmälig anſchwellend, in eine rauſchende, trotz der buntſten Variationen bekannte Singweiſe übergingen, da fühlten alle ein ſeltſames Zucken in den Füßen und Armen und, wie vom Zauber umſtrickt, bewältigt von der Macht der wunderſamen Melodie, flogen die Kirchleute mit den Nachtſchwärmern in den tollſten Wirbeln durch den Saal. Da zog ſich der Spielmann langſam nach der Thüre und ſcheint geigend aus dem Saale, gefolgt von der tanzenden Schaar, über den Hof, über die Wieſen den Horgaberg hinauf. Beredtlich mahnten die Kirchenglocken, dem Sabbathfrevel ein Ende zu machen: ſie klangen tauben Ohren. Hoch oben auf dem Berge ſtand mitten auf dem Hörgſtein der Geiger, und um ihn herum drehten ſich die Paare und tanzten bis die Sonne unterging und bis ſie wieder aufging, tanzten bis die Glieder zuſammenbrachen, ja als das Fleiſch ſich von den Knochen löſte, rollten noch die Gebeine und Schädel durcheinander, und noch heutigen Tages ſehen die Haneboer Donnerſtagskinder*) in gewiſſen Nächten die gebleichten Schädel auf dem Horgaberge hüpfen, und vernehmen die Muſik in dem Rauſchen der Büſche und Bäume. — Der ſeende Spielmann aber war kein anderer als der Teufel in höchſteigener Perſon geweſen und die behexende Tanzweiſe, welche die Haneboer Jugend ins Verderben ſtürzte, der Hörgtanz.

Wir finden in dieſer Sage Anklänge an jene Zeit, wo das Chriſtenthum im Norden noch keine feſte Wurzel gefaßt hatte,

*) Nach dem ſchwediſchen Volksglauben ſind die Donnerſtagskinder geiſterſichtig.

wo die heidnischen Lieder und Melodien noch in große Gewalt übten auf die Neubekehrten, daß sie nicht selten dadurch verlockt wurden, an den verbotenen Tänzen theilzunehmen, an jenen verrufenen Plätzen, wo nach christlicher Anschauung böse Geister ihr Spiel trieben und danach trachteten, dem Christengotte ergebene Seelen vom rechten Wege abzuleiten, weshalb es so drastischer Erzählungen bedurfte, um die jungen Christen in Furcht zu halten und sie vor dem Grimm des Bösen zu warnen. Nichtsdestoweniger hat sich der Horginz oder die Hanebopolska bis auf den heutigen Tag erhalten und wird noch jetzt von den Helsingländern, Uplsdern und Westmannländern gern getanzt — ob auch in den südlicheren Provinzen, ist mir nicht bekannt. In langsamer Bewegung, äußerst graziös, nimmt er im accelerirlen und Prestissimo-Tempo den Charakter dacchantischer Ekstase an, und erinnert an die italienische Tarantella, obgleich, merkwürdig genug, die jetzige Musik zur Hanebopolska durchaus nichts Elektrisirendes, Sinnberauschendes hat.

Das Jubiläum Krusenstern's. Eine Denkschrift zu Ehren des Admirals Krusenstern wird in der „Dorpat'schen Zeitung" veröffentlicht und von dieser mit folgenden Worten begleitet: „Dem Ehrendoctor der Dorpater Universität, dem Weltumsegler Johann Adam von Krusenstern, soll ein Denkmal errichtet werden; die Feier der Grundsteinlegung wird am Hundertjährige seiner Geburt, dem 6. November 1870, stattfinden. Der Kaiser hat gestattet, im ganzen Reiche eine Subscription für diesen Zweck zu eröffnen. Die Ritterschaft Estlands hat, um ihren berühmten Landsmann zu ehren, Vertrauensmänner aus ihrer Mitte beauftragt, Beiträge zu sammeln. Der Admiral Krusenstern hat den Namen eines Estländers weit über den Ocean hinaus auf der ganzen Erde und bei allen Seefahrern ruhmvoll bekannt gemacht. Er war für das Seewesen, für die Wissenschaft unermüdlich thätig. Seine Schicksale erwecken aber auch in allgemein menschlichen Beziehungen lebhaftes Interesse; er gehörte zu den begabten Männern aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche bei mangelhafter Vorbildung, „ohne Protection und Verbindungen", nur durch eigene Kraft und Thätigkeit das Emporsteigen zu den höchsten Ehren ermöglichten. Nachdem Krusenstern zweiundvierzig Dienstjahre dem Ruhme und den Erfolgen seines Vaterlandes, dem Glück und der Wohlfahrt seiner Mitmenschen gewidmet hatte, nutzte er die Muße seines Alters rastlos dazu aus, der Erzieher der russischen Marinejugend zu werden."

Das Königreich Dänemark hatte am 1. Februar 1870, laut angestellter Volkszählung, 1,780,000 Einwohner gegen 1,600,551 vor zehn Jahren. Island, Grönland, die Faröer und Colonien sind dabei nicht mitgerechnet. Die Stadt Kopenhagen hatte 180,472 Einwohner, 25,329 mehr als vor zehn Jahren. Das zur Hauptstadt gehörige Frederiksborg hatte außerdem noch 19,000 Einwohner.

Kameele als Transportmittel in der Türkei. Die Handels- und Consulatsberichte aus der Türkei enthalten eine stehende Klage über die auffallende Vernachlässigung in den türkischen Provinzen. Auf Mithad Pascha's Anregung ist wohl etwas in dieser Richtung in den letzten fünf Jahren geschehen; das Meiste ist aber noch zu thun. Wie F. Kanitz, der gründliche Kenner des illyrischen Dreiecks, berichtet, hat man nun zu einem neuen Transportmittel gegriffen. Der schlechte Zustand der Straßen erlaubte bisher nur die Verwendung von Pferdekarawanen und der altgewohnten, schwerfälligen, von Büffeln oder Ochsen gezogenen Holzwagen, an welchen oft nicht ein Stückchen Eisen zu entdecken ist. Auf der großen Jahresmesse in dem bulgarischen Flecken Perleye (6 Stunden von Monastir entfernt) erschienen in diesem Jahre zum ersten Male Kameelkarawanen, welche nicht geringes Aufsehen erregten.

* * *

— Ueber die Signale der verschiedenen, zwischen Nordamerika und Europa fahrenden Dampferlinien finden wir folgende Angaben.

Cunard-Linie. — Zwei Raketen und ein blaues Licht.

Inman-Linie. — Ein blaues Licht vorn, ein rothes Licht in der Mitte, ein blaues Licht hinten und zwei Raketen. Die Lichter brennen alle zu gleicher Zeit.

Guion-Linie. — Ein blaues Licht vorn, in der Mitte und ein solches hinten; alle gleichzeitig brennend.

National-Linie. — Ein blaues Licht, eine Rakete und dann ein rothes Licht.

Anchor-Linie. — Abwechselnd rothe und weiße Lichter.

Montreal-Ocean-S.-S.-Compagnie (Portland-Linie). — Aufeinander folgende weiße und rothe Raketen.

Französische Linie. — Ein blaues Licht vorn, ein weißes in der Mitte und ein rothes Licht hinten; alle gleichzeitig brennend.

Nordbentscher Lloyd (Bremen). — Ein blaues Licht vorn, ein solches hinten und zwei gleichzeitige Raketen.

Hamburg-Amerikanische Packetlinie. — Ein römisches Licht, eine Rakete und wieder ein römisches Licht, in etwa drei Minuten aufeinander folgend.

Newyork- und London-Linie. — Eine Rakete, ein blaues Licht und wieder eine Rakete.

Rogers-Linie. — Ein blaues und ein rothes Licht in der Mitte, gleichzeitig brennend.

Bei Tage können diese Dampfer an dem Anstrich ihrer Schlote erkannt werden.

Die Schlote derselben sind mit genauer Beobachtung auf die oben beobachtete Reihenfolge der Linien angestrichen: roth mit schwarzer Spitze; schwarz mit einem weißen Streifen und schworzer Spitze: schwarz mit einem rothen Streifen und mit schmaler schwarzer Spitze; weiß mit schwarzer Spitze; ganz schwarz; schwarz mit abwechselnd weißen, rothen und wieder weißen Streifen und mit einer schworzen Spitze; roth mit schwarzer Spitze; schwarz; schwarz; weiß; und schließlich diejenigen der Allingerschen Dampfer gleichfalls schwarz, wobei zu bemerken, daß diese sämmtlich Raddampfer mit weißen Radkasten sind.

— Das Fahrwasser in der Mündung des Mississippi ist von Seiten der nordamerikanischen Baudesregierung arg vernachlässigt worden. In der ersten Hälfte des Februars war der Wasserstand so niedrig, daß das von Neworleans nach Liverpool bestimmte Fahrzeug „Loretta Fish" volle vier Wochen innerhalb der Barre liegen mußte, weil diese nicht Tiefe genug hatte. Am 30. Januar lagen nicht weniger als 35 Schiffe oberhalb und unterhalb der Barre, gelegentliches Hochwasser abzuwarten.

— Der Durchstich der Landenge von Korinth ist nun eine festbeschlossene Sache, seitdem zwei Franzosen, Chobet und Piat, die Genehmigung von der griechischen Regierung erhalten haben. In Griechenland soll ferner der Kopais-See trockengelegt werden, damit man eine große Strecke Landes für den Anbau der Baumwolle gewinne, welche dort vortrefflich gedeiht. Es sind natürlich Ausländer, welche auch diese Sache in die Hand nehmen.

Inhalt: Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien. Mit sechs Abbildungen. (Fortsetzung.) — Volk und Volksleben in Neuseeland. Von J. M. (Schluß.) — Fortschritt in der argentinischen Republik. — Aus allen Erdtheilen: Neue Forschungen über die Geologie Asiens, Afrikas und Australiens. — Merkwürdige Antarcterscheinungen im fernen Westen Nordamerikas. — Die Bibel in den öffentlichen Schulen zu Cincinnati. — Der Horg-Tanz. — Das Jubiläum Krusenstern's. — Volkszählung im Königreich Dänemark. — Kameele als Transportmittel in der Türkei. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 12.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

April Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien.

III.

Die große Pagode in Kondschewerom. — Die Sanskritschule. — Die Aradhyas. — Wallahdschabad. — Tschinglepat. — Sadras. Die Pagode von Trikallikurn.

Die große Pagode in Kondschewerom ist mit einer Mauer umgeben, welche zwei Eingänge hat, Gopurams oder Gomdruns, und acht Geschosse, die verjüngt emporsteigen, jedoch ohne Sculpturen; nur auf jeder Seite der mittleren Eingangsthüren sieht man eine Statue. Den ersten Hofraum darf auch ein Profaner betreten, der zweite dagegen ist den Leuten vorbehalten, welche Kaste haben. Vor dem sehr geräumigen Allerheiligsten befindet sich ein Säulengang; im Innern sind die Perlen, Edelsteine, Juwelen und kostbaren Stoffe ausgestellt, mit denen man bei festlichen Gelegenheiten das Bild des Gottes schmückt und deren Geldwerth auf etwa eine halbe Million deutscher Thaler angegeben wird. Mehr als eine Mitra besteht aus zusammengesetzten Diamanten, Smaragden und Rubinen; auch Hals- und Armbänder, Fußbekleidung und Diademe für Gott und Göttin bestehen aus Edelsteinen, die alle polirt, aber nicht eigentlich geschliffen sind; auch hat man sie in ganz geschmackloser Weise, ohne Rücksicht auf Farbe, Werth und Form, zusammengestellt.

Die Brahminen waren so gefällig, dem Europäer Grandidier auch die Bilder von Gottheiten zweiten Ranges zu zeigen, z. B. den berühmten Affengott Hanuman, und Garuda, diesen Sperbergott, auf welchem Wischnu reitet. Sie ließen ihn auch das Pferd und die Gestalten verschiedener Ungeheuer sehen, die eine Kolossalgröße hoben, über und über vergoldet sind, und auf welche man die Götzenbilder stellt. Alle diese Gegenstände sind ohne jeglichen Kunstwerth, aber der Hindu hält sie für hochheilig.

Vor der Eingangsthür zum Allerheiligsten steht ein kleiner Madapam, d. h. eine Art von Thronhimmel mit pyramidalem Dache, der von vier Säulen getragen wird. Unter demselben stellt man einmal in jedem Monate den Gott aus, und die Andächtigen erscheinen in Menge, um ihn zu verehren; sie nehmen dann auch Abwaschungen in dem Pagodenteiche vor. Außerdem trägt man an jedem Freitage den Gott in feierlichem Aufzuge nach einem Garten, aber das Hauptfest findet im Maimonate statt. Ganze Schwärme von Affen, welche dem Siwa geweiht sind, treiben sich, gleichsam als lebendige Fetische, innerhalb der heiligen Mauern umher und verüben allerlei Unarten; aber Niemand würde es wagen, sich an ihnen zu vergreifen. Die große Pagode von Kondschewerom genießt weit und breit hohen Ruf, ist aber nicht, wie man wohl behauptet hat, die schönste in Indien. Nicht bloß sind jene von Madura und Tandschore viel großartiger, sondern man findet auch in anderen Städten des südlichen Dekhans manche, hinter denen sie zurückstehen muß.

Hier mag eine Bemerkung Graul's angeführt werden, die ein Schlaglicht auf die Bemühungen der Missionäre wirft.

„Das allerdings konnte ich bei unſerm Weggange von Kondſcheweram auch mir nicht verhehlen, daß der Uebertritt zum Chriſtenthume mit ganz beſonderen Schwierigkeiten verknüpft ſein müſſe für denjenigen, deſſen erſte Erinnerungen mit den prachtvollen Pagoden, den thurmartigen Götzenwagen und den lärmenden Umzügen und Feſtlichkeiten von Kondſcheweram verwachſen ſind. Selbſt unſern ſtillen Fuhrmann, der ſchon zum Chriſtenthum neigte, hatte die Stadt mit ihrem Götterglanz elektriſirt.“

Grandidier wurde von den freundlichen und gefälligen Brahminen auch in die Sanskritſchule geführt, welche ſich innerhalb der heiligen Ringmauern befindet. Man legt in Indien großen Werth auf eine Kenntniß der Sanskritgrammatik, welche bekanntlich auch von indiſchen Gelehrten in ſinnreicher Weiſe behandelt worden iſt. Die Schüler verwenden manches Jahr daranf, um die Elemente der alten heiligen Sprache zu erlernen, aber trotzdem verlaſſen Viele das Gymnaſium ohne eine tüchtige Durchbildung; gewöhnlich wiſſen ſie nur Bruchſtücke aus den Puranas auswendig, haben auch wohl die vortreffliche, mit Recht hochberühmte Grammatik Panini's inne, aber nur ſehr wenige bringen es ſo weit, daß ſie ein beliebiges Sanskritwerk vom Blatte weg überſetzen können. Vieler Brahminen ganzes Wiſſen beſteht nur darin, daß ſie an jedem Tage Sanskritgebete herſagen, deren Wortſinn weder ſie ſelber noch die Gläubigen verſtehen.

Ein indiſcher Gelehrter, in dem Sinne, wie man das Wort im Lande verſteht, bringt ſein Leben mit dem Studium der Metaphyſik und der Grammatik hin; in anderen Wiſſenſchaften kommt er ſchwerlich über die erſten Elemente hinaus. Geometrie wird getrieben, damit man die zur Bewäſſerung beſtimmten Felder vermeſſen kann; in der Aſtronomie verſteht man ſich ſeit ſehr alten Zeiten darauf, die Finſterniſſe zu berechnen. Man theilt das Jahr in zwölf Monate ein, zu 365 Tagen mit einem Bruchtheil, und die ſieben Tage der Woche werden nach den Planeten benannt. Jedes der zwölf Zeichen des Thierkreiſes iſt in dreißig Grade eingetheilt. Das Alles ſetzt für die Entdecker ausgedehnte Kenntniſſe voraus, aber trotzdem iſt die Aſtronomie der Inder heute noch rein empiriſch; ſie beruht auf keinem allgemeinen Geſetze, geht nicht über die Zeitberechnung hinaus, ſchafft weiter keinen praktiſchen Nutzen und gilt für eine Art von Unterlage der Sterndeuterei.

Mancherlei Künſte und Fertigkeiten ſind von Alters her bekannt. Sie verſtehen den Kampfer auszuziehen und aromatiſche Oele zu bereiten, zu deſtilliren und dauerhafte Farben herzuſtellen, ebenſo auch Mennig. Sie kannten die Bereitung des Stahls und die Verfertigung der Bronze; ſie benutzten den Quarzſand, welcher in vielen Gegenden angetroffen wird, zur Glasfabrikation; ſie kannten in ihrer Pharmacie vielerlei Oele, Pulver und Metallſalze, aber von einem eigentlichen Erforſchen der Natur wußten ſie nichts; der auf das Subtile angelegte Geiſt der Inder vertiefte ſich viel zu ſehr in die Einzelnheiten, als daß er dazu gekommen wäre, die Urſachen zu ergründen oder zu generaliſiren.

Alles, was geſchaffen worden iſt, zerfällt ihnen in zwei Abtheilungen: das Reich deſſen, was lebt, und deſſen, was nicht lebt. Das lebendige Reich hat als Abſtufungen die Weſen, welche lebendig gebären; die, welche aus Eierlegen entſtehen; ſolche, welche ihr Daſein der Hitze und Feuchtigkeit verdanken, z. B. Würmer und Fliegen; endlich ſolche, die aus Samen kommen, alſo die Pflanzen.

Die lebendig gebärenden Weſen umfaſſen erſtens: die vierfüßigen Thiere, welche leben 1) in den Gebirgen; 2) in den bewaldeten Ebenen; 3) auf den bebaueten Feldern; 4) in den Sandwüſten; 5) auf den Bäumen. Zweitens: die Vögel, welche leben 1) in den Gebirgen; 2) im Flachlande; 3) auf beſtellten Aeckern; 4) in den Wüſten; 5) auf dem Meere. Fluß- und Seefiſche bilden zwei verſchiedene Claſſen.

Bei den Pflanzen unterſcheidet man: 1) ſolche, die keine Frucht geben; 2) welche einmal Frucht geben und dann abſterben; 3) welche Frucht geben, aber keine Blumen tragen; 4) die Früchte und Blumen geben; 5) Gräſer, Gemüſe, Schlingpflanzen, Pflanzen mit eßbaren Wurzeln und die Mooſe. Endlich die männlichen, die weiblichen und die Zwitterbäume. Das Geſchlecht erkennt man nicht an der Blume, ſondern am Stamme; beim männlichen iſt das Herz härter als der Splint, beim weiblichen findet das Gegentheil ſtatt; als Zwitter gilt jeder Baum mit ſchwammigem Holze. So naiv ſind ihre Naturanſchauungen.

* * *

Bemerkenswerth iſt ein kleiner Tempel, welcher den Aradhyas gehört, einer nicht brahminiſchen Secte der Dſchangams oder Linghabaris. Dieſe tragen am Halſe oder am Arme ein Idol in Geſtalt einer kleinen hohlen Kugel, in welcher ſich in Miniatur ein Symbol Siwa's befindet. Sie ſind im ſüdlichen Indien weit verbreitet; in der Präſidentſchaft Madras trifft man ihrer auf Tritt und Schritt an. Baſawa, ein ſiwaitiſcher Brahmine, welchen ſie als ihren Glaubensſtifter betrachten, gilt ihnen für ein Awatar, das heißt eine Incarnation dieſes Gottes. Die Ueberlieferung weiß Mancherlei von ihm zu erzählen. Schon als Knabe weigerte er ſich, die Brahminenſchnur zu tragen, weil die Einweihungsgebräuche beim Anlegen derſelben auf die Verehrung der Sonne Bezug nehmen. Er gewann die Ueberzeugung, daß ſowohl die Lehren der Brahminen wie die der Dſchainas durch götzendieneriſche Zuthaten verunreinigt ſeien; deshalb verkündete er einen alleinigen Gott, und dieſer ſei Siwa; Symbol deſſelben iſt der Lingam, der überhaupt als das älteſte Idol Indiens betrachtet werden muß. Die Brahminen haben dieſem Enlte des Phallus eine Menge obſcöner Abſcheulichkeiten hinzugefügt, von welchen die Dſchangams nichts wiſſen wollen; für ſie iſt der Lingam nur eine Reliquie.

Die Bezeichnung Dſchangam führen die Bekenner der Lehre Baſawa's, weil ſie eben ſtets ein Dſchangama oder Amulet, jenes Symbol Siwa's, an ſich tragen. Sie nehmen, wie eben geſagt, nur eine einzige Gottheit an, während die heutigen Brahminen eine unzählige Menge von Göttern und Göttinnen verehren, und von Thieren, z. B. Kühe, Falken, Affen, Ratten, Schlangen. Sie haben Faſten, Bußen, Wallfahrten, Feſte, Roſenkränze und Weihwaſſer. Von alle dem wollte Baſawa nichts wiſſen. Er verwarf auch die Lehren der Schaſtras, durch welche die Kaſte der Brahminen hoch über alle andere Menſchen geſtellt wird, während ſie den Frauen einen niedrigen Platz anweiſen und eine große Anzahl von Menſchen in dieſer wie in jener Welt für Pariahs erklären. Baſawa ſagt: jeder Menſch iſt durch ſeine Geburt gleich allen anderen; er ſpricht von den Frauen mit Achtung und in einer zarten Weiſe, welche zu den plumpen Ausdrücken der brahminiſchen Bücher über das andere Geſchlecht einen erfreulichen Gegenſatz bilden. Durch die Art und Weiſe, wie die Dſchangams ihre Frauen behandeln, unterſcheiden ſie ſich von allen übrigen Indern. Ihre Ehen ſchließen ſie übrigens ſo, wie es bei anderen Secten Brauch iſt; man lieſt bei der Trauung Gebete und hängt der Braut das Fali, herkömmliche Goldſtück, um. Uebrigens haben ſie manche Unterkaſten, die nicht verpflichtet ſind, ihre Kinder ſchon in früheſter Jugend zu verloben. Der Mann kann eine zweite Frau nehmen, wenn die erſte kinderlos bleibt, dieſe muß aber ihre ausdrückliche Einwilligung geben. Der Brahmine muß heirathen, während dem Dſchangam in die-

Digitized by Google

ſer Hinſicht kein Zwang geboten iſt. Die Wittwen werden mit Achtung behandelt; man ſcheert ihnen das Kopfhaar ab, und ſie dürfen ſich wieder verheirathen, während ſie bei ſo vielen anderen Hindus von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen ſind. Aber die Wittwe darf allerdings bei ihnen kein Jäckchen tragen, ſich nicht parfümiren, keine Armringe von Glas oder Metall anlegen, keine Silberringe an den Fußzehen haben, und ebenſowenig Schmuck im Geſicht, denn das Alles gebührt ſich nur für Frauen, die noch einen Mann haben. Aber eine fromme Frau darf Unterricht ertheilen. Der Dſchangam erwiedert den Gruß der Frauen. Kaſte findet man unter ihnen nur bei der Seete der Aradhyas; die übrigen haben keine Kaſtenvorurtheile und ſpeiſen mit Jedermann, der mit ihnen auf die Speiſe Baſawa's Segen herabruft. Sie eſſen, wenn nicht etwa ein beſonderes Gelübde es hindert, Fleiſch, mit Ausnahme des Rindfleiſches, und dürfen auch Wein trinken. Ihre Mahlzeit wird Siwapudſcha genannt, d. h. die Verehrung Siwa's; Eſſen und Trinken, damit man geſund bleibe, gilt bei ihnen als ein weſentlicher Beſtandtheil der Verehrung, welche jeder Menſch der Gottheit zu zollen hat. In den drei heiligen Worten: Guru, Lingam, Dſchangam ſind die Glaubensmeinungen der Secten zuſammengefaßt. Der Prieſter wird geehrt; Alle behandeln einander als Brüder; nur die Aradhyas machen davon eine Ausnahme; ſie werden von den Uebrigen verabſcheut, weil ſie einige brahminiſche Bräuche beibehalten haben.

Ein Dſchangam, welcher zufällig ſeine Reliquie verliert, büßt dadurch für den Augenblick ſeine Gemeinſchaft mit den Uebrigen ein. Aber er wird ganz anders behandelt, als es bei den Brahminen Brauch iſt; dieſe verfluchen und verfolgen den, welcher irgend ein Gebot übertreten hat, welches den Verluſt der Kaſte nach ſich zieht; die Dſchangams dagegen behandeln einen ſolchen mit Wohlwollen, und beten mit ihm, bis das verlorene Kleinod ſich wiederfindet, „wie eine Biene vom Himmel kommt.“ Solch ein Wunder, ſagen ſie, geſchehe nicht ſelten bei ſolchen, die eine lebhafte Einbildung und aufrichtigen Glauben haben.

Etwa zwei deutſche Meilen von Kondſcheweram liegt Wallahdſchabad. Dem Weg entlang ſieht man eine hübſche Allee von Kokospalmen, deren Stämme mit concentriſchen weißen und rothen Streifen bemalt waren. Als Grandidier auf dieſer Straße wanderte, erfuhr er, daß vor Kurzem das Pangulfeſt gefeiert worden ſei. Dann werden nicht bloß die Baumſtämme mit den beiden Farben angeſtrichen, welche den Indern für heilig gelten, ſondern auch die Häuſer, die Wagenräder und die Hörner des Rindviehs. Das Pangulfeſt, Mitte Januars, entſpricht unſerm Neujahrsfeſte; an demſelben trägt Jedermann neue Kleider, ſchmückt Kopf und Hals mit gelben Blumen und verziert die Stirn mit einem rothen Striche; man iſt froher Dinge, und alle Speiſen werden in neuen Töpfen gekocht.

Etwa vierzehn engliſche Meilen entfernt liegt Tſchinglepat, und dort wachſen vortreffliche Bananen, deren Frucht bekanntlich ſo geſund iſt, wie das beſte Brot, und ſo ſaftig, wie Milchſahne. Kein Wunder, daß man in der Banane den Lebensbaum des irdiſchen Paradieſes hat finden wollen. Als Grandidier in Tſchinglepat verweilte, wurde eben eine Hochzeit gefeiert. Schon früher iſt geſagt worden, daß in Indien die Mädchen verheirathet werden ſollen, bevor ſie mannbar geworden; Männer von Kaſte können in jedem beliebigen Alter heirathen, nachdem ſie, gewöhnlich im achten Lebensjahre, die heilige Schnur angelegt haben.

Man hat verſchiedene Arten der Verheirathung, doch kommt in der Brahminenkaſte nur eine einzige vor. Allemal wird der Aſtrolog zu Rathe gezogen; er ſchreibt die Namen der Brautleute auf und beraumt eine glückliche Stunde an. Durch die Saptapadi, die Ceremonie der Vermählung, ſoll die Ehe unauflöslich gemacht werden. Man geht dreimal um das Feuer, welches auf einem kleinen Altare brennt, und zählt dabei jedesmal ſieben Schritte (im Sanskrit Sapta padi; septem passus); dann werden die Kleider der Brautleute an einander genäht und einige Opfergaben dargebracht.

Jede Kaſte hat beſondere Monate und Planetenconjunctionen, welche für die Verheirathungen innerhalb derſelben günſtig ſind.

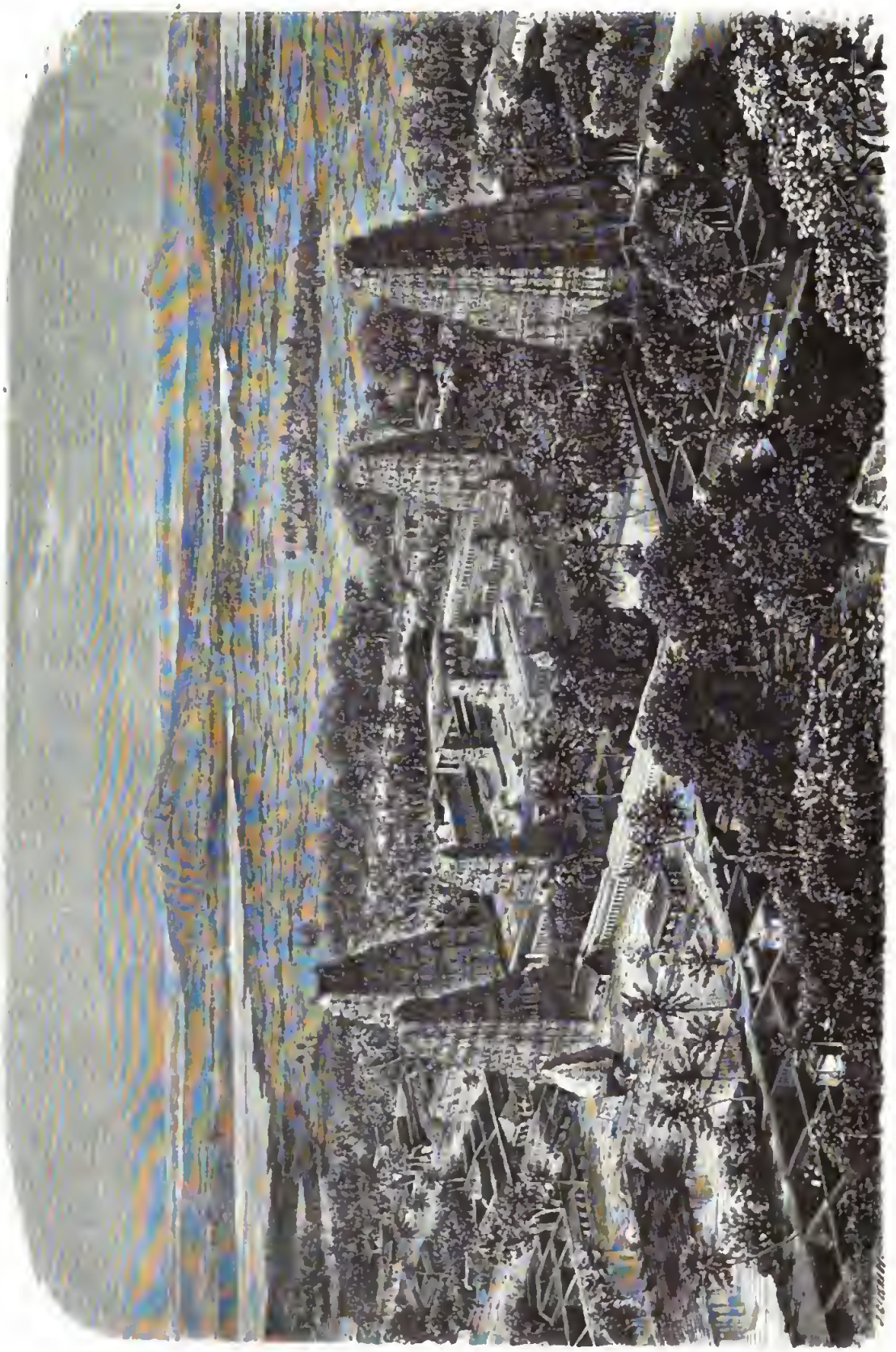
In Tſchinglepat war das Haus, in welchem die Hochzeit gefeiert wurde, ganz rein gewaſchen und ihm ein neuer Farbenanſtrich gegeben; vor der Thür war ein aus Bambus verfertigter Bogen mit grünen Blättern, Palmzweigen und Blumen errichtet worden. Alle bei der Feier Anweſenden trugen Baumwollenkleider von brauner Farbe. Auf die Frage des Reiſenden, weshalb man nicht die üblichen weißen Gewänder trage, die ſo ſauber und kleidſam ſeien, wurde entgegnet, daß die braunen Kleider neu und zu Ehren der Neuvermählten angelegt worden ſeien. Wie könne man wiſſen, ob der Anzug neu ſei, wenn man ihn einmal gewaſchen habe? Bejahrte Frauen riefen: „Möge das Paar vereinigt ſein wie Rama und Sita!“ Rama iſt ein im Dekhan ſehr beliebter Gott, und viele Männer nennen ſich nach ihm; man hat ihm faſt in jedem Dorfe einen Tempel geweiht, der allemal mit drei Basreliefs geſchmückt iſt; das eine ſtellt Rama dar, das andere ſeine zärtliche und keuſche Gattin Sita, das dritte ſeinen Bruder Lakſchmani. Die Kämpfe, welche Rama beſtanden, werden noch heute von den umherziehenden Barden beſungen und ſind ſo populär, wie bei den alten Hellenen der trojaniſche Krieg.

Der neuere Brahmanismus hat aus Rama eine Incarnation Wiſchnu's gemacht. Wenn man ihn geſchichtlich auffaſſen darf, ſo erſcheint er als der ſiegreiche Held in dem Kampfe, welchen die Arier, nachdem ſie im Stromgebiete des Ganges Herren und Gebieter geworden waren, gemeinſchaftlich mit den Indern, die das heutige Konkan und Oriſſa inne hatten, gegen die Eingeborenen des ſüdlichen Indiens führten. Sie waren ſchwarze Anthropophagen, räuberiſch und blutdürſtig. Die alten Volksgeſänge der indiſchen Barden ſind in das ſchönſte Epos der Inder, in das Ramayana, verwebt worden.

Grandidier erhielt über Rama's Abenteuer die nachfolgende Mittheilung, welche aus einem tamuliſchen Manuſcript überſetzt worden iſt.

Ramn war Sohn Daſaratha's, Königs von Ayodhia (— deſſen Ruinen beim heutigen Audh liegen, an der Gogra, etwa 30 Stunden von Lakhno entfernt —). Er war Thronerbe, hatte aber viel von den Ränken einer der vier Gemahlinnen ſeines Vaters zu leiden und mußte ſein Anrecht einem ſeiner Brüder abtreten. Da zog er mit ſeiner jungen und ſchönen Gemahlin Sita und ſeinem Bruder Lakſchmana in eine Wüſtenei. Dieſer war ein kühner Jäger und tapferer Krieger. Als er mit einer Schaar von Menſchenfreſſern kämpfte, verwundete er die Schweſter Rawana's, der König der Rakſchaſas war und ein ſehr gewaltiger Rieſe. Er hatte zehn Köpfe, zwanzig Arme und konnte ſich in jede beliebige Geſtalt verwandeln. Aus Rache raubte er heimlich die Sita und brachte ſie nach Lanka, ſeiner Hauptſtadt, die in der Mitte von Ceylon lag. Rama war in Verzweiflung und ſuchte nach der verſchwundenen Gattin im Gebirge und in den Wäldern. Auf dieſen Irrzügen traf er zuſammen mit Sugriva, dem Könige der Affen (— Wanara im Sanskrit; dieſe Bezeichnung ſoll gleich den Benennungen: Mletkas und Warwaras, d. h. Barbaren, die Völker bezeichnen, welche nicht ariſcher Abkunft waren, und der Racenſtolz hat

Digitized by Google



Die Pagode von Trikalitturu (Eagles Hill) aus der Vogelperſpective.

ſie eingegeben —). Da Sugriwa ſeinerſeits auch ein Feind der Rakſchaſas war, ſchloß er ein Bündniß mit Rama.

Hanuman, Oberfeldherr des Affenheeres, der ungemein beweglich war, denn er hatte den Gott des Nordwindes zum Vater, wollte in das Land des Feindes eindringen und dort Sita aufſuchen. Das war ſehr ſchwierig, weil zwiſchen dem Feſtlande und Ceylon das Meer ſtrömt; aber Hanuman ſchritt über die See, kam nach Lanka und entdeckte dort die Prinzeſſin. Sie war ſehr betrübt, weinte immer, jammerte unaufhörlich nach ihrem geliebten Gemahl, und wenn Rawana ſich vor ihr blicken ließ, verwünſchte ſie ihn. Hanuman gab dem Prinzen Rama Kunde von dem allen, und erhielt dann von ihm Befehl, eine Brücke über den Meeresarm zu bauen, damit ſein Heer nach Ceylon hinübergehen könne. Er entwurzelte mächtige Bäume, riß gewaltige Felſen los und trug jedesmal ſo viel Steine, als er Haare am Körper hatte, alſo, da er ein Affe war, eine unzählige Menge. So brachte er den Damm in kurzer Zeit fertig, und die durch eine große Anzahl von Bären verſtärkte Affenarmee konnte hinübermarſchiren. Rawana wurde in einer blutigen Schlacht getödtet, und Rama führte ſeine junge und ſchöne Gattin nach Ayodhia zurück.

Mit dieſem Triumphzuge ſchließt das Epos Ramayana, deſſen Verfaſſer bekanntlich Valmiki iſt, in der Form, wie wir es beſitzen. Was nun weiter folgt, der Geſang Uttara (Uttarakanda) iſt erſt in ſpäterer Zeit hinzugefügt worden; das geht ſchon aus Sprache und Styl hervor, dann auch daraus, daß neuere Begriffe und Lehren vorkommen.

Dieſes Uttarakanda erzählt nun folgende tragiſche Geſchichte. Rama luſtwandelte eines Abends fern von ſeinem Palaſt und kam an die Hütte eines Arbeiters, der ſeine Frau auszankte und ſie fortjagen wollte, weil er ſie für untreu hielt. „Ich mag nicht, wie Rama, ein Weib behalten, das mit einem Andern zu ſchaffen gehabt hat.“ Darüber wurde Rama ſehr bös und eiferſüchtig. Er befahl ſeinem Bruder, Sita in einen Wald zu führen und dort zu tödten. Sie trug damals ein Kind unter ihrem Herzen, und deswegen wollte Lakſchmano ſie nicht tödten. Er ließ ſie allein und tauchte dann die Spitze eines Pfeils in den rothen Saft eines Baumes, ſo daß es ausſah, als klebe Blut an ihr.

Sita gebar zwei Knaben. Nach langer Zeit wallte Rama einmal das Opfer des Pferdes darbringen (— das Aswamedha; dieſes Opfer reicht in das hohe vediſche Alterthum hinauf und wurde eingeſetzt von den Prieſtern Indra's, welcher damals der höchſte Gott im indiſchen Olymp war. Das Pferdeopfer trat an die Stelle des Menſchenopfers —). Das dazu beſtimmte Thier ließ man, wie es der Brauch vorſchrieb, ins Freie laufen. Da kam es dorthin, wo Sita's Knaben waren, und dieſe fingen es ein. Die Affenarmee wurde ausgeſchickt, um es wiederzuholen; Rama zog mit ihr, aber er wurde gleich den Affen beſiegt und in Stücke gehauen. Als ein heiliger Eremit von allen dieſen Vorgängen Kunde erhielt, ſprach er ein Gebet, und in Folge deſſen wurden alle jene Todten wieder zum Leben erweckt. Nun ließ Rama ſeine Frau wieder zu ſich kommen, ſie mußte jedoch zuvor die Feuerprobe beſtehen. Aber immerfort quälte ihn die Eiferſucht, und Sita wurde darüber ſo verzweifelt, daß ſie, zum Beweis ihrer Unſchuld, die Götter anflehte, die Erde möge ſich öffnen. Das geſchah, und die tugendhafte Sita verſchwand. Rama aber war nun eine Beute des Kummers, ging in die Einöde und wurde ein Büßer.

Das Land ſüdlich von Tſchinglepat iſt dürr und nur ſpärlich angebaut, weil auch in dieſer Gegend die Tanks und die Bewäſſerungscanäle verfallen ſind. Im ſüdlichen Indien findet man in ſolchen wenig cultivirten Gegenden überall Wälder der Palmyrapalme, welche Palmwein (Toddy), Palmzucker (Dſchagery) und Arrak liefert, und für die ganze Oekonomie der Delhanis von großer Wichtigkeit iſt.

* * *

Die Strecke von Tſchinglepat nach Sadras beträgt nur etwa fünf deutſche Meilen. Unterwegs kommt man an einem Dorfe vorüber, welches bei den Eingeborenen Trikallikuru heißt; die Engländer bezeichnen daſſelbe als Adlerhügel, Eagles Hill; dort ſteht ein Tempel am Fuß eines Hügels. Das Dorf iſt klein, die Einwohner ſind arm und der Tempel ſelbſt gehört nicht zu den hervorragenden. Unſere Illuſtration giebt eine deutliche Darſtellung von der Art und Weiſe, wie die Tempel in Indien im Allgemeinen vertheilt ſind. Der Leſer wird begreifen, in welche Bewunderung der Reiſende geräth, wenn er zum erſten Male ſolch eine Gruppe von Pagoden überblickt. Hier hat die äußere Mauerumfaſſung vier große Eingangspforten; man ſieht auch Säulengänge und Vorhallen. Der zweite oder innere Raum enthält das Allerheiligſte und einige Tempel niederer Gottheiten. Der Teich, in welchem die Gläubigen ihre Abwaſchungen vornehmen, liegt außerhalb der Tempelmauern im Dorfe ſelbſt.

Der Bezirk Sadras iſt ſehr gut angebaut und bietet einen ſehr freundlichen Anblick dar. Grandidier ſagt über denſelben nichts, aber Graul, welcher deſſelben Weges zog, entwirft eine Schilderung, aus welcher wir Einzelnes hervorheben wollen. Er kam von Kondſcheweram zunächſt nach Rayäpettah, wo die weslehaniſchen Miſſionäre ein prächtiges Gehöft beſitzen und ein „Miſſionskirchlein“. In Maclapur fand er Gärten von Bananen, Kokos, Mangos und Zuckerrohr; weiterhin nahm der Anbau etwas ab; hin und wieder tritt ein ſpärlicher Palmyrowald auf, welcher dann nebſt niedrigem Geſtrüppe dem ſanft kahlen Boden eine Art von Decke bietet. Wo da und dort einige Hütten ein Dorf oder einen Weiler bilden, entfaltet wohl auch eine Kokospalme ihre Sternenkrone voll ſaftigen Grüns. Aber auch dieſe Wildniß hat ihre Heiligthümer. „Feiſte Brahminenbäuche (— der altlutheriſche Miſſionär der Religion der Liebe hängt den Götzenprieſtern allemal etwas an —) kündeten uns ſchon eine Weile vorher das heilige Tripatur an, und noch ehe wir in den Sitz aller Heiligkeit einzogen, ſahen wir zur Rechten von einem weit ins Land hineinſchauenden Hügel her ein ſtattliches Heiligthum des Siwa blinken. Nach dem heiligen Rameſſeram ziehende Pilger von Benares in ſchmutzig gelbem Gewande und mit ſtruppigem Haar und Barte hielten den Wüſtenort für nicht zu gering, um ihn mit ihrer heiligen Gegenwart zu beehren, und die Fülle von Säulenhallen, welche dem Orte in dem unwirthlichen Sande in der That ein göttliches Anſehen geben, zeigte, daß das jährliche Feſt eine ziemlich beträchtliche Menſchenmenge herbeilocken mag.“

Sadras liegt 42 engliſche Meilen ſüdlich von Madras dicht am Meere. Ein Regierungsgebäude aus der frühern holländiſchen Zeit iſt in ein geräumiges Ruhehaus umgeſtaltet worden; zur Rechten liegen die Trümmer eines alten holländiſchen Forts; zur Linken ſieht man ein Kuppam, d. h. ein von Sudraſiſchern bewohntes Dorf, und darüber hinweg Mahallapuram (— Mahabalipuram —) mit den Sieben Pagoden.

Graul geſteht offen ein, daß die Miſſionäre in Sadras herzlich wenig ausgerichtet haben; dem iſt ja mehr oder weniger überall ſo; die, welche das Geld für zumeiſt erfolgloſe Bemühungen hergeben, werden dann mit Hoffnungen auf die Zukunft vertröſtet. Von der kleinen Gemeinde in Sadras weiß er nicht viel zu ſagen. Etwa zwei Drittel, in Summa 16 „Seelen“, waren, „von heidniſcher Liſt gelockt

Digitized by Google

und geſchreckt vor einigen Wochen ſo tief ins Heidenthum zurückgefallen, daß ſie ſelbſt das Opfergefäß für die Göttin, eine Art Teufel (— an den Graul glaubte —) auf den Kopf genommen, in Proceſſion herumgetragen und ſich ſo thatſächlich von Chriſto losgeſagt hatten. Unter den Treugebliebenen iſt nur ein einziger Hausvater und dieſer, wie die übrigen, ſeinem Gewerbe nach ein Fiſcher, Pariahs. Vielleicht, daß auch die Uebrigen mit der Zeit reuig wiederkehren. Der Herr ſelbſt wolle ſich der kleinen, ſchwachen, verſtörten und geängſtigten Herde annehmen.“

Am 30. Mai ſtellten die heidniſchen Tamulen „dem lieben Pfingſtfeſt ein wahres Zerrbild dämoniſcher Begeiſterung zur Seite“ in ihrem Pakke Sedil, d. h. Hüften-Sedil. Sie trugen ihre furchtbare Göttin „oder vielmehr Teufelin“, die Kali-Ammen, in glänzender Proceſſion umher. Vornweg ging eine Schaar Trommler und Pfeifer, deren eintönige Muſik mehr zum Trübſinn als zum Frohſinn ſtimmt. Ihr folgte auf dem Fuß ein phantaſtiſch angeputzter Tänzer mit einem heiligen Gefäß auf dem Haupte, vor welchem drei andere wildfanatiſch umhertanzten. Weiter kamen drei junge, über und über mit Blumen umwundene Leute, die ſich beide Hüften mit einem Drahte hatten durchbohren laſſen und ſtumpfſinnig weiter bewegten. Dicht hinter den Dreien erſchien eine andere Gruppe, in deren Mitte ebenfalls Einer ein mit Waſſer gefülltes heiliges Gefäß auf dem Kopfe trug; den Zug beſchloß die auf einem Gerüſte getragene Göttin in Form einer angeputzten Puppe. Eine freudetrunkene Menſchenmenge umgab den grauſen Zug. Graul bemerkt: es ſei für ihn ein ſchmerzliches Gefühl geweſen, im Tamulenlande die von ſo wenigen und auch meiſt ſo ſtumpf gefeierten chriſtlichen Feſte in dem tobenden Pompe heidniſcher Feier faſt verſchwinden zu ſehen. Am andern Tage ſchritten Manche derſelben Kali-Ammen zulieb über glühende Kohlen. Graul verkehrte mit einem indiſchen Katecheten, dem er weiter nichts wünſchte, „als daß er unſere deutſchen Erbauungsbücher und Poſtillen mit Leichtigkeit leſen lernt, um ſich ſelbſt und ſeine Herde damit zu weiden“. Die „Poſtillen“ alſo gelten hier für eine Hauptarznei, für das beſte geiſtliche Futter, mit welchem die Tamulen für das Chriſtenthum gewonnen oder in demſelben beſtärkt werden ſollen!

Eine Reiſe auf der „Vallejo-Route“ von San Francisco nach Sacramento in Californien.

Von **Theodor Kirchhoff.**

Das Eiſenbahnnetz von San Francisco. — Verſchiedene Pacificbahnen. — Auf dem Dampfer „New-World“ nach Vallejo. — Alcatraz und Goat Island. — Das goldene Thor. — Umgebungen der Bai von San Francisco. — Die San-Pablo-Bai. — Contra Coſta und Mount Diablo. — Die Mare Island Navy Yard. — Vallejo und der Elevator. — Benicia. — Die California-Pacificbahn. — Napa County und Calliſtoga. — Klimatiſches. — Die Suiſun-Bai. — Die California- und Oregon-Eiſenbahn. — Die Niederungen des Sacramentoſluſſes. — Ueberſchwemmungen. — Sacramento City. — Ein Eiſenbahnkrieg.

Die Stadt San Francisco bildet den Knotenpunkt eines weit verzweigten Eiſenbahnnetzes, welches durch die Vollendung der großen nordamerikaniſchen Ueberlandbahn eines der wichtigſten auf dieſem Continente geworden iſt. Die Lage der Stadt auf einer weſtlich vom Meere und im Oſten von der großen Bai begrenzten Halbinſel, die ihre Verbindung mit dem Feſtlande fünfzig engliſche Meilen ſüdöſtlich vom goldenen Thore hat, ſo daß die Bai zwiſchen San Francisco und dem Inlande liegt, ſtellt aber einer directen Eiſenbahnverbindung mit dem Oſten große Schwierigkeiten entgegen, und man hat allerlei Umwege machen müſſen, um dieſelbe herzuſtellen. Außer dem vielfach verzweigten Gewäſſer der großen Bai ſind es namentlich die weiten Niederungen des Sacramento- und des San-Joaquin-(Daquihn-)Fluſſes, welche dem Bau einer Eiſenbahn vom Oſten hindernd entgegentreten.

Die Centralpacificbahn hat durch die ſich ihr bei Sacramento anſchließende Weſternpacific auf einem großen Umwege nach Süden dieſe Niederungen umgangen und bei der San Francisco gerade gegenüberliegenden Stadt Oakland das öſtliche Ufer der großen Bai erreicht. Auf einem weitern Umwege ſüdlich über San Joſe (Ho-ſe) gelangen die Paſſagiere bis an die Thore San Franciscos. Eine mehr directe nördliche Linie hat die Californiapacific von Sacramento nach dem neuen Hafenorte Vallejo (Valleo) genommen, welcher Platz 23 engliſche Meilen nördlich von San Francisco an der obern Bai liegt, von wo Dampfer die Verbindung mit San Francisco herſtellen. Auch eine tägliche Dampferlinie auf dem Sacramentoſluſſe beſteht zwiſchen San Francisco und Sacramento. Auf dem Fluſſe beträgt die Entfernung zwiſchen beiden genannten Städten 125 Miles, auf der Weſternpacific über Oakland und Stockton 138, auf derſelben Linie über San Joſe 175, über die Vallejo-Route 83 Miles; 23 Miles von letzter Linie müſſen aber zu Waſſer zurückgelegt werden.

Der Name Pacificbahn iſt in Amerika ſehr beliebt. Man findet Eiſenbahnen unter dieſem Namen, außer der großen Ueberlandbahn, der Union- und der Centralpacific, faſt in jedem Staate und Territorium weſtlich vom Miſſiſſippi, und Californien hat eine ganz erkleckliche Anzahl ſolcher Bahnen aufzuweiſen. Es giebt daſelbſt, nebſt der Centralpacific, eine Californiapacific, eine Weſternpacific, eine Nordpacific, zwei ſüdliche Pacificbahnen, vom 35. und vom 32. Breitengrade, beide in Embryo, und andere von geringerer Bedeutung. Zum Erſtaunen iſt der Eifer und die Energie, womit man in Californien Eiſenbahnen baut. Vor einem halben Decennium war das eiſerne Roß eine äußerſt ſeltene Erſcheinung in dieſem Lande, und heute begegnet man demſelben ſo zu ſagen auf jedem Schritt und Tritt. —

Es war gegen Ende Januar 1870 und das Wetter wie daheim im Junimond, als der ſtattliche Dampfer „New World“, mit dem ich Paſſage nach Vallejo genommen, um von dort auf der Californiapacific weiter nach Sacramento

Digitized by Google

zu reiſen, um die achte Morgenſtunde ſeinen Quai am unteren Stadttheile von San Francisco verließ und hinausbrauſte in die große Bai. Zwiſchen der romantiſchen befeſtigten Inſel Alcatraz und Goat Island fuhren wir hin, direct gen Norden.

Goat Island iſt der natürliche Terminus der Central- und Weſternpacificbahn. Eine Pfeilerbrücke könnte leicht in dem dort nicht ſehr tiefen Gewäſſer nach der Inſel, die halbwegs zwiſchen Oakland und San Francisco liegt, gebaut werden, um dort den Hauptbahnhof anzulegen. Seeſchiffe könnten bei der Inſel hart am Bahnhofe ankern und Waarengüter ein- und ausladen, und die Verbindung mit San Francisco wäre doppelt ſo leicht als jetzt nach dem ſieben engliſche Meilen entfernten Oakland. Der Vereinigte-Staaten-Congreß hat der genannten Eiſenbahngeſellſchaft bis jetzt aber den Beſitz der Inſel aus ſtrategiſchen Gründen verweigert, weil ſich dieſelbe beſonders zur Anlage von Befeſtigungen zur Hafenvertheidigung eignet. Man wird nun die bereits weit in die Bai hinausreichende Pfeilerbrücke ſo weit verlängern, daß Seeſchiffe am Ende derſelben anlegen können, um Waarengüter und namentlich Weizen direct an den Bahnzügen zu verladen, was nahe am Lande, wo das Waſſer ſehr ſeicht iſt, nicht angeht.

Goat Island führt ſeinen Namen nach der Menge von wilden Ziegen, welche ehedem die Inſel bevölkerten. Dieſelben wurden von den Spaniern dorthin gebracht und verwilderten ſchnell. Als die Amerikaner aber das Land in Beſitz nahmen, wurden die Ziegen bald ausgerottet, und heute giebt es dort keine mehr.

Alcatraz, die befeſtigte Felſeninſel uns nahe zur Linken, beherrſcht mit ſeinen ſchweren Batterien den Eingang in das goldene Thor. Wie wir bei dem romantiſchen Inſelchen vorbeidampften, ſchweift der Blick durch das offene Bergportal der Golden Gate hinaus, in die Weite des großen Oceans. Nahe an der See liegt links das casemattirte „Fort Point“ mit ſeinen hohen rothen Steinmauern, rechts der weiße Leuchtthurm von „Point Banita“. Mehrere Dampfer und Segelſchiffe zeigen ſich beim goldenen Thore und beleben das Panorama. Die Berge zu beiden Seiten ſind kahl und unromantiſch; nur weiter rückwärts, bei den Städten Oakland und Alameda, liegen Eichenwaldungen. San Francisco gewährt, von der Bai aus betrachtet, keinen ſchönen Anblick. Die Sandberge, auf denen die Stadt erbaut iſt, und die unanſehnlichen Häuſer an der Waſſerfronte ſehen nichts weniger als großſtädtiſch aus. Die Bai iſt aber trotz aller jener Mängel ihrer Umgebungen ein prächtiger Buſen und auch einer der beſten Häfen in der Welt. Die Flotten aller ſeefahrenden Nationen könnten ſich hier verſammeln und ſicher ankern, und es bliebe Platz da für etliche zehntauſend Schiffe mehr.

Das goldene Thor entzieht ſich unſeren Blicken, ſobald wir den nördlichen Arm der Bai hinaufdampfen, vorbei am Städtchen San Quintin. Hinter uns liegt es wie ein breiter Strom, eine meilenlange Viſta, deren Ende San Francisco abſchließt. Goat Island ragt ſchwarz hinter uns auf aus der bläulichen Fluth und zeichnet ſich ſchwarz darauf ab. Ich möchte die ſeltſam geſtaltete Inſel mit einem auf dem Waſſer ruhenden Meeresungethüm vergleichen. Der Wellenpfad des Dampfers reicht ſcheinbar bis nach San Francisco zurück. Zahlreiche Möven flattern hinterdrein und bekunden die Nähe des Meeres. Schade, daß die Berge auf beiden Ufern kahl ſind! Wären ſie nur theilweiſe bewaldet, das Panorama gewänne einen ungleich höhern Reiz.

Vor uns öffnet ſich die weite San-Pablo-Bai. Nicht fern vom Ufer des Countys von Contra Caſta liegt der Pfad des Dampfers, welches ſich, eine breite Landzunge, zwiſchen die Gewäſſer der San-Francisco-Bai und deren nördliche Verzweigungen, die San-Pablo- und die ſich lang oſtwärts erſtreckende Suiſun-(Suiſuhn-)Bai hineinſchiebt. Der 3816 Fuß hahe Mount Diablo, die bedeutendſte Höhe in der Umgebung van San Francisco, erhebt dart ſeine Dappelkuppe. Ergiebige Kahlenbergwerke werden an jenem Berge bearbeitet. Die Mount-Diablo-Steinkohlen ſind aber weich und van ſchlechter Qualität und ſtehen den in San Francisco beliebten Sydney-Kohlen an Güte bedeutend nach. Das reiche County van Sanoma, welches in vorderſter Linie unter den Weinbaudiſtricten Califarniens ſteht, begrenzt das nördliche Ufer der San-Pabla-Bai.

Mare Island liegt vor uns, wo die Vereinigten Staaten einen ihrer bedeutendſten Kriegshäfen angelegt haben; bald darauf zeigt ſich die Stadt Vallejo an einer flußähnlichen Verengung der Bai, welche ſich nach Oſten der Suiſun-Bai zugewendet hat. Die Navy Yard van Mare Island, welche Vallejo gerade gegenüber liegt, gewährt mit ihren anſehnlichen Gebäulichkeiten, Docks und Befeſtigungswerken, dem prächtigen Marinehospital und der Menge der dort ankernden Schiffe, vom Waſſer aus geſehen, einen impoſanten Anblick.

Der Hafenort Vallejo, eine ſchnell emporkammende Stadt van jetzt ungefähr 4000 Einwahnern, iſt der weſtliche Terminus der Califarnia-Pacific-Eiſenbahn. Die Lage der Stadt in der Nähe der Mare Island Navy Yard und am natürlichen Ausgange der Suiſun-Bai, und durch dieſe van den productenreichen Thälern des Sacramento- und des San Joaquin-Fluſſes, iſt eine ſehr günſtige, und die Califarnia-Pacific-Eiſenbahn hat ihr als Tranſitplatz einen bedeutenden Handelsverkehr zugetragen. Die Bewahner dieſes Ortes hegen die Hoffnung, daß ihre Stadt dereinſt mit San Francisco als Handelsſtadt rivaliſiren, wo nicht gar dieſes überflügeln werde. Damit ſcheint es jedoch gute Weile zu haben.

Beſanders ins Auge fällt der Vallejo-Elevatar, eine hahe Structur, wie man viele in Chicago nnd den Städten im Miſſiſſippithale findet. Durch einen ſolchen „Elevator“ wird namentlich Weizen in bulk, d. h. in Maſſe aus kleineren Schiffen ꝛc. in Seeſchiffe verladen, wabei ſowahl Zeit als die Verpackung in Säcken erſpart wird. Von Chicago fahren ſa beladene Schiffe durch die großen Binnenſeen und den Eriecanal nach Liverpool, und von St. Louis und anderen Städten im Miſſiſſippithale über Neu-Orleans ebenfalls dorthin. Von Californien geſchieht eine ſalche Verlndung wegen der Länge der Seereiſe aber noch nicht. Die Verſicherungsgeſellſchaften haben ſich geweigert, in hölzernen Schiffen Ladungen von Weizen ꝛc. in bulk nm das Cap Horn zu veraſſecuriren, da man befürchtet, der ſo verladene Weizen werde ſich während der langen Seereiſe und dem doppelten Kreuzen der Linie erhitzen. Eiſerne Schiffe ſind von dieſer Regel ausgenommen, wurden aber hier nach nicht benutzt. Der mit bedeutenden Koſten in Vulleja erbante Elevator findet als ſolcher keinen Gebrauch und dient jetzt als Kornſpeicher. Bar demſelben lag ein dreimaſtiges Seeſchiff, in welches Weizen in Säcken verladen wurde. Sieben engliſche Meilen oberhalb Vallejo liegt an der Suiſundai die Stadt Benicia, ehedem die Hauptſtadt von Califarnien. Seit das californiſche Capitol nach Sacramento verlegt wurde, iſt Benicia ſehr heruntergekammen, und Valleja blickt mitleidig hinüber auf ſeine Nachbarſtadt, welche früher auch einmal San Francisco den Rang abzulaufen gedachte.

Auf der Valleja-Landungsbrücke hielt der ſoeben von Sacramenta angelangte Expreßzug der California-Pacific-Eiſenbahn, welcher ſchnell mit nnſerm Dampfer ſeine lebendige Fracht austauſchte; ſchon nach Verlauf weniger Minu-

Digitized by Google

ten jagte das eiſerne Roß mit uns fort nach Oſten, während der Dampfer „New-World“ mit den van Sacramento gekammenen Paſſagieren nach San Francisco zurückfuhr. Die Verbindung zwiſchen dem Dampfer und Bahnzuge bei Valleja war auf die Minute abgepaßt, wie ſich überhaupt die Vallejo-Raute, um der Central- und Weſtern-Paciſie-Eiſenbahn erfalgreich Concurrenz zu machen, durch eine in Amerika ungewöhnliche muſterhafte Genauigkeit auszeichnet.

Bald lag die Stadt Valleja uns im Rücken; noch einen Blick auf das Arſenal, die Docks ꝛc. von Mare Island, und wir hatten die Bai verlaſſen und eilten hinaus in die freie Landſchaft. Nirgends war die Eiſenbahn eingefriedigt, was überhaupt in Amerika des Koſtenpunktes halber ſelten geſchieht; querfeldein fuhren wir durch das offene Land, und Pferde und Rinder ſpazierten ungehindert über den Eiſenbahndamm herüber und hinüber und mußten oft mit ſchrillem Dampfpfeifen vom Geleiſe verjagt werden, ermangelten auch nicht, uns ſchnell Platz zu machen. Das auf dem Bahnbett ſpazierengehende oder dort Sieſta haltende Vieh verurſacht häufig die in Amerika ſo berüchtigten „Zufälle“ (Accidents).

Sieben engliſche Meilen van Valleja zweigt ſich linker Hand die „Napa-Valley-Eiſenbahn“ ab, die nach dem zweiundvierzig Meilen entfernten Badeorte Calliſtaga führt, welcher durch ſeine rauhanliſche Lage ſowohl als durch die Heilkraft ſeiner Thermen in Caliſornien hohe Berühmtheit erlangt hat. Das Caunty Napa iſt eines der fruchtbarſten in Caliſarnien, und hat ein herrliches Klima. Dort werden viele der ſchmackhaften und rieſengroßen Früchte gezogen, welche in San Francisco jeden Fremden in Erſtaunen ſetzen.

Die Gegend, welche van der Califarnia-Pacific-Eiſenbahn durchſchnitten wird, iſt meiſtens flach und zeigt geringen Baumwuchs. Nur ſelten ſtehen auf den Feldern vereinzelt immergrüne Eichen, die nicht ſehr hoch und breitgeäſtet ſind. In einer Entfernung von drei bis vier Miles ziehen ſich linker Hand und parallel mit der Bahn unbewaldete Höhen hin. Die im Sommer bräunliche californiſche Landſchaft hatte in Folge der Winterregengüſſe bereits ein grünliches Gewand angelegt, und die Berge gewannen ein recht ſchmuckes Ausſehen. Auf den Feldern waren Farmer fleißig beim Pflügen beſchäftigt und junge Halme entſproßten überall dem Boden. Welch ein Gegenſatz zwiſchen der atlantiſchen und der paciſiſchen Seite dieſes Continentes! Während dort unter demſelben Breitengrade zu dieſer Jahreszeit das Land weit und breit mit einem Mantel von Schnee und Eis bedeckt iſt, und Boreas das undeſtrittene Regiment hat, erfreut ſich Californien eines wahren Frühlingsklimas*). Das Wetter konnte an dieſem Tage (Mitte Januar) nicht ſchöner ſein, und der tiefblaue Himmel erinnerte mich an ſüdliche Breiten.

Unter den Landſtädten, welche die Caliſarnia-Pacificbahn paſſirt, ſind die ſchmucken Ortſchaften Fairfield und Suiſun zu nennen, zwiſchen welchen dieſelbe hinläuft. Bei letzterm ragten zahlreiche Maſten empor, van Schiffen auf der Suiſundai. Jenſeits Suiſun erhab Maunt Diabla ſeine dunkle Doppelkuppel als die höchſte Landmarke dieſer Gegend. Mehrere Male paſſirten wir Zeltlager von Chineſenarbeitern. Dieſelben ſind in Californien etwas ſo Gewöhnliches, daß nur noch Fremde von ihnen Natiz nehmen.

Bei Vaca, dreißig engliſche Meilen von Valleja, entfernten ſich die Berge links zum Horizante, und wir traten ein in eine weite und außerordentlich fruchtbare Ebene. Sechzehn Miles weiter verzweigt ſich die Bahn. Die nördliche Linie führt, das Thal des Featherfluſſes hinauf, über die anſehnliche Stadt Marysville nach Oroville, 116 Miles von Valleja, in aller Zeil einer der berühmteſten Minenplätze Califarniens, und ſall von dort über die Stadt Chico nach Oregan weitergebaut werden; der rechte Hauptzweig der Eiſenbahn läuft quer durch die Niederungen des Sacramentaſluſſes nach der nur elf Miles entfernten Hauptſtadt Caliſorniens.

Dieſe Niederungen ſind einförmig und erſt wenig angebaut. Der Baden iſt allerdings außerordentlich fruchtbar, aber die häufigen Ueberſchwemmungen verhindern eine umfaſſende landwirthſchaftliche Cultur. Auch die Stadt Sacramenta ward in früheren Jahren oft und ſchwer von Ueberſchwemmungen betroffen das letzte Mal im Jahre 1862. Seitdem wurde der Grund und Boden, worauf die Stadt ſteht, durch Aufſchütten gegen zehn Fuß gehoben, ſo daß dieſe jetzt var dem tückiſchen Fluſſe ziemlich ſichergeſtellt iſt. Sacramento, welches in Falge jener Ueberſchwemmungen ſehr heruntergekommen war, blüht jetzt ſchnell empor. Namentlich auch der raſche Fortbau und die Vallendung der Central-Pacific-Eiſenbahn, welche van dort aus begonnen wurde, und ihre Hauptmaſchinenwerkſtätten in Sacramento hat, und der Umſtand, daß der Ort die Hauptſtadt von Caliſarnien wurde, trugen zum raſchen Emporblühen bei. Nach dem Cenſus vom 1. Januar 1870 zählt Sacramento City 24,640 Seelen. Das ſteuerbare Eigenthum der Stadt beträgt 8 Millionen und 221,628 Dollars Gold, für Straßenverbeſſerungen wurden im letzten Jahre 86,213 Dollars und 9 Cents verausgabt. Das prachtvoll gebaute caliſornieſche Staatscapital hat bereits gegen zwei Millionen Dollars gekoſtet, und iſt noch nicht vallendet.

Nach einer angenehmen und raſchen Fahrt hielt der Bahnzug gegen Mittag hart an dem hier ungefähr vierhundert Yards breiten Sacramentafluſſe und der Stadt gerade gegenüber, die auf dem linken Ufer erbaut iſt. Eine hölzerne Brücke ſtellt die Verbindung mit der Stadt her. Von den Zügen der Caliſornia-Pacific-Eiſenbahn wurde die Brücke aber nach nicht benutzt, abgleich ein Schienenweg über dieſelbe bis in die Stadt führt. Am jenſeitigen Ufer lagen die Hauptbahngebäude der Central-Pacific-Eiſenbahngeſellſchaft, welche die Züge der Caliſarnia-Paciſie nicht über ihr Geleiſe querhinüber paſſiren laſſen wollte. Es ſtand dort zur Zeit meines Beſuchs ein recht intereſſanter Eiſenbahnkrieg in naher Ausſicht; beide Campagnien hielten ihre Arbeiter bewaffnet und kampfbereit. Die Stadtbehörden legten ſich aber ins Mittel, und werden für die California-Paciſic den Uebergang erzwingen. Weshalb dieſe gerade hier quer über die zahlreichen Schienenſtränge der Central-Paciſicbahn und zwiſchen den Hauptbahnhofsgebäuden, Schuppen und vielen Maſchinenbauwerkſtätten hindurch ihren Weg nehmen will, ſcheint ſanderbar. Eine gefährlichere Stelle zum Kreuzen der beiden Bahnlinien wäre nicht zu finden, da an jedem Tage mehrere hunderl Male Züge und Lacomotiven dort vorüberpaſſiren. Mancher Lacomotivenführer der beiden rivaliſirenden Eiſenbahngeſellſchaften würde mit Vergnügen ein Auge hald zudrücken, wenn er einmal aus Verſehen einen feindlichen Zug überrennen könnte.

*) Der ausnahmsweiſe milde Winter von 1869 auf 1870 in den atlantiſchen Staaten Nordamerikas kann nicht als Norm gelten. Der Verfaſſer.

Die Mißregierung in Kaſchmir*).

Beſteuerungsſyſtem. — Frohndienſte. — Getreidehandel der Regierung. — Münzkniffe derſelben. — Beſteuerung der Shawlweber. — Sclaverei der letzteren. — Die Shawlweber von Amritſir. — Mangel an Juſtiz. — Spionirſyſtem der Beamten. — Verbot des Kuhſchlachtens.

r. d. Der Engländer Robert Thorp hat lange Jahre in Kaſchmir, in der Hauptſtadt Srinagor, gelebt, und iſt mit den Verhältniſſen des Landes und Volks näher vertraut geworden, als die meiſten Reiſenden, die nur kurz durch das ſchöne Land hindurchzogen. In der vorliegenden Schrift hebt er nur einen Gegenſtand hervor; er zeigt nämlich, wie grauenhaft die Mißregierung der herrſchenden Hindudynaſtie auf dem unglücklichen Volke laſtet; er ſchließt daran den Wunſch, es möge der britiſchen Regierung gefallen, Kaſchmir, das bis jetzt nur Schutzſtaat ſei, gänzlich ſeinen oſtindiſchen Beſitzungen einzuverleiben und damit den vorhandenen Uebelſtänden ein Ende zu bereiten. Um den Rechtsſtandpunkt zu wahren, giebt Thorp an, Kaſchmir habe den Vertrag von 1846 verletzt, in welchem das Land dem zum Maharadſcha erhobenen Fürſten von Dſchamu, Ghulab Singh, als unabhängiges, erbliches Beſitzthum übergeben wurde**).

Der größere Theil der Bevölkerung des Kaſchmirthales beſteht bekanntlich aus Mohammedanern; doch ſind dieſe nicht, wie ſonſt mehrfach in Indien, die herrſchende Partei. Im Gegentheil, ſie werden von Hindufürſten und einem Hinduadel ausgeſaugt und mißhandelt. Nach orientaliſchem Maßſtabe, bemerkt Thorp, iſt allerdings die heutige Regierung nicht grauſam, aber ſie iſt im allerhöchſten Grade hart, habgierig und räuberiſch. Das Beſteuerungsſyſtem in Kaſchmir kann am beſten charakteriſirt werden als eine Verbindung der feudalen Laſten, welche vor der franzöſiſchen Revolution ganze continentale Bevölkerungen zur Verzweiflung trieben mit ſolchen furchtbaren Pachtzinserpreſſungen, dergleichen den ſchlimmſten iriſchen Gutsbeſitzern in den ſchlimmſten Zeiten zugeſchrieben worden ſind. Wenn der koſchmirſche Bauer ſchon von Allem und Jedem, vom Boden, von den Fruchtbäumen, den Bienenſtöcken, den Producten der Milchwirthſchaft und den kleinen Erzeugniſſen der Haus-Induſtrie die höchſten erſchwingbaren Abgaben bezahlt hat, dann muß er noch eine Reihe von Frohndienſten leiſten, die ihn oft viele Meilen weit über die ſchlimmſten Bergpäſſe führen.

Wie überall in Indien iſt auch in Koſchmir die Bodenrente die Haupteinnahmequelle der Regierung. Aus den von Thorp vorgelegten Aufſtellungen ſcheint nun hervorzugehen, daß, wenn man den Bruttoertrag des Landes in zweiunddreißig Theile zerlegt, die Regierung davon faſt volle dreiundzwanzig Theile für ſich in Anſpruch nimmt. Dieſer Theil der Steuer wird immer in Producten entrichtet, der Reinertrag derſelben iſt aber ein bei weitem beträchtlicherer, als der, welcher ſich einfach aus dem Antheil der Regierung an der Ernte berechnet. Kaſchmir hat neben der den höchſt fruchtbaren Boden bebauenden, zahlreichen Landbevölkerung auch eine ſehr beträchtliche Stadtbevölkerung, welche ſich faſt ausſchließlich mit der Verfertigung der hochberühmten Shawls beſchäftigt. Die in den Händen der bäuerlichen Bevölkerung ſchließlich verbleibende Quantität von Getreide iſt eben nur zu ihrer knappen Ernährung hinreichend; der Bauer behält davon nichts übrig und kann nichts verkaufen.

An die Stadtbevölkerung verkauft nun einzig die Regierung Getreide; ſie beſitzt alſo thatſächlich das Monopol für die den Städtern nöthigen Lebensmittel, welche von ihr zu willkürlichen Preiſen verkauft werden. Die Regierung ſcheint factiſch um jeden, allemal hohen, Preis zu verkaufen, den ſie bekommen kann, ohne geradezu einen Aufruhr hervorzurufen. Man ſollte glauben, dieſe in der unbeſchränkten Verfügung über alle Lebensmittel liegende Macht wäre eine ſo ungeheure, daß die Regierung es gor nicht der Mühe werth hielte, ihre Zuflucht zu gewiſſen anderen, von Thorp angegebenen ſchlechten Mitteln zu nehmen, um Geld zu machen. Eines derſelben indeß frappirt durch ſeine naive Unverſchämtheit. Ghulab Singh, der Gründer der Dynaſtie, ſteigerte den Werth der einheimiſchen Rupie von 12 auf 15 Pence. Seitdem hat die Regierung die Abgaben allezeit nach neuen Rupien erhoben, aber nach der alten Währung; wenn aber ſie ihrerſeits Zahlungen zu leiſten hat, leiſtet ſie dieſe nach der alten herkömmlichen Währung in alten Rupien! Ein Verfahren, was noch über die Münzfälſchungen gewiſſer europäiſcher Regenten hinausgeht.

Die Stadtbevölkerung, welche jene faſt zur Würde einer Kunſt erhobene Shwalfabrikation betreibt, lebt nach Thorp's Schilderungen thatſächlich in einem Zuſtande der Sclaverei. Kein Shawlweber darf ſeine Beſchäftigung aufgeben oder den gewöhnlichen Sitz derſelben verlaſſen, ohne für einen Stellvertreter geſorgt zu haben; wenn man aber die auf dieſe Weberei zu verwendende Geduld, Ausdauer und Geſchicklichkeit berückſichtigt, ſo erſcheint die Erfüllung jener Bedingung ganz unmöglich. Die Erlaubniß, die Weberei aufgeben zu dürfen, ſobald ein Stellvertreter gefunden werden kann, hat alſo kaum ein anderes Reſultat als dasjenige, die Weber zu veranlaſſen, ihre Kinder für den gleichen Beruf zu erziehen, und ſomit die Sclaverei erblich zu machen. Das Elend derſelben iſt aber ſo groß, daß immer eine beträchtliche Anzahl der Weber in das unterhalb Kaſchmirs liegende britiſche Gebiet flüchtet, trotz der furchtbar ſchwierigen dahin führenden Wege und der großen Zahl der dieſelben überwachenden kaſchmiriſchen Truppen.

Solche geflüchtete Weber haben auch bereits in den britiſchen Grenzſtädten Amritſir und Ludhiona eine ſchon bedeutend herangewachſene Shawlfabrikation begründet, und dem vollſtändigen Gelingen des Verſuches ſteht kein anderes Hinderniß entgegen, als die große Schwierigkeit des Bezugs der nöthigen feinen Shawlwolle aus Tibet, deren freie Einfuhr auf britiſches Gebiet die Intriguen der kaſchmiriſchen Beamten, wie Thorp nachweiſt, bislang noch zu verhindern gewußt haben. In Kaſchmir arbeiten die Weber gruppenweiſe unter Vormännern, und die von Thorp beſchriebene Art und Weiſe, dieſe letzteren zu beſteuern, giebt einen Fingerzeig über das unendlich Mühſame der Shawlfabrikation. Sobald nämlich ein kleines Stück des Shawls fertig iſt, wird daſſelbe der betreffenden Regierungsabtheilung vorgelegt, und der dazu beſtellte Beamte kann nun aus dem Muſter den einſtigen Werth des Shawls berechnen, deſſen Vollendung vielleicht noch Jahre in Anſpruch nimmt. Der

*) Cashmere Misgovernment. By Robert Thorp. London. Longmans and Comp. 1870.

**) Der gegenwärtige Herrſcher heißt Rambir Singh, und iſt nicht beſſer, als Ghulab Singh war, den Wilhelm Lejean als einen „Erzhalunken" bezeichnet. „Globus" XV, S. 64. R.

Digitized by Google

Vormann muß nun ſofort etwa 19 Procent des ſo ermittelten Verkaufspreiſes baar erlegen, und dann wird der Regierungsſtempel in das vorgelegte Muſter eingewoben, welches bei der Regierung deponirt bleibt. Sobald der Shwal ſich der Vollendung nähert, hat der Vormann ſich dies geſtempelte Stück ausliefern zu laſſen, welches er nunmehr dem Gewebe einverleibt. Der Verkauf ungeſtempelter Shawls unterliegt einer ſehr ſchweren Strafe.

Eine wirkliche Gerechtigkeitspflege ſcheint in Kaſchmir nicht vorhanden zu ſein. Ein ganzer Schwarm van Beamten wird dazu verwendet, um den Regierungsantheil an der Ernte zu überwachen, und bei dieſer Gelegenheit ſchlichten ſie nebenbei Streitigkeiten aber beſtrafen Verbrechen. Einige dieſer Beamten überwachen bei heranreifender Ernte die Felder, andere beaufſichtigen die Regierungsmagazine, in denen das Getreide aufgeſpeichert iſt, andere wieder haben Acht auf die Bauernhäuſer und berichten, wenn etwa eine verdächtig groß erſcheinende Quantität Getreide eingebracht wurde. Die weſentlichſte Function der höheren Beamten beſteht aber darin, die niederen Beamtrn und ſich untereinander ſelber zu überwachen.

Zu der That kann kaum ein Zweifel obwalten, daß die Erpreſſungen der Regierung von einer Reihe der verſchiedenſten Erpreſſungen ihrer Unterbeamten begleitet werden. Soweit indeß deren richterliche Thätigkeit in Frage kommt, verhalten ſie ſich wohrſcheinlich mehr unthätig als unterdrückend. Nur ſin einer Beziehung ſind dieſe ſaulen Richter thätig, Das Tödten einer Kuh wird, nach der Hinduanſchauung als das ſchändlichſte Verbrechen betrachtet und beſtraft. Es iſt zu bedenken, daß die große Maſſe der Bevölkerung aus Mohammedanern beſteht, welche ſehr gern Rindfleiſch eſſen würden, wenn es zu haben wäre. Ihre Hinduobrigkeit dagegen beſtrafte bis noch ganz vor Kurzem das Tödten einer Kuh mit dem Tode, ein Vergehen, welches ihren mohammedaniſchen Untergebenen als ein ebenſo künſtlich gemachtes erſcheint, wie umgekehrt den Hindus der Bruch der Sabbotheiligung. Die Vorſtellungen der britiſchen Regierung bewirkten nun allerdings, daß die Todesſtrafe nicht weiter vollzogen wurde, aber immer noch wird das Tödten einer Kuh mit der Strafe lebenslänglicher Sclaverei geahndet. Und nicht nur der Sünder ſelbſt verfällt dieſer Strafe, ſondern ſeine ganze Familie und alle Mitwiſſer ſeines Verbrechens leiden mit ihm! Thorp erhärtet, daß in Koſchmir lebenslängliche Gefangenſchaft der Todesſtrafe gleichgeachtet wird, und er erwähnt als einer Eigenthümlichkeit bei Unterſuchungen über Kuhtödtung, daß am Schluſſe der Verhöre jeden Tages die Angeklagten eine tüchtige Tracht Hiebe erholten. Dieſer Grauſamkeit mag die Abſicht zu Grunde liegen, ein Geſtändniß zu erlangen, aber man findet nicht ſelten, daß halb civiliſirte Racen die Gehäſſigkeit eines angeſchuldigten Verbrechens gleichſam als Nebenbeweis dafür gelten laſſen, doß es in der That begangen worden ſei.

Die Fowler'ſche Dampfſähre und die Ueberbrückung des Canals.

r. d. Die Frage, wie die Verbindung zwiſchen England und dem Continent erleichtert, die Fahrt durch den Canal abgekürzt werden könne, iſt in den letzten Jahren oft geprüft und eingehend erörtert worden. Mau hat den ausführlichen Plan zu einem Rieſentunnel vorgelegt, der aber ſchwerlich zur Ausführung kommen dürfte, und der franzöſiſche Ingenieur Burel hat allen Ernſtes gerathen, den Canal von Dover zuzuſchütten und in der Mitte nur einen 1000 Meter breiten Canal übrig zu laſſen, welcher groß genug iſt, den Schiffen aller Nationen den Durchgong zu verſtatten, aber mit anderen Worten, er will zwei koloſſale Steindämme vom engliſchen und franzöſiſchen Ufer einander entgegenführen, auf denen die Eiſenbahn hinläuft. Die Lücke von 1000 Meter Breite zwiſchen beiden ſall eine koloſſale Dampfſähre ausfüllen, welche die ganzen Eiſenbahnzüge auf ihren Nacken nimmt. Unterſtützt wird dieſer immerhin etwas abenteuerliche Plan dadurch, daß der Canal zwiſchen beiden Ländern im Durchſchnitt nicht tiefer als 28 Meter iſt.

Weit mehr Ausſicht auf Erfalg und Zuſtandekommen hat indeſſen der Plan des bekannten engliſchen Ingenieurs John Fawler, der allerdings die jetzt am meiſten befahrene Route zwiſchen Daver und Calais aufgiebt und dafür die kürzere, Dover-Grisnez, wählt. Cap Grisnez iſt der am weiteſten in den Canal vorſpringende Punkt Frankreichs zwiſchen Calais und Boulogne und nur 22 engliſche Meilen van Dover entfernt, während der Zwiſchenraum zwiſchen Dover und Calais 26 engliſche Meilen beträgt. Fawler will nun an beiden Punkten, in Dover und Andrecelles, ſüdlich vam Cap Grisnez, vorzügliche, von Molen (Piers) eingefaßte Häſen errichten, zwiſchen denen rieſige Dampfſähren gehen, welche die Bohnzüge tragen und von Wind und Wetter nur im geringen Maße abhängig ſein ſallen.

Der neue Doverhafen ſall weſtlich von dem jetzt beſtehenden Pier angelegt und mit einem überdeckten Aukerplatz für die Dampfſähre verſehen ſein, der auch als Bahnhof dient, oder vielmehr in dem der Endpunkt der Bahn und der Endpunkt der Dampferlinie anſ einander treffen, und in dem großartige hydrauliſche Apparate die Eiſenbohnwagen auf die Fähre oder umgekehrt von dieſer auf die Schienen heben. Die beiden in Dover mündenden engliſchen Hauptbahnen, die London-Chatham-Dover-Bahn und die ſüdöſtliche Bahn, ſallen mit dem neuen Hafen in Verbindung geſetzt werden.

Schwieriger geſtaltet ſich die Sache an der franzöſiſchen Küſte. Hier handelte es ſich zunächſt um die Wahl des Hafens, und weder Calais noch Baulogne erwieſen ſich als geeignet. Calais iſt den Winden außerordentlich ausgeſetzt, und die Verſandung greift dort in einer Weiſe um ſich, daß man ſchon dieſerhalb auf ſeine Wahl verzichten müßte, denn die Dampfſähren, auf deren Bauart wir zurückkammen, beanſpruchen eine bedeutende Tiefe. Dieſelben Uebelſtände kommen bei Baulogne in Betracht; hierzu geſellt ſich aber noch die weitere Seefahrt (30 engliſche Meilen gegen 26 dis Colois, gegen 22 dis Grisnez), und dann, daß der ganze ſa wichtige Verkehr zwiſchen Deutſchlond und England über Boulogne einen gewaltigen Umweg nehmen müßte. Baulogne und Calais werden freilich mit dem neuen Project nicht einverſtanden ſein, allein was bedeutet der Vortheil zweier Mittelſtädte gegenüber der Verbeſſerung und Abkürzung einer der wichtigſten Verkehrslinien? Fowler ſchlägt alſo vor, auf franzöſiſcher Seite Andrecelles im Süden van Cap Grisnez zu wählen, welches durch eben dieſes Cap gegen Nord- und Oſtwinde geſchützt iſt, wa keine Verſandung ſtattfindet und das Waſſer nahe der Küſte hinlänglich tief iſt. Der neue Hafen daſelbſt ſoll ähnlich wie der neue Doverhafen

Digitized by Google

gebaut werden. Von ihm sind Eisenbahnen nach Süden, nach Boulogne hinzu, zu führen und nach Osten, zum Anschluß an die belgisch-deutschen Bahnen.

Neben den Häfen ist es erst zweite Aufgabe, ein Dampfahrzeug herzustellen, welches die Fahrt in einer Stunde zwischen beiden Küsten vollbringt und möglichst gut dem Einflusse des Windes und Wetters widersteht. Die Fähre soll 450 englische Fuß lang und über den Radkästen 85, hinten und vorn 57 Fuß breit sein; sie muß mit Restaurationen, Lesezimmern, Damencajüten versehen sein und vom Eisenbahnzuge wenigstens diejenigen Wagen aufnehmen, welche die Passagiere, die Post, das Reisegepäck und die werthvollsten Eilgüter tragen; für Frachtgüter ist sie natürlich nicht bestimmt. Wer nicht will, braucht gar nicht aus seinem Eisenbahnwagen auszusteigen, und kann in demselben von Köln oder Paris bis London sitzen bleiben, ohne auszusteigen.

Die Vortheile, welche diese Dampffähre für den großen Verkehr haben würde, sind mannichfacher Natur. Einmal würden auf der Linie London-Paris zwei englische Meilen Wasser- und vierzehn englische Meilen Eisenbahnfahrt gespart werden, was, auf Zeit berechnet, etwa zwei Stunden ausmachen würde. Diese werden gewonnen theils durch die Abkürzung der Linie, theils durch größere Fahrgeschwindigkeit der Fähre gegenüber den Dampfern, die jetzt den Dienst versehen, theils durch das Wegfallen des Zeitverlustes, der durch das Ueberladen des Gepäcks vom Zuge auf den Dampfer bisher verursacht wurde.

Die Gesammtkosten für dieses große Unternehmen berechnet Fowler auf zwei Millionen Pfund Sterling; die Ausführung wird zwei, höchstens drei Jahre in Anspruch nehmen. Wenn man den gegenwärtigen Post-, Passagier- und Güterverkehr zwischen England, Frankreich und Westdeutschland bedenkt, der über Dover und Calais jetzt stattfindet und der sich, durch die neue Dampffähre begünstigt, noch sehr heben wird, und nimmt man dazu noch eine Unterstützung von Seiten der Eisenbahnlinien hüben und drüben, welche durch den gesteigerten Verkehr nur gewinnen, so wird es nicht schwer sein, das ganze Unternehmen auf dem Privatwege durchzuführen. In England und Frankreich ist man außerdem mit Staatsunterstützungen leicht bei der Hand, und auch diese dürften schwerlich ausbleiben. Um aber das Ganze nicht in ein Monopol ausarten zu lassen, ist vorgeschlagen worden, zwei Linien neben einander zu errichten; eine englische, die von Dover, und eine französische, die von Andrecelles ausgeht.

Aus allen Erdtheilen.

Das meteorologische Element in der Landschaft.

.r. In der jüngsten Jahresversammlung der österreichischen meteorologischen Gesellschaft sprach Professor Simony, der kühne Alpenfahrer, über die Bedeutung des meteorologischen Elementes für den landschaftlichen Eindruck. Da seine Bemerkungen über diesen interessanten Gegenstand auf langjähriger Naturbeachtung und zwar Beobachtung der schönsten und erhabensten Natur, der Alpen, beruhen, so verdienen sie mehr Beachtung als man sonst wohl derartigen Versuchen, den Totaleindruck eines großartigen Bildes zu zergliedern, schenken mag. Wir geben daher einige der wichtigeren Punkte seiner Darlegungen kurz wieder, in der Hoffnung, den Wanderlustigen unter unseren Lesern damit Anregung zu eigenen Beobachtungen zu bieten.

Es sind die Unterschiede im Dampfgehalte der Atmosphäre, welche am wesentlichsten zur „Stimmung" des Landschaftsbildes beitragen. Dem höhern Dampfgehalte verdanken wir nicht allein diejenigen Lufttöne, welche die Maler mit richtigem Gefühl als warme bezeichnen und welche die Abendlandschaft über jeden andern Anblick erheben, sondern auch die herrliche Erscheinung des Alpglühens, das stets nur eintritt, wenn die Atmosphäre eine gehörige Menge von Wasserdampf aufgespeichert hat. Die bekannte Thatsache, daß das Alpglühen oft vom Thale aus prächtig zu sehen, auf den Bergen oder zur selben Zeit nicht zu bemerken ist, beruht eben darauf, daß der Höherstehende die Dampfschicht, welche für den im Thal befindlichen das Glühen bewirkt, unter sich hat. Wenn ein tüchtiger Regen oder ein Gewitter die Luft von ihrer überschüssigen Feuchtigkeit befreit haben, oder im Winter, in welchem die Kälte die Luft absolut trockner macht als im Sommer, oder endlich an einem frischen Morgen, liegt die Landschaft am klarsten da, und man genießt die naturwahrste Ansicht der Dinge, insofern jegliches in seiner eigenen Localfarbe gesehen wird. Aber so wie die Temperatur steigt (man bemerkt dieses vorzüglich auf Wanderungen, die von Sonnenaufgang bis gegen die Mittagszeit sich erstrecken) hüllen sich Berge und Thäler in einen bläulich-grünen Duftschleier und verlieren mehr und mehr die scharfe Gliederung, welche am frühen Morgen ihnen zukam; der Gesichtskreis verschleiert sich zusehends und an die Bergkämme hängen sich mehr oder weniger dichte Wolkenmassen. Gegen Abend hellt sich die ganze Atmosphäre allmälig wieder auf, die Wolken erhalten keinen neuen Feuchtigkeitszufluß von unten, sie verdunsten daher in die höheren Luftschichten, und bei Sonnenuntergang liegt endlich das Bild wieder so klar wie am Morgen vor Augen, nur daß jetzt die warmen Farbentöne ihm einen Reiz geben, der eben die Abendlandschaft auszeichnet. Viel bekannt, auch in der Ebene häufig, ist die Erscheinung, daß kurz vor Regen, zu einer Zeit also, in der die Luft stark mit Feuchtigkeit gesättigt ist, die Aussicht ungemein klar wird; es ist diese Aufhellung ein sehr sicherer Wetterprophet, und sieht man z. B. vom Heidelberger Schlosse aus niemals die den Horizont umgürtenden Berge der Pfalz so deutlich, als vor drohendem Regenwetter. Ueber diese Thatsache wissen uns die Gelehrten einstweilen noch keine ganz zufriedenstellenden Erklärungen mitzutheilen; Simony meint, daß sie wohl auf „einen gesteigerten Etosticitätszustand der in der Atmosphäre aufgehäuften Dampfmenge" zurückzuführen sei.

Sehr eigenthümliche Anblicke bietet die häufig oder sogar ziemlich regelmäßig eintretende scharfe Scheidung der trocknen von den feuchten Luftschichten. Schon aus weitem kann man oft sehen, wie die Haufwolken, die in tieferen Luftschichten sich gebildet haben, scharf getrennt sind von denen, die an die Bergkämme sich angelagert haben, und daß die letzteren jene in ziemlich gleichen Höhen schneiden. Steigt man nun empor, so findet man die an den Kämmen hängenden Wolken noch unten hin so regelmäßig abgeflacht, wie wenn sie auf der unter ihnen befindlichen Luftschicht schwämmen. Es ist eine ähnliche scharfe Sonderung der untern trocknen von der aufgestiegenen feuchtern Schicht, wenn man einen Regenschleier sich bis zu einer gewissen Tiefe herabsenken sieht, wo er dann plötzlich wie abgeschnitten erscheint; offenbar traf hier der Niederschlag auf eine trockne Luftschicht, die ihn absaugte, zu Dampf auflöste. Fehlt diese Sonderung der Luft- und Wolkenschichten, so ist auf Regen zu hoffen.

Ein merkwürdiges, von den Alplern mit allerlei Sagen

Digitized by Google

ausgeschmücktes Phantom verdankt einer solchen Sonderung seinen Ursprung. Simony erzählt, wie er dasselbe an einem feuchten Septembertage des Jahres 1843 auf der hohen Dachsteinspitze gesehen hat. Es bildete sich gegen Sonnenuntergang eine Dunstzone, welche bis etwa 20° über den Horizont reichte und nach oben scharf abschnitt. Mit sinkender Sonne begann der Schatten der Dachsteinspitze sich in dem Dunstmeere abzubilden, und wurde immer länger, bis endlich, als die Sonne ihre letzten Strahlen herübersandte, ein kolossaler Schattenkegel mit drei riesigen Figuren (den Schatten Simonys und seiner Begleiter) auf seiner Spitze sich bildete; derselbe war dunkelviolett, ringsum mit Regenbogenfarben umsäumt, und über ihm wölbte sich ein ungeheurer Lichtbogen. — Die Sache erinnert an das Brockengespenst, bei welchem die Schatten der Beobachter auf eine Nebelwand geworfen werden.

Endlich sei noch eine der wunderbarsten Schönheiten der Alpenlandschaft erwähnt. Wenn nach einem Gewitter die Luft feucht bleibt und im Thale das Nebelmeer wallt, röthen sich allmälig die aus ihm hervorragenden Zacken und Kämme unter den Strahlen der Sonne und werden endlich so intensiv leuchtend, daß es scheint, als ob sie aus glühendem Erze geformt wären. So schnell, als es entstand, verschwindet das unvergeßliche Phänomen, welches zu schauen nicht Vielen vergönnt ist.

Die Bedeutung der Stadt Tschkend in Turkestan für die Russen.

Die Russen begreifen vollkommen, von wie großer Bedeutung für ihre Politik und ihren Handel der Besitz von Turkestan ist. Unter den Städten dieses Landes ist Taschkend bei weitem die wichtigste, und es ist ganz verständig, daß gerade dort die Russen sich ein Centrum bilden. Sie haben sich ganz wohnlich eingerichtet, wie wir aus einem Schreiben aus jener Stadt ersehen, welches die russische St. Petersburger Zeitung mittheilt.

„In der Zeit von drei Jahren ist in Taschkend neben den muselmännischen Städten eine russische Stadt mit 500 Gebäuden aus ungebrannten Ziegeln erbaut worden. Sie besitzt eine Kirche, gegen 30 russische Magazine, einen asiatischen Bazar mit 50 Buden und chaussirte, mit Bäumen bepflanzte Straßen. Im Ganzen bietet sie einen sehr schönen Anblick dar. Die russische Bevölkerung vermehrt sich schnell; der Handel wächst, ohne einen besseren Verbindungsweg mit Rußland abzuwarten. Am 1. November ist dort eine Post für tägliche Correspondenzen eingerichtet. Leider aber ist die dortige Postverbindung in einem sehr kläglichen Zustande: wenn man mit der Post ausfährt, so kommt es vor, daß man zu Fuß den Weg fortsetzen muß. Man fühlt stark das Bedürfniß nach einer Bank und einer Telegraphenverbindung. Das Consulat von Kuldschinsk ist nach der Stadt Kodda verlegt worden, wohin auch der Consul Herr Pawlinow abgereist ist. Die Stadt Kodda wird in kürzester Zeit das uns nun nicht mehr nöthige Kjachta ersetzen. Die Theeplantagen sind von Kodda und Kjachta fast ganz gleich weit entfernt, aber der Weg über Kodda ist bequemer und bietet den großen Vortheil, daß man bis nach Tomsk einen Umweg von 2000 Werst erspart. Dieser Umstand ist sehr wichtig, da der Theetransport auf dem Wege über Kjachta pro Pud 3 bis 5 Rubel zu stehen kommt und zwei Monate später als auf dem neuen Wege über Kodda eintrifft. Die Ankunft des chinesischen Thees auf unserm neu eröffneten chinesischen Markte bewirkt unverzüglich eine Anfuhr russischer Waaren. Nach eingesammelten Berichten erwies es sich, daß im Jahre 1869 vom Mai bis zum December von Tschkend nach Petropawlowsk und Troizk von den Permschen Kaufleuten, den Brüdern Kamensky, bis zu 60,000 Pud Watte und Seide und durch andere Lieferanten 100,000 Pud asiatischer Waaren nach denselben Orten geschickt wurden. Es läßt sich erwarten, daß in kürzester Zeit die Handelsverbindungen über die Grenze des westlichen Sibiriens immer größere Ausdehnungen gewinnen. Im Mai gingen 10,000 Kameele (mit 160,000 Pud) aus Taschkend ab. Aus Bucharo gehen jährlich auf dem geraden Wege nach Kasan bis zu 30,000 Kameele, die hauptsächlich mit Baumwolle beladen sind, mit Waaren ab. Die Kaufleute geben ihre Waaren auf Lieferung ohne den Preis oder den Termin zu bestimmen, die Zahlung wird mit Lieferung von Waaren gemacht: die Kasten werden den Lieferanten zurückerstattet und außerdem 30 Kopeken pro Pud Baumwolle; ebenso auch die Procente des herausgegebenen Capitals, welches immer durch Waaren sichergestellt wird. „Ein Bevollmächtigter der Wolga-Dampfschifffahrt-Compagnie „Lebed" war hier eingetroffen, und die gewöhnlichen Lieferungsbedingungen benutzend, schloß er einen sehr vortheilhaften Vergleich mit den hiesigen Kaufleuten und nahm eine ansehnliche Menge Waaren zur Lieferung nach Nishni-Nowgorod und Moskau mit."

Die kleinen Städte in Russisch-Polen.

Die Tagesblätter meldeten vor einiger Zeit, daß durch die russische Regierung nicht weniger als etwa 300 Ortschaften, welche bisher für „Städte" galten, degradirt und theilweise sogar ihres bisherigen Namens verlustig erklärt worden sind. Der betreffende Ukas sagt, sie alle seien im Grunde doch bloß Dörfer gewesen und durch die städtischen Rechte mehr gedrückt als gefördert worden; auch könnten sie so fortan Handel und Gewerbe nach Belieben weiter treiben. Freilich müssen sie nach wie vor die städtischen Steuern bezahlen; nicht weniger als 180 Posterpeditionen sind ihnen genommen worden.

Der Gegenstand ist neulich in der „Schlesischen Zeitung" erörtert worden. Auf Wunsch und mit Genehmigung des sachkundigen Herrn Verfassers theilen wir Einiges aus dem betreffenden Aufsatze mit. Man gewinnt einen Einblick in die bekannte „polnische Wirthschaft".

„Daß fünfthalbhundert Städte für ein Land von fünf Millionen Einwohnern viel zu viel sind — doppelt so viel für ein Volk, das gar keinen wahrhaft nationalen Bürgerstand und wenig Neigung für Anderes als Ackerbau und Landwirthschaft besitzt, und daß viele polnische „Städte" diesen Namen nicht verdienen, wird kein Kenner polnischen Bodens bestreiten. Man kann oft mitten in einer solchen „Stadt" sein, ohne etwas wirklich Städtisches zu bemerken. Ein Fremder, der zum ersten Mal nach Polen kam und auf einem Gute in der Nähe von Lowicz, mitten im Warschauer Gouvernement, einen Besuch zu machen hatte, genau auf diesen Tour die in Polen nicht seltene Ueberraschung, mit seiner Britschka umgeworfen zu werden. Als er dem Gutsbesitzer seinen Unfall erzählte, stellte sich heraus, daß das Malheur nicht, wie der noch Landesunkundige meinte, auf freiem Felde in der Nähe eines Dorfes, sondern auf dem Hauptplatze des am Wege liegenden Städtchens passirt war. Solche Städtchen, die nur aus einer mäßigen Reihe kleiner Hütten bestehen, an denen der Fahrweg oft nicht ganz nahe vorbeiführt, sind in Polen keine Seltenheiten. Während in Schlesien das Bergstädtchen Wilhelmsthal mit seinen 700 Seelen schon als ein Nonplusultra von Stadtminiatur gilt, hatte Polen bisher eine Menge von „Städten" aufzuweisen, die noch viel weniger als jene Seelenzahl die ihrige nennen konnten. Das Städtchen Jarczow im Lubliner Gouvernement hatte nach den neuesten amtlichen Ausweisen 190 Einwohner in 30 und einigen Gebäuden, unter denen ein einziges gemauert war. Die Gesammteinnahme der Stadtcasse von Jarczow betrug 120 russische Rubel. Dagegen ist offenbar Wilhelmsthal, welches allein seinem Bürgermeister 87 preußische Thaler Gehalt zahlen kann, ein sehr opulentes Gemeinwesen.

In solchen polnischen „Städten" sieht es oft recht sonderbar aus, wenigstens vom Standpunkte des Westeuropäers. Grasplätze auf den Sammelpunkten des Verkehrs sind mehr Regel als Ausnahme. In Paconow, einer Art polnischem Schöppenstedt, im Gouvernement Kielce, wo, wie ein polnisches Witzwort sagt, die Ziegen beschlagen werden, und in dem als alte Residenz der moskowischen Herzöge bekannten Czerst an der

Digitized by Google

Weichsel habe ich selbst Herden mitten in der Stadt weiden sehen. In der gleich den vorgenannten jetzt degradirten Stadt Mrzygłod, fast hart an der preußischen Grenze, wie in anderen ähnlichen „Städten“, lassen die „Bürger“ ihre jüngere Generation zur Sommerszeit ohne alle Bekleidung in paradiesischer Einfachheit umherlaufen. In der weit größern, jetzt auch degradirten Stadt Jarki mußten wir in der Hauptstraße bei feuchtem Wetter erst große Steine in den Morast werfen lassen, wenn wir in ein gegenüberliegendes Haus gelangen wollten. In einer andern, größern, in jüngster Zeit abgebrannten Stadt — Szyblowiec im Radomer Regierungsbezirk — fiel mir bei der Durchreise der gänzliche Mangel gerader Linien an Häusern und Bauüchkeiten aller Art auf. Ich durchwanderte die Stadt, um vielleicht ein Haus zu finden, das gerade stände aber doch eine rechteckige Thür, ein dergleichen Fenster oder sonst etwas Geradliniges aufwiese: mein Suchen blieb ohne Erfolg! Die ganze „Stadt“ hielt sich in der Façon, wie sie dem „grad' aus dem Wirthshaus“ kommenden Mühler'schen Gesellen erscheint. Dies Aussehen haben alle „Städte“, die 3000 bis 4000 Einwohner zählen und deren Bürgermeister sich wohl auch „Präsidenten“ tituliren lassen.

Solche der Tholsächlichkeit abgewannene Carricaturbilder sind aber nicht zum Lachen, sie haben leider eine sehr ernste Bedeutung. Man erkennt dies sofort, wenn wir ein paar jetzt degradirte Städte nennen, die vor Jahrhunderten volkreich und wohlhabend waren und einen großartigen Handelsverkehr betrieben, und die heute zu Dörfern geworden sind oder werden müssen, wiewohl die natürlichen Bedingungen ihrer frühern Prosperität noch heute vorhanden sind und nur der Befruchtung durch eine andere Wirthschaft von aben her (— und durch Thatkraft der Leute —) bedürften.

Beispielsweise erwähnen wir die ehrwürdige Stadt an der obern Weichsel, welche den Namen des Bauerkönigs Kasimir des Großen trägt. Den romanischen Städtchen des Mittelrheins vergleichbar, die in uns Deutschen Erinnerungen an die alte Kaiserzeit erwecken, wie Rense, Caub, St. Goar und anderen, liegt das vereinsamte Kazimierz in der Ausmündung eines anmuthigen Seitenthals in das majestätisch breite Weichselbecken zwischen belaubten Höhen, gekrönt von Ruinen mit herrlichem Ausblick in die schöne Landschaft. Mehr als dreißig massive Getreidespeicher, die meisten freilich verfallen und zerbröckelt vom Zahne der Zeit, ziehen sich in langer Reihe am Ufer des gewaltigen Stromes hin. Unmittelbar aus diesen Speichern wurde in früheren Jahrhunderten der herrliche Sandomirer Weizen in die „Berlinken“ und „Tralven“ — die Kähne und Flöße — geladen, welche damals bis an die Gebäude heranschwimmen konnten, wie es heute noch weiter unten in Pulawy geschieht, dem freundlichen Gartenstädtchen, das die russische Regierung dem Fürsten Czartoryski abgenommen und in „Neu-Alexandria“ umgetauft hat. Der Handel von Kazimierz ist jetzt auf Null herabgesunken; kein wohlwollender Bauernkönig thut etwas zu seiner Wiederherstellung, und man läßt es ruhig geschehen, daß selbst der veränderungssüchtige Strom im Laufe der Zeit sein Fahrwasser von der Stadt weitab nach dem gegenüberliegenden Ufer lenkte und kaum mehr den Fuß der alten Speicher bespült.

Nach weiter aufwärts, am Einflusse der schiffbaren Nida in die Weichsel, recht an einem natürlichen Stapelplatz des Handels, liegt Nowy-Korczyn, im 16. Jahrhundert eine blühende Stadt von mehr als 30,000 Einwohnern, heute auf den zehnten Theil reducirt und nun ebenfalls zur Landgemeinde umgewandelt. Niemand wird behaupten können, daß es mit richtigen Dingen zugehe, wenn ein Platz in solcher Lage nicht aufblühen, so nicht einmal sich aufrecht erhalten kann.

Die russische Regierung ist eben keine Freundin polnischen Städtewesens und Bürgerthums. In einem Städtchen des Kreises Opoczno, Namens Przysucha, einem betriebsamen, meist von Juden bevölkerten und schon darum zur Bauerngemeinde ungeeigneten Orte, trat eine der unlauteren Tendenzen der Degradationsmaßregel sehr unzweideutig hervor. Sofort nach der Umwandlung wurde unter Aufhebung der Bürgermeisterei die Wahl des neuen Gemeindevorstandes angeordnet. Die Wähler gaben einem geachteten Bürger ihre Stimmen und legten ihm die Amtskette an. Darüber verlor der russische Officier, welcher der Wahl präsidirte — heutzutage werden in Polen alle communalen Functionen unter militärischer Leitung vollzogen — seine ganze Fassung; er riß dem Gewählten das Ehrenzeichen wieder ab, decorirte damit einen Bauernknecht und rief den Wählern zu: „Dies ist Euer neuer Vorsteher, so will ich es!“ Der leidenschaftliche Mann verrieth, was er verdecken sollte: die gebildeteren Classen sollen unter die Zuchtruthe der ehemaligen Hörigen gestellt werden, die man für das Russenthum gewonnen hält; freilich wird man sich in dieser Hoffnung täuschen.

Von den Grenzstädten an der schiefischen und posener Grenze sind unter anderen Praszka, Wieruszow und Pyzdry der Degradation verfallen. Die letztgenannte Stadt, die 1815 mit Posen an Preußen gekommen war und erst zwei Jahre später wieder an Rußland abgetreten wurde, wird wohl manchmal mit Wehmuth an die Zeit zurückdenken, wo sie als „Peisern“ zu Preußen gehörte.

Manchen degradirten Städten ist nicht einmal ihr Name erhalten worden. Man verband sie mit der nächsten Dorfgemeinde; anstatt aber dieser das Opfer des Namens zuzumuthen, zog man es vor, den Namen der Stadt in der neuen Union auszulöschen — besonders wenn man damit eine polnische historische Erinnerung von Werth zu tilgen hoffen konnte. So muß Siewierz, die alte Hauptstadt des Herzogthums Severien, das einmal kurze Zeit auch mit „Neuschlesien“ bei Preußen war, seinen Namen vor dem eines Dorfes zurücktreten sehen; ebenso Horodla am Bug, welches in der Geschichte der Union Polens mit Litthauen eine den Polen theure Rolle spielte. Sogar das allberühmte Wislica, von dem das erste Gesetzbuch Polens (von 1347) den Namen trägt, dessen Aeußeres aber freilich heute nur noch durch seinen alterthümlichen Dom an die einstige Größe gemahnt, mußte seinen denkwürdigen Namen zu Gunsten eines dunklen Dorfes opfern.

Rußland verbietet den Polen barbarischer Weise selbst den Gebrauch mancher polnischer Namen in ihrer eigenen Sprache und will mit gesetzlicher Strafe sogar die Alleinherrschaft sprachwidriger Umtaufungen wie „Zamoście“ (statt „Zamosc“), „Pietrokow“ (statt „Piotrkow“), „Andrejew“ (statt „Jedrzejow“), „Benbin“ (statt „Bebzin“) erzwingen.“

Kämpfe zwischen Russen und Tataren in Kasan. In der etwa 65,000 Einwohner zählenden Stadt Kasan wohnen etwa 12,000 kasanische Tataren, ein aus Mongolen und Bolgaren entstandenes Mischvolk, das sich von den Russen noch immer entfernt hält, und in eigenen Sloboden (Vorstädten) wohnt, wo es seine Moscheen besitzt. Wie die Stimmung dieser Unterthanen des Czaren gegenüber den herrschenden Russen ist, und wie auch in jenen fernen Gegenden des heiligen Rußlands der Nationalitätenhader besteht, erkennt man aus folgendem Vorfall. Am 21. Februar dieses Jahres, Abends gegen 6 Uhr, versammelten sich, nach einem alten in Kasan herrschenden Brauche, zu einem Faustkampfe eine Anzahl von mehr als 100 Tataren und Russen; früher trieb die Polizei sie bei solchen Gelegenheiten immer auseinander; in diesem Jahre hatte sie es aber versäumt, und die Prügelei begann und ward groß; der Haufe theilte sich in zwei Theile, und es fing ein Kampf auf Leben und Tod an. Die Russen wichen zuerst und liefen in einen Hof, dessen Thür sie verschlossen; aber die Tataren schlugen alle Fenster ein, drangen in den Hof und hier begann eine fürchterliche Prügelei. Das Haus wurde verwüstet und geplündert. Die ganze Umgebung durchstreifend, fielen die Tataren über die am Kampfe Betheiligten und Unbetheiligten her. In mehreren Häusern wurden die Fenster ausgeschlagen. Ein um die Zeit vorüberfahrender Pritschtschik wurde getödtet. Dann stürzten die Tataren auf eine in der Nähe befindliche Brücke und warfen Alle, die ihnen begegneten, von einer Höhe von 4 Saschen (9 Meter) herunter, wobei viele getödtet wurden.

Digitized by Google

Endlich erschien eine Abtheilung Kosacken, aber es war schon zu spät. Der wilde Haufen war so aufgeregt, daß er auch das Militär anfiel; einen Kosacken rissen sie vom Pferde und stürzten ihn an der Brücke hinab; man fand ihn nachher todt. Endlich gelang es mit energischen Maßregeln die Menge auseinanderzujagen und das Volk zu beruhigen. Am folgenden Tage, dem ersten der großen Fasten, wurde eine Untersuchung angestellt. Man führte zum Platze, wo die Prügelei stattgefunden hatte, drei Fuhren mit Stöcken und verschiedenen Waffen fort, und fand dort neun verstümmelte Leichen.

Der serbische Vampyr Plogojowitz.

r. d. Der Vampyrglaube, auf den im „Globus“ (Band XV, S. 218. 295) zu verschiedenen Malen hingewiesen wurde, ist in Europa ein wesentlich slavischer. Er hat sich in Deutschland auch bei den germanisirten Slaven erhalten und kann bei diesen sogar als Kriterium ihrer Abstammung betrachtet werden. So ist er noch, wie E. Ziehen in seinen „Wendischen Weiden“ nachweist, im hannaverschen Wendlande, um Wustrow, Dannenberg und Lüchow, verbreitet, wo das slavische Idiom erst im verflossenen Jahrhundert ausstarb. Dort sind Leichenschändungen, wo es sich um Vampyre handelte, nichts Seltenes gewesen. Heute verschwindet dieser Wahnglaube bei den germanisirten Slaven mehr und mehr; er war im vorigen Jahrhundert im deutschen Osten und namentlich in kursächsischen Landen sehr verbreitet, so daß Magister Michael Roast, Diaconus zu Nebra in der goldenen Aue, sich gemüßigt fand, ein eigenes Werk gegen diesen Aberglauben zu verfassen, das den Titel führt: Tractat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit derer Hungarischen Vampyres und Blutsauger gezeigt wird u. s. w. (Leipzig, bei Teubner 1734.) Der gute Magister zieht mit aller theologischen und naturwissenschaftlichen Weisheit damaliger Zeit gegen die Gespenster zu Felde und theilt auch den ausführlichen Bericht über den serbischen Vampyr Plogojowitz mit, dessen schon im „Globus“ Band XV, S. 218 kurz erwähnt wurde. Er befindet sich abgedruckt in der „Leipziger Zeitung“ 1725, S. 503 in einer Correspondenz Wien, vom 31. Juli 1725, und lautet wörtlich folgendermaßen.

„Man siehet in den hiesigen Zeitungen aber sogenanten Diario einen Bericht, welchen der Kaiserl. Administration zu Belgrad wegen einer besondern Begebenheit ergehen lassen, welcher unverändert und ohne darüber zu urtheilen, wie er sich gedruckt befindet, folgendes Inhalts ist: Nachdem bereits vor 10 Wochen in dem Dorffe Kisalova, Rohmer-Districts, gesessener Unterthan, Nahmens Peter Plogosowitz, mit Tode abgegangen, und nach Räzischer Manier zur Erden bestattet worden, hat sich's in ermeldetem Dorfe Kisalava geäußert, daß innerhalb acht Tagen neun Personen, sowohl Alte als Junge, nach überstandener vierundzwanzigstündiger Krankheit also dahin gestarben, daß, als sie annoch auf dem Todbette lebendig gelegen, sie öffentlich ausgesagt, daß abbemeldeter, vor 10 Wochen verstorbener Plogojowitz zu ihnen im Schlaff gekommen, sich auf sie gelegt und gewürget, daß sie nunmehro den Geist aufgeben müssen; gleichwie denn hierüber die übrigen Unterthanen sehr bestürzet, in solchem nach mehr bestärket wurden, da des verstorbenen Peter Plogojowitz Weib, nachdem sie zuvor ausgesagt, daß ihr Mann zu ihr gekommen und seine Oppanki oder Schuhe begehret, von dem Dorfe Kisalova weg und sich in ein anders begeben; sintemahl aber bei dergleichen Personen, so sie Vampyri nennen, verschiedene Zeichen als dessen Körper unverweset, Haut, Haar, Bart und Nägel an ihm wachsend zu sehen sein müssen, als haben sich die Unterthanen einhellig resolvirt, das Grab des Peter Plogojowitz zu eröffnen und zu sehen, ob sich wirklich abbemeldete Zeichen an ihm befinden; zu welchem Ende sie sich denn zu mir hieher verfüget und nebst Andeutung vorerwähnten casus mich sammt dem hiesigen Papen dahe Geistlichen ersuchet, der Besichtigung beyzuwohnen; und ob ihnen schon erstlich solches Factum reprobirt, mit Meldung, daß ein solches vorhero an eine löbliche Administration unterthänigehorsamst berichten und derselben hohe Verfassung hierüber vernehmen müsse, haben sie sich doch keineswegs hierzu bequemen wollen, sondern vielmehr diese kurze Antwort von sich gegeben: ich möchte thun, was ich wolle, alleine woferne ich ihnen nicht verstatten würde, auff vorherige Besichtigung und rechtl. Geläutniß mit dem Cörper nach ihrem Gebrauch zu verfahren, müssen sie Hauß und Guth verlassen, weil diß zu Erhaltung einer gnädigsten Resolution von Belgrad wohl das gantze Dorff (wie schon unter Türkischen Zeiten geschehen seyn solte) durch solchen üblen Geist zu Grunde gehen könte, welches sie nicht erwarten wollen. Da denn solche Leute weder mit guten Worten noch Bedrohungen von ihrer gefaßten Resolution abhalten konte, habe ich mich mit Zuziehung des Gradieker-Papen in gemeldetes Dorff Kisolova begeben, den bereits ausgegradenen Cörper des Peter Plogojowitz besichtiget und gründlicher Wahrheit gemäß folgendes befunden: daß erstlich von solchem Cörper und dessen Grabe nicht der mindeste, sondern der Todten gemeiner Geruch verspüret, der Cörper, außer der Nasen, welche etwas abgefallen, gantz frisch. Haar und Bart, ja auch die Nägel, wovon die alten hinweg gefallen, an ihm gewachsen, die alte Haut, welche etwas weißlicht war, hat sich hinweg geschelet, und eine neue frische darunter hervorgethan, das Gesichte, Hände und Füsse, und der gantze Leib waren so beschaffen, daß sie in seinen Lebzeiten nicht hätten vollkommener sein können; in seinem Munde habe nicht ohne Erstaunen einiges frisches Blut erblickt, welches der gemeinen Aussage nach, er von denen durch ihn umgebrachten gesogen; in Summa, es waren alle Indicia vorhanden, welche dergleichen Leute (wie schon oben bemerket) an sich haben sollen. Nachdem nun sowohl der Pope als ich dieses Spectacul gesehen, der Pöbel aber mehr und mehr ergrimmter als destätzter wurde, haben sie gesammte Unterthanen in schneller Eil einen Pfeil gespitzet, mit solchem den todten Cörper zu durchstechen, an das Hertz gesetzet, da denn bey solcher Durchstechung nicht nur allein häuffiges Blut, so gantz frisch, auch durch Ohren und Mund geflossen, sondern noch andere wilde Zeichen (welche wegen hohen Respects unterbe) vorgegangen; sie haben endlich offt ermeldeten Cörper in hoc casu gewöhnlichem Gebrauch nach zu Aschen verbrannt, welches denn einer hochlöblichen Administration hinterbringen und anbey gehorsamst-unterthänigst bitten wollen, daß wenn hierinne einen Fehler begangen haben solte, solchen nicht mir, sondern dem vor Furcht außer sich selbst gesetzten Pöbel beyzumessen. — Kaiserl. Provisor im Gradislee District.“

Ein Fischknochen als Ordensdecoration auf den Palaos-Inseln.

In den europäischen Monarchien haben wir alle die „Ordensauszeichnungen“, mit welchen unsere Civil- und Militärmandarinen namentlich in unseren Tagen so reichlich behängt zu werden pflegen, manche Thiere als Symbol, z. B. den Elephanten, den rothen und schwarzen Adler ꝛc., aber bis zum Fischknochenorden sind wir noch nicht gelangt. Wir treffen ihn nur im fernen großen Ocean an, auf den carolinischen Inseln. Dort findet man im Meere eine interessante Cetacee, den Dugong (Halicore Dugong); das Thier ist schwer zu jagen und kommt nicht in großer Menge vor. Als im Anfang unseres Jahrhunderts einige Spanier von Manila nach den Pelew- (Pelju-, Palaos-)Inseln, den westlichsten der Caeatineu, segelten, um Tauschhandel zu treiben, erkannten sie in einem Armbande, mit welchem das Handgelenk eines Häuptlings geziert war, den ersten Holzwiebel des ihnen wahldekannten Dugang. Sie fanden, daß dieser Knochen einen großen Handelswerth habe, und sämmten nicht, sich bald nachher auf den Philippinen mit diesem Artikel zu versorgen, welcher dann auch reichen Absatz fand und theuer bezahlt wurde.

Semper bemerkt in seiner vortrefflichen Schrift über die „Philippinen und ihre Bewohner“ (Würzburg, Stuber's

Buchhandlung, 1869, S. 28), man sehe hier wieder ein Beispiel, wie leicht der Mensch geneigt sei, seiner Eitelkeit schmerzliche Opfer zu bringen. Der Knochen hat im Verkehr der Bewohner unter einander Geldwerth, aber auch daneben den Werth eines wirklichen Ordens. Er wird ausgezeichneten Männern vom Könige oder dem Fürstencongresse verliehen und kann von denselben auch wieder entzogen werden. Die Zuerkennung des Ordens findet unter Feierlichkeiten statt, aber die Anlage des Knochens ist schmerzhaft. Allerdings wird das Loch, durch welches das Rückenmark hindurchtritt, durch Abfeilen der Kanten und Vorsprünge etwas erweitert, ist aber auch dann noch immer so eng, daß selbst die zarten und in ihren Gelenken so ausnehmend biegsamen Hände der Eingeborenen nicht ohne Mühe hindurchkommen. Die Finger des Beglückten werden fest zusammengebunden, so daß sich die Breite des gebogenen Handrückens möglichst vermindert; alsdann wird die Hand durch den Wirbel hindurchgezwängt, indem einige Männer an dem Stricke, welcher die Finger hält, aus Leibeskräften ziehen, während andere von entgegengesetzter Seite her den Wirbel und den Decorirten festhalten. Oft sieht man die Vornehmen des Landes mit Stolz die Hand zeigen, von welcher sie bei solchen Standeserhöhungen einen Finger, meistens den Daumen, in Folge der Operation des Durchziehens verloren haben. „Bei uns Europäern möchte wohl ein solches Orden, der nie ohne große Schmerzen angelegt werden kann, als Mittel gegen die zu große Zahl der Ehrendiener angewandt werden können."

Ueber die Pelew-Inseln haben wir bekanntlich das ungemein anziehend geschriebene Buch des Capitäns Wilson. Dasselbe erschien 1788; es wurde auch ins Deutsche übersetzt und fand großen Beifall, namentlich bei der Jugend, für welche es auch durch Joachim Heinrich Campe zugänglich gemacht war. Manche Stimmen sprachen ihm den wissenschaftlichen Werth ab; der Inhalt sei dafür zu interessant und zu romantisch. Aber ein so scharfer Beobachter, wie Semper, bemerkt, daß er Wilson's Angaben durchweg bestätigt gefunden habe; er finde in den Schilderungen Wahrheitsliebe, gute Beobachtung und Kritik. Wilson erlebte an sich selber die oben beschriebene Operation. Nach derselben ermahnte ihn der König: er möge den Knochen täglich blank reiben und müsse ihn als Zeichen des Ranges behalten, welcher ihm nun zu Theil geworden sei; er müsse das Zeichen seiner Würde tapfer vertheidigen und eher den Tod erdulden, als daß er denselben sich abnehmen lasse.

Die angebliche Gewissensfreiheit in Nordamerika.

Zu Pittsburg im westlichen Pennsylvanien hat man eine Convention gehalten, „um unsern Herrgott zu Ehren bringen, — als ob der das erst noch nöthig hätte!" Es soll ein Zusatz zur Bundesverfassung beantragt werden, welcher „Gott und das Christenthum zur Anerkennung bringt, als ob beide erst noch einer solchen bedürften!" Es ist namentlich in den letzten Jahren mit dem Auftreten der Yankeepuritaner sehr arg geworden; sie benehmen sich höchst aufdringlich, und daraus erklärt sich, daß sie in der Presse heftige Angriffe erfahren. Da leider kirchliche Umtriebe und Streitigkeiten jetzt wieder einmal in sehr unliebsamer Weise grassiren, so wird es unsere Leser wohl interessiren, zu sehen, wie die Dinge in Nordamerika sich verhalten. Das deutsche „Newyorker Journal" erklärt jene Yankeepuritaner für die „ewigen Feinde der Freiheit, der Humanität und wahrer Religiosität", und sagt dann:

„Was hätten übrigens die Puritaner durch Anerkennung unseres Herrgotts in der Bundesconstitution erreicht, außer dem guten Willen Gottes, den sie als ein eitles, mit allen Schwächen bornirter Menschen ausgestattetes Wesen sich vorstellen? Was könnten sie mit dieser, ihrem Götzen — dem weiter ist der Gott nichts, den sie verehren — dargebrachten Huldigung erzielen, was sie nicht unter den jetzigen Verhältnissen erzielen können? Der amerikanische Bund ist in Staaten eingetheilt, und jeder Staat kann in seiner Separat-Constitution das thun — und die meisten haben es gethan — was die Puritaner von Bundeswegen durchsetzen wollen. Es ist ein fast allgemein herrschender Irrthum, daß die Bundes-Constitution Religions-, Gewissens- oder Glaubensfreiheit garantire. Sie untersagt nur dem Congresse, durch Bundesgesetze die freie Ausübung einer Religion zu verhindern, verbietet oder nicht einmal, den Unglauben zu bestrafen oder zu beseitigen, wenn solches möglich wäre. Auch verbietet der Congreß nicht, daß die einzelnen Staaten Religionsunterschiede machen oder gar Staatsreligionen einführen. Mehrere Staaten haben denn auch von diesem ihrem Rechte ausgedehnten Gebrauch gemacht. Die „Illinois Staatszeitung" hebt folgende Bestimmungen von Staaten hervor: „Die neue (von Carpetbaggern entworfene) Staatsverfassung von Tennessee enthält folgende Bestimmung:

„Niemand, welcher das Dasein eines Gottes oder ein Leben nach dem Tode, in welchem die Menschen Lohn oder Strafe empfangen, leugnet, darf in der Civilverwaltung des Staates irgend ein Amt bekleiden."

Im Staat Pennsylvanien besteht ein Gesetz, wonach Derjenige, der despectirlich von Gott Vater, oder Gott Sohn, oder vom heiligen Geiste, oder von der Bibel spricht, mit 500 Dollar Geldbuße und drei Monaten Gefängniß bestraft werden kann.

Im Staate New-Hampshire darf Niemand, der nicht „zur protestantischen Religion" gehört, ein Amt bekleiden.

In den meisten Staaten werden Diejenigen, die nicht an Gott und ein ewiges Leben (mit Lohn und Strafe, resp. Himmel oder Hölle) glauben, vor Gericht nicht als Zeugen zugelassen."

Auf Grund der Nennung des Namens Gottes in der Constitution des Staates Ohio hat unlängst die Superior Court in Cincinnati entschieden: „Dieweil Gott durch die Constitution anerkannt ist und sintemalen es keinen andern Gott gebe als den christlichen Gott; anderawegen der Staat Ohio ein christlicher Staat, wonach sich zu richten, und derhalben die Bibel in den öffentlichen Schulen zu lesen sei." Hören wir es nicht alle Tage in den Hallen des Congresses, in den Sälen unserer Staatsgesetzgebungen und von den Kanzeln herab, daß dies ein christliches Volk sei? Und unter diesem „christlich" versteht man nicht etwa die allgemeine humane Moral- und Sittenlehre, welche Christus lehrte, nicht die Religion der Liebe, die er verkündete, nicht die Friedenssendung Christi auf Erden, sondern die Religion des Hasses und der Verfolgung, das Christenthum in der fanatischen Auffassung, wie sie nur in einem verschrobenen Yankeeschädel Platz hat.

Das Hinwegschwinden der Indianer in Wisconsin und Minnesota.

Ueber das „Elend unter den Rothen Leuten in den nordwestlichen Staaten Nordamerikas" äußert der „Cincinnati Volksfreund" Folgendes:

Blätter in Wisconsin berichten von entsetzlicher Noth unter den Indianern jenes Staates und von Minnesota. Der hohe Schnee machte es den armen Rothhäuten unmöglich, zu jagen, und bittere Kälte und Hunger reiben sie auf. Die Organisation der Stämme hat sich lösen müssen, und seit sie in kleinen Banden und familienweise herumstreichen, gehen sie rasch ihrem Ende entgegen. Von den Indianern, welche vor 20 Jahren noch in Wisconsin waren, ist wohl nicht mehr der zwanzigste Theil übrig. Es waren mit Ausnahme der wilden und unbändigen Winnebagos meist gutmüthige und friedliche Leute: aber durch den ungeheuren Reichthum ihres Wohnplatzes an Wild und Fischen waren sie verwöhnt und so sorglos, daß sie, selbst durch die ärgste Noth, nicht zu irgend welcher regelmäßigen Lebensweise und Thätigkeit zu bringen waren. Mit der Cultur des Landes nahm zuerst das große Wild rasch ab, dann auch das kleine, zuletzt wurden auch die Fische spärlicher.

Der letzte Nothbehelf der Indianer waren die Maschusratten, welche in den sumpfigen Ufern der Seen und Flüsse in unglaublicher Menge lebten. Diese waren selbst mitten im

Digitized by Google

Winter leicht zu fangen. Die Indianer halten sie aus ihren weithin sichtbaren, von Schilf gebauten Häusern mittelst Gabeln heraus, lösten manchen Dollar aus ihren Fellen, und räucherten ihr Fleisch für den Wintervorrath. Jetzt sind durch ein allgemeines Drainirungssystem die meisten Sümpfe trockengelegt, und die Moschusratten, deren Pelz schon lange so theuer ist, daß es auch dem Weißen lohnt, ihnen nachzustellen, sind selten geworden. In Stämmen bei einander zu leben, ist den Indianern nicht mehr möglich. Vor zwanzig Jahren waren die Menamanis noch ein ziemlich zahlreicher Stamm. Seit der letztere sich auflösen mußte, riß Trunksucht und Zügellosigkeit in den einzelnen Familien ein. Sie verkauften ihre Pferde, sanken immer tiefer in Armuth und Elend hinab, und sind bereits bis auf den letzten Mann ausgestorben. Der „Watertown Weltbürger" meldet, daß am dritten See gegenüber von Madison, der Hauptstadt von Wisconsin, 700 Indianer ihr Camp aufgeschlagen haben, welche der Hunger und das Elend dorthin getrieben hat. Es ist nicht gesagt, welchem Stamme sie angehören. Wenn es nicht Chippawas aus dem nördlichen Theile des Staates sind, können es nur Bruchtheile versprengter Horden sein, welche sich zufällig zusammen gefunden haben, um ihr Elend gemeinschaftlich zu ertragen. Je mehr ihrer beisammen sind, und je schwerer es ihnen deshalb wird, von dem spärlichen Ergebnisse der Jagd und des Bettelns zu leben, desto fürchterlicher wird der Hungertyphus unter ihnen wüthen und aufräumen. In früheren Zeiten war es gar nichts Seltenes, daß sich Indianer in einer großen Zahl in der Nähe einer Stadt im Nordwesten lagerten; aber dies wird wohl das letzte Mal sein, daß die Bewohner der Capitale von Wisconsin eine solche Menge Indianer in der Nähe ihrer Stadt sehen. Es müßte sonderbar zugehen, wenn in noch weiteren 20 Jahren in Wisconsin noch einmal ihrer 700 zusammengebracht werden könnten. Sie sind einem schnellen Untergange geweiht. Alle Mildthätigkeit der Weißen würde sie nicht retten. Sie sind ein nur für das Leben im Walde geschaffenes Jägervolk. Haben sie Ueberfluß, so verwüsten sie das Vorhandene, gerathen sie aber in Noth, so ergeben sie sich mit stiller Resignation, ohne alle Energie und Anstrengung, sich zu helfen, in ihr Schicksal. Die Wälder sind hin, das Wild ist weg; die Cultur kommt, und der Indianer geht.

r. **Bewässerung des Landes im südlichen Spanien.** Man hört oft die Ansicht aussprechen, daß mit der Vertreibung der Mauren aus Spanien die von diesen eifrigen Bebauern und Bewässerern des Landes angelegten Wasserleitungen gänzlich in Verfall gerathen seien. Ein genauer Kenner der spanischen Agriculturverhältnisse widerspricht dem in der Norddeutschen landwirthschaftlichen Zeitung und giebt einige interessante Daten zur Unterstützung seines Urtheiles. Ihm zufolge waren schon vor mehr als einem Jahrzehnt in der Ebene von Valencia 114,600 Magdeburger Morgen künstlich bewässert; die Jucarbewässerung südlich von Valencia versorgt 67,000 Morgen so reichlich mit dem köstlichen Naß, daß sogar Reisbau möglich ist. Bei Alicante stehen circa 70,000 Dattelpalmen längs der Bewässerungsgräben, was einer Vorstellung von deren Ausdehnung geben mag. In Valencia tagt jeden Donnerstag unter freiem Himmel ein Gerichtshof, der sich mit Prüfung der Bewässerungsstreitigkeiten befaßt; das Wasser, wie unsere Müller nur zu gut wissen, hat bekanntlich eine eigenthümliche Tendenz, Prozesse langwierigster Art hervorzurufen. Wie zur Zeit der „Moros", so tönt auch noch heute von der Alhambra herab die Campana de la acla durch die Huerta von Granada; es ist dies das Glöckchen, das einem Jeglichen die Zeit angiebt, wenn die Reihe, seine Gräben zu öffnen, an ihn gekommen ist.

* * *

— Die Zahl der bedeutenderen Pianofortefabriken in Nordamerika beträgt 25; davon sind nicht weniger als 10 deutsche Firmen. Im Ganzen sind 1869 für 5,248,577 Dollars Instrumente verkauft worden. Davon entfallen auf Steinweg u. Söhne in Neuyork 1,205,463; diese Firma steht in erster Reihe; dann folgen Chickring und Söhne in Boston mit 822,000 und Knabe und Compagnie in Baltimore mit 383,000 Dollars. Alle anderen hatten einen Absatz von weniger als 300,000 Dollars.

— In Portland in Oregon ist eine „unabhängige deutsche Schule" gegründet worden, in deren Angelegenheiten kein Yankee hineinzureden hat.

— Der amtliche Bericht des Washingtoner Ackerbaudepartements hebt hervor, daß z. B. in Südcarolina die Negerfrauen gar nicht mehr arbeiten wollen, weil sie das für unverträglich mit den „Frauenrechten" halten.

— Die Frauen, welche im Territorium Wyoming als Geschworene dienen müssen, haben einen süßen Vorgeschmack von den praktischen Annehmlichkeiten der politischen Gleichheit beider Geschlechter bekommen. In Laramie City war der erste Prozeß, in dem sie als Geschworene sitzen mußten, ein Mordprozeß. Vier Tage lang beriethen sie sich über einen Wahrspruch und vier Nächte wurden sie mit ihren männlichen Mitgeschworenen eingeschlossen. Die Depesche, welche diese interessante Nachricht bringt, setzt spöttischer Weise hinzu, daß sie bleich und angegriffen aussehen! „Und wie werden erst ihre Männer aussehen, falls sie welche haben!"

S. In der am 1. April d. J. zu Mainz abgehaltenen constituirenden Versammlung der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" wurden die Statuten festgestellt und der Vorstand für das Jahr 1870 erwählt. Es wurden Virchow zum Präsidenten, Ecker zum ersten und Schaafhausen zum zweiten Vicepräsidenten, Semper zum Generalsecretär ernannt. Vertreten waren bei der Versammlung außer einer Anzahl Städte durch einzelne Mitglieder folgende Orte durch von den Mitgliedern dortiger Localvereine ernannte Delegirte: Berlin: Professor Virchow; Wien: Herr v. Hellwald; Freiburg: Hofrath Ecker; Hamburg: Dr. Wibel; Würzburg: Dr. Eimer und Professor Semper; Leipzig: Professor Semper (Präsident des Localvereins mit Professor Leuckart); München: Professor Vollmann; Bonn: Professor Schaafhausen; Mainz: Professor Lindenschmit und Dr. Wenzel.

Sämmtliche genannte Herren sind bereit, Anmeldungen und Einzahlung des Jahresbeitrages pro 1870 (1 Thaler) oder 25 Thaler für lebenslänglicher Mitgliedschaft entgegenzunehmen; doch können solche auch direct bei dem Generalsecretär Prof. Semper in Würzburg angebracht werden. Das erste Correspondenzblatt, enthaltend den Bericht über die Sitzung vom 1. April, die Statuten und das erste Mitgliederverzeichniß, wird binnen fünf Wochen an die Mitglieder versandt werden.

Inhalt: Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien. Mit einer Abbildung. (Fortsetzung.) — Eine Reise auf der „Vallejo-Route" von San Francisco nach Sacramento in Californien. Von Theodor Kirchhoff. — Die Mißregierung in Kaschmir. — Die Fowler'sche Dampffähre und die Ueberbrückung des Canals. — Aus allen Erdtheilen: Das meteorologische Element in der Landschaft. — Die Bedeutung der Stadt Taschkend in Turkestan für die Russen. — Die kleinen Städte in Russisch-Polen. — Kämpfe zwischen Russen und Tataren in Kasan. — Der serbische Vampyr Plogojowitz. — Ein Fischknochen als Ordensdecoration auf den Palaos-Inseln. — Die angebliche Gewissensfreiheit in Nordamerika. — Das Hinwegschwinden der Indianer in Wisconsin und Minnesota. — Bewässerung des Landes im südlichen Spanien. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 13.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien.

IV.

Die Sieben Pagoden von Mahabalipurom. — Der Monolith-Tempel und die Grottentempel. — Umwandelungen in der Architektur Indiens. — Veränderungen an der Coromandelküste. — Pondichery. — Erfolglose Missionsbestrebungen. — Eurasier. — Die Mohammedaner in Madras.

Etwa zwei deutsche Meilen nördlich von Sadros liegt Mahabolipuram, die „Stadt des großen Bali" (12°37' N.), das auch Mamollapuram genannt wird; man bezeichnet sie auch wohl als die Sieben Pagoden.

Dort stehen an einem öden, sandigen Gestade, über welches oftmals die Meereswellen hinrauschen, eine Anzahl von Tempeln und Grotten, welche zumeist dem Cultus Wischnu's gewidmet sind. Dieser Gott wurde vor Zeiten an der Küste Coromandel allgemein verehrt.

Von Sadros her kommt man zunächst durch einen Wald von Palmyropalmen und dann an eine Graniterhebung, welche inselartig aus der Ebene emporsteigt. Am westlichen Abhange gewahrt man eine Grotte, deren Porticus aus einer Doppelreihe von je vier Säulen gebildet wird. Die vier vorderen haben einen achteckigen Schaft, während Unterlage und Obertheil würfelförmig sind; jene der hintern Reihe sind polygon und haben Capitäle von der Gestalt eines Pilzes. Im Innern befanden sich einst fünf Sanctuarien, in welchen Lingams aufgestellt waren; diese sind nicht mehr vorhanden, aber man sieht noch die steinernen Untergestelle, auf denen sie gestanden haben. An jeder Seite der Eingangspforten befindet sich eine vier Fuß hohe Statue, die weiter nichts Bemerkenswerthes darbietet. Das Ganze ist aus dem Gestein herausgehauen worden, und der äußere Fries mit glockenartigen Figuren verziert. Sie sind für die dortigen Tempel kennzeichnend, und deuten, wie Fergusson ganz richtig hervorgehoben hat, die Zellen der buddhistischen Mönche an.

Links von diesem Tempel befindet sich ein anderer, dessen Sculpturen unvollendet geblieben sind; man kann an denselben noch Spuren von Meißelschlägen der Arbeiter erkennen. Die Vorderseite einer andern kleinen Grotte hat zwei Säulen, deren Basis und Capitäl würfelförmig, die Schafte aber achteckig sind; am Eingange zum Allerheiligsten stehen zwei sehr roh gearbeitete Statuen. Ganz nahe dabei sind in den Felsen drei Nischen gehauen, in deren jeder ein unförmliches Standbild Platz gefunden hat; im Hintergrunde dieser Nischen steht ein vierarmiger Gott, dessen Attribute sich nicht mehr deutlich erkennen lassen; über denselben fliegen Zwerge, die mit ihrem dicken Leibe, krummen Beinen und häßlichen Gesichtern sich widerwärtig ausnehmen. Sie gemahnen an ähnliche Figuren, die wir an allen buddhistischen Denkmälern auf Ceylon finden, und stellen Yakkos oder Dämonen vor. Unter denselben linien zwei betende Gestalten. Uebrigens fehlt es allen diesen Figuren an Grazie und Ausdruck.

An dem Hügel auf der Nordseite bemerkt man zwei Affen, die eine wunderliche Gruppe bilden; der eine kratzt dem andern auf dem Kopfe. Weiterhin gelangt man wieder an

Digitized by Google

Felſenbasreliefs bei Mahabalipur.

Digitized by Google

einen aus dem Felsen gehauenen Tempel, der ganz den drei schon erwähnten gleicht; im innern Gemache befindet sich ein Standbild Ganesa's. In der Nähe sind die Trümmer einer aus Backstein errichteten Pagode; vor der großen Umfassungsmauer steht ein von vier Monolithsäulen getragener Madapam; der Gopuram, d. h. die Eingangspforte, scheint unvollendet geblieben zu sein. Hinter der Mauer sind zwei etwa fünf Fuß hohe Felsen mit Basreliefs bedeckt; die auf denselben dargestellten Elephanten sind sehr natürlich und lebenswahr, auch in den Menschenköpfen ist Ausdruck, und das Ganze erscheint nicht so steif wie gewöhnlich. Zwischen beiden Felsen sieht man die Statue einer Frau mit einem Schlangenschwanze, und aus dem Kopfe wächst eine Cobra capella hervor. —

Unsere Illustrationen geben eine genaue Darstellung der verschiedenen Grotten und Tempel. Einer dieser Höhlentempel ruhet auf drei Reihen von je vier Säulen, deren Piedestal von Löwen gebildet wird. Im Hintergrunde stellt ein Basrelief einen Zug aus dem Leben Krischna's dar. Die Kolossalstatue des Gottes stützt mit der linken Hand das Tempelgewölbe, auf allen Wänden sind Zebus angebracht; einer derselben hat eine sehr natürliche Stellung, ein anderer leckt eine Kuh, die eben von einem Manne gemolken wird; es sind sehr hübsche Basreliefs. Auf der linken Wand zeichnet sich unter den Bildern ein sehr hübsch gearbeiteter Löwe mit einem Menschenkopf aus. Weiter nach Süden hin ist eine große Felswand mit Basreliefs bedeckt, die etwa vier Fuß hoch, aber in der Ausarbeitung nicht vollendet worden sind. Zur Linken steht ein Weib in unanständiger Haltung; ein vierarmiger Gott überragt seine Genossen an Größe; nur ein einziger, welcher seine Arme oberhalb des Kopfes kreuzweis hält, ist ziemlich eben so groß. Beim Hinansteigen zu dem kleinen Tempel, welcher auf dem höchsten Punkte des Hügels steht, kommt man wieder an einer Grotte vorbei, welche interessante Basreliefs enthält. An der linken Wand tragen drei kniende Männer ein Bett, auf welchem Wischnu liegt; er läßt die rechte Hand herabhängen; über seinem Haupte bläht sich eine große Schlange (Naja) mächtig auf, und oberhalb des Gottes schweben zwei himmlische Geister; der eine stellt einen dicken, aufgedunsenen Zwerg dar, der andere hat schlanke und zierliche Frauenformen; zu den Füßen des Gottes greifen zwei Männer nach einer Art von Keule. Auf der Wand zur Rechten reitet eine achtarmige Göttin auf einem Löwen; sie wird durch einen Sonnenschirm vor den Strahlen des Himmelsgestirnes geschützt, und zielt mit einem Pfeile auf einen stierköpfigen Koloß, der sich gleichfalls einen Sonnenschirm hält. Mit der andern Hand schwingt dieser Riese seinen Säbel und will ein menschliches Wesen befreien, welches den Kopf nach unten hängen läßt, den Rücken zeigt und zwischen den beiden Hauptfiguren liegt. Neben der Göttin kämpfen pausbäckige, plump gebauete Engel, die jedoch ohne Flügel sind; sie haben längliche Schilde, Bogen und indische Säbel mit gekrümmter Klinge, die nach dem untern Ende zu viel breiter ist als am Griffe. Die Begleiter des stierköpfigen Riesen tragen runde Schilde und römische Schwerter. Aus dem Gesichte dieses Minotaurus spricht eine wilde Energie; man erkennt aus den zusammengezogenen Lippen heraus, daß er vom Zorn bewegt wird; auch die Stellung der Figur ist zu loben. — Im Centrum der Grotte, in einem kleinen Sanctuarium, ist Siwa dargestellt; er hat den Fuß auf einem Stier; zur Linken steht seine Frau, welche ein kleines Kind in den Armen trägt.

Religiöser Bettler in Madras.

Nördlich von dort, hart am Meere, stehen zwei pyramidenförmige Tempel, und die Säule, welche durchgängig vor siwaitischen Tempeln sich erhebt, wird hier jetzt vom Meere bespült. Es ist ganz offenbar, daß die Coromandelküste von den Wellen stark angegriffen und das Land durch das Andringen des Meeres vermindert wird. Auf Ceylon dagegen findet ein gerade entgegengesetzter Proceß statt. Diese In-

Digitized by Google

sel hat niemals mit dem indischen Festlande unmittelbar zusammengehangen, und es liegt gar kein Grund zu der Annahme vor, daß sie durch irgend eine große Katastrophe von demselben abgerissen worden sei. Gegenwärtig läßt sich gar nicht mehr in Abrede stellen, daß die Entfernung in jedem Jahre geringer wird, und daß die Zeit kommen wird, da Insel und Festland sich mit einander vereinigen werden. Die Nordprovinzen Ceylons, welche der Centralmasse der Granitgebirge vorliegen, bestehen aus einem Boden, von welchem nach und nach der Ocean zurückgewichen ist; sie sind nun längst dem Meere vollständig abgerabert worden. Sie entstanden theils durch Anhäufung einer ungeheuern Masse von Korallenthieren, theils durch Ablagerungen von Sand und Kies, welche durch die heftigen Strömungen von der Coromandelküste abgerissen und nach Ceylan hingetrieben werden. Ganz denselben Ursachen verdanken die Bänken und Inseln der sogenannten Adamsbrücke im Golfe von Manaar ihr Dasein.

Die Tempel von Mahabalipuram nun sind einst weit entfernt vom Meere erbaut worden, und jetzt werden sie von den Meereswellen berührt. Auch sie bezeugen, daß an der Coromandelküste bemerkenswerthe Veränderungen stattfinden.

In dem größten der beiden Tempel, deren Eingangsseite dem Meere zugewandt ist, stand ein kolossaler Lingam von prismatischer Gestalt, der aber jetzt am Boden liegt; im Innern stellt ein kleines Basrelief Gott Siwa dar mit seiner Frau (— der Parvati —) und seinem Sohne (— Kortikeya —). Der andere Tempel enthält ein ähnliches Basrelief.

Etwa anderthalb englische Meilen südlich stehen fünf Monolithtempel, und diese bilden den bemerkenswerthesten Theil der Ruinen von Mahabalipuram. Drei dieser Pagoden haben eine Art von pyramidaler Gestalt und oben einen glockenförmigen Aufsatz. Eine andere ist viereckig und hat ein nach außen gekrümmtes Dach; nur diese Pagode ist vollendet. Im Heiligthume sieht man eine vierarmige Göttin, zu deren Füßen zwei Männer knien; um sie herum stiegen vier pausbäckige Engel; zwei derselben haben Bart auf der Oberlippe. Das Dach hat an mehreren Stellen Risse; an jeder Eingangsthür stehen Schutzhüter.

Mahabalipur. Eingang zu den unterirdischen Tempeln.

Die rechteckige Pagode ist 44 Fuß lang, 20 Fuß breit und im Innern nicht ganz ausgeleert; die dem Meere zugewandte Seite ist bis an die Säulencapitäle mit Seesand bedeckt. Der größte unter den pyramidenförmigen Tempeln ist viereckig, hat auf jeder Seite 20 Fuß, und die Höhe beträgt 28 bis 30 Fuß. Auch er ist nicht auf allen Seiten fertig geworden, einzelne Sculpturen sind von den Arbeitern kaum zur Hälfte vollendet worden und einige Säulen nur erst in Andeutungen vorhanden; auch fehlt ein Sanctuarium im Innern. Auf der Seite, welche dem Meere zugekehrt ist, bemerkt man Inschriften, die sich jedoch nicht entziffern lassen. — Neben diesen Tempeln steht ein kolossaler Zebu, der zum Theil mit Sand bedeckt ist, und unweit von demselben ein schlecht gearbeiteter Löwe; dagegen nimmt sich der Kopf eines Elephanten ganz natürlich aus.

Wir haben schon in einer frühern Nummer bei Beschreibung der Pagoden von Bahwaneschwar auseinandergesetzt, daß die alten buddhistischen Denkmäler ein hohes Interesse darbieten, nicht nur deshalb, weil sie aus den ersten Jahrhunderten einer Religion herrühren, welche auf einen großen Theil der asiatischen Menschheit einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt hat und noch heute ausübt, sondern weil sie der einzigen Architektur angehören, deren Stil man in ihren verschiedenen Umwandelungen genau verfolgen kann, und zwar von der Regierungszeit Asoka's (263 bis 242 vor unserer Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag). Außerdem sind sie der Urtypus, welcher allen anderen Hindubauwerken als Muster und Vorbild gedient hat. Es ist früher der Zusammenhang zwischen den Dagobas und den Stupas nachgewiesen worden.

Die Denkmäler von Mahabalipuram sind besonders auch deshalb einer besondern Beachtung werth, weil sich an ihnen alle Umwandelungen verfolgen und nachweisen lassen, welche die religiöse Architektur Indiens im Mittelalter wie in neueren Zeiten erfahren hat, von der natürlichen Grotte an bis zu den mit Basreliefs geschmückten Mauern.

In den frühesten Zeiten, als die buddhistischen Priester, dem Gebote des Herrn und Meisters folgsam, in Wäldern und Einöden lebten, um sich in Heiligung auf die Nirvana vorzubereiten, suchten sie Schutz und Obdach in natürlichen

Digitized by Google

Grotten. Dann ſuchten fromme Könige die Religion in ihren Dienern zu ehren; ſie verzierten einige Grotten mit Fresken and Sculpturen und ließen andere vergrößern. Aus der Höhle wurde ein Saal, ein großes Gemach, eine Halle, und die Tragpfeiler und Säulen wurden mit Malereien und Schnitzwerk verziert. Das Beſtreben, die von Buddha verkündete Lehre zu verbreiten, und die Ehrfurcht, welche man vor den angeblichen Ueberreſten ſeines Körpers hegte, gab Anlaß zum Bau der Stopas and Dagabas. Dazu kamen im Fortgange der Zeit die Wihares oder Klöſter, welche zum Theil ſehr prächtig aus Holz aufgeführt wurden. Eine vierte Art von Bauwerken beſteht aus Tempeln, die aus Ziegelſteinen aufgeführt oder aus dem lebendigen Steine gehauen warden ſind, dem Schaitiyas.

An allen kleinen Sanctuarien im Dekhan, die flache Dächer haben and in welche man durch eine oder mehrere Säulenreihen gelangt, erkennt man, daß ſie, man möchte ſagen ängſtlich, dem Felſentempel nachgebildet worden ſind. Die viereckigen Tempel in Mahadalipur machen uns den Uebergang in der Architektur klar. Die glockenförmigen Aufſätze, welche als Verzierung dienen, repräſentiren die Zellen der Prieſter. Anfangs waren dieſe Zellen leer; ſpäterhin ſtellte man Götterbilder hinein, gleichſam als Erſatz für die Mönche mit kahlgeſcharenen Köpfen. Sehr leicht erklärt ſich die Form, welche man ehemals den Wihares, den Klöſtern, gab, und die ſich in unſeren Tagen in den Gopurams und in den pyramidenförmigen Pagoden wiederholt. In den früheſten Zeiten wurde der Stein nur beim Errichten gottesdienſtlicher Häuſer angewandt; ſelbſt die ſchönſten Paläſte der Könige wurden aus Holz aufgeführt; nur die Säalen, welche das erſte Geſchoß trugen, waren aus Stein, weil dadurch der Bau nicht durch Feuchtigkeit leiden konnte. Für Ornamentirungen war das Holz beſſer zu verwenden als der ſchwerer zu bearbeitende Stein; man konnte es leicht bemalen oder vergolden, und es reichte auch vollkommen für alle Zwecke der bürgerlichen Baukunſt aus. Ohnehin waren Gebäude mit mehreren Geſchoſſen eine Seltenheit, weil ſie der großen Menge des Volkes durch die Aufwandsgeſetze verboten waren. Für Paläſte und Klöſter wählten die Baumeiſter eine pyramidale Form.

Mahabalipur. Eingang zu den unterirdiſchen Tempeln.

Von Mahabalipuram ging Grandidier nach Poadichery durch weit ausgedehnte Palmyrawälder. Die Umgegend der Stadt iſt maleriſch und gut angebaut; die Straßen ſind trefflich unterhalten und zu beiden Seiten geben Kokospalmen und andere hohe Bäume erquickenden Schatten. Sehr bedeutend iſt der Anbau des Betel; die Pflanzungen ſind mit kleinen Waſſergräben umzogen, und die Betelrebe mit ihren leuchtenden Blättern rankt ſich, etwa wie bei uns der Hopfen, an hohen Stangen empor.

Die Stadt gewährt einen recht hübſchen Anblick; die Straßen ſind breit und reinlich; auf dem großen Platz erhebt ſich der Leuchtthurm, und dort ſieht man auch den Flaggenſtock neben den Kohlenmagazinen, welche den Dampfern der Meſſageries imperiales ihren Bedarf an Brennſtoff liefern. Die ſogenannte Schwarze Stadt, das Quartier der Eingeborenen, iſt reinlicher als es ſonſt in den Städten Indiens der Fall zu ſein pflegt, und faſt alle Straßen ſind mit Bäumen bepflanzt. Die europäiſchen Bewohner haben ſich den klimatiſchen Verhältniſſen gemäß eingerichtet und verfahren dabei viel praktiſcher als die meiſten Engländer, die, gleichviel ob in China oder Kamtſchatka, in fremden Ländern ſich ebenſo einrichten möchten, wie daheim in Albion.

Die Häuſer in Pondichery ſind durch kleine Blumengärten von der Straße getrennt. Im Uebrigen iſt der Handel der Stadt nicht bedeutend; Pondichery gilt aber für die Hauptſtadt der zerſtreut liegenden Beſitzungen, welche Frankreich in Indien noch ſein nennt. —

Wir wollen aus Graul's Werk über Indien einige Mittheilungen hervorheben, die Beachtung verdienen. Der Mann war, ſobald ſeine altlutheriſche Orthodoxie nicht ins Spiel kam, ganz verſtändig. Er trat ſogar den ausſchweifenden Hoffnungen der engliſchen Miſſionäre, ſowohl der wesleyaniſchen Methodiſten wie der Anglikaner, entgegen. Dieſe Leute ſtreuen bekanntlich ihrem zahlenden Publicum viel Saad in die Augen; ſie prophezeien den an Geiſt ſo ſehr armen Gläubigen eine „glänzende Zukunft“, nämlich, was die Fortſchritte deſſen anbelangt, was ſie den Tamulen als Chriſtenthum predigen. Der deutſche Miſſionsdirector iſt ehrlich, wenn er ſagt: „Mit der glänzenden Zukunft

Digitized by Google

wird's wahl noch gute Weile haben; der Weg dahin iſt lang und geht ſicherlich über viel Ruin und Trümmer. Das aber läßt ſich nicht läugnen, daß das Chriſtenthum in Oſtindien, menſchlich zu reden, nicht eher das ganze Volk ergreifen kann, als bis das geſammte Volksbewußtſein aus ſeinen Fugen gewichen iſt, und daß zu dem letztern auch die Eiſenbahnen ꝛc. nach aller Wahrſcheinlichkeit ihren Beitrag liefern werden." Wir meinen, daß es niemals gelingen werde, 200 Millionen Orientalen altlutheriſch, wesleyaniſch oder anglikaniſch zu machen, und daß namentlich auch an den 30 Millionen Mohammedanern in Indien alle Miſſionsverſuche für und für gründlich ſcheitern werden. Schon die abſtracte Dreieinigkeitslehre der Chriſten iſt ein unüberſteigliches Hinderniß; der Islam hält an der Einheit ſeines Allah feſt.

In Bezug auf viele Dinge haben bekanntlich die Engländer eine ſehr beſchränkte Auffaſſung, ſie ſind eckig, ſchwerfällig, halsſtarrig und eigenſinnig; wir laſen neulich in der „Times Mail", daß ſie als Volk genommen ſehr „ſtubborn" ſeien. Sehr richtig ſagt Graul: „Bekannt iſt, daß es den Engländern im Allgemeinen recht ſchwer wird, zwiſchen allgemeiner Sittlichkeit und engliſcher Sitte zu unterſcheiden. Ein engliſches Blatt in Madras ging in dieſer Beziehung ziemlich weit. Es beſprach die, wie es ſich ausdrückte, halbbarbariſche Sitte des Morgenlandes, beim Eſſen weder Löffel noch Gabel zu benutzen, und daran knüpfte es die Betrachtung, daß die Erlöſung Indiens nicht zu Stande kommen werde, wenn man bloß engliſche Ideen verbreite; man müſſe auch engliſche Gewohnheiten anbauen! „Engländerthum und Chriſtenthum haben, ehe Indien fortſchreiten kann, Heidenthum und Götzenthum auszurotten."

Ueber die Euraſier, dieſe Miſchlinge europäiſcher Väter und indiſcher Mütter, welche von den Engländern zurückgeſetzt und über die Achſel angeſehen werden, äußert Graul: es müſſe Einem leid thun, wenn man auf Seiten der Europäer allzuwenig guten Willen finde, den ſittlichen Standpunkt ihrer Halbbrüder auch dadurch zu heben, daß man die beſſeren unter ihnen geſellſchaftlich heran- und heraufzuziehen beſtrebt ſei. „Man höre doch endlich auf, die dunkleren oder lichteren Schatten der Hautfarbe zum Gradmeſſer geſellſchaftlicher Achtung zu machen; verlangt man beſſere Ausnahmen, ſo erkenne man ſie auch an." Graul hat von ſeinem Standpunkte aus nicht Unrecht. Er ſagt weiter: „Ich habe das Loos dieſer armen Miſchlinge ſtets bejammert. Die ſchmutzig dunkle Geſichtsfarbe verräth ihren Urſprung faſt immer auf der Stelle. Wir kannten eine Dame, die einen weißen Puder darüber ſtrich, wenn ſie Abends in Geſellſchaft ging. Wollten doch ſogar oſtindiſche Mädchen, die eine Armenſchule beſuchten, nicht länger kommen, weil in der Veranda, wo der Unterricht ſtattfand, ihre Geſichtsfarbe leiden würde. Die arme Geſichtsfarbe! Ja, und wo dieſe über die gemiſchte Abſtammung ſchweigt, da werden noch die Hände und namentlich die Nägel zu Verrätherinnen."

Mahabalipuram. Die Monolithpagoden.

Die Mohammedaner in Madras, etwa 80,000 an der Zahl, nehmen, Graul zufolge, als Miſchlinge eine ganz beſonders niedrige Stellung ein und zerfallen in mehrere Abtheilungen. Die Luddis, welche Tamuliſch und Malayalam ſprechen, ſind zumeiſt Hauſirer; ſie ſtammen von der Weſtküſte, wohin ſie erſt in neuerer Zeit aus Arabien gekommen ſein ſollen. Sie ſind ein dunkelfarbiges, ſtarkſehniges Geſchlecht, an Ausſehen ganz verſchieden von den ziemlich hellfarbigen Nao Aits, d. h. Neugekommenen, die zumeiſt Kaufleute ſind oder auch Gelehrte ihres Volkes. Die Mohammedaner in Madras betheiligen ſich an den Feſten der Hindus, noch mehr aber umgekehrt die letzteren an den Feſten jener.

Winchelsea und Rye, zwei vergeſſene engliſche Städte.

r. d. Aigues mortes, die vergeſſene ſüdfranzöſiſche Stadt, welche im „Globus“ (Bd. XV, S. 275) geſchildert wurde, hat in England ihre Seitenſtücke. Wer in Aſhford, einer Station der South-Eaſtern-Railway, zwiſchen London und Dover, ausſteigt und dann mit der Bahn in der Richtung von Haſtings nach der Küſte von Suſſex fährt, der erreicht bald die Nachbarſtädte Rye (3700 Einwohner) und Winchelſea, die beide einſt bedeutender waren, heute aber ſtill und todt, unberührt vom Fortſchritt der Zeit, als ein Bild des Verfalls daliegen.

Winchelſea, welches zweimal von den wild in das Land fluthenden Wogen der See überfluthet und weggeſpült wurde, liegt nun, ein trauriges Wrack, fern ab von dem zerſtörenden Elemente und ſchaut auf eine einſame Marſch, die ſich zwiſchen ihm und dem Meere ausdehnt. In früheren Tagen ſtolz auf ſeinen militäriſchen Ruhm, handelsthätig, ariſtokratiſch, eine ſtarke Feſte, geſchmückt mit ſchönen Gebäuden, reich und wohlbevölkert, iſt es heute nur noch ein kleiner Flecken mit wenigen Einwohnern. Seit anderthalb Jahrhunderten wächſt Gras in ſeinen Straßen, das für die Summe von vier Pfund Sterling alljährlich verpachtet wird, und Schafe und Kühe weiden gemächlich zwiſchen den Ruinen der Stadt.

Winchelſea mit ſeinen Kirchen und Ländereien wurde von Eduard dem Bekenner der Abtei Fécamp in der Normandie geſchenkt, deren Aebte die Stadt bis zur Zeit Heinrich's des Dritten beſaßen. Unter deſſen Regierung wurde ſie Kroneigenthum, aber auch eine Beute des Meeres, das 1250 in die Stadt einbrach, ohne wieder zu ebben, Häuſer und Kirchen zerſtörte, und deſſen Brüllen weithin im Innern von Suſſex vernommen wurde. Abermalige Ueberfluthungen, 1252 und 1272, ließen ſchließlich von Winchelſea nur das Greyfriar's Kloſter übrig, das einſam zwiſchen den Ruinen der verwüſteten Häuſer ſtand. Eduard der Erſte, der Werth auf die Lage der Stadt legte, von der aus man bequem nach der franzöſiſchen Küſte überfahren konnte, beſchloß, Winchelſea wieder aufzubauen, nicht aber in ſeiner tiefen, der See ausgeſetzten Lage, ſondern höher aufwärts „on the hangynge of the hille on a gronnd where conies do mostly resort.“ Einhundertundfunfzig Acker Landes wurden alſo auf dem Kaninchenberge abgeſteckt und in neununddreißig Quartiere getheilt, drei Kirchen, mehrere Klöſter, ſtarke Feſtungswälle erhoben ſich und Winchelſeas Blüthepeiode begann. Eduard kam oft dorthin, er überwachte ſelbſt den Bau und ließ von hier aus ſeine Schiffe nach Frankreich gehen, um deſſen Weine und Manufacturen nach England zu holen. Winchelſea war damals einer der wichtigſten engliſchen Importhäfen, in deſſen gut gewölbten Kellern die Schätze Frankreichs untergebracht wurden. Die Keller ſind heute noch vorhanden, aber kein Schiff landet, um Waaren, ſie zu füllen, zu löſchen. Allein die Franzoſen, denen Winchelſea ſo viel zu verdienen gab, waren undankbar gegen die Stadt; ſie lag ihnen bequem, und auf allen ihren Zügen gegen England plünderten, raubten und brannten ſie in Winchelſea; erſt zur Zeit der Regierung Heinrich's des Sechsten hörten die franzöſiſchen Einfälle auf, aber wohl aus dem Grunde, weil in der Stadt nichts mehr zu finden war. Das Meer, das Winchelſea ſo viel zu ſchaffen gemacht, begann allmälig von der Stadt ſich zurückzuziehen, und die Kaufleute folgten ſeinem Beiſpiele. Sie war elend und krank zur Zeit des ſechsten Heinrich; unter Eliſabeth hatte ſie kaum noch Fleiſch auf den Knochen, unter Königin Victoria iſt ſie ein reines Skelett. Von den 39 Stadtvierteln, die Eduard der Erſte ausſteckte, beſteht noch eins, von den Kirchen auch nur eine einzige, die den Namen des heiligen Thomas von Becket trägt. Das Greyfriars-Kloſter, das einſt dem Wogenandrang widerſtanden, fiel der Reformation zum Opfer, und nur die Ruinen ſeiner Mariencapelle zeigen den Ort an, wo das altehrwürdige Gebäude ſtand. Gras wächſt in den Straßen, viele der Häuſer ſind geſchloſſen und eine Todtenſtille herrſcht überall. Winchelſea iſt kaum noch ein Schatten von dem, was es war, und ſelten wagt ein Reiſender, gleich mir, den Abſtecher dorthin.

Die früheſte Geſchichte Ryes iſt identiſch mit jener von Winchelſea. Sie waren in der That Zwillingsſtädte. Auch Rye gehörte zu Fécamp, auch Rye war befeſtigt, wurde geſtürmt und geplündert, doch niemals war es ſo groß wie früher Winchelſea, wenn es auch jetzt noch etwas kräftiger und größer als jenes daſteht. Zwiſchen beiden Orten liegt eine von weißen Seemöven überſchwärmte Marſch, dann folgt ein Fluß, eine Brücke darüber, wir ſehen einige Küſtenfahrer vor Anker, ſteigen einen Hügel aufwärts und ſchreiten durch ein altes von Goldlack überwachſenes Thor in die Stadt hinein. Wir hätten gerade ſo gut eine der kleinen franzöſiſchen Städte jenſeit des Canals beſuchen können — das Pflaſter, der Thorweg, die ganze Anlage der Stadt —, Alles iſt franzöſiſch, und um die Täuſchung vollſtändig zu machen, erſcheint auf den Schildern nicht ſelten ein franzöſiſcher Name.

Einſt brach ſich die See an den Klippen, auf denen heute der Thurm ſteht, welchen Wilhelm von Ypern, Earl von Kent, baute, und der nach ihm im Volksmunde noch „Wypres Tower“ heißt. Es iſt ein umfangreiches, ſtarkes Gebäude mit vier Thürmchen und modernen Zuthaten; aber der urſprünglichen Beſtimmung, als Feſte zu dienen, iſt es lange entfremdet, heute iſt es das Gefangenenhaus Ryes. Die Scene ringsum hat ſich auch geändert, und ſtatt der ſchäumenden Wogen des Canals, die ihren Giſcht gegen die Mauern des Thurmes ſpritzten, dehnt vor dieſem eine zwei engliſche Meilen breite Marſch ſich aus — ſo weit iſt das Meer zurückgetreten. Rye zeigt noch manches Mittelalterliche in ſeinem Gepräge. Ein Gang durch ſeine Straßen führt uns vorüber an gedräunten, alten Kaufmannshäuſern mit Fachwerkbau, an gewölbten, tiefen Thorwegen, kleinen viereckigen Fenſtern, durch überdachte Paſſagen und an alten Packhäuſern, in denen die Schmuggler die eingepaſchten Güter niederlegten, welche ſie von Frankreich herübergebracht. Nach der Bartholomäusnacht war Rye eine faſt ganz franzöſiſche Stadt, damals nahm es nicht weniger als 1535 Refugiés auf, die bald den Ton unter der Bevölkerung angaben und Rye das fremde Gepräge aufdrückten, welches heute noch deutlich hervortritt.

Europas Küſten gehören zu den unruhigſten unſerer Erde; faſt überall finden Hebungen oder Senkungen ſtatt, mehr als in anderen Erdtheilen. „Dies kann,“ ſagt O. Peſchel in ſeinen neuen Problemen der vergleichenden Erdkunde, „daher rühren, daß es am reichſten gegliedert iſt und die höchſte Küſtenentwickelung beſitzt, doch iſt es wohl beſcheidener und gerathener, anzunehmen, daß Europa nur deswegen ſo unruhig erſcheint, weil es unter der ſchärfſten Aufſicht, unter der Polizei einer zahlreichen Geologenſchaar ſteht.“ Was ſpeciell unſern Fall, das Zurücktreten des Meeres von den beiden Städten Winchelſea und Rye, anbetrifft, ſo ſcheint es,

Digitized by Google

was dort an den Küſten ſich verändert hat, nur einem Spiel der See zugeſchrieben werden zu müſſen, die ſo gern unbeſchützte Küſten benagt, um anderen den Raub zur Vergrößerung zuzuwenden. So haben die Grafſchaften Kent und Suſſex wohl viel Land eingebüßt, und man würde daraus auf ein örtliches Sinken ſchließen dürfen, wenn nicht gleichzeitig in der Nähe ein Küſtenwachsthum ſtattgefunden hätte. In noch weit höherm Maße als bei Winchelſea und Rye das Land zunahm, war dieſes bei Beccles in Suffolk (an der engliſchen Oſtküſte) der Fall. Wie einer der größten Kenner des britiſchen Mittelalters, der Oxforder Profeſſor Rogers, in ſeiner Geſchichte der Preiſe bewieſen, war Beccles noch im vierzehnten Jahrhundert ein beſuchter Seehafen. Jetzt vertritt ſeinen ehemaligen nautiſchen Beruf Loweſtoft, von welchem landeinwärts Beccles wohl zwei deutſche Meilen entfernt liegt.

Skizzen aus Ruſſiſch-Polen.

Von **C. Petzet.**

I. Warſchau.

In den geographiſchen Lehr- und Handbüchern wird die Hauptſtadt des Königreichs Polen, deſſen Name auch unter der ruſſiſchen Herrſchaft officiell noch immer fortbeſteht, als eine ſchöne, moderne und ausgedehnte Großſtadt geſchildert, und das iſt auch richtig. Warſchau, erſt ſeit dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts zur ſtändigen Reſidenz der polniſchen Könige und zum Mittelpunkte polniſch-nationalen Lebens erhoben, trägt überwiegend das Gepräge der neuern Zeit und iſt ſo weitläufig angelegt, daß die Umfaſſungslinie der Stadt, einſchließlich der Vorſtadt Prago, mehr als viertehalb deutſche Meilen beträgt. Bei einer Rundſchau von der Kuppel der evangeliſchen Kirche, dem bequemſten Ueberſichtspunkte der Stadt, erſtaunt das weſteuropäiſche Auge über die Menge von Gärten, unbebauten Plätzen und geräumigen Höfen, welche ſich zwiſchen den Gevierten der Häuſer und Straßen befinden. Nur die nicht ſehr umfangreiche Altſtadt mit ihrer gothiſchen Kathedrale, ihren hohen Giebelhäuſern und engen Gaſſen macht einen ähnlichen Eindruck, wie unſere deutſchen Reichsſtädte, und bezeugt ſo ihren mittelalterlichen Urſprung.

Wir beabſichtigen nicht zu wiederholen, was anderwärts richtig und ausreichend über Warſchau geſagt iſt, und ſchweigen daher über die älteren Kirchen, Schlöſſer und ſonſtigen monumentalen Gebäude, ebenſo über die unverändert gebliebenen Straßen und Plätze, Anlagen und Eigenthümlichkeiten der älteren Stadttheile. Freilich ſind auch die ſonſt zuverläſſigſten geographiſchen Werke überreich an Irrthümern, ſelbſt über das ältere Warſchau. So finden wir in dem ſo wohlrenommirten Handbuche v. Klöden's bei der Beſchreibung Warſchaus außer dem hiſtoriſch denkwürdigen Proga eine zweite Vorſtadt Namens Krakau aufgeführt, während nur eine Hauptſtraße der Stadt den Namen „Kralauer Vorſtadt“ trägt; als eine der ſchönſten Straßen iſt die Weidenſtraße genannt, eine kurze, enge und unſchöne Gaſſe, während mehrere der prächtigſten und bemerkenswertheſten Straßen ungenannt bleiben; von den öffentlichen Plätzen, deren Warſchau mehr als ein Dutzend und darunter ſehr ſchöne zählt, ſind ſieben als „nennenswerth“ bezeichnet und nur einer genannt. Neben dem Kraſinski'ſchen Palaſt befindet ſich nach unſerm Verfaſſer noch immer — ſo lange Zeit nach Nikolaus und Paskewitſch! — das „Nationaltheater“, während die alte Bühne dieſes Namens ſchon ſeit einigen Jahrzehnten durch das neue „Große Theater“ — unter kaiſerlich ruſſiſcher Verwaltung — auf einem ganz andern Platze erſetzt iſt. An der Stelle des letztern ſieht Profeſſor v. Klöden die längſt nur noch in der Erinnerung einer ergrauten Generation lebende Herrlichkeit von 1820: „zwei Münzgebäude, drei große Caſernen, Marieville mit der Börſe, einem Zollhauſe, mehr als dreihundert Läden, Sälen und Magazinen in der Art des Palais Royal“ — wos Alles längſt ſpurlos verſchwunden iſt. Der Verfaſſer ſpricht von einer „Vorſtadt Favori mit den Landhäuſern und Gärten der Reichen“, von einer „franzöſiſchen Colonie, durch welche der Weg zum Schloſſe Moncoteou führt“ und dergleichen mehr, während an Ort und Stelle von alledem keine Spur zu finden iſt. Aehnliche Angaben ohne ſachliche Begründung könnten wir in vielen anderen Büchern, namentlich auch in den gebrauchteſten Realencyklopädien neueſter Auflagen nachweiſen, wenn unſere Aufgabe nicht eine ganz andere wäre als die, fremde geographiſche Leiſtungen zu recenſiren.

Wir wenden uns vielmehr zu demjenigen, was in den letzten Jahrzehnten entſtanden oder umgeſtaltet worden iſt, um in Ergänzung des bereits Bekannten das Bild des heutigen Warſchau zu vervollſtändigen. Auch von dieſem Geſichtspunkte aus werden wir einiges Intereſſe bei dem größern Publicum beanſpruchen dürfen.

Schon die Lage der Stadt, ſo ſonderbar dies für den erſten Augenblick klingen mag, iſt gegen früher nicht unweſentlich verändert. Allerdings liegt Warſchau noch wie ehedem auf dem mehr als hundert Fuß über die Weichſel emporſteigenden linken Ufer des Stromes, für den Anblick von Oſten her, wo ſie ſich am beſten präſentirt, jetzt noch gehoben durch die beſſer regulirten Uferdämme. Die imponirendſte Partie bildet noch immer das königliche Schloß. Es fällt auf, daß der Kern und Mittelpunkt der Stadt gewaltſam verſchoben und ein früherer beträchtlicher Stadttheil wie wegraſirt verſchwunden iſt. In der That ſind auf der Nordſeite gegen die Citodelle zu ſeit den dreißiger Jahren mehrere hundert Häuſer abgetragen worden, um den Rayon der Feſtung zu vergrößern. (Die Stadt hat nach der neueſten Zählung 3185 Häuſer, wavan 2055 gemauert, 1130 von Holz ſind: die kleine Geſammtzahl im Verhältniß zur Einwohnerſchaft erklärt ſich durch die beträchtliche Größe der meiſten Steinhäuſer.) Die Stadt erſcheint jetzt gegen Norden wie abgeſchnitten: ous Straßen, die in jeder Hinſicht, durch alterthümliche Anlage, unmoderne Enge und beiderſeits vollſtändige Bebauung den entſchiedenſten Stempel der Zugehörigkeit zum innerſten Kern einer Großſtadt tragen, tritt mon ohne alle Vermittelung direct hinaus ins Freie, d. h. auf einen großen planirten Platz, welcher d: Zwiſchenraum bis an die Feſtungswälle ausfüllt.

Nach einer Aeußerung des Czaren Nikolaus auf eine Frage

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm's des Vierten „weiß nur Gott und General Dehn", wieviel die Citadelle von Warschau gekostet hat. Im officiellen Rußland mögen Baurechnungen, namentlich wenn sie von Generälen geführt werden, schwer zu controliren sein, und im vorliegenden Falle mag auch die Expropriation des weiten Terrains, welches vorher mit städtischen Gebäuden bedeckt war, enorme Summen verschlungen haben. Noch während des Krimkrieges wurden einmal wieder gegen zweihundert Häuser dem Erdboden gleichgemacht, und der Bau neuer Außenwerke der Citadelle hat noch jetzt nicht aufgehört. Auch innerhalb der Wälle werden von Zeit zu Zeit neue Gebäude errichtet und Material aufgehäuft, überhaupt Alles in besten Stand gesetzt, um die Festung zur Erfüllung ihres Zweckes auszurüsten. Als letztern hatte Nikolaus einmal einer Deputation seiner polnischen Landeskinder gegenüber bezeichnet, ihre Hauptstadt, wenn sie sich wieder empöre, „dans un monceau de pierres" zu verwandeln. Während des Krimkrieges war auch unmittelbar an der Citadelle eine Pontanbrücke über die Weichsel erbaut und die alte Brücke cassirt worden, so daß der Flußübergang vollständig im Schußbereich der Festung blieb. Auch gegenwärtig wird wieder das Project erörtert, die Weichsel zunächst der Citadelle zu überbrücken, um die Verbindung der zwei wichtigsten Eisenbahnen des Landes unter die Centrale der russischen Feuerschlünde zu stellen.

Durch den Abbruch des nördlichen Stadttheils sind viele Tausende von Warschauer Einwohnern ihrer alten Wohnsitze verlustig geworden, und die Stadt mußte in der entgegengesetzten Richtung Ersatz schaffen. So sind denn auch trotz Krieg, Theuerung und Revolution in den letzten Jahrzehnten Hunderte von neuen Häusern hauptsächlich in den südlichen Straßen entstanden, und der Mittelpunkt der Stadt und ihres Verkehrs hat sich um eine gute Strecke gegen Süden verschoben. Früher sehr belebte Quartiere, wo das kaufmännische Geschäft am höchsten florirte, sind allmälig immer stiller geworden, vom Krasinski'schen Platze hat sich der Hauptverkehr mit den schönsten Läden und Magazinen nach der Senatorenstraße und weiter nach der Krakauer Vorstadt gezogen, und der Sächsische Garten, früher nur der gesellige Mittelpunkt der promenirenden Welt in der guten Jahreszeit, ist allmälig auch zum geographischen Mittelpunkte der polnischen Metropole geworden.

Die schönsten und großartigsten Neubauten sind aus gleichem Grunde sämmtlich in der südlichen Hälfte der Stadt erstanden. Zu diesen Bauwerken gehört vor Allem das „Hotel d'Europe", der erste große nach mitteleuropäischem Muster eingerichtete Gasthof Warschaus, welcher, unmittelbar vor den letzten Bewegungsjahren erbaut, während der Revolution, da ein fremder Agent daselbst ermordet wurde, von der Regierung confiscirt und für die Militärverwaltung verwendet worden war, seitdem jedoch seinen Eigenthümern zurückgegeben wurde. Inzwischen sind in der Nähe noch mehrere Hotels besserer Gattung entstanden, so daß jetzt die Fremden in Warschau ausreichende und anständige Unterkunft finden.

Ein zweites großartiges und dazu noch mit reichem Kunstschmuck geziertes Gebäude ist das von Marcani nach venetianischem Muster erbaute Palais des Landschaftlichen Creditvereins. Mehrere Magnaten und reiche Finanziers haben ebenfalls schöne Paläste und große Zinshäuser erbaut. Für große industrielle Anlagen sind nicht minder bedeutende Bauten ausgeführt worden: wir nennen die Dampfmühle der Polnischen Bank — jetzt in Privatbesitz übergegangen —, die große Tabacksfabrik und die Speicher an der Marschallstraße.

Auch den Unruhen von 1861 bis 1863 verdankt Warschau einige wesentliche bauliche Veränderungen. Das, wie man annimmt, auf Befehl der geheimen polnischen Nationalregierung in Brand gesteckte Rathhaus — das ehemals fürstlich Jablanowski'sche Palais — wurde in vergrößerter und luxuriöser Gestalt wieder aufgebaut und zugleich zur Aufnahme der enorm verstärkten Polizeiwachtmannschaft eingerichtet. Andererseits wurden mehrere Klafter und kirchliche Gebäude, die man als Schlupfwinkel der geheimen Organisation erkannt hatte, zu fiscalischen Zwecken umgestaltet und theilweise durch derartige Complexe neue öffentliche Straßen durchgelegt, wie die Straße des Grafen Berg, welche, durch den Bereich der Kreuzkirche geführt, den Platz vor der evangelischen Kirche mit der Krakauer Vorstadt verbindet. Eine bedeutende Häusergruppe, welche die letztgenannte fashionable Straße an einer sehr verkehrreichen Stelle verengte, und an einer Mauer die Spuren jener folgenschweren Schüsse vom 27. Februar 1861 bewahrte, die damals den Belagerungszustand herbeiführten, wurde völlig abgebrochen und in der platzähnlichen Erweiterung der elegante Square des Großfürsten Konstantin errichtet. Es mag wenige Städte ohne Haußmann'sches Regime geben, die in so kurzer Zeit so bedeutende Umgestaltungen in der Physiognomie ganzer Stadttheile aufzuweisen hätten wie Warschau.

Wir müssen noch das großartigste und merkwürdigste der neuen Bauwerke der polnischen Hauptstadt erwähnen: die kolossale Gitterbrücke über die Weichsel, welche in den letzten funfziger bis in die Mitte der sechziger Jahre mit einem Aufwande von mehr als drei Millionen Silberrubel erbaut worden ist. Das eiserne Gitterwerk von massenhafter Wucht ruht auf einer Reihe von Granitpfeilern, die über 200 Fuß von einander abliegen. Die Fahrbahn liegt 50 Fuß über dem Weichselspiegel und ist so breit, daß sie für die den Wiener Bahnhof mit dem Petersburger verbindende Pferdeeisenbahn und für doppelte Reihen von Wagen bequem ausreicht; zu beiden Seiten der Fahrbahn läuft noch ein geräumiger Weg für die Fußgänger. Die unter Leitung des Generals Kerbedz, eines Lithauers, gebaute Brücke bildet ein würdiges Seitenstück zu der berühmten Dirschauer, wird aber jetzt durch die kürzlich vollendete Dnjeprbrücke bei Kijew wieder in Schatten gestellt.

Die auf dem niedrigen rechten Weichselufer liegende Vorstadt Praga hatte nach der Erstürmung durch Suwaroff in den neunziger Jahren bis in die neueste Zeit eine sehr obscure Existenz gefristet. Noch vor zehn Jahren bestand dieser zwölfte der administrativen Bezirke Warschaus fast nur aus elenden Hütten, die an holperigen Wegen und zwischen wüstem Unland zerstreut lagen. Durch die neue Brücke, welche die Verbindung mit Warschau erst zu einer völlig gesicherten und ununterbrochenen gemacht hat, ist endlich für Praga eine neue Epoche des Aufschwungs herbeigeführt worden. Eine Anzahl hübscher gemauerter Häuser ist entstanden, die Straßen sind gepflastert und regulirt, man hat einen öffentlichen Garten angelegt, und eine russische Kirche naht sich der Vollendung. Der Petersburger und der Terespoler Bahnhof haben die Vorstadt beträchtlich vergrößert und einen lebhaften Verkehr in derselben hervorgerufen. Restaurationen und Vergnügungslocale sind neu entstanden oder aus früherer Niedrigkeit zu lebhafter Frequenz emporgewachsen, und vom linken Ufer hat sich mancher Einwohner übergesiedelt, so daß die Vorstadt an Seelenzahl schon eine nicht unansehnliche Mittelstadt repräsentirt. Mit dem Ausbau der Praga-Terespol-Coveser Bahn nach Smolensk-Moskau und der zu erhoffenden Ausführung der Linie Lukow-Lublin-Lemberg geht der hier zusammenstießende und ausstrahlende Verkehr einer gewaltigen Steigerung und damit Praga selbst einer glänzenden Zukunft entgegen.

Digitized by Google

Prago wird von den Russen gern als eine Art vorgeschobener Posten russischer Expansion nach Westen zu betrachtet, und hat durch Lage und Verkehr etwas mehr bemerkbares russisches Element. In der Hauptstadt selbst sucht sich selbstverständlicherweise in neuerer Zeit das Russenthum auch immer mehr geltend zu machen, doch erreicht dasselbe äußerlich und innerlich nur geringe Erfolge. Das Militär ist in Warschau fast ganz außerhalb der eigentlichen Stadt casernirt und dislocirt, so daß es die Staffage des hauptstädtischen Straßenverkehrs weniger belebt als in anderen Hauptstädten. Nur die Offiziercorps und die Beamtenwelt treten hier als dominirende Contingente der Einwohnerschaft hervor. Zur eigentlich ansässigen, „ständigen" Bevölkerung gehören nach den neuesten amtlichen Ausweisen noch nicht einmal anderthalbtausend Personen russischer Nationalität. Daß die russischen Würdenträger, deren Mittel es gestatten, in Equipagen und Dienerschaft den russisch-nationalen Typus vertreten, ist selbstverständlich und bringt bei russischen Galafesten, namentlich vor den Residenzen des Statthalters und des griechischen Erzbischofs sowie vor den russischen Kirchen, ausnahmsweise auch russische Straßenbilder zuwege.

Daß man bestrebt ist, der Hauptstadt Polens ein möglichst russisches Gepräge aufzudrücken, zeigt sich in vielen Einzelnheiten. So müssen alle kaufmännischen Schilder und Firmen, alle Namen, Adressen, Anzeigen und Aushänge an Häusern und Thorwegen groß und deutlich in russischer Sprache angebracht sein; die Polen müssen sich bescheiden, daß die Landessprache wenigstens noch nebenher gebraucht werden darf. Für den russisch-griechischen Cultus ist eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Kirchen und Capellen erbaut oder aus ehemaligen katholischen Gotteshäusern hergestellt worden. Während des Aufstandes wurden für einen Theil der verstärkten Garnison Baracken und Zeltlager auf Straßen und Plätzen der innern Stadt errichtet, so daß manche Strecken dem Publicum ganz unnahbar gemacht wurden. Schon viel früher war die in dem Dorfe Wola vor dem westlichen Thore Warschaus, wo ehemals die polnischen Könige gewählt wurden, von Wall und Graben umgebene Kirche, welche 1831 von den Russen mit Sturm genommen wurde, zur Friedhofskirche der „rechtgläubigen" Gemeinde verwendet worden.

An Zahl bedeutender und durch seine lebhafte Betheiligung an Handel, Gewerben und socialem Verkehr einflußreicher als das Russenthum ist unter der ansässigen und fluctuirenden Einwohnerschaft Warschaus die deutsche Nationalität vertreten. Das dem Deutschthum zufallende Contingent würde noch ansehnlicher sein, wenn wir dasselbe, wie das Russenthum mit der griechischen Kirche, so mit der evangelischen Confession zusammenwerfen dürften. Dies würde aber den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen. Allerdings ist der Abstammung nach nur unter den Reformirten eine erheblichere Anzahl von Nationalpolen zu finden, während die augsburgischen Confessionsverwandten — neun Zehntel aller Evangelischen — fast ausnahmslos von deutscher Herkunft sind. Allein von letzteren rechnet sich regelmäßig schon die zweite, in Polen geborene Generation zur polnischen Nationalität und wird officiell, wo die panslavistische Tendenz den Polenhaß noch überwiegt, ganz bereitwillig dem Slaventhum zugezählt. Aus den allerletzten Jahren fehlen uns leider amtliche Nachweise über die nationale Gruppirung der Warschauer Einwohnerschaft; doch ist wenigstens bis 1860 auch dieser Gesichtspunkt in der officiellen Statistik berücksichtigt worden. Nach den uns vorliegenden Listen des letztgenannten Jahres waren von den 11,810 Protestanten der „ständigen" Bevölkerung 6588 der deutschen Nationalität zugeschrieben. Nach den für 1870 in Warschau zusammengestellten Listen ist die Zahl der ansässigen Protestanten auf 10,541 Individuen zurückgegangen, so daß sich also jedenfalls auch die Zahl der angesessenen Deutschen vermindert hat. Dagegen darf wohl die Anzahl der zur fluctuirenden Bevölkerung gehörigen Deutschen bedeutend höher angeschlagen und die Gesammtzahl der Deutschen in Warschau auf 15,000 bis 20,000 Köpfe berechnet werden. In allen größeren Comptoirs und industriellen Anstalten, in Läden und Fabriken aller Art, unter Lehrern, Musikern, Aerzten, in Privatdiensten sowie selbst in mehreren Zweigen des öffentlichen Dienstes findet man zahlreiche Deutsche. Sehr beachtenswerth ist es, daß sich in Warschau, diesem Centralpunkt eines slavischen Landes unter slavischer Regierung, das Deutschthum, von Russen und Polen im Grunde doch ungern gesehen und seit langer Zeit in keiner Weise mehr begünstigt, zu einer entschieden weit bedeutenderen und eingreifenderen Geltung gebracht hat, als in der zweiten ehemaligen Hauptstadt Polens, dem unmittelbar vor den Grenzen Deutschlands liegenden und jetzt seit einem Vierteljahrhundert unter einer oft als deutsch bezeichneten Regierung stehenden Kralau.

Eine noch weit mächtigere, man kann sagen geradezu gebietende Bedeutung unter den Elementen der Warschauer Bevölkerung hat das hier seit einem Jahrzehnt riesig anwachsende Judenthum. Die officielle Statistik bietet uns in dieser Hinsicht die allerschlagendsten Angaben. Nach der neuesten Zählungsübersicht hatte Warschau im verflossenen Jahre eine Gesammteinwohnerzahl von 254,561 Seelen, wovon 189,107 auf die stabile, 65,454 auf die fluctuirende Bevölkerung entfielen. Der Zuwachs, welchen die stabile Bevölkerung im letzten Jahrzehnt erfahren hat, fällt beinahe gänzlich der jüdischen Bewohnerschaft zu. Unter den 161,361 Köpfen der stabilen Bevölkerung von 1860 waren nach den amtlichen Listen 42,639 Juden; von den 189,107 stabilen Einwohnern im Jahre 1869 sind 67,584 als Israeliten verzeichnet. Während also die christliche Bevölkerung in den bezeichneten neun Jahren nur von 118,722 auf 121,523 Seelen, mithin nur etwas über 2 Procent gestiegen ist, hat sich die israelitische Bevölkerung in demselben Zeitraume fast um 60 Procent vermehrt. Dabei ist zu vermuthen, daß auch von den 65,454 Seelen der fluctuirenden Bevölkerung des vorigen Jahres ziemlich die Hälfte, mindestens aber ein reichliches Drittel dem Judenthum angehört, so daß von der Gesammtbevölkerung Warschaus gegenwärtig jedenfalls mehr als der dritte Theil dem mosaischen Bekenntniß angehört.

Ihr volles Licht erhalten die vorstehenden Zahlen aber erst durch die Thatsache, daß, laut der officiellen Statistik, die Juden im ganzen Königreiche Polen sich im Verlaufe der letzten funfzig Jahre nahezu um 200 Procent, die Christen kaum um 80 Procent vermehrt haben. Auf Grund dieser amtlichen Statistik ist berechnet worden, daß, sofern die bisherigen Verhältnisse in gleicher Weise fortdauern, die Anzahl der Juden in wenig mehr als einem Jahrhundert derjenigen der Katholiken, in anderthalb Jahrhunderten der Gesammtzahl sämmtlicher christlichen Confessionsgenossen gleichstehen und dann dieselbe überbieten wird. Auch wenn wir annehmen, daß die Zahlen der russischen Statistik nicht ganz zuverlässig sind und der Zuwachs in den großen Städten theilweise auf Kosten der Vermehrung in den kleineren Orten erfolgt, so bleibt doch das Factum bestehen, daß die Juden in Polen einen weit größern Procentsatz der Gesammtbevölkerung als in irgend welchem andern Lande ausmachen, und, sich in rapider Weise vermehrend, zu der christlichen Bevölkerung in ein immer günstigeres numerisches Verhältniß treten.

Trotzdem erscheint uns die nationale Zukunft des Polen-

Digitized by Google

thums nicht gefährdet, und man wird gut thun, diesem ungewöhnlichen Zustande kein übertriebenes Gewicht beizulegen. Die Juden in Polen sind nicht als eine fremde Nationalität zu fürchten, weil sie ja keinen politischen Zusammenhang mit einem auswärtigen Staatswesen haben, sie sind vielmehr nur als ein Stand, als eine Classe der Bevölkerung zu betrachten, welche den Mangel oder doch den unzureichenden Bestand eines specifisch nationalen Bürgerthums großentheils ersetzt. Auch ist nicht zu vergessen, daß sich mit der fortschreitenden Aufklärung und Gesittung, sowie mit der allmählichen Durchführung der confessionellen Emancipation in neuester Zeit immer größere Kreise des Judenthums der nationalen Idee und Art angeschlossen haben. Unter solchen Umständen wird sich der polnische Grundcharakter Polens und seiner Hauptstadt auch fernerhin im Wesentlichen erhalten und bewähren.

Die neue Volksmärchen-Literatur.

r. d. Es ist unnöthig, Worte darüber zu verlieren, welches die Bedeutung der Volksmärchen für die Ethnologie sei; sie ist längst anerkannt, und aus diesem Grunde möge auch hier eine — allerdings nicht vollständige — Uebersicht der neuen Volksmärchen-Literatur Platz finden, die von Felix Liebrecht im „The Academy“ (9. April 1870) mitgetheilt wird. Während der letzten Jahre, sagt er, sind nicht unwichtige Ergebnisse im vergleichenden Studium der Volksmärchen zu Tage gefördert worden. Andererseits hat sich das Material zur Lösung dieses Problems durch tüchtige Märchensammlungen beträchtlich vermehrt. Indem wir uns auf jene Märchen beschränken, welche außerdeutschen Völkern entstammen, führen wir nur einige der wichtigsten an. Die kalmückischen und mongolischen, Siddhi-Kür und Ardschi-Bordschi genannten Sammlungen, hat zum ersten Male mit Text und einer sorgfältigen deutschen Uebersetzung Professor Jülg in Innsbruck veröffentlicht (Leipzig 1866. Innsbruck 1868). Gleichzeitig erschienen Dr. Radloff's „Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens“ (Bd. I, 1866. Bd. II, 1868), die Märchen und Balladen mit Text und deutscher Uebersetzung enthalten. Einer der wichtigsten Beiträge zur Märchenliteratur Indiens wurde 1868 in London von Sir Bartle Frere unter dem Titel Old Deccan Days veröffentlicht. Dann in Afrika finden wir einige dieser indischen Erzählungen wiedergegeben, wie das bewiesen wird in Bleek's Reynard the Fox: or Hottentot Fables and Tales (London 1864), durch Callaway's Nursery Tales of the Zulus (London 1864) und durch Steere's Swabili Tales as told by the Natives of Zanzibar (1869).

Sehr wichtig und in mehr als einer Weise anziehend ist Rink's Sammlung: Eskimoiske Eventyr og Sagn (Kopenhagen 1866), deren Autor viele Jahre dänischer Gouverneur von Südgrönland war. Diese Sammlung zeigt höchst überraschende Parallelen zu europäischen Erzählungen, selbst unter jenen Eskimostämmen, die sehr wenig, wenn überhaupt, mit Europäern in Berührung gekommen sind. Demnächst soll eine Sammlung von funfzig Erzählungen und Legenden aus Lappland erscheinen, die Professor Friis in Christiania, der sich längere Zeit im norwegischen, schwedischen und russischen Lappland aufhielt, gesammelt hat. Proben daraus, übersetzt von Felix Liebrecht, wird die in Wien erscheinende Zeitschrift „Germania“ bringen.

In derselben Zeit ist das russische Märchen von Professor Orestes Müller in St. Petersburg beleuchtet worden; mit demselben Gegenstande beschäftigt sich Professor Comparetti in Pisa. Der erstgenannte hat ein 830 Seiten starkes Werk über Ilja von Murom (den russischen Nationalhelden) und die Ritterzeit von Kiew (Ilja Muromez i bogatyrstwo Kijawskoje) geschrieben, in welchem er Stasow angreift, der die kalmückischen Siddhi-Kür als die Quelle der ältesten russischen Poesie betrachtet, während Müller sie als ein speciell slavisches Erdtheil ansieht. Stasow arbeitet an einer Replik.

Uns zum Süden Europas wendend, ist zunächst zu bedauern, daß bis jetzt keinerlei portugiesische Märchen gesammelt oder wenigstens veröffentlicht wurden, während Spanien vertreten ist durch Fernan Caballero's Cuentos y Poesias populares andaluces (Sevilla 1859, deutsch Leipzig 1861) und Milá y Fontanal's Observaciones sobre la poesia popular (Barcelona 1853), welche auch einige catalonische Erzählungen enthalten. Eine vorzügliche Sammlung griechischer und albanesischer wurde (Leipzig 1864) von dem gelehrten F. G. von Hahn veröffentlicht, der vergangenes Jahr starb. Indem wir uns nach Italien wenden, finden wir, daß seit Straparola's Notti Piacevoli, welche bloß achtzehn eigentliche Märchen enthalten, nur eine einzige dürftige Sammlung erschienen ist. Giambattista Basile's Pentamerone, welches vor mehr als zweihundert Jahren veröffentlicht wurde, enthält funfzig Erzählungen im neapolitanischen Dialekt, die durch reizende Künstlichkeit in der Ausführung bemerkenswerth sind, aber im Dialekt und Stil große Schwierigkeiten darbieten. Sie wurden von J. E. Taylor (London 1848) ins Englische übertragen, mit Auslassung von neunzehn Erzählungen, deren Inhalt sich nicht gut wiedergeben ließ. Seit Basile's Zeiten bilden einige in verschiedenen Zeitschriften zerstreute Aufsätze die Summe der italienischen Märchenuntersuchungen, mit Ausnahme der Novellini di Santo Stefano, den fünfunddreißig von Angelo de Gubernatis niedergeschriebenen, und aus dem Munde des Volks im toscanischen Dorfe San Stefano di Calcenaja und Umgebung gesammelten Märchen (Rivista Contemporanea 1869). In den Novellini findet sich nichts Neues, der größere Theil ist schon im Basile enthalten und in der sicilianischen Sammlung von Laura Gonzenbach (Sicilianische Märchen aus dem Volksmunde gesammelt, 2 Bde. Leipzig 1870). „Der Teufel und der Bauer“, die vierunddreißigste Erzählung der Novelline, ist jedoch besonders interessant, da Liebrecht nur zwei Parallelen zu dieser Märchenform aufzufinden wußte; eine französische im Rabelais (Buch IV, Theil 2. Cap. 45 bis 47) und eine indische im Somadeva. Neben der eben erwähnten sicilianischen Sammlung ist noch der erste Band der Canti popolari Siciliani, precedali da uno studio critico von Dr. Giuseppe Pitrè soeben erschienen. Dieser Band enthält mehr als 700 Lieder, mit historischen, philologischen und erläuternden Anmerkungen. Der zweite soll die heiligen und pro-

Digitized by Google

ſanen Volkslegenden nebſt Ammen- und Wiegenliedern, Schnurren und Kinderreimen enthalten.

Wie gewaltig das Verbreitungsgebiet einzelner Märchen iſt, wie ſtereotyp daſſelbe Thema bei den verſchiedenſten Völkern wiederkehrt, das hat jüngſt Oskar Peſchel in ſeiner Abhandlung über den Mann im Monde bewieſen.

Die anthropologiſchen Geſellſchaften.

Die Zeitungen melden uns, daß ſich am 1. April dieſes Jahres die Deutſche Geſellſchaft für Anthropologie und Urgeſchichte conſtituirt hat; mit ihr iſt nun auch formell unſer gelehrtes, forſchungseifriges Vaterland in die Bewegung eingetreten, welche ſeit kaum zehn Jahren ſich dem Ziel der Erkenntniß des vorgeſchichtlichen Menſchen, ſeines Zuſammenhanges mit der übrigen Schöpfung und mit den jetzt die Erde bevölkernden Racen zugewendet und durch Eifer und Glück bereits erhebliche Fortſchritte gemacht hat. Zwar hatte Deutſchland ſchon 1861 einen Congreß von Anthropologen innerhalb ſeiner Grenzen begründen ſehen und beſaß ſeit 1865 im „Archiv für Anthropologie“ ein allſeitig hochgeachtetes Organ für die einſchlägigen Arbeiten, aber es fehlte doch an der feſten Vereinigung, welche in Frankreich, wo ſie freilich durch das allumfaſſende Paris ſich ſtets von ſelbſt ergiebt, und in England ſo Großes zu leiſten vermochte. Nun wurde bei der vorigjährigen Naturforſcherverſammlung zu Innsbruck zuerſt der Vorſchlag einer Deutſchen anthropologiſchen Geſellſchaft gemacht und die Gründung vorbereitet. Zu Ende des vergangenen Jahres war der wichtigſte Zweigverein derſelben, der Berliner, bereits feſt conſtituirt, während der Wiener ſich vor wenigen Wochen bildete. Die anthropologiſchen und urgeſchichtlichen Forſchungen werden durch dieſe Organiſation ohne Zweifel wohlthätige Impulſe empfangen; an Kräften fehlt es ja in unſerm vielmittelpunktigen Deutſchland nicht, wohl aber thut oft ein ſtrammeres Zuſammenfaſſen derſelben Noth als für gewöhnlich beliebt zu werden pflegt.

Die erſte aller anthropologiſchen Geſellſchaften wurde unſeres Wiſſens im Jahre 1800 zu Paris begründet; ihre Zwecke waren vorwiegend ethnographiſche, und zwar ſtellte ſie ſich die für dieſe Zeit ziemlich neue Aufgabe, aus den Reiſen in fremde Länder einen größern Nutzen für die Kenntniß der Völker zu ziehen, als es bis jetzt geſchehen war. Sie wollte beſonders durch Inſtruction der Reiſenden wirken, die vorzugsweiſe beachtenswerthen Punkte zuſammenſtellen und dergleichen. Dennoch kam ſie zu bald von ihrem Wege ab; naturwiſſenſchoftliche Beobachtung der ethnographiſchen Erſcheinungen lag nicht im Kreiſe der Intereſſen der damaligen Wiſſenſchaft, entbehrte ſoſt jeglicher Grundlage und trat gegen die großen Bewegungen in onderen Zweigen der Naturforſchung zurück. Hiſtoriſche und politiſche Unterſuchungen überwogten daher auch in der ethnographiſchen Geſellſchaft bald die urſprünglichen Zwecke, und am Ende kam es auf dieſe Weiſe dazu, daß die Geſellſchaft ſich in einen Verein von Philhellenen verwandelte, und in ihren Schriften die damals berühmte, in viele Sprachen überſetzte Schrift Koroï's über die Zuſtände Griechenlands unter türkiſcher Herrſchaft veröffentlichte. Im Jahre 1839 bildete ſich in Paris wiederum eine ethnographiſche Geſellſchaft, dieſes Mal der ſchon reifer gewordenen Ethnographie und Anthropologie entſprechend, von größerer, originalerer Thätigkeit (ſie hat einige Bände ſehr werthvoller Abhandlungen herausgegeben, worunter beſonders Artikel über afrikaniſche Völker hervorzuheben ſind, leider ſich aber auch wieder viel zu ſehr in politiſche Frogen verwickelt); in ſie wurde der vor der Februarrevolution ſo heftig geführte Streit über die Emancipation der Sklaven in den franzöſiſchen Beſitzungen hineingetragen. Sie kam 1847 ſogar mit der Polizei in Conflict und hatte ſich in dieſen Debatten ſo ſehr von ihren wiſſenſchaftlichen Zielen abgewandt, daß ſie, als die Revolution dem ganzen Meinungskampfe durch das Abolitionsdecret ein Ziel ſetzte, ſich in der Stille aufzulöſen für gut fand.

In London war 1844, kurz darauf auch in Neuyork ein Verein für Ethnographie gegründet worden; jener verhielt ſich ziemlich ſtill, da in London die verſchiedenen Vereine zum Schutz der Sklaven und der Wilden ihm die Laſt politiſcher und ſocialer Erörterungen abnahmen; um ſo lauter geberdete ſich dagegen dieſer mit ſeinen Dependenzen, da ein nicht geringer Theil des Streites für und wider die Sklaverei in ihm ausgefochten ward. Die Wiſſenſchaft gewann bei dieſen Debatten mehr, als ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten der Fall zu ſein pflegt, und die Arbeiten von Morton, Nott und Glidon ſind noch heute von großem Belang, trotzdem ſeit dieſer Zeit die größten Fortſchritte gemacht worden ſind.

Die häufiger und fruchtbarer werdenden Reiſen in fremde Länder, die Entdeckung der Pfahlbauten, die Auffindung der Reſte des vorhiſtoriſchen Menſchen, die Erforſchung der knochenführenden Höhlen, die Entwickelung der Schädelkunde hatten am Ende der fünfziger Jahre die Anthropologie und Ethnologie in den Stand geſetzt, beſtimmten Zielen nachzuſtreben, ſich feſt umſchriebene Aufgaben zu ſtellen und ihr Terrain wenigſtens im Allgemeinen zu begrenzen und zu überſchauen. Damit war eine beſſere Zeit für die Thätigkeit onthropologiſcher Vereine gekommen, und als ein ſolcher im Jahre 1859 zu Paris entſtand, entwickelte ſich raſch eine große Theilnahme an demſelben; er konnte ſchon in den erſten Jahren hervorragende Arbeiten veröffentlichen, wie denn in ſeinem Schooß die wichtigen Verhandlungen über die Reſte von Moulin Quignon, über die verſchiedenen Zeitalter im Daſein des quoleenären Menſchen und dergleichen geführt wurden. Im Jahre 1861 trat in Göttingen der Congreß deutſcher Anthropologen unter Rud. Wagner's Anführung zuſammen; 1863 ſchied aus der alten Londoner ethnographiſchen Geſellſchaft ſich ein anthropologiſcher Verein aus, der nun bald 1000 Mitglieder zählt; 1865 entſtand ein ebenſolcher Verein in Madrid, und im ſelben Jahre wurden in Spezzia die ſeitdem berühmt gewordenen internationalen anthropologiſchen Congreſſe begründet, welche bis jetzt in Neufchatel, Paris, Norwich, Kopenhagen getagt haben. Endlich ſchloß ſich im vorigen Jahre Deutſchland an, da die ſeiner Zeit in Göttingen entſtandene Vereinigung nur mehr proviſoriſcher Art geweſen war. In dieſer Aſſociationsbewegung ſpiegelt ſich deutlich der Aufſchwung der anthropologiſchen Studien; vor zehn Jahren bezweifelte man noch das Vorkommen foſſiler Menſchen — heute hat der foſſile Menſch ſchon eine gewaltige Literatur heraufbeſchworen. Das iſt auch ein Merkmal der Zeit! —

Fritz Ratzel.

Digitized by Google

Die Insel Noirmoutier.

Nach Franz Piet*).

r. d. Die Insel Noirmoutier liegt an der Nordwestküste des französischen Departements Vendée vor der Bucht von Bourgneuf unter 47° nördlicher Breite und 4° 35′ westlicher Länge von Paris. Sie hat einen Umfang von sieben Lieues, ist fortwährend durch Anschwemmungen in der Vergrößerung begriffen und zählt etwo 900 Einwohner. Südlich von der Loiremündung gelegen, empfängt sie alles von diesem Strome mitgeführte Erdreich, das um den Granitkern des Eilandes sich sammelt und seit einem Jahrhundert einen Landzuwachs von etwo 700 Hectaren veranlaßt hat. Dadurch wächst die Insel auch immer mehr mit dem Lande zusammen, von dem aus mon zur Ebbezeit trocknen Fußes nach Noirmoutier hinübergelangen kann. Der Weg ist unter dem Nomen Passage du Gois bekannt; er ist etwa 5 Kilometer lang und in der Mitte mit einer Bake versehen, auf welcher ein Häuschen bei plötzlich anschwellender Fluth dem Wanderer Sicherheit gewährt.

Noirmoutier und die benachbarten Inseln Bouin und d'Yen waren im Alterthum als Insulae Namnetum oder Namnitum bekannt; der alte einheimische Name von Noirmoutier war Er, Erus, Eri, Erio, der, keltischen Ursprungs, wohl mit Erin (Irland) dasselbe sein dürfte. Der heutige Name stammt von dem Kloster, welches der heilige Filbert auf der Insel gründete und Monasterium insulae Hero nannte, woraus Hermoutier und durch Corruption Nermoutier entstand. Und so heißt die Insel noch heute bei den Eingeborenen wie auf dem benachbarten Festlande; nur der Schriftgebrauch hat daraus ein Noirmoutier gemacht.

Der Boden Noirmoutiers gehört vier verschiedenen geologischen Epochen an. Den Kern bilden Granite, Glimmerschiefer und Gneiß. Die secundären Formationen sind durch Sandsteine, in denen sich verkieselte Versteinerungen finden, und Quarzite vertreten. Die tertiären Meeresablogerungen, die mon nur bei der tiefsten Ebbe beobachten kann, gehören der miocenen Periode an; daran schließen sich die neueren Bildungen. Auch eine Mineralquelle mit alkalischem Eisenwasser besitzt die Insel.

Das Klima ist sehr mild. Es friert selten, und die immergrünen Eichen, die Myrten, Lorbeer-, Feigen- und Granatbäume sowie viele andere südliche Pflanzen kommen gut im Freien fort; aber der Weinstock will nicht gedeihen. Auf den Dünen, den Feldern, in den Morästen, kleinen Wäldern und an der Seeküste kann man eine große Anzahl seltener und interessanter Pflanzen sammeln, z. B. Omphalodes littoralis, Echium plantagineum, Amaryllis lutea, den seltenen Farrn Asplenium lanceolatum. Manche Arten Käfer und Crustaceen sind Noirmoutier eigen, z. B. ein Staphylinus und eine Art Garneele (Gammarus Impostii, Milne-Edwards). D'Orbigny nennt einen Bulimus (Schnecke), die nur an der Küste Noirmoutiers bisher gefunden wurde. Die Nähe der Loire und weitgedehnte Sandbänke in der Umgebung begünstigen das Vorkommen von Fischen, unter denen Blennius Pieti, Platessa nebulosa und Clupea asperogasterus als seltene Arten zu verzeichnen sind. Die Blindschleiche und Natter, aber nicht die Viper, sind auf der Insel vertreten; Vögel und Säugethiere stimmen mit jenen des Festlandes überein, doch sind 2000 Esel, welche als Lastthiere benutzt werden, besonders zu erwähnen.

Die Einwohner sind ein armes und elendes Völkchen; der Grund und Boden gehört wenigen großen Herren, und von diesen sind die meisten Eingeborenen abhängig. Salz ist ein Haupthandelsartikel; es wird in großen Massen durch Verdampfung am Strande gewonnen. Der Getreidebau, wenn auch nicht rationell betrieben, ist doch ziemlich bedeutend; man exportirt Weizen und andere Cerealien nach Bordeaux und Bayonne. Die Fabrikation von Kunstdünger aus Seetang und pulverisirten Muschelschalen wird schwunghaft betrieben, nicht minder die Gewinnung von Barecsoda, durch Einäschern des Tangs; mon exportirt von derselben jährlich über eine Million Kilogramm im Preise von 60 Franken für 1000 Kilogramm. Nur wenige Boote fahren auf den Sardinenfang in die Bai von Bourgneuf. Desto wichtiger ist die Austernfischerei und der Austernhandel, denn auf den Bänken von Noirmoutier kommen die kleinen grünen Austern vor, die von den Feinschmeckern außerordentlich geschätzt werden. Die Ausfuhr beträgt 20 Millionen Stück jährlich, die zu 90 bis 100 Franken das Faß von 5000 Stück verkauft werden.

Als eine der Plagen der Insel muß das Anwachsen und Vorrücken der Dünen im Westen bezeichnet werden, die mit einer Geschwindigkeit von 20 Meter im Jahre vorwärts marschiren und auf ihrem Gange Alles übersanden. Man sucht ihrem Fortschreiten durch Anpflanzungen entgegenzuwirken. Im Ganzen hat Noirmoutier 800 bis 900 Hectaren Dünen. Der Theil der Insel, welcher aus angeschwemmtem Marschland besteht, ist eingepoldert, d. h. mit Deichen umgeben, welche ihn gegen das Wegschwemmen schützen. Bei dem Flecken Noirmoutier zieht sich eine Sandbank an der Küste hin, und dort beabsichtigt man jetzt ein Seebad zu errichten.

*) Recherches sur l'Ile de Noirmoutier par François Piet. Das kleine Werk ist nicht im Buchhandel erschienen und nur in wenigen Exemplaren vertheilt worden. Da diese französische Insel, die manches Aehnliche mit unseren friesischen Inseln zeigt, wenig bekannt ist, so bringen wir hier einen Auszug aus der seltenen Schrift.

Aus allen Erdtheilen.

Zur Ethnographie Madagaskars.

F. R. Die Bewohner Madagaskars stellen eines der schwierigsten Probleme ethnographischer Forschung dar, und man darf wohl ohne Furcht vor Uebertreibung sagen, daß die Erde kein in Bezug auf Herkunft und Zusammensetzung räthselhafteres Volk beherberge als die Madagassen. Die Insel gehört geographisch zu Afrika, aber so wie manche Anzeichen in ihrer

Digitized by Google

Pflanzen- und Thierwelt auf einen vor nicht sehr langer Zeit bestandenen Zusammenhang mit Südasien hindeuten, so weisen auch die menschlichen Bewohner eine gewisse Verwandtschaft mit den Malayen des indischen Archipels auf. Die Bevölkerung ist jedoch hier so wenig wie dort eine einheitliche, übereinstimmende; sie umschließt offenbar verschiedene Elemente, die noch nicht zu völliger Abgleichung ihrer weit auseinandergehenden Eigenthümlichkeiten gelangt sind, und in dieser Mischung liegt die große Schwierigkeit einer eindringenden Erkenntniß ihrer ethnographischen Stellung. Während allerdings die Sprache sämmtlicher Stämme, so weit sie bekannt ist, eine so entschiedene Verwandtschaft mit den malayisch-polynesischen Idiomen bekundet, daß eine Einwirkung von Seiten dieser Inselvölker des Ostens (wie sehr man auch über Alter und nähere Umstände derselben in Zweifel sein mag) als festbestimmte Thatsache angenommen werden muß, erinnern die körperlichen Eigenschaften nur theilweise an die Südasiaten und deuten vielmehr nach den Kaffern Südafrikas und oft genug auch dem Negertypus hin. Nach der Analogie des Verhältnisses, das zwischen eingeborenen Schwarzen und eingewanderten Malayen auf manchen Inseln des indischen Archipels besteht, möchte es wohl als das Nächstliegende erscheinen, auch für Madagaskar eine afrikanische Urbevölkerung neben eingewanderten Asiaten anzunehmen.

Leider liegen aber die Verhältnisse in unserm Falle nicht so klar wie auf den Philippinen oder Molukken, indem durchgreifende Sprachverschiedenheiten fehlen und auch die körperlichen Eigenschaften nicht wie dort eine ziemlich scharfe Trennung schwarzer und brauner Menschen gestatten. Will man die Annahme der Einwanderung festhalten, so muß man dieselbe in der Weise fassen, daß man sagt: die Völker von Osten, welche die dem Malayisch-Polynesischen ähnliche Sprache nach Madagaskar brachten, blieben lange genug in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten, um ihr Idiom den ursprünglich Eingeborenen mitzutheilen, gingen aber dann durch Vermischung mehr oder weniger in die letzteren über. Es ist das natürlich nur eine Hypothese, welche indessen, wenn auch noch auf keinem Punkte bewiesen, von großer Wahrscheinlichkeit ist; es wird sich nun, nachdem besonders in den letzten Jahren ein reiches Material von Berichten über das merkwürdige Inselvolk zusammengekommen ist, darum handeln, dieselbe zu prüfen und eventuell auf ihr fortzubauen. Neuere Reisende, wie besonders Ellis, welche Madagaskars Bewohner genau kennen gelernt haben, finden dieselbe, so weit ihre Beobachtungen reichten, bestätigt, und es läßt sich hoffen, daß jetzt allmälig das über der madagassischen Ethnogenphie ruhende Dunkel sich erhelle.

Das letzte Vierteljahrsheft der Londoner „Anthropological Review" bringt eine lichtvolle Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen, welche bei Erörterung der ethnographischen Stellung der Madagassen in Frage kommen; indem wir die etwas weitgreifenden „Alomode"-Folgerungen, welche Hottentoten, Buschmänner, helle Stämme der Madagassen, Malayen und Anamiten den Papuas, Kaffern und Consorten gegenüberstellt und zu Einer Race verschmilzt, bei Seite lassen, heben wir einige Ergebnisse neuerer Untersuchungen über die Verwandtschaften des Inselvolkes mit den das gegenüberliegende Festland bewohnenden afrikanischen Völkern heraus, da gerade diese Seite der Frage, so weit uns bekannt, bis jetzt weniger beachtet worden ist, als die vielbesprochene Sprachverwandtschaft mit den Malayen.

Im Körperbau gleichen manche madagassische Stämme in hohem Grade den Kaffern, selten den Negern; wo die Farbe sich dem Schwarzen nähert, glaubt man oft echte Kaffern vor sich zu haben. Schon Lesson hebt diese Aehnlichkeit hervor, macht aber gleichzeitig für die Bewohner von Südmadagaskar die Papuähnlichkeit als besonders charakteristisch geltend, wie er denn bekanntlich in Madagaskar die Heimath dieser negerähnlichen Völker des Ostens vermuthete. (!!) Viel allgemeiner ist die Uebereinstimmung mit den Kaffern und theilweise auch mit den anderen südafrikanischen Stämmen in Bezug auf Sitten und Gebräuche, und auf diesem Gebiete scheint in einigen Punkten nur die Annahme eines frühern Zusammenlebens der nun durch einen breiten Meeresarm getrennten Völker im Stande, die sehr weitgehenden Analogien zu erklären, obschon natürlich auch hier wie in allen ähnlichen Fällen die Möglichkeit, daß beide das Gemeinsame aus einer dritten Quelle erhielten, nicht aus den Augen zu lassen ist.

Es fällt schwer ins Gewicht, daß die Namen der Hausthiere diesseits und jenseits des Mozambique-Canals die gleichen sind, daß die große Rolle, welche die Geister verstorbener Familienglieder in den religiösen Vorstellungen spielen, hier wie dort alle anderen religiösen Ideen weit zurückdrängt und besonders in der Verehrung verstorbener Häuptlinge sich zu einem eigenthümlichen Götzendienst entwickelt hat; daß die abergläubige Furcht vor dem Krokodil, sowie seine daraus fließende Verehrung und die Anbetung grüner Eidechsen, die häufigen gottesdienstlichen Reinigungen durch Wasser oder Feuer, die Beschneidung, die große Bedeutung des Loswerfens und anderer Befragungen des Schicksals bei beiden Völkern wiederkehrt. Auch die eigenthümliche Stellung der Schmiede, die eine Kaste bilden, in welche der Eintritt nur nach mancherlei Ceremonien gestattet wird und welche von Steuern frei sind, ist beiden gemeinsam. Manches ließe sich hier noch anreihen, was vielleicht im Einzelnen auch bei anderen Völkern zu finden ist und aus gleichen Verhältnissen sich an verschiedenen Orten unabhängig von jeder Uebertragung durch Wanderung und Verkehr entwickelt, was aber unter so vielen in gleicher Richtung bedeutsamen Thatsachen seinen Werth erhält.

Da nun manche dieser Gebräuche auch bei den Malayen wiederkehren und selbst die Sprache der Kaffern der Anklänge an die madagassischen und malayischen Dialekte nicht entbehrt, so hat man die Bewohner Süd- und Ostafrikas, Madagaskars und des indischen Archipels, so weit sie nicht entschiedene Neger sind, zu einem gemeinsamen Stamme vereinigt und ihnen sogar mongolische Bruchtheile (wie die Anamiten u. A.) zugesellt, ja sogar die alten Aegypter mit in diesen Kreis hereingebracht, theils auf linguistische, theils auf craniologische und nicht zuletzt auf pflanzen- und thiergeographische Gründe sich stützend. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das nur der Hand Phantasien von mehr als zweifelhaftem Werthe sind; sie dürfen nicht mit solchen Hypothesen verwechselt werden, welche zerstreute Thatsachen zu vereinigen und durch Wahrscheinlichkeitsschlüsse der Erkenntniß vorzuarbeiten bestrebt sind, denn sie sind nicht wahrscheinlich, sondern bloß möglich, und dies nicht mehr als manche andere Annahme.

Von den Hovas, dem nun nahezu die ganze Insel beherrschenden Stamme des Innern, sprechen sowohl Ellis als Oliver als von einem ziemlich hellfarbigen, in keiner Weise negerartigen Volke; ihre Beschreibungen erinnern in hohem Grade an die, welche man von Polynesiern, Malayen, Kaffern und anderen zu keiner der scharf definirbaren Racen gehörigen Völkern zu erhalten gewohnt ist. Die Hautfarbe ist meist ein mehr oder weniger helles Braun, das Haar selten wollig, meist straff oder lockig, die Gesichtsbildung nähert sich oft dem mongolischen Typus wie bei den Malayen, erinnert aber auch nicht selten an europäische Physiognomien, da die Stirn wohlgebildet und weder Nase noch Mund das Breite und Gequollene des Negers haben. Von einigen Stämmen wird berichtet, daß sie eine ähnliche übelriechende Ausdünstung haben sollen wie die Neger und wie sie auch den Kaffern zugeschrieben wird.

Höhlengänge in Südafrika.

r. d. In den letzten von Livingstone in die Heimath gesandten Briefen spricht dieser von „Stämmen, die in Rua in unterirdischen Wohnungen leben". Eine Höhle dort soll dreißig englische Meilen lang sein und kleine Gerinsel besitzen, und ein ganzer Bezirk kann eine Belagerung in der Höhle aushalten. „Die Schriften darin," so wurde mir berichtet, „sind Thierzeichnungen und keine Buchstaben, sonst würde ich hingegangen sein, um sie zu sehen. Das Volk ist sehr schwarz, gut gebaut und der Außenwinkel der Augen schief geschlitzt." Zu diesem Ausspruche Living-

Digitized by Google

stone's giebt nun im „Athenäum“ J. A. Grant, der Begleiter Speke's, einen Commentar. Wo Rua mit seinen Troglodytenwohnungen liegt, wird von Livingstone nicht gesagt, doch ist es der nördlichste Punkt, welchen der Reisende erreichte. Auf einer von Capitän Speke veröffentlichten Karte liegt jedoch etwa 100 englische Meilen westlich vom Tanganyika-See eine Landschaft Uruwa; möglicherweise, meint Grant, ist sie identisch mit Livingstone's Rua. Auf Petermann's Karte von Südafrika finden wir Waruwwa. Interessanter ist die Frage, wie es sich mit dem großen Tunnel oder Höhlengang verhalte, und auch hier weiß Grant Auskunft. Als er, von seiner großen Nilreise mit Speke zurückkehrend, die nubische Wüste zwischen Abu-Hamed und Korasko durchschnitt, die sich bekanntlich durch sonderbare Felsgestaltungen („Globus“ XI, S. 225) auszeichnet, fragte er einen seiner eingeborenen Begleiter, Namens Manua, ob er schon je eine so seltsame Landschaft gesehen habe. „Ja,“ antwortete der Mann aus dem Innern, „dieses Land erinnert mich an das, was ich in der Gegend südlich vom Tanganyika-See erblickte, als ich mit einer Araberkarawane von Unianiembe reiste. Dort ist ein Kaoma genannter Fluß, der in den See fließt, und an den Ufern erheben sich ganz ähnliche hohe Berge, wie hier vor uns.“ Auf Grant's Frage, ob das Volk in Kähnen über den Fluß setze? antwortete Manua: „Nein, sie haben keine Boote, und selbst wenn sie solche besäßen, könnten sie doch nicht landen, da die Ufer zu steil sind. Sie passiren in einem natürlichen Tunnel oder Höhlengang unter dem Flusse hindurch. Ich und die ganze Reisegesellschaft gingen auch auf unserm Wege von Luwemba (Lobemba) nach Urungu (Marungu) hindurch und kehrten auch wieder durch ihn zurück.“ Manua beschrieb die Länge, indem er angab, der Marsch durch den Höhlengang habe von Sonnenaufgang bis zum Mittag gedauert, und die Höhe, indem er behauptete, daß wenn man auf einem Kameel gesessen haben würde, man die Decke nicht hätte erreichen können. Im Innern wächst schlankes Rohr von der Dicke eines Spazierstocks; der Weg war mit Kieselsteinen bestreut, 400 Ellen breit und leidlich gut zu sehen (?). Die Felswände sahen aus, als ob sie auf künstliche Weise geglättet seien. Von dem oben strömenden Flusse drang keinerlei Wasser hindurch; man verschafft es sich aus gegrabenen Brunnen. Manua fügte hinzu, daß die Leute von Wambweh Zuflucht in diesem Höhlengange finden und dort mit ihren Familien und ihrem Vieh leben, wenn sie von dem kriegerischen Stamme der Watuta belästigt werden, die von den Zulukaffern abstammen.

Die Uebereinstimmung beider Berichte liegt auf der Hand, nur die von Livingstone angegebene Ausdehnung, dreißig englische Meilen, ist weit bedeutender als jene, die Manua zuläßt. Er marschirte in sechs Stunden durch den Tunnel, was etwa funfzehn englische Meilen ausmacht; auch von Figuren oder Schriftzeichen sagt er nichts. Jedenfalls ist die ganze Sache noch mit großer Vorsicht aufzunehmen.

Die Todtenhöhle von Durfort.

r. d. Diese liegt im Arondissement Vigan des französischen Departements Gard und ist neuerdings eingehend untersucht worden. Den Landleuten der Umgegend war sie schon längere Zeit bekannt; sie stiegen hinab und holten sich dann und wann einen Schädel oder einen Knochen aus derselben hervor. Die neue, von wissenschaftlichen Männern angenommene Durchforschung hat nun ergeben, daß die Grotte bis zur Höhe eines Meters mit zahllosen Menschenknochen erfüllt war, zwischen denen man die verschiedenartigsten Geräthe und Schmucksachen entdeckte, z. B. acht Stück längliche Perlen, gegen dreißig Feuersteinmesser, eine Flöte aus Knochen, ein Schlüsselbein, in dem sich noch eine Bronzeklinge vorfand, welche den Tod veranlaßt haben mußte. Neben diesen Gegenständen grub man Topfscherben und drei wohlerhaltene Schädel aus. Diese waren dolichocephal und hatten weit vorgeschobene Kinnladen. Der Zeit nach gehören diese Menschenknochen und Geräthe in die Uebergangsperiode zwischen Stein- und Bronzezeitalter; sie sind etwa gleichzeitig mit den in der Höhle von Saint-Jean-d'Alcas (Aveyron) aufgefundenen Menschenresten und stellen den Begräbnißort eines kleinen Stammes vor. Die Männer waren Jäger; sie trugen um ihren Hals die durchbohrten aufgereihten Zähne der auf der Jagd getödteten Wölfe, Füchse, Wildschweine und Rehe; als Kleidung bedienten sie sich gewiß der Wildhäute; doch kannten sie schon den Gebrauch der Knöpfe. Auch bearbeiteten sie den Alabaster und andere weiche Gesteinsarten, aus denen sie Geräthe aerfertigten, und betrieben Handel, denn nur auf diesem Wege konnten die oben erwähnten Perlen aus rothem Kupfer zu ihnen gelangt sein.

Die französischen Missionäre auf den Gambier-Inseln.

Die Gruppe der Mangarewa- oder Gambier-Inseln in der Südsee besteht aus vier größeren und einigen kleineren Inseln, südöstlich vom Tuamotu-Archipel, 23° S. 117° W. a. P. Sie wurde 1797 von Wilson entdeckt, liegt in der Fahrbahn zwischen Chile und Tahiti, ist wichtig, weil sie gutes Trinkwasser enthält, und hat etwa 2000 polynesische Bewohner, über welche sich 1844 Frankreich ein Protectoral angemaßt hat. Dann kamen auch die „Unvermeidlichen“, nämlich die Missionäre, welche gründlichen Unfug treiben. Wir finden darüber in der „California Stootszeitung“ vom 17. März folgenden Bericht:

Herr Louis Jacolliot, kaiserlicher Richter auf Tahiti, hat eine Broschüre herausgegeben, um den frühern Gouverneur der Insel, Grafen de la Ronciere, welcher des Mißbrauchs der Amtsgewalt angeklagt ist, zu rechtfertigen. Das Interessanteste in dieser Schrift sind die Notizen über das Treiben der jesuitischen Missionäre auf den Inseln des Stillen Oceans, wo sie Niederlassungen gegründet haben und das im Ganzen zahme und widerstandslose Volk der Eingeborenen auf die maßloseste Weise tyrannisiren und ausbeuten. So haben die Patres vom Missionshause Picpus sich der Gambier-Inseln (südöstlich und etwa 14 Tage Fahrt von Tahiti) bemächtigt und darf, nachdem sie die etwa 2000 zählenden Eingeborenen getauft, ein theokratisches Regiment eingeführt, welches seines Gleichen sucht. Wie ihre Brüder in Indien und China Handel und Bankgeschäfte treiben, so haben die ehrwürdigen Väter auf den Gambier-Inseln unter der Leitung des Paters Laval die Ausbeutung der Perlen- und Perlmutterfischerei unternommen und behaupten das Monopol derselben. Die Eingeborenen sind durch Vermittelung ihrer Häuptlinge verpflichtet, eine bestimmte Quantität von Perlen und Perlenmuscheln zu liefern, wofür sie Kleider und sonstige Bedürfnisse bekommen. Der Pater Laval hat sich eine starke Polizeimannschaft einexercirt, womit er jeden Widerstand zunichte macht; die Häuptlinge werden mit Todesdrohungen und ewigen Strafen geschreckt und im Gewahrsam gehalten. Die Sittenpolizei bei diesem sinnlichen Volke betreibt der Pater Laval in einer solchen Weise, daß alle unverheiratheten Mädchen Abends eingesperrt und Morgens wieder entlassen werden; an den Vorabenden der großen Kirchenfeste werden überhaupt alle Weiber von den Männern getrennt und über Nacht eingesperrt gehalten; es bestehen zu diesem Zwecke etwa 100 Gefängnisse.

Diese seltsamen Einzelnheiten sind bei Gelegenheit des folgenden Vorfalls den Behörden zu Tahiti bekannt geworden. Ein gewisser Pignon von Tahiti begab sich mit seiner Frau und seinem Neffen, Dupuis, nach den Gambier-Inseln, um dort Handel mit Perlen und Perlmutter zu treiben. Man ließ sie anfangs sich ruhig etabliren, aber bald fand sich, daß sie der Mission eine sehr gefährliche Concurrenz machten; die Eingeborenen verbargen die Perlen und Muscheln, so viel sie konnten, vor ihren Aufsehern und verkauften sie an Pignon. Da rückte eines Morgens der Pater Laval mit etwa 50 Mann von seiner Patizei an und nahm die drei Europäer gefangen, sperrte sie ein und ließ ihe Etablissement niederreißen. In der Untersuchung über diese Sache ist sogar behauptet, daß ein Vergiftungsversuch gegen den Pignan stattgefunden habe; Pignan sagt, er habe ihm verdächtige Speisen, die man ihm gereicht, einem Hunde

Digitized by Google

gegeben, der, nachdem er davon gefressen, in wenigen Minuten gestorben sei.

In Verlegenheit, was er mit den Gefangenen machen sollte, ließ endlich der Pater Laval Pignon und seine Frau nach Tahiti zurückbringen, behielt aber Dupuis zurück. Pignan führte nun zu Tahiti Klage bei dem kaiserlichen Commissäe de la Richerie, dieser ward aber gerade abgerufen und zu seine Stelle trat de la Runciere. Von den Thatsachen unterrichtet, fuhr dieser mit einem zahlreichen Personal nach den Gambier-Inseln und stellte selbst eine Untersuchung an, die das Obengemeldete ergab und noch mehr. Der schon genannte Dupuis war drei Monate lang eingesperrt gehalten wegen Verdachts des Ehebruchs, obgleich der Pater Laval eingestand, daß es ziemlich sicher sei, daß der Ehebruch nicht begangen worden; aber nach dem Gesetze des Paters wird Jeder, der im Verdachte unkeuscher Absichten steht, nach den Umständen drei bis sechs Monate lang eingesperrt. Eine andere Klage ward von der schiffbrüchigen Mannschaft eines chilenischen Schiffes erhoben, die in einem Boote die Inseln erreichten. Sie wurden nicht ans Land gelassen, sondern gezwungen, nach Tahiti weiter zu steuern, wo sie erst nach einer Fahrt von zwanzig Tagen voll Mühe und Entbehrung ankamen. Zwei Jahre lang wurde die Untersuchung über die Angelegenheit Pignans hingeschleppt, und endlich sprach das Ministerium, dem diese Sachen unterworfen sind, dem Pignan und Familie eine Entschädigung von 140,000 Francs zu, welche der Pater Laval bezahlen soll.

R. A. Zur Statistik der Volksbildung. Im Nachtrage zu dem S. 25 über die Volksbildung in verschiedenen Ländern Gesagten bringen wir hier nach einige auf Belgien, Mecklenburg, Rußland und Spanien bezügliche Ziffern. Einem statistischen Ausweise zufolge, den das belgische Ministerium des Innern veröffentlichte, stellt sich heraus, daß, trotz der Anstrengungen, welche in den letzten Jahren zur Verbreitung des Volksunterrichts gemacht worden sind, doch nur 49 Procent der Bevölkerung lesen und schreiben können. Dieses Verhältniß schwankt nach den einzelnen Provinzen zwischen einem Maximum von 68 (Luxemburg) und einem Minimum von 42 Procent (Ost-Flandern). Am günstigsten zeigt es sich in den beiden ackerbautreibenden Provinzen Luxemburg und Namur, wo die Kinder, wenn auch im Sommer auf dem Felde, doch im Winter die Schule besuchen.

Wie es selbst nach den keineswegs pessimistischen Angaben der officiellen Statistik in dieser Hinsicht in Spanien aussieht, möge Folgendes beweisen. Im Jahre 1860 wurden unter 15,673,000 Spaniern nicht weniger als 11,837,000 gefunden, welche weder lesen noch schreiben, und 705,000 andere, die nur lesen konnten. Höchst beklagenswerth ist die Art und Weise, wie der Unterricht in den wenigen Schulen des Landes ertheilt wird, wo nach den Befehlen der vertriebenen Königin das junge Geschlecht noch immer „sehr spanisch und sehr katholisch“ heranwächst. Nach obigen Ziffern sind mehr als drei Viertel aller Spanier ohne Schulbildung und weitere 5 Procent haben nur eine sehr mangelhafte erhalten. Bringt man von diesen 75, beziehentlich 80 Procent auch noch 25 Procent für Kinder in Abzug, so bleibt doch die traurige Thatsache bestehen, daß über die Hälfte der Erwachsenen nicht den allernothdürftigsten Unterricht erhält.

In Rußland können wir wieder die bei der Recrutenaushebung vom 15. Januar bis 15. Februar 1869 festgestellten Daten zu Grunde legen. Von den 87,344 neu eingetretenen Recruten waren nur 8583 des Lesens und Schreibens kundig, somit 9,76 Procent der Gesammtzahl. Im Vergleich zu dem Vorjahr, welches 9,02 Procent des Lesens und Schreibens kundige Soldaten lieferte, beträgt die Zunahme 0,74 Procent, also nicht einmal 1 Procent. Für die nächsten Jahre muß die Zahl solcher Recruten in geometrischer Progression wachsen, da die seit 1864 zahlreich eröffneten Volksschulen von jetzt an ihren Einfluß fühlbar machen werden.

Auch für den Mangel an Schulbildung in Mecklenburg geben — nach den vom statistischen Bureau zu Schwerin herausgegebenen „Beiträgen zur Statistik Mecklenburgs“ — die 1853 bis 1862 eingestellten Recruten den besten Maßstab ab. Von je 100 Italien in den Städten 70, im Dominium 90 und in der Ritterschaft sogar 94 eine mangelhafte oder gar keine Schulbildung. In der Ritterschaft konnten 39 Procent der eingestellten Recruten weder lesen noch schreiben. Das Gesammtresultat für das ganze Land ist, daß Schulbildung hatten 15, eine mangelhafte 59 und gar keine 26 Percent! Hierzu ist es nicht nöthig, einen Commentar zu schreiben.

Funde von Steinwerkzeugen in verschiedenen Theilen Arabiens und Aegyptens. In der Sitzung vom 14. März d. J. wurden der Pariser Akademie der Wissenschaften darüber neuerdings Mittheilungen gemacht. Richard, derselbe Reisende, der schon früher schätzbare Untersuchungen auf diesem Felde angestellt hat, besuchte im letzten Jahre den Sinai und fand auf kleinen Anhöhen nordwestlich von der Hauptgruppe reiche Lager der verschiedensten Steinmanufacte: Hämmer, Messer, Pfeilspitzen, Hanblöcke und dergleichen; später fand er bei Kaira in der Nähe des jetzt wieder oft erwähnten „steinernen Waldes“ Steinärte aus hartem Sandstein, und bei Theben, nicht weit von den Grabstätten, zahlreiche „pierres taillés“. — Die ägyptische Steinzeit ist durch diese Funde neuerdings constatirt, allein es wäre nun wünschenswerth, auch andere Reste als diese wenig mehr als nichts nutzsagenden Werkzeuge, etwa Hausthierreste aber gar Knochenreste der Steinägypter, ans Licht gebracht zu sehen, damit eingehendere Erkenntniß dieser frühen Epache der nordafrikanischen Cultur ermöglicht werde; die Pyramidenbauer und Obelisken errichter werden so wohl nicht Alles um- und unterwühlt haben.

* * *

— Die Gewaltthätigkeiten der Weißen gegen die Chinesen in den pacifischen Staaten Nordamerikas sind fortwährend an der Tagesordnung. Am 4. März überfiel eine wilde Bande weißer Taugenichtse in der Gegend von Virginia City etwa anderthalb hundert friedliche chinesische Arbeiter, mißhandelte dieselben in brutalster Weise und zerstörte ihre Häuser von Grund aus. Merkwürdig, aber erklärlich, ist, daß die Abolitionisten, welche die Neger vergöttern, für die weizengelben Asiaten keine Sympathie zeigen; diese haben freilich keine schwarze Haut, haben keine Wolle auf dem Kopfe und sind keine Faullenzer, sondern fleißige Leute.

— Bei San Diego im südlichen Californien ist ein ungemein reiches Goldlager aufgefunden worden, und man erlebte dort „ein Goldfieber erster Classe“.

— Die mascarenische Insel Réunion (Bourbon), im Indischen Ocean, ist, den letzten Nachrichten zufolge, von einer geradezu entsetzlichen Dürre heimgesucht worden. Seit elf Monaten war auch nicht ein einziger Tropfen Regen gefallen; die ganze Zuckerernte ist verloren, und die Hitze war so groß, daß auch die stärksten Bäume verdorrten.

Inhalt: Aus Alfred Grandidier's Reisen im südlichen Indien. Mit sieben Abbildungen. (Schluß.) — Winchelsea und Rye, zwei vergessene englische Städte. — Skizzen aus Russisch-Polen. Von E. Pezet. — Die neue Volksmärchen-Literatur. — Die anthropologischen Gesellschaften. — Die Insel Noirmoutier. Nach Fennz Piet. — Aus allen Erdtheilen: Zur Ethnographie Madagaskars. — Höhlengänge in Südafrika. — Die Todtenhöhle von Durfort. — Die französischen Missionäre auf den Gambier-Inseln. — Zur Statistik der Volksbildung. — Funde von Steinwerkzeugen in verschiedenen Theilen Arabiens und Aegyptens.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

!! Unentbehrlich für jeden Gebildeten !!

Im unterzeichneten Verlage erscheint und ist verräthig in allen Buchhandlungen:

Adrian Balbi's
Allgemeine
Erdbeschreibung
oder
Hausbuch
des
geographischen Wissens.
Eine systematische Encyclopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jeden Standes.
In 2 Bänden.
Fünfte Auflage.
Mit Benützung der zuverlässigsten Quellen über die inneren und äußeren Staatsverhältnisse und mit Berücksichtigung aller geographischen Entdeckungen bis auf die neueste Zeit, bearbeitet von
Dr. Carl Arendts.

Subscriptions-Bedingungen.

Die fünfte Auflage von Balbi's Erdbeschreibung erscheint in 30 Lieferungen à 4 Bogen im großen Lexikon-Formate auf schönem, weißem Papier gedruckt und in Umschlag geheftet. — Monatlich erscheinen 2 Lieferungen.

Jede Lieferung kostet 30 kr. ö. W. = 6 Sgr. = 21 kr. rhein.

Die Abnahme der ersten Lieferung verpflichtet zum Bezuge des ganzen Werkes, jedoch sind Vorausbezahlungen nicht zu leisten. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an und liefert die Fortsetzungen pünktlich.

Als **Prämie** erhalten die Abnehmer mit der Schlußlieferung eine große, prachtvoll ausgeführte **Neueste Karte der Erde**, entworfen von **Traugott Bromme**, in 4 großen Blättern, gegen die geringe Nachzahlung von 1 fl. 20 kr. ö. W. = 20 Sgr. = 1 fl. 10 kr. rhein., deren Werth allein den Preis des ganzen Buches übersteigt. Diese Prämie ist schon jetzt in jeder Buchhandlung zur Ansicht vorräthig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimath von **Jacob Frey.** 2 Bände. **Zweite Ausgabe.** 8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. = 2 fl. 15 kr.

Der Verfasser hat sich schon früher durch seine interessanten Novellen und gemüthlichen Schilderungen aus dem heimathlichen Volks- und Familienleben in der Schweiz einen sehr günstigen Ruf erworben; auch in Deutschland ist derselbe durch die Erzählungen „Zwischen Jura und Alpen" bereits vortheilhaft bekannt. Die Kritik hat sich dahin ausgesprochen, daß diese „Schweizerbilder" seine früheren novellistischen Leistungen noch übertreffen, und durch Mannigfaltigkeit des Stoffes, als auch in Bezug auf Schönheit der Darstellung in Sprache und Dichtung den neueren belletristischen Erscheinungen würdig an die Seite gestellt werden können. (Wir verweisen auf die dieser Ausgabe vorgedruckten äußerst günstigen Recensionen der ersten Ausgabe.) Es wird diese Novellen Niemand unbefriedigt aus der Hand legen und dürfen dieselben daher Jedermann als anziehende Lectüre bestens empfohlen werden.

H. R. Sauerländer's Verlagsbuchhandlung in Aarau.

Annoncen-Ordres

ob gross oder klein, ob für viele oder wenige Zeitungen, Fachjournale, Kalender etc. des In- und Auslandes besorgt **pünktlichst, prompt, billigst** und **discret** die

Annoncen-Expedition
von
Haasenstein & Vogler

Hamburg, Neuerwall 50,

sowie die unter gleicher Firma bestehenden Zweigniederlassungen

Berlin, Leipzigerstr. 46,
Breslau, Ring 52,
Leipzig, Markt 17,
(Dresden), Schlossstr.,
Frankfurt a. M., gr. Gallusstr. 1,
Köln, Bobstr. 32,
Stuttgart, Kronprinzenstr. 1 b,
Wien, Neuer Markt 11,
Basel, Steinenberg 29,
Zürich, Marktgasse 14,
Genf, Place du Molard 2,
(Lausanne),
(St. Gallen), Obere Grabenstr. 12.

Neueste Insertionstarife der politischen wie der Fachblätter stehen gratis u. franco zu Diensten.

☛ *Ausser der Annoncen-Vermittelung betreiben wir keinerlei Commissions- u. Agenturgeschäfte, befassen uns weder mit An- u. Verkäufen, noch mit Stellenvermittelungen, was wir ausdrücklich betonen.* ☚

Köln. Frankfurt a. M. Berlin. Breslau.

Genf. **Basel.**

Annoncen-Expedition
von
Haasenstein & Vogler
in
Hamburg.
Inseraten-Annahme für alle Blätter des In- und Auslandes.

(St. Gallen.) **Zürich.**

Leipzig. Dresden. Stuttgart. Wien.

Digitized by Google

Verlag von Carl Hoffmann in Stuttgart.

Buch der Welt,

illustrirtes Volksblatt,

erscheint in dreiwöchentlichen Heften von Mitte eines Jahres bis eben dahin des nächsten Jahres.

à 5 Sgr.

(oder 18 kr. Südd.)

ohne irgend welchen Preisaufschlag.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, Expeditionen, Zeitungsspediteure, Kolporteure etc. nehmen Bestellungen an und liefern heftweise frei ins Haus ohne Preiserhöhung und ohne Vorausbezahlung.

Das **Buch der Welt** ist der Inbegriff des Unterhaltendsten und Wissenswürdigsten aus allen Gebieten und wird seinem Wahlspruch: **„Niemand unbefriedigt und die Jugend unbeschadet zu lassen"** treu bleiben.

Ein Blick auf die Namen der Herren Mitarbeiter genügt, um sich ein Urtheil über den schätzenswerthen Inhalt zu bilden, der in jeder Beziehung den Anforderungen der Neuzeit Rechnung tragen und nur der Unterhaltung und Aufklärung dienen soll.

Brachvogel, — **Fr. Engel**, — **Fr. Friedrich**, — **Gerstäcker**, — **Otto Glagau**, — **L. Hnbicht**, — **Gnido Hammer** (Jagdgeschichten), **Moritz Hartmann**, — **Georg Hiltl**, — **Ew. Aug. König**, — **C. F. Liebetreu**, — **P. Lippert**, — **Adolf Mützelburg**, — **H. Oelschläger**, — **Ferd. Pflug** (streng histor. Kriegs- u. Schlachtenschilderungen), — **Gust. Rasch**, — **Prof. med. C. Reclam** (populäre Medicin u. Gesundheitskunde), — **L. Reinhard**, — **Max Ring**, — **Jul. Rodenberg**, — **Dr. K. Russ** (populär-naturwissensch. Schilderungen), — **Geh. Hofrath A. Schöll**, — **H. Schramm**, — **J. Venedey**, — **Prof. Carl Vogt**, — **Ludw. Walesrode**, — **Dr. C. Weck**, — **Max Wenzel** (Soldatengeschichten), — **Werner**, Kapitän zur See (Bilder aus dem Seeleben und See-Novellen), — **Ernst Willkamm**, — **Dr. med. W. Wurm** (populär-naturwissenschaftliche Beiträge), **A. Zelsing** etc. etc.

Einbanddecken liefert jede Buchhandlung in brauner Leinwand à 7½ Sgr. = 26 kr. S. in rother Leinwand à 9½ Sgr. = 32 kr. S.

Aeltere Jahrgänge sind im Preise herabgesetzt auf 1⅓ Thlr. = 2 fl. 42 kr. S.

Da noch eine Menge

Gewinne von Loos-Effekten

im Gesammtbetrage von mehr als einer

Million Thaler

unerhoben geblieben sind, so dürfte es

jedem Loosbesitzer

erwünscht sein, einmal recht gründlich nachsehen zu lassen, ob sein Loos nicht etwa schon gezogen wurde. Dies besorgt die Redaction von **Stahel's Ziehungsanzeiger** in Würzburg um 6 kr. od. 2 Sgr. per Loos (in Partien 3 kr. od. 1 Sgr.) von allen gangbaren Loosgattungen mit Ausnahme der Glücksloterien; der entfallende Betrag wolle in Briefmarken unter Beilage von 3 kr. oder 1 Sgr. für Rückfrancatur eingesendet werden.

Zugleich empfiehlt dieselbe das Abonnement auf

Stahel's Ziehungsanzeiger,

worin **alle Ziehungen** und **unerhobenen Gewinne** aufgeführt werden. Das Abonnement beträgt pro Quartal von circa 13 Nummern 54 kr. oder 15 Sgr., wofür derselbe durch alle Postämter und Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag von Carl Hoffmann in Stuttgart.

Kolb's Naturgeschichte des Thierreichs.

Ein

Anschauungs-Unterricht für Schule und Haus.

In 80 colorirten Folietafeln
mit 50 Bogen Text und 144 Holzschnitten.

Dieser Atlas mit ausführlichem illustrirten Texte in 32 Lieferungen à 15 Sgr. = 54 kr. Südd. kann durch jede Buchhandlung auf einmal, oder in beliebigen Zwischenräumen, ohne Preiserhöhung, bezogen werden. — Pro Einband wird 22½ Sgr. oder 1 fl. 18 kr. apart berechnet.

Uebersicht der Abbildungen

auf den Tafeln im Atlas, ungerechnet der ungemein vielen Holzschnitte im Text.

A. Wirbelthiere, Animalia vertebrata.

I. Classe. Säugethiere, Mammalia. Tafel 1 bis 18 mit 106 Abbildungen
II. Classe Vögel, Aves Tafel 19 bis 38 mit 220 Abbildgn
III. u. IV. Classe Amphibien und Fische, Ampbibia et Pisces. Tafel 39 bis 45 mit 80 Abbildungen.

B. Gliederthiere, Animalia arthrozoa.

V. Classe. Insekten, Insecta. a) Käfer, Coleoptera. Tafel 46 bis 48 mit 61 Abbildungen b) Schmetterlinge, Lepidoptera. Tafel 49 bis 60 mit 106 Abbildungen. c) Immen, Hymenoptera. Tafel 61 bis 65 mit 77 Abbildungen.
VI Classe. Spinnenthiere, Arachnidae. Tafel 66 mit 13 Abbildungen.
VII. Classe. Krustenthiere, Crustacea. Tafel 67 und 68 mit 24 Abbildungen
VIII. Classe. Würmer, Vermes. Tafel 69 mit 12 Abbildgn.

C. Schlaim- oder Bauchthiere, Animalia gastrozoa.

IX. Classe. Weichthiere, Mollusca Tafel 70 bis 77 mit 129 Abbildungen.
X. Classe Strahlthiere, Radiata. Tafel 78 mit 12 Abbild.
XI. Classe. Polypen, Polypi. Tafel 79 mit 13 Abbildgn.
XII Classe. Anfgnsthierchen, Infusoria Tafel 80. Vngelnester und Eier.

Haller'sche Verlagshandlung in Bern.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Locher, Dr. Fr., Nach den Oasen von Laghuat.
13 Bogen 8. eleg. brosch. Preis 3 Fr.

Aus diesem mit der bekannten Schärfe des geistreichen Verfassers der „Freiherren von Regensberg" geschriebenen interessanten Buche, welches die Mängel und Gebrechen der französischen Verwaltung in Algerien so zu sagen mit dem Secirmesser blosslegt, citirte Napoleon III. bei Gelegenheit einer dort gehaltenen Rede wortlich volle 16 Zeilen.

Verlag von **Enslin** in Berlin.

Soeben erschien:

Die chronische Lungenschwindsucht

und Tuberkulose der Lunge,

ihre Ursache und ihre Heilung.

Von

Dr. H. Brehmer.

Zweite umgearbeitete Auflage. **1 Thlr. 18 Sgr.**

Der Verfasser hat durch seine ausserordentlichen Heilresultate die Richtigkeit seiner rationellen Behandlungsweise bewiesen. Das Werk ist nicht nur für Aerzte, sondern auch jedem Laien verständlich.

Digitized by Google

Annoncen - Expedition

von

Haasenstein & Vogler

vermittelt in alle existirenden Zeitungen **Annoncen,**
berechnet weder Porto noch Provision, sondern nur die **Originalpreise,**
bewilligt je nach Maassgabe der Ordres zu vereinbarende hohe **Rabatte,**
liefert über alle Insertionen, ob gewünscht oder nicht, **Belege,**
erspart den Inserenten alle und jede **Spesen,**
besorgt bei Benutzung ausländischer Blätter correcte **Uebersetzungen,**
giebt auf Wunsch bereitwilligst vorherige **Kosten-Anschläge,**
versendet gratis und franco die neuesten und correctesten **Insertions-Tarife,**
garantirt für alle Fälle die strengste **Discretion.**

Special-Agenten
aller Hauptblätter der Schweiz, Schwedens, Norwegens und Dänemarks.

Pächter
grosser in- u. ausländischer Zeitungen, u. A.: „Presse", „Vorstadt-Zeitung" in Wien, „Deutsche Allgemeine Zeitung" in Leipzig, „Indépendance belge" in Brüssel, „Hollandsche Illustratie" in Amstardam u. s. w.

Alleinige Vertreter
der grossen Pariser und der bedeutendsten französischen Provinzialblätter.

DOMICILE

der überall gleichlautenden Firma:

Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M., Leipzig, (Dresden), Breslau, Köln, Stuttgart, Wien, Basel, Zürich, Genf (St. Gallen).

FEBRUAR] Verlag von Dietrich Reimer in Berlin. [1870.

Anhaltische Strasse No. 12.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

ZEITSCHRIFT DER GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE ZU BERLIN.

Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde,
im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. 1869. Vierter Band. 41¾ Bogen und 8 Karten.

Complet in Umschlag geheftet, Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

☞ Ein ausführlicher Prospect mit Uebersicht des Inhaltes der letzten 4 Bände, welche complet in Umschlag geheftet à 2 Thlr. 20 Sgr. zu beziehen sind, ist in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

ZEITSCHRIFT DER GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE ZU BERLIN.

1870. Fünfter Band. Erstes Heft mit 2 Karten. Preis für 6 Hefte von ca. 40 Bogen und 6—8 Karten 3 Thlr. 10 Sgr.

STRECKER-KIEPERT, Beiträge zur geographischen Erklärung des Rückzuges der Zehntausend durch das Armenische Land. (Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde, 4. Band.) Mit einer grossen Karte von Hoch-Armenien von W. Strecker, Oberst in k. Türkischen Diensten. Geheftet. Preis 15 Sgr.

Verlag von Carl Hoffmann in Stuttgart.

Bibliothek
Classischer Romane
des Auslandes.

Brosch. oder gebunden in rothe Leinwand mit Goldtitel. — Jeder Einband eines Bandes kostet bei Abnahme eines completen Schriftstellers ca. 3 Sgr. oder 18 kr. S.

Boz Romane, vollständig in 25 Bdn. — 15 Thlr. 18 Sgr. = 23 fl. 24 kr. S. oder in 156 Lieferungen, à 3 Sgr. = 9 kr. S. Jeder Roman einzeln kostet:

1. Harte Zeiten, à 15 Sgr. = 45 kr. S.
2. Pickwickier, à 27 Sgr. = 1 fl 21 kr. S
3., 4. Copperfield (2 Bde.), zus. à 1 Thlr. 6 Sgr. = 1 fl. 48 kr. S
5., 6. Bleakhaus (2 Bde.), zus. à 1 Thlr. 9 Sgr. = 1 fl. 57 kr. S.
7. Oliver Twist, à 21 Sgr. = 1 fl. 3 kr. S.
8., 9. Chuzzlewit (2 Bde.), zus. à 1 Thlr. 9 Sgr. = 1 fl. 57 kr. S.
10., 11. Dombey (2 Bde.), zus à 1 Thlr. 12 Sgr. = 2 fl. 6 kr. S.
12., 13. Humphrey (2 Bde.), zus. à 1 Thlr. = 1 fl. 30 kr. S.
14. bis 16. Nic. Nickleby (3 Bde.), zus. à 1 Thlr. 12 Sgr. = 2 fl. 6 kr. S.
17., 18. Barnaby Rudge (2 Bde.), zus. à 1 Thlr. 3 Sgr. = 1 fl. 39 kr. S.
19. Londoner Skizzen, à 24 Sgr. = 1 fl. 12 kr. S.
20., 21. Klein Dorrit (2 Bde.), zus. à 1 Thlr. 15 Sgr. = 2 fl. 15 kr. S.
22. Zwei Städte, à 18 Sgr. = 54 kr. S.
23. Grosse Erwartungen, à 24 Sgr = 1 fl. 12 kr. S.
24., 25. Unser gemeinschaftlicher Freund (2 Bde.), zus. à 1 Thlr. 6 Sgr. = 1 fl. 48 kr. S.

Bulwer Romane, vollständig in 22 Bdn. — à 12 Thlr. 21 Sgr. = 19 fl. 3 kr. S. oder in 127 Lieferungen, à 3 Sgr. = 9 kr. S. Jeder Roman einzeln kostet:

1. Eine seltsame Geschichte, à 21 Sgr. = 1 fl. 3 kr. S.
2. Lucretia, à 18 Sgr. = 54 kr. S.
3. Pelham, à 18 Sgr. = 54 kr. S.
4. Nacht und Morgen, à 18 Sgr. = 54 kr. S.
5. Paul Clifford, à 18 Sgr. = 54 kr. S.
6. Ernst Maltravers, à 15 Sgr. = 45 kr. S.
7. Alice oder die Geheimnisse, à 15 Sgr. = 45 kr. S.
8. Eugen Aram, à 15 Sgr. = 45 kr S.
9. Der Verstossene, à 18 Sgr. = 54 kr. S
10. Die Castons, à 24 Sgr. = 1 fl. 12 kr. S.
11. Godolphin, à 12 Sgr. = 36 kr. S.
12. Deverena, à 18 Sgr. = 54 kr. S.
13. Rienzi, à 18 Sgr. = 54 kr. S.
14. Die letzten Tage von Pompeji, à 15 Sgr. = 45 kr. S.
15. Zanoni, à 15 Sgr. = 45 kr. S.
16. Pilger am Rhein, Falkland, Leila, à 18 Sgr = 54 kr.
17., 18. Der letzte der Barone (2 Bde.), zus. à 24 Sgr. = 1 fl. 12 kr. S.
19., 20. Was wird er damit machen? (2 Bde.), zus. à 1 Thlr. 6 Sgr. = 1 fl. 48 kr. S.
21., 22. Meine Novelle (2 Bde.), aus. à 1 Thlr. 15 Sgr. = 2 fl. 15 kr. S.

Cooper Romane, vollständig in 30 Bdn. — 15 Thlr. = 27 fl. S. oder in 160 Liefergn. à 3 Sgr. = 9 kr. S. Jeder Roman einzeln kostet à 15 Sgr. = 54 kr. S. und zwar:

1. Der letzte Mohikan — 2. Der Pfadfinder. — 3. Die Ansiedler. — 4. Die Prairie. — 5. Der Lootse. — 6. Der Spion. — 7. Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boston. — 8. Der rothe Freibeuter. — 9. Die Beweinte von Wish-Ton-Wish. — 10. Die Wassernixe. — 11. Donna Mercedes von Castilien. — 12. Der Wildtödter. — 13. Die beiden Admirale. — 14. Der Irrwisch oder der Kaper. — 15. Der Bravo. — 16. Wyandotté oder das Blockhaus. — 17. Ned Myers. — 18. Miles Wallingford's Abentener zu Land und aur See. — 19. Lucy Hardinge. — 20. Die Heidenmauer. — 21. Die Heimkehr oder die Verfolgung. — 22. Eva Effinghum oder die Heimath. — 23. Der Scharfrichter oder die Winzerabtei. — 24. Satanszehe. — 25. Der Kettenträger. — 26. Ravensnest oder die Rothhäute. — 27. Marks Riff oder der Krater. — 28. Kapitän Spike. — 29. Seelöwen. — 30. Bienenjäger.

Marryat Romane, vollständig in 20 Bdn. — 11 Thlr. 18 Sgr. = 20 fl. 24 kr. S. oder in 102 Lieferungen, à 4 Sgr. = 12 kr. S. Jeder Roman einzeln kostet:

1. Peter Simpel, à 28 Sgr. = 1 fl. 24 kr. S.
2. Percival Keene, à 20 Sgr. = 1 fl. 8.
3. Japhet, à 20 Sgr. = 1 fl. 8.
4. Jacob Ehrlich, à 20 Sgr. = 1 fl. 8.
5. Frank Mildmay (Flotten-Officier), à 20 Sgr. = 1 fl. 8.
6. Pirat und Kutter, à 12 Sgr. = 36 kr. S.
7. Joseph Rushbrook, à 20 Sgr. = 1 fl. 8
8. Königs-Eigen, à 24 Sgr. = 1 fl. 12 kr. S.
9. Easy, à 20 Sgr. = 1 fl. 8.
10. Fliegender Holländer, à 20 Sgr. = 1 fl. 8.
11. Newton Forster, à 20 Sgr. = 1 fl. 8.
12. Rattlin der Reffer, à 24 Sgr. = 1 fl. 12 kr. S
13. Armer Jack, à 20 Sgr. = 1 fl. 8.
14. Commodore, à 20 Sgr = 1 fl. 8.
15. Snarleyyow, à 20 Sgr. = 1 fl. 8.
16. Troughton, à 24 Sgr. = 1 fl. 12 kr. S.
17. Henry Morgan, à 24 Sgr. = 1 fl. 12 kr. S
18. Sendung, à 16 Sgr. = 48 kr. S.
19. Pascha, à 20 Sgr. = 1 fl. S.
20. Caperschiffer, à 16 Sgr. = 48 kr. S.

Scott Romane, vollständig in 25 Bdn. — 12 Thlr. = 21 fl. 36 kr. S. oder in 144 Lieferungen, à 3 Sgr. = 9 kr. S. Jeder Roman einzeln kostet 15 Sgr. = 54 kr. S. und zwar:

1. Waverley. — 2. Robin der Rothe. — 3. Der Pirat. — 4. Das Kloster. — 5. Der Abt. — 6. Quentin Durward. — 7. Guy Mannering. — 8. Kenilworth. — 9. Der Alterthümler. — 10. Der Kerker. — 11. Die Schwärmer. — 12. Nigels Schicksale — 13. Der Talisman. — 14. Ivanhoe. — 15. Das Mädchen von Perth. — 16. Brant von Lammermoor. — 17. Graf Robert von Paris. — 18. Anna von Geierstein. — 19. Woodstock. — 20. Montrose und Der schwarze Zwerg. — 21. Peveril vom Gipfel. — 22. Redgauntlet. — 23. St Ronans-Brunnen. — 24. Die Verlobten. — 25. Das gefährliche Schloss und Chronik von Canongate.

Warren gesammelte Werke, vollständig in 6 Bänden. — 4 Thlr. = 7 fl. 12 kr. S. Jeder Roman einzeln kostet pro Band 20 Sgr. = 1 fl. 12 kr. S., und zwar:

1., 2. (2 Bde.) Tagebuch eines Arztes.
3., 4. u. 5. (3 Bde.) Zehntausend Pfund Renten.
6. Jetzt und Einst.

Im Verlage der Bahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Länder an der unteren Donau und Konstantinopel.

Reise-Erinnerungen aus dem Herbst 1868 von

Dr. W. Brennecke,

Director der Realschule zu Posen.

gr. 8 geh. 24 Sgr

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Mittheilungen aus Japan.

I.

Literatur der Japaner. — Volksbücher. — Declamatoren und Sängerinnen. — Romantische Sagen und Heldenerzählungen. — Verehrung alter Bäume. — Bäume und Thiere haben eine Menschenseele. — Kanasawa. — Eine japanische Herberge.

Die Japaner haben außer ihrer gelehrten Literatur auch eine ungemein ausgedehnte und umfassende Volksliteratur. Von uns ist schon früher einmal darauf hingewiesen worden, daß sie auch Uebersetzungen europäischer Werke besitzen, namentlich über Länder- und Völkerkunde, Astronomie, über fast alle Zweige der Naturwissenschaften, Medicin und Kriegskunst. Die Bücher finden bei der Lust zum Lesen, welche bei allen Classen angetroffen wird, einen großen Absatz und sind erstaunlich wohlfeil. Selbst die Soldaten auf der Wache lesen, ebenso Frauen, Mädchen und Kinder auch der unteren Stände. Zahlreich sind die Encyclopädien, die Werke über Künste und Gewerbe, Atlanten und Städtepläne, und die meisten Bücher sind reich mit Illustrationen versehen, die mehr oder weniger künstlerischen Werth haben. In den Werken über die Landesgeschichte fehlt eine bildliche Darstellung des Mikado nicht; aber allemal so, wie er in alten Zeiten gewesen ist. Diese Zeichnung scheint traditionell zu sein. (S. 214.)

In der Romanliteratur, in Novellen und Erzählungen unterscheiden die Japaner zweierlei Arten von Stil. Ein poetisch oder lyrisch begabtes Volk sind sie nicht, aber an Phantasie fehlt es ihnen keineswegs; ihre Bilder zeigen, daß sie sich in phantastischen Auffassungen gefallen und bildliche Allegorien sehr lieben. So stellen sie auch die beiden Stilarten allegorisch dar. Der noble Stil schauet, wie unsere Illustration zeigt, hochnasig und vornehm in die Welt hinaus und giebt sich eine vornehme Miene; der populäre Stil hat ein krankes Bein, stützt sich auf einen Krückstock und sieht dreist und etwas grimmig aus.

Das Volk läßt sich gern Geschichten erzählen. Sobald in Yedda die Tagesarbeiten eingestellt worden sind und die Handelsgeschäfte ruhen, finden sich auf Kreuzwegen und bei den Werften Gruppen von Männern, Frauen und Kindern zusammen und bilden einen Halbkreis um ein an der Mauer aufgeschlagenes Gerüst, auf welchem ein Erzähler von Handwerk steht, ein Declamator, wie wir sagen würden. Er trägt seine Sachen mit viel Emphase vor, während seine Mimik eine sehr gemessene ist. Die Rede unterbricht er manchmal, um eine Tasse Thee zu trinken und ein paar Züge aus seiner Tabackspfeife zu thun. Während einer solchen Pause rauchen auch seine Zuhörer, machen Scherze und unterhalten sich über das, was der Declamator gesagt hat. Bald nachher macht dieser eine Verbeugung vor seinem hochverehrten Publicum und erzählt seine Geschichte weiter oder fängt eine neue an.

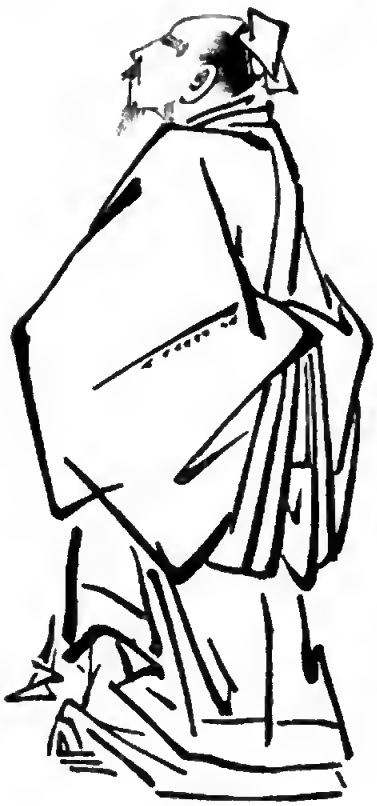
Sehr häufig treten auch Sängerinnen auf. Sie geben unter der Veranda eines Theehauses, im Hofe der Herbergen oder auch auf einem freien Platze ihre Romanzen oder Couplets zum Besten. Eine Sängerin, welche allein ihre Par-

Digitized by Google

träge hält, hat insgemein ein kleines Pult vor sich, auf welchem ein Textbuch liegt, und begleitet ihren Gesang mit dem Samsin, der japanischen Zither, die nur drei Saiten hat und für uns Europäer nicht harmonisch klingt. Die Saiten werden mit einem Elfenbeinstäbchen geschlagen.

Sängerinnen, welche sich Ruf erworben haben, treten zu dreien oder vieren auf; sie begleiten sich nicht selber, sondern haben ihr eigenes Orchester. Dasselbe besteht gewöhnlich aus einigen Zithern, einer Art Violoncell, das, je nachdem es mit dem Bogen gestrichen wird oder nicht, Kokiu oder Biwa genannt wird, und aus dem Gotto, einer großen Harfe, deren Saiten der Länge nach auf einen Kasten gespannt werden, welcher den Resonanzboden bildet und am Boden liegt. Der Musiker kann dieses Instrument nur spielen, wenn er an den drei ersten Fingern der rechten Hand künstliche Nägel aus Knochen oder Elfenbein befestigt hat.

Der Schweizer Humbert bemerkt, daß diese Production zugleich ein dramatisches und musikalisches Interesse für ihn hatte und einen recht angenehmen Eindruck namentlich dann machte, wenn die Sängerinnen an einem lauen Sommerabend unter einem mit bunten Laternen behängten Bambusschuppen saßen. Oft und gern ging er an die lange Yetaibrücke, welche oberhalb des Hafens der Kaufmannsdschonken über den Ogawa führt und die Bürgerstadt mit dem Stadtviertel Hondscho verbindet. Aus der Ferne vernahm er das Gemurmel der Spaziergänger, in der Nähe Saitenspiel und Gesang; kein Wagengerassel störte, und er wurde allemal unwillkürlich an venetianische Abende erinnert. Den Ogawa



Der noble Stil.

Der populäre Stil.

vergleicht er mit dem Canal grande. Die Zugänge der Brücken sind die Punkte, wo die japanischen Bürger erscheinen, um sich zu unterhalten, und sie sind den Plätzen in Venedig vergleichbar. An jedem Abende strömt eine große Menschenmenge zusammen, aber nie entsteht eine Unordnung, und Polizeiaufsicht ist ganz überflüssig; der Bürger von Yeddo beträgt sich wie ein Großstädter, der da weiß, was es heißt, sich richtig und angemessen aufzuführen.

Oberhalb der langen Adsumabrücke wird der große Strom als Semida-Gawa bezeichnet, und weiterhin beginnt das Freie mit Feldern, Dörfern, Wein- und Obstgärten und Theehäusern. Die ganze Gegend ist trefflich angebaut, und der Bürger von Yeddo besucht gerade sie mit Vorliebe. Dort findet er bei der Riogokubrücke Alles, was er wünscht, um sich zu erholen, zu zerstreuen und zu ergötzen. Der Strom ist dort nicht mehr tief genug, um Handelsfahrzeuge zu tragen, aber so breit, daß leichtere Barken sich auf ihm bequem nach allen Richtungen hin bewegen können. An heiteren Sommerabenden sieht man dort große Flöße sich bewegen, auf welchen Feuerwerke abgebrannt werden; dort fahren auch unzählige Gondeln mit bunten Laternen hin und her, große, mit Flaggen und Wimpeln behängte breite Schiffe ziehen langsam auf und ab; auf ihnen haben sich befreundete Familien versammelt, um die Abendkühle zu genießen, und auch hier fehlen Gesang und Musik nicht. Auf der Brücke und am Ufer bewegt sich eine unzählige Menge von Spaziergängern, und das Ganze erinnert lebhaft an eine venetianische Fantasia.

Uebrigens gehören jene Familien- oder Gesellschaftsbarken, welche sich auf dem Semida-Gawa bewegen, den Besitzern respectabler Theegärten, welche dieselben an eine Partie oder an mehrere auf Zeit vermiethen; sie liefern auch allerlei

Digitized by Google

Erfrischungen und stellen die Musikanten. Alles geht in der besten Ordnung her, und man darf diese Fahrzeuge nicht mit den berüchtigten Blumenbooten der chinesischen Häfen vergleichen.

Humbert bekam von einem ihm befreundeten Beamten eine große Menge von Büchern, welche in die Volksliteratur einschlugen, namentlich moralische Erzählungen, historische Anekdoten, Legenden und Wundergeschichten. Fast alle waren illustrirt. In Bezug auf unglaubliche Dinge, welche von gewaltigen Helden verübt worden sind, können die Japaner dreist mit Ariosto in die Schranken treten. Die Recken des italienischen Dichters reichen jenen im Inselstaate des Sonnenaufgangs kaum das Wasser.

Asahino Sabro sprengt mit seinem Schlachtrosse gegen eine Schaar von Feinden an, packt mit der rechten Hand einen eisengepanzerten Krieger, welchen er in der Luft herumdreht, und weit hinwegschleudert, während er mit der Linken vermöge eines einzigen Keulenschlages zwei andere

Japanischer Schreiber.

Soldaten zu Boden schlägt, so daß sie flugs maustodt daliegen.

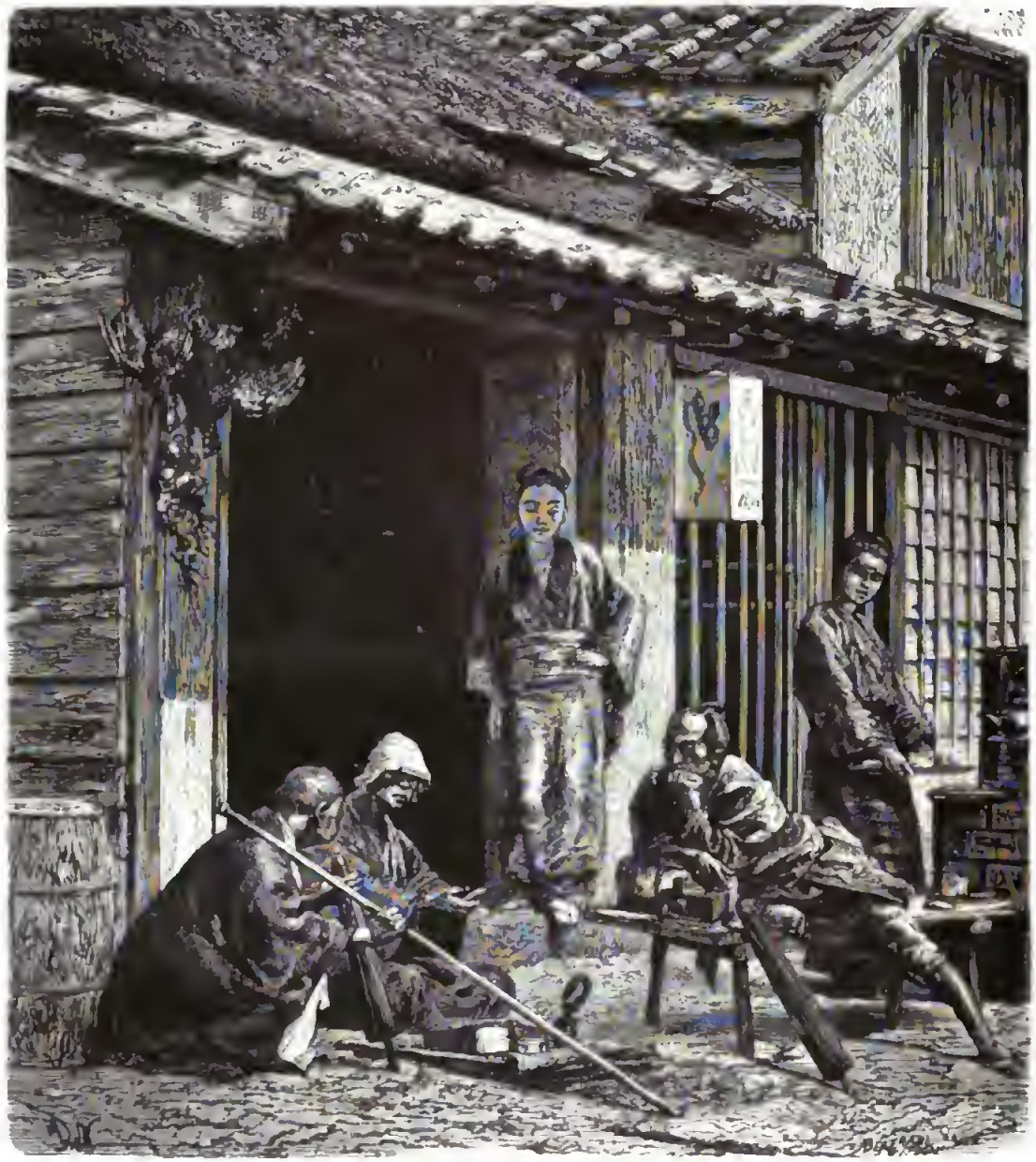
Nitan Nosiro ist ein gewaltiger Jäger. Er springt rittlings auf den Rücken eines gewaltigen Ebers, der schon einige seiner Gefährten mit seinen gewaltigen Hauern ums Leben gebracht hat. Er packt von oben herab die beiden Vorderbeine des Monstrums und stößt ihm dann gemächlich das Jagdmesser in den Nacken.

Susigeh war Stallmeister eines Mikado. Als er sah, daß einige seiner Kameraden um ein Damenbrett herumsaßen, rannte er seinem Gaule beide Sporen in die Weichen, und siehe da, das Pferd sprang mitten auf das Brett und stand dort unbeweglich auf seinen Hinterbeinen, während der Reiter wie angenagelt saß.

Auch Odysseus wird in Schatten gestellt. Als General Tametomo die Insel Fatsisio eroberte, wollte er wo möglich kein Blut vergießen. Um den Feinden zu beweisen, daß jeder Widerstand von ihrer Seite vergeblich sein werde, ließ

er zwei ihrer berühmteſten Krieger vor ſich entbieten. Nachdem er ruhig auf einem Felsblocke Platz genommen hatte, reichte er ihnen ſeinen Bogen und fragte, ob ſie ihn zu ſpannen vermöchten. Sie gaben ſich alle mögliche Mühe, aber vergeblich. Da nahm ihn Tametomo zurück, ſpannte ihn mit der größten Leichtigkeit und ſchoß einen Pfeil ſo hoch, daß derſelbe ſich in den Wolken verlor.

Bei wir wollen ſagen romantiſchen Schilderungen dieſer Art wird ſehr darauf geſehen, daß der noble Stil zur Geltung komme.

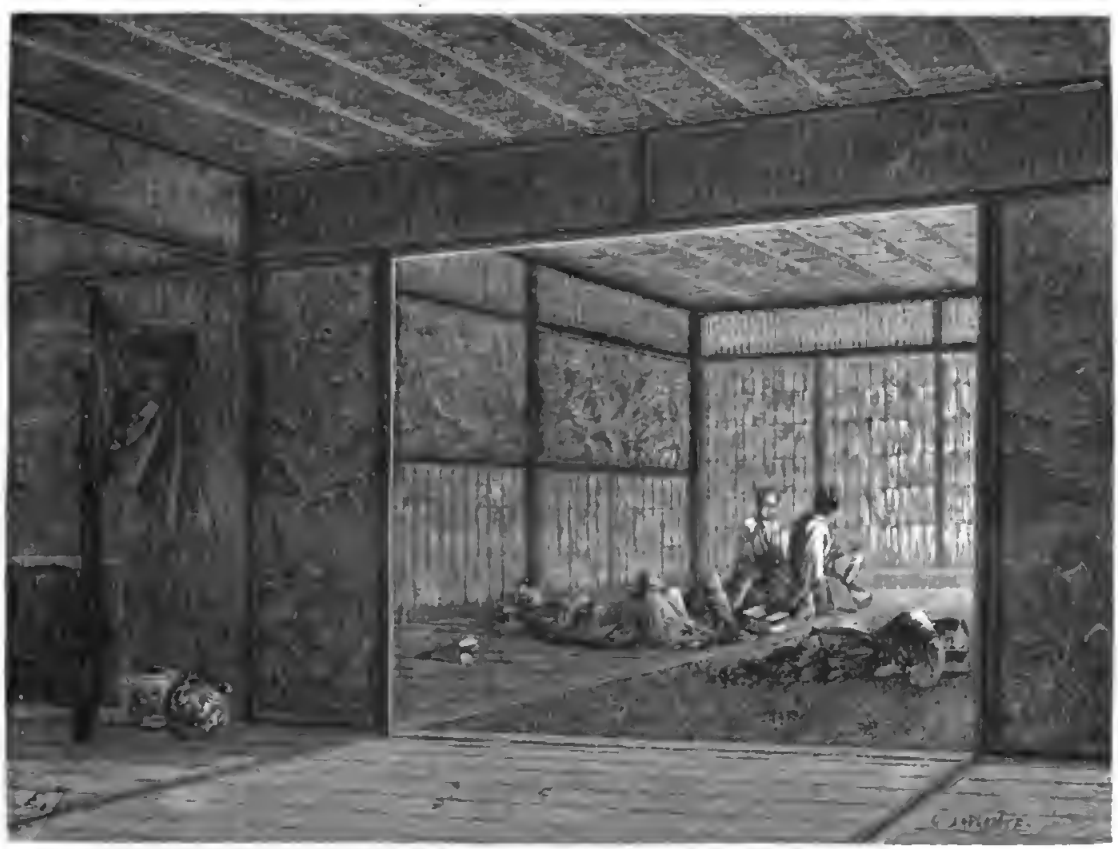


Im Vorhof einer japaniſchen Herberge.

Sehr beliebt beim Volk iſt ein Bild, welches einen alten Mann darſtellt, welcher ein Kratzeiſen, wie man es beim Losreißen von Auſtern und Seemuſcheln gebraucht, in der Hand hält; neben ihm ſteht eine alte Frau mit einem Beſen. Sie ſitzen oder ſtehen neben einer alten Ceder; dieſe iſt hohl und ſcheint dem Paare als Wohnung zu dienen. Ein Dolmetſcher ſagt, daß das Volk, namentlich auf dem Lande, in dem Paare die erſten Menſchen ſähe, ſo wie die Juden und Chriſten in ihrem Adam und ihrer Eva. Neben dem Paare ſieht man oft auch eine Schildkröte und einen Kranich, alſo zwei Thiere, die langes Leben haben und für glückſelig erachtet werden. Bei Hochzeiten fehlen der gute Alte und ſeine brave Frau niemals; entweder ſtellt man ſie im Bilde hin oder als Zuckergebäck; ſie gelten als Sinnbilder dauernder Zuneigung. Als Sinnbild für unglückliche Ehen gilt der Baum Enoki, welcher auf dem Grabe der erſten Japanerin

wuchs, die ſich van ihrem Manne geſchieden hatte. Wenn zwei Eheleute ihre Gemeinſchaft aufheben wollen, dann braucht nur der eine wie der andere Theil, jeder für ſich, ganz heimlich an einen ſolchen Baum zu gehen und dart zu gelaben, daß eine Trennung ſtattfinden ſolle. Eine ſolche läßt dann ouch nicht auf ſich warten, und insgemein iſt der Mann dankbar dafür, doß er ſeine unbequeme Ehehälfte losgeworden. Zum Dante hängt er eine Votivtafel an den Baum, auf welcher ein Mann und eine Frau bildlich dargeſtellt ſind, wie ſie einander den Rücken zulehren.

Die Verehrung der Bäume ſteht, beiläufig bemerkt, bei den Japanern in hohen Ehren; ſie legen insbeſandere ouf recht alte Bäume graßen Werth. Als der Fürſt van Yomato eine große Anzahl neuer Hausgeräthe verfertigen laſſen wollte, gab er Befehl, die herrlichſte Ceder ſeines Parks umznhauen, weil das ſchäne Holz derſelben zu den Möbeln verwondt werden ſollte. Als aber die Arbeiter ans Werk gingen, ſprang die Art an der Rinde ab, und an jeder Stelle, wahin ein Schlag fiel, quoll Blut hervor. Denn, ſo weiß die Sage ferner, jeder alte Baum hat eine Seele, ſo gut wie die Menſchen und die Götter; auch Thiere, welche es zu einem ſehr hohen Alter bringen, bekommen eine menſchliche Seele und übernatürliche Eigenſchaften. Ein bejahrter Iltis kann aus den Bergen Wind und Wollen heradrufen, auch ſiud Hagel und Regen ihm zu Willen und er lann auf den Flügeln des Sturmwindes reiten. Ein Reiſender, welcher gerade unterwegs iſt, geht wohl tapfer und rüſtig dem Unwetter entgegen, es trifft ſich aber zuweilen, daß ſein Geſicht ihn



Schlafzimmer in einer japaniſchen Herberge.

ſchuerzt, als habe er Meſſerſtiche bekommen. Daran ſind die Krollen des im Sturme varüberſauſenden Iltis ſchuld. — Alte Fröſche, die am Ufer der Teiche ſitzen, laſſen feuchte Nebel auf die Augen ſolcher Landleute ſollen, die ſich verſpätet haben. Dieſe glanben dann die Dächer ihres Dorfes zu ſehen, ober ſie täuſchen ſich nnd werden in einen Sumpf gelockt. — Der Silberfaſan, Yamitoro, macht ſich aus ſeinem Gefieder einen Spiegel, hält ſich für unverwundbar und fliegt deshalb vor keinem Jäger fart. Wehe einem ſolchen, wenn er den Vogel verfolgt! Er wird in ein Dickicht gelockt, ans welchem er keinen Ausweg finden kann, und muß umkammen. — Die Wölfe können ſich verwondeln. Da war einer, welcher longe Zeit der Menſchheit großen Schreck eingejagt und auch ſonſt vielen Schaden gethan hatte. Plötzlich verſchwand er, und die Straße war nun ſicher vor ihm. Die Wanderer ſahen dann an jedem Abend bei einem Walde ein ſehr ſchönes Mädchen, das in der Hond eine mit Roſen bemolte Laterne trug. Man ſprach bald weit und breit van der Roſenjungfrau, die ein ſa freundliches Geſicht machte. Aber man überzeugte ſich auch, doß Alle, welche ihr in den Wald folgten, eine Beute des gierigen Wolfes wurden. Da wor auch noch ein anderes Mädchen, das an Liebreiz ſeines Gleichen nicht hatte; als man es aber einmal recht genau beſah, ſtellte ſich heraus, daß es eine wahre Teufelin ſei.

Der hahe Berg Tadeyama hot auf ſeinem Gipfel einen Krater, der mit Menſchenblut gefüllt iſt, und dieſes kocht und ſiedet unouſhörlich. Die Bonzen wiſſen gonz genau, daß dieſer Krater eine Abtheilung der Hölle ſei. — Die Seelen der Geizhälſe müſſen wieder auf die Erde zurückkammen; ſie wollen nach ihren zurückgelaſſenen Schätzen ſehen, müſſen

aber zu ihrem Verdruß finden, daß dieſelben verſchwunden ſind. Da war einmal ein ſehr reiches Frauenzimmer, das aus Geiz keinen Mann nehmen wollte. Als dieſe Perſon ſtarb, kam die nachgelaſſene Habe an ihre Schweſtern. Die eine derſelben trug ein Kleid aus der Garderobe der Verſtorbenen, das ſie Abends in ihrem Schlafzimmer an einen Kleiderhakter hing. Da hat ſie einmal geſehen, daß ein langer, fleiſchloſer Arm aus dem Kleiderärmel hervorkam. Selbſtmörderinnen, die ſich in einem Brunnen erſäuft haben, müſſen in der Luft umherfliegen, allemal mit dem Kopfe nach unten.

Erzählungen ſolcher Art kommen in unzähliger Menge vor. Die hiſtoriſchen Erzählungen haben natürlich ein ernſthafteres Gepräge, an Uebertreibungen fehlt es jedoch bei ihnen auch nicht.

Weiter oben wurde geſagt, daß Märchenerzähler und Sängerinnen auch die Gaſthöfe und Herbergen auf dem Lande beſuchen. Nicht ſelten gehen wohlhabende Bürger mit ihren Familien für einige Zeit nach einem ruhigen Dorfe, um Sommerfriſche zu halten, in ähnlicher Weiſe wie das bei uns der Fall iſt. Sie finden eine Menge hübſch gelegener Punkte und gute Herbergen zur Auswahl. Die angenehmſte Jahreszeit iſt im mittlern Nippon von der Mitte des Juni bis weit in den Juli hinein. Dann kommt Sturm nur ausnahmsweiſe vor. Der aufmerkſame Beobachter kann genau verfolgen, wie das Unwetter am Fuſi yama ſich bildet und drohend in die Bucht von Yeddo hinabrückt. Nach einigen wenigen, aber ſehr heftigen Donnerſchlägen zieht es dann auf die hohe See hinaus und läßt mehrere prächtige Regenbogen zurück. Gleich nachher iſt der ganze Himmel rein und vom tiefſten Blau.

Für eine Sommerfriſche iſt Kanafawa ſehr geeignet. Dieſes Dorf liegt etwa zwei Meilen ſüdlich von Yokohama; eine gute Landſtraße führt dorthin, doch iſt es angenehmer,

Der Kaiſer von Japan in alten Zeiten.

auf dem Waſſer zu fahren, namentlich an einem ſternhellen Abend bei Mondſchein.

Die Fiſcher, welche ihre Barken am Stronde befeſtigt haben, ſingen eintönig, aber in einem, man könnte ſagen, ſeufzenden Tacte ihr Gebet, das da lautet: „Amida, erbarme dich unſer!“ Dieſe Worte müſſen eine gewiſſe Zeit ohne alle Unterbrechung wiederholt werden.

Die Ruderer ſtehen zu zweien auf jeder Seite am Hintertheile des Schiffes und haben lange, ſtarke Ruder, welchen ſie, nach Art der venetianiſchen Gondoliere, eine halb rotirende Bewegung geben. Ein fünfter Mann, der gewöhnlich Eigenthümer der Barke iſt, handhabt das Steuer. Die Ruderer muntern einander dadurch an, daß ſie langgezogene Pfiffe durch die Zähne hören laſſen.

Kanafawa bietet mit ſeinen weißen Häuſern, die ſich von den bewaldeten Hügeln ſcharf abheben, einen ſehr freundlichen Anblick, und von manchem Punkte hat man entzückende Ausſichten. Die Japaner haben viel Naturſinn und wiſſen ſchöne Gegenden vollkommen zu würdigen. Sie bauen an dem hübſcheſten Punkte eine Capelle, ein Theehaus oder eine Ruheſtätte, welche Obdach gewährt.

Die Herberge, in welcher Humbert abſtieg, lag am Hafen, und wurde von mancherlei Gäſten beſucht. Unſere Illuſtrationen zeigen, wie es im Vorhofe derſelben ausſah, und wie die Gäſte im Schlafzimmer der Ruhe pflegen. Sie liegen auf Matten, und dem Kopfe dient ein concav ausgeſchnitzter Klotz als Stütze. Matratzen und Decken ſind während der Sommermonate überflüſſig; die erſteren werden durch Matten erſetzt und ſtatt der letzteren reichen die Kleider aus. Den Europäern hatte man eine geräumige Gallerie im obern Stock angewieſen, und ſie richteten ſich ganz behaglich ein, obwohl das geſammte Meublement aus einigen Stützen,

Digitized by Google

zwei Bänken und einigen Brettern beſtand. Aus den Stützen und dieſen Beettern ſtellten ſie eine Speiſetafel her; ſie packten die mitgebrachten Vorräthe aus, und der Wirth ließ durch zwei hübſche Dienerinnen, die ſehe ſauber gekleidet waeen, gebackene Fiſche, Soya, Thee, Reis und Saki auftragen. Nach Tiſche ſtellten ſich die Kinder der Familie vor; ſie freuten ſich ſehr, als ſie einige Stückchen raffinirten Zuckees bekamen; in Japan iſt nur Rohzucker im Gebrauche, der von den Liukiu-Inſeln gebracht wird.

Am andern Tage beſuchten die Europäer ein Theehaus in Kanaſawa, das ganz vortrefflich eingerichtet wae. Die Wirthin zeigte ihnen eine große Menge japaniſcher Landſchaftsbilder, und der Wirth lud ſie ein, mit ihm nach ſeinem Fiſchweiher zu gehen. Derſelbe bildete ein wahees Steinlabyrinth, ſtand mit dem Meere in Verbindung, war aber gegen allen Wellenſchlag geſichert. Die Auswahl von Fiſchen wae beträchtlich, und das Mittageſſen ein wahrer Triumph der Ichthyophagie: Suppe, Gekochtes, Gebeatenes, Gedämpftes, Gebackenes, Alles von Fiſch und jedes von einem andern Fiſch. Auch Schnitten rohen Fiſches fehlten nicht; ſie waren ganz zart und wurden in Soya getunkt.

Nach Tiſche wurde eine Profeſſoein der Muſik entboten, eine Freundin und Nachbarin der Wirthsfrau. Sie nahm mit feinſtem Anſtande bei den Europäern Platz. Einer derſelben blies Flöte, und die Profeſſorin begleitete die Melodie, nachdem ſie die Stücke einige Mal gehört hatte, nicht nur correct auf ihrer Samſin, ſondern reproducirte ſie dann auch ſelbſtändig.

Die Schlachtfelder Paraguays.

Nach **Richard Burton.**

Das Trauerſpiel in Südamerika iſt nun zu Ende. Nachdem die Braſilianer ſchon ſeit Jahren wiederholt die „gänzliche Vernichtung“ des grauſamen Dictators Lopez angekündigt, dieſer aber trotz aller gegen ihn aufgewendeten Macht, trotz äußerſt geringer Hülfsmittel ſich immer noch tapfer zu halten wußte, iſt er nun doch der gegen ihn ins Feld geführten Uebeemacht erlegen. General Camara, jetzt Visconde de Pelotas, war der glückliche braſilianiſche General, der dem Dictator den Todesſtoß verſetzte. Die Schlacht fand am 1. März 1870 am linken Ufer des Aquidaban oder Quidava ſtatt, eines Fluſſes, der von Oſten her ſtrömend etwa unter 23° ſüdl. Be. in den Paraguay mündet. Welch blutiges Schreckensregiment in der unglücklichen, zerrütteten Republik herrſchte, haben wir früher („Globus“ XV, S. 204) geſchildert; heute möge es uns geſtattet ſein, an der Hand eines kundigen Führers einen Rückblick auf den Krieg zu geben, der fünf Jahre lang Südamerika in Athem erhielt und auch Europas Aufmerkſamkeit in nicht geringem Grade feſſelte.

Capitän Richard Bueton, der unſeren Leſern wohlbekannte Mekkapilger und Entdecker des Tanganyika-Sees, gegenwärtig britiſcher Conſul in Damaskus, verwaltete bis voe Kurzem das Conſulat in der braſilianiſchen Stadt Santos. Von hier aus unternahm er Reiſen; ee beſuchte den San-Franciſco-Fluß und die oſtbraſilianiſchen Hochlande, und fuhr dann den Parana und Paraguay aufwärts. Seine Eindrücke und Erlebniſſe auf dieſer Reiſe hat er in einem Buche geſchildert, das jetzt gerade zur rechten Zeit kommt und den Titel führt: Letters from the Battlefields of Paraguay. (London. Tinsley Brothers 1870.) Im Folgenden dient es uns als Führer.

Burton ſchreibt: „Es war ein Kampf von Hunderten gegen Tauſende, in welchem das alte Steinſchloßgewehe gegen Spencer- und Enfieldbüchſen, rampunirte Kaeonaden gegen Witworth-Geſchütze, Flöße und Canoes gegen gepanzerte Dampfer, und Armuth und Unwiſſenheit gegen Reichthum und alle wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel des Krieges ſtritten. Dee paraguayitiſche Soldat hat ſich durch ſeinen Heldenmuth ſelber zu Grunde gerichtet. Die meiſten Ausländer ſind der Meinung, daß zwei Paeaguayiten drei Braſilianern völlig gewachſen waren; aber die Armee dee Braſilianer und ihrer Bundesgenoſſen wuede wiederholt eegänzt, während Paraguay ſeine ganze männliche Bevölkerung in den Krieg geſchickt hatte und mehe nicht leiſten konnte. Die Paraguayiten haben ſich durch ihe zähes Aushalten, ihre glänzende Tapferkeit und gleichmüthige Todesverachtung unvergänglichen Ruhm erworben, aber der erdrückenden Macht der Angreifer konnten ſie auf die Dauer damit nicht widerſtehen.“ Der Dictator Lopez hat einen Tod gefunden, der ehrenvoller iſt als ſein Leben, und die Ueberlebenden der männlichen Bevölkerung haben nun nichts mehr, wofür ſie kämpfen könnten, es ſei denn, daß ſie nun nach Landesſitte über die Frage, wer ihr nächſter Tyrann ſein ſolle, unter ſich in Streit geriethen.

Im Jahre 1865, dem erſten Kriegsjahre, verfuhr die paraguayitiſche Armee angriffsweiſe und erlitt Verluſte, welche die Verbündeten ermuthigten, im folgenden Jahee ſelbſt zum Angriff überzugehen. Dee von den Flüſſen Paraguay und Parana an ihrer Vereinigung gebildete Winkel war die Scene der wichtigſten kriegeriſchen Ereigniſſe. Wir erinnern daran, daß der Paraguayſtrom von Norden, der Parana von Oſten kommt. Die weltberühmte Feſtung Humaita liegt am Paeaguay, und weiter aufwärts an demſelben Strome Aſuncion, die Hauptſtadt der Republik Paraguay, welche von den Journaliſten von Buenos Ayees verächtlicherweiſe der „Wigwam des Kaziken Lopez“ genannt wuede.

Der Landſtrich zwiſchen den beiden Flüſſen beſteht aus Moraſt oder moraſtigem Waſſer und üppigem Sumpfdickicht; daher iſt er für eine Armee nahezu unpaſſirbae. Die wirklichen Schwierigkeiten eines Vormarſches nnd die Vorſicht — um einen milden Ausdruck zu gebrauchen — der Verbündeten hielt dieſe an jener Stromvereinigung faſt zwei Jahre lang feſt. In Betracht, daß Lopez ſich im Feuer allezeit unbehaglich fühlte, iſt die Tapferkeit, mit welcher ſeine hungernden und halbnackten Soldaten für ihn fochten, geradezu wunderbar.

An der ſeeähnlichen Mündung des Paeana liegt ein kleines Inſelchen, auf welchem die Braſilianer dem paeaguayitiſchen Fort von Itapiru gegenüber eine Batterie errichtet hatten. Dieſe Batterie wurde am 10. April 1866 von den Paraguayiten unter Oberſt Diaz angegriffen. Das Gefecht war hartnäckig. Von 25 Canoes wurden 15 in Grund gebohrt, und von 1200 Paeaguayiten kamen nur 400 verwundete Leute zurück. Es war die erſte jener tollkühnen Unternehmungen, in denen Lopez ſeine ihm fanatiſch erge-

Digitized by Google

benen Truppen hinopferte. Das Fort von Itapiru war mit zwei achtzölligen Geschützen armirt, und domit hielt es vierzig Tage lang die verbündete Armee und die brasilianische aus achtzehn Dampfkanonenbooten und vier Panzerschiffen bestehende Flotte im Schach. Dies Fort war der Schlüssel der Stellung, dennoch gob Lopez dasselbe sorglos preis. Den Paraguayfrom aufwärts kostete jede Meile Weges den Dampfern einen Monat Kampf. Bei Tuyuti, wo von dem Stromvereinigungspunkte an der erste feste Boden noch Norden hin sichtbar wird, liegen 10,000 Mann begroben, die Opfer von Cholera, Pocken und Fieber. So rasch starben die Soldaten hin, daß in diesem Wossergebiete kaum fester Boden genug zu ihrer Beerdigung zu finden war. In der Nähe liegen mehrere bedeutende Schlachtfelder. Bei Curuzu wurden die Verschanzungen der Paraguayiten von den Verbündeten erstürmt, die durch vier Fuß tiefes Wasser zum Angriff waten mußten. Nach dieser Schlappe ereignete es sich, daß Lopez, gerade als wenn er seine Soldaten nicht schnell genug durch das Feuer des Feindes verlieren könnte, ein Bataillon im wörtlichen Sinne decimiren ließ. Er hatte dem General Diaz den Verlust von Curuzu vorgeworfen und zur Antwort bekommen, daß kein General seine Leute am Fliehen zu hindern vermöge. Darauf nun mußte eines der straffälligen Bataillone in Linie aufmarschiren, und jeder zehnte Mann wurde herausgenommen und erschossen. Die Offiziere des Batoillons loosten unter sich, und diejenigen, welche die langen Grasholme zogen, wurden gleichfalls erschossen. Der Engländer Thompson erzählt in seinem Buche über Paraguay diese Geschichte mit dem Beifügen, daß er erst zwei Jahre nachdem sie sich ereignet, davon Kenntniß bekommen hade. Die Verbündeten unterließen es indeß, ihren Vortheil zu verfolgen, und so gelang es durch eine unter Thompson's Leitung eilig aufgeworfene Verschanzung, die Stellung von Curupaity zu retten. Dieser Thompfan, ein englischer Civilingenieur, wor von Lopez entweder überredet oder gezwungen worden, in diesem Kriege unter ihm im Ronge eines Oberstlieutenants zu dienen. Lopez half sich domals, indem er den Generälen der Verbündeten eine Conferenz vorschlug, die notürlich resultatlos blieb, und gewann damit zwei Tage, um die Befestigung von Curupoity auszuführen. Ein erfolgloser Sturmongriff der Verbündeten auf diese Werke kostete ihnen 5000 Mann. Der Verlust traf zum größten Theile die orgentinischen Truppen, welche sich auf das Wackerste durch knietiefen Moraft bis an die Gräben herangearbeitet hatten und dort entdeckten, daß sie ihre Sturmleitern vergessen hatten. Dieses Unglück erfüllte die argentinische Conföderation mit Wuth und Schmerz, und während der folgenden zehn Manate, vom September 1866 bis Juli 1867, enthielten sich die Verbündeten weiterer Operationen. Schließlich wurde Curupaity von den Paraguayiten geräumt. Alle diese Pasitionen woren nach einem und demselben Grundsatze ausgesucht. Die Poragnayiten wählten für ihre Stellung irgend einen Punkt, wo der Strom eingeengt und reißend vordeischoß, und etwa 50 bis 100 Ellen vom Stande ihrer Geschütze das tiefste Wasser zu finden war, so daß ein vordeifahrendes Schiff dem Feuer am meisten ausgesetzt sein mußte. Sie stellten ihre Geschütze auf eine hufeisenförmige Bodenerhöhung, die auf dem linken oder östlichen Flußufer einen einspringenden Winkel bildete. Die Bodenanschwellung, eine von der Natur seldst gebildete Feldverschonzung, wechselte zwischen 20 und 50 Fuß Höhe, und war nördlich wie südlich fast allenthalben von undurchdringlichem Sumpf und Flußdickicht gedeckt. Oberhalb Curupaity, auf dem rechten Ufer des Stromes, lagen zur Zeit, als Capitän Burton dort seinen Besuch abstattete, die Trümmer jener Canoes, in denen tollkühnerweise die Paraguayiten in der Nacht vom 2. März 1868 zwei brosilianische Panzerschiffe angegriffen hatten. Solche desperate Unternehmungen, ein Beweis heroischer Hingobe on die Sache des Lopez, wurden mehrmals, jedach stets erfolglos, wiederholt; sie nöthigten aber doch die Brasilianer, quer über den Fluß eine Schranke von Baumstämmen zu legen, die sie vor plötzlichen Ueberfällen schützen sollte. Allein umsonst. Eine paraguayitische Streitmacht von 1200 Mann, mit Säbeln und Handgranaten bewaffnet, wurde zu dem seltsomen Angriffe gegen die Panzerschiffe bestimmt; unter vielen Scherzen beschenkte sie Madame Lynch, die aus Irlond stommende Mätresse des Dictators, mit Cigarren, und hieß sie dann gehen und ihr ihre „Gepanzerten“ zurückbringen. Die Tollkühnen schifften sich in einer äußerst dunkeln Nacht auf 48 paarweise zusammengebundenen Canoes ein, deren jedes 25 Mann trug. Einige derselben trieb der reißende Strom an den Panzerfregatten vorüber oder mitten zwischen die feindliche Flotte. Aber ungefähr die Hälfte der Paragnayiten kom glücklich ans Ziel und sprang fast unbemerkt an Bord. Der Mannschaft der beiden Panzerschiffe gelang es, sich eiligst in den Raum und in ihre Thürme, wenn auch mit Verlust von etwo 50 Mann, zu flüchten. Die Paraguayiten versuchten, ihre Handgranaten in die Geschützluken zu werfen, und rannten auf Deck umher, wie eine Kotze vor einer Maus in der Falle. Die beiden Eisenschiffe waren auf diese Weise genommen. Inzwischen aber waren zwei weitere Panzerschiffe herangedompft und legten sich längsseits ihrer Cameraden, deren Decke sie mit Kartätschen reinfegten. Den überlebenden Paraguayiten blied nichts übrig, als der Versuch, sich durch Schwimmen zu retten. Es war die allgemeine Meinung, doß die Paraguayiten, wenn es ihnen gelungen wäre, auch nur ein einziges Panzerschiff wegzunehmen, damit den ganzen Strom geräumt haben würden. Hätte Lopez noch vor Beginn des Krieges aus Europa die von ihm bestellten Panzerschiffe bekommen, so könnte er heute der Herrscher eines großen Reiches sein. Das ist wenigstens Burton's Meinung, die wir nicht theilen.

Die Festung Humaita, welche die Verbündeten durch mehr als zwei Jahre in Schach hielt, war bei flüchtiger Betrachtung fast nicht auffindbar. Wie verschiedene bereits beschriebene Festungen lag sie auf einer gekrümmten Bank auf der östlichen Seite des Stromes; die Krümmung aber war ungewöhnlich hohl, zum Vortheil der Geschützwirkung und zum Nachtheil der Schifffahrt. Die sich 20 bis 30 Fuß über den Wasserspiegel erhebende ebene Bank war stromaufwärts wie abwärts von Sümpfen umgeben. Die sämmtlichen Linien von Humaita waren mit 180 Geschützen besetzt, wovon indeß kaum mehr ols ein Drittel diensttauglich waren. Einige derselben waren so mit Scharten und Beulen bedeckt, daß sie als Prellpfähle gedient haben mußten. Auch gab es da eine Anzahl altmodischer Geschützläufe, mit dem Wappen von Spanien und der Jahreszahl 1680. Die Räumung Humaitos durch die Paraguayiten fond im Juli 1868 statt. Die Ueberreste der Garnison kreuzten den Strom und warfen sich in den „Gran Chaco“ genannten Landstrich, wo sie in einer eilig aufgeworfenen Verschanzung sofort von den Alliirten ongegriffen wurden. Nach zehntägiger Vertheidigung ließen sie sich zur Uebergabe bestimmen. Capitän Burton besuchte die Stellung. Frische Spuren des Kompfes lagen noch überall umher, und Alles zeugte von dem starken und energischen Widerstande Paragnays. Die armseligen Ueberbleibsel von persönlichem Eigenthum sprachen beredt von der Entschlossenheit, mit der die kleine Republik in den Kampf gegangen war. Die ärmlichen Lumpen, Ponchos von ordinärem Teppichzeuge, moderten da gleich denen, die sie getragen. Diese persönliche Besichtigung der Localität des letzten

Digitized by Google

Kampfplatzes gab dem Capitän Burton die Ueberzeugung von der Behaerlichkeit und Entschlassenheit der Paraguayiten, wie sie durch nachfolgende Ereignisse auch bestätigt worden ist. So z. B. versahen die Alliirten sie reichlich mit Witworth-Sprenggeschossen, die aus irgend einem Versehen nicht explodirten, und alsbald bohrten die Paraguayiten sich danach ein Geschütz, womit sie die Granaten dahin wieder zurücksandten, woher sie gekammen waren. Der Verfasser ist der Meinung, daß Humaita durch einen sehr energischen Sturmangriff von der Landseite aus leicht hätte genommen werden können; aber der schreckliche Verlust var Curupaity hatte die Verbündeten jeder Unternehmungsluft beraubt.

Ein guter Theil der Operationen der Alliirten mag am genauesten als ein „Kriegführen gegen den Staatsschatz“ bezeichnet werden. Die Besatzung der Panzerschiffe pflegte zu frühstücken, dann den Fluß hinaufzudampfen und auf irgend etwas, was sie sahen oder auch nicht sahen, loszudonnern und zu Essenszeit wieder zurückzukommen. Das ist, meint unser Gewährsmann, ganz bequem, aber das heißt nicht Kriegführen. Die Kosten solcher Operationen müssen im Verhältniß zu den dadurch erzielten Resultaten ganz ungeheuer gewesen sein, und die Expedition war vielleicht noch kostspieliger und verschwenderischer, als selbst die englische nach der Krim. Es scheint aber, so meint Burton, als werde mit der fortschreitenden Civilisation mehr und mehr nur zum Vortheil der Armeelieferanten Krieg geführt (?). Der Contrast zwischen den gut verpflegten, wohl gekleideten Brasilianern und den nackten, hungernden Paraguayiten kehrt in den Darstellungen unsers Autors immer und immer wieder. Die brasilianischen und argentinischen Offiziere waren persönlich tapfer, aber ihr Respect vor paraguayitischer Tapferkeit machte ihr Vorgehen so umsichtig, daß dadurch der Argwohn eines furchtsamen, wenn nicht gar verrätherischen Zauderns erweckt werden mußte. Nach dem Falle von Humaita zog sich Lopez flußaufwärts zurück, und lieferte mehrere Treffen, bevor er seine Hauptstadt Asuncion preisgab. Bei Loma Valentina, welches der Verfasser besuchte, fielen 4000 Paraguayiten und 3000 Brasilianer; es war der härteste Kampf des ganzen Krieges. Die paraguayitischen Linien wurden durchbrochen und die zahlreiche brasilianische Cavallerie hätte den Dictator Lopez leicht fangen können. Der brasilianische Marschall Caxias aber ließ ihn nur mit Infanterie verfolgen. In jedem europäischen Heere wäre ein solcher General vor ein Kriegsgericht gestellt worden, in Brasilien aber wurde er zum Herzog gemacht.

Von den Schwierigkeiten dieses Krieges waren die zwischen den Verbündeten herrschende Eifersucht und der Haß nicht die geringsten. Das Contingent der Banda Oriental wurde bald nach Beginn des Krieges zu Grunde gerichtet und nicht wieder ersetzt. Die Argentiner und Brasilianer vertrugen sich wie Katze und Hund. Im letzten Kriegsjahre zogen sich die Argentiner aus dem Geschäfte zurück, und die schließliche Niederlage und der Tod des Lopez ist das alleinige Werk der Brasilianer. Wie es scheint, zeigte Lopez auf seinem letzten Schlachtfelde eine Entschlassenheit, wie sie ihm früher so oft gefehlt hatte. Er verglich gern seine Laufbahn mit der Napoleon's, dem er in der That in dem Vermögen glich, das er besaß, seine Soldaten für die selbstsüchtigen Zwecke ihres Generals ganz heldenmäßig kämpfen zu machen. Aber in einer Hinsicht ist diese Laufbahn von der Napoleon's verschieden. Er hat den schließlichen Zusammensturz seiner Hoffnungen nicht überlebt. In der Einöde Paraguay herrscht jetzt Friede, und die überlebenden Krieger haben Muße, um einen „Nachwuchs von Helden“ zu erzeugen.

Zur Colonisation Formosas*).

X. Sowohl in den Berliner Zeitungen, wie auch durch die Schriften mehrerer Mitglieder der preußischen ostasiatischen Expedition (Maran, Werner, Friedel) ist das Project einer preußischen Colonisation der Insel Formosa wiederholt auf das Dringendste in Anregung gebracht und ausführlich erläutert. Namentlich findet sich in dem Buche Ernst Friedel's: „Die Gründung preußisch-deutscher Colonien im Indischen und Großen Ocean (Berlin 1867)“ eine recht vollständige Geographie und Geschichte der „schönen Insel“, die bereits nach einander portugiesische, spanische, holländische und zuletzt chinesische Eroberer gehabt hat, und neuerdings auch die Blicke des amerikanischen Admirals Perry auf sich lenkte, der sie der Unionsregierung zur Anlage einer Flottenstation und Colonisation empfahl. Die maritime und handelspolitische Wichtigkeit der südlichen und westlichen Häfen Formosas wird aber, falls nicht eine neutrale Macht, wie Deutschland, in ihnen Fuß faßt, sicher die Engländer zwingen, ihrem Colonialbesitz — ganz gegen ihren Willen — einen neuen Zuwachs zu geben, damit nicht das wichtige Hongkong französische oder amerikanische Nachbarn bekommt. Wie Friedel (loco citato Seite 21) berichtet, „fall“ die preußische Dampfcorvette „Gazelle“, wie verlautet, im Jahre 1864 den Auftrag gehabt haben, sich nach einem zur Anlegung eines preußischen Etablissements geeigneten Punkte auf Formosa umzusehen. Speciell wären hierbei die Pescadores, jene in dem Fukiencanale belegenen kleinen Inseln, welche den Schlüssel zu Formosa bilden, behufs Errichtung eines Depots für dänische Prisen (?) ins Auge gefaßt worden. „Der rapide Verlauf des dänischen Krieges und die bald wieder aufsteigenden politischen Gewitterwolken scheinen auch damals die Gründung der ersten preußisch-deutschen Colonie in Ostasien hintertrieben zu haben,“ sagt Friedel. Daß eine civilisirte Macht früher oder später hier eingreifen muß, um die Strand- und Seepalizei nachhaltig auszuüben, ist zweifellos, ebenso daß sich das Land zur Anlage von Pflanzungscolonien vortrefflich eignet. Die Engländer würden eine deutsche Colonisation gewiß gern (?) sehen. Friedel erzählt, daß, als am 25. August 1860 die

*) Es ist dringend nöthig, daß Deutschland in den östlichen Meeren sich einige Flottenstationen verschafft und geeignete Hafenplätze in Besitz nimmt. Auf der Strecke vom bengalischen Meerbusen bis Japan sind unablässig drei- bis vierhundert Schiffe unter deutscher Flagge in Fahrt; wir haben also in jenen Regionen große Interessen zu wahren. Man soll und darf aber nicht an eine Colonisirung denken, sondern an eine Besitznahme passender Oertlichkeiten, etwa in der Art, wie die Holländer im malayischen Archipelagus ihren Einfluß gegründet und befestigt haben. Von Ackerbauansiedelungen durch deutsche Menschen kann in jenen tropischen Gegenden platterdings keine Rede sein, sondern nur von Handelsfactoreien und Erwerbung von Hafenplätzen, die sich zu Flottenstationen eignen. Die Insel Formosa bietet allerdings schon ihrer vortrefflichen Welt- und Handelslage wegen ein ganz geeignetes Feld. Aber noch einmal, an „Colonisirung“ darf nicht gedacht werden, nur an Occupation. R.

Digitized by Google

Dampfcorvette „Arcona“ die Südspitze der Insel in Sicht bekam, der englische Lootse bemerkt hätte: „Warum nimmt Preußen die Insel nicht in Besitz? Mit einem solchen Geschwader ist das eine Leichtigkeit!“ — „Dies Wort,“ setzt Friedel hinzu, „hallte in den Herzen aller Hörer wieder.“ Ein junger britischer Naturforscher, der im Sommer 1866 die Insel Formosa besuchte, Cuthbert Collingwood (Rambles of a Naturalist on the Shores and Waters of the China Sea, London 1868), spricht sich ganz ähnlich aus. Seine Erlebnisse und Beobachtungen bestätigen und erweitern die werthvollen Mittheilungen des britischen Consuls in Takau, dem bedeutendsten südlichen Hafen, Swinhoe, welche derselbe in den Proceedings of the Royal Geographical Society, Vol. VIII, und dem Journal derselben Körperschaft, Bd. 34, 1864, veröffentlichte. Die Spuren der frühern segensreichen holländischen Colonisation sind noch gegenwärtig in der traditionellen Ehrfurcht erkennbar, welche die Urbewohner (nicht die Chinesen und die an den Küsten schwärmenden Seeräuberhorden) gegen den weißen Mann hegen. Formosa ist jetzt zu drei Achtel seines Territoriums, welches vorzugsweise die Westküste begreift, in den Händen der Chinesen, welche den Verkauf von Schwefel, Kampher, Reis und anderen Stapelartikeln des Landes als Monopol in Händen holten, und vertragsmäßig nur die Häfen Takau im Süden und Tamsuy und Kelung (Kilong) im Norden für die Fremden geöffnet haben, in denen einige fremde Kaufleute ansässig sind. Einzelne der letzteren haben sich selbst weiter landeinwärts an den Strömen niedergelassen. Der Consul Swinhoe, welcher anfangs seine Flagge in der Binnenstadt Taiwansu aufgezogen hatte, ist jedoch wieder nach dem Hafen von Takau zurückgekehrt. „Noch sind die Hülfsquellen des Landes,“ sagt Collingwood, „unentwickelt, und es bleibt noch einer unternehmenden Nation vorbehalten, Formosa gerecht zu werden. Die chinesische Politik hemmt nur das Wachsthum seines Handels und, wie der Hund an der Freßschüssel, thut sie das nur unvollkommen und ungenügend, woran sie Anderen keinen Antheil, außer unter ungünstigen Bedingungen, gönnt.“ Die Ostküste Formosas wird bekanntlich zum großen Theil von Gebirgen eingenommen, die dicht ans Meer treten, und hat nur einen Hafen, die Sauobucht. In den Gebirgen hausen die Eingeborenen, und wenn sich eine chinesische Niederlassung in einem Thale findet, steht sie fortwährend in der Angst vor einem Ueberfall der wilden, kräftigen Nachbarn.

Die Eingeborenen gehören drei Stämmen an: Dem tagal-malayischen, dem alfur-malayischen und dem melanesischen (Papuas, Negritos). Die ersten sind die civilisirtesten, ein schöner Menschenschlag, der sich durch Reinlichkeit, Biederkeit und Gemeinsinn vor den Chinesen vortheilhaft auszeichnet. Die alfurischen Malayen sind dunkler, roher, aber dennoch ziemlich gutmüthig. Die Papuas, schwarze Leute, wollhaarig, scheinen die blutdürstigsten und unbildsamsten zu sein. Als Strand- und Seeräuber sind sie sämmtlich eine Plage der Schifffahrt. Collingwood erzählt einen Vorfall, der zu bestätigen scheint, daß die formosanischen Eingeborenen weniger bösartig als die chinesischen Seeräuber sind. Wenige Monate bevor er auf dem englischen Kriegsschiffe „Serpent“ die Pescadoresinseln besuchte, waren zwei englische Kauffahrer in der Nähe derselben gestrandet. Sobald die Strandbewohner das erste Fahrzeug auf dem Riff erblickten, strömten etwa 300 in 30 Booten herbei, kletterten herauf und raubten Alles, was nicht nagelfest war, der Mannschaft gewährten sie jedoch in einem ihrer Tempel ein Obdach. Das zweite Schiff wurde zwar auch ausgeplündert, doch boten sie dem Capitän unter der Bedingung einer guten Belohnung sogar ihre Dienste zum Flottmachen seines Fahrzeuges an. Collingwood, der zwei Sommer an den chinesischen Küsten verbrachte, bemerkte, daß die Eingeborenen an anderen Theilen derselben weniger gnädig mit verunglückten Europäern umzugehen pflegen. Dem stehen allerdings zahlreiche andere Berichte und constatirte schreckliche Metzeleien entgegen. Swinhoe erzählt, daß ein wilder Stamm der Südküste den ja auch bei anderen malayischen und Papuavölkern üblichen Brauch hat, wonach ein Freier seiner Zukünftigen das Geschenk eines von ihm abgeschlagenen Menschenkopfes machen muß. Daß die malayischen, besonders die Tagalstämme, bis zu einem bedingten Grade bildungsfähig sind, hat die frühere Colonisation Formosas durch die Holländer und die spanische Colonisation der Philippinen deutlich bewiesen. In physischer Beziehung sind sie den Chinesen entschieden überlegen. Collingwood's Berichte sind auch in dieser Hinsicht interessant. Er erzählt, daß der britische Viceconsul in Kelung (Kilong) die Aufmerksamkeit des Capitäns Bullock vom „Serpent“ auf den 30 englische Meilen südlicher gelegenen Hafen Sano an der Ostküste und die hier den Zuflucht suchenden Schiffen drohenden Gefahren gelenkt habe. Am 12. Juni 1866 ging der britische Dampfer in Folge dessen denn auch dorthin ab. Nachdem er das Vorgebirge von Petou passirt hatte, änderte sich der Charakter der bis dahin steil abfallenden Küste, sie wurde flacher und trat mehr zurück, bis die Mündung des Kaleewau, eines der größten Ströme der Insel, erreicht war. Eine fruchtbare Ebene von 6 Miles Breite und 13 Miles Länge mit etwa 10,000 Einwohnern umgiebt die Strommündung. Gegenüber derselben, etwa 10 bis 11 Miles entfernt, liegt ein großes Eiland, das in zwei Felsgipfel von je 1200 und 800 Fuß Höhe ausläuft und nach Osten steil in die See abfällt. Obwohl dasselbe mit großer Sorgfalt terrassenartig angebaut war, konnten die Engländer doch nirgend einen Landungsplatz finden. Der Eingang zur Sauobucht wird durch ein Riff geschlossen, das fast rechtwinkelig zur Küste verläuft, und über dem sich die Wellen, wenn der Wind steigt, wild brechen. Eine Meile lang liegt es zum großen Theil gerade über der Wasserlinie, hat jedoch drei höhere Spitzen, deren eine bis 70 Fuß hoch wird. Ein anderes Riff von wahrscheinlich ähnlicher Beschaffenheit läuft 300 Yards quer über den Hafen, das erste fast rechtwinkelig kreuzend, nur eben noch über dem Wasser hervorragend, bis auf eine 15 Fuß hohe Spitze. Es bildet einen natürlichen Wellenbrecher, der den innern geräumigen Hafen schützt, ohne ihn jedoch gefahrlos zu machen. Die Bucht wird von hohen, meist steilen Bergen umgeben, die dicht mit Wald bedeckt sind. Sie bestehen aus einem schwarzen, schieferigen Felsen, der deutlich in Spalten zerklüftet ist, die stellenweise senkrecht gegen die Meeresfläche stehen. Das große von Chinesen bevölkerte Dorf Sauo, in dem sich auch eine mit erbärmlichen Feuergewehren bewaffnete chinesische Soldotenbande befand, bot nichts Bemerkenswerthes, bis auf eine sich durch ihre Schönheit auszeichnende Eingeborene, welche die Gefangene oder Frau eines Chinesen war. An der Südseite der Bucht lag, jedoch so versteckt, daß es vom Schiffe aus nicht gesehen werden konnte, ein Dorf der Eingeborenen. Sie kamen den Engländern am Strande entgegen, und unterschieden sich sowohl in Körperbeschaffenheit wie im Anzuge durchaus von den Chinesen. Sie waren ein schöner Menschenschlag, ohne schiefgestellte Augen und stark hervorstehenden Gesichtsknochen, mit rundem Kinn, wenn auch etwas dicken Lippen, weder dumm noch wild aussehend. Ihre Hautfarbe war olivenfarbig, das Haar sehr schwarz, manchmol röthlich, bei den Weibern sehr voll und in einen losen Knoten geschürzt. Sowohl Männer wie Frauen waren kräftig, die jungen Mädchen entschieden hübsch, zu Coquetterie und Putzsucht geneigt. Ihre Kleidung war

Digitized by Google

zeitweise mehr als einfach. Wenn sie sich von den Fremden unbemerkt glaubten, gingen sie, wie dies die Kinder immer thaten, fast gänzlich nackt. Die Männer trugen sanft ein Paar kurze Hosen, zuweilen noch einen Kittel, die Weiber einen kurzen Unterrock und eine Art loser Jacke. Die Schenkel waren bis über das Knie bei beiden Geschlechtern nackt, ebenso die Füße, selbst in der Galakleidung. Das Zeug ihrer Kleider war selbstgemachtes. Viele der jungen Mädchen spannen den Faden dazu aus Hanf, während die älteren Frauen Rockzeug von $1^1/_2$ Yard Länge und 1 Fuß Breite webten. Das Dorf mochte etwa 250 Seelen haben; es waren viele Kinder darunter, alte, grauköpfige Personen gab es wenige. Ueber die Sterblichkeit und etwaige Krankheiten unter ihnen war nichts in Erfahrung zu bringen, doch waren mit Ausnahme einer jungen Frau, die von den Pocken zu genesen schien, und einer alten, die ein leprōses Aussehen hatte, nur gesunde, kräftige Menschen zu sehen. Die Chinesen, die sich für etwas weit Besseres als diese im Ganzen biederen und zutraulichen, aber keineswegs aufdringlichen „Naturkinder“ hielten, nannten sie „zahme“ Eingeborene. Sie waren niemals diebisch, die Frauen gelehrig, sanft und frei von unkeuscher Zimperlichkeit, wie sie den Chinesinnen eigen war. Alle hatten eine Leidenschaft für Tabak und leere Flaschen, wofür sie die aus dem Portugiesischen hergenommenen Worte brasco (statt frasco) und tabacco gebrauchten. Ihre Hütten waren einfach, aus Bambus und Grasmatten aufgeführt; an Hausthieren besaßen sie Büffel, chinesische Hunde, malayische Katzen und Federvieh. Die Chinesendörfer wie auch die der „zahmen“ Eingeborenen werden von Einbrüchen der Wilden im Gebirge heimgesucht. Zum Schutz gegen dieselben fand sich in Schekſan, dem zahmen Matayendorf, ein Blockhaus im Bau begriffen. Die Männer besoßen Luntenflinten und waren sehr wachsam, es gelang jedoch den Offizieren des Kriegsschiffes nicht, trotzdem sie einen Pfad ins Gebirge einen Tag lang verfolgten, etwas von den Wilden zu Gesicht zu bekommen. Dichte Gebüsche von Farnkräutern, Kampherbäumen und tropischen Blumen bedeckten die Berge. Netzfischerei und Reiscultur ist eine der Hauptbeschäftigungen der zahmen Eingeborenen, die sich selbst „Kidalan“ nannten. Die von ihnen gegebene Charakteristik stimmt sehr gut mit früheren Nachrichten über die Bildungsfähigkeit der Tagalen, und erklärt den Zustand blühender Cultur, welcher bei der Eroberung durch die Chinesen zerstört wurde, als diese unter Koksinga im März 1661 das holländische Fort Zeelandia an der Westküste Formosas überwältigten. Der bedeutendste Hafen an dieser Seite der Insel ist gegenwärtig Tamſuy, der gleich Takau durch zwei vorspringende Berge, im Norden den 2800 Fuß hohen Taitun, im Süden durch den zweigipfeligen Kwanyia (1720 Fuß und 1240 Fuß), markirt wird. Die Einfahrt ist von Land zu Land gerade eine halbe englische Meile breit, eine Sandbank verengerte sie jedoch um mehr als die Hälfte. Innerhalb erweitert sich der Hafen schnell zur Breite von dreiviertel Meile und selbst einer Meile, so daß er guten Ankergrund für große Schiffe giebt. Links steht ein kleines chinesisches Fort, und eine halbe Meile höher finden sich die Ruinen einer holländischen Casematte aus Ziegelsteinen, welche sich 50 bis 60 Fuß über den Wasserspiegel erhebt. Der Alluvialboden ist hier wie auf der ganzen Westküste sehr fruchtbar. Die Stadt (auch Hoowei genannt) steht auf der rechten Seite des Hafens, ist sehr schmutzig und von armen, lumpig aussehenden Chinesen bewohnt. In der Umgegend wird viel Reis gebaut, wie überhaupt auf der Insel; seit 1864 hat jedoch der „Taotai“ von Taiwan unter dem Vorwande, daß die Production eben nur für den Consum ausreiche, die Ausfuhr von Reis aus den Häfen der Insel verboten. Da dies Embargo jedoch nicht von Peking aus bestätigt ist, so wird es in Tamſuy umgangen, während es in Takau in Kraft erhalten bleibt, so daß dem Handel des letztern Ortes großer Schaden geschieht. Die Offiziere des „Serpent“ folgten einer Einladung eines Hamburger Kaufmannes, Herrn Miklisch, der zehn englische Meilen oberhalb des Hafens am Tamſuyfluß in Mbangka oder Bangka, der Hauptstadt des Haaweidistrictes, lebt. Er war der einzige Europäer im Ort und bewohnte ein hübsches, zweistöckiges Haus. Die Stadt ist nicht minder schlecht gebaut und schmutzig wie eine andere chinesische. Sie hat jedoch Bedeutung, weil große Dschonken bis zu ihr hinaufsahren können, und ein Flußarm, der sich oberhalb der Stadt abzweigt, den District Sankopyung durchströmt, der reiche Kompherernten giebt. Der Handel mit Kampher ist zur Zeit allerdings kaiserliches Monopol, und der „Kamphermandarin“, der ihn gepachtet hat, zahlt jährlich 40,000 Dollaes dafür, daß er den Pikal ($133^1/_3$ Pfund) Kampher, der ihm etwa 5 Dollars kostet, für 27 Dollars verkaufen darf. Ein Dollar für Steuer und kleinere Ausgaben, sowie 10 Procent Verlust durch Verdunstung (die Chinesen bestehen auf der Verpackung in Holz statt in Blechkisten) erhöhen zwar die Unkosten, lassen jedoch dem hohen Herrn einen hübschen Profit, „bis ein unternehmender Europäer ihm denselben entwinden und den wichtigen Handel der ausländischen Concurrenz öffnen wird.“ Mit Booten kann man den Flußarm des Kampherdistrictes über eine Reihe von Stromschnellen bis zu den Grenzen der von den Ureinwohnern besetzten Landstriche befahren. Der hier commandirende Militärmandarin, ein intelligenter und taktvoller Mann von 35 Jahren, wohnte der Feier des Geburtstages der Königin Victoria am Schiffe, sowie dem nachfolgenden Diner und einer Dilettantenvorstellung der „Blaujacken“ bei. Er trank mit Behagen den ihm vorgesetzten Champagner und aß mit Messer und Gabel. Auf den Bergen um Tamſuy herum wächst überall die Reispapierpflanze (Aralia papyrifera) und wird in großen Mengen nach China exportirt. Große Massen Bambusrohr finden sich an allen Ufern des Flusses und geben nützliches Material für die verschiedensten Fabrikate.

Etwa in der Mitte zwischen Tamſuy und Mbangka findet man einen District mit vielen periodisch unregelmäßig fließenden heißen Schwefelquellen; im Juni 1866 waren auf einer etwa 2 Acres (3 preußische Morgen) großen Fläche 7 bis 8 Quellen in mehr oder weniger lebhafter Thätigkeit, die meisten anderen waren trocken. An den Felswänden umher hingen krystallinische Massen sublimirten Schwefels, der sich aus dem Wasser niedergeschlagen hatte. Die Quellen selbst ließen nirgend Geruch von Schwefelwasserstoff verspüren; dieser entwickelte sich erst aus den Belagmassen der Felsen. Obwohl die letzteren zu 45 Cent per Pikol (20 Sgr. per Centner) zu haben sind, kommen sie doch nicht in den Handel, da die chinesische Regierung die Benutzung der Lager verboten hat. Callingwood und Sutton, der erste Ingenieur des „Serpent“, gingen von Tamſuy in einem Boote den Fluß hinauf bei den Ortschaften Kantow, Pahchienah, dem gut bevölkerten Sikkaw und Chuntengcha vorbei, bis sie zu den Gebirgspässen kamen, durch welche sie zu Fuß in ein Thal hinabstiegen, in dem der nördliche Hafen Kelung (Kilong) liegt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung war überall erstaunlich, selbst in den Gebüschen trauten sich die Engländer nicht zu schießen, weil überall neugierige Köpfe von Frauen oder Kindern auftauchten. Etwa $1^1/_2$ englische Meilen östlich von Kilong, dessen Hafen pittoresk von terrassenförmigen Sandsteinfelsen umgeben wird, liegen an den Abhängen der Hügel, welche die Quarsekauducht umgeben, die wichtigen Kahkengruben, welche von den Chinesen in einer

ſehr primitiven Art ausgebeutet werden. Keine Schachte oder Maſchinen, ſondern horizontale, niedrige Stollen bilden das Medium des Betriebes, der von nackten chineſiſchen Kulis allein mit der Hand geſchieht. Die zu Tage geförderten Kohlenvorräthe ſind durch kein Wetterdach geſchützt; da keine Schachte exiſtiren, läßt ſich kein Urtheil über Dicke und Ausdehnung der Lager geben, zumal die Chineſen äußerſt eiferſüchtig ſind, Europäer heranzulaſſen. Im Jahre 1857 ſollen Fahrzeuge von Amoy die Tonne (20 Centner) für 1¼ Dollar abgeholt haben. Im Jahre 1858 erhielt das engliſche Kriegsſchiff „Inflexible" Kohlen in Kilong zu 4 Dollars die Tonne, 1866 wurde der „Serpent" für 16 Dollars pro 100 Pikul (etwas weniger als 3 Dollars die Tonne) damit verſehen, ſo zwar, daß die Offiziere ſich die Kohle ausſuchten und ſie für dieſen Preis zugleich an Bord geſchafft wurde. Als der „Serpent" abging, waren ſieben Schiffe von Hamburg, Bremen, Preußen und England im Hafen, die alle Kohlen luden. Die Kilongkohle ſcheint von relativ neuer Formation zu ſein, ſie liegt ſehr oberflächlich; übereinſtimmend damit, iſt ſie ſehr leicht, brennt ſehr ſchnell und giebt große Hitze, ſo daß ſie den Schornſtein leicht in Flammen ſetzt. Sie iſt ſehr ſchmutzig und unvollkommen verbrennend. Die Zugröhren verſtopfen ſich daher leicht und die Aſche beträgt 50 Procent, ſo daß ſie, wäre ſie halb ſo billig als die Waleskohle und leiſtete die Hälfte der letztern, doch theurer als dieſe zu ſtehen kommen würde, da ihre Maſſe und ihr Gewicht mehr Arbeit beanſpruchen. Die Lager der Kilongkohle ſind in vielen Stücken denen von Labuan bei Borneo ähnlich, aus welchen die Labuan Coal Company Depots in Schanghai Hongkong und Singapore verſorgt. Trotzdem beide Sorten viel billiger als die Waleskohle ſind, ziehen Handelsdampfer, denen es auf den Raum ankommt, dieſe letztere doch vor. Die ſchlimmſte Eigenſchaft der Kilongkohle iſt die, daß ſie große Mengen Schlacken bildet, welche ſich erhitzen und die Ofengitter ſchmelzen. Ganz ähnlich wie Collingwood's Bericht lauteten ſchon frühere des Conſuls Swinhoe (Notes on the Island of Formosa, Journal of the R. Geogr. Soc. Vol. 34, 1864). Nach Perry's und ſeiner Begleiter, des Reverend Mr. Jones, Dr. Bache und des jetzigen „General" Heine (zur Zeit Director der Gasanſtalt in Denver, Colorado), Berichten über die formoſaniſchen Kohlen, die freilich früher datiren als die der Engländer (nämlich von 1852 bis 1854), wären mehrere Kohlenlager von verſchiedener Qualität in der Umgegend von Kilong zu finden. Hoffentlich erfahren wir bald von weiteren Nachforſchungen. Der Corvettencapitän Werner ſagt ſehr prophetiſch: „Wie die Kohlenlager von Japan den Amerikanern den Vorwand für die Oeffnung jenes Reiches gaben, werden auch wohl bald wegen der Kohlen ſich Liebhaber für das harmloſe (?) Formoſa finden. Rußland, England und Frankreich werden nicht ſäumen, ſeiner Zeit Beſchlag darauf zu legen. Verſäume Deutſchland nicht, gleichzeitig zuzugreifen. Eine Beſitzung von einigen Hundert Quadratmeilen des fruchtbarſten Landes mit Kohlen und Metallſchätzen dürfte nicht zu verachten ſein!" Die Chineſen ſind, wie Collingwood angiebt, ſehr ängſtlich in Bezug auf die letzteren. Alle Landverkäufe werden von ihnen in der Weiſe gemacht, daß der Käufer ſich verpflichtet, alle etwa im Boden aufzufindenden Goldmengen als Eigenthum des Verkäufers an dieſen abzugeben. Die engliſche Regierung iſt in der letzten Zeit gegen die Chineſen außerordentlich rückſichtsvoll geworden; ſie hat ſogar einen Schiffscommandanten, der ſich nach früherer Weiſe Gewaltſamkeiten auf chineſiſchem Gebiete erlaubte, getadelt und Schadenerſatz für die von ihm verübten Eigenthumszerſtörungen gewährt. Seitdem die Regierung des himmliſchen Reiches einen Yankee als Geſandten in Paris angeſtellt hat, wird es nothwendig ſein, in ſtreng völkerrechtlicher Weiſe zu Werke zu gehen, und nur ſolche Theile Formoſas zu beſitzen, die nicht unter nachweisbarer Hoheit des chineſiſchen Kaiſers ſtehen. Dazu iſt aber eine baldige Entſchließung nothwendig.

Ein Beſuch bei den halbciviliſirten Indianern Nebraskas.

Von Profeſſor **Wilhelm Krebs** in Omaha.

I.

Am Morgen des 27. Septembers 1869 verließ ich mit dem Expreßzug der Union-Pacific-Eiſenbahn Omaha, um einigen Freunden in Columbus einen Beſuch abzuſtatten, zugleich aber auch mit dem Verlangen, einmal jene Rothäute, denen ich bisher nur ſporadiſch in unſeren Straßen begegnete, wo ſie ſich bettelnd und ſtehlend umhertrieben, in Natura kennen zu lernen. Ein Freund verſprach, mich ſchon nächſten Morgen nach der in der Nähe gelegenen „Pawnee-(Pahni-)Indianer-Reſervation" zu begleiten.

Am andern Morgen fand ich ſchon Alles zum Abreiſen vorbereitet. Mir fiel das lederne Coſtüm meines Freundes auf, das ihm einige Aehnlichkeit mit einem Indianer verlieh, indeſſen bedurfte es nur einiger Augenblicke, um mich ebenfalls in einen Sohn der Prairie zu verwandeln, und ich muß geſtehen, daß ſich dieſer Anzug als ſehr nützlich erwies; denn wenn auch nicht modern, ſchützte er doch die Kleider beim Reiten. Die Flinte auf dem Rücken und den Revolver im Gürtel, ritten wir bald darauf den mit einigem Gehölz bewachſenen Ufern des Loup, eines kleinen ſich bei Columbus in den Platte ergießenden Fluſſes, entlang.

Noch einigen Stunden erreichten wir die „Vereinigte-Staaten-Indianer-Agentur" zu Genova. Das iſt ein kleiner an der Mündung des Beaver in den Loup gelegener Ort. Herr Janney, Superintendent dieſer Anſtalt, bewillkommnete uns herzlich, und nach einer kurzen Raſt gingen wir unter Begleitung des Herrn Frank North, des Commandanten der Pahni-Krieger, nach der am jenſeitigen Ufer des Beaver gelegenen Reſervation.

In dem 1857 zwiſchen der Bundesregierung und den vier conföderirten Pahniſtämmen abgeſchloſſenen Vertrage entſagten letztere allen ihren Anſprüchen auf das früher ihnen gehörende und von ihnen bewohnte Land, ausgenommen die dreißig Meilen (engliſch) lange und halb ſo breite Strecke an beiden Ufern des Loup Fork, zwanzig Meilen weſt-

Digitized by Google

lich von Columbus. Zugleich erkannten sie in obigem Vertrage ihre Abhängigkeit von der Vereinigten-Staaten-Regierung an, versprachen, sich freundlich gegen die Einwohner zu benehmen und deren Eigenthum sowie auch dasjenige jedes andern mit den Vereinigten Staaten in Frieden lebenden Stammes oder Volkes zu schonen, keinen Krieg mit anderen Stämmen zu führen, ausgenommen zur Selbstvertheidigung; alle Streitigkeiten zwischen ihnen und anderen Indianern der Regierung zur Entscheidung anheimzustellen; alle sich innerhalb der Reservation befindenden Verbrecher, welche die Gesetze des Landes oder die mit ihnen abgeschlossenen Verträge überschritten, an die Beamten der Regierung auszuliefern, und letztere auf Verlangen bei Verhaftung der Delinquenten zu unterstützen.

Hingegen versprach die Regierung den Pahnis unter Anderm: 4000 Dollars für das erste und 3000 Dollars für jedes folgende Jahr zu zahlen, die Hälfte in Waaren und das Uebrige in baarem Gelde, ferner unter ihnen zwei oder wenn nöthig vier mit tüchtigen Lehrern versehene Arbeiterschulen zu errichten, um sie sowohl in den verschiedenen Zweigen der gemeinen Schulbildung als auch in der Landwirthschaft und sonstigen nützlichen Künsten zu unterrichten, wogegen sich letztere verpflichteten, alle ihre Kinder zwischen dem siebenten und achtzehnten Jahre wenigstens neun Monate des Jahres in diese Schulen zu senden. Ferner versprach die Regierung, diesen Indianern, so lange sie ihrem Vertrage nachkämen, mindestens 5000 Dollars jährlich für den Unterholt jeder dieser Schulen zu verausgaben, ihnen zehn Jahre long landwirthschaftliche Geräthe und Vieh im Betrage von 1200 Dollars per Jahr zu liefern; einige Farmer anzustellen, um sie in Ackerbau und Viehzucht zu unterweisen; eine Dampfsäge und Mahlmühle im Werthe von mindestens 6000 Dollars zu erbauen und zu unterhalten; einen Müller und Ingenieur für die Dauer von zehn Jahren anzustellen, um die Pahnis in deren Betrieb zu unterrichten. Ferner versprach mon ihnen, zum Schutze ihres Viehes Ställe im Werthe von mindestens 3000 Dollars zu erbauen; sie mit mechanischen Werkzeugen zu versehen, Schmiede zu unterhalten und ihre Werkstätte mit Eisen, Stahl, Zinn und anderen Metallen zu versorgen. Für die von der Regierung angestellten Arbeiter sollten Wohnhäuser errichtet und die Pahnis gegen ihre Feinde beschützt werden; zuletzt sollten sie noch 10,000 Dollars zur Bezahlung ihrer Schulden erhalten.

Daß jedoch der größte Theil obigen Vertrages auszuführen vergessen wurde, hat man leider dem schwachen Gedächtnisse Onkel Sam's zuzuschreiben; während der übrige Theil mehr die Taschen der Beamten füllt, als die Indianer mit dem civilisirten Leben der Bleichgesichter bekannt macht. Indessen ist auch die Möglichkeit, diese Rothhäute zu civilisiren und mit der Landwirthschaft, der Viehzucht, den mechanischen und technischen Künsten bekannt zu machen, gar nicht vorhanden, denn der gegenwärtigen Generation gebricht es an innerlicher Kroft, während die folgende von keiner Bedeutung sein wird. Ueberdies betrachtet auch der Indianer, obschon er kein Schüler des Sokrates ist, die mannichfachen Bedürfnisse jener Weißen, welche doch nur ins Land gekommen sind, um ihn aus seinem Besitzthum zu verdrängen, als eine Bürde, von der er sich frei fühlt, und folglich erkennt er in der Civilisation nur den Feind seines Glückes *).

Besonders auffallend ist die rasche Abnahme der im Staate Nebraska ansässigen Indianer, deren Ursache wir ohne Zweifel in ihrer häufigen Berührung mit den Weißen zu suchen haben; denn in demselben Maße, in dem die kaukasische Race hier im Westen zunimmt, vermindert sich die amerikanische. Es ist ein steter Kompf zwischen Civilisation und Barborismus, in welchem sich beide Racen gegenüberstehen. Unvermögend, dem Europäer zu widerstehen, wurde der Indianer von dem Gestade des Atlantischen Oceans noch dem Alleghanygebirge, von hier nach dem Mississippi und endlich an den Fuß des Felsengebirges zurückgedrängt. Indessen gönnt man ihm auch hier noch nicht die Ruhe, sondern sucht ihn immer weiter westlich zu drängen. Schon ist der Pionier der Civilisation im fernen Westen erschienen, um demselben den mit seiner Existenz so eng verbundenen Jagdgrund zu entreißen und der Ceres zu weihen. So werden allmälig sämmtliche Indianer immer mehr zusammengedrängt, bis sie endlich ihren letzten Zufluchtsort, das von dem Felsengebirge und dem Sierra Nevada eingeschlossene „große Salzsee-Becken", erreicht haben, wo sie dann sowohl durch innere Fehden als auch durch die Einflüsse der sie umgebenden Weißen aufgerieben und somit den Kampf zwischen Civilisation und Barbarismus durch ihren Untergang beschließen werden.

So lange noch die amerikanische Race vor der unaufhaltsam nachrückenden kaukasischen zurückzuweichen vermag, steht ihre gänzliche Ausrottung noch in der Ferne; vermag sie jedoch dieses nicht mehr, kommt sie also mit der letztern, wie bereits bei vielen Stämmen geschehen, in stete Berührung, so empfängt sie die Keime jenes Siechthums, welches sie mit raschen Schritten ihrem gänzlichen Untergange entgegenführt; denn fürchtbarer als die Mordwerkzeuge unserer modernen Kriegskunst ist nebst den Pocken der Branntwein, eine Waffe, welche die Reihen der Indianer lichtet, während andere von der niedern weißen Classe ererbte Uebel von oft nicht minder großer Wirkung sind.

Noch vor einigen Jahren betrug die Zahl der Pohnis mehrere Tausende (1853 schätzte man sie auf 4500; 1860 war sie schon auf 2750 herabgekommen), während die Ende September 1863 bei der Austheilung ihres Jahrgeldes vorgenommene Zählung nur noch 2398 ergab, worunter 597 Männer, 964 Frauen und 837 Kinder. Ein großer Theil dieser Zahl und besonders der Kinder ist krank und viele davon sterben, obschon manche durch einen guten Arzt gerettet werden könnten. Zwar versteht der Medicinmann der Indianer sich vortrefflich darauf, Wunden zu heilen, gegen innerliche Krankheiten jedoch bleiben seine Kräuter gewöhnlich ohne Wirkung, da ihm die Kenntniß über den innern Organismus und Charakter der Krankheit fehlt.

Die Pahnis theilen sich in vier conföderiete Stämme: Ski-di, Pe-ta-ha-woh-da, Chow-(Tschau)-wi und Kitka-hah, oder in die Wolf, Tapage, großen und republikanischen Pahnis, wovon zwar jeder Stamm in einem von den übrigen abgesonderten, jedoch nahe bei einander gelegenen Dorfe lebt und zusammen ein engverbundenes, von einem Oberhäuptlinge controlirtes Lager bildet. Jeder dieser vier Stämme hat drei Häuptlinge und sechs Krieger oder Scouts; erstere bilden den legislativen und letztere den executiven Körper.

Die Familien leben, oft mehrere zusammen, in Zelten und Hütten, die aus Erde und Baumzweigen, Pfählen und mit Häuten überspannten Stangen, oder Aesten mit darüber ausgebreiteten Cannevas bestehen, theils rund und gewölbt und theils als echte Wigwams spitz und eckig. Im Innern dieser Wohnungen finden wir das ganze bewegliche Besitz-

*) „Ich habe nie Holz gehackt, noch Wasser getragen; bin nie vor dem Feinde geflohen, noch durch Prahlerei in Ungnade gefallen; ich bin eben so frei als meine Väter vor mir waren," rühmte sich einst ein Indianerhäuptling.

Digitized by Google

thum der Indianer in größter Unordnung aufgespeichert. Entweder auf dem Boden liegend oder an den Wänden hängend sehen wir Säcke und Kasten mit Mehl und Früchten, Stücke Fleisch, Büffelhäute, wollene Decken, verschiedene Kleiderstoffe, Pferdegeschirr, Pfeifen, Tomahawks, Bogen, mit Pfeilen gefüllte Köcher, Flinten, Pistolen, Töpfe, blecherne Kannen, Schüsseln und eine unzählige Menge anderer Artikel. Viele der älteren Männer finden wir im Innern der Wohnung rauchend und sich unterhaltend, während die jüngeren draußen spielen, das Land durchstreifen oder sich auf der Missionsanstalt umhertreiben. Nur einige Wenige sieht mon das Vieh hüten, selten jedoch einen auf der Farm arbeiten. Jagen, Rauchen und Spielen sind die Beschäftigungen, denen sich der Indianer mit Leidenschaft hingiebt. Die meiste Arbeit fällt den Frauen zu. Die Frau oder Squaw muß sowohl das Feld umgraben, den Mais säen und ernten, als auch Wasser und Holz tragen, kochen und backen. Wird das Lager verlassen, so hat sie das Zelt abzubrechen, das Saumthier zu beladen und anderwärts die Wohnung wieder aufzuschlagen. Bewundernswürdig ist die große Stärke dieser Frauen. So sah ich einst eine solche einen schweren Sack Mehl, auf den sie noch ihr kleines Kind gebunden hatte, auf dem Rücken eine steile Anhöhe hinaufschleppen, ohne nur die geringsten Beschwerden zu zeigen.

Die Frau ist das Eigenthum des Mannes, und die Ehe wird durch Kauf zwischen dem Bräutigam und den Eltern der Braut abgeschlossen. Der gewöhnliche Preis für ein solches Mädchen ist ein Pferd (Pony); indessen werden für Schönheiten, besonders wenn sie der Aristokratie entstammen, zuweilen auch vier und mehr Pferde gegeben.

Die Bekleidung der Frauen besteht meist aus wollenen Decken; indessen tragen auch einige Hemden aus farbigem Kattun; doch fehlt den meisten dies Bekleidungsstück. Die Kinder, welche sich im Dorfe umhertreiben, gehen größtentheils nackt. Die Säuglinge werden auf ein Brett gebunden, welches die Mutter auf dem Rücken mit sich trägt. Besondere Vorliebe zeigen die Indianer für Zierrath. Gewöhnlich findet man die Ohrlappen dicht mit Messingringen, Perlen und besonders Zinnglöckchen behangen, die durch ihre Menge und ihr Gewicht dieselben zerreißen und entstellen. Ebenso sind auch die Finger mit einer Menge von Ringen geschmückt, während die Handgelenke mit Armbändern aus irgend einem geeigneten Gegenstande verziert sind.

Fast sämmtliche Männer bemalen Gesicht und Scheitel mit rother, blauer oder gelber Farbe, während die Frauen, bei denen dieses Schminken im Allgemeinen nicht stattfindet, sich in dieser Hinsicht civilisirter als die meisten unserer amerikanischen Damen benehmen. Indessen fand ich auch unter dem schönen Geschlechte der Indianer eine, die sich den Scheitel mit einem rothen Striche bemalt hatte, so daß ich Gefahr lief, denselben für eine frische Wunde zu halten. Der Kopf ist bei beiden Geschlechtern jedes Alters unbedeckt, und bei den Männern gewöhnlich mit einigen langen Federn, die sie in die Haare stecken, verziert. Schmutz bildet einen Haupttheil indianischer Toilette.

Bei der auf dem linken Ufer des Beaver gelegenen Indianeragentur, die nach dem oben erwähnten Vertrage gegründet worden ist, um die Indianer zu „civilisiren", befindet sich die Farm, wovon über 100 Acker angebaut sind. Ueberdies haben die Pahnis noch ungefähr 1200 Acker größtentheils mit Mais bepflanztes Land. Da vergangenes Jahr die Ernte durch die Heuschrecken zerstört wurde, sah sich die Regierung genöthigt, die Pahni-Indianer durch eine größere Quantität Lebensmittel zu unterstützen. Die Ernte von diesem Jahre fiel jedoch sehr reichlich aus.

Während unserer Anwesenheit hatten wir auch das Vergnügen, einer Versammlung sämmtlicher Häuptlinge auf der Agentur beizuwohnen; Zweck derselben war, zu bestimmen, wie viel von ihrem diesjährigen Jahrgelde zur Anschaffung von landwirthschaftlichen und anderen nützlichen Geräthschaften verwendet werden solle. Nachdem ihnen Superintendent Janney in wenigen Worten den Zweck und Gebrauch obiger Geräthschaften erklärt und sie aufgefordert hatte, eine gewisse Summe zu deren Anschaffung zu bestimmen, hielt jeder der Häuptlinge eine kurze Ansprache, in welcher er erklärte, den Ackerbau ermuthigen zu wollen, und daß von den ihnen jährlich zu zahlenden 12,000 Dollars 4000 zur Anschaffung von Geräthschaften verwendet werden sollten. Ferner wünschten sie Vieh statt der ihnen seither gelieferten Waffen. Nachdem der Contract geschrieben und von Jedem unterzeichnet war, löste sich die Versammlung auf.

Die in dem weiter oben angeführten Vertrage genannten Arbeiterschulen wurden noch nicht gegründet und werden es voraussichtlich auch niemols werden. Indessen besteht eine Schule, welche von ungefähr funfzig Schülern besucht wird. Dieselbe befindet sich auf der Missionsanstalt, wo auch die Kinder verpflegt werden. Nur zuweilen ist es ihnen gestattet, ihre Eltern im Dorfe zu besuchen, eine Hauptursache, weshalb sich die Pahnis sträuben, ihre „Papuses" in die Schule zu schicken. Zwar können einige Schüler der Missionsschule ein wenig lesen und ein paar auswendig gelernte Gebete hersagen, doch fehlt den meisten nicht allein der Wille, sondern auch die Fähigkeit, sich das Gelehrte anzueignen. Obschon es nicht an guten Lehrern fehlt, die sich deren Erziehung angelegen sein lassen und mit Eifer ihrer harten Berufspflicht nachkommen, so ist doch bis jetzt erzielte Resultat ein kaum nennenswerthes; denn die geistige Begabung des Indianers ist, mit derjenigen des Weißen verglichen, sehr gering. Die Sinne des Indianers sind besonders gut ausgebildet und scharf; doch beschäftigt sich der Geist mehr mit dem Nachahmen als mit dem Erfinden. Das Gedächtniß ist gut, muß jedoch erst aufgeweckt werden. Seine Einbildungskraft ist ebenso wild wie die ihn umgebende Natur, während seine Kenntnisse sich nur auf seine eigenen Erfahrungen beschränken. Mit besonderer Liebe hängt er an seinen herkömmlichen Gebräuchen, an seinen Jagdgründen und den Gräbern seiner Väter.

Aus allen Erdtheilen.

Dr. Nachtigal unterwegs von Murfuk nach Kuka in Bornu.

Wir erhielten von Hrn. Baron H. von Maltzan die Nachricht, daß Dr. Nachtigal seine Weiterreise hat antreten können, um die Geschenke des Königs von Preußen an den Sultan von Bornu zu überbringen. Ueber die Hindernisse, welche sich seinem Vorhaben so lange entgegenstellten, und über die Absetzung des ihm abgeneigten Pascha von Tripolis giebt ein ohne Zweifel aus diplomatischer Feder stammender Brief aus Konstantinopel

vom 17. April in der „Allgemeinen Zeitung“ folgende Mittheilungen.

Die Bemühungen, die nach Bornu abgehende Karawane zur Mitnahme des Dr. Nachtigal zu veranlassen, hatten keinen Erfolg gehabt, und ebensowenig konnte man den Pascho von Tripolis, Aali-Riza, bestimmen, einen gewissen Bu Aissa, der Geschenke des Paschas an den Scheich Omor bringen sollte, die Reise in Gesellschaft des Dr. Nachtigal machen zu lassen. Die dahin zielenden Schritte des österreichisch-ungarischen Consuls Rossi, der bei dem Nichtvorhandensein einer Consularbehörde des Norddeutschen Bundes in Tripolis mit sehr anerkennenswerthem Eifer der Sache des Dr. Nachtigal sich angenommen hatte, trafen bei dem Pascha auf einen hartnäckigen Widerstand, weil er den vermuthlich mit dieser Expedition Bu Aisso's verbundenen Sklavenhandel vor den Augen Europas verdecken wollte. Außerdem mochte die Mißgunst des Paschas, der schon zu wiederholten Malen den Deutschen Beweise seines Uebelwollens gegeben hatte, ihn veranlassen, weder der Karawane die Begleitung des Dr. Nachtigal energisch anzuempfehlen, noch auch dem Bu Aisso dahingehende Instructionen zu ertheilen. Die Hartnäckigkeit des Aali-Rizo Pascho ging so weit, daß er selbst den nicht bloß durch private Bemühungen extrahirten Weisungen, welche ihm vom Großwesir in Konstantinopel zugingen, und welche ihm die Wahrung der Interessen Dr. Nachtigal's anbefahlen, nicht nachkam, vielmehr, ohne seines Abgesandten zu erwähnen, auf der Weigerung der Karawane, sich mit Dr. Nachtigal zu vereinigen, beharrte, und schließlich durch einen Eingeborenen die Geschenke des Königs nach Bornu überbringen lassen wollte. Er glaubte sich fern genug von Konstantinopel, um eine den Wünschen der Pforte ganz entgegengesetzte Haltung, wie sie ihm durch seine Feindschaft gegen die Europäer und speciell gegen die deutschen Reisenden eingegeben war, behaupten zu können. Mit Recht darf das deutsche Publicum daher über die letzten Maßregeln der Pforte sich Glück wünschen, da es gelungen ist, der Thätigkeit des Pascha ein Ziel zu setzen. Nach Konstantinopel berufen, ist er vor einigen Tagen ohne irgend welches Zeichen großherrlicher Gnade und ohne eine andere Verwendung seines Postens enthoben worden. An seiner Stelle als Gouverneur von Tripolis ist Halet Pascha ernannt, dessen wohlwollender Gesinnungen für die Deutschen und speciell für die eifrige Förderung von Dr. Nachtigal's Reiseproject die norddeutsche Vertretung zu Konstantinopel gewiß sein darf. Die Ausführung der Reise erscheint jetzt um so mehr gesichert, als gleichzeitig mit dem in den nächsten Tagen auf seinen Posten abgehenden Pascha der Sultan einen Abgesandten aus dem Palais entsendet, der, in Erwiederung der dem Großherrn vom Scheich Omar im vorigen Jahre gesandten wilden Thiere, allerlei Geschenke nach Bornu überbringen wird. Dieser Abgesandte wird sich mit dem Dr. Nachtigal, der von dieser günstigen Wendung der Dinge unterrichtet ist, vereinigen, und jedenfalls unserm Landsmann die sicherste Gelegenheit geben, seine für die Wissenschaft wie für den deutschen Namen so überaus wichtige Expedition nach langem Harren ins Werk zu setzen.

Eine Telegraphenlinie um den Erdball.

Es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß demnächst ein Telegraphentau durch das Stille Weltmeer gelegt wird.

Der Plan, eine directe telegraphische Verbindung zwischen Amerika und Asien herzustellen, ist nicht neu. Man erinnert sich, daß eine Compagnie ein solches vor einigen Jahren in Angriff nahm, und unter Leitung des Herrn Ortan, gegenwärtigem Präsidenten der Western-Union-Telegraph-Compagnie, rüstig daran fortarbeitete, das Project dann aber plötzlich fallen ließ, weil die inzwischen glücklich vollbrachte Legung des atlantischen Kabels die Aussichten auf einen gewinnreichen Betrieb des californisch-sibirischen Telegraphen gänzlich verdunkelte oder doch sehr zu trüben schien. Nunmehr ist der Plan von Neuem aufgenommen worden, und zwar von einem Manne, der Erfahrung in diesem Fache besitzt, und dem gewiß Niemand zur Last legen wird, abenteuerlichen und unausführbaren Ideen zu huldigen. Herr Cyrus W. Field, der seinen Namen auf unvergeßliche Weise mit dem Legen des atlantischen Kabels verknüpft hat, beabsichtigt in ähnlicher Weise eine oceanische Telegraphenlinie von Californien nach China und Japan und über die Sandwich-Inseln zu errichten, und bemüht sich zu dem Ende, von dem Congreß in Washington einen Freibrief für die „Pacifische unterseeische Telegraph-Compagnie“ zu erlangen. Field erklärt, mit Herstellung dieser neuen Linie werde die einzige Lücke ausgefüllt, die bis jetzt noch in dem Telegraphennetz besteht, das gleich einem Gürtel unsern Planeten umspannen würde. Der Gesetzentwurf, welchen Field angenommen zu sehen wünscht, schlägt vor, daß der Congreß eine Compagnie incorporire, welche ein Capital von zehn Millionen Dollars in Gold besitzen soll, und zwar muß diese ganze Summe binnen Einem Jahre, nachdem die Compagnie sich organisirt hat, gezeichnet und eingezahlt werden. Der Compagnie wird durch die Incorporirungsacte die Befugniß verliehen, ein oceanisches Kabel zwischen Ostasien und Californien zu legen, entweder unmittelbar zwischen den beiden Küsten oder mit einer Zwischenstation auf den Howaii-Inseln oder irgend einem andern Eiland des Stillen Weltmeers. An die Verleihung dieser Concession wird die Bedingung geknüpft, daß das Kabel binnen fünf Jahren fix und fertig sein muß. Die Bill verfügt ferner, daß ein oder mehrere Vereinigte-Staaten-Schiffe die nöthigen Vermessungen und Sondirungen auf der einzuschlagenden Route anstellen und beim Legen des Kabels behülflich sein sollen. Daß Field an der Spitze des Unternehmens steht, ist, möchte man sagen, eine Garantie dafür, daß ein Kabel durch das Stille Meer gelegt werden kann. Bei dem zunehmenden Verkehr mit China und Japan wird eine telegraphische Verbindung mit diesen Ländern von Tag zu Tag ein dringenderes Bedürfniß, und für die Vereinigten Staaten stellt sich die Nothwendigkeit heraus, in dem Wettlauf, der neuerdings unter den handeltreibenden Nationen der Erde noch jenen ostasiatischen Gestaden begonnen hat, sich nicht den Vorrang abgewinnen zu lassen.

Zur Geologie des Nerbuddathales in Indien.

r. d. Die von den Engländern veranstaltete geologische Aufnahme Indiens schreitet ungemein rüstig vorwärts. In Calcutta ist jetzt der sechste Band der „Memoirs of the geological survey of India“ erschienen, dessen dritter Theil sich mit den geologischen Verhältnissen der Stromthäler sowohl des Tapty wie der Nerbudda beschäftigt und von W. T. Blanford herrührt. Die von ihm aufgenommene Region erstreckt sich über einen Raum von 360 englischen Meilen von Osten nach Westen und über eine durchschnittliche Breite von 150 englischen Meilen; sie wird durchströmt von den beiden Flüssen Nerbudda und Tapty, die vom Gondwana-Plateau kommen und sich in den Golf von Cambajo an der Westküste Ostindiens ergießen. Während fast alle großen Ströme Indiens, die von den Hochebenen des Dekhan und von dem Malwa-Plateau herabrinnen, ihre Wasser in den bengalischen Golf senden, sind, abgesehen vom Indus, der hier nicht in Betracht kommt, Tapty und Nerbudda die bedeutendsten, in entgegengesetzter westlicher Richtung verlaufenden Ströme. Beide Flüsse, die durch die Sotpuraberge von einander getrennt sind, durchschneiden ausgedehnte Alluvialebenen und treten aus jenen durch felsige Schlünde heraus. Die Erhebung dieser Ebenen ist ziemlich bedeutend, sie beträgt im Durchschnitt 1000 englische Fuß über das Meer. Blanford theilt die von ihm durchforschten Formationen in die posttertiäre, tertiäre, Kreide- und azoische Formation ein. Das geologische Alter der am tiefsten liegenden Schichten ist noch unbestimmt, und der vage Name „azoische“ (thierlose) ist nur deshalb gewählt, weil man in ihnen bisher keinerlei thierische Versteinerungen aufgefunden hat. Der tiefste Theil der azoischen Schichten besteht hauptsächlich aus metamorphischen Felsen, auf denen quarzige Ablagerungen („die Bindhya-Gruppe“) unconform geschichtet aufliegen. Ueber den versteinerungsleeren Ablagerun-

Digitized by Google

gen folgt die Kreideformation, deren tiefste Flötze („die Bagh-Schichten") hauptsächlich aus Sandsteinen bestehen, in welchen nur wenige, schlecht erhaltene Muscheln entdeckt worden. Im Osten von Bagh gehen diese Schichten allmälig in Korallenkalksteine über, die vorzugsweise aus Bryozoen (Moosthorollen) und Conchulien zusammengesetzt sind. Ueber diesen Kreideschichten liegen Ablagerungen von Teappen und Lava, die über einen ganz bedeutenden Theil des Landes in fast vollständiger Horizontalität sich ausdehnen. Unter diesen Trappen finden wir wieder eine Schichtenreihe (die „Mahadewa-Gruppe"), deren Alter nicht genau bestimmt werden konnte und deren Zusammenhang mit den Bagh-Schichten noch dunkel ist. Diese basaltischen Felsen erscheinen an manchen Stellen vollständig säulenartig abgesondert, und in einer Abbildung ist ein Beispiel von schöner Anordnung dieser Säulen gegeben, die strahlenförmig von einem Mittelpunkte ausgehen. Die Trappergüsse bestehen vorherrschend aus basischer Materie, aber die durchsetzenden Gänge sind wesentlich kieselsäurehaltig. Beim Gebrauche dieser Bezeichnungen mißversteht Blanford merkwürdigerweise Ausdrücke, die speciell auf vulcanische, nicht aber auf Trappgesteine angewandt werden müssen, wie denn seine Petrographie überhaupt eine gewisse Verschwommenheit zeigt. Alttertiäre, nummulitische Kalksteine lagern auf den entblößten Kreidetrappen, auf und über ihnen kommen knochenführende Kiese, altalluviale Schichten und endlich Humusboden.

Die Bodenoberfläche wird von „Baumwollboden oder Regar" gebildet. Dieser schwarze oder Baumwollboden wechselt sehr in der Färbung, in Consistenz und Fruchtbarkeit, doch ist er stets thonig, dabei ein wenig kalkhaltig und sehr klebrig, wenn angefeuchtet. Unter dem Einflusse der Trockenheit oder Feuchtigkeit wohnt ihm eine starke Fähigkeit, sich auszudehnen oder zusammenzuziehen, bei. Wie jeder Thonboden hält er das Wasser zurück und braucht daher weniger Bewässerung als sandiger Grund. Nach vielen Beobachtern ist der Regur ein zersetzter Basalt; jedenfalls zeigt er mit den unterlagernden Trappen eine conforme Schichtung. Nach Blanford jedoch ist er einfach thoniger, von aegauischen Stoffen durchsetzter Boden; auch glaubt er, daß jeder Thonboden unter günstigen Umständen Regar werden könne.

An nützlichen Mineralien ist der District nicht reich. Kohle fehlt gänzlich. Eisenerze in abbauwürdiger Quantität werden an einigen Stellen gefördert; aber die meisten Schmelzöfen sind wieder eingegangen, da es an Brennstoff zu ihrem Betriebe fehlte. Auch die von den indischen Regierungen zu Burwai errichteten Eisenwerke sind wieder außer Betrieb gestellt worden. Kalk kommt in den Kreideschichten, in den Kalksteinschichten, die zwischen die Trappe gelagert sind, und namentlich in den Nummulitenschichten vor. Vorzügliche Bausteine sind in großer Menge vorhanden, die besten in den Bagh-Schichten und in den Sandsteinlagern der azoischen Vindhya-Gruppe. Achate und Jaspis werden in den Trappgesteinen gewonnen, namentlich bei Rattanpur, dreizehn englische Meilen östlich von Broatsch.

Das altsächsische Roß an den Downs von Berkshire.

R. A. Etwa zwei englische Meilen nördlich von Lambourne in der englischen Grafschaft Berks ziehen sich die Kalkberge der White Horse Downs hin, welche auf ihrem breiten Rücken ein altrömisches Lager, Uffington Castle, tragen. Ich war den Spuren desselben nachgegangen, und dann an dem nordwestlichen Abhange jener Hügel hinabgestiegen, an welchem das Wunder Berkshires, das weiße Roß, angebracht ist, nach dem die Hügel den Namen führen. Erst von einem entfernten Standpunkte jedoch vermochte ich es zu erkennen: da leuchtete es wie blendend weiß, wenn auch etwas roh in den Conturen, entgegen, beschienen vom Strahle der Sonne und weit hinausblitzend in die Landschaft, ausgedehnt über eine Fläche, die mindestens einen englischen Acker umfaßte. Die Figur dieses großen springenden Rosses aber war gebildet durch etwa 3 bis 4 Fuß tiefe und sehr breite in den weißen Kalkfelsen eingehauene Gruben, die sich hell abhoben von dem dunkeln Rasen des Hügels. Das war das Wappenthier der alten Sachsen, Wittekind's heiliges Roß, das Pferd, das heute aus noch von den Giebeln der Bauernhäuser entgegenschaut, soweit die plattdeutsche Zunge klingt, das Roß Westphalens, Engerns, Ostphalens, von dem es heißt:

Ein weißes Roß im rothen Feld
Altsachsen in seinem Wappen hält.

Deutlich trat mir die Form entgegen, wie sie auf den Braunschweiger Groschen noch heute geprägt ist, nur in kolossaler Größe.

Wohl ist es möglich, daß jenes Riesenbild noch aus der Zeit der ersten sächsischen Einwanderer herrührt; der Volksmund will sogar wissen, daß Hengist es am Abfalle des Hügels habe anbringen lassen. In Reading, wo ich Gelegenheit hatte, mit einem in der Geschichte von Berkshire wohl bewanderten Mann darüber zu reden, gab man jedoch an, das Pferd sei auf Befehl Alfred's des Großen am Hügel angebracht worden, als Zeichen eines im Jahre 871 über die Dänen bei Ashdown errungenen Sieges. Vielleicht hat eine dritte Ansicht noch mehr für sich. Es ist nämlich möglich, daß von Natur durch Risse, Spalten u. s. w. eine Figur, ähnlich einem Pferde, an den White Horse Downs sich zeigte, die durch künstliche Nachhülfe allmälig ihre heutige Gestalt erhielt. Wie aber dem auch sein möge, zur Mittsommerzeit versammeln sich die Bauern aus der Umgegend beim White horse, sie räumen das Unkraut hinweg, das in den weißen, tief ausgehöhlten Kalkgräben sich angesammelt hat, stellen diese glänzend wieder her, was sie „Scouring the horse" nennen, und halten am Abend ein fröhliches Fest zu Ehren des altsächsischen Rosses, das nun blank und gesäubert wieder weithin im Lande sichtbar ist.

Zahl der Flamingen und Wallonen in Belgien. Die letzte Volkszählung von 1866 giebt über das Sprachverhältniß folgende Ergebnisse: nach den eigenen Erklärungen der Familienhäupter sprechen 2,041,784 Bewohner französisch, 2,406,491 flämisch; französisch und flämisch sprechen 308,361, deutsch 35,356; deutsch und französisch 20,448; flämisch und deutsch 3625; die drei Sprachen 4966. Keiner der genannten Sprachen gehören 6924 im Lande wohnende Fremde an.

Kjökenmöddinger auf den Andamanen. Dr. F. Stoliczka, ein österreichischer Geologe, welcher sich seit einigen Jahren behufs wissenschaftlicher Forschungen in Indien aufhält, veröffentlicht in der Januarnummer der „Proceedings of the Asiatic Society of Bengal" eine kleine Arbeit über die Kjökenmöddinger der Andaman-Inseln. Die Muschelschalen, die den Hauptbestandtheil der Küchenabfälle ausmachten, rühren von Arten her, welche heute noch in großer Menge auf den Inseln vorkommen. Zwischen ihnen findet man Bruchstücke von rohen Töpferwaaren, zahlreiche Steingeräthschaften, die in Form und Größe sehr variiren, endlich viele Knochen des Andamanenschweines (Sus andamanensis). Stoliczka giebt an, daß nach den in den Küchenabfällen enthaltenen Knochenresten nicht auf Cannibalismus der Andamanesen geschlossen werden kann.

Inhalt: Mittheilungen aus Japan. Mit sechs Abbildungen. — Die Schlachtfelder Paraguays. Nach Richard Bacon. — Zur Colonisation Formosas. — Ein Besuch bei den halbcivilisirten Indianern Nebraskas. Von Prof. Wilhelm Keebs in Omaha. — Aus allen Erdtheilen: Dr. Nachtigal unterwegs von Murzuk nach Kuka in Borna. — Eine Telegraphenlinie um den Erdball. — Zur Geologie des Neebuddathales in Indien. — Das altsächsische Roß an den Downs von Berkshire. — Zahl der Flamingen und Wallonen in Belgien. — Kjökenmöddinger auf den Andamanen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 1 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Mittheilungen aus Japan.

II.

Die verschiedenen Feste im Jahre.

Die Japaner sind ein heiteres Volk und verstehen sich auf Lustbarkeiten und Festlichkeiten, wie nur irgend eines. Wir haben in unseren früheren Mittheilungen darauf hingewiesen, daß selbst die Feierlichkeiten und Feste, welche von den Bonzen in den Klöstern veranstaltet werden, mit allerlei weltlichen Vergnügungen und Spielen verbunden sind; es giebt aber auch viele Ergötzlichkeiten, die mit den Klöstern nichts zu schaffen haben, und nicht zu den Matsuris oder Kirmessen gehören.

Dahin gehören die Gosekis oder fünf großen Jahresfeste. Sie wurden ursprünglich in Kiato, der Residenz des Mikado, vom Dairi, d. h. dem Hofe des Kaisers, veranstaltet, und trugen anfangs eine Art von religiösem Gepräge. Durch dasselbe wurde jedoch die Heiterkeit nicht im Mindesten beeinträchtigt, denn die Moral des Kamicultus stellt den Satz auf, daß ein fröhliches Herz auch rein sei.

Das Seki am Neujahrstage steht voran. Freunde und Bekannte machen einander Besuche und geben Geschenke. Die letzteren bestehen mindestens in zwei bis drei Fächern, welche der Besuchende, altem Herkommen gemäß, in einem lackirten, mit Seide umwickelten Glaskästchen überreicht; außerdem giebt er noch eine Papierdüte. In dieser befindet sich ein getrocknetes Stück Fleisch vom Awabi oder Siehbi, einer ganz gewöhnlichen Muschel; es soll dadurch in Erinnerung gebracht werden, daß in alten Zeiten die Japaner sehr frugal gelebt haben. Die Familie, welche den Besuch empfängt, bietet dagegen Saki (warmen Reiswein), Reisbrot und Mandarinenapfelsinen an. Auch der große Seekrebs spielt am Neujahrstage eine Rolle: in jedem Haushalte wird ein solcher das Jahr über aufbewahrt; gewöhnlich hat man ihn zu Pulver zerrieben.

Das zweite der Gosekis ist das Puppenfest, welches am dritten Tage des dritten Monats, in unserm April, stattfindet und der weiblichen Jugend gewidmet ist. Die Hausmutter schmückt das beste Zimmer mit Pfirsichzweigen und Blumen, zwischen welchen sie die Puppen aufstellt, die den Mädchen gleich nach der Geburt geschenkt worden sind, zumeist hübsch angeputzte Figuren, welche den Mikado und allerlei andere Personen des kaiserlichen Hofes vorstellen. Auch wird ein Festmahl veranstaltet, und die Speisen werden von den jungen Mädchen eigenhändig bereitet.

Am fünften Tage des fünften Monates, also in unserm Juni, wird für die erwachsenen Knaben und Jünglinge das Fahnen- oder Bannerfest veranstaltet. Dann wehen überall in der großen Stadt Yeddo an hohen Bambusstangen Flaggen und Wimpel, Federn, Haarbüschel, Kugeln von Goldpapier und Streifen Papiers mit bunten Farben. An anderen Stangen baumeln Fische aus Stroh oder Papiermaché; wieder andere sind mit Waffen und Rüstungen geschmückt, und mit Wappen, auf welchen man Familiennamen und patriotische Kernsprüche liest, aber die auch mit den Gestalten berühmter Helden bemalt sind. Die Straßen und Plätze

Digitized by Google

gewähren dann ein ungemein farbiges Schauſpiel; eine heitere Menſchenmenge wagt auf und ab; die Bronzehändler haben vollſtändige Rüſtungen, Helme und rieſige Hellebarden von phantaſtiſchen Formen ausgeſtellt, welche von Offizieren beſichtigt werden, und auch von Käufern, die einen Jüngling mit einer Waffe beſchenken wollen. Die Knaben haben ihre beſten Kleider angelegt; manche tragen zwei Schwerter im Gürtel, andere haben gewaltige Holzfädel, die bunt angeſtrichen, manchmal auch mit hübſchen Bändern geſchmückt ſind, und wieder andere tragen Fähnchen. Sehr beliebt iſt eine Figur, welche den tapfern Schyaki darſtellt. Als in alten Zeiten Japan einen Krieg gegen die Koreaner zu führen hatte, war er wirklich ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Sein Geſicht iſt immer ſehr ernſt, der Wind bewegt ſeinen langen Bart und ſein herabwallendes Haar, aber ſein Auge blickt ruhig darein; vor einer Gefahr bebt er nicht zurück; er ſteht feſt auf ſeinen Füßen und hält die Hand am Schwerte. Als zu Kublai Chan's Zeit die Mongolen von China aus die Inſel Kiuſiu bedrohten, ſtellte man ihnen nicht bloß die beſten Truppen entgegen, ſondern auch eine große Anzahl von Fahnen, auf welchen Schyoki abgebildet war. Da wichen die Barbaren ſofort zurück.

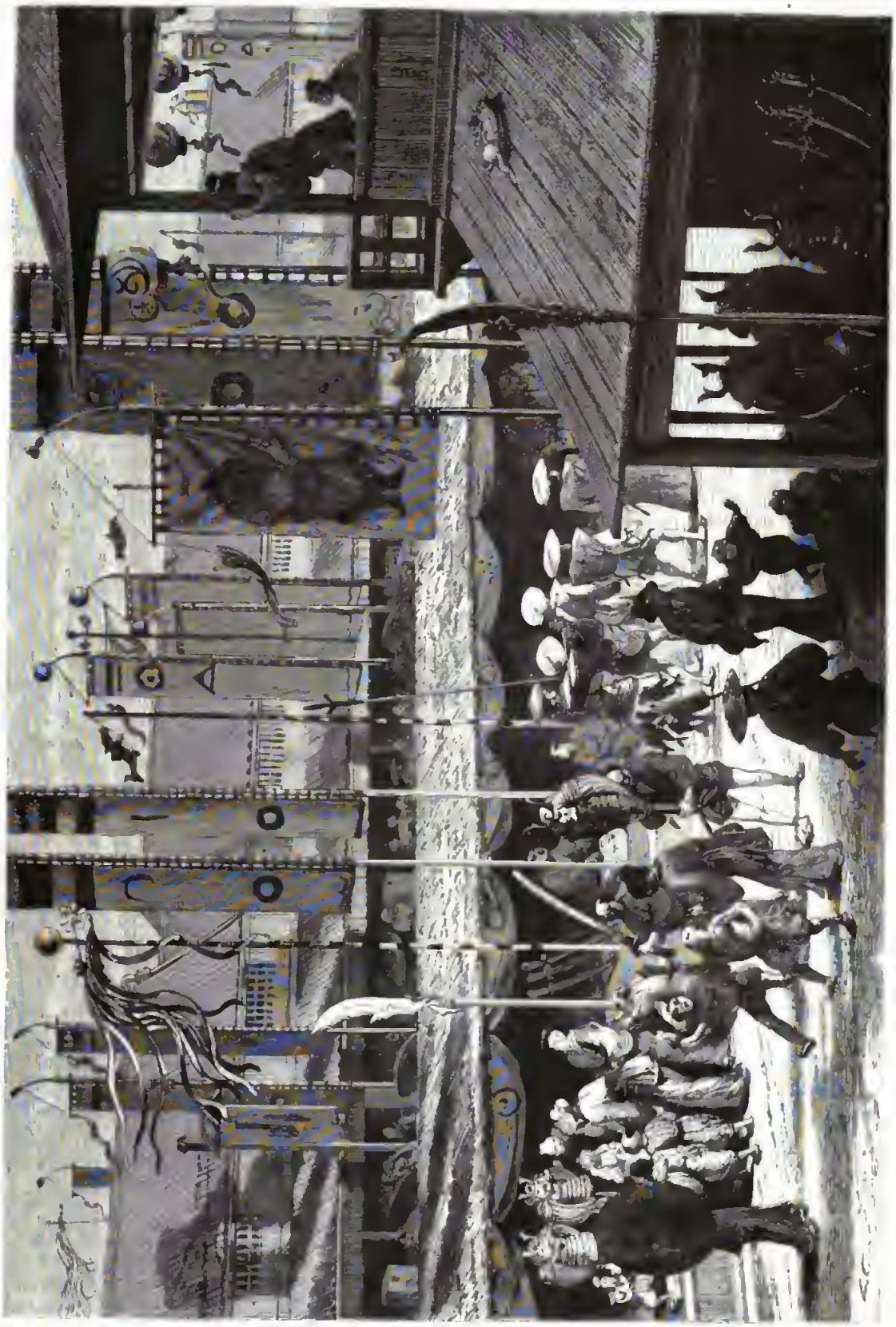
Das vierte große Feſt findet am ſiebenten Tage des ſiebenten Monates ſtatt; es iſt das Lampen- oder Laternenfeſt. Die jungen Mädchen laufen dann truppweis in den Straßen umher, ſingen aus voller Kehle, was das Zeug halten will, und ſchwenken Papierlaternen hin und her. In einigen Gegenden des ſüdlichen Japan beſuchen an jenem

Das Puppenfeſt. (Nach einem japaniſchen Gemälde.)

Feſte viele Leute den Friedhof und bleiben die Nacht über bei den Gräbern ihrer Verſtorbenen.

Am dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten des ſiebenten Monates betet man in den Tempeln für die Todten, zu deren Ehre man Kerzen brennt. Da aber der funfzehnte jenes Monates zugleich der Tag iſt, an welchem der Rechnungsabſchluß für das erſte Halbjahr ſtattfindet, ſo giebt man ſich nach abgewickelten Geſchäften mancherlei Vergnügungen hin. Dann finden große Maskeraden ſtatt, bei welchen man nationale Tänze aufführt. Jede Maske hat ihren traditionellen Charakter und ihre beſondere Bedeutung. Manche haben den „nobeln“ Typus, z. B. jene, welche Edelleute und Hofdamen des Dairi darſtellen; dagegen haben die Kriegshelden einen wilden und grimmigen Ausdruck. Dann giebt es auch phantaſtiſche Larven mit beweglichen Kinnbacken, ähnlich den Masken, welche von den Hofſchauſpielern des Mikado vorgenommen werden. Andere ſtellen in grotesker Weiſe den göttlichen Tengu dar und die gute, ungemein pausbackige Okama, aber die unglückliche Hyotoko, das Ideal aller Häßlichkeit. Auch die verſchiedenen Arten von Dämonen fehlen nicht; mit einem Auge oder auch mit zwei Augen, mit einem Horne, zwei Hörnern aber auch dreien; man ſieht ganz kleine Teufelchen und koloſſale Rieſen mit den wunderlichſten Larven. Auch Thiermasken ſind vorhanden, und als Motiv für viele derſelben gilt Meiſter Kitsune, der Fuchs, über den wir in einem frühern Artikel ausführlich geſprochen haben. Auch die Masken des Affen Saru, jene des Löwen von Korea und des Kappa, dieſes Froſchmenſchen, der an den Küſten von Nippan umgeht, fehlen nicht.

Die Tänze ſind verſchiedener Art. Beim Reistanze tre-



Das Fahnenfest in Yeddo.

Digitized by Google

ten nur Männer auf, insgemein etwa dreißig. Sie tragen weiter nichts als einen Gürtel von Reisstroh, einen gleichfalls aus solchem Stroh geflochtenen runden Hut, der über die Augen hinabhängt, und einen kleinen Mantel, dessen lange Aermeln die Flügel eines Nachtfalters darstellen.

Das fünfte Gofeki fällt auf den neunten Tag des neunten Monates; es ist das Fest der Chrysanthemen. Auf alle Tassen, Teller und Schüsseln werden die Blätter zerpflückter Goldblumen gestreut; man wirft dergleichen auch in die Getränke, weil dadurch das Leben verlängert wird.

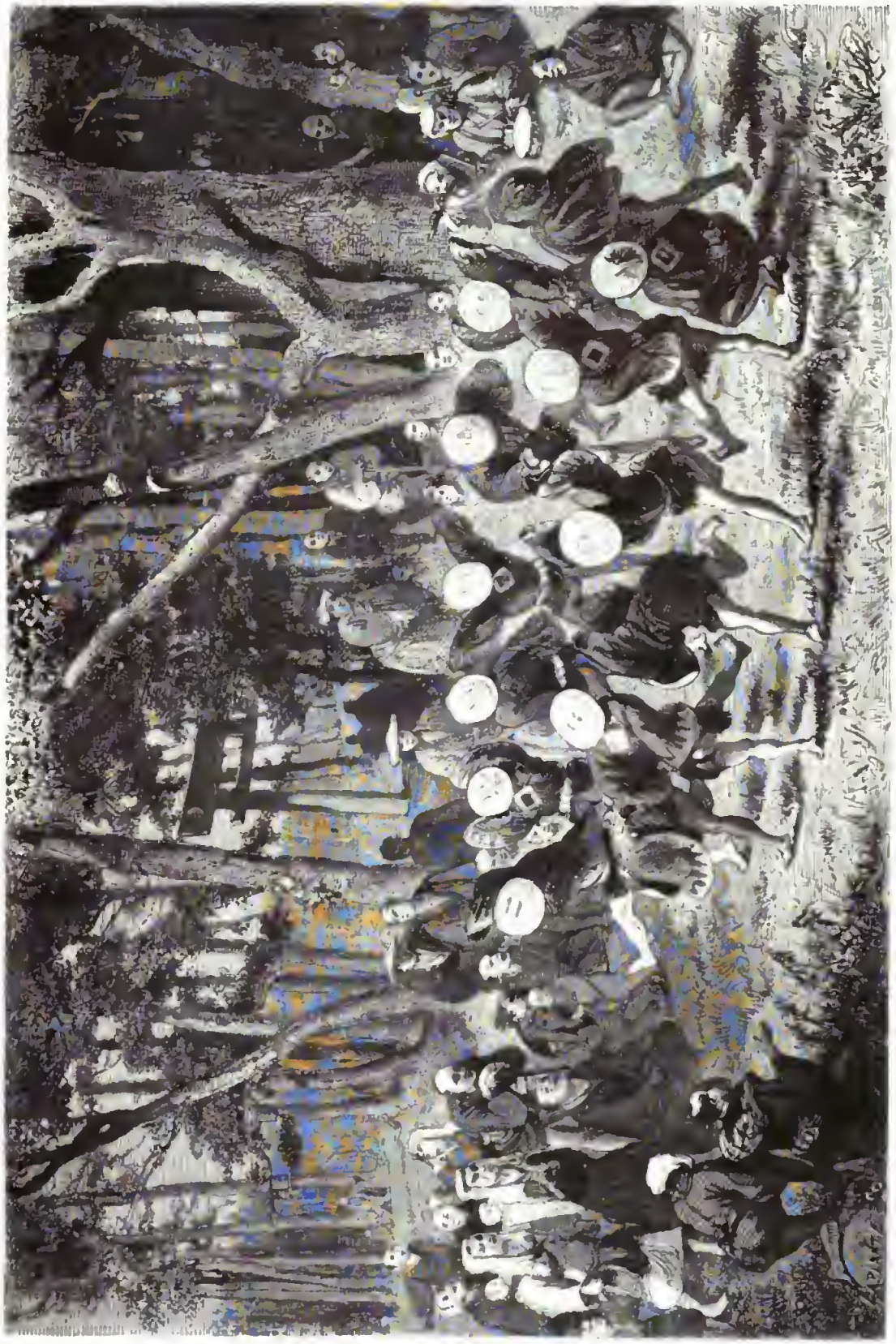
Schon Engelbert Kämpfer hat die Ansicht aufgestellt, daß die alten Japaner ihre fünf großen Jahresfeste auf Tage von ungleicher Zahl verlegt haben, welche für unglücklich galten. Sie wollten durch die Ergötzlichkeiten, an welchen das ganze Volk sich betheiligte, nicht bloß die Götter belustigen, sondern auch durch Wünsche und Gelübde böse Einflüsse

Die Taufe Buddhas. (Nach einem japanischen Gemälde.)

abwenden. Man hat übrigens diese fünf großen Feste vermöge einer Kette kleinerer Feste in Verbindung und Zusammenhang gebracht. Die Japaner haben ein Mondjahr, das sie also in Mondsmonate theilen, und so feiern sie jeden Neumond und jeden Vollmond, und auch das erste oder letzte Viertel. Dieser Nerdis oder Mondesfeste haben sie im Jahre nicht weniger als achtunddreißig, je am 1., am 15. und am 28. des Monats, und dazu kommen dann noch zwei Feste an der Tag- und Nachtgleiche im Frühjahr und im Herbst.

An diesen Nerdis wird indessen die Arbeit nicht eingestellt. Die Leute legen allerdings das festtägliche Gewand an, weil sie früh zum Tempel gehen und bei angesehenen Verwandten einen Besuch abstatten, auch wohl bei höheren Beamten die Aufwartung machen. Nachmittags oder gegen Abend nimmt dann der Bürger seine Familie mit nach einem Theegarten. Diese Feste haben übrigens auch Beziehungen auf klimatische Verhältnisse und auf den Ackerbau. Bei jenem im ersten Monate darf ein Bohnendrei nicht fehlen (von Phaseolus radiatus), und bei dem im zweiten muß

Digitized by Google



Die große Maskerade.

Digitized by Google

grünes Gemüse auf den Tisch kommen. Im Frühling, wenn die Feldarbeiten beginnen, tragen die jungen Männer einen Sprengwedel und nehmen eine Maske vor, die in eine Fuchsschnauze ausläuft, beides zum Andenken an den Reisgott, welcher, als er das kostbare Getreide aus China nach Japan brachte, ein Pferd ritt, das einen Fuchskopf hatte.

Im nächsten Monate gehen die jungen Mädchen in ganzen Schaaren an die Ufer des Semida gawo und nehmen ihre kleinen Brüder mit dorthin. Sie tragen keine Masken, haben sich aber gepudert und geschminkt, und tragen im Haar wie am Gürtel viele Nadeln und allerlei Flitter. Sie pflücken Blumen und schmücken sich damit.

Der achte Tag des vierten Monates ist der Taufe Buddha's geweiht. Er wird so dargestellt, wie man ihn sich gleich nach seiner Geburt auftretend denkt. Er steht aufrecht und zeigt mit der einen Hand zum Himmel, mit der andern nach unten zur Erde. Die Andächtigen befeuchten mit geweihetem Thee das Bronzebild des heiligen Kindes, das auf einem Taufsteine steht. Die Koskeis der verschiedenen Bonzenklöster ziehen durch die Stadt und tragen die kleine Statue umher, die in der Mitte eines Kübels steht. So finden die Gläubigen Gelegenheit, zu Hause ihre Andacht zu verrichten, und die Bonzen, welche als Geistliche selbst zur Ehre des Gottes nichts umsonst thun, verdienen ein hübsches Stück Geld.

Am achtundzwanzigsten Tage giebt man sich der Betrachtung des Dolychos polystachios hin. Diese Pflanze, welche bei den Japanern Fusi mi heißt, wächst überall, und wird namentlich auch in den Theegärten gezogen. Der Trunk, mit welchem man sich unter ihren Zweigen labt, soll überaus gedeihlich sein.

Die Feste des zehnten Monates haben Bezug auf die Ernte des Getreides: Reis, Weizen und Hirse. Die Priester sprechen den Segen über kleine viereckige Stücke weißen Papiers und verkaufen dieselben an die Bauern, welche an alle vier Ecken ihres Feldes solch einen Pflock stecken. Die Geistlichen sagen ihnen, das sei nothwendig, weil sonst der Acker nicht fruchtbar und ausgiebig sein würde. Im Herbste hat der Bürger von Yeddo seine angenehmste Zeit; so oft ihm die Geschäfte es erlauben, geht er ins Freie hinaus, am liebsten in die reizenden Gärten von Odga.

Der Gott des Wassers ist ein alter, dem Kamicultus angehörender Gott. Ihm zu Ehren werden im ganzen Reiche Feste während des siebenten Monates gefeiert, dieser aber fällt in die Regenzeit. Man pflanzt bei Quellen, Brunnen und Bewässerungscanälen hohe Bambusstämme auf, die oben mit Glasglöckchen und Streifen geweiheten Papiers geschmückt sind, und an jedem Morgen und Abend werden beim Getöse der von Bonzen geschlagenen Gongs an verschiedenen Stellen Banner aufgezogen; sie tragen die Inschrift: „Achtung und Ehrerbietung dem Gotte des Wassers!“ In den Bauerhäusern wird auf den Hausaltar Reis, Fisch und Geld als Opfergabe gelegt.

Im achten Monate werden Höflichkeiten zwischen Beamten, Clienten und Patronen ꝛc. ausgetauscht. Das Volk hat damit wenig zu schaffen. Aber am funfzehnten Tage betheiligt es sich am Feste des Mondes, der dann, wie man glaubt, heller und glänzender ist wie zu irgend einer andern Zeit. Auf Flüssen und Canälen schwimmen unzählige Gondeln, alle mit Menschen gefüllt, welche sich am Anblicke des Vollmondes erfreuen wollen. Gewöhnlich sind im September und October die Nächte ruhig, heiter und mild, so daß solche Nachtpartien zu Wasser recht gut ausfallen.

Der zehnte Monat ist dem Yebis geweiht; derselbe ist zugleich Gott des Fischfanges und ein Lieblingspatron der Kaufleute. Diese überhäufen sich gegenseitig mit Complimenten und Geschenken; zu diesen letzteren gehört unabänderlich ein Hirsekuchen und ein Tai fisch, der hübsch aussieht und wegen seines delicaten Fleisches sehr geschätzt wird. Die Frauen machen einander Höflichkeitsbesuche, versichern, daß sie gute Nachbarschaft halten wollen, und brennen Kerzen vor dem Bilde des Yebis, damit die Handelsunternehmungen ihrer Männer günstigen Erfolg haben. Bereits am frühen Morgen ziehen sie in Schaaren nach solchen Bonzenklöstern, in welchen sich Altäre desjenigen Gottes befinden, der beim Bürgerstande vorzugsweise beliebt ist. Sie legen eine besondere Pilgertracht an und schlagen über den Kopf ein blendend weißes Baumwollentuch, welches sie sehr geschmackvoll auf das dichte, volle Haar zu legen wissen.

Es ist ein altes Herkommen, daß um die Mitte des Monats Jedermann dem Andern sagt, daß die Blätter der Bäume nun ihre Farbe wechseln, namentlich jene des Ahorns, der sich in seinem Herbstschmucke prächtig ausnimmt. Die Sitte verlangt, daß man schöne Exemplare in den Kloster- und Theegärten besucht und sie laut bewundert.

Am Tage der Wintersonnenwende finden allgemein Beglückwünschungen statt; dann ist auch das Fest der verheiratheten Frauen, und jeder Ehemann, der etwa auf Reisen oder anderer Geschäfte wegen außerhalb seines Wohnortes verweilt, kehrt um jeden Preis nach Hause zurück. Abends findet große Beleuchtung statt, überall Familienschmaus mit Musik und Gesang.

Der funfzehnte Tag wird als der Uebergang über den Fluß bezeichnet; dann findet eine religiöse häusliche Feierlichkeit statt, welche symbolisch darstellt, daß die Zeit flüchtig sei und der Uebergang in das neue Jahr stattfinde. Im zwölften Monate hat Jedermann viel zu thun mit Abwickelung der Geschäfte, mit Putzen und Poliren des Hausrathes und vielerei anderen Geschäften, aber einige kleine Feste fehlen auch in diesem Monate nicht.

Schilderungen aus Paraguay.

Nach einem beispiellos erbitterten Kriege, der fünf Jahre lang anhielt, ist endlich in den ersten Tagen des März der Dictator Lopez erschlagen worden, und die siegreichen Brasilianer haben Paraguay geräumt. Ueber die Zustände dieses Landes sind sehr widersprechende Nachrichten verbreitet worden, so viel aber ist sicher, daß dasselbe mindestens ein Drittel seiner Bewohner verloren hat und theilweise zu einer Einöde geworden ist. Ueber die gegenwärtigen Zustände fanden wir in der „Deutschen Zeitung am Rio de la Plata“ vom 16. März den Bericht eines Deutschen, der seit etwa einem Jahre in der Hauptstadt Asuncion lebt; derselbe giebt einen klaren Einblick in manche Verhältnisse, und wir halten das Schreiben für interessant genug, um einige Auszüge unseren Spalten einzuverleiben.

Digitized by Google

Der Transport der Landesproducte, die von außen herein hier auf den Markt gebracht werden, gewährt dem aufmerksamen Beobachter ein ganz besonderes Interesse. Brennholz, Taback, Genever, die schweren Kürbisse und Melonen, Pferdefutter, Maiskolben, Gras zum Decken der Ranchos, Alles wird nicht etwa in Ochsenkarren transportirt, wie in Buenos Ayres oder Corrientes, aus dem einfachen Grunde, weil derartige Fuhrwerke hier so gut wie gar nicht existiren, nein, auf den Köpfen der Paraguayerinnen werden die Lasten leguasweit hereingebracht. Die Frauen tragen hier Alles auf dem Kopfe, leere Flaschen, sogar eine einzelne Tasse oder eine Orange. Um nun diese Leute in ihrer Arbeit zu beobachten, muß man Morgens früh in die Umgebung der Stadt hinausreiten. Zieht man einen Kreis um Asuncion, der vom Centrum z. B. eine Legua entfernt ist, so wird man diesen Kreis von geraden Linien durchschnitten sehen, die alle radienförmig auf das Centrum, den Marktplatz, zulaufen. Diese Linien oder Wege sind nun Morgens bei Sonnenaufgang von ununterbrochenen Reihen von Frauen bedeckt, jede ihr Bündel auf dem Kopfe mit der Beute, die sie in der fruchtbaren Umgebung der Stadt als Tribut von der Natur entgegengenommen hat und dem Markte zuführt. Die Wege gleichen denen der Ameisen, die strahlenförmig vom Hauptbau auslaufen, und stets von Zügen dieser fleißigen Thierchen bedeckt sind, nur mit dem Unterschiede, daß man auf diesen Ameisenstraßen stets zwei Colonnen bemerkt, eine, die sich vom Neste entfernt, und eine andere, die demselben, jedes Individuum eine Portion Baumaterial oder Futter tragend, zuzieht.

Auf den hiesigen Landstraßen sieht man die Karawane stets nur eine Richtung nehmen. Man findet des Morgens früh alle Wege auf zwei bis fünf Leguas Entfernung mit der Stadt zuziehenden Frauen bedeckt, die eine ununterbrochene Reihe bilden und im Gänsemarsch dahinschreiten, d. h. eine hinter der andern, selten zwei zusammen, und stumm wie die Fische. Abends ziehen dieselben Figuren in der entgegengesetzten Richtung ab, um am andern Morgen das Manöver vom vorigen Tage zu wiederholen.

Das stereotype Daicuahai (d. h. ich verstehe nicht) der Paraguayerinnen ist hier zum Stichwort geworden, besonders mit dem spanischen Anhängsel enteramente. Wenn die Paraguayerin etwas nicht versteht, und das ist gewöhnlich der Fall, wenn sie in einer andern Sprache als dem Guarani angeredet wird, so ist ihre Antwort Daicuahai enteramente, was bedeuten soll, daß sie absolut gar nichts verstehe. Im Fall sie etwas auffaßt, sagt sie Daicuahai, poro malicio (ich verstehe nicht, vermuthe aber). Wenn nun Jemand um ein Almosen angegangen wird, so sagt er: Daicuahai. Will Einer irgend etwas nicht verstehen, so versteckt er sich hinter dem Daicuahai enteramente, und zieht den Kopf aus der Schlinge. So ist die Redensart in Aller Munde.

Wunderbar ist die Fruchtbarkeit dieses Landes. Vor einem Jahre war in der Umgegend von Asuncion kaum Nahrung für einen Vogel zu finden, in der verlassenen Stadt selbst waren alle Ratten und Mäuse Hungers gestorben; jetzt liefert das Land, das nur sehr wenig und wenig systematisch angebaut worden ist, Tausenden von Menschen ihren Lebensunterhalt. Einige der zahlreichen Quintas sind von Deutschen, Engländern, Franzosen und Italienern in Angriff genommen worden, und schon hat man jeden Morgen frische Milch, sowie Blumen und Gemüse aller Art, und die hier vortrefflich gedeihenden Früchte Bananen, Ananas, Melonen, Wassermelonen, Kürbisse, Guayabas und viele andere, darunter besonders bemerkenswerth eine der deutschen Schlehe gleichende aber süßere Beere, die nicht an zarten Zweigen, sondern am Stamme des Baumes und den dicken Aesten wächst, und zwar in solcher Menge, daß der hellgraue Stamm damit ganz überdeckt ist und daher schwarz erscheint.

Die ganze Gegend um Asuncion herum gleicht einem großen Park, wie er schöner wohl schwerlich irgendwo vorkommt. Es giebt Großartigeres, aber Lieblicheres, Lachenderes nicht. Asuncion ist auf einer Seite vom Fluß und von einer inselreichen Bucht umgeben, auf der andern von einem Kranze schön bewaldeter und bebauter Hügel, auf deren höchsten Stellen schlanke Palmen ihre Wipfel im Winde schaukeln, während darunter zwischen haushohen Hecken versteckt die duftige Ananas reift, auf deren Abhängen aber Bananen- und Orangenhaine in lieblichster Mannichfaltigkeit abwechseln. Alles ist mit üppigen Gewächsen bedeckt, unter denen sich die Schlingpflanzen besonders durch ihre großen Blüthen hervorthun, und einige große Bäume mit prachtvollen rothen oder gelben Blüthentrauben dem Wanderer und vielen Obdachlosen bei Tage Schatten und Schutz gegen die Sonne, bei Nacht gegen den Thau gewähren. Es vergehen hier kaum acht Tage ohne ein tüchtiges Regenschauer mit starken Blitzen und verhältnißmäßig sanften Donnerschlägen. Wenn bei Nordwind die Hitze unangenehm stark geworden und die Luft mit Dünsten angefüllt ist, so zieht sich schnell ein Gewitter am Himmel zusammen, das gewöhnlich am Abend losbricht. Dabei springt der Wind nach Süden um und weht am andern Morgen so frisch und kühl bei heiterer Luft, daß man bald vergißt, wie man am Tage zuvor unter dem Drucke der tropischen Dunstluft seufzte, und wie in der Nacht eine furchtbare Revolution in der Atmosphäre vorging. An einem solchen Morgen muß man früh hinaus auf die Höhen, um bei einer frischen Morgenbrise und einer wunderbar durchsichtigen Luft sich in den Anblick eines herrlichen Panoramas zu versenken. Tief zu seinen Füßen hat man die Stadt mit ihren weitläufigen Palästen, Casernen und Kirchen; darüber sieht man ungehindert hinweg auf den schönen Hafen mit einer stolzen Handels- und Kriegsflotte, auf die Bai, in der das Wasser durch eine seesternförmige Insel in verschiedene silberglänzende Arme vertheilt ist, die sich zwischen denen des grünen Eilandes einfügen. Dahinter liegt der unermeßliche Chaco mit dem erhöhten Punkte, wo die Villa Occidental stand, die jetzt die Argentiner annectirt haben. Unterhalb sieht man den zuckerhutförmigen Hügel Lambare unmittelbar am Flusse aus einer sumpfigen Ebene sein waldbedecktes Haupt erheben. Landeinwärts aber erstreckt sich die Hügelkette, die kleine Cordillera, auf deren Endpunkte man gerade unter den Palmen träumt.

Das ganze Land vom Paso de la Patria aufwärts bis Villeta ist trotz der reichsten Vegetation ein ziemlich nichtsnutziges, da es den Ueberschwemmungen des Paraguay und Parana ausgesetzt ist; es taugt höchstens zum Reisbau und zur Viehzucht. Aber von dem Punkte an, wo man festen Boden unter den Füßen hat, ist das Land ein sehr werthvolles, ein Paradies, das Alles vereinigt, was den Reichthum eines Landes bedingt: Holz, die verschiedensten Felsarten, vom Granit und Sandstein bis zum Marmor, Metalle, Salz (bei Villeta), Schwefel ꝛc. Dazu kommt der fruchtbarste Boden, der fast alle tropischen und subtropischen Früchte producirt, der Baumwolle, Kaffee, Taback in ganz vorzüglicher Qualität liefert, der mehrere Male im Jahre die reichsten Ernten giebt; ein Boden, dem man in der nachlässigsten und bequemsten Weise irgend ein Samenkorn anvertrauen kann, um es in kurzer Zeit von ihm hundertfach wieder zu empfangen; ein Boden, dem nie die Hauptbedingung der Production, die Feuchtigkeit, fehlt (von der Wärme abgesehen, die in diesem Lande vermöge seiner Lage ja im Ueberfluß vorhanden ist). Eigentliche Trockniß, wie in der Provinz

Digitized by Google

Buenos Ayres, kennt man hier nicht, der Thau iſt in dem durchweg bewaldeten Lande ſehr reichlich; in dem hügeligen Boden entſpringen die klarſten Quellen in großer Zahl, die augenblicklich kleine, nie verſiechende Bäche bilden, ein unberechenbarer Vorzug für ein Land. In faſt all den Straßen in Aſuncion ſelbſt, welche die Richtung von den Hügeln nach der Bucht haben, fließt fortwährend Quellwaſſer, das an verſchiedenen Stellen an den Abhängen hervortritt. Dazu kommt, daß das Klima nicht übermäßig heiß iſt. Wenigſtens ſind die Nächte gewöhnlich friſch, weil nie etwas Briſe von den Bergen im Innern fehlt, was in anderen ſüdlicher gelegenen Flachländern, Corrientes zum Beiſpiel, nicht der Fall iſt. Das Thermometer ſteigt hier ein paar Mal im Sommer auf 100° F. im tiefſten Schatten, gerade wie in Corrientes, darüber ſteigt es nie, und alle Angaben, die man über größere Hitze hat, beruhen auf Irrthümern der Beobachter, die das Thermometer vielleicht an einer ſchattigen Stelle im Hofe anbrachten, wo die Reflexion der Sonnenſtrahlen von einer gegenüberſtehenden Wand auf daſſelbe einwirken konnte. Oder es wurde an einer vorher von der Sonne erhitzten Wand aufgehängt, die nun die Wärme auf das Inſtrument ausſtrahlte. Es ſcheint mir, als wenn die Hitze in Buenos Ayres oder in Roſario ausnahmsweiſe denſelben Grad erreichte; wenigſtens ſtarben in letzterer Stadt im vorigen Jahre vielleicht ein Dutzend Menſchen wegen übergroßer Hitze. Hier aber iſt meines Wiſſens noch keiner an Hitze geſtorben.

Ich bin der Meinung, daß das Klima der höher gelegenen Theile Paraguays (von dem Sumpf- und Fiederland bei Humaita abgeſehen) für europäiſche, ſpeciell deutſche Einwanderer gar nicht unzuträglich wäre, beſonders wenn dieſe ſich in Etwas der Weiſe des Landes anbequemen, d. h. in den Stunden der ſchlimmſten Hitze ruhen und früh am Morgen ſowie Abends ſpät arbeiten wollten. Ich bin ferner der Meinung, daß gerade dieſes Land ein ſehr lohnendes ſein würde für fleißige deutſche Arbeiter, die mit Rückſicht auf das heiße Klima bloß die Hälfte der Zeit zu arbeiten brauchen, in der ſie drüben dem Boden die Früchte abringen, um mit aller Gemächlichkeit im Ueberfluß zu leben. Der Landbauer in Paraguay iſt aber auf andere Producte angewieſen, wie der, welcher nach Santa Fé geht. Während in letzterer Provinz der Ackerbau (in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes) und die Viehzucht die Hauptbeſchäftigungen ſind, iſt der Colaniſt hier auf Erzeugniſſe angewieſen, die den ſüdlich gelegenen Ländern nicht eigen ſind, oder von dieſen doch nicht in derſelben Güte producirt werden, wie in Paraguay. Das hauptſächlichſte Product dieſes Landes iſt eben der Tabak, beſonders die feinſte Sorte, Para, der beſtimmt iſt, dem Havanatabak eine ganz bedeutende Concurrenz zu machen, und deſſen Production eine ſehr einträgliche werden muß. In zweiter Linie ſteht da die Yerba, zu deren Fabrikation ſich bereits große Geſellſchaften bilden, darunter eine erſt projectirte, welche die reichſten Yerbawälder des Landes ausbeuten, und dabei das Land zugleich coloniſiren wird, und zwar ausſchließlich mit deutſchen Familien. In dritter Linie kommen endlich Kaffee, Zucker und Baumwolle, welche Artikel aber vorläufig bloß für den Verbrauch im Lande, nicht für die Ausfuhr gebaut werden können, und dies wegen der Concurrenz von Nordamerika und Braſilien, die ſo zu ſagen mehr am Wege liegen. Alle Gartenfrüchte, Gemüſe, ſowie Mais ꝛc. werden bloß für den eigenen Gebrauch producirt werden, um keine Lebensmittel vom Auslande zu beziehen. Bloß Weizenmehl wird fortwährend eingeführt werden müſſen, der Verbrauch im Lande wird nach dem Kriege aber ſehr gering ſein.

Während die Colonien von Santa Fé, die zur Zeit des Krieges ſo überraſchend aufblühten, weil ſie alle ihre Erzeugniſſe, Mais, Weizen, Hühner, Eier, Butter ꝛc., zu hohen Preiſen nach dem Kriegsſchauplatze verkauften, nachher an dem Uebel der Abſatzſchwierigkeit laboriren werden (denn wer ſoll ihnen Hühner, Eier, Butter und Mais abkaufen?), werden die Colonien in Paraguay, wenn ſie ſich auf die dem Lande eigenthümlichen Artikel beſchränken, ſtets Käufer für ihre Waaren haben. Sie werden nebenbei Viehzucht für den eigenen Bedarf treiben und Früchte aller Art im Ueberfluß bauen können, ſo daß ſie nur ſehr wenige Artikel vom Auslande zu beziehen brauchen. Dies iſt der Grund, weshalb ich der Coloniſation dieſes Landes das Wort reden möchte. Noch eins iſt zu beachten. Man kennt hier keine Mißernten. Die Früchte werden hier nicht vom Hagel zerſchmettert, hier verdorren die Pflanzen nicht wegen fehlender Feuchtigkeit, und die Winterfröſte ſind hier ſo ſelten und ſo wenig ſtark, daß auch davon kein Schaden zu fürchten iſt. Stürme ſind faſt unbekannt, die ganze Natur befindet ſich hier in einer merkwürdigen Ruhe, in einem Gleichgewicht, das nur auf kurze Zeit geſtört wird, und deſſen Störung faſt nie ſchädliche Folgen für den Landbauer hat. Was wir hier am meiſten gebrauchen, ſind Pfälzer und Badenſer, die den Tabacksbau aus dem Grunde verſtehen; auch Weinbauer könnten in der Cultur der Rebe eine lohnende Beſchäftigung finden.

Der immenſe Holzreichthum Paraguays hat ſchon verſchiedene Unternehmer angelockt, und die Ausbeutung dieſes Geſchenks der Natur iſt in vollem Gange.

Noch andere Reichthümer, in der Erde verborgen, laſſen ſich hier mit Erfolg heben. Es ſind edle Metalle, Schwefel, Zink, Kupfer, vielleicht ſogar Steinkohlen. Hierfür beſteht ſchon eine Geſellſchaft, die ihren Sitz in Buenos Ayres hat, und für welche ein deutſcher Sachverſtändiger ſeit Jahren reiſt. Nachdem er die Kupferlagen in Miſſiones und dem angrenzenden Theile Paraguays unterſucht hatte, reiſte er von Itapua mitten durch Paraguay über Villa Rica, Ybicuy nach Aſuncion, von wo er in dieſen Tagen wieder nach Ybicuy zurückgekehrt iſt.

Er hat ſchon, wie ich höre, 300 Minenarbeiter aus Deutſchland verſchrieben, um zuerſt bei Villa Rica, gerade im Herzen des Landes, den Bergbau regelrecht zu betreiben.

Alles, was dieſes Land gebraucht, iſt Friede. Zwar iſt es arm, d. h. es iſt kein Geld im Lande, und es fehlt die Bevölkerung, aber alles dies hat das Ausland; man laſſ nur den Capitaliſten ruhig gewähren laſſen, und in 20 bis 30 Jahren ſind nicht nur alle Wunden vernarbt, die der Krieg geſchlagen, ſondern das früher verſchloſſene und vergeſſene Land wird wegen ſeiner Bevölkerung und ſeiner Producte einen geachteten Rang unter den civiliſirten Nationen einnehmen.

Welche Kette von Verbrechen, von Unterdrückung des Menſchengeiſtes, von Verrath und Inquiſitionsſcenen hat dieſes Land während einer langen Reihe von Jahren geſehen! Wer ſich den Einfluß des Regierungsſyſtems auf den Volkscharakter klar machen will, der komme nach Paraguay. Das Syſtem der Jeſuiten iſt den Leuten in Fleiſch und Blut gedrungen und iſt nicht mehr herauszubringen, das iſt: die Falſchheit, Heuchelei, der blinde Gehorſam gegen die Oberen, Grauſamkeit und Gefühlloſigkeit gegen die Untergebenen, Mißtrauen gegen Jedermann, Verrath am eigenen Vater, die allervollſtändigſte Spionage; bei den Pfaffen, die am meiſten verdorben waren, ſogar Mißbrauch der Ohrenbeichte. Wenn man bedenkt, daß jeder Paraguayer dieſe Ideen mit der Muttermilch eingeſogen hat, und daß es nur wenigen, die das Glück hatten, im Auslande zu leben, gelungen iſt, ſich davon zu emancipiren, ſo wundert man ſich über

Digitized by Google

Verſchiedenes nicht, worüber argentiniſche Correſpondenten viel Lärm ſchlagen. Was ſoll man vom Menſchen erwarten, als daß er eben ein Product der Verhältniſſe ſei, die ſein Daſein bedingen. Wo Unwiſſenheit, verbunden mit Argwohn und Verſchlagenheit, herrſcht, da kann nichts Gutes reſultiren.

Es iſt falſch, was man den Leuten im Auslande hat glauben gemacht, daß die Paraguayer durchgehend eine gewiſſe Bildung hätten, ja daß ſogar Alle leſen und ſchreiben könnten.

Ich habe Landleute, die ſich zu den erſten Familien in ihrem Diſtrict rechneten, die Sklaven und Vieh beſaßen, darauf hin ausgefragt, und noch keinen einzigen derſelben gefunden, der die genannten Künſte inne hatte, ſelbſt wenn er ziemlich geläufig ſpaniſch ſprach. Was ſoll man nun von den Unglücklichen verlangen, die auf jede Anfrage ihr fatales Daicuahai bereit haben? — In welchem Zuſtande von Dummheit und Rohheit die Geiſtlichkeit hier zu Lande lebt, davon will ich nur zwei Beiſpiele anführen. Das erſte betrifft den Biſchof Palacios, der, wie mir ein Augen- und Ohrenzeuge erzählte, mit Lopez zuſammen in Humaita ſpeiſte, und als das Geſpräch auf Kain und Abel kam, dieſelben für Söhne Noah's ausgab. (Er war früher ein einfacher Landprediger und nie über die Grenzen Paraguays hinausgekommen. Lopez machte ihn zum Biſchof.) Das zweite Beiſpiel habe ich ſelbſt erlebt, und zwar vor wenigen Wochen. Es war ein Deutſcher geſtorben, und es verſammelte ſich die ganze deutſche Colonie, um dem Abgeſchiedenen die letzte Ehre zu erzeigen. Wir waren etwa 14 Mann ſtark. Auf dem Kirchhofe angekommen, wollte der Pfaff den Todten nicht annehmen, weil er nicht getauft ſei. Auf das allſeitige „Wie ſo?“ erklärte der gelehrte Herr: der Todte wäre ein Deutſcher, die Deutſchen wären Proteſtanten und die Proteſtanten wären nicht getauft.

Da ich doch einmal beim Anekdotenerzählen bin, ſtehe hier noch eine Geſchichte. Ein hieſiger Pfaff fragte hier in einer Buchhandlung nach einer Bibel, und als ihm eine gezeigt wurde, beſtehend aus einem einzigen Bande, ſagte er, das könne nicht die Bibel ſein, dieſe wäre ein Buch von fünf Bänden. Er wollte nicht begreifen, daß man den Inhalt von fünf Bänden in einen zuſammenpreſſen könne durch die Wahl kleinerer Lettern. — Das ſind die Lehrer des Volks, die Träger der Civiliſation in dieſem Lande; ſo iſt das Volk, aus dem die Vertreter deſſelben, die Regierung, hervorgegangen. Was kann da Gutes reſultiren? Die paar Männer, die der Krieg verſchont hat, mochen natürlich ſchon mit voller Gewalt Politik; ſchon giebt es ſo viele Parteien, wie es Köpfe giebt.

Ueber das Schickſal des Landes bin ich vollſtändig im Dunkeln, wie das anderen großen Politikern ebenſo gehen wird; nur einen Troſt habe ich, und der beſteht in dem feſten Glauben an die Zukunft des Landes, das eben, welches auch die politiſchen Umwälzungen ſein werden, die über daſſelbe ergehen, ruhig fortſchreiten wird, ſobald nur die geeigneten Kräfte herangezogen werden, es auszubeuten.

Gerade in der Entvölkerung des Landes ſehe ich eine Garantie für ſeinen Fortſchritt. Was kümmert ſich der ruhige Coloniſt um die leidige Politik der Landeskinder; laſſ' die zum Zeitvertreib ein wenig Halsabſchneiden ſpielen, wenn ihrer zu viele ſind. Der Bauer arbeitet darum ruhig weiter, und wehe dem, der in ſein Gehege kommt; ſeine Doppelbüchſe wird ſein nächſter Schutz, ſein Conſul oder Miniſter, von ein paar gezogenen Kanonen unterſtützt, ſein Anwalt ſein. Dazu kommt, daß die Paraguayer nicht ſo verwegener Natur ſind, wie z. B. die Bewohner der Banda Oriental, und nicht ſo leicht Blutſcenen veranſtalten werden, wenigſtens werden ſie den Fremden wegen ſeiner Ueberlegenheit in Intelligenz und Zahl reſpectiren und in keiner Weiſe beläſtigen. Daher iſt meine Deviſe für dieſes Land: Maſſenhafte Einwanderung oder beſſer Coloniſation! Hier ſind weder die Eingeborenen noch die Indianer zu fürchten, wie in einigen anderen Ländern, wo die Coloniſten ſich gegen beide ſiegreich behauptet haben.

Dr. Nachtigal's Bericht über ſeine Reiſe von Murſuk zu den Tibbu Reſchade in Tibeſti.

Fünfte Abtheilung.

Nach einer begreiflicherweiſe nicht ganz ruhig verbrachten Nacht, während welcher Arami und Byrſa Wache hielten, ſchlugen wir am nächſten Morgen das Zelt auf, um uns beiden Chriſten in Etwas den Blicken der aufgeregten Menge zu entziehen, und warteten der Dinge, die da kommen ſollten. Mit Tagesanbruch waren wir umgeben von den Freunden Arami's und anderen Tibbu von der andern Seite der Berge, die, etwas ernüchtert, nicht mehr ſo excentriſche, blutgierige Freundſchaftsverſicherungen ihrem Mund entſtrömen ließen, doch immerhin noch lebhaft genug in ihren Proteſtationen waren. Ach, ſie kannten das Vacuum in den beiden voluminöſen Kiſten, deren ungewohnter Anblick ihnen reiche Schätze zu verſprechen ſchien, noch nicht!

Die Angeſehenſten der Verſammlung waren augenſcheinlich Arami und der Onkel mütterlicherſeits des Marabet Bu Zid, Temidomi, derſelbe, deſſen Sohn uns bis zum Enneri Gonoa Tags zuvor Datteln entgegengebracht hatte. Dieſer war ein Mann in den mittleren Jahren, wie ſein Sohn Mohammed unter Mittelgröße, hellbranzefarbig, faſt bartlos, mit kleinem Geſichte, regelmäßigen Zügen, klugen Augen, donnernder Stimme und ſelbſtbewußter Haltung. Die Uebrigen waren, ſo weit der unentbehrliche Litham mir zu ſehen erlaubte, faſt alle von mäßig dunkler Hautfärbung, entfernt von der Schwärze der Bornaui, und mit Zügen, welche ſie ebenfalls weſentlich von dieſen unterſchieden. Es waren wohlgebildete Geſtalten, mager, durchſchnittlich von Mittelgröße, welche vaciferirend, den grünen mit Tabacksſaft vermiſchten Speichel von Zeit zu Zeit mit hörbarem Ziſchen vor ſich auf den Boden ſchleudernd, Speer und Lanze und Wurfeiſen aufrecht in der Hand haltend und auf den Boden ſtämmend, vor meinem Zelte herumhockten, um eine Vorberathung über unſer Schickſal abzuhalten.

Alle ſprachen willkürlich durch einander, mit einem Redefluſſe, der eitel Geſchwätz war und der Geſtaltung meiner

Digitized by Google

Zukunft wenig dienen konnte. Einige Wenige näherten ſich mir, und zwar ſolche, die Fezan bewohnt hatten, mehr oder weniger arabiſch ſprachen und alſo einen gewiſſen Anſpruch auf Bildung erhaben. Unter dieſen befond ſich der Fighi aber Maalem, wie die Tibbu ſagen, deren ſie zwei beſitzen, welche beide im Flußthale Barbai wohnen, ein junger Mann, von dunklerer Hautfarbe, als der Durchſchnitt zeigte, und regelmäßigen, zarten, faſt weiblichen Zügen.

Der Sultan ſei, berichtete man, in der Nacht zurückgekehrt (ich glaube, er war ſtets in ſeiner Behauſung geweſen) und erwarte die Geſellſchaft der Edlen, um über den nie dageweſenen Fall eines Chriſtenbeſuches und die zu nehmenden Maßregeln Rathes zu pflegen.

Von den eigentlichen Einwohnern Barbais war Niemand erſchienen. Dieſelben hielten nach ihrem feindſeligen Gebahren des vorhergehenden Abends ihr Recht aufrecht, keinen derartigen Fremden in ihrem Thale zu dulden, behaupteten, daß ſie keineswegs dem Sultan zugeſtimmt hätten, mich zu dieſem Behufe einzuladen, und verlangten, daß ich, wenn ich hinlängliche Güter bei mir führe, ausgeplündert und meinem Schickſale überlaſſen, wenn ich aber nichts für ſie habe, zu meiner Beſtrafung, zur Abſchreckung für Fremde und zu ihrer eigenen religiöſen Erbauung umgebracht werde.

Glücklicherweiſe beſteht ein natürlicher Antagonismus zwiſchen den Leuten von Barbai und den eigentlichen Tibbu Reſchade der weſtlichen Thäler. Jene ſind vulgären Urſprungs, arbeiten in Folge der günſtigeren Bodenverhältniſſe etwas mehr und ſind folglich nicht ſo ghaſienbereit und reiſeluſtig, als ihre weſtlichen Brüder. Dieſe dagegen ſind zum großen Theile edlen Urſprungs und ſind auf die Beute der Ghaſien und den Ertrag ihrer Reiſen angewieſen. Hauptſächlich iſt es wohl der ariſtokratiſche Urſprung, welcher ihnen ein Gefühl der Ueberlegenheit den Barbaiern gegenüber giebt, und das ſich im vorliegenden Falle zu unſerm Vortheile geltend machte.

Unſere Begleiter ließen alſo, unterſtützt von ihrem Anhange, den Barbaiern als Antwort auf obige Erklärung die höhniſche Aufforderung zugehen, mich mit Gewalt zu nehmen, wenn ſie es wagten; ſie ſelbſt und ihre Waffen ſeien bereit. So wenig Ernſt es ihnen mit dieſen Worten war, denn ſie würden nun und nimmer mit ihren Brüdern um ein ſo unlauteres Object, als einen Chriſten, einen Speerwurf ausgetauſcht haben, ſo entſprach doch Niemand dieſer Aufforderung, ſondern man begnügte ſich, durch Bearbeitung des Sultans auf weniger gewaltſamem Wege zum Ziele zu kommen.

Ein Sultan von Tibeſti iſt eben keine ſehr autoritätvolle Perſon. Er geht abwechſelnd aus einer der vier Branchen der Tomaghera (Tamara), die im Lande wohnen, hervor, wird feierlichſt eingeſetzt, indem man einige Ziegen ſchlachtet, ihm ein Zelt, einen Teppich, einen rothen Tarbuſch (Takia) mit Turban als Nationalausſteuer offerirt und bleibt lebenslänglich in ſeiner hohen Stellung. Dieſelbe iſt jedoch, wie geſagt, an ſich ſelbſt nicht ſehr einflußreich und noch weniger lucrativ. Sie bringt keinerlei Civilliſte mit ſich, noch die Verwaltung von Staatscaſſen oder Nationaldeſitzthümern, da die glücklichen Einwohner keinerlei Steuern zahlen. Erwirbt ſich der Staatschef nichts durch eigene Thätigkeit und Anſtrengung, ſo kann er trotz ſeines hohen Amtes in kläglicher Armuth verharren, nur daß man wohl ſtets Reſpect genug vor der Würde des „Dardei" hat, ihn mit hinlänglicher Nahrung zu verſehen, wenn er dieſelbe aus eigenen Kräften nicht ſchaffen kann. Er würde einige Einnahmen haben durch den Zoll paſſirender Karawanen (Fezan-Wadai) und die pflichtmäßigen Geſchenke reiſender Kaufleute, wenn die erſteren noch exiſtirten und die letzteren ſich in dies verrufene Land wagten.

Die einzige wirklich ſelbſtändige Berechtigung des Sultans ſcheint darin zu beſtehen, bei zu unternehmenden Ghaſien den Anführer, der allein commandirender Chef iſt, zu ernennen. Bei der Frage, ob eine ſolche zu unternehmen ſei oder nicht, iſt ſeine Stimme ebenfalls vom größten Gewicht, doch nicht immer entſcheidend, da deren auch gegen ſeinen Willen und ſeine Anſicht unternommen werden.

Im Uebrigen kann er kaum irgend eine Frage, welche das Gemeinwahl intereſſirt, entſcheiden: es muß in Gemeinſchaft mit dem Rathe der Edlen geſchehen. Selbſt die Gerechtigkeitspflege iſt kein ſeiner Stellung inhärirendes Attribut. Sie vollzieht ſich nach den traditionellen Geſetzen des Uſus, und zur Applicirung dieſes Allen bekannten Codex genügt jeder angeſehene ältere Mann. Zur Entſcheidung von ſtreitigen Fällen, zur Vergleichung Streitender u. ſ. w. iſt es durchaus nicht nöthig, zum Sultan zu gehen, ſondern der Ausſpruch jedes angeſehenen alten Maina, aber nöthigenfalls zweier oder dreier derſelben, wird eben ſo gut gehört, als die Stimme des Staatsoberhauptes. Hört der Verklagte nicht die Entſcheidung jener, ſo folgt er ebenſowenig dem Urtheile des „Dardei", ſondern der Geſchädigte ſucht ſich ſelbſt Recht durch ſeine Waffen. Die Strafen beſtehen alle in Vermögensſtrafen, die, da ja kein Ankläger im Intereſſe des Gemeinwohls exiſtirt, dem Benachtheiligten zu Gute kommen. Diebſtahl, Verleumdung, Beleidigung werden ſo durch eine Buße von Kameelen, Schafen, Ziegen oder Cham geſühnt, und modificirt ſich dieſe nach den Vermögensverhältniſſen des Schuldigen. — Blut kann nur durch Blut geſühnt werden. Ein Mörder iſt ſtets der Blutrache verfallen und wird landesflüchtig, doch Niemand verfolgt ihn außer Landes. Fezan birgt zahlreiche landesflüchtige Mörder aus Tibeſti, die unbehelligt und harmlos hier unter ihren Landsleuten weilen. Erſt nach langen Jahren freiwilligen Exils ſtimmt die Familie des Ermordeten zuweilen zu, gegen ein beträchtliches Geldopfer den Mörder wieder in der Heimath zuzulaſſen. Verwundungen im Zorn werden durch Blut geſühnt, bis man ſich einigt oder der Verwundete gerächt iſt.

Ehebruch bleibt unbeſtraft, wenn man den Schuldigen nicht auf der That ertappt. In letzterm Falle tödtet der beleidigte Gatte den Eindringling in ſeine heiligen Rechte. Verbotener Umgang mit einem jungen Mädchen endigt mit der Ermordung Beider, wenn die Entdeckung auf der That ſtatthat. In beiden Fällen findet keine Unterſuchung zur Conſtatirung und Beſtrafung des Factums ſtatt, wenn eben nicht das Oculazeugniß der beleidigten Ehemänner und Väter vorliegt. Uebrigens ſind dieſe Fälle außerordentlich ſelten, wie ich nach den beſtmöglichſt geſammelten Zeugniſſen ſagen muß.

Eine der ſchlimmſten Beleidigungen, welche man einem Tibbu ins Geſicht ſchleudern kann, iſt die Benennung „Schmied". Dieſe ſühnt ſich ſelten durch Geldbuße, ſondern meiſt durch Blut. Aus welchem Grunde das Gewerbe eines Schmiedes derartig verachtet iſt, bin ich ebenſowenig im Stande zu ſagen, als Nahlis, der dieſe Thatſache auch in Erfahrung gebracht hat. „Verachtet" iſt nicht das richtige Wort, denn es giebt nicht das gemiſchte Gefühl wieder, mit dem man einen Schmied betrachtet. Allerdings wird ihn Niemand als Seinesgleichen betrachten, Niemand eine verwandtſchaftliche Verbindung mit ihm eingehen, Niemand ſeinen Sohn zu ſolchem Gewerbe hergeben. Doch auf der andern Seite wird Niemand mit ihm ſtreiten, Niemand ihm Leides zufügen, gerade wie es eine große Schande iſt, einen Knaben zu verwunden, ſelbſt wenn derſelbe angreifender Verwunder war, oder einer Frau Leides zu thun. Daß man hier dem Schmiede

Digitized by Google

und seiner Frau übernatürliche Kenntnisse gegen Zauberei und Krankheiten von Menschen und Vieh zuschreibe, wie es wohl in anderen Ländern der Fall ist, ist mir nicht bekannt geworden.

Doch zurück zum Sultan und Bardai. Wenn seine Stellung an und für sich auch keine machtvolle ist, so hängt natürlich doch der Grad seines Ansehens und seines Einflusses viel von seiner Person ab. So wird berichtet, daß der Vorgänger des jetzigen, der Maina Taherke, eines ungewöhnlichen Grades von Macht und Ansehen genoß.

Früher gehorchten, wie Dr. Behm richtig angiebt, die Tibbu Reschade zwei Sultanen, von denen der eine aus dem Stamme der Gunda, der andere aus dem der Tomaghera hervorging. So war es eben noch zur Zeit des Maina Taherke, neben dem noch der Sultan Ali ben Sibi existirte. Doch dann einigten sich die beiden Stämme dahin, daß die Tomaghera allein, abwechselnd aus ihren Branchen, den Sultan liefern sollten. Die Gunda behielten nur das Recht, bei Vertheilung von außergewöhnlichen Einnahmen, Geschenken, Durchgangszöllen zu gleichen Theilen mit dem jedesmaligen Sultan zu gehen.

Der jetzige Sultan Tasertemi, Nachfolger Taherke's, ist ein hochbetagter Greis, zuweilen wohl eigensinnig, doch im Grunde von großer Schwäche und Machtlosigkeit. Nur der Respect, den man unwillkürlich seiner Dardeiwürde zollt, verleiht ihm noch eine gewisse Autorität, wie sein vorgerücktes Alter, welches ja besonders in der mohammedanischen Gesellschaft ein so hohes Anrecht auf Achtung und Autorität giebt, ihn zu einem gehörten Rathgeber bei allgemeinen Fragen in Unternehmungen macht. Er ist sehr arm, und bei den seltenen Gelegenheiten außerordentlichen Gewinnes sehr habsüchtig. Es war nur diese Sucht, die ihn bestimmt hatte, mich trotz des Widerspruches der Bardaier, die wohl wußten, daß ihrem Plebejerthum nichts von der Beute meiner Habe zufallen würde, einzuladen. Um aber mein Kommen zu sichern, zu erzwingen, hatte er den Marabet Bu Zid mit Gewalt zurückgehalten und Gordemi geschickt. Jener hatte sich in diese verrätherische Rolle gefügt, und so kam es, daß im gefahrvollen Momente der Ankunft sich sowohl Sultan als Bu Zid ihre Anwesenheit versagten.

Als am nächsten Morgen die Edlen sich nach ihrer Versammlung bei mir zu Tasertemi verfügten, klagte der alte Mann über Unwohlsein und bat sie, gegen Abend wiederzukommen, indem er nur bitter Arami's Beleidigung seiner Person und seiner fürstlichen Würde tadelte, mich nicht in seiner Abwesenheit, wie seine Frau vorgeschlagen habe, neben seinem Hause zu deponiren. Die Erklärung Arami's, daß er mich unmöglich in seiner (des Sultans) Abwesenheit der Wuth einer mehr oder weniger trunkenen Volksmenge habe aussetzen können, befriedigte ihn keineswegs, sondern kränkte ihn noch mehr, indem sie vorauszusetzen schienen, daß die Wohnung des Sultans nicht hinlängliche Sicherheit für seine Gäste biete. Am Abend fühlte er sich noch unwohler, und der große Rath der Edlen konnte also wiederum nicht tagen, sondern mußte sich mit partiellen Sitzungen vor meinem Zelte begnügen.

Der folgende Tag fand den Sultan functionsfähiger, wurde jedoch gänzlich dazu verwendet, Arami *) mit seinem hohen Verwandten auszusöhnen. Dies war um so schwieriger, als es sich nicht allein um verletzte Sultanseigenliebe handelte, sondern um vermeintlich gekränkte Interessen. Der Sultan war überzeugt, daß ich jenseits der Berge von Arámi, Gordemi und Bu Zid meiner Schätze schon beraubt sei und daß ich nur aus diesem Grunde so wenig mit mir führe. Die feindliche Partei nährte diese Idee aufs Kräftigste, während Arami und meine übrigen Begleiter eben so kräftig leugneten.

Es war in der That merkwürdig, diese halbnackten, zerlumpten, mit äußerster Armuth und chronischem Hunger kämpfenden Tibbu die unverschämtesten Ansprüche in gutem Glauben an ihr gutes Recht erheben zu sehen. Ich hatte dem Sultan an Geschenken geschickt einen rothen Tuchburnus, eine Sudan-Tobe, eine Takia mit Stoff zum Turban und eine Futa (der oblonge Kattunüberwurf der Frauen), und er benahm sich, als wenn er nichts empfangen hätte. Die Hauptmainoat hatten ebenfalls rothe Tuchburnusse, welche sie so hoch schätzen, und verschiedene Kleinigkeiten erhalten, und während sie aus eigenen Mitteln kaum im Stande waren, sich ein einfaches Baumwollenhemd zu schaffen, und man die genannten Burnus gegen Kameele austauschen konnte, sprachen und handelten sie gerade, als wenn sie nichts oder nicht nennenswerthe Kleinigkeiten erhalten hätten. Die Wohlwollendsten von denen, welche empfangen hatten, bewunderten meinen naiven Muth und meine Unverständigkeit, mit so geringen Mitteln unter ihnen zu erscheinen. Es war dies die Folge ihrer aristokratischen Constitutirung. Jeder glaubte sich dem Andern gleich oder überlegen; viele aus besserm Blute als ihr Staatsoberhaupt; Jeder glaubte die Ansprüche der Größten erheben zu können, und die Größten wieder glaubten mehr beanspruchen zu müssen, als alle Anderen.

Die Sitzungen, welche gehalten wurden, nahmen stets viele Stunden in Anspruch. Man versammelte sich mit Sonnenaufgang, und Mittag war oft vorüber, wenn die Morgenberathung geschlossen wurde. Gegen Sonnenuntergang begann der zweite Midzales, und oft kehrten die dem Wortkampfe ergebenen Mitglieder erst um 10 oder 11 Uhr Abends heim. Niemand leitet die Debatte; der Sultan hört die Ansichten seiner Edlen in wirrem Durcheinander, kann ungefähr also begreifen, wohin die Majorität neigt, und spricht dann eine Art endgültiger Meinung aus. Ist die Opposition zu groß, so wird der Gegenstand Tags darauf wieder aufgenommen, und so fort, bis durch Hin- und Herschwatzen endlich eine Art Einigkeit hergestellt ist.

Beim Eingange einer allgemeinen Rathssitzung hocken Alle zusammen nieder, das heißt, wenn auch ohne Ordnung, doch vereinigt. Bald jedoch, sobald der Eine oder der Andere hin und wider gesprochen haben, lockt Jemand, der eines gewissen Ansehens genießt, einen oder den andern Gegner seiner Ansicht bei Seite und sucht ihn durch unhörbare Gründe zu sich hinüberzuziehen. Ein Anderer thut dasselbe, und bald sieht man die ganze Versammlung in kleine und kleinere Gruppen aufgelöst, von denen nach und nach diese und jene wieder zum Centrum zurückkehrt. Diese Heimlichkeit ist ihnen angeboren. Die einfachsten Gegenstände behandeln sie in derselben Weise, schleichen zu zweien und dreien bei Seite und flüstern stundenlang, so daß der Uneingeweihte glauben muß, es handle sich um etwas Fürchterliches, Entsetzliches, das man schon auszusprechen sich fürchte. Wie oft wurde ich in neue Bestürzung versetzt, wenn ich den Gatroner wieder und immer wieder von Freunden und Feinden zu diesen intimen Berathungen bei Seite geschleppt sah, denn wie oft, Gott sei Dank, handelte es sich nur um eine Nähnadel, ein Stück Saß zum Turban oder dem ähnliche Gegenstände. Dies wird mit Vorliebe auf die Nacht ausgedehnt, die ihrem heimlichen Wesen besonders zusagt. Bis gegen 2 Uhr Morgens huschen die Gestalten der Tibbu hin und her, um mit diesem und Jenem Rathes zu pflegen, in irgend einer Frage Bundesgenossen zu finden, Coalitionen zu bilden, Vergleiche zu Stande zu bringen.

*) Dieser gehört ebenfalls einer der herrschenden Branchen der Tomaghera an.

Der Sultan ſchien alſo mit Arami verſöhnt, ohne unſere Auslieferung van ihm zu beanſpruchen. Schon jetzt beſtand unſere Nahrung in zweimaliger mäßiger Dattellieferung per Tag; doch unſere Translocirung zu ihm, der ſelbſt, ſa zu ſagen, nur von den Bardaiern unterhalten wurde, würde einen langſamen Hungertod bedeutet haben. Bau der Erlaubniß und Sicherung unſerer Abreiſe, die ich kräftig reclamirte, war noch nicht die Rede. Der Dardei verſprach mir, nach ſeiner Wiederherſtellung mich zu beſuchen und dann an unſere Reiſeproviſionen zu denken.

Indeſſen wandte ſich die ganze Wuth der Bevölkerung und mit dieſer des Sultans gegen Kolokami, als die Urſache meines Kommens, in ſo drohender Weiſe, daß derſelbe flüchtig wurde. Wenn auch ſeine unbedeutende Perſönlichkeit mir von keinerlei Nutzen bei ſeinen Landsleuten geweſen war, ſa war er mir doch als Wegweiſer und Beſitzer der ſchönen Kameelſtute, die er van meinem Gelde gekauft hatte, äußerſt nathwendig und zu meiner Abreiſe geradezu unentbehrlich. Seine Flucht war daher ein harter Schlag für mich, indem ſie unſere Abreiſe unbeſtimmt hinausſchob. Zugleich aggravirte ſich das Unwohlſein des greiſen Fürſten mehr und mehr, und ſeine heimliche Sendung Bu Zid's behufs einer Erpreſſung von 7 Thalern, der ich weder Folge leiſten wollte noch konnte, war das letzte directe Lebenszeichen, das ich von ihm hatte, für lange Tage. Man fürchtete ſogar für ſein Leben, und ich beſchloß alſo, in Geduld den Ausgang ſeiner Krankheit zu erwarten.

Dies würde mir ſehr leicht geworden und eine Quelle der werthvollſten Inſtructian und Erfahrung geweſen ſein, wenn es mir vergönnt geweſen wäre, herumzuſchweifen und mit den Bewohnern zu cammuniciren. Doch ich war an das Zelt gebannt, das bei einer durchſchnittlich höchſten Tagestemperatur von circa 40° C., einfach, wie es war, mir einen unvollſtändigen Schutz gegen die Sanne gewährte.

Da lag var mir das pittoreske Thal mit ſeinen anmuthigen Gruppen von Dattelbäumen und Dumpalmen, die ſauberen Hütten der Bewohner nur halb verdergend, mit ſeinen Gärten, ſeinem erfriſchenden Grün und ſeinen kühlenden Schatten; da vollzog ſich in meiner unmittelbaren Nähe das Leben ſeiner Bewohner in Familie und Gemeinweſen, in Sitten und Ideenkreiſen, wie ich ſie ſo gern ſtudirt hätte: und ich, auf einen nackten Felſen gebannt, der ſengenden Sanne, dem Hunger und dunkler Beſorgniß anheimgegeben, kannte mich nur in ſtiller Reſignation üben.

Zwei Mal wagte ich, mich auf Momente dieſer ertödtenden und entmuthigenden Gefangenſchaft zu entziehen; doch beide Verſuche lehrten mich in ſehr eindringlicher Weiſe, daß die Außenwelt noch größere Unannehmlichkeiten für mich berge, als mein Zelt mit ſeiner drückenden Hitze und ſeinem ermüdenden Einerlei. Das eine Mal wollte ich die Zeit der größten Tageshitze, in welcher ſich die Tidbu ruhiger in ihren Wohnungen hielten, als ſelbſt zur Nachtzeit, benutzen, um einmal des verlockenden Baumſchattens zu genießen, der nur einige hundert Schritt entfernt lag. Doch unglücklicher Weiſe hatte mich ein junges Mädchen van 13 bis 14 Jahren, das ſtets meine ärgſte Feindin geweſen war nnd blieb, erſpäht, in der Geſchwindigkeit gleichalterige und jüngere Genaſſen und Genoſſinnen zuſammengelockt, und begann mit dieſen, als ich kaum den erſehnten Platz erreicht hatte, einen ſo energiſchen Angriff mit Steinwürfen auf mich zu machen, daß ich an ſchleunigen Rückzug denken mußte. Ein mamentaner Verſuch, der Anführerin begreiflich zu machen, daß mein Herz ihr gegenüber von nichts weniger als feindlichen Gefühlen beherrſcht ſei, erweckte durchaus kein zarteres Gefühl in ihrem jugendlichen Tiddu-Buſen, ſondern wurde mit einem Wurfe belohnt, deſſen Folgen ich für Wochen ſpürte. Dieſe Kinder ſchleuderten mit einer ſolchen Kraft und Geſchicklichkeit ſo anſehnliche Geſchoſſe, daß ich bei größerer Entfernung meines Zufluchtsortes ernſtliche Beſorgniſſe hätte hegen müſſen. So kam ich mit zahlloſen Contuſionen davan, deren Schmerzen mich für lange Zeit in jedem Augenblicke daran erinnerten, wie machtlos und adhängig ich war.

Das andere Mal wollte ich, als ich alle männlichen Einwohner bei einem gemeinſamen Feſte nnd die übrigen durch die Mittagszeit in ihren Hütten zurückgehalten glaubte, einen Brunnen ganz in der Nähe in Bezug auf ſeine Tiefe inſpiciren. Im Handumdrehen waren auch hier die Kinder wieder da und griffen mich unter dem lauten Kriegsgeſchrei: Auf den Heiden! auf den Heiden! mit den oben erwähnten Waffen an. Doch zu der Gefahr der Steinigung kam hier noch ein lagbitrunkener Mann mit Wurfeiſen und Speer, der, angefeuert durch die Kampfeswuth der Kinder und ermuthigt durch meinen Rückzug, den ich ſo würdevoll als möglich auszuführen beſtrebt war, von ſeinen Waffen Gebrauch machen zu müſſen glaubte. Glücklicherweiſe machte ihm Palmwein Auge und Hand unſicher und ich erreichte ungeſchädigt meinen Zufluchtsort.

(Schluß folgt.)

Ein Beſuch bei den halbciviliſirten Indianern Nebraskas.

Von Profeſſor **Wilhelm Krebs** in Omaha.

II.

Die Sprache der Pahnis iſt ein Dialekt der früher einmal von jenen Indianern geſprochenen Hauptſprache, welche von den Franzaſen den Namen Algonquin erhielt. Eine Schrift für dieſelbe giebt es nicht. Auch die Religion zeigt mit derjenigen der übrigen Indianerſtämme große Uebereinſtimmung. Der höchſte Gott iſt Manitu oder der „große Geiſt“, die Verkörperung der das Univerſum regierenden Geſetze, der Inbegriff aller dem Indianer myſtiſch erſcheinenden Kräfte. Außerdem verehrt er noch unzählbare, dem „großen Geiſt“ untergeordnete Gattheiten, z. B. einen Gott der Sonne, des Mondes und der Sterne, des Waſſers und der Stürme. Ferner glaubt er an Geiſter der Seen, Flüſſe, Thäler, Berge und Wälder. Ueberhaupt ſchreibt er alle ihm undegreiflichen Dinge, die er weder zu erſchaffen noch zu zerſtören vermag, einem Geiſte zu. Auch glaubt der Indianer an eine Unſterblichkeit der Seele und ein zukünftiges Leben; denn wenn er bei Sonnenuntergang den Todten zur Erde beſtattet, wird derſelbe beim nächſten Sannenaufgang wieder erwachen, um ſeine Reiſe nach den glücklichen Jagdgründen des Manitu anzutreten, zu welcher man ihm

Digitized by Google

ſeine beſten Kleider und Nahrungsmittel mit ins Grab giebt. Wie bei vielen Indianerſtämmen war es auch früher bei den Pahnis Gebrauch, jährlich einen Gefangenen dem „großen Geſtirne“ zu opfern*).

Ein höchſt groteskes Bild bieten die von der Regierung angeworbenen Pahnikrieger oder Scouts. Dieſe 150 Mann ſtehen unter dem Commando des Major Frank Narth; ſie tragen theils die ihnen von der Regierung gelieferten Uniformen, theils ihre eigene Kleidung; während andere faſt ganz nackt gehen. Ebenſo verſchieden ſind auch ihre Waffen: Flinten, Piſtolen, Schwerter oder Pfeile und Bogen. Wie alle Prairie-Indianer, ſo ſind auch die Pahnis gute Reiter.

Bei den Gefechten, welche im verfloſſenen Sommer am Republican-Fluſſe mit den Sioux ſtattfanden, erbeuteten dieſe Pahnikrieger mehrere Scalps, wogegen ſpäter die Sioux von Dakota herüberkamen und, um dieſen Verluſt zu rächen, den Pahnis zwanzig Pferde ſtahlen. Obſchon um die Wiedererlangung ihres Eigenthums beſorgt, waren jedoch letztere nicht zu bewegen, ihre Reſervation zu verlaſſen und die damals in ihrer Nähe ſtationirte Vereinigte-Staaten-Cavallerie zu begleiten, um den Feind zu verfolgen. Als Entſchuldigung führten ſie an, daß ein Theil ihres Stammes mit den Waffen und Pferden auf der Jagd ſei; als man ihnen jedoch andere anbot, geſtanden ſie, daß nur die Furcht vor dem Feinde die Urſache ihrer Zögerung wäre. Ja, es hatte nicht einmal ein einziger Pahni den Muth, als Führer zu dienen, um dem Militär den Weg, welchen die Sioux eingeſchlagen, zu zeigen. Nachdem eine Abtheilung Reiter dieſelben über funfzig Meilen weit verfolgt hatte, dann aber die Spur verlor, mußte ſie unverrichteter Sache zurückkehren.

Kurze Zeit darauf erhielt die Indianer-Agentur zu Genoa von einem in Dakota lebenden, freundlich geſinnten Häuptlinge die Nachricht, daß die Sioux ihre Reſervation verlaſſen würden und wahrſcheinlich wieder einen Angriff auf die Pahnis beabſichtigten. Bald darauf erſchienen auch ungefähr 200 dieſer „rothen Teufel“, überfielen einen das Vieh weidenden Pahni und nahmen ihm den Scalp. Beſtürzt eilten nun die Häuptlinge und Krieger ſeines Stammes aus ihrem im Thale gelegenen Dorfe nach den Hügeln jenſeits der Miſſionsanſtalt. Indeſſen wagte keiner der gegenſeitigen Feinde den andern anzugreifen, ſondern Jedermann ſuchte ſich wenigſtens eine gute Meile von ſeinen Gegnern entfernt zu halten, um denſelben keine Gelegenheit zum Scalpraube zu geben. — Obſchon es den Indianer ſehr nach der Kopfhaut ſeines Feindes gelüſtet, ſucht er doch noch lieber ſeine eigene zu behalten; derjenige Theil aber, welcher die meiſten Scalps erbeutet und dabei die wenigſten verloren hat, iſt für die Zukunft der Beherrſcher der Jagdgründe. — So ſtanden ſich nun lange Zeit beide Parteien geſticulirend und beſonders ihre Flinten und Bogen ſchwingend, gegenüber, als endlich auf dem ſo unblutigen Schlachtfelde eine Abtheilung Cavallerie erſchien, was die Sioux veranlaßte, ſchleunigſt das Weite zu ſuchen. Nun ſchien auch den Pahnis der Muth zu wachſen, denn ſie begannen mit Hülfe der Cavallerie den Feind zu verfolgen; doch ſobald ſie in deſſen Schußweite kamen, kehrten ſie eiligſt wieder zurück. Zwar wurden zwiſchen dem Militär und den Sioux einige Schüſſe gewechſelt; doch mußte, da bereits die Nacht hereinbrach, von jeder weitern Verfolgung abgeſehen werden, und ſo gelang es letzteren unter Zurücklaſſung mehrerer Todten und nachdem ſie zuvor noch ihre ermüdeten Pferde getödtet hatten, zu entkommen. Indeſſen entmuthigte ſie dieſes Reſultat nicht, einige Zeit nachher abermals einen erfolgloſen Angriff auf die Pahnis zu wagen, denn auch dieſes Mal veranlaßte ſie eine Abtheilung Cavallerie, ſchleunigſt die Flucht zu ergreifen.

Um den häufigen Angriffen der Sioux, welchen die Pahnis ausgeſetzt ſind, zu entgehen, hat ſich die Regierung genöthigt geſehen, jenes früher am Republican und ſüdlichen Platte ſtationirte Indianerregiment, welches aus Pahnikriegern beſteht, zurückzuziehen. Daſſelbe hat nunmehr ſein Lager zwiſchen den Indianerdörfern und der Miſſionsanſtalt aufgeſchlagen. Am Abend unſeres Aufenthaltes daſelbſt feierten dieſe Krieger ihr Siegesfeſt über die Sioux. Beim Lärm einer Trommel tanzten ſingend und jauchzend die Helden um ein großes Feuer, ihre am Republican erbeuteten Trophäen — die auf einem Pfahle ſteckenden Scalps ihrer Feinde — über ihren Köpfen ſchwingend.

Da im verfloſſenen Mai die Pahni-Indianer die in der Nähe ihrer Reſervation lebenden Caloniſten beunruhigten, ſah ſich die Regierung genöthigt, zum Schutze der letzteren Militair in deren Nähe zu ſtationiren, welches indeſſen nur bei den Einfällen der Sioux Anlaß zur Thätigkeit fand. — Unter Anderm wurde im oben erwähnten Monate auf einer in der Nähe von Columbus gelegenen Inſel des Platte ein Mann von dieſen Indianern ermordet, was die Regierung veranlaßte, den Pahnis ihr Jahrgeld ſo lange zurückzuhalten und ihnen die Ueberſchreitung der Reſervationsgrenzen zu unterſagen, bis die Mörder dem Gerichte überliefert ſeien, was auch bald darauf geſchah. Zu Anfang dieſes Monats wurden deshalb „gelbe Sonne“, „kleiner Wolf“, „Pferdetreiber“ und „blauer Falke“ von dem hieſigen Bezirksgerichte nach einem viertägigen, beſonders in juriſtiſcher Hinſicht intereſſanten Proceſſe zum Tode durch den Strang verurtheilt. Als man jedoch die Gefangenen, nachdem ihnen das Urtheil verkündet war, aus dem Gerichtsſaale nach dem Gefängniß zurückführte, entſprangen „blauer Falke“ und „Pferdetreiber“ und verſchwanden bald in der Dunkelheit der Nacht. — Wie groß war jedoch das Erſtaunen des Gefängnißwärters, als es nach einer Stunde an ſeine Thür klopfte und er beim Oeffnen „Pferdetreiber“ vorfand. Derſelbe hatte beim Ueberſteigen eines das Gefängniß umgebenden Zaunes ſeine wallene Decke verloren und erſuchte nun den Wärter unter freundlichen Geberden, ihm dieſelbe ſuchen zu helfen, was derſelbe auch, nachdem er ſeinen Flüchtling in Sicherheit gebracht, bereitwilligſt that. „Blauer Falke“, welcher die Reſervation erreichte und hier von ſeinen Freunden beſchützt wurde, konnte erſt mit Hülfe des Militärs eingefangen werden. Um jedoch dem Henker einen Strich durch ſeine Rechnung zu machen, verſuchten nun dieſe verurtheilten Indianer Selbſtmord zu begehen. „Gelbe Sonne“ verſuchte zu dieſem Zwecke ſeinen Kopf an den Gefängnißwänden zu zerſchmettern; „Pferdetreiber“ ſich einen $1\frac{1}{2}$ Fuß meſſenden Holzſplitter den Hals hinunterzuſtoßen; während „kleiner Wolf“ ſich einen zugeſpitzten Stock in den Leib zu rennen trachtete. Der Gefängnißwärter vereitelte indeß ihre Abſicht, und ſo liegen ſie nun in Feſſeln, um, was ſie gar nicht begreifen kön-

*) Einer der letzten Verſuche, Gefangene zu opfern, wurde auf folgende höchſt romantiſche Art vereitelt. Um das Jahr 1820 nahmen eine Anzahl Pahnikrieger ein weißes Mädchen gefangen, das bei deren Zurückkunft dem „großen Geſtirne“ geopfert werden ſollte. Schon war das Opfer an den Pfahl gebunden und das verſammelte Volk erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wenn die Flamme ihr Opfer erreichen würde, als plötzlich Pataletbaroo, ein junger Krieger, hinzueilte, die Stricke, mit welchen die Unglückliche an den Pfahl befeſtigt war, löſte und dieſelbe unter ſeinen Armen aus der beſtürzten Menge trug, ſie auf das eine der von ihm bereit gehaltenen Pferde ſetzte und nachdem er ſich ſelbſt auf das andere geſchwungen hatte, davon eilte, um das Mädchen wieder in ſeine Heimath, zu ſeinen Eltern und Freunden, zu bringen. Der Einfluß dieſes Kriegers war ſo groß, daß ihn über ſeine Handlung, welche ſelbſt das Leben eines Häuptlings gefährdet hätte, nicht einmal einer zu tadeln wagte.

Digitized by Google

nen, von dem Medicinmann der Bleichgeſichter erſt geheilt und dann von dem Henker nach den Jagdgründen des „großen Geiſtes“ befördert zu werden.

Außer den Pahnis leben noch mehrere andere Indianerſtämme in Nebraska. So haben die Omahas eine Reſervation am Miſſouri, im nordöſtlichen Theile des Staates. Ihre Zahl, 1853 noch über 1300, beläuft ſich gegenwärtig auf nur 950. Dieſe Indianer beſitzen mehr Praxis als die übrigen im Staate lebenden, und ihre von der äußern Miſſion der Presbyterianer gegründete Schule wird von über 60 Schülern beſucht. Vor vier Jahren verkauften die Omahas den nördlichen Theil ihrer dreißig Meilen langen und zwanzig Meilen breiten Reſervation an die Winnebagos. Dieſer Stamm, welcher nach dem Aufſtande in Minneſota (1865) aus dieſem Staate hierher verlegt wurde, zählt gegenwärtig kaum 1300 Köpfe, während ihre Zahl 1825 über 5800 und 1853 noch 2708 betrug. Sie beſitzen zwei Schulen, ſtehen indeſſen, was ihren Wohlſtand anbelangt, gegen die Omahas weit zurück.

Im nördlichſten Theile Nebraskas, an der Mündung des Niobrara in den Miſſouri, liegt die zwei Meilen lange und halb ſo breite Reſervation der aus vier conföderirten Stämmen beſtehenden Santi-Sioux. Nach dem Aufſtande im Jahre 1862, in welchem dieſe Indianer mehrere Hundert Coloniſten ermordeten, wurden ſie aus Minneſota nach Dakota und ſpäter hierher verſetzt. In Folge jener Empörung gingen ſie ihres Jahrgeldes verluſtig; indeſſen liefert ihnen die Regierung noch Waaren. Ihre ſich 1853 noch auf 8000 belaufende Zahl iſt ſeitdem auf 970 zuſammengeſchmolzen. Unter allen im Staate lebenden Indianern ſind dieſe die intelligenteſten; doch mangelt ihnen die nöthige Praxis, um ihre Lage verbeſſern zu können. Sie beſitzen eine von nahezu hundert Schülern beſuchte Schule; viele kleiden ſich wie die Weißen und einige haben ſich auch zum Chriſtenthum bekehrt.

Südlich von der Mündung des Platte in den Miſſouri und nahe an der Kanſasgrenze liegt die „große Nemaha-Reſervation“ zehn Meilen breit und zwanzig lang, von zwei Stämmen, den Sacs und Foxes und den Iowäs und Miſſouris, bewohnt. — Die Sacs (Sahks) und Foxes ſprechen eine und dieſelbe Sprache, wie ſie auch nur einen Stamm bilden. 1832 führten dieſe Indianer in Verbindung mit den Winnebagos den nach ihrem Hauptanführer Black Hawk (Schwarzer Falke) benannten Krieg gegen die Coloniſten in Illinois, was die Regierung veranlaßte, ſie von Wisconſin nach ihrer jetzigen Reſervation zu verlegen. Ihre Zahl, 1825 über 6400 und 1853 noch 2373 betragend, iſt ſeitdem auf 84 zuſammengeſchmolzen. Unter allen in Nebraska anſäſſigen Indianern haben dieſe die ſchlechteſte Verwaltung. Die Iowäs und Miſſouries, zwei conföderirte Stämme, welche 1825 über 1100 Köpfe zählten, haben ſich ebenfalls und beſonders durch Krankheiten und Trunkſucht ſehr verringert und zählen gegenwärtig 288 Köpfe. Seit einiger Zeit haben ſie jedoch angefangen ſich zu beſſern und dem Ackerbau zu widmen.

Weſtlich von der „großen Nemaha-Reſervation“ liegt an beiden Ufern des Big-Blue-Fluſſes diejenige der Otoes (Otns) und der von den Miſſouries abgefallenen Miſſourias. Auch dieſe beiden conföderirten Stämme haben in Folge von Krankheiten und anderen Uebeln innerhalb der letzten ſechzehn Jahre um nahezu 600 Köpfe abgenommen. Ihre gegenwärtige Zahl beläuft ſich auf 450.

Im Ganzen beträgt die Zahl ſämmtlicher im Staate Nebraska anſäſſigen Indianer gegen 7000. Wenn ich mir erlaubte, dieſelben in der Ueberſchrift dieſes Aufſatzes „halbciviliſirt“ zu nennen, ſo geſchah dieſes nur in Ermangelung einer ihrem Standpunkte angemeſſenen Bezeichnung. Freilich ſind bei einem großen Theil obiger Indianer Spuren eines Fortſchrittes, folglich auch ein Verlaſſen ihres urſprünglichen Zuſtandes zu bemerken; doch iſt der zurückgelegte Weg nur mit dem erſten Schritte eines die Erde umreiſenden Menſchen zu vergleichen. Es iſt zwar gelungen, bei einigen Stämmen den Ackerbau und die Schulen einzuführen; doch geſchah dieſes nicht etwa auf deren Verlangen, ſondern mußte ihnen mit Gewalt aufgedrungen werden; und ſo iſt auch das bis jetzt erlangte Reſultat, auf das ſich mein „halbciviliſirt“ beſchränkt, kaum von einer Bedeutung, alſo auch noch ſehr weit von Cultur entfernt. Noch heute iſt die Kleidung, die Mahlzeit und die Wohnung des Indianers von derſelben Beſchaffenheit, wie ſie vor einem halben Jahrtauſend war. Würde heute die kaukaſiſche Race dieſen Continent verlaſſen, ſo würde ſchon nach hundert Jahren kaum noch eine Spur von der ihnen aufgedrungenen Civiliſation zu finden ſein, und höchſtens eine Sage, ähnlich derjenigen, welche Longfellow in ſeinem Geſang von Hiawatha ſo meiſterhaft darſtellte, vermöchte den Nachkommen das Andenken an die weißen Männer zu erhalten.

Doch wird man nicht die kaukaſiſche, ſondern die amerikaniſche Race einſt vergeblich auf dieſem Continente ſuchen, und wenn ſomit die ſpätere Geſchichte ihren Schülern die früheren Bewohner Amerikas vorführt, wird denſelben jener Geſang Longfellow's als ein Märchen aus alten Zeiten erſcheinen. Was vor nahezu 150 Jahren der engliſche Biſchof Berkeley verheißen, ſehen wir ſich allmälig erfüllen: „Westward the course of empire takes its way“; mit dieſen Worten auf dem Banner ſchreitet die „Civiliſation“ unaufhaltſam vorwärts, alles ihr Widerſtrebende dem Untergange weihend. So ſehen wir auf den Trümmern des Barbarismus das neue Reich der Civiliſation entſtehen. Wo einſt der Indianer Wölfe, Bären und Büffel jagte, ſehen wir den Former das Feld bebauen, oder den Bergmann nach den Schätzen der Erde graben; und wo ſich einſt des Indianers Wigwam erhob, finden wir Städte, in denen Handel und Verkehr blüht.

Freilich wäre es ſchicklich, die unleugbaren Rechte des Indianers in beſchränktem Maße anzuerkennen, und da deſſen Vermiſchung mit den Weißen einmal unmöglich iſt, ihm wenigſtens ein hinreichendes Areal zu geben, woſelbſt er in Ruhe leben könnte. Doch unaufhaltſam ſchreitet die Civiliſation vorwärts, den Indianer wie ein gehetztes Wild vor ſich her und ſeinem Untergange entgegentreibend. Humanitätsrückſicht kennt dieſe kalte Politik nicht. Der Pionier des Weſtens weiß von keinen Rechten des Indianers, obſchon er deren ihm gegenüber zu haben glaubt. Ermordet ein Indianer einen Weißen, ſo wird der ganze Stamm, dem er angehört, zur Rechenſchaft gezogen; ermordet jedoch ein Weißer einen Indianer, ſo iſt kein Hahn, der danach kräht. — Nur durch die gänzliche Scheidung der amerikaniſchen von der kaukaſiſchen Race könnte man erſterer einigermaßen gerecht werden, was indeſſen, wie wir bereits geſehen, „unmöglich“ iſt.

Nur noch für eine kurze Zeit wird der Indianer nach ſeiner Verlegung nach dem „großen Salzſeebecken“, welche bereits als ein Act der Nothwendigkeit betrachtet werden muß, vor ſeinem gänzlichen Untergange geſichert ſein; doch wollen wir hoffen, daß ihm derſelbe alsdann möglichſt erleichtert wird.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Die geographische Erforschung Centralasiens durch die Russen.

Der „Russische Invalide“ bringt in einer seiner neuesten Nummern darüber folgende Mittheilung.

Im Sommer 1869 wurden drei Vermessungspartien in verschiedene Theile des Generalgouvernements Turkestan entsendet. Die erste Partie, welcher die Aufnahme der Gegend am Issyk-Kul und Naryn aufgetragen war, hat einen Raum von 28,758 Quadratwerst erforscht, die Lücken früherer Aufnahmen ausgefüllt, den Raum längs unserer Grenze mit Kaschgar aufgenommen und die Pässe über das Schneegebirge, welches unsere Besitzungen von Altyschar trennt, untersucht. Ferner hat sie den Raum aufgenommen, welcher an den nördlichen Theil Chokands grenzt, die Wege erforscht, welche vom Issyk-Kul nach dem Naryngrt und Kaschgar führen, und deren strategische Bedeutung festgestellt. Endlich hat sie die Quellen des Syr-Darja entdeckt. Der Syr-Darja entspringt auf kolossalen Schneegebirgen. Seine Quelle, Inkinsch genannt, entströmt einem Gletscher, welcher zu Ehren des Topographen, der ihn auf dem Plan verzeichnet und von allen Russen zuerst bestiegen hat, Petrow-Gletscher genannt worden ist. Dieser Gletscher ist 20 Werst lang, 2½ Werst breit und 20 bis 50 Faden dick. Die ganze Gegend vom Issyk-Kul und Naryn ist eine der gebirgigsten der Welt und bildet ein System von Schneegebirgen, deren Ketten sich von Osten nach Westen ziehen. Am gebirgigsten ist der östlich vom Issyk-Kul belegene Theil. Hier herrscht ewiger Winter, so daß nicht selten mitten im Sommer Schneestürme wüthen. Natürlich ist diese Gegend unbewohnbar. Weiter nach Westen, im Meridian des Issyk-Kul, senkt sich der Boden, und es nomadisiren hier die Buruten oder Dikokamenny-Kirgisen, die im Sommer auf dem Gebirge leben und im Winter in die Thäler ziehen, wo sie längs der Flüsse nach einigen Ackerbau treiben. Das Land hat keine andere Vegetation als Gras und Moos. Gesträuche und Bäume erscheinen erst viel westlicher auf unserer Grenze mit Chokand.

Die zweite Vermessungspartie sollte die Hungersteppe, d. h. den Raum zwischen Tschinas, Dschisak und Chodschent, aufnehmen und nivelliren. Durch dieses Nivellement wollte man ermitteln, ob dieses Terrain durch Canäle aus dem Sir-Darja zu überrieseln wäre, zugleich aber auch die Eröffnung einer directen Poststraße von Taschkent nach Samarkand vorbereiten. Die dritte Partie endlich ging nach dem Bezirk Surjawschan (Serafschan) zur Erforschung der Striche, welche an Buchara, Schachrissjabs (Scherisebs) und Chokand grenzen.

Das Volk der Coroeas an der Südwestküste von Afrika.

Auf den prächtigen Karten, welche Dr. August Petermann über Südafrika veröffentlicht hat, sind auch die portugiesischen Besitzungen sehr übersichtlich und genau behandelt. Man findet dort im Süden von der Niederlassung Massamedes, am Cap Negro die Pinda-Bai verzeichnet, von welcher die Portugiesen im Jahre 1854 Besitz genommen haben. Die Regierung in Lissabon hat nun ganz kürzlich in ihrem „Boletin do Conselho ultramarino“ einen Bericht des Offiziers Marcellino Roberto Rudsky veröffentlicht, welcher die Occupation vollzog. Er lief am 6. December 1854 mit der Kriegsbrigg „Seern do Pilar“ und einem Transportschiff in die Pindabai ein. Dieselbe nimmt einen Raum von 9 portugiesischen Meilen ein und endigt im Norden an der Landspitze des Cap Negro; im Süden ist um den Porto Alexander eine Sandbank. Vom Meere aus gesehen, erscheint das Land trostlos öde, ohne jeden Pflanzenwuchs; man erblickt nichts als eine Felsenkette, welche sich vom Cap Negro nach Südwesten hinzieht bis an die Mündung des Flusses Coroen, neben welcher einige Lagunen auftreten.

Rudsky zog auf einem etwa 100 Fuß hohen Platean die portugiesische Flagge auf, schaffte Vorräthe ans Land, suchte nach Wasser und kam an das Bett des Caroen, der nur bei Hochwasser das Meer erreicht, sonst aber sich im Sande verliert. In zwei Fuß Tiefe fand man Trinkwasser. Bis drei Meilen landein sind gewellte Sanddünen, welche der heftige Südwestwind aufgeworfen hat; an denselben wachsen kleine Sträucher, deren Wurzeln Brennholz geben. Die Bai ist sehr fischreich; der sogenannte Nagelfisch, dessen Fleisch nicht gut schmeckt, wird manchmal Centner schwer, und seine Leber giebt bis zu 15 Maß Thran.

Die Eingebornen, Cuncas, waren reine Wilde, welche früher wohl kaum mit Europäern Verbindung gehabt haben; sie reden eine besondere Sprache, welche von den umwohnenden Völkern nicht verstanden wird, und zerfallen in kleine Stämme, an deren Spitze der Stammälteste, welchen man als Pupal bezeichnet, eine Art von patriarchalischem Regimente führt. Sie haben keine Schulen und führen keine Kriege, sind sonst, treu, und es geht sich mit ihnen recht gut um. Die im Innern Wohnenden pflanzen Manioc und Bohnen; beide Früchte haben sie wohl aus Massamedes erhalten. Ihre Rindviehherden sind zahlreich und Milch bildet die Hauptnahrung. Sie verkaufen nur sehr ungern eine Kuh, und geben als Grund ihrer Weigerung an, daß sie lediglich Viehhirten eines andern Volkes seien, das vierzehn Tagereisen entfernt wohne, an einem großen Flusse, von welchem der Kunene einen Arm bilde.

Die am Meeresstrande Wohnenden führen ein durchaus mäßiges Leben, besäen keinen Acker, haben keine Hütten, wohnen in Höhlen, welche sie in der dem Winde abgekehrten Seite der Dünen haben; sie nähren sich von Wurzeln, welche sie zwischen zwei Steinen zerquetschen und in einer Muschel kochen; auch rösten sie die Rinde der Sträucher. Salz haben sie nicht, und sie trinken das Brakwasser, ohne Ekel zu verspüren. Einige haben aus Massamedes Leinen und Angelhaken bekommen; die Fische werden gekocht und mit den Gräten verzehrt. Feuer bereiten die Coroens dadurch, daß sie zweierlei Holz aneinander reiben; sie haben Einweiberei; religiöse Vorstellungen fehlen gänzlich; die Kleidung besteht in Fellen von Rindvieh, Antilopen oder Füchsen. Schießpulver ist ihnen unbekannt; gegen Branntwein hegen sie großen Widerwillen. Das Klima ist sehr gesund; Wasservögel, namentlich Enten, sind in Menge vorhanden; dann auch Reiher und Störche. Von Löwen, Leoparden, überhaupt wilden Thieren, hörte Rudsky während eines elfmonatlichen Aufenthaltes nichts; Elephanten sind im Innern vorhanden.

Die Besiedelung der Insel Sachalin.

r. d. Die vor der Amurmündung und der mandschurischen Küste gelegene Insel Sachalin ist sehr schwach bevölkert. Im nördlichen Theile wohnen Giljaken, ein Volksstamm, der identisch ist mit den Fischernomaden, die an der Amurmündung hausen; in der Mitte hausen tungusische Oroken oder Oroksins, im Süden die bekannten Ainos. Die besten Nachrichten über die Insel in naturwissenschaftlicher Beziehung verdanken wir L. v. Schrenck; auch hat der „Globus“ (Band XII) die Reisen des deutschen Kaufmanns Otto Esche auf Sachalin mitgetheilt. In den Besitz des nicht unwichtigen, durch Reichthum an Kohlen, Holz und Fischen ausgezeichneten Eilandes theilten sich Russen und Japanesen. Erstere hatten mit der Eroberung der Amurländer den

nördlichen, ehemals chinesischen Theil erworben, der seit dem achtzehnten Jahrhundert China tributpflichtig war; letztere machten, von Jeso kommend, auf den Süden Anspruch. Die Grenze wurde etwa dem 49. Breitengrade entlang gedacht. Diplomatische Verhandlungen nach Art der Russen und eine Besitzergreifung de facto führten aber dahin, daß Rußland nun über die ganze Insel gebietet. Schon 1867 hatten sie in Salman Cave, an der Südküste, nordwestlich von der Fischerstation Nussija, eine Ansiedelung errichtet. Im Juni 1869 wurde dann dort ein Militärposten von Nikolajewsk aus angelegt, der thatsächlich die Lapeyrousestraße beherrscht. Gleichzeitig dachte man an die Besiedelung, und das Project, Strafcolonien auf Sachalin anzulegen und erhielt im verflossenen Sommer die kaiserliche Bestätigung. Zu diesem Zwecke wurden 200,000 Rubel bewilligt, und vorgeschlagen, namentlich mißvergnügte polnische Sträflinge aus Sibirien dorthin zu verpflanzen. Aber mit den weißen Menschen, die zur Colonisirung des menschenleeren Sibiriens noch sehr nöthig sind, scheint man nicht weit zu kommen, und man richtet nun sein Augenmerk auf die Bewohner des ehemals russischen Amerika.

Die russische „Moskauer Zeitung" enthält jetzt folgende Nachricht. Im vorigen Jahre brachte der Petropawlowsker Kaufmann 1. Gilde Lemaschewski auf seinem Schiffe 27 Aleuten rechtgläubiger Confession von der Insel Urupa nach Sachalin. Die Auswanderer wählten sich zu ihrer Niederlassung die Gegend an der Aniwabucht und waren, wie Lemaschewski erzählt, gleich in der ersten Zeit sehr zufriedengestellt, da sie sich schon bei einer oberflächlichen Besichtigung des Ufers überzeugten, welchen Ueberfluß an Fischen, Muscheln, Seelöwen und Robben sie finden werden. Ein Theil der Männer beschäftigte sich mit dem Bau von Wohngebäuden, der andere Theil mit Anfertigung der zum Fischfang und der Jagd nothwendigen Geräthschaften. Der Haupterwerbszweig für die Aleuten auf der Insel Sachalin besteht in Häringsfang und in der Jagd auf Seelöwen und Seefilber. Da Lemaschewski von den Bewohnern der Halbinsel Aljoska die Nachricht erhielt, daß auch unter ihnen sich Viele befänden, die nach Sachalin überzusiedeln wünschten, so ist er bereit, unter den bekannten Bedingungen sie hinüberzuführen, wozu er schon die kaiserliche Bestätigung erhalten hat. Die Niederlassung russischer Unterthanen, auch wenn dieselben Nichtrussen sind, auf dem südlichen Theile der Insel Sachalin ist insofern von Bedeutung, als sie als eine factische Besitzergreifung der ganzen Insel angesehen werden kann. Außerdem ist sie noch in der Beziehung wichtig, daß durch sie die unbequeme Lage der früheren russischen Unterthanen in den ehemals russischen Besitzungen Nordamerikas, welche von Seiten der Ameritaner allen möglichen Beleidigungen und Unterdrückungen ausgesetzt sind, erleichtert werden kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht bloß Aleuten, sondern auch Creolen (d. h. Mischlinge von Russen und den in Alaska heimischen Indianern) von der Möglichkeit, nach Sachalin überzusiedeln, Gebrauch machen werden, sobald die Ansiedelung der erwähnten 27 Aleuten sich als gelungen beweist. Was den Ackerbau auf Sachalin betrifft, so kann man, ehe ein gründlicher Versuch gemacht ist, kein bestimmtes Urtheil über ihn fällen. Bis jetzt hat man nur in Erfahrung gebracht, daß der Ackerbau in kleinem Maßstabe wenigstens auf jeden Fall möglich ist.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir, daß, wie der bekannte sibirische Reisende Schmidt jüngst dargethan hat, der Name der Insel Sachalin (d. h. schwarz) vom Amurflusse durch Mißverständniß der Jesuiten auf diese übertragen wurde. Die Insel selbst besitzt keinen einheimischen Namen. Die Ainos auf Jeso nennen sie Karaftu, die Manguns am Amur Namu (d. h. Meer); der Name Tarakai stammt von dem gleichnamigen Dorfe am Geduldbusen, und die von Lapeyrouse gebrauchte Bezeichnung Tschala beruht auf einem Irrthum, da Tschola in der Ainasprache „ich" und „mir" heißt.

Ueber das Alter geologischer Zeiträume hat Alfred Russell Wallace in der englischen Zeitschrift „Nature" (Nr. 16 f.) einige wichtige Artikel veröffentlicht, worin er durch eine Reihe astronomischer Schlüsse zeigt, daß während der letztverflossenen 60,000 Jahre das Klima unseres Planeten ohne größere Schwankungen sich gleichgeblieben ist; daß in Folge dessen die Bedingungen für das Fortbestehen derselben Thier- und Pflanzenformen sehr günstig gewesen seien, und daß das geringe Maß von Abänderung derselben während historischer Perioden nicht als Maßstab für geologische Perioden beachtet werden könne. Er nimmt an, daß das Ende der Eisperiode 70,000 bis 80,000 Jahre zurück liege, das der Kreidezeit 10 Millionen, jenes der Kohlenformation 18 Millionen und das des Cambrischen Systems 24 Millionen Jahre.

Der Hafen von Liverpool und die Auswanderung 1869. Im Jahre 1852 verließen mehr als 229,000 Menschen diesen Hafen; diese hohe Ziffer ist in keinem folgenden Jahre wieder erreicht worden; es sind aber 1869 nicht weniger als 172,731 Auswanderer in 627 Schiffen expedirt worden, 43,394 mehr als 1868. — Der bei weitem größte Theil ging nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 143,926 Köpfe; davon waren 57,000 Engländer, 7231 Schotten, 29,056 Irländer, das übrige Ausländer; nach Canada 24,353, wovon nur 350 Irländer, 12 Schalten, 11,035 Engländer, das übrige Ausländer; nach Australien: Victoria 2474, Neusüdwales 1178, Neuseeland 33. — Nach den Antillen 115, nach Südamerika (La Plata) 1235 Köpfe.

Australien.

Neusüdwales. Die Zählung vom 30. Juni 1869 hat für diese Colonie 475,574 Seelen ergeben, 265,540 männlich, 210,034 weiblich. Die Volksmenge hatte während der ersten Hälfte des Jahres um 8835 Seelen zugenommen; auf 9387 Geburten kamen nur 3548 Sterbefälle; auf 10,331 Neuangekommene kamen 7335, welche fortgezogen waren.

Queensland. Im Januar hat die Regierung dieser Colonie die amtliche Statistik für das Jahr 1868 veröffentlicht. Die Volkszahl betrug 107,427 Seelen; Zahl der Pferde 67,000, des Rindviehs 968,000, der Schafe 8,922,000. Die Ausfuhren stellten sich auf 2,107,437, die Einfuhren auf 1,899,119 Pf. St. Staatseinnahmen 780,117, Ausgaben 797,470, Schulden 3,459,686 Pf. St.

* * *

— Wir erwähnten jüngst („Globus" Nr. 12, S. 190) der Erdbebentheorie, welche „Professor" Falb aufgestellt habe. Man schreibt uns nun, daß Herr Falb, Herausgeber der populären astronomischen Zeitschrift „Sirius", nicht Professor sei, sondern ein junger Caplan und Hauslehrer bei einem Grafen Fünfkirchen.

— Auf Neuseeland, in der Provinz Otago, ist von Chinesen ein Guanolager entdeckt worden, das als ungemein reichhaltig geschildert wird. Dasselbe liegt am Abhange einer Hügelkette, an deren Fuße der Molyneuxstrom fließt.

Inhalt: Mittheilungen aus Japan. (Mit vier Abbildungen.) — Schilderungen aus Paraguay. — Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Murfuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti. (Fünfte Abtheilung.) — Ein Besuch bei den halbcivilisirten Indianern Nebraskas. Von Professor Wilhelm Kreds in Omaha. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Die geographische Erforschung Centralasiens durch die Russen. — Das Volk der Caroeas an der Südwestküste von Afrika. — Die Besiedelung der Insel Sachalin.— Ueber das Alter geologischer Zeiträume. — Der Hafen von Liverpool und die Auswanderung von 1869. — Australien. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XVII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Mai Monatlich 1 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 1 Sgr. 1870.

Mittheilungen aus Japan.

III.

Die Vorbereitungen zum Neujahrsfeste.

Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß der Japaner die freie Natur liebe. Der Bürger von Yeddo geht, so oft ihm seine Geschäfte erlauben, bei schönem Wetter hinaus in die Umgegend. Befreundete Familien veranstalten ein Picknick in irgend einem schattigen Haine; man macht Musik, die Kinder spielen, die Erwachsenen verschmähen einen Tonz nicht. Die Damen tonzen allein, indem sie eine Quadrille bilden und auf derselben Stelle bleiben, ohne sich fortzubewegen, außer wenn sie die Tanzfigur zu wechseln haben. Sie machen Bewegungen mit den Armen, wiegen den Oberleib hin und her, wenden den Kopf bald nach der einen, bald nach der andern Seite, oder lassen ihn hängen. Das Tonze erscheint uns Europäern sehr einförmig, ist aber nicht ohne eine gewisse Grazie. Männer erlauben sich einen Tanz fast nur im Familienkreise und wenn sie durch reichlichen Genuß von Saki sich etwas angeheitert fühlen. Dann singen sie auch wohl die beliebten Verse, welche der berühmte Dainagong Otomo, welcher 731 starb, zu Ehren dieses Nationalgetränkes und des bei Osoko wachsenden Weines gedichtet hat:

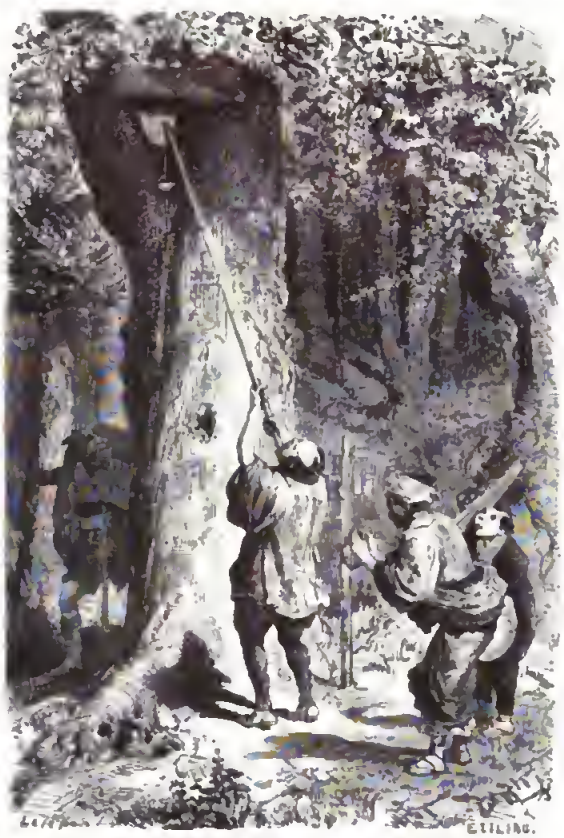
„Sagt mir: Wer war der weise Mann, welcher die Wahrheit aussprach, daß der Wein eine geheiligte Sache ist? Wie richtig hat er gesprochen! Denn giebt es etwas Köstlicheres auf der Welt? Wäre ich kein Mensch, so möchte ich ein Faß sein!“

Es ist schon früher gesagt worden, daß alte Bäume mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet werden, namentlich auch Cedern. An solche Patriarchen des Hains oder Waldes knüpft der Japaner allerlei Sagen. Da steht in einem Klostergarten ein Baum, welcher in uralten Zeiten von Halbgöttern gepflanzt worden ist; die Bonzen haben darüber eine alte Urkunde, die natürlich für echt gilt. Ein anderer, dessen Abbildung wir nach einer japanischen Zeichnung mittheilen, hat in der untern Verzweigung des Stammes eine Höhlung, die Wasser enthält; dasselbe ist gegen mehr als eine Krankheit sehr wirksam. Wer Hülfe sucht, befestigt einen Becher an eine Bambusstange und schöpft sich einen Trunk. Der Bürgersmann, als aufgeklärter Stadtmensch, spöttelt zwar über den Köhlergtauben, nimmt aber doch auch seinerseits einen Schluck, der so auf keinen Fall Schaden anrichten kann. Der Bonze, welcher den wunderthätigen Baum unter seiner Obhut hat, bekommt natürlich ein kleines Douceur. Manche Bonzen machen sich, beiläufig bemerkt, recht nützlich; einige sind eifrige Bienenväter, und das Kloster hat aus dem Verkaufe von Honig und Wachs eine hübsche Einnahme; andere züchten Geflügel, wieder andere verstehen sich trefflich auf die Fischzucht, und verkaufen namentlich Gold- und Silberfische, die in keinem Aquarium wohlhabender Leute fehlen. Einige Mönchsorden züchten vorzugsweise Schildkröten, andere Mandarinenenten, noch andere verfertigen, wie das ja auch in manchen europäischen Nonnenklöstern vorkommt, allerlei Confect, überhaupt Süßigkeiten. Ein Kloster ist

Digitized by Google

ſtolz auf die Palmen in ſeinem Garten, ein anderes auf die ſchönen immergrünen Eichen, oder auf verſchiedene Obſtbäume mit Doppelblüthen, oder auf Zwergbäume.

Wir wenden uns nach Yebda zurück, um zu ſehen, wie die Japaner das Neujahrsfeſt am 8. Februar 1864 gefeiert haben. An den drei vorhergehenden Tagen bemerkte man überall eine große Geſchäftigkeit; Jedermann traf Vorbereitungen zum Feſte. Die Häuſer wurden von oben bis unten ſauber gemacht, die Möbeln geputzt, die Matten ausgeſtäubt. Vor denſelben ſtanden Bänke, Lackwaaren, ſpaniſche Wände, Bronze- und Porcellanſachen, welche an ihre gehörige Stelle gebracht wurden, nachdem man ſie gereinigt hatte. In vornehmen Häuſern beſorgten das Alles die Diener, welche dabei heiter und guter Dinge waren, und allerlei Poſſen trieben, auf die Bänke oder über dieſelben ſprangen, Purzelbäume ſchlugen und einander hänſelten. — Andere Arbeiter pflanzten vor der Hausthür auf der einen Seite eine junge Tanne, auf der andern Seite einen Bambus; beide waren mit einer Art von Federbuſch verziert und wurden oben durch ein Gewinde aus Reisſtrah verbunden. Dieſes letztere wird mit rothen Waldbeeren, Mandarinenapfelſinen und Streifen von Gold- und Silberpapier aufgeputzt. An den Mauern, unter den Galerien und am Dache werden an Stricken dünne Bündel von langem Reisſtrah aufgehängt, die mit Zweigen von der Tanne oder vom Haidekraute durchflochten ſind. Derartiger Schmuck fehlt dann auch an den Verkaufsbuden, den Straßeneingängen, öffentlichen Laternen, Brunnen ꝛc. nicht; ſelbſt die Eimer der Waſſerträger, die Hüte der Flötenſpieler und der Tamburinſchläger und der Gaſſentänzer ſind damit umwunden. — Zwei Tage vor dem Feſte legen die Zimmerleute das ſchwere Balkenwerk auf das Dach der neugebauten Häuſer, und andere Handwerker überreichen dem Eigenthümer ihre Rechnungen. Oben auf dem Dache haben die Zimmerleute ein Gerüſt aufgeſchlagen; auf dieſem befindet ſich ein Geſtell, welches drei große und fünf kleine Stangen trägt, die mit allerlei farbigem Papier aufgeputzt ſind; an den erſteren hängen ſeidene Bänder und Büſchel von Roßhaar. Rechts und links iſt ein großer heiliger Pfeil angebracht, der auf jeder Seite mit dem Balken, an welchen man ihn befeſtigt hat, ein verſchobenes Kreuz bildet. Auf der Hinterſeite hängt ein großes Stück Zeug, auf welches ein Wappen gemalt iſt; an demſelben erkennt man den Rang oder überhaupt die Stellung des Hausbeſitzers. Die Hausfrau hat inzwiſchen dafür geſorgt, daß alle für die Schutzgötter beſtimmten Opfergaben bereit liegen, und zwar auf viereckigen Käſten vor dem Geſtell. Sie beſtehen in dem claſſiſchen Stücke getrockneten Fleiſches von der Muſchel, welcher wir im vorigen Artikel erwähnten, etwa einem halben Dutzend Reisbrötchen, vier Flaſchen Saki und zwei Käſtchen mit Eiern des Seidenwurmes. Der oberſte Diener des Hauſes tritt dis an den Rand des Gerüſtes und wirft auf die Unterſtehenden kleine, aus Reismehl geknetete Kugeln hinab.



Der heilige Baum mit dem wunderthätigen Waſſer.

Inzwiſchen ſtrömen Maſſen von Landleuten nach der Stadt gekommen. Die Bauern treiben ihre ſchwer mit Bambuszweigen und jungen Tannenbäumchen beladenen Pferde vor ſich her, für welche ſie überall Abnehmer finden; ihre Frauen und Töchter machen Einkäufe. Auch aus der Provinz kommen viele Leute nach Yebdo, um ſich in der Stadt ein Vergnügen zu machen. Männer wie Frauen tragen ihr Gepäck auf dem Nacken in einem Beutel von geöltem Papier oder einem Tuche, deſſen Stoff der Faden des von Eichenblättern lebenden Seidenwurmes liefert. Der Regenſchirm wird in einem Bandelier getragen. Die Bauern aus der Umgegend kehren Abends nach Hauſe zurück; ſie haben Neujahrsamulete eingekauft, die nöthig ſind, damit die Reisernte gut ausfalle; ſodann Glücksbäume, damit die Kinder hübſch gedeihen. Solch ein Bäumchen iſt nichts weiter, als ein Zweig von der Trauerweide, an welchen der Verkäufer einiges Zuckerwerk, einen Würfel, ein paar Glaskarallen, eine Maske und einige Metallſtückchen befeſtigt hat.

An betäubendem Lärm fehlt es nicht. Die Verkäufer, welche Spielzeug für die Kinder feilhalten, blaſen Trompeten oder gellende, ſchrillende Pfeifen und ſchlagen auf ein Tamburin; die Masken- und Fächerhändler haben ſich phantaſtiſch aufgeputzt; ein Mann bietet rothe Laternen aus, und trägt eine ganze Menge derſelben, die er an einem Bündel ſchwankender Gerten hängen hat und ein paar Ellen über ſeinem Kopfe baumeln läßt. Auf Schritt und Tritt begegnet man Ladendienern oder Ausläufern, welche allerlei Neujahrsgeſchenke tragen. In dem Gewühle fehlt es neben den Alltagshiſtrionen nicht an verlarvten Gauklern und Bettlern. Da treten vier Banzen als bettelnde Tänzer auf; ſie tragen über ſich eine Art von Altarhimmel mit einem Gabel, d. h. einer ambulanten Kuppel, halten an geeigneten Punkten, bis ſich Leute genug verſammelt haben, und geben dann ihre frommen Entrechats zum Beſten. Wir ſehen weiter einen Almoſenſammler, der ein Prieſter des Kamicultus iſt; er ſingt und ſpringt, indem ſein Begleiter als Hanswurſt auf ein Tamburin ſchlägt. Dieſem geiſtlichen Bettler giebt man, dem Herkommen gemäß, eine Taſſe voll Reiskörner, welche der Hanswurſt in einen an ſeiner Schulter hängenden Sack ſchüttet; außerdem bekommt er ein Kupferſtück, das in eine

lange, am Gürtel befeſtigte Börſe wandert. — Unter den Gaſſenbummlern, welche ſich in allerlei Mummenſchanz gefallen, und buntfarbige Kleider, phantaſtiſche Röcke, Masken mit langen Vogelſchnäbeln und dergleichen tragen, bemerkt man namentlich die Hausdiener, Köche und Ausläufer des niedern Adels und der wohlhabenden Bürger. Sie haben eine beſondere Art der Verkleidung, an welcher man ſie ſofort erkennt; nämlich hohe, abgeſtumpfte Hüte von grünem Papier, welche ſie über das ganze Geſicht ſtülpen; außerdem tragen ſie eine weiße Schürze, die mit ſymboliſchen Figuren von rother Seide geſtickt iſt. In ſolchem Aufputze gehen ſie von Thür zu Thür, ſingen, tanzen und ſchlagen den Takt mit zwei Bambusſtäben. Auf dieſe Art bringen ſie etwas Geld zuſammen, von welchem ſie ſich während der Feſtzeit eine Güte thun können. Sie dürfen in alle Theehäuſer kommen, aber der Wirth läßt ſie nicht in die Gaſtzimmer, wo vielleicht der Herr des einen oder andern ſitzt; er complimentirt ſie ſehr höflich in ſeine Privatgemächer, und ſetzt ihnen dort Trank und Speiſe vor.

Die Tage vor Neujahr haben auch eine ernſte Seite, denn am dreißigſten des letzten Monates werden alle Zahlungen geleiſtet, welche im Laufe des halben Jahres fällig geworden ſind. Der Handwerksmeiſter, der Budenhalter, der Familienvater, kurz Jedermann, der irgend ein Geſchäft hat, iſt auf den Beinen oder arbeitet im Comptoir, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen; denn es iſt in Japan ein ganz allgemein angenommener Satz, daß man ins neue Jahr keine Schulden hinübernehmen dürfe. Während der letzten Tage hat alſo der Geſchäftsmann nur Abends Zeit, an den Luſtbarkeiten theilzunehmen.

Am Neujahrstage iſt kein Haus ohne Blumenſchmuck, und die Gärtner, deren Anzahl ſehr beträchtlich iſt, machen ausgedehnte Geſchäfte. Sehr beliebt ſind insbeſondere die Zwergbäume, namentlich die Pfirſiche mit doppelten Blüthen. Es iſt bekannt, daß die Japaner ſich meiſterhaft darauf verſtehen, ſolche Zwergpflanzen zu ziehen; ſie geben denſelben nur ſo nothdürftig Erde, Licht und Sonne als nöthig iſt. Sie finden dermaßen Geſchmack an ſolchen Liliputpflanzen, daß man ſelbſt in den Läden, wo Spielzeug für Kinder verkauft wird, ſo zu ſagen mikroſkopiſche Nachahmungen dieſer blü-

Die Krönung des Hauſes.

henden Zwergbäume aus Papier findet. Die Täuſchung iſt dabei bis in die kleinſten Einzelnheiten hinein vollſtändig; der Pareellantopf wird durch einen aus Papiermaché erſetzt, deſſen Lack genau dem Porcellan gleicht. Die kleinen Mädchen beſchenken damit ihre Puppen, wenn ſie dieſelben Hochzeit halten laſſen, und hängen dann kleine Stücke glänzenden Metalls an die Zweige, damit dieſelben ſich wiederſpiegeln.

Eine Hauptangelegenheit für die Hausfrauen iſt das Backen; es ſpielt unter den mancherlei Vorbereitungen zum Feſte die allerwichtigſte Rolle. In jedem Bürgerhauſe muß auf der Anrichte ein möglichſt großer Vorrath von Bröten und Reiskuchen liegen, und in der That iſt der Bedarf davon groß, weil Arbeiter, Haus- und Geſchäftsdiener, Nachbaren und Verwandte damit beſchenkt werden müſſen. In allen Küchen ſieht man für den Tag gemiethete Bäckerbueſchen, welche, nackt bis zum Gürtel, aus Leibeskräften arbeiten, den Teig kneten, ihn in den Ofen ſchieben und das Gebäck fertig machen. Sie kneten aber nicht in europäiſcher Weiſe, ſondern wirken den Teig in Mörſern, und wehe demjenigen, deſſen Stößel im Teige feſt ſtecken bliebe; er würde den ganzen Tag dafür gehänſelt werden. Auf ähnliche Weiſe wird der Reis in einem Mörſer zu Mehl zerſtampft, und die Reisſtampfer bilden eine eigene, zahlreiche Genoſſenſchaft. Man begegnet ihnen häufig auf der Straße; ſie tragen den mit einem Stiel verſehenen Stößel über der Schulter und rollen ihren großen Mörſer wie ein Faß vor ſich her. Der dreißigſte des letzten Monats iſt für ſie der ſauerſte Tag; überhaupt will aber jede Familie gern vor Neujahr ihren Bedarf an Reismehl, welcher bis zur nächſten Ernte, alſo bis October, vorhalten ſoll, gedeckt haben.

Aermere Leute beſorgen natürlich alle jene Arbeiten ſelber, doch helfen die Nachbaren ſich gegenſeitig. Dann ſieht man wohl drei Generationen derſelben Familie am Mörſer: Tochter, Mutter und Großmutter, auch wohl den Großvater. Jeder hat einen kleinen Stößel und Alle ſingen halblaut bei der Arbeit. —

Bei der Nipponbrücke iſt viel Gedränge und buntes Treiben, und bald vernimmt man aus der dichten Menſchenmenge heraus allerlei Zurufe aber auch helles Geſchrei. In jener Gegend liegen nämlich viele Reisbrauereien, aus denen

Digitized by Google

häufig gefüllte Fässer in Menge bis an den Fluß und an die Canäle geschafft werden, wo Schiffe zu ihrer Aufnahme bereit liegen. Jede Tonne ist mit einer Matte umwickelt; diese wird mit einem Strahseile befestigt und hat das Fabrikmärk des Brauers. Hunderte von Arbeitern bewegen sich rasch in den Straßen; jeder trägt an beiden Enden einer Bambusstange Gefäße von einer besondern Form, die gleich den anderen geschlassen und verspundet worden sind, aber einen Henkel haben, wie die gewöhnlichen Holzeimer. Dieser letzteren bedient man sich bei Versorgung der städtischen Kunden, auch sind blaue Porcellankrüge in Gebrauch und das Ausrufen von Saki! Saki! will gar kein Ende nehmen.

Tausende von Fässern, Eimern und Krügen stehen in den Winkeln der Straßen oder Plätze, ohne daß sie von Jemand beaufsichtigt würden, denn die Eigenthümer befinden sich in den großen Höfen der Brauereien, wo „das Neue“ in großen und in kleinen Partien an den Meistbietenden verkauft wird. Man füllt die Waare, welche mon erstanden hat, sofort auf andere Gebinde, die von Kulis fortgeschafft werden.

So groß ist das Gedränge, daß Polizeidiener in kleinen Zwischenräumen auf den Fußwegen Stellung nehmen, und durch Zuruf und Winke freie Bahn schaffen. Wenn beides nicht ausreicht, theilen sie an die Kulis und Bummler, welche nicht Platz machen wollen, einige Schläge mit dem Fächer aus. Alte Leute, junge Mädchen, Mütter mit ihren Kindern sehen vom Fenster aus auf das Gewühl hinab.

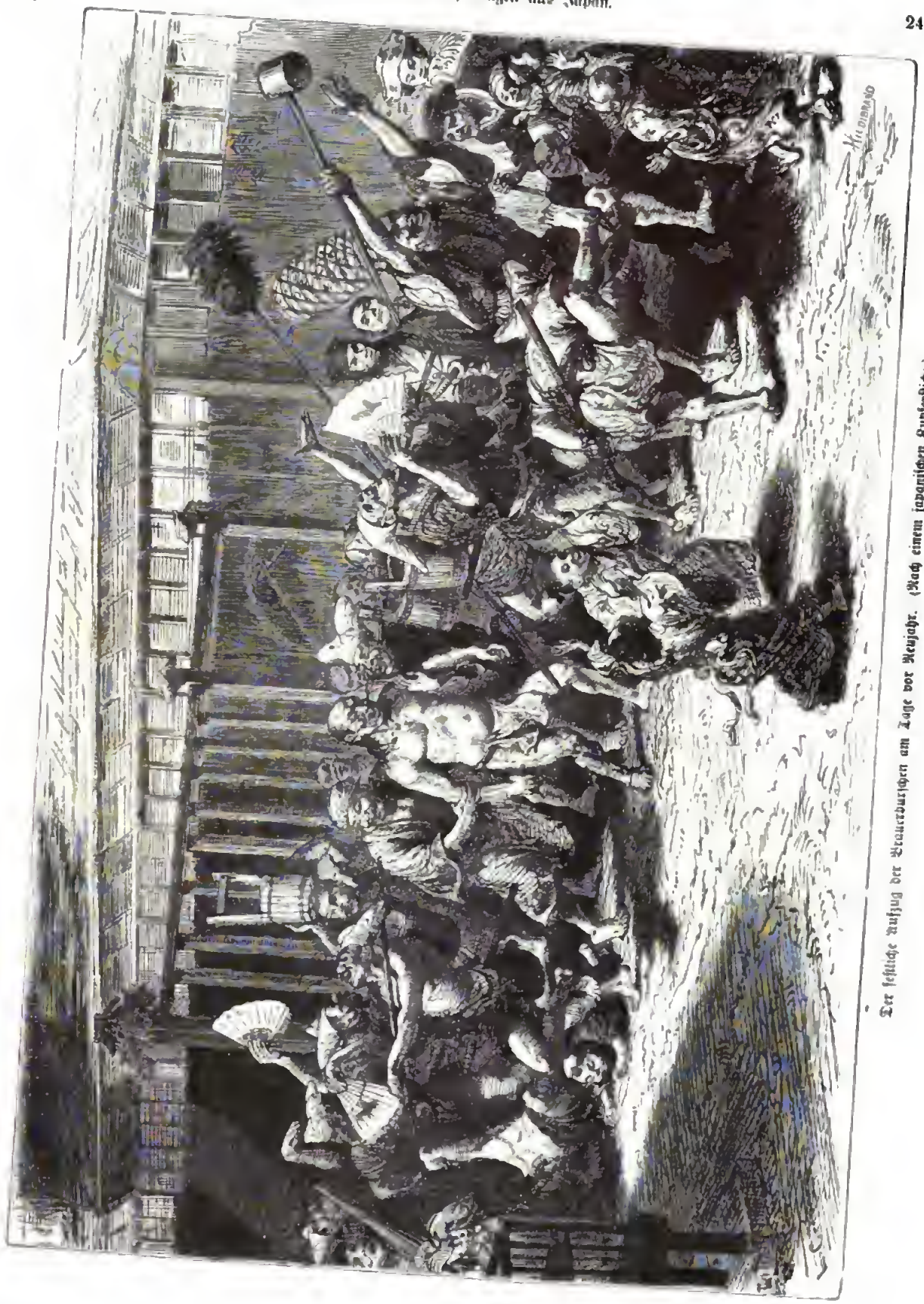
Allgemeine Theilnahme und großen Beifall findet der

Die Reisbrot Bäcker. (Nach einer japanischen Zeichnung.)

Umzug der Brauerburschen. Diese haben am Morgen ihren Lohn bekommen, brauchen den Tag über nicht zu arbeiten und ziehen aus der Stadt, um sich draußen in ihrer Weise recht gründlich zu belustigen. Die ehrenwerthe Brüderschaft hält ein Bankett im Freien und vertilgt beim Schmaus eine erkleckliche Menge Speisen, namentlich Seefrebse, frischgebackenen Kuchen und sehr viel neuen Saki. Es ist herkömmlich, daß mon einige mit diesem edeln Getränke gefüllte Becher auf dem Wasser eines Canales schwimmen läßt; der große Ceremoniennapf, welcher den Saki enthält, muß bis auf die Nagelprobe geleert werden. Man stellt Wetten und Ringkämpfe an, und einer zieht den andern sitzend aber mit eingezogenen Knien an einem Finger, um zu ermitteln, wer die meiste Stärke habe. Ein Gleiches geschieht bei dem Ziehen an einem Seile, wobei die zwei Rivalen einander den Rücken zukehren. Sehr gepriesen wird, wer einen Fächer von der Erde aufnehmen kann, wenn er auf dem rechten Beine stehen bleibt und das linke nach hinten hin gekrümmt hält. Eigenthümlich nimmt es sich aus, wenn die Kämpfer, welche müde sind aber sich von der Anstrengung des Essens und Trinkens erholen wollen, Platz unter irgend einem Baume nehmen und ihre Beine über die Schultern von Lehrjungen hinstrecken, und ganz gemächlich drein schauen, wie ihre Genossen jubeln und springen.

Nun kommt die Zeit zum Aufbruche nach der Stadt zurück, und dann ist der ganze Aufzug eine lebendige Parodie auf die Prunkzüge der Vasallenfürsten, der Daimios. Unsere Illustration, die einem japanischen Kupferstiche nachgebildet worden ist, zeigt, wie es bei dieser Processian der Brauerburschen hergeht. Der Waffenherold, welcher dieselbe eröff-

Digitized by Google



Der festliche Aufzug der Feuerwehrleute am Tage vor Neujahr. (Nach einem japanischen Kupferstiche.)

Digitized by Google

net, trägt als hutförmige Kopfbedeckung einen aus Weidenruthen geflochtenen Hühnerkäfig und schwingt eine Schöpfkelle. Mit dumpfer Stimme, gleichsam feierlich, ruft er: Stauiero! d. h. kniet nieder! Der Fahnenträger hat statt eines Banners eine Wischstange, mit welcher man den Staub abfegt; der Fürst aber, der Daimio, gleicht einem Silen, welcher von zwei kräftigen Gesellen gehalten wird, damit er nicht zu Boden falle. Sein Gefolge, das auch nicht allzusehr bekleidet ist, erinnert an die Bachanalien des Alterthums, nur wird der Thyrsusstab durch einen langen hölzernen Säbel vertreten und der Kranz von Weinlaub durch eine Papiermütze von lächerlicher Gestalt.

Diejenigen Brauerburschen, welche etwas Rechtes aus sich machen wollen, führen während des Zuges Tänze auf und hantieren dabei mit dem Fächer. Wieder andere schlagen Pirouetten und trommeln mit dem Bambusstab auf ein leeres Fäßchen. Ein junger Häuptling stützt die linke Hand auf den Knauf seines gewaltigen Säbels, streckt die rechte weit vorwärts und berührt den Daumen mit dem Hacken seines rechten Fußes.

Unter solcherlei Kurzweil bringen diese Brauerburschen ihr Arbeitsjahr zum Abschlusse. Uebrigens soll jene Procession eine öffentliche Huldigung für die heilige Familie sein, welche den Saki erfunden hat. Dieselbe besteht aus einem Gotte, dessen Gemahlin und acht Kindern; diese zehn sind die Schutzpatrone der Genossenschaft; sie wohnen am Gestade des großen Weltmeeres und tragen einen Gürtel von Eichenblättern. Ihr Haar ist roth und hängt bis auf

Ein Markt bei Nacht. (Nach einem japanischen Kupferstiche.)

die Hüfte hinab. Sie halten große Näpfe und Schöpfkellen, führen phantastische Rundtänze um ein mächtig großes, mit Saki gefülltes Gefäß auf, aber nur, wenn die letzten Strahlen der untergehenden Sonne einen rothen Schein auf die dunkelen Basaltfelsen am Gestade und auf den gelben Sand am Strande werfen.

Am Abend vor Neujahr ist die ganze Stadt gleichsam von einem Lichtmeer umflossen; alle Theehäuser gleichen großen Transparenten; in den mit Bäumen, grünen Zweigen und Blumengewinden geschmückten Straßen brennen tausend und aber tausend buntfarbige Laternen. Die heitere Menge jubelt; man sieht maskirte Menschen, Camödianten und Gaukler; hier wird Musik gemacht, dort gesungen, und die Luft hat jenen durchdringenden Geruch von aromatischem Holze, den wir an Allem, was aus Japan kommt, verspüren.

Auf einem kleinen Platze, welcher an den Tokaido, diese große Reichsstraße, stößt, wurde ein Abendmarkt gehalten. Humbert, der denselben besuchte, empfand einen ganz eigenthümlichen Eindruck, als er durch die Menge hindurchwandelte; das Ganze nahm sich magisch aus; die Gruppen wurden von schaukelnden Laternen beleuchtet. Einige Beamte hielten leere Flaschen in den Händen; einer derselben kam mit geöffneten Armen auf die Europäer zu, aber seine Gefährten halten ihn zurück und machten jenen begreiflich, daß der Mann nicht etwa böse Absichten habe, er sei nur durch ein gutes Getränk in eine etwas allzustarke Lebhaftigkeit versetzt worden. — Noch spät am Abend standen Frauen und Kinder in Menge vor den Buden, in welchen Zuckergebäck und Spielsachen verkauft wurden; eine ehrsame Bürgerin ließ sich von ihrem Koskei, der eine Laterne trug, heim-

Digitized by Google

leuchten. In den meiſten Läden bemerkte man eine Art von Altar, auf welchem Opfergaben lagen, nämlich einen lackirten Kaſten, der mit Tannenzweigen belegt war und auf welchem eine Pyramide aus Reiskuchen ſich erhab; dieſelbe war mit einem Seekrebſe gekrönt.

An der einen Seite des Platzes war ein hübſcher Porticus mit runden Papierlaternen verziert; in demſelben ſtanden die Bilder zweier Kamis in Niſchen, rechts und links von dem Durchgange, welchen die Menge paſſirte. Die hohen Bäume, welche man dort aufgepflanzt hatte, waren mit allerlei niedlichen Sachen aufgeputzt, ähnlich wie die Weihnachtsbäume in Deutſchland. An der andern Seite des Durchganges lag ein geräumiger Haſ mit Buden, in welchen Thee und Saki verkauft wurde; var dieſen waren jetzt keine Kunden, weil Alles nach einem ſeltſamen Machwerke geſtrömt war, einem koloſſalen Strohwiſche, der auf dem Querbalken eines Tori lag und unter welchem ein Wappen befeſtigt war.

Humbert fragte den Dolmetſcher, was denn das Geſchrei der Menge bedeuten ſolle, welche unter dem Strohwiſche gewaltig lärmte. Er entgegnete: „Es findet das Ausrufen des Reiſes ſtatt; hier wird eben die ganze Ernte eines großen Daimia feilgeboten und der Verkauf geht zu Ende.“

Auch auf dem Takaida ging es noch ſpät ſehr munter zu, während auf den Nebenſtraßen allmälig Alles ſtill wurde; doch die glänzende Beleuchtung war verſchwunden, und man ſah nur noch vereinzelte Laternen. Um Mitternacht gewahrt man im Haſe der Bürgerhäuſer eine kleine Flamme, welche in einem am Baden ſtehenden Gefäße brennt; ſie flackert

Austreiben der böſen Geiſter. (Nach einer Zeichnung Hokkſai's.)

einige Minuten hell auf und iſt dann verſchwunden. Was hat das wohl zu bedeuten?

In der letzten Stunde des letzten Monates zündet die Familie ein Bündelchen Späne an, das mit Weihwaſſer beſprengt warden iſt; die Richtung, welche die Flamme dann nimmt, die Geſtalt, das Flackern und Sprühen wird genau beobachtet, und je nach Befund derſelben zieht man Schlüſſe auf Glück oder Unglück im nächſten Jahre.

Dann iſt auch die Zeit Miſodſchi gekommen, des zweiten Reinigungsfeſtes. Die Tempelbiener des alten Kamicultus zünden im Vorhofe des Tempels ein großes Feuer an. Die Prieſter ziehen in vollem Ornate und in feierlicher Proceſſion hinaus. Wenn ſie die Stufen hinabſteigen wollen, wird ihnen der Weg durch zwei abſcheuliche Teufel verlegt, welche ihnen lange Gabeln entgegen halten. Aber groß iſt die Gewalt des Weihwedels! Denn ſobald die beiden Unhalde, deren jeder vier Paar Augen hat, dieſen Gohei des Oberprieſters erblicken, reißen ſie ſpornſtreichs aus, daß ihre Hörner auf dem Kopfe wackeln, und werden van den gläubigen Leuten gründlich verhöhnt.

In den meiſten Bürgerhäuſern wird das Oni arahi veranſtaltet, das heißt die Austreibung der böſen Geiſter. Das Geſchäft beſargt ganz allein der Hausvater. Er legt ſeine beſten Kleider an, ſteckt einen Säbel in den Gürtel, falls er das Recht hat, dieſe Waffe zu tragen, und geht in der Mitternachtsſtunde durch alle Zimmer. Dabei trägt er in der linken Hand auf einem lackirten Untergeſtell ein Schälchen vall geröſteter Bohnen. Dieſe wirft er nach und nach auf die Matten und ſpricht dabei laut eine kabbaliſtiſche Formel, in welcher es heißt: „Böſe Geiſter hinaus! Reichthum

Digitized by Google

herrein!“ Unsere Illustration, welche dieses Austreiben veranschaulichen soll, ist einer Zeichnung des in Japan berühmten Künstlers Hokkai nachgebildet. Der Hausherr wirft einen Hagel von Bohnen auf zwei Teufel, die er zum Teufel jagt, während der Gott des Reichthums und sein Genosse Yebis im Empfangzimmer Platz genommen haben und auf die Gesundheit ihres freundlichen Wirthes eine Schale Saki trinken.

Wenn nun dergestalt Alles für das Neujahrsfest vorbereitet worden ist, gönnen sich die Leute ein paar Stunden lang Ruhe, aber gleich bei Sonnenaufgang ist wieder Alles auf den Beinen und legt die besten Kleider an. Dann sagen die Mitglieder der Familie einander ihre Glückwünsche. Die Hausfrau hat die für ihren Gemahl bestimmten Geschenke auf die Matte des Schmuckzimmers hingestellt; wenn sie ihn ersucht, dieselben anzunehmen, wirft sie sich dreimal vor ihm nieder, hebt sich halb empor und sagt ihm, die Hände auf den Boden haltend, freundliche Worte. Der Gatte seinerseits kauert vor ihr hin, läßt dabei die Hände hängen und berührt die Matte mit den Fingern; dabei verneigt er das Haupt, gleichsam um besser hören zu können, was sie sagt, giebt sein Wohlgefallen zu erkennen und zwar durch halberstickte Seufzer oder leises Pfeifen. Nachdem Madame gesprochen, nimmt er das Wort und überreicht ihr Geschenke. Nachher kommt die Reihe an die Kinder und die nächsten Verwandten.

Die Steinbilder auf der Osterinsel.

Wir gaben vor längerer Zeit („Globus“ Band X, S. 314 ff.) eine Beschreibung von Waihu oder der Osterinsel, welche weit nach Osten im Stillen Ocean liegt, unter 27° S. und 92° W., 2000 Seemeilen von der Küste Chiles und Perus entfernt. Wir schilderten, wie schlimm es einem französischen Missionär, Eyraud, ergangen sei, der, von den Eingeborenen schnöde mißhandelt, sich in Verzweiflung von den Wilden abwandte, die ihm Alles, sogar seine Hosen gestohlen hatten. Die Insel wird selten besucht, denn sie hat nichts Anlockendes; aber sie ist merkwürdig wegen der kolossalen Steinfiguren, über deren Urheber und deren Bedeutung auch heute noch Zweifel obwalten. Einige derselben sind jüngst ins britische Museum gelangt.

Den neuesten Bericht über die Bewohner von Waihu und die Alterthümer der Osterinsel haben wir durch den Engländer J. L. Palmer (Journal of the Ethnological Society of London 1870. I, 4, S. 371 bis 377). Derselbe befand sich am Bord des britischen Regierungsschiffes „Topaze“, verließ Callao am 21. October 1868 und war schon am 1. November auf der Höhe von Waihu; er hatte 2100 Seemeilen in 230 Stunden zurückgelegt. Als die „Topaze“ sich dem Lande näherte, ruderten zwei Boote ihr entgegen; in dem einen befand sich ein französischer Schiffscapitän, Namens Borrier, dessen Fahrzeug an der Insel gescheitert war; in dem andern saßen einige Eingeborene, sogenannte Kanackas; als solche bezeichnet man bekanntlich alle braunen Polynesier. Sie gaben für Christen und waren von den Missionären Rousset und Gaspar bekehrt worden. Diese waren als Nachfolger Eyraud's gekommen, der, wie Palmer erfuhr, gewissermaßen nur der Sklav des Oberhäuptlings gewesen sei. Rousset dagegen faßte die Sache ganz anders auf. Als er landete, nahm ein Häuptling einen Stein von der Erde auf, machte eine drohende Geberde und stellte sich, als wolle er dem Missionär den Schädel einschlagen. Der Pater aber hieb ihn mit seinem dicken Knüttel zu Boden und ging ruhig in das Dorf hinein. Seitdem hat man beiden Missionären weiter nichts in den Weg gelegt.

Auch Palmer erwähnt des schmachvollen Menschenraubes, der namentlich 1864 ganz systematisch betrieben wurde. In jenem Jahre wurden von sieben peruanischen Schiffen nicht weniger als 1500 Insulaner geraubt, so daß 1868 nur noch etwa 900 übrig geblieben waren; von diesen sind nur ein Drittel Frauen. „Die Zahl der Sterbefälle ist doppelt so groß als jene der Geburten, und so werden diese Leute wohl bald völlig aussterben.“

Die großen Steinbilder waren, wie Palmer hervorhebt, keine Idole, denn das Volk habe an Einen Geistgott — Makeh Makeh — geglaubt, welcher die Menschen aus Erde erschaffen hat. Zwei der kleineren Steinbilder (jedes hat bei den Eingeborenen einen besondern Namen) sind an Bord der „Topaze“ gebracht worden und für das Britische Museum bestimmt; das eine dieser Steinbilder heißt Hoa hava, von Makeiewe, d. h. Stelle des großen Taufendfußes; das andere Hoa haka nana ka, von Tan re renge. „Die steinernen Statuen sind das Werk einer frühern Race; die gegenwärtigen Bewohner sind erst später auf der Insel erschienen; sie sollen Verbannte sein, die von Oparo kamen, das sie Kapa iti nennen. Die Insel muß vormals stark bewohnt gewesen sein.“

Als Palmer mit einem Theile des Schiffsvolkes landete, drängten sich viele Leute um ihn. Sie waren sehr spärlich bekleidet, zumeist nur mit einem Maro, einem viereckigen Schurze, welchen sie aus der Faserrinde des Papiermaulbeerbaumes verfertigen. Einige trugen auch Hemden, Hüte, Jacken und Hosen, die sie von Walfischfahrern bekommen hatten. Man rief den Fremden wiederholt und laut Koho mai (wie geht's Euch?) zu, schüttelte ihnen die Hände, bettelte um Tabak, am meisten aber gelüstete es ihnen nach — Beinkleidern. Es sind jetzt nur noch vier Häuptlinge auf der Insel; einer derselben hatte es speciell auf Palmer's Hosen abgesehen und wollte ihm dafür seinen Häuptlingsstab geben.

Die Insulaner sind nicht kräftig gebaut, sehr unreinlich, „olivengelb wie die Tahitier“; einige der jüngeren hatten sehr intelligente Gesichter. Das Tättowiren war verboten und wurde nur noch bei einigen älteren Männern gefunden; aber die Weiber sind vom Gürtel abwärts stark tättowirt.

Die Häuser sind klein; die größten etwa 30 Fuß lang, 5½ Fuß hoch; die Thür hat nicht über 18 Zoll im Quadrat; kein Rauchfang, kein Fenster; vor jede Thür wird ein Netz gespannt, damit die Hühner nicht hineinkönnen.

Sehr viele Menschen sterben an der Auszehrung, welche sie für eine ansteckende Krankheit halten.

Palmer besuchte die Mission; Pater Gaspar hat an der Cooksbai eine Schule und Kirche; neben derselben hält er einige Kaninchen; die einzigen der Insel angehörenden vierfüßigen Thiere sind Ratten; daneben viele Fliegen, Schmetterlinge und Tausendfüße. „Gegenwärtig sind keine eigent-

Digitized by Google

lichen Bäume auf der Inſel; die, welche einſt vorhanden geweſen, wurden in Kriegszeiten zerſtört; man findet aber verſchiedene Sträucher, den Papiermaulbeerbaum (Mira Miro) und eine Art Hibiscus. Die Batate und das Zuckerrohr ſind einheimiſch, ebenſo einige Arten von Yams und Bananen; man pflanzt auch etwas Mais; eine Kürbisart wird als Flaſche benutzt. Die Leute ſind ganz entſetzlich faul und unfürſorglich.

Commodore Purvis und Palmer gingen nach Ovinipu, d. h. Platform, welches auf der entgegengeſetzten Seite der Inſel liegt. Der Weg war ſehr beſchwerlich, weil er über Lavageſtein und über 8 Zoll hohes, ſehr feines Gras führte, auf welchem die Wanderer häufig ausglitten. Hin und wieder wuchert die durch Bornier eingeführte Verbene und wird beinahe mannshoch. — Die Sprache der Eingeborenen ſei ſo arm, daß ſie alle dieſe Pflanzen, ſelbſt den Papiermaulbeerbaum mit eingeſchloſſen, als Mu ku, d. h. grüne Sachen, bezeichnen.

Die Oſterinſel iſt, wie bemerkt, durchaus vulcaniſch; die runden Hügel, welche ſich über die Thäler oder aus den Ebenen erheben, haben zumeiſt Krater, und überall findet man Obſidianſplitter. Auf der eben erwähnten Platform, die etwa 60 Fuß lang und ons 7 bis 8 Fuß dicken Lavablöcken ohne Mörtel aufgebaut worden war, lagen die Steinbilder umgeſtürzt auf der Erde. Unter dreien derſelben waren nun Höhlen, je mit zwei Eingängen, und dieſe eben groß genug, damit ein Menſch hineinkriechen kann. Dort lagen viele Menſchenknochen; ein Gerippe, das Palmer zuſammenſetzte, ergab 5½ Fuß engliſch Höhe. Die Schädel haben Aehnlichkeit mit jenen der Neuſeeländer. Die Steinbilder dort logen alle in der Richtung nach Nordweſten auf dem Geſichte, beſtanden aus grauem Lavaconglomerate und waren, da ſie nur 16 bis 17 Fuß groß waren, verhältnißmäßig klein. Die ſogenannten Hüte, das heißt die Steine, welche eine Kopfbedeckung vorſtellten, ſind van rather, blaſiger Lava, die nur on einer einzigen Stelle angetroffen wird. Daſſelbe Material iſt auch zu einem ſanderbaren, ganz eigenthümlichen Pfeiler verwandt worden; der obere Theil deſſelben iſt ſattelförmig, und man will wiſſen, daß dort die „Todten“, d. h. wohl die Schlachtopfer, ums Leben gebracht worden ſeien. Palmer ſah an dieſem Pfeiler verbrannte Knochen liegen. In der Nähe fand er noch einige regelmäßig geſtaltete Pfeiler und auch einen Papa ku, Begräbnißplatz.

Alles, ſagt er, lag in Trümmern, aber weit und breit fand ich Beweiſe, daß der Boden ſorgfältig angebaut geweſen iſt. Drei aber vier Steine, die auf einem fünften lagen, ſicherten als Tabu die Aecker vor Diebſtahl; jetzt ſieht man nur noch etwas wildes Zuckerrohr und einige Bataten. Die Inſel iſt waſſerarm, aber in einigen Lavagratten ſammelt ſich kühles Trinkwaſſer.

Ein alter Krater war in früheren Zeiten in ein Ackerfeld umgewandelt worden; ein anderer Krater nahm ſich „ganz prächtig“ aus; er war etwa 500 Fuß tief und hatte unten einen Durchmeſſer von etwa 1000 Schritt; die Mitte iſt mit Waſſer angefüllt und ſo bewachſen, daß nur einige kleine Tümpel ſichtbar werden. Waſſer iſt nicht ſo ſpärlich, als Cook und Forſter meinten; es ſind auch einſt viel Bäume auf der Inſel gewachſen. Wenn die Bewohner Durſt haben, kauen ſie Zuckerrohr oder rohe, ſüße Kartoffeln, die etwa wie Kaſtanien ſchmecken.

Otu iti, d. h. der kleine Hügel, iſt der Krater, in welchem die Lavahüte verfertigt worden ſind; von dort, heißt es, ſeien ſie über die Inſel gegangen in den Tagen des Königs Tu ku yu, welcher in einen Schmetterling verwandelt wurde. Dort lagen einige kolaſſale Hüte, der eine hatte mehr als 9½ Fuß im Durchmeſſer; es muß eine ganz ungeheure Arbeit gekoſtet haben, dieſe Steinmaſſen bis zu den Bildern zu transporliren und ſie dieſen auf dem Kapfe zu befeſtigen. — An einem Punkte des Geſtades kam Palmer an eine gewaltige Platform; auf und neben derſelben lagen die Reſte von 15 Steinbildern zerſtreut; eins derſelben war 24 Fuß lang. Die Platfarm hatte zwei Terraſſen und einen ſeltſam geformten Pfeiler von rother Lava; auf demſelben lagen zwei ſtarkgebleichte Schädel junger Leute, und über die gonze Platform zerſtreut viele Knochen. Derartige Platformen kommen der ganzen Küſte entlang vor. Die Geſichter der Steinbilder haben alle viel gelitten, und ſie liegen mit dem Geſichte am Boden. Man foh ſattelförmige Leichenſteine und Begräbnißplätze, und fand friſches Waſſer.

Palmer erzählt, was er geſehen, in höchſt geiſtloſer, faſt ungenießbarer Art und ſpringt von Einem aufs Andere über. Er ſah noch mehrere Platformen und kam an eine Steilküſte; „keine Bäume, keine Blumen, keine Eingeborenen, keine Thiere, aber ſchüchterne Ratten, ein Eiland der Todlen. Dann begannen wir den Bildern auf ihrem Herabgange vom Krater zu begegnen; da ſie noch nicht auf ihren Platformen geweſen waren, ſo hatten ſie auch noch keine Hüte auf und logen mit dem Geſicht auf der Erde. Einige waren 30 Fuß graß und noch mehr; alle aus demſelben Material und mit Flechten überwachſen. Wir fingen an, ſie genau zu zählen und zu meſſen, ſtanden aber bald wieder davon ab, weil ihrer an beiden Seiten des Weges gar zu viele waren. Ich weiß nicht, ob jedes einzelne Bild einen Namen hat. Wir gingen weiter und komen an den Otu iti; da waren Bilder in großer Zahl, die Geſichter 20 Fuß lang; manche ſtanden aufrecht und waren vortrefflich erhalten, ſtanden aber nicht auf Platformen, hatten auch keine Hüte auf. Wir blieben die Nacht über im Kroter, wo wir Schutz und Waſſer fanden. Neben der Stelle, wo wir ſchliefen, beſond ſich ein ungeborenes Bild; das liebe Kleine war nur etwa 24 Fuß lang, es hatte nur erſt Ein Auge, und hing mit der Hinterſeite noch mit dem Geſtein zuſammen. Wir ſahen noch mehrere, die unfertig waren. Alle dieſe Rieſenbilder ſind ohne Metallgeräthe hergeſtellt warden; dafür habe ich den Beweis. Am Stronde liegen viele Te maia Eringa runga, d. h. graße Steine von Lava, die wie Rollhölzer ausſehen; aus dieſen hat mon Meißel hergeſtellt, deren jeder ſich wie ein kolaſſaler Schneidezahn ausnimmt. Erſt hol man einzelne Stücke abgeſprengt, und ihnen dann die Form eines Meißels dadurch gegeben, daß man ſie auf Obſidian rieb und ſchliff. Das britiſche Muſeum hat Proben davon erhalten. — In der Gegend des Otu-iti-Kraters, etwa eine halbe Stunde vam Meer entfernt, war wieder eine Platfarm, auf welcher 20 Bilder der allergrößten Art ſtanden; ſie alle kehren dem Meere den Rücken zu, und von der Stelle aus geſehen, an welcher wir uns befanden, nahmen ſie ſich aus, wie eine aufgepflanzte Batterie.“

„An einem andern Tage ging ich nach den Grotten, welche in der Nähe des Te-Rano-Kau-Kraters liegen. Ich war nicht wenig überraſcht, zu finden, daß ſie in allem Weſentlichen den Pictenhäuſern van Moſſ-gail bei Stornoway auf den Hebriden gleichen; dieſe habe ich ſelber geſehen. Auf der Oſterinſel iſt der Eingang zu jedem Hauſe eng, nur etwa 20 Zoll; eine Art von Portol gleicht einem 5 Fuß langen, viereckigen Gange, der unten hohl, aber mit Steinplatten bedeckt iſt. Derſelbe ſei für die „Todten“, ſo ſagten die Führer. Durch dieſen Eingang kammt man in ein Gemach, das 15 Schritte lang, 5 Schritte breit und 6½ Fuß hoch iſt. Die Steinplatten an der Seite waren oben 3 bis 4 Fuß hach; dann kam eine Reihe flacher Steinziegel, die wie Auſternſchalen über einander logen; das Dach war

aus dünnen Platten gebildet, und das Ganze mit Erde bedeckt; kein Steinpflaſter; viel Immergrün. Dem Eingange gegenüber ſah ich an der Wand rohe Pinſeleien von rothem Ocker, die Inſulaner ſagten, das ſeien Rapas, aber keiner konnte mir ſagen, was das Wort bedeute; ſie nennen ſo auch eine Art von Doppelruder, welches ſie bei ihren Tänzen haben. Oben, an den Ziegelplatten, befanden ſich Aronies, das ſollen Vögel ſein, die Ueberlieferung weiß jedoch nicht, was für welche; die meiſten haben Schnäbel wie ein Tukan (Pfeffervogel), einige einen Körper wie ein Pinguin; andere auch Hände und Füße. Einige Malereien gehören der neuern Zeit an, denn ſie ſtellen Schiffe mit Segeln vor, Pferde, Schafe ꝛc., andere ſind aber ſehr alt. Ich habe die Anzahl dieſer Häuſer, welche bei dem heiligen Bilde Hoa hava nana ta ſtehen, nicht gezählt, es müſſen ihrer aber mehr als 100 ſein. Einige haben nur eine Kammer, andere zwei Gemächer, einige auch auf der Außenſeite ein kleines Gemach, und ſämmtlich einen kleinen blinden Gang für die Todten. Die Barrows ſind unregelmäßig gebaut und der Bodenbeſchaffenheit angepaßt; alle ſind mit Immergrün überzogen. Am Ende dieſes Dorfes, das nahe der Stelle liegt, wo die Lawa herausbrach, haben faſt alle Lavablöcke Sculpturen, die aber vom Wetter viel gelitten haben und auch überwachſen ſind, ſo daß es ſchwierig iſt, eine Vorſtellung davon zu geben."

Dr. Nachtigal's Bericht über ſeine Reiſe von Murſuk zu den Tibbu Reſchade in Tibeſti.

Fünfte Abtheilung.

(Schluß.)

Die Beſucher bei mir waren ſtets noch ziemlich zahlreich, doch die Motive ihres Kommens waren die dunkle Hoffnung, irgend etwas zu erpreſſen, Neugierde und im günſtigſten Falle Krankheit. Zu geben hatte ich leider nichts mehr, und das Wenige, das noch da war, hütete ich ängſtlich für Arami und ſeine Leute, an die ſich meine ganze Hoffnung klammerte. Nur mein kleiner Medicamentenvorrath war noch in Anſpruch zu nehmen, aber für dieſe geſunden Leute zu wenig Bedürfniß, um mir wirkliche Freunde zu machen. Die Blaſenpflaſter erfreuten ſich des größten Zuſpruchs; neben ihnen waren die Brechmittel ſehr geſucht, und in den verſchiedentlichen Augenaffectionen konnte ich wirklich manches Gute thun. Die erſtgenannten entſprachen ihrer heimiſchen Heilmittellehre, die ſich faſt ganz aufs Glüheiſen reducirt, am meiſten, und mit wahrer Befriedigung fügten ſie zu den zahlloſen, oft coloſſalen Narben des letztern noch die breiten, wenn auch oberflächlichen der ſpaniſchen Fliege. Uebrigens bedürfen ſie wenig der therapeutiſchen Eingriffe. Ihr Klima iſt äußerſt geſund; die Exceſſe deſſelben ſind gemildert durch das Gebirge, das Land iſt ziemlich hoch gelegen, trocken, die Lebensweiſe mäßig, regelmäßig. Rheumatismen, einige Hautkrankheiten, acute und chroniſche Katarrhe der Reſpirationswege und der Bindehaut des Auges bilden die Liſte der allgemeiner vorkommenden Krankheiten.

Die Freunde der erſten Nacht wurden nach und nach von feindſeligen Gefühlen beſchlichen, je mehr ſie einſahen, daß meine beharrliche Ableugnung aller Schätze auf Wahrheit beruhe, und einer derſelben, in dem ich trotz ſeiner rauhen Sprache und ſeines barſchen Weſens etwas ungewöhnlich Offenes und Ehrliches zu ſehen glaubte, murrte laut und lauter. Dieſer war mir vom erſten Tage an noch dadurch aufgefallen, daß er allein von Allen die nationale Beſchäftigung des Tabackkauens zuweilen durch Rauchen unterbrach. Zu dieſem Zwecke ergriff er ein entſprechend geformtes, hinlänglich großes, endliches Verdauungsproduct des Kameels, brachte auf einer Stelle deſſelben eine vertiefte Fläche zur Aufnahme des Tabacks an und dieſer diametral gegenüber ein Loch in die kruſtenartige Oberfläche, und ſchmauchte nun mit innigem Behagen Tabak und Kameeldreck zuſammen. Ob ihm die letzte Cigarre, die mir geblieben war und die ich ihm in der Heiterkeit über die Entdeckung des Kameeldreckrauchens verehrte, beſſer ſchmeckte als der letztere, konnte ich nicht entſcheiden.

Die Neugierde führte nach und nach auch die Einwohner der benachbarten Dörfer des Flußthales herbei, und man konnte dieſelben gewöhnlich leicht an ihrem vollſtändigen Waffenſchmucke erkennen. Die Sitte verbietet nämlich, in dem eigenen Dorfe mit den Waffen einherzugehen. Der geſammte Waffenapparat des Tibbu beſteht, wie ich wohl ſonſt erwähnt habe, in folgenden Theilen:

Edi buï, große Lanze.

1) In einer langen Lanze von 7 bis 9 Fuß, deren Eiſen in ſeiner Länge von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß variirt; von letzteren kommen zwei Drittel auf den ſchneidenden Theil. Die Tibbu Reſchade ſind ſo induſtriearm, daß dieſe Lanzen mit ſehr wenigen Ausnahmen im Auslande, Borgu, Wadai, Bornu, Baghirmi verfertigt werden. Man erkennt ihren Urſprung an verſchiedener Form und Arbeit, was aber bei den folgenden kleineren Wurfſpeeren noch deutlicher hervortritt.

2) Dieſe haben eine Geſammtlänge von 6 Fuß, von denen $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Fuß auf den metallenen Theil kommen. Die ſchneidende Partie des letztern, auf welche die Hälfte oder zwei Drittheile kommen, iſt nicht allein verletzend, ſondern auch der Stiel des Eiſens iſt mit Widerhaken, Zähnen oder dergleichen verſehen, und

a. Tibeſti- (Bardai-) Fabrikat.
b. Bornu-Fabrikat.
c. Baghirmi-Fabrikat.

Edi tenei, dünne Lanze.

zwar ſind viele kurze Zähne der Bornufabrikation eigenthümlich, während die Landesmanufactur wenige aber längere anbringt, und die Baghirmi-Schmiede den Stiel mit einem in zwei Spitzen endigenden ſchlangenförmigen Eiſen umwinden.

Digitized by Google

3) Die Wurfeisen, von den Arabern Schongarmangor, von den Tibbu Midzri genannt, sind von der mannigfaltigsten Form, ungefähr drei Spannen lang, von denen fast zwei auf die Handhabe kommen, mit Fortsätzen, welche, circa eine Spanne lang, ebenso verschiedene Form als Richtung haben,

wie aus den vorstehenden rohen, aber, wie ich hoffe, hinlänglich verständlichen Zeichnungen ersichtlich ist.

4) Der Handdolch, Loï (oder Lowi), von der Länge unserer Hirschfänger, breit, wird mit seiner Scheide durch einen mehrzöllig breiten Lederring am linken Handgelenk befestigt, und ist fast immer aus den heimathlichen Werkstätten Bardais hervorgegangen.

5) Das Schwert, welches, breit, zweischneidig, mit Kreuzgriff, ihnen durch den Tuareg zukommt, also wohl europäischen Ursprungs ist, ist nicht im Besitze Aller.

Als Schutzwaffe dient der Schild, der bis zur Höhe der Augen reicht und aus Büffelfell gemacht ist. Er hat nicht einmal hinlängliche Festigkeit, um die Wurfspeere sicher abzuhalten, und der Träger sucht dieselben also schräg auffzufangen und abgleiten zu lassen.

An das Tragen dieser Waffen sind die Tibbu von früher Kindheit an gewöhnt. Als kleine Knaben giebt man ihnen eine Lanze oder einen Wurfspeer aus Holz in die Hand, scharf zugespitzt, mit denen sie sich üben und die sie nicht aus der Hand lassen. Als Wurfeisen giebt man ihnen zu dieser Zeit ein platt geschnittenes, in der Fläche gekrümmtes Stück Holz, das durch seine Form dunkel an den Schangarmangor erinnert. Sind sie etwas älter geworden, so vertraut man ihnen einen wirklichen Wurfspeer, nur in kleinerm Maßstabe, an und fügt später einen Schangarmangor hinzu, bis allmälig ihre Bewaffnung mit den Jahren eine vollständige wird.

Die Gewohnheit, wenigstens Speer und Wurfeisen in der Hand zu haben, wird dadurch so groß, daß sie in ihrem heimathlichen Dorfe, wo sie nicht bewaffnet herumgehen dürfen, zur Gewahnheit ihrer Knabenjahre zurückkehren und einen langen Stock und ein plattes, krummes Holz in der Hand tragen.

Diese Sitte des Unbewaffnetgehens zu Hause ist in Bardai aus unabweisbarer Nothwendigkeit hervorgegangen. Ihr streitsüchtiger Charakter und die Unmäßigkeit des Lagbo-Genusses würde sonst noch weit mehr Opfer fordern, als ohnehin schon der Fall ist.

Diese Streitsucht und dieser Jähzorn, die ihnen eigenthümlich sind, charakterisiren nicht minder den Verkehr der Frauen unter einander, und es ist dies der Grund ihrer Sitte, stets einen etwa handlangen Dolch zu tragen; wenigstens kann ich nach Allem, was ich von den Tibbufrauen Tibestis habe in Erfahrung bringen können, für diese die Erklärung Richardson's nicht annehmen, der diese Waffe ihren allzuhäufigen Liebesintriguen und den damit verbundenen Gefahren zuschrieb. Sie sind im Gegentheil von einer für diese Breitengrade unerhörten Ehrbarkeit, und diese ist um so anerkennenswerther, als ihre Ehemänner oft jahrelang abwesend sind. Die abgeschlossene Lage ihres Landes ohne Verkehr mit der Außenwelt begünstigt die Aufrechterhaltung strenger Sitte, und natürliche Kälte mag ihnen die Enthaltsamkeit erleichtern.

Daß andere Reisende, welche die Bekanntschaft der Tibbu vorzüglich in Kanar machten, der großen Verkehrsstraße mit ihren jährlichen Invasionen von Arabern, Negern und Tuareg, andere Erkundigungen und Erfahrungen über diesen Punkt gesammelt haben, ist wohl leicht erklärlich.

Nein, es ist der selbständige, entschlossene, fast männliche Charakter der Tibbufrauen, der sich in Gang, Haltung, Sprache, Benehmen und Lebensweise klar ausspricht, der sie veranlaßt, ihre Streitigkeiten unter einander durch Faustkampf, aber durch Knittel, oder im Nothfalle durch ihre scharfe Waffe zu entscheiden. Die Frauen Bardais habe ich selten anders ausgehen sehen, als einen ansehnlichen Knittel über der einen Schulter, von deren Extremität ein ledergeflochtener Gürtel herabhing. Die Associirung dieser beiden Gegenstände interessirte mich lebhaft, bis ich eines Tages ihren Grund erkannte und aus der Ferne Zeuge ihrer beiderseitigen Benutzung war. Zwei wüthige Weiber, denen der Wortstreit nicht genügte, trennten plötzlich im Laufe desselben den Gürtel vom Knittel, schürzten mit ihm ihr Gewand eng auf, und unbehindert im Gebrauche ihrer Gliedmaßen bedienten sie sich der Fäuste und der Knittel mit der Wuth der Frauen und der Kraft der Männer. Bevor es zur Anwendung der ultima ratio, des Dolches, kam, trennte man sie übrigens.

So schlichen die Tage in ertödtender Langsamkeit dahin. Wenn die Sonne des Morgens am klaren Himmel aufstieg über der lieblichen Scenerie vor mir, begann meine Tagesqual. Dann kamen Freunde und Feinde, um mich durch die Hirnlosigkeit ihres Raisonnements zu enttäuschen, durch schlechte Nachrichten zu entmuthigen oder durch grausame Reden zu kränken. Die Hitze im Zelte wurde nach und nach unerträglich, wie die Besucher, doch kein Schatten durfte uns erquicken. Dann blieb die Mahlzeit, welche hier noch den Reiz einer wirklichen Beschäftigung, eines Vergnügens gewann, obgleich sie nur aus wenigen, oft schlechten Datteln bestand, häufig aus, denn Arami ging seinen Geschäften nach und kam oft erst Abends lange nach Sonnenuntergang heim, und der Hunger verscheuchte dann noch den Schlummer, der zuweilen in seinen Träumen mich hinweg aus dieser trüben Mitte in die liebe Heimath trug.

Das schmutzige Wasser, das zu schöpfen uns erlaubt war, wenn Niemand in der Nähe sich befand, war vielleicht zu Ende, doch noch war die Umgegend zu lebhaft besucht, als daß wir wieder etwas hätten schöpfen können, und zu Hitze, Hunger, Kummer und Langeweile kam dann noch der Durst. Endlich neigte sich die Sonne, und alle unsere Hoffnung concentrirte sich dann auf die Nacht. Dann mußte Arami heimkommen, sicherlich brachte er Datteln, vielleicht auch Nachrichten! Wollte Gott, daß es günstige wären! Sicherlich aber winkte der endliche Schlummer der Nacht Ruhe und Frieden für kurze Stunden.

Dies war der traurige Kreislauf unseres Lebens einen Monat hindurch! O, wie lang er mir erschien!

Der Sultan blieb eine gute Woche lang krank. Stellenweise hatte er freie Stunden, ohne Fieber und Schmerzen, und beschäftigte sich dann natürlich, wie alle Welt, mit meiner Angelegenheit, doch leider nur, insoweit sie etwa Vortheile für ihn bergen konnte. Da ich seinen öffentlichen und geheimen Emissären stets der Wahrheit gemäß alle offenen und verborgenen Schätze ableugnete, so ging mit der Hoffnung, etwas von mir erpressen zu können, auch der letzte gute Wille verloren, mich auf den sichern Rückweg zu bringen. Arami wurde seinerseits allmälig müde, fünf Personen zu ernähren, denn wenn es auch nur Datteln waren, die wir aßen, er verhältnißmäßig gut situirt war und wohl wußte, warum er es that, so war es eben doch für einen Tibbu ein ungeheures

Digitized by Google

Opfer, dies wochenlang fortzuführen. Seine Frau und Kinder ſaßen zu Gatron ohne zulängliche Nahrung, und ein Regen hatte ihm acht Eſel weggeſchwemmt; er hielt Stand und blieb ſeinem Verſprechen, uns zu ſchützen und zu ernähren, treu. Doch trotz Arami's Macht und ſeinem Pochen auf dieſelbe war deutlich erſichtlich, daß er Alles in der Welt aufbieten würde, um nicht ohne die Zuſtimmung des Sultans zu unſeren Gunſten handeln zu müſſen. Wiederholentlich nannte er ihn ein greiſes Kind, unfähig, ferner zu denken und zu handeln, und brach die Verhandlungen mit ihm ab, und immer wieder knüpfte er an und ſuchte zu bereden und bat und drängte: ſo groß iſt auch in Tibeſti das Preſtige des Namens „Dardei“ trotz ſeiner völligen Machtloſigkeit. Leider riſſen die Bardaier und die, welche leer ausgegangen waren, heute wieder nieder, was er geſtern mühſam aufgebaut hatte.

Mittlerweile kamen nach und nach noch Frauen und Kinder, ihre Neugierde zu befriedigen. Ich empfing ihre Beſuche gern, da ich trotz meiner enragirten dreizehnjährigen Feindin bei ihnen immer noch ſanftere Gefühle vermuthete und größere Harmloſigkeit in der Unterhaltung als bei den Männern, und da ich von jeher ein großer Kinderfreund war. Die Frauen ſind, wie die Männer, von entſetzlicher Magerkeit, was bei den erſteren, zumal bei dem geringen Bekleidungsgrade, deſſen ſie ſich erfreuen, natürlich unangenehmer berührt; von mäßiger Schwärze (ſo helle Hautfarbe, als ich bei den Männern häufig fand, kam mir, wohl zufällig, bei den Frauen nicht zu Geſicht), regelmäßigen Zügen, ſcharf ausgeprägt, ohne alle Spur des gewöhnlichen ſogenannten Negertypus. Die Entwickelung und die Form ihrer Naſen, die ſich bis zu Adlernaſen geſtalteten, trennte ſie allein weit von ihm. Sie hatten faſt Alle, wie die in Taa beobachteten Damen, etwas Entſchiedenes, Männliches, Ueberlegtes und Verſtändiges, wie ich ſaeben nach anzudeuten Gelegenheit hatte, in Geſichtsausdruck, Sprache und Geberde. Dieſer Eindruck war kein trügeriſcher, ſondern dieſe Eigenſchaften der Tibbufrauen exiſtiren in der That und ſicheen ihnen einen Rang in der Geſellſchaft, wie er der traurigen Stellung der Frauen in den meiſten mahammedaniſchen Geſellſchaften nicht ähnelt. Hier kann der Mann ruhig jahrelang auf Reiſen gehen; ſeine Frau beſargt Herden und Eigenthum ſa gut, wenn nicht beſſer, als er ſelbſt, und weiß die Rechte des abweſenden Gatten und ihre eigenen ſehr gut zu wahren.

Daß ſie, van männlichem Weſen, auch die Leidenſchaft für das Tabackkauen angenammen haben, kann ihren Reiz in unſeren Augen natürlich nicht erhöhen; ſie ſchienen mir im Gegentheil höchſt widerwärtig und abſtoßend, wenn ſie mit männlicher Gewandtheit den grünlichen Saft im Strahl entſandten. Doch ländlich — ſittlich! Schönheiten übrigens, ja ſelbſt nur anſprechende, hübſche Geſichter habe ich nicht geſehen, wie Lyon und Denham; wahl ſehr regelmäßige Farm und Züge des Geſichts, dach nichts eigenttich Gefälliges. Vielleicht war es nur der fatale Tibbuausdruck, der nicht wegzuwiſchen war und der mich hinderte, ſie niedlich zu finden.

Während die Männer faſt alle bekleidet waren wie die Fezaner, mit Hemd oder Tobe und weiter, ziemlich langer Hoſe mit Takia oder ohne Takia, doch ſtets dem unvermeidlichen Litham, ſa waren die Frauen und Kinder primitiver geblieben. Kleine Kinder laufen ganz nackt herum und ſehen mit dem bis auf einen Hahnen- oder Helmkamm glattgeſcharenen Haupte ſehr drollig aus. Wachſen ſie heran, beſonders die Mädchen, ſa applirirt man ihnen ein Ziegenfell, das über der einen Schulter nnd Hüfte befeſtigt wird; doch bteiben ſie barhäuptig. Später werden mehrere Ziegenfelle, die übrigens glatt ſind, zuſammengenäht, von der einen Seite her um den Körper gelegt und auf der andern Schulter und Hüfte befeſtigt. Eins der ſchönen Schafſelle, wie ich ſie wohl geſchildert habe, mit dem ſchwarzen, langen, weißen, glänzenden Haar genügt allein zur Bekleidung.

Doch haben die Frauen auch häufig genug ein blaubammwallenes Hemd, das bis zum Knie reicht, und außerhalb des Hauſes hüllen ſie ſich dann noch in ein großes ablonges Stück blauen, mit ſchmalen rothen Streifen verſehenen Kattuns, das den Kopf und den ganzen Körper bis zu den Füßen einzuhüllen im Stande iſt (Futa).

Von Schmuckſachen iſt ein cylindriſches Stück rother Karalle im rechten, durchbahrten Naſenflügel die hervarragende Zierde. Dies ſieht wirklich, wie ſchan Lyan bemerkt hat, nicht übel aus, beſanders wenn die Haut nicht allzuhell iſt; dach darf die Koralle nicht, wie häufig genug aus Nath, durch ein Stück Elfenbein, oder Knochen, oder Holz, aber, wie bei der ſeſaniſchen Frau Taſertemi's zu Bachi, durch einen Dattellern erſetzt ſein. An den Unterſchenkeln über den Knöcheln tragen ſie einen, höchſtens zwei Ringe aus Kupfer, ſeltener aus Silber, die bei weitem leichter und ſchmäler ſind als die der Araberinnen und Feſanerinnen. Den Vorderarm zieren zahlreiche Armbänder aus Harn und Elfenbein (ich ſah deren bis zu zwölf, meiſt ein oder zwei aus letzteren Stoffen, bie übrigen aus Horn), welche die Breite ungefähr eines halben Zolles haben. Dicht über dem Ellenbogen prangt dann noch ein einzelnes Bracelet aus Perlen, Achatſtücken, Muſchetn verſchiedenartig combinirt. Die Halsſchnur iſt ebenfalls aus dieſen zuſammengeſetzt, mit Korallen untermiſcht, aber beſteht ganz aus Korallen.

Wie die Frauen aller Länder und Völker legen ſie beſandere Sargfalt auf die Anardnung ihres Haars und die Ausſchmückung ihrer Coiffüre. Der Theil des Haares, der ſich ſchnappenartig gegen die Stirn vorſtreckt, wird wegraſirt und der Reſt des Haares des Vorderhauptes in zahlloſe kleine Flechtchen von der Dicke eines Rabenfederkiels bis zu der einer Gänſefeder arrangirt, welche in faſt triangulärer Farm über die Ohren heradfallen. Vom Hinterhaupte bis zur Stirn erſtreckt ſich dann bei jungen, unverheiratheten Mädchen eine dickere Flechte, die bei verheiratheten Frauen durch zwei erſetzt wird. Dieſelben werden im Verlaufe durch ſilberne oder elfenbeinerne Ringe gehalten, und tragen an ihrer vardern Extremität gewöhnlich einen ſilbernen Schmuck van faſt cancentriſchen Ringen und am Hinterhaupte eine ähnliche Zierde aber Elfenbeinringe mit Korallen. Die ſeitlichen Flechtenmengen ſind häufig ebenfalls in ähnlicher mannichfach variirender Farm decorirt.

Schnittnarben haben ſie nicht im Geſichte, während die Männer, im Gegentheil zu dem, was andere Reiſende berichten, ohne Ausnahme circa vier leicht gekrümmte, 1 bis 2 Zall lange Einſchnitte haben, welche jederſeits von der Schläfe auf den Jochbagen herabſteigen.

Das Haar bei beiden Geſchlechtern iſt glanzlas, dach länger und weicher als das der Neger; ihre Zähne, wohl in Folge des Dattelneſſens und Tabackkauens, ſind in nicht eben glänzendem Zuſtande.

Leider konnte ich im ſchönen Geſchlechte und bei den unſchuldigen Kindern ebenſawenig freundſchaftliche Gefühle erwecken, als in den Männern. Hatten einige Kinder ihre Furcht hinlänglich abgelegt, um bis in unſere unmittelbare Nähe zu kammen, nnd ich ſie gehätſchelt und mit ihnen geſpielt, wie man mit Kindeen zu thun pflegt, ihnen etwas Zucker geſchenkt, ſa lange noch einige Krumen varhanden waren, aber einige Nähnadeln, auf welche ſie ſehr erpicht waren, gegeben, ſa verſuchte ich wohl, meinerſeits vertrauens-

Digitized by Google

voll wie ein Kind, ſie einige Schritte weit zu begleiten. Doch kaum hatte ich dann, klug gemacht durch die früheren Erfahrungen, den Rücken gewendet, um die freudloſe Stätte, an die ich geſchmiedet war, wieder aufzuſuchen, ſo warfen dieſe kleinen Schurken, offenbar ſchon Verräther im Mutterleibe, die Maske der Unſchuld ab und ihre Steinwürfe kränkten dann mein Herz in ſeiner Liebe und in ſeinem Glauben an die Menſchheit mehr, als ſie meinem Körper wehe thaten. — Eines Tages kam die Schweſter aber doch eine nahe Verwandte des Sultans, um mich wegen eines chroniſchen Katarrhs der Bronchien, der von Zeit zu Zeit recrudeſcirte, zu conſultiren. Ich belud ſie förmlich mit Mitteln aus meinem kleinen therapeutiſchen Vorrathe, zumal ihrer Verwandtſchaft wegen; ſollte man wohl glauben, daß die edle Dame unter meinen Augen eine große Bande von 15 bis 20 Knaben zu einem Angriffe auf mein Zelt anſtachelte und ſich in die Nähe ſetzte, um ſich an dieſem Schauſpiele zu weiden?! Den jugendlichen Gemüthern, die zum Theil ſchon in den Flegeljahren waren, ſagte dieſes Spiel außerordentlich zu. Wir durften uns nicht vertheidigen; Arami war über Land gegangen und ſelbſt ſeine Schweſter Fatmah augenblicklich abweſend; das Zelt konnte den Geſchoſſen ſo großer Jungen unmöglich lange Widerſtand leiſten, und ich weiß in der That nicht, was daraus geworden wäre, wenn nicht der Marabet Bu Zid und der ältere Bruder Kolokomi's zufällig gekommen wären und die jugendliche Bande in die Flucht geſchlagen hätten.

Ich hatte gehofft, daß die Zeit die Gefühle der Bardaier ſänftigen werde; doch ihre Feindſchaft blieb dieſelbe, nur ihre Furcht vor mir ſchwand langſam. Die Leute von Bardai, wie ſchon erwähnt, verlaſſen mit wenigen Ausnahmen ihr Thal nicht, und ſehr viele von ihnen hatten wahrſcheinlich niemals ein wirklich weißes Geſicht geſehen, denn die Ghaſien der Araber beſchränken ſich ſtets auf die weſtlichen Thäler. Nimmt man dazu die ungeheuerlichen Vorſtellungen, die ſie von Chriſten als von einer kaum menſchlichen Heidenart hatten, ſo begreift man, daß ſie während der erſten Tage irgend eine furchtbare allgemeine Calamität, etwa ein zerſtörendes Erdbeben (dies iſt ihnen allerdings, ſoviel ich weiß, nicht bekannt), oder eine verheerende Peſt, oder ein allgemeines Viehſterben erwarteten. Als von alle dem Nichts eintrat, Sonne und Mond, Berg und Thal, Pflanze und Thier unbeirrt durch den fremden Eindringling in gewohnter Weiſe fortexiſtirten, und auch keine außergewöhnliche Sterblichkeit beobachtet wurde, verlor ſich die Furcht und blieb nur die Feindſchaft. Beſonders die Jugend war unerbittlich. Die Männer warteten wenigſtens ruhig, bis uns Arami aus ſeinen ſchützenden Händen entlaſſen würde, doch die Jugend, beſonders wenn ſie durch ihr heimiſches Getränk und ihre einzige nationale Unmäßigkeit entflammt war, drohte oft ernſte Complicationen herbeizuführen. Sie begnügten ſich nicht damit, ins Zelt zu ſpeien oder mit ihrem eklen Safte nach mir zu zielen, und mir ſo detaillirt und anſchaulich als möglich zu ſchildern, wie man bei meiner Entlaſſung aus Arami's Schutze mir die Lanzen im Leibe herumdrehen, die Eingeweide herausreißen und den Aasgeiern und Schakalen überlaſſen würde, oder ähnliche, heitere Perſpectiven und Bilder vor meinem geiſtigen Auge aufzurollen, ſondern kamen zuweilen bis zur Abſchleuderung der Wurfſpeere gegen das Zelt oder in daſſelbe. Arami's Schweſter mußte dann gewöhnlich aufgeſucht werden, und genügte auch, obgleich Frau, vollſtändig, um dieſe übermüthige Jugend in ihre Grenze zurückzuweiſen.

Arami ſelbſt war ſehr in Anſpruch genommen. Mächtiger und angeſehener als der Sultan ſelbſt, wurde er von allen Seiten aufgeſucht als Schiedsrichter, Vermittler und Rathgeber. Seine Raſtloſigkeit war ein lebendiges Beiſpiel der Energie und Elaſticität, welche dieſen armſeligen, hungerleidenden Leuten innewohnt. Morgens in aller Frühe ging er zu ſeinen Datteln, die gerade reif waren, ſchnitt einen Theil, trug ihn auf ſeinen Schultern nach Hauſe, ordnete die Arbeiten des Tages für ſeine Schweſter und einen Sklaven, arbeitete an ſeiner Hütte; dann ging er zu den allgemeinen Rathsverſammlungen, die ſtets Anlaß zu Streitfragen und Discuſſionen finden, arbeitete beim Sultan und den Leuten für meine Entlaſſung, kam gegen 1 oder 2 Uhr Mittags nach Hauſe, wo ſeiner irgend welche Leute in Schwierigkeiten warteten; waren ſie abgefertigt, arbeitete er wieder an ſeiner Dattelpflanzung herum oder bereitete die tägliche Mahlzeit ſeines Kameels, das mit Dattelkernen erhalten werden mußte, ging zu dieſem, das in einiger Entfernung vom Dorfe, wo ſich einige Gräſer und Kräuter fanden, weilte, ging wieder zum Sultan und den Edlen unſerthalben oder öffentlicher Fragen wegen, oder ſaß bei uns und beſſerte ſich ſein Hemd oder ſeine Hoſe aus (das Geſchäft des Nähens iſt in den Händen der Männer), oder lief raſtlos hin und her und kehrte oft erſt um 10 oder 11 Uhr Abends heim. Kaum glaubte man ihn eingeſchlafen, ſo huſchte er ſchon wieder über die Bühne, und ging nicht ſelten bei Nacht in ein anderes Dorf, wenn dort irgend eine Frage zu entſcheiden, ein Streit zu ſchlichten war. Der Morgen ſah ihn dann wieder in Bardai ſeinem gewöhnlichen Tagesleben anheimgegeben. Dabei vergaß er keins der vorgeſchriebenen Gebete, trank keinen Tropfen Lagbi, ja, ich kann mich nicht entſinnen, ihn Taback kauen geſehen zu haben. Er war immerhin eine Ausnahme. Die Uebrigen waren auch raſtlos, doch arbeiteten ſie nicht. Stets auf den Beinen, gehen ſie von Einem zum Andern, ihrer Vorliebe für Geſchwätz und für zielloſe Discuſſionen huldigend. Außer den Mittagsſtunden, wo man ſie nicht ſah und wo ſie wahrſcheinlich ruhten, begriff ich nicht, wann dieſe Leute ſchliefen, während ihnen doch wahrlich die Zeit dazu nicht mangelte. Bis lange nach Mitternacht war ein ſtetes Kommen und Gehen wie bei Tage, ein Umſtand, der mich oft zur Wuth brachte, da er mir das einzige Vergnügen friedlicher Nachtruhe nach raubte, indem meine Hunde an dergleichen nächtliche Circulation nicht gewöhnt waren und ihren Unwillen darüber nur allzu laut zu erkennen gaben.

Die Lage der Arbeiter in verſchiedenen Ländern.

Die engliſche Regierung hat von ihren Geſandtſchaften in fremden Ländern Berichte über die Lage und das Einkommen der arbeitenden Claſſen in verſchiedenen Staaten einziehen laſſen, um einen Vergleich mit der Lage und dem Einkommen der britiſchen Arbeiter zu ermöglichen. Letztere, welche bekanntlich ſehr unzufrieden ſind und in Bezug auf Bildung weit hinter ihren Collegen auf dem Continente zurückſtehen, befinden ſich nichtsdeſtoweniger in der verhält-

Digitized by Google

nißmäßig beſſern Lage; ſie haben im Durchſchnitt täglich ihr Bier, ihr Fleiſch, ihr Weizenbrot, und die Frauen Sonntags ein ſeidenes Kleid. Das gehört auf dem Continent zu den ſeltenen Ausnahmen.

Schon wenn man den holländiſchen Arbeiter betrachtet, der doch dem engliſchen in vieler Beziehung ſo nahe ſteht, findet man einen ſehr großen Unterſchied. Nach dem Berichte des Geſandtſchaftsſecretärs Sidney Locock iſt der durchſchnittliche Wochenlohn eines tüchtigen Handwerkers, eines Zimmermanns oder Schmiedes, in den größeren Städten etwa 5 Thaler 10 Groſchen in der Woche. Seine Frau verdient vielleicht noch 1 Thlr. oder 1 Thlr. 10 Gr. durch Waſchen und andere Arbeit hinzu, auch der Mann hat in der Woche noch 10 oder 20 Gr. Nebenverdienſt, ſo daß für dieſe Familie ein Wocheneinkommen von circa 7 Thlrn. genügen muß. Die Heizer bei der Gasanſtalt im Haag verdienen 6 Thlr. wöchentlich. Auf dem platten Lande ſind die Löhne niedriger; ein Mann verdient dort 5 Thlr. 10 Gr., in kleinen Städten gar nur 3 Thlr. 10 Gr. die Woche. Die Nahrung, mit der die holländiſchen Arbeiter ſich zufrieden geben, würde dem Engländer nicht genügen. Sie eſſen ſehr ſelten Fleiſch. Ihr Frühſtück beſteht in einer dünnen Scheibe groben Schwarzbrotes, das mit Butter zwiſchen zwei dicke Scheiben Weißbrot gelegt wird; dazu Kaffee mit Milch und Zucker. Das Mittagseſſen beginnt ſtets mit Kartoffeln, darauf folgt ein Gemüſe von Möhren, Rüben und dergleichen in Fett gekocht; Fiſch je nach der Jahreszeit. Eine Taſſe Thee macht den Beſchluß. Bier wird nicht regelmäßig bei den Mahlzeiten getrunken, aber einem Schnaps geht der holländiſche Arbeiter nie aus dem Wege, wenn er ſich ihm darbietet. Er iſt nach Locock's Bericht ein phlegmatiſcher, gleichgültiger Menſch, der wenig um politiſche Dinge ſich kümmert und die Bibel der Zeitung vorzieht, ſeine kleine Wohnung dem Leſezimmer oder der Arbeiterverſammlung. Dazu trägt weſentlich bei, daß die Arbeiterwohnungen nach vernünftigen Principien erbaut ſind; es ſind keine himmelhohen Caſernen und Höhlen der Unſittlichkeit und Krankheit, wie in manchen großen Städten, ſondern lange Reihen kleiner Häuſerchen, die nach beiden Seiten ins Freie ſchauen. Jedes Häuschen iſt von zwei Familien bewohnt; die eine wohnt im Erdgeſchoß, die andere eine Treppe hoch. Jede hat ihren beſondern Eingang, und die eine hat ein Gärtchen hinter, die andere vor dem Hauſe. So wird mancher häusliche Zwiſt, der durch Zuſammenwohnen entſteht, vermieden.

Ueber die Hamburger Arbeiter berichtet der dortige Generalconſul Ward. Sie ragen in Bezug auf Ausſehen, Kleidung und comfortable Stellung hervor und übertreffen die Engländer. So enthaltſam wie die Holländer ſind ſie keineswegs, denn im Trinken und Rauchen laſſen ſie ſich nichts abgehen; aber auch ihre Wohnungen halten keinen Vergleich aus mit jenen oben beſchriebenen. „Und es iſt möglicherweiſe dieſer Discomfort daheim, der den Hamburger Arbeiter dazu treibt, billigen Schnaps zu trinken und ſchlechte Cigarren zu rauchen.“ Darin beſteht aber nicht ſeine einzige Erholung von der Arbeit; glücklicherweiſe wohnt ihm die allgemein deutſche Muſikliebe und Sangesluſt inne; er iſt Mitglied irgend eines Geſangvereins und nimmt als ſolches an Unterhaltungen Theil, wo weder Schnaps noch Bier die Hauptanziehungspunkte bilden. Alle ſeine Vergnügungen und ſeinen Unterhalt beſtreitet er indeſſen mit einem Einkommen, über das der engliſche Trade Unions Man die Naſe rümpft. Ein im Eiſenſchiffsbau Beſchäftigter, der zehn Stunden täglich arbeitet, hat einen Wochenlohn von 6 Thlrn., Maler empfangen 5 Thlr. 20 Gr., Maurer bei elfſtündiger Arbeit im Sommer 6 Thlr., und bei neunſtündiger im Winter 5 Thlr. pro Woche. Die Löhne der Steinmetzen ſind dieſelben. „Was würden hierzu engliſche Arbeiter ſagen, die bei weit höheren Löhnen als dieſen Ausſtand machen? Und wann werden wir die Zeit erleben, daß engliſche Arbeiter an harmoniſchen Geſängen ſich erfreuen?“

Der Bericht Mr. Petre's über die preußiſchen Arbeiter erſtreckt ſich auf Stadt und Land. Der Aufſchwung des Handels und der Gewerbe, überall fühlbar in Preußen, beginnt ſeine Wirkung auf den Arbeiterſtand auszuüben; er fühlt ſich unabhängiger als früher und wird mehr beachtet. Es iſt ſchwer, ſagt der Engländer, ſich einen Begriff davon zu machen, wie die (ländlichen) Arbeiter früher behandelt wurden, da ſie bis jetzt noch auf dem Heuboden oder über dem Kuhſtalle ſchlafen mußten, und weit ſchlimmer noch iſt das Loos der Arbeiter zweiter Claſſe, der Tagelöhner und der „Landgänger“, die oft 50 Meilen weit nach Arbeit ausziehen. Die Wohnungen der Arbeiter werden im Ganzen als ſchlecht und ungeſund geſchildert. Es iſt daher kein Wunder, daß die Landarbeiter maſſenhaft ihre bisherige Beſchäftigung verlaſſen und ſich den aufblühenden Induſtrieſtädten zuwenden, während die Stadtarbeiter durch das ganze Land umherziehen, um paſſende Arbeit zu ſuchen. Viele von den letzteren, welche durch guten Schulunterricht beſſere Kenntniſſe erlangt haben, und wohl auch fremde Sprachen kennen (lernen), gehen ins Ausland, wo ſie gutes Unterkommen finden. „Zahlreiche unternehmende Wanderer beſuchen alljährlich die Uhrmacherdiſtricte des Jura, die Maſchinen- und Schloſſerwerkſtätten Englands, die Waffenfabriken Lüttichs und die verſchiedenen Etabliſſements in Brüſſel, Paris oder Lyon. Dieſes ſind die Leute, welche Nutzen aus der vom Lande gewährten Erziehung haben; aber die Maſſe hängt ſich an die Fabriken der Städte.“ Was die Löhne in Preußen betrifft, ſo ſind ſie ſo niedrig, daß der engliſche Arbeiter darüber ſtaunen wird. Selten trifft man auf 25 Gr. pro Tag, weit öfter ſteht der Tageslohn unter 20 Gr. „Aber, obgleich dieſe Summe klein iſt, genügt ſie doch, um einen Mann, ſeine Frau und zwei Kinder in den meiſten Städten zu unterhalten.“ Das Leben iſt allerdings ärmlich, und die Arbeiter fühlen das, aber das im Aufblühen begriffene Genoſſenſchaftsweſen wird hier, wie Petre meint, Vieles zum Beſſern wenden. Im Ganzen braucht der engliſche Arbeiter aber ſeinen preußiſchen Collegen nicht zu beneiden. Letzterer behilft ſich mit ſchlechterer Kleidung, Wohnung, Nahrung; er kennt dafür aber wieder Vergnügungen, die jenem abgehen, und ſo hebt denn auch Mr. Petre die Geſang- und Turnvereine hervor.

Wir ſchließen mit einem Blick auf die belgiſchen Arbeiter. Sowohl der flämiſche Land- als der wallooniſche Fabrikarbeiter führt ein ſaures Leben. Er erhält freilich höhern Lohn, als der preußiſche Arbeiter, aber er giebt Alles aus und verſchwendet gleich dem Engländer. Secretär Packenham conſtatirt, daß eine belgiſche Arbeiterfamilie, die jährlich auf dem Lande 250 und in der Stadt 280 Thlr. einnimmt, noch theilweiſe auf öffentliche Unterſtützung angewieſen iſt. Es iſt ſo weit gekommen, daß dieſe Almoſenunterſtützung, fern davon beſchimpfend zu ſein, als etwas ganz Natürliches angeſehen wird. „Der belgiſche Arbeiter iſt nachläſſig und unordentlich bei der Arbeit, unklug und unmäßig bei ſeinen Vergnügungen. Weder in ſeiner phyſiſchen noch in ſeiner moraliſchen Lage finden wir etwas, was der engliſche Arbeiter beneiden könnte.“ — r. d. —

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Die fünfte schwedische Polarexpedition.

F. Als die Theilnehmer an der vierten Polarexpedition, 1868, zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß keine Möglichkeit vorhanden ist, zu Schiffe dem Nordpole viel näher zu kommen, als bis jetzt wirklich geschehen, dachte der Chef derselben, Professor A. E. Nordenskjöld, sofort daran, eine neue Expedition nach einem andern Plane ins Werk zu setzen, und als das von der vorigen Expedition mitgebrachte reiche wissenschaftliche Material so ziemlich verarbeitet war, gelang es ihm wirklich, die dazu erforderlichen Geldmittel von den Bewohnern der Stadt Gäleborg (welche bereits die Kosten für die vierte Expedition getragen haben) bewilligt zu erhalten. Diese Expedition, welche zu Anfang des Sommers 1871 abgehen soll, hat den Zweck, zuvörderst Spitzbergen noch näher zu untersuchen, dann auf einer der im Norden von Spitzbergen belegenen Sieben Inseln zu überwintern, und zuletzt im folgenden Frühlinge mit Schlitten auf dem Eise so weit gegen den Nordpol vorzudringen, als die Umstände gestatten, ja, wo möglich, denselben zu erreichen. Schon in diesem Jahre, am 9. Mai, wollte Professor Nordenskjöld, begleitet von dem tüchtigen Bryologen Sven Berggren in Lund, dem Zoologen Oeberg in Upsala und dem Doctor Nordström, nach Kopenhagen abreisen, um sich am 12. dort nach Grönland (Disco) einzuschiffen. Die Absicht mit dieser Reise ist, theils die in Spitzbergen gemachten arktischen Forschungen fortzusetzen, theils aber und besonders sich über die im nächsten Jahre bevorstehende gefahrvolle Polarreise näher zu orientiren und Vorbereitungen zu derselben zu treffen, wozu namentlich der Einkauf der dazu nöthig erachteten Hunde gehört. Daß ihm zu dieser vorbereitenden Grönlandsreise ein Kriegsdampfer zur Verfügung gestellt worden ist, wie man gesagt hat, entbehrt aller Wahrheit; vielmehr wird leider die Reise auf einem segelnden Fahrzeuge geschehen, welches leicht von Wind und Wetter aufgehalten werden kann, so daß den Reisenden zu ihrem Aufenthalte in Grönland nur wenig Zeit übrig bleibt.

Eine Schilderung des südlichen Californiens.

Ein in den Vereinigten Staaten angesehener Kanzelredner, Pater Weninger, erstattet über seine Reise nach dem Süden Californiens und von seinem dortigen Aufenthalte folgenden Bericht.

Zeitweise sind die Erderschütterungen ziemlich heftiger Natur. Im October 1868 stürzten Häuser in St. Francisco ein, — und man erinnert sich eines Erdbebens vom Jahre 1812, wo die Erde durch sechs Tage der ganzen Küste entlang bebte, und das große Verheerungen anrichtete. Der Erdstoß, den ich in San Francisco erlebte, war unbedeutend; allein er gab mir doch eine Idee dieses unheimlichen Naturereignisses. Es ist, als ob die Fundamente des Gebäudes los würden, in dem man sich befindet. Ein stärkerer Stoß folgte am Tage, wo ich San Francisco verließ, und setzte die Leute in Schrecken. Eine alte Sage behauptet, San Francisco werde einmal bei einem Erdbeben verschlungen werden. Wir wollen hoffen, daß es bei der Sage verbleibe. Diese vulcanische Beschaffenheit Californiens erscheint allerdings unheimlich und selbst abschreckend; allein man gewöhnt sich endlich daran. Es giebt hier Leute, die sich so wenig um diese Erderschütterungen kümmern, daß sie, wenn sie das Erdbeben in der Nacht überrascht, sich einfach im Bette auf die andere Seite legen und weiter schlafen. Californien ist überdies ein Land, wo es keine Gewitter giebt; und ich stimme völlig der Ansicht eines Mannes bei, der sich von Minnesota hierher übersiedelte und mit dem ich nach Los Angeles fuhr. Er lebt hier nun schon seit mehreren Jahren, und als ich die Bemerkung fallen ließ, ob ihm diese immer wiederkehrenden Erdbeben nicht den Aufenthalt in Californien verleideten, gab er mir zur Antwort: „Allerdings scheinen diese Erdbeben den Aufenthalt in Californien bedenklich zu machen; allein, Alles wohl erwogen, finde ich, daß diese Erdbeben bei weitem nicht so gefährlich sind als die Gewitter in Minnesota und in den östlichen Staaten. Jeden Sommer wird eine Anzahl von Menschen vom Blitz getroffen. Solche Gewitter dauern oft Tage lang, während in Californien Jahre lang kein Mensch durch ein Erdbeben zu Grunde geht, sondern Alles mit dem Schrecken davon kommt, der übrigens nur einige Minuten währt; ja manchmal nur Secunden."

Die Fahrt südlich von San Francisco war eine sehr freundliche. Der Ocean war verhältnißmäßig ruhig. Das ist jedoch nicht immer der Fall, bis man an das „Promontorium Conception" kommt. Bis dahin trägt die Luft noch immer den Eindruck des nämlichen Klimas an sich, wenngleich in dieser Zone kein Schnee mehr fällt; sowie man über diese Landspitze passirt, tritt eine völlig andere Luftströmung ein, wie mit einem Lineal abgeschnitten. Die Luft wird tropisch und das Stille Meer wirklich still. Der erste bedeutende Ort, an welchem der Dampfer anlegt, nachdem man „Conception" passirte, ist St. Barbara. Welch ein sublimes Panorama! besonders wenn man Abends bei sich neigender Sonne in eine solche Bai einlenkt. Ein Collegium, der studirenden Jugend gewidmet, überragt auf einem Hügel das kleine Städtchen. Ein Fernrohr, mit dem man auf Schiffen dieser Art gewöhnlich versehen ist, bringt die Gegenstände der Fernsicht vor das Auge des neugierigen Reisenden. Der Dampfer bewegt sich von da ans sehr langsam nach St. Piedra, denn es nützt nichts, zu eilen. Man hat, um in den Hafen einzufahren, die Fluth abzuwarten. Von St. Piedra führt eine Eisenbahn nach Los Angeles.

Diese Gegend ist die erste, die ich in Amerika antraf, welche an die Weingegenden der Steiermark erinnert. Nichts als Weinbau und Obstgärten umgeben Los Angeles. Die Stadt liegt am Fuße von Hügeln, die nach Art der Militairgebirge Tirols endlich in Schneeberge auslaufen. Die Bewohner von Los Angeles sind größtentheils Spanier. Indeß wohnen hier auch viele Franzosen und Irländer und eine Anzahl Deutsche.

Ungefähr 27 Meilen von Los Angeles liegt eine deutsche Ansiedelung, Annaheim genannt. Der Umfang des Städtchens ist drei Quadratmeilen und jeder Ansiedler hat ursprünglich 20 Acker Land gehabt, die mit Obst und Wein bepflanzt sind. Eine wahre Gartenstadt, wie es keine zweite mehr giebt. Die Einwohner sind fast lauter Deutsche, es giebt da nur wenige Irländer und Spanier.

Es ist erst Mitte März. Allein die Orangenbäume stehen blühend und zugleich vollbeladen da. Das war auch im Februar der Fall, als ich ankam. Es giebt Orangenbäume, die hier dreimal im Jahre Früchte geben; selbst von einigen Apfelbäumen hat man Erfahrungen der Art. Besonders sind die Orangenbäume ein sehr werthvolles Eigenthum. Es giebt Bäume, die jährlich über 2000 Früchte tragen. Ein Farmer, der sich vierzig Bäume gepflanzt, besitzt somit ein hübsches Einkommen, wenn auch nicht alle Bäume so viel tragen, und lebt gleichsam ohne Arbeit. Allein es braucht neun Jahre, bis dieselben Früchte geben; somit kann ein Farmer damit nicht beginnen, sich diese Bäume zu pflanzen und die Hände in den Schooß zu legen. Eins ist indeß gewiß, daß nämlich das Klima hier, besonders in Südcalifornien, so prachtvoll ist, daß ich es wohl begreife, daß sich Leute hier bloß des Klimas wegen ansiedeln. Welch ein Gegensatz, ein Winter in den östlichen Staaten! Man las hier in den Zeitungen, daß Menschen daselbst in diesem Winter er-

Digitized by Google

fraren! und hier fiel keine Schneeflocke — und andererseits fühlt man auch keine übergroße Hitze im Sommer. Wenn eine Familie sich einmal hier angesiedelt und einen californischen Winter durchlebte, so läßt es sich schwer erklären, daß man je wieder in die von Californien östlich gelegenen, mit Schnee und Eis durch einen so großen Theil des Jahres bedeckten Staaten zurückzukehren sich entschließen könne. Ich wollte, ich könnte bei meiner Rückreise das Klima mit mir bringen.

Baumwolle und Hungersnoth in Indien.

Ein zu Bombay erscheinendes Blatt, der „Guardian", enthält einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Sollen wir Baumwolle pflanzen oder Hungers sterben?" Aus dem Berichte des Regierungscommissärs Fordes, welcher die Baumwollencultur zu überwachen hat, ergiebt sich, daß der Anbau in dem einzigen Jahre 1869 im westlichen Indien um nahezu eine Million Acres zugenommen hat. Die Ausdehnung des Baumwollenbaues vermehre, wie der „Guardian" meint, die Aussichten auf öfterr Hungersnoth; eine Million Morgen Baumwolle sind eine Million Getreide weniger. Es hat in Indien stets schwer gehalten, ein Gleichgewicht zwischen der Erzeugung und dem Verbrauche von Lebensmitteln zu ermöglichen; sobald aber ein solches sich nicht herausstellt, ist allemal Hungersnoth vorhanden. Vor sieben Jahren begann die Ausdehnung des Baumwollenbaues, und seitdem hat eine Hungersnoth nach der andern gewüthet: in Madras, in Orissa, in den Centralprovinzen, im Nordwesten, in Radschputana. „In der Präsidentschaft Bombay haben wir noch keine eigentliche Hungersnoth zu beklagen gehabt; will man nun uns eine solche verschaffen? Hat man dafür gesorgt, daß auch der Getreidebau um eine Million Acres ausgedehnt worden ist? Wir wissen sehr wohl, daß in Folge des Getreidemangels die Volkszahl in Radschputana nicht etwa decimirt wurden, sondern daß jeder dritte Mensch dort Hungers gestorben ist. Das kam daher, weil man Baumwolle und nicht Korn pflanzte, und in Orissa sind in Folge dessen anderthalb Millionen Menschen verhungert. Die guten Leute in Manchester halten Versammlungen und fassen Beschlüsse, um die indische Regierung zur Ausdehnung des Baumwollenbaues zu vermögen, und letztere thut auch, was die guten Leute in Manchester wünschen. Aber Indien hat schwer dafür zu büßen, daß die Fabrikanten in Manchester ihren Säckel füllen. In Radschputana sind bereits eine halbe Million Menschen dem Hunger und den in Folge desselben auftretenden Seuchen zum Opfer gefallen."

Sieg der Dampfschiffe über die Segelschiffe. In einem norwegischen Tagesblatte ermahnt ein Correspondent aus Arendal die Rheder, sich zur rechten Zeit ihrer Fahrzeuge zu entäußern, weil diese ehestens durch Dampfboote außer Cours gesetzt werden dürften. Thatsache ist, daß in England seit den letzten Jahren wenig neue Segelschiffe, aber dafür so viel mehr Dampfboote gebaut werden. In Liverpool war im vorigen Jahre nur ein Segelschiff im Bau, dahingegen wurden viele ältere Segelfahrzeuge verkauft. Ein Dampfschiff von 1000 Tons richtet in Betracht seiner schnelleren und präciseren Reisen im Jahre bedeutend mehr aus, als ein Segelschiff desselben Gehaltes, und die Schiffsherren scheinen den reellen Vorzug der erstgenannten anzuerkennen. In Cardiff wurde 1866 kaum der achte Theil des Exports per Dampf besorgt, 1869 dahingegen der dritte Theil, und das Verhältniß ist fortwährend im Steigen. Von fünf Jahren gingen alle Kohlen nach Havre, Bordeaux und St. Nazaire per Segel, jetzt mindestens achtzig Procent per Dampf. Die Häute, welche von den Ostseeländern exportirt werden, gehen nunmehr alle mit Dampfboaten an ihren Bestimmungsort, und im vorigen Jahre wurden mehre Ladungen Eisen per Dampf nach Tagonrog und Neuorleans versandt. Es fragt sich hier, ob der Welthandel sich in dem Verhältniß mehrt, daß auch für die Segelschiffe Fracht übrig bleibt, oder ob diese mit der Zeit vom Dampf überflügelt und zum großen Theil außer Thätigkeit gesetzt werden.

Zur Charakteristik des walachischen Landvolkes. Die in deutscher Sprache erscheinende „Arader Zeitung" vom 27. April 1870 meldet: „Aus dem Hatzeger Thale wird uns geschrieben: In dem rumänischen Dorfe F.-Szalas, unweit Hatzeg, ereignete sich am Karfreitag folgender schauerliche Vorfall: Als vor einigen Wochen daselbst die Viehseuche ausgebrochen war, redeten sich die Bauern ein, daß dieselbe aus den Friedhöfen entstehe. Sie faßten in Folge dessen den Entschluß, sämmtliche Leichen auszugraben, die Köpfe derselben abzuschneiden und diese mit dem Gesicht der Erde zugekehrt wieder zurückzulegen. Dieser Entschluß wurde ausgeführt, und als sich eines Sonntags eine unweit des genannten Dorfes wohnende achtbare Familie in den Friedhof begab, um das Grab des unlängst verstorbenen Gatten und Vaters mit Blumen zu schmücken, waren die abergläubigen Bauern eben damit beschäftigt, den Kopf von dem Rumpfe des Verewigten zu trennen. Welche Gefühle sich der armen Familie bei dem Anblick dieser grauenvollen That bemächtigten, dies zu beschreiben, will ich unterlassen. Diese erstattete sofort der Behörde Bericht über das Gesehene, worauf die erforderlichen Schritte eingeleitet und die Thäter ins Verhör genommen wurden. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, daß selbst der rumänische Geistliche und auf Andringen des Pödels auch der Ortsrichter sich an diesem finstern Treiben betheiligten."

* * *

— In der Zündholzfabrik zu Jönköping wurden im letzten Jahre 77,170,640 Schachteln zum Werthe von 992,715 schwedischen Thalern (= 11¼ Sgr.) angefertigt. Beschäftigt wurden 544 Arbeiter in der Fabrik und 559 außerhalb derselben, welchen zusammen 214,000 Thaler schwedisch an Arbeitslohn gezahlt wurden. Von dem Quantum des Fabrikats blieb der geringste Theil im Lande. Ein Drittheil wurde nach England verfandt, die übrigen gingen nach Hamburg und bedeutende Partien direct nach Berlin.

— Im Amte Tromsö (Norwegen) wurde in der Nacht vom 4. auf den 5. April an mehreren Orten ein heftiger Erdstoß verspürt. Nach dem Berichte des Länsmannes wollen Personen, welche zufällig draußen waren, aer der in der Richtung aus Süd-Ost nach Nord-West verlaufenden Erschütterung ein starkes Sausen vernommen haben. Die Schlafenden wurden durch das Schwanken ihrer Betten geweckt, und Tische und Stühle verrückt und nahezu umgeworfen.

— In Louisiana nimmt der Anbau des Zuckerrohrs zu; er stellt sich vortheilhafter heraus als jener der Baumwolle; ein Gleiches ist in Texas der Fall. In dem letztern Staate hat die Ramiepflanze eine glänzende Ernte ergeben. — Sorghum wird nun auch in Ohio und Arkansas mit dem besten Erfolge angebaut.

Inhalt: Mittheilungen aus Japan. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Steinbilder auf der Osterinsel. — Dr. Nachtigal's Bericht über seine Reise von Murzuk zu den Tibbu Reschade in Tibesti. (Fünfte Abtheilung. Schluß.) — Die Lage der Arbeiter in verschiedenen Ländern. — Aus allen Erdtheilen: Die fünfte schwedische Polarexpedition. — Eine Schilderung des südlichen Californiens. — Baumwolle und Hungersnoth in Indien. — Sieg der Dampfschiffe über die Segelschiffe. — Zur Charakteristik des walachischen Landvolkes. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Mittheilungen aus Japan.

IV.

Die Festlichkeiten am Neujahrstage. — Die sieben Götter des Glücks.

Als der Taikun, dessen Glanz seit einigen Jahren erloschen ist, noch seine ganze Machtfülle besaß, erschienen alle in Yeddo anwesenden Feudalherren und großen Edelleute im Schlosse, um dem Stellvertreter des legitimen Kaisers, dem Generalstatthalter des Reiches, welchen die Europäer sehr uneigentlich als den „weltlichen Herrscher" bezeichneten, ihre Huldigungen darzubringen. Ein Gleiches geschah von Seiten der Hofbeamten.

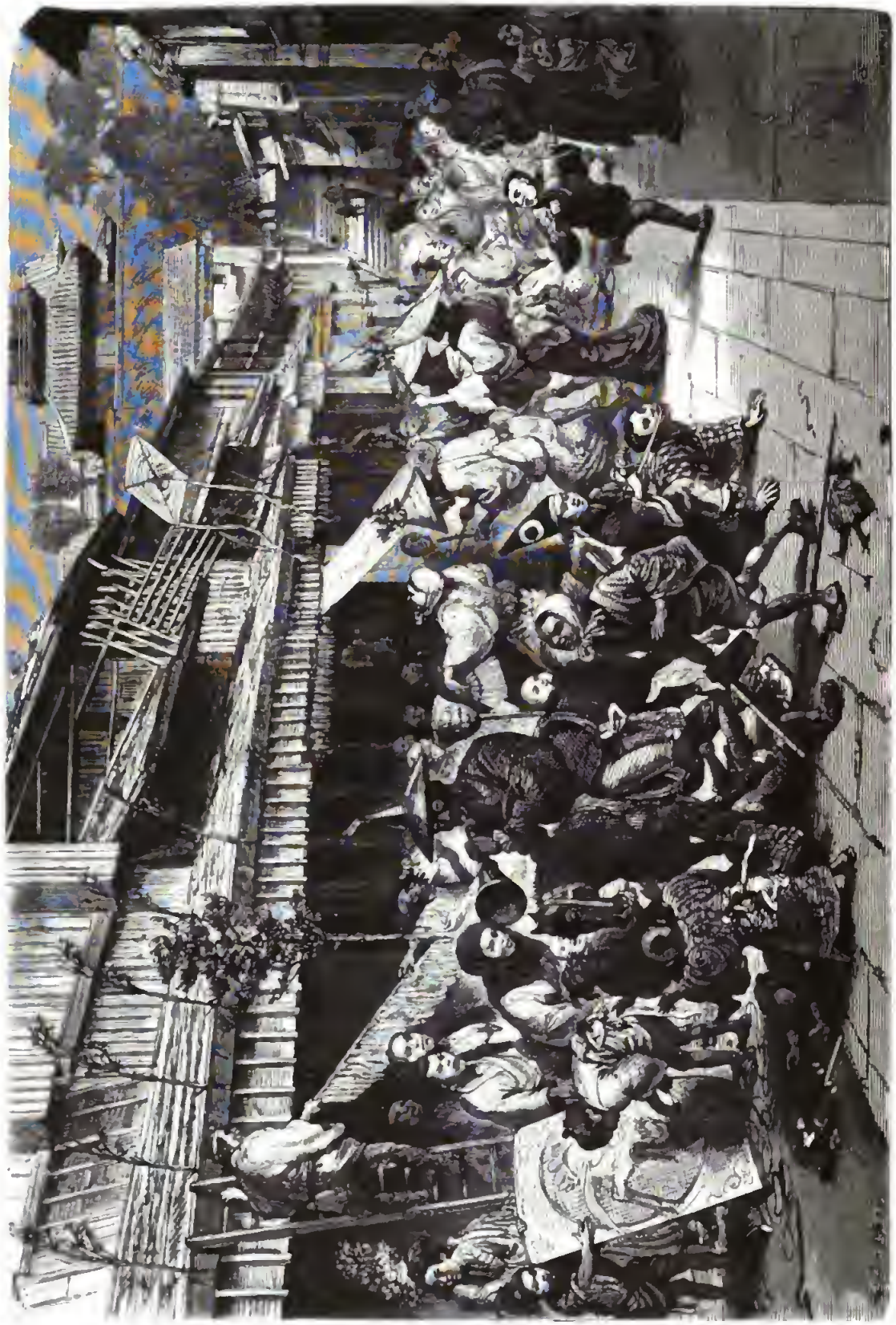
Schon am frühen Morgen erschien in den zum Schlosse, sagen wir zur Burg oder Citadelle, führenden Straßen ein glänzender Zug der Daimios nach dem andern, und jeder entfaltete großes Gepränge. Voran zogen Herolde, Hellebardiere und Fahnenträger; dann folgte eine Abtheilung fürstlicher Soldaten, ihnen zunächst kam der Daimio in seinem Palankin, welcher von der Leibwache begleitet wurde. Hinter ihm bewegten sich seine angesehensten Beamten, theils zu Pferde, theils zu Fuß; neben ihnen gingen die Diener, welche die für den Herrscher bestimmten Geschenke trugen.

Prinzen von Geblüt hatten die ihnen vorbehaltenen Eingänge; die übrigen zogen, je nach ihrem Range, durch eine Allen gemeinschaftliche Pforte in das Castell; innerhalb desselben entfalteten sich dann alle Züge, um zusammen eine großartige Procession zu bilden, welche vor dem Herrscher vorbeidefilirte.

Auf den Straßen und Plätzen sah man das Volk mit entblößtem Haupte in Gruppen knien; die Leute betrachteten sich aus respectvoller Entfernung den pomphaften Aufzug der vornehmen Herren. Sobald eine andere Procession vorüberging, wurde das Schweigen durch ein Gemurmel der Bewunderung unterbrochen. Man raunte sich die Namen der erlauchten Herren zu, welche in Sicht kamen und die man an ihren Familienwappen erkannte, die Fürsten von Kango, Schendai, Satsuma, Nagato und wie sie weiter heißen. Seit 1864 sind aber die Daimios nicht mehr im Castell des Taikun erschienen; sie hatten Yeddo verlassen, waren in ihre Fürstenthümer zurückgegangen und bereiteten die Revolution vor, welche den altlegitimen Kaiser, den Mikado, wieder an die Spitze der Regierung brachte und dem Feudaladel einen großen Theil seiner frühern Macht zurückgab.

Der Saal, in welchem ein Beamter hohen Ranges die Glückwünsche seiner Untergebenen entgegennimmt, bildet eine Estrade, zu welcher einige Stufen hinaufführen; sie ist von dem übrigen Raum auch wohl durch Bambusstangen markirt, an welchen Streifen seidenen Zeuges hängen. Durch diesen Anspuß gewinnt die Ceremonie einen etwas theatralischen Anstrich, denn diese Stangen bilden eine Art von Gitter oder Vorhang. Der hohe Beamte sitzt auf einer kostbaren Matte; zu seiner Linken befindet sich ein Gestell, das als Sädelhalter dient; hinter ihm kauern seine Adjutanten und Secretäre. Die Glückwünschenden werfen sich vor den schwarzlackirten Stufen zu Boden und beginnen dann ihre

Digitized by Google



Am Neujahrstage in Yedo.

Rede. Nachher reicht man ihnen einige Erfrischungen, während sie ihrerseits die für den Patron bestimmten Geschenke durch ihre Dienerschaft auf die Estrade stellen lassen.

Die öffentlichen Gebäude und die Paläste der Daïmios sind am Neujahrstage in ähnlicher Weise verziert wie die Bürgerhäuser, nur bilden die Tannenbäume und Bambus mit den Gewinden von Reisstroh eine Art von Triumphbogen, der einige Schritte vor dem Portale steht; Dach und Wände bleiben unverziert. In der Mitte des Gewindes hängt eine symbolische Trophäe, die mit Zweigen von Haidekraut umgeben ist: ein Reiskuchen, eine Apfelsine und ein Seekrebs. Diese einfache Decoration der Paläste entspricht der Architektur derselben, aber das Stadtviertel der Daïmios hat gerade am Neujahrstage gar nichts Anziehendes; es nimmt sich so kalt und finster aus, daß man dieser Anhäufung von Casernen, Gefängnissen und Festungen gern den Rücken kehrt und seine Schritte der Bürgerstadt zulenkt.

Dort ist munteres Treiben; und schon aus der Ferne vernimmt man lustiges Geräusch und eine geheimnißvolle Musik, ähnlich den Tönen der Aeolsharfe; sie wird durch die fliegenden Drachen hervorgebracht, die in unzähliger Menge in der Luft auf- und absteigen und deren Gestalt verschieden ist. Einige stellen groteske alte Männer mit Schmetterlingsflügeln dar, andere einen Kronich, Papagey oder Sperber, wieder andere mythologische Thiere, Köpfe von berühmten Kriegshelden oder schönen Damen aus dem heroischen Zeitalter. Auf jedem dieser Drachen ist ein dünnes Blättchen Bombus am Gestell angebracht, vermittelst dessen durch den Luftzug ein pfeifender Ton hervorgebracht wird. Manchmal kommt es zwischen diesen Figuren in der Luft zum Kriege, wenn die mit feinen Glasstückchen versehenen Bindfäden aneinander gerathen und der eine dann durchschnitten wird. Brautleute sorgen dafür, daß zwischen ihren Drachen solch ein Kampf stattfinde, und das aufmerksame Publicum jubelt, wenn jener der Braut siegreich ist.

Am allermeisten belustigen sich die Kinder mit Reifen- und Kreiselspiel und mit Stelzenlaufen oder mit Ballspiel. Ballhölzer werden fast in eben so großer Menge verschenkt wie Fächer; sie werden aus weißem Holze verfertigt und haben eine glatte Seite, die mit Malereien verziert ist; auf

Tanz der Kosteis am Abend vor Neujahr.

der andern befindet sich ein kleines Bild von Seidenzeug. Umherziehende Handelsleute singen und lassen die Gliederpuppen, welche sie zum Verkauf ausrufen, in der Luft zappeln; andere bieten Vögel von Papiermaché an, die sich auf dem Zweige einer Trauerweide wiegen, oder Fische, die an einer Angelschnur hängen. Bei dem früher von uns erwähnten Maifeste hängt ein großer, aus Papier verfertigter Fisch an einer langen Bambusstange vom Dache herab. Wer diesen Papierfisch sieht, weiß sofort, daß in solch einem Hause im Verlaufe der letztverflossenen zwölf Monate ein Knabe zur Welt gekommen ist.

Auf dem Neujahrsmarkte werden auch bemalte Eier feil geboten; sie gleichen genau unseren Ostereiern; — sodann Bogen und Pfeile; letztere in Köchern, die mit Tannenzweigen geschmückt sind; — kleine hübsche Puppen, welche einen Bürgersmann in Festkleidern darstellen; er geht unter einem Sonnenschirme neben seiner Frau Gemahlin, die allemal einen Fuchskopf hat; — Bauern mit Sichel und Bütte auf dem Rücken, und dergleichen mehr.

Eine besondere Art von Handelsleuten sind die Diener der Bonzenklöster, welche das Gesicht mit einer Tanzmaske bedecken und den Leuten geweihete Papierstückchen anbieten. Sie haben stets ein Gefolge von munteren Knaben, bei welchen sie schon ihrer seltsamen Maske wegen sehr beliebt sind, denn fast alle Verkleidungen und Verkleidungen am Neujahr haben vorzugsweise auch den Zweck, die lieben Kinder zu ergötzen. Diese lassen es ihrerseits an sich nicht fehlen. Sie setzen Papiermützen auf, welche dem Kopfschmucke der Daïmios nachgebildet sind; sie putzen sich mit Wappenschildern auf und reiten auf dem Rücken eines gefälligen Cameroden; größere Knaben verkleiden sich als Tataren und blasen auf einer Zinke, die ganz meisterhaft aus Stroh verfertigt ist; das tatarische Roß ist von Papier.

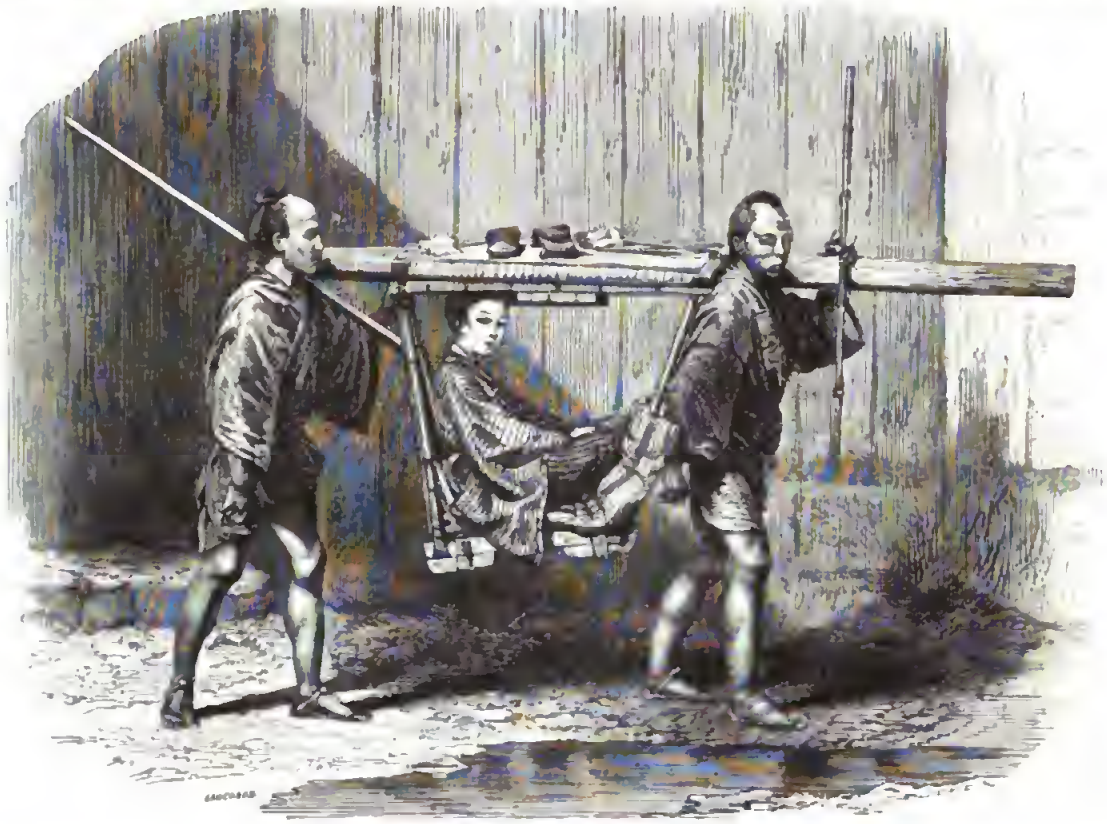
Auf den öffentlichen Plätzen mangelt es begreiflicherweise auch nicht an allerlei Sehenswürdigkeiten, z. B. an Marionetten, weißen Mäusen und abgerichteten Kaninchen. Alles ist mehr oder weniger darauf berechnet, den Kindern ein Vergnügen zu machen, und insofern hat das japanische Neujahr einige Aehnlichkeit mit dem deutschen Weihnachtsfeste. Eine religiöse Beziehung ist bei jenem allerdings nicht vorhanden,

Digitized by Google

aber im Hause der Bürger finden Familienandachten statt, mit denen kein Geistlicher irgend etwas zu schaffen hat.

Sobald die Gemächer hergerichtet werden, in welchen der Hausvater mit seiner Familie und seinen sonstigen Verwandten das herkömmliche Festmahl veranstaltet, wird zwischen einer Schiebewand und einem andern Zimmer ein Cabinet gebildet, das gewissermaßen eine Hauscapelle vorstellt. Der Altar besteht aus einem leichten Gerüst von Cedernholz in zwei Absätzen, das mit einem rothen Teppich überdeckt wird. Auf dem obern Fache stehen zwei aus hartem Holze geschnitzte Götzenbilder zwischen zwei Metalllampen; auf dem untern Fache liegen auf drei lackirten Kästen zwei Reisbräte, zwei Seekrebse oder auch Fische, die in Silberpapier eingeschlagen sind; dazu kommen dann noch zwei gleichfalls in solches Papier gewickelte Flaschen Saki. An der Wand, welche als Altarblatt dient, hängen Heiligenbilder, während vor dem Altare zwei brennende Bronceleuchter stehen. Zwischen diesen kniet der Familienvater, entweder allein oder mit seiner Lebensgenossin, und ruft die Schutzgattheiten seines Hauses an.

Die Götter, welche der Japaner bei Familienfesten, namentlich bei Hochzeiten und zu Neujahr, anruft, haben keine Aehnlichkeit mit den Laren und Penaten der alten Römer, sonst würden sie als Kamis oder als Manen des Hauses bezeichnet werden. Aber sie heißen Götter des Glücks und sind lediglich Personificirungen des Glücks und der Seligkeit, wie die Einbildung des Volkes dergleichen auffaßt und begreift. Neben den officiellen Culten und den nebelhaften Theogonien hat das Volk sich selber eine Mythologie zurecht gemacht, die seinen inneren Bedürfnissen entspricht und rein menschlich erscheint, etwa wie jene der Griechen, nur



Palankinträger in Yeddo.

mit dem Unterschiede, daß sie sich auf Typen der irdischen Glückseligkeit beschränkt und keinerlei Anspruch auf ideale Schönheit macht.

Diese Art des Cultus bei den Japanern steht vielleicht in der Geschichte der Religionen einzig da; sie ist entschieden aus dem Genius der Nation selber entsprungen und ganz bestimmt nicht von außen her entlehnt.

Die sieben Götter des Glücks verschaffen den Menschen folgende erwünschte Dinge: langes Leben, — Reichthum, — das tägliche Brot, — Zufriedenheit, — Talente, — Ruhm, — Liebe. Selten stellt sich eine Familie unter den Schutz aller sieben Patrone. Der Mann aus dem Volke ruft am liebsten den Gott des täglichen Brotes und dann auch jenen des Reichthums an, die Kaufleute wählen sich neben diesen beiden noch jene der Zufriedenheit und des langen Lebens heraus. Diese vier zusammen genommen werden als die Götter des Glücks und des Gedeihens bezeichnet.

Der Patron des langen Lebens ist der ehrwürdigste Typus unter diesen sieben Volksgöttern; man bezeichnet ihn als Fkuroku-Schin, oder abgekürzt Schin Ro. Da sein Leben gar kein Ende nimmt, so hat er Zeit und Gelegenheit, so viel zu bedenken, nachzudenken und zu überlegen, daß durch vieles Sinnen seine kahle Stirn eine außerordentlich starke Entwickelung gewonnen hat. Sein langer weißer Bart wallt, wie unser Bild zeigt, auf die Brust herab. Schin Ro schreitet langsam einher; er ist in Nachsinnen versenkt; in der einen Hand führt er den Schöpferstab, mit der andern zupft er am längsten Haare seiner Augenbrauen. Als Attribute hat er Kranich und Schildkröte; manchmal hat er auch einen uralten, weißen Hirsch bei sich, und um bequemer lesen

Digitized by Google

zu können, hängt er die Papierrolle an das Geweihe dieses geheiligen Thieres. Schin Ro hat auch Jünger; einer derselben ist so gelehrig und hat seinen Geist dermaßen ausgedehnt, daß auch er, gleich seinem Meister, auf eine großartige Entwickelung seiner Stirn und darin seinem Meister ähnlich zu werden hoffen kann. Dieser letztere darf bei bürgerlichen Hochzeiten niemals fehlen; sein auf Nesseltuch gemaltes Bild hängt an der Wand über dem Hausaltare, und der Maler fügt demselben gern das eine oder andere von allegorischer Bedeutung bei, so z. B. eine große, von einem Kranich getragene Perle, welche aus der Luft herabkommt. Die Bedeutung ist, daß langes Leben das köstlichste Geschenk des Himmels sei.

Der Gott des täglichen Brotes wird mit den Zügen des Schutzgottes der Fischer, des Yebis, dargestellt. Dieser ist ein in Ungnade gefallener Bruder der Sonne und zum Fischer und Fischhändler geworden. Der Fisch ist nämlich für den Japaner, was für uns das Brot, die tägliche Nahrung aller Stände. Der gute Yebis erfreut sich einer außerordentlichen Beliebtheit; er ist stets in Thätigkeit und macht immer ein freundliches Gesicht, gleichviel ob er das Glück hat, an seiner Angel den kostbaren, delicaten Tai aus dem Wasser zu ziehen, oder ob er ordinäre Fische fängt. Er ladet Alles auf sein altes Pferd und bringt seine Beute mit der besten Laune zu Markte.

Sein Gevatter und Genosse auf den bildlichen Darstellungen ist insgemein Daikok-Ten oder Daikoku, der Gott des Reichthums. Da nun die Leute über dem Hausaltare zwei so gute Götter brüderlich neben einander sehen, so erklärt es sich, daß Bauern, Fischer, Handwerker und Kaufleute zunächst allerdings den Yebis sehr lieb haben, außerdem aber auch den Reichthumspender Daikoku nach Gebühr hochhalten. Die japanischen Künstler behandeln ihn indessen nicht mit besonderer Auszeichnung, denn sie stellen ihn als einen verbutteten Kuirps dar, welcher eine abgeplattete Mütze trägt und mit seinen hohen Stiefeln auf zwei Reisballen steht, die mit Perlenschnüren umwickelt sind. In der rechten Hand hält er einen Schlägel, wie die Bergleute ihn haben, und über der linken Schulter einen weiten Sack, in welchen er die zusammengerafften Schätze hineinwerfen

Schin Ro und Yebis, Götter des Glücks.

kann. Als Attribut giebt man ihm die Ratte, das gefräßige Thier, welches kein Eigenthum respectirt.

Die Bonzen wissen gar wohl, daß die Kaufleute diesem Daikoku einen eifrigen Cultus widmen; auch ist es ihnen wohlbekannt, daß er bei anderen Berufsclassen seine Verehrer hat; sie möchten ihn also auch für sich ausdeuten. Zu diesem Zweck haben sie eine Legende ausgesonnen; der Schutzgott der unterirdischen Reichthümer, so sagen sie, habe sich gegen den großen indischen Buddah verpflichtet, dessen Religion anzunehmen und ein einfacher Laienbruder zu werden. So kommt es, daß man in den Vorhallen buddhistischer Tempel das groteske Bild Daikoku's sieht; er darf dort nicht fehlen und dient seinen Anbetern als Muster und Vorbild.

Hotei, der lustige Patron, welcher einen Hausack trägt, personificirt den zufriedenen Geist, welcher sich aus der Bedürftigkeit weiter nichts macht; die irdischen Güter gehen ihn gar nichts an, er ist eine Art von japanischem Diogenes. Er besitzt auch weiter nichts als ein Stück Packtuch, einen Quersack und einen Fächer. Wenn der Quersack leer ist, lacht der zufriedene Hotei hell auf und giebt ihn den Kindern auf der Straße, welche damit ihr Spiel treiben können. Er seinerseits bedient sich desselben als Matratze, oder als Kopfkissen, oder auch zum Abwehren der Mücken, und wenn er über ein Wasser setzen will, macht er sich aus diesem Sack einen Schlauch. Uebrigens führt er das Leben eines Landstreichers; manchmal reitet er auf dem Büffel eines Bauern in den Reisfeldern, und alle Leute in den Dörfern sind seine Freunde; deshalb geleiten sie ihn auch gern an Stellen, wo er labenden Schatten findet, ausruhen und ungestört schlummern kann. Manchmal stören ihn aber doch muthwillige Knaben auf; dann lächelt er, faßt einige von den Buben ob und erzählt ihnen hübsche Histörchen vom Himmel und vom Monde, von den Sternen und der ganzen Pracht des Firmamentes und der Natur überhaupt, denn die kennt er ganz genau.

Auch der Gott des Talentes, der edle Greis Tossi Toku, ist nicht minder zugänglich für die liebe Jugend, welcher er allerlei hübsche Spiele lehrt, und der er zeigt, wie sie recht niedliche Papiersachen schnitzen kann. Er bleibt sich stets gleich in seiner ernsten Haltung. Als Attribute hat er

Digitized by Google

eine Art Meßgewand, und Mantel, Mütze und Pantoffeln eines gelehrten Doctors; außerdem führt er einen Krummstab, an welchen er ein handschriftliches Buch und zuweilen auch seinen Palmenfächer hängt. Auf seinen Wanderungen wird er von einem jungen Damhirsche begleitet.

Bisjomon ist der Gott des Ruhmes. Er trägt Helm und Panzer, beide von Gold, und hat in der Rechten eine mit Fahnenstreifen verzierte Lanze. Er gilt aber eigentlich nicht recht für voll und findet über dem Hausoltar keinen Platz. Die Sache erklärt sich, weil von kriegerischem Ruhme dem eigentlichen Volke nichts zu Theil wird; die Fürsten und Edelleute haben auf denselben so zu sagen Beschlag gelegt. Aber die Bonzen machen von diesem Bisjomon großes Aufheben; sie bilden ihn ab, wie er auf der Fläche seiner linken Hand das zierliche Modell einer Pagode trägt. Sie wollen damit den vornehmen Leuten, welche zwei Schwerter tragen, einen verständlichen Wink geben und ihnen sagen: bauet Tempel, spendet den Klöstern reichliche Gaben und schützt auch den Altar!

Als die bemerkenswertheste unter den sieben populären Schutzgottheiten erscheint eine weibliche Gottheit, deren Symbole zugleich auf die Erde und auf die Gestirne Bezug haben. Diese Ben Zaï ten njo, oder einfach Benten, ist die Personification der Frau, der Familie und der Eintracht, aber auch des Meeres, welchem die Japaner so Vieles verdanken. Sie trägt ein geweihetes Meßgewand und über demselben einen blauen Mantel; in dem hochaufgekämmten Haare hat sie ein Diadem, in welchem ein Bild des Fo erglänzt, der in jenem fernen Osten als eine Art von Phönix erscheint. Humbert sah in einem der Benten geweiheten Tempel in Yokohama ihr Bild, das auf dem Haupte eine Königskrone trug und mit einem Glorienscheine von den Farben des Regenbogens umgeben war; in der rechten Hand hielt sie einen Schlüssel, in der linken eine Perle. In manchen buddhistischen Tempeln wird sie mit acht Armen dargestellt, deren jeder ein besonderes Attribut hat. Ueber ihrem Kopfe erglänzen drei Flammen; in jeder derselben befinden sich drei Perlen, die das Sinnbild der mystischen Trias sind. Unter dieser Gestalt ist Benten der schützende Genius der nährenden Erde; sie vertheilt Abends und Morgens den erquickenden Thau; sie ist die Königin alles Guten, wodurch das Leben erfreut wird.

Benten hat die Laute erfunden. An schönen Sommerabenden hört man von den Basaltfelsen herab, an welchen das Meer rauscht, einen himmlischen Gesang mit Musikbegleitung; er rührt von Benten her, welche den Abendstern wie einen Pharus für die Fischer leuchten läßt. Für die Frauen aus dem Volke ist sie das Urbild der Mutterliebe. Sie hat fünfzehn Söhne, die allesammt, bis auf einen, wohlerzogen, rechtschaffen und in guten Verhältnissen sind. Der eine ist Staatsbeamter geworden, und man erkennt ihn als solchen an seiner Schärpe; der zweite ein Schreiber, er hat ein Schreibzeug und ein Papierkästchen; der dritte ist Metallgießer; der vierte Geldwechsler, dieser trägt eine Goldwage; der Landmann steht neben einer Reisgarbe; der Kaufmann hält ein Maß; der Bäcker einen Napf, um Reis abzumessen; der Schneider ein Packet Kleider; der Seidenzüchter einen mit Maulbeerblättern gefüllten Korb; der Brauer einen Schöpflöffel und ein Fäßchen Saki; der Theologe hat sich mit den drei Juwelen der buddhistischen Trias geschmückt; der Arzt trägt städtische Kleidung; der Züchter von Hausvieh hat Büffel und Pferd neben sich stehen; der Spediteur wird durch einen bespannten Wagen und ein beladenes Boot angedeutet. Der funfzehnte dagegen hat gar kein Attribut; wir wissen nicht, weshalb allein ihm ein solches fehlt.

So verhält es sich mit dieser japanischen Familienmythologie, welche gewiß in hohem Grade respectabel erscheint. Diese Philosophie, wenn man so sagen darf, hat eine ethische Unterlage, sie kommt aus einem guten Gemüthe, und es liegt viel Geist und Humor in ihr. Jedenfalls trägt sie wesentlich dazu bei, das Volk vor den nachtheiligen Einflüssen zu schützen, welche das buddhistische Bonzenthum auf dasselbe ausüben würde. Sie ist auch eine Hauptquelle der Jovialität, des frischen Wesens und eines gewissen kindlichen Charakters, den wir bei den arbeitenden Classen in Japan finden. Jenen Cultus der Götter des Glücks wird man kaum als Idolatrie bezeichnen dürfen, man müßte sonst ein Gleiches sagen von der Verehrung, welche christliche Secten den Heiligen zollen. Der Japaner weiß, daß jene sieben Götter nur Geschöpfe seiner Einbildung sind, und er findet weder Bedenken, noch nimmt er Anstoß daran, sich über dieselben lustig zu machen. Er karrikirt sie in Bildern. So spielt z. B. der Gott des langen Lebens eine Partie Triktrak mit seiner edeln Feenndin Benten, und vier andere Götter, welche neben den beiden kauern, stellen dabei Wetten an; Yebis hält bereits einen Fisch in der Hand, um den Gewinner damit zu belohnen.

Den sieben Göttern begegnen auch manche Abenteuer, dergleichen den wandernden Comödianten aufzustoßen pflegen. Der Gott des Ruhmes, dieser hochfahrende Krieger, muß dann und wann einen von Yebis gefangenen Fisch on seiner Lanze tragen; Benten sitzt in irgend einer Herberge und nähet Kleider für die Gauklertruppen zurecht. Während diese ihre Künste zum Besten geben, spielt sie auf der Laute, und Daïkoku schlägt mit Stäbchen den Tokt auf seinem großen Bergwerkshammer, während seine Ratten allerlei lustige Sprünge machen. Sie sind phantastisch angeputzt und klettern an Schin No's Sack hinauf. Dieser Gott wird durch seine Schildkröte im Gleichgewicht erhalten und giebt dem Publicum einen erläuternden Text. Auf einem andern Bilde läßt der Gott der Zufriedenheit seine Glieder von dem gutwilligen Yebis kneten, und der Gott des Talentes setzt sich Moxen auf seine Wade.

Auch manche Halbgötter, volksbeliebte Heroen der alten Mythologie, werden in Bildern karrikirt. Soïkoïnei, Urbild und Schutzpatron der alten Ritterschaft, ist bis auf den Quersack herabgekommen und schlägt auf dem Jahrmarkte ein Marionettentheater auf; die Figuren sind sämmtlich kleine Teufel. Raïden, der Gott des Donners, ist beim Schlendern seines eigenen Blitzes zur Erde gefallen, hat böse Beschädigungen erhalten und kann nur mit Mühe wieder aufstehen.

„Das japanische Volk," sagt Humbert, „macht sich also hübsch lustig über die Gottheiten, welche es sich nach seinem eigenen Bilde geschaffen hat; es läßt die officiellen Culte der Kamis und der Buddhas bei Seite, denn diese haben nichts, wodurch es sich menschlich angesprochen fühlte. Das Volk im Inselreiche des Sonnenaufgangs hat mit seinen früheren Idolatrien gebrochen und giebt sich in Betreff der Priester, welche ihm Gegenstand für Spott und Ironie sind, keinen Täuschungen hin. Faßt man lediglich die Außenseite ins Auge, so glaubt man viel Kinderei zu sehen, wenn man jedoch tiefer blickt, so findet man es genial, namentlich auch in seinen Belustigungen und in den religiösen Karrikaturen. Diese sind im Wesentlichen ein Protest gegen die früheren Culte und können als eine dem Einen unbekannten Gotte dargebrachte Huldigung betrachtet werden."

Digitized by Google

Gold in den Alluviallagern der Lappmarken.

F. Bei der diesjährigen Feier des Stiftungstages der schwedischen Akademie der Wissenschaften am 31. März theilte der Professor A. E. Nordenskjöld — bekannt als Theilnehmer an den schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen 1859 und 1862, sowie als Chef der beiden neuesten 1864 und 1868 — in seiner Uebersicht über die Fortschritte der Geologie in dem letztverflossenen Jahre in der Kürze das Vorkommen des Goldes in den Lappmarken mit, welches in diesem Jahre, wenigstens in Finland, wahrscheinlich mehrere Speculanten und Abenteurer in die unbewohnten und unwirthbaren Polarregionen locken und ein Goldfieber erzeugen wird. Der erwähnte Professor aber hat bereits im vorigen Jahre über denselben Gegenstand einen ausführlichern Aufsatz veröffentlicht, und es dürfte nicht unzweckmäßig sein, diesen hier wiederzugeben.

Das Gold, das am höchsten geschätzte und nicht allein durch die Laune des menschlichen Geschmackes, sondern auch durch seine chemischen und physikalischen Eigenschaften edelste unter den sämmtlichen Metallen, kommt beinahe immer gediegen in der Natur vor *). In dieser Form ist es sowohl in geographischer als auch geologischer Hinsicht sehr verbreitet. Es wird fast in allen Ländern der Erde und in Bergarten, die fast allen geologischen Perioden angehören, gewöhnlich aber in so geringer Menge angetroffen, daß von einem Suchen nach demselben die Rede gar nicht sein kann. Quantitäten, welche der Bearbeitung werth sind, trifft man beinahe nur in den Quarzgängen, welche ehemalige Risse und Klüfte in uralten, von dem Wasser abgesetzten Sandstein- und Thonbänken ausfüllen, späterhin oft im Laufe der Zeiten gehärtet und verwandelt worden sind zu krystallinischen Bergarten, von gleicher Art mit denjenigen, welche den größern Theil der skandinavischen Halbinsel erfüllen. Das Gold in diesen Gängen ist gewöhnlich begleitet von Schwefelkies, in welchen dasselbe meistens so fein eingesprengt ist, daß es mit bloßen Augen gar nicht zu entdecken ist, und gewöhnlich ist es am häufigsten in dem obern Theile des Ganges abgesetzt, so daß in den meisten Goldgruben die Ausbeute in der Tiefe schnell abnimmt. In Folge dessen sind Goldgruben in fester Kluft so wenig ausdauernd, daß die Bearbeitung sich selten auf eine längere Zeit lohnt — ein Umstand, der seinen Ausdruck in dem Bergmannssprüchworte erhalten hat: „An Eisen wird man reich, an Kupfer gewinnt man sein Auskommen, an Gold ruinirt man sich."

Auch kommt nur ein geringer Theil des Goldes, das alljährlich gewonnen wird, aus den eigentlichen Goldgruben. Eine bei weitem größere Menge wird gewonnen durch Waschen der Sandlager, die durch Zertrümmerung goldführender Bergarten entstanden sind. Die Natur hat hier durch Verwitterungsprocesse und Wasserströme einen bedeutenden Theil der in chemischer Hinsicht leichter zertheilbaren und mechanisch leichtern Bergart gelöst und hinweggeführt, und auf solche Art in großem Maßstabe einen Concentrationsproceß angefangen, welcher, fortgesetzt von dem Goldwäscher, die Mühe desselben weit reichlicher lohnt, als die eben nicht sehr einladende Grubenarbeit.

Auch Skandinavien, sowohl Norwegen als Schweden, hat seine Goldgruben gehabt, Schweden bei Ädelfors, Norwegen bei Eidsvold, woselbst der alte Anker eine Reihe von Jahren noch Golderzen sprengte, gleichwohl mit so geringem Erfolge, daß Mancher das Vorkommen des Goldes in der Anker'schen Grube überhaupt bezweifelt hat — ein Zweifel, der gleichwohl durch die Goldstufen von Eidsvold, die in verschiedenen älteren Mineraliensammlungen verwahrt werden, widerlegt wird. In der Gegend von Ädelfors (Jönköpings Län) soll das Vorkommen des Goldes bereits unter Johann dem Dritten († 1572) bekannt gewesen sein; die eigentliche Goldgrube aber wurde erst 1738 von Anton Schwab entdeckt. Drei Jahre später fand die erste Schmelzung statt, von deren Ausbeute 64 Ducaten geprägt wurden. Der Fund erregte große Aufmerksamkeit, und der Zeitsitte gemäß suchte der Staat das neue Goldwerk auf alle Weise zu unterstützen. Bedeutende Ländereien wurden zum Betriebe desselben angeschlagen unter der Bedingung, daß alljährlich von demselben eine gewisse Anzahl von Ducaten an den Staat abgeliefert werden sollte. Zuerst bearbeitete man die Grube mit großem Eifer; dieser aber nahm doch, da die Ausbeute auf jeden Fall gering war *), mehr und mehr ab, und bald wurde die Grubenarbeit eine Nebensache, die Urbarmachung der zum Betriebe der Grube angeschlagenen Ländereien aber eine Hauptsache, ja endlich, zu Anfang dieses Jahrhunderts, gab man die Arbeit in der Grube ganz auf, nachdem dieselbe eine Zeitlang nur zum Schein betrieben worden war. Man behauptet sogar, daß ein Theil des Goldes, das in den letzten Jahren von der Grubeninteressentschaft an die Münze abgeliefert wurde, vom Auslande einverschrieben war. Die Ursache zu diesem ungünstigen Resultate dürfte zum Theil in der Unvollkommenheit der Arbeitsmethoden jener Zeit liegen; jetzt schickt man sich an, die alte Goldgrube von Neuem zu bearbeiten; es hat sich nämlich eine Interessentschaft mit einem Capitale von 150,000 Rthlr. gebildet; diese hat das Grubenfeld für 25,000 Rthlr. an sich gebracht, will nun zuvörderst das Wasser aus der Grube pumpen lassen, und darauf Versuche anstellen, das Gold nach einer neuen Methode auszuscheiden. Die Resultate dieser Versuche werden dann bestimmen, ob die Grube ferner bearbeitet werden wird.

Außerdem sind unbedeutende Stufen von gediegenem Golde gefunden worden in Norwegen in Valders, in Schweden bei Riddarhyttan, Svappavaara und an anderen Orten; eine wirklich lohnende und ergiebige Goldgrube aber ist bisher weder in Schweden und Norwegen noch in Finland entdeckt worden. Als daher auf Veranlassung eines im Jahre 1837 gemachten neuen Fundes von einigen goldführenden Dolomitblöcken an der Mündung der Kemi-Elf der Chef des Bergetats Finlands erklärte, die geologischen Bildungen in dem finischen Antheile von Lappland glichen denen in den Golddistricten des Ural in so hohem Grade, daß man mit der Aussicht auf einen guten Erfolg in Lappland nach ergiebigen Goldsandlagern müßte suchen können, weckte sein Vorschlag zu geologischen Untersuchungen in dieser Hinsicht nur wenige Sympathien. Nichtsdestoweniger gelang es ihm, durchzusetzen, daß ein Beamter im Bergetat, der späterhin durch seine Reisen nach Sitka und nach mehreren von den Inseln des Stillen Oceans bekannte J. Holmberg, nach dem

*) Der einzige einfache Stoff, mit welchem das Gold bisweilen vereinigt vorkommt, ist das äußerst seltene und daher höher als Gold bezahlte elektro-negative Metall Tellur; diese Vereinigung ist besonders in den schon seit der Römerzeit bearbeiteten siebenbürgischen Goldgruben gefunden worden.

*) Von 1741 bis 1773 wurden von Ädelforser Gold 12,000 Ducaten geprägt. Auch jetzt erhält man in Schweden Gold als Nebenproduct aus den Kupfergruben bei Falun und Kafveltorp (1868 im Ganzen 20,9758 schwed. Pfund).

Digitized by Google

Ural geſendet wurde, um die dort gebräuchlichen Methoden der Goldwäſcherei vollſtändig kennen zu lernen, und dann nach der Rückkehr, unterſtützt von der auf ſolche Weiſe gewonnenen Erfahrung, die Flußbetten in Lappland rückſichtlich ihres Goldgehaltes zu unterſuchen. Die Unterſuchungen, welche gleichwohl nicht über die Grenzen der eigentlichen Lappmarken hinaus erweitert werden konnten, wurden in dem Laufe von zwei Sommern angeſtellt, und führten zu dem Reſultate, daß die ſämmtlichen Flußbetten in dieſer Gegend Gold führten, aber in einem allzu geringen Grade, als daß die Bearbeitung ſich würde lohnen können. Zwar empfohlen die Fachmänner die Fortſetzung der Unterſuchungen, aber das Publicum war allzu mißtrauiſch und ungeneigt, den Wahrſcheinlichkeitsberechnungen der Gelehrten den geringſten praktiſchen Werth beizumeſſen, und ſo verfiel die Sache und gerieth bald ganz in Vergeſſenheit, bis ſie von Neuem in Norwegen vorgenommen wurde.

Hier hatte nämlich der vortreffliche und vor allen Dingen praktiſche Geolog Theſſef Dahll den Auftrag erhalten, in dem nördlichſten Theile des Landes, Finmarken *), geologiſche Unterſuchungen anzuſtellen, und dabei führte er unter Anderm auch Waſchverſuche mit dem Sande mehrerer in das Eismeer ausmündenden Flüſſe aus. Der Sand dieſer Flüſſe wurde hierbei ſo reichhaltig befunden, daß man vermuthete, es könnte hier Goldwäſcherei in größerm Maßſtabe vorgenommen werden — eine Vermuthung, die ſich gleichwohl bis jetzt noch nicht beſtätigt hat. Zugleich erklärte Dahll, die fraglichen Saadlager hätten augenſcheinlich eine bedeutende Ausbreitung gegen Süden, und ſie erſtreckten ſich weit über die Grenze Finmarkens nach Finland hinein.

Dieſe Entdeckungen veranlaßten die finiſche Regierung, wieder eine Expedition unter der Leitung des Bergingenieurs Lihr abzuſenden mit dem Auftrage, an der finiſchen Seite die Dahll'ſchen Unterſuchungen fortzuſetzen. Die Expedition kehrte zurück, ohne ein ſonderlich günſtiges Reſultat gewonnen zu haben. Zwar hatte man an mehreren Orten Gold gefunden, aber nirgends in hinlänglicher Menge, um die Bearbeitung vergelten zu können. Alſo verfiel die Frage zum zweiten Mal, und wurde erſt in dem letzten Sommer von Neuem der Gegenſtand von privaten Speculationen.

Auch das entlegene Finland hat nämlich ſein Contingent an die Schaar derjenigen abgegeben, welche auf den Goldfeldern Californiens, Auſtraliens und Neuſeelands das Glück ſuchen wollten. Die Mehrzahl der in ihr Vaterland Zurückkehrenden kehrte gleichwohl ohne eigentliche Schätze an Goldmünzen, „Nuggets“ oder Goldſtand zurück, faſt immer aber mit einer neu erworbenen, den Bewohnern ihrer Heimath unbekannten Speculationsluſt, welche unter Anderen drei derſelben antrieb, in den Moräſten Lapplands das Abenteurerleben fortzuſetzen, das ſie an den Ufern des Sacramento geführt hatten, und die Zeitungen von der Oſtſeite des Bottniſchen Meerbuſens wiſſen zu berichten, daß ſie hier unerwartet von dem Glücke begünſtigt wurden. Obgleich ſie nach einem vierwöchentlichen Umherſtreifen in den am weiteſten von Menſchenwohnungen belegenen Wüſteneien am Ivolojoki im Süden des großen Sees Enara aus Mangel an Proviant vor der Zeit zum Umkehren gezwungen wurden, ſo ſollen ſie doch zuſammen ungefähr 6000 finiſche Mark oder franzöſiſche Francs eingeerntet haben.

Die eigentliche Urſache, daß die Goldwäſche an der ſchwediſchen Seite ſich nicht lohnt, ſoll darin liegen, daß das Gold hier in ſo ſtaubfeiner Form vorkommt, daß es nicht ohne Hülfe des Queckſilbers aus dem Sande herausgezogen werden kann. In dem nördlichen Theile der finiſchen Lappmarken dagegen ſcheint das Gold in bedeutend größeren Körnern vorzukommen. Der eine von den Goldſuchern zeigte neulich in Helſingfors 20 ovale, 1 Millimeter dicke Goldpoilletten mit einem Durchmeſſer von $^1/_2$ Zoll vor; eines der gefundenen Stücke bildete ſogar einen Klumpen mit dem Durchmeſſer von 1 ſchwediſchen Werkzoll *). Wenn die finiſche Regierung ſo klug wäre, die Goldwäſcherei freizugeben, ſo würde wahrſcheinlich ſchon in dieſem Sommer ein großer Gold-„Run“ nach den Gegenden im Süden des Enara ſtattfinden, und der Fund des letzten Sommers giebt Anlaß, eine reichliche Ernte zu vermuthen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach aber wird der daraus herfließende nationalökonomiſche Gewinn, ſelbſt unter der Vorausſetzung, daß wirklich ergiebige Golddiſtricte entdeckt werden, bei weitem geringer ausfallen, als Mancher vielleicht glauben dürfte. Wie es auch ſein mag, ſo wird immer das Gold theuer und der durchſchnittliche Gewinn für jeden Arbeitstag ſelten groß, wenn auch das eine oder das andere Glückskind Gelegenheit hat, plötzlich reich zu werden.

Die ſchwediſchen Leſer dürften vielleicht fragen, ob nicht auch in den jetzigen Grenzen Schwedens goldführende Sandlager anzutreffen ſind. Hierauf läßt ſich in dieſem Augenblicke noch keine beſtimmte Antwort abgeben, ſondern nur eine auf Erfahrung aus anderen Gegenden geſtützte mehr oder weniger zuverläſſige Wahrſcheinlichkeitsberechnung anſtellen.

Goldführende Sandlager ſetzen voraus: 1) daß es ehemals in der Nähe goldführende Quarzgänge gegeben hat; 2) daß eine Denudation (d. h. eine Zertrümmerung der feſten Kluft) ſtattgefunden hat, welche ſich gleichwohl nicht tiefer hinaberſtreckt haben darf, als bis an die Goldfündigkeit der urſprünglichen Quarzgänge. Dieſer zuletzt erwähnte Umſtand ſpricht gegen das Vorkommen ſolcher der Bearbeitung werthen goldführenden Lager in dem ganzen eigentlich bewohnten Schweden **). Dieſes ganze Land nämlich iſt in einer, geologiſch geredet, neulich erſt zu Ende gegangenen Zeitperiode bedeckt geweſen mit einer hohen Eisdecke, welche überall bis zu einer bedeutenden Tiefe den feſten Felſen zertrümmert hat, und daher ſind die goldführenden Quarzgänge, die vielleicht an der Oberfläche der Berge vorhanden geweſen ſind, noch mehr verdünnt worden, anſtatt einen Concentrirungsproceß zu erleiden. Nur an den höheren Theilen des Gebirgsrückens und in Lappland, wo die Gletſcher, wenn man nach geographiſchen Umſtänden urtheilen darf, niemals eine ſo große Entwickelung gehabt haben, wie in den ſüdlicheren Gegenden Schwedens, dürfte das Entgegengeſetzte ſtattgefunden haben, und ſo weit man in dieſem Augenblicke zu urtheilen berechtigt iſt, kann mit der Ausſicht auf Erfolg Goldſucherei nur in dieſen Gegenden angeſtellt werden. Wir wollen unter denſelben ganz beſonders hervorheben die an Quarzgängen reichen im Nordweſten des Storſjö belegenen Theile von Jemtland und die dem Gebirgsrücken zunächſt belegenen Theile der Lappmarken von Aſele, Ume, Pite und Torne.

*) Da in Norwegen die Lappen „Finner“ genannt werden, ſind die Namen „Lappmarken“ und „Finmarken“ ganz gleichbedeutend.

*) Wovon 12 auf 1 Fuß gehen.

**) Spuren von Gold werden überall im Sande nach kryſtalliniſchen Schieferarten angetroffen.

Digitized by Google

Hayward und Shaw in Oſtturkeſtan.

Von **Hermann Vambery.**

Oſtturkeſtan oder jener Theil Mittelaſiens, den man früher chineſiſche Tatarei nannte, ſcheint, wenn nicht gleich ein Tummelplatz für Reiſende zu werden, ſo doch allmälig den geheimnißvollen Schleier abzuwerfen, mit dem es vor unſeren Augen bedeckt war. An die Stelle der vagen Muthmaßungen, welche Ritter und Humboldt über dieſen Theil der Erde veröffentlichten, treten allmälig ſichere Nachrichten und Erfahrungen, die unſeres vollen Intereſſes würdig ſind.

Von gigantiſchen Bergketten auf drei Seiten umſchloſſen, während die vierte von der unabſehbaren Gobiwüſte umgrenzt wird, iſt es eben dieſer Theil Aſiens, wo der Reiſende von den impoſanteſten und großartigſten Naturerſcheinungen überraſcht wird. Im Norden erſcheinen die ſchneebedeckten Gipfel des Thien-Schan-Gebirges (Thien Schan heißt in der chineſiſchen Sprache: Himmliſcher Berg; eine Benennung, die der Erhabenheit des Gebirges ganz würdig iſt); im Weſten die wildromantiſchen Abhänge des Pamir Hochplateaus, während im Süden aus der Kuen-Lün- und Karakurum-Gebirgskette ſolch ſchneebedeckte Anhöhen emporragen, deren niederſte 18,000, die höchſte 28,000 Fuß hoch ſich über den Meeresſpiegel erhebt. Mächtige Bäche ſtrömen aus dieſen ewigen Gletſchern in die Thäler hinab, wo ſie zu großen Strömen von kurzem Laufe werden, da ſie ſich bald öſtlich in den Sandebenen verlieren. Solche ſind: der Karakaſch, der Jarkendſtrom, der Tisnap, der Akſu und andere, die im Wege der Canaliſirung das Land reichlich befruchten, und der emſige Landmann kann mit nur weniger Mühe dem Boden die mannichfaltigſten Schätze entlocken.

In dieſem Oſtturkeſtan gedeihen Weizen, Gerſte, Reis und Holcus Sorghum in großer Fülle; es hat vorzügliches Obſt und Trauben, ſchöne Schafe, von denen eine Gattung, die vierhörnige, eine erſt in neuerer Zeit entdeckte Race, zum Laſttragen verwendet wird; es hat ſtattliche Pferde, kräftige Kameele und den kräftigen Yak, dieſen Grunzochſen, welcher auch zum Reiten benutzt wird. Sein Menſchenſchlag iſt wohl nur von mittlerer Statur, aber äußerſt kräftig und knochig, und wenngleich der Sommer hier ſehr heiß und der Winter ſehr kalt iſt, ſo wird in Folge der ätheriſchen und klaren Luft das Klima daſelbſt als ein ſehr angenehmes bezeichnet.

Dieſes Land nun, das von 1759 bis 1863 unter chineſiſcher Botmäßigkeit ſtand und für die Europäer immer eine Camera obscura war, da Marco Polo deſſelben nur flüchtig erwähnt, Moorcroft und Csama de Köreſch ſich nur bis an die Grenzen deſſelben heranwogten, der treffliche Adolf Schlagintweit ſeine Kühnheit, Kaſchgar zu beſuchen, mit ſeinem Leben büßen mußte, — dieſes Land, ſage ich, iſt in der neueſten Zeit von zwei Engländern zu gleicher Zeit beſucht worden. Es ſind dies Herr G. W. Hayward, Offizier in indiſchen Dienſten, den die engliſche geographiſche Geſellſchaft behufs wiſſenſchaftlicher Forſchungen dahinſchickte, und Herr R. B. Shaw, ein Theehändler, der in Geſchäftsangelegenheiten ſich dahin begab. Von beiden Herren iſt ein kurzer Bericht ihrer Erlebniſſe in der Verſammlung der geographiſchen Geſellſchaft zu London vorgeleſen worden, und da ihre Abenteuer daſelbſt ſich ſo ziemlich ähnlich waren, ſo wollen wir das Intereſſanteſte nur auszugsweiſe mittheilen.

Herr Hayward iſt im Herbſte 1868 von Kaſchmir aus zu ſeiner Reiſe über die großen Karakurum- und Kuen-Lün-Gebirgsketten aufgebrochen. Wie er uns ſagt, iſt von Lih (Leh in Ladakh) aus das in Oſtturkeſtan ſüdweſtlich gelegene Jarkend auf drei verſchiedenen Wegen zu erreichen. Einmal auf der Winterſtraße. Dieſer Weg zieht durch den Digur-La-Paß hindurch und geht vom Flußthale des Schajog aufwärts; der zweite Weg, genannt die Sommerſtraße, zieht durch den Kardungpaß, 17,574 Fuß hoch über dem Meeresſpiegel, über den Schajogfluß vom Nubrathale aufwärts, von da aus durchſchneidet er den Karavalpaß, überſteigt die ſchwer paſſirbare Schlucht von Saſſer, 17,972 Fuß hoch über dem Meere, und ſchließt ſich der erſtern Straße bei Murgu an. Der dritte Weg, welcher über Tſchang-Tſchenma und über den Tſchang-Langpaß, 18,839 Fuß über dem Meeresſpiegel, dahinzieht, führt über eine Reihe von Hochebenen zum Thale des Karakaſchfluſſes, und ſchließt ſich am Ende des letztern an die Sommerſtraße an. Die Entfernung von Lih nach Jarkend beträgt auf dem erſten Wege 530 engliſche Meilen, auf dem zweiten 480 und auf dem dritten 507, während Tſchadullah, die ſüdliche Grenzſtadt Oſtturkeſtans in dieſer Gegend, von der äußerſten Grenze Kaſchmirs 316 Meilen und von Jarkend 191 Meilen entfernt iſt.

Das Problem, welches der geographiſche Reiſende Hayward zu löſen hatte, beſtand nun in der Auffindung eines den anglo-indiſchen Handel nach Oſtturkeſtan befördernden kurzen und leicht praktikabeln Weges. Auf der Tſchang-Tſchenmo-Straße am 29. September aufbrechend, gelangte er in Begleitung von vier Bhutias, d. h. Bauern aus Ladakh, mit einigen Yaks, die mit Futter für die Reitpferde beladen waren, in ſechs Tagen an dem Fuße des Tſchang-Tſchenmo-Paſſes an. Dieſer Paß, berühmt dadurch, daß er über die Hauptkette der Karakurumgebirge zieht, bildet zugleich das Quellengebiet des Indus und der turkeſtaniſchen Flüſſe, wohl auch die natürliche Grenze des Gebietes des Maharadſcha von Kaſchmir im Norden.

Bei der vorgerückten Jahreszeit hatte der Reiſende in dieſen unwirthbaren Regionen von der Kälte ſehr viel zu leiden. Gleich im Anfang um 7 Uhr Morgens 11 Grad unter 0 verſpürend, war es rein unmöglich, Flüſſigkeiten flüſſig zu erhalten; Alles gefror und berſtete vor Kälte; dabei blies noch ein eiskalter Wind unaufhörlich über die weiten Ebenen, und da Holz oder ſonſtige brennbare Stoffe nicht zu finden ſind, ſo kann man ſich von den Beſchwerden, mit denen eine derartige Reiſe verbunden iſt, wohl leicht einen Begriff machen.

Da Hayward nicht ſo glücklich war, einen Weg zu finden, welcher ihn von der Mündung des Kungranthales zu dem vermeinten Quellengebiete des Jarkend führen ſollte, ſo beſchloß er, von Tholdat aus durch die Berge zu dringen, was bei der hohen Kälte und bei dem Mangel an Gras für die Thiere ein ſehr gewagtes Unternehmen war. Einen von Tholdat weſtlich gelegenen Bergrücken beſteigend, gewann er eine Ausſicht auf die Umgegend. Im Norden gewahrte er die niederen Ketten des Kuen-Lün-Gebirges mit ihren hohen Gipfeln, welche in den Strahlen der Morgenſonne funkelnd erglänzten, öſtlich breitete ſich die unabſehbare Ebene der Gobiwüſte vor ſeinen Blicken aus, während gegen Südoſten eine hohe Gebirgskette mit Spitzen von 20,000

Digitized by Google

Fuß hoch über dem Meeresſpiegel den Horizont begrenzte. Im Weſten ſchien es, als wenn eine Reiſe von 20 bis 25 engliſchen Meilen zu den vermeinten Quellen des Jarkendſtromes führen würde, im Falle daß ein leichter Weg durch den Paß gefunden werden konnte. Herr Hayward entdeckte bald einen ſolchen, der 17,859 Fuß hoch über dem Meere gelegen war. Dieſen Weg nennt er den Jengi- (Neu-) Paß, eine Entdeckung, die er ſich mit Recht zueignet. So iſt auch jene Entdeckung neu, daß anſtatt der vermeinten Quellen des Jarkendfluſſes dort vielmehr die Quellen des Karakaſchfluſſes ſich befinden. Dem Laufe dieſes Fluſſes folgend, erreichte Hayward das ſchon erwähnte Tſchadullah am 20. November, folglich nach einer mehr als ſechswöchentlichen Reiſe ſeit ſeinem Aufbruche von Lih.

Hier traf er auf einen Grenzpoſten, beſtehend aus einem Pendſcha-Baſchi (Lieutenant) und einigen Dutzend Soldaten des Herrſchers von Jorlend, die ihn höflich empfingen, doch ihm das Weiterziehen ſo lange verboten, bis die Erlaubniß, das Land zu beſuchen, von dem damals in Kaſchgar anweſenden Herrſcher eintreffen werde. Urſache zum Verdachte gab das Gerücht, welches ein Mogul in Jarkend verbreitete, und welches darauf hinausging, daß 50 Engländer auf dem Wege nach Oſtturkeſtan ſeien, die er mit ſeinen eigenen Augen geſehen haben wollte. Natürlich wurden dieſe Nachrichten von ſpäter anlangenden Kaſchmirer Kaufleuten widerlegt; doch um Hayward's Weiterreiſe war es für den Augenblick geſchehen. Da ſich unter den Vorpoſten kein Schriftkundiger vorfand, ſo ſah ſich Hoyword genöthigt, dem ſtocktatariſchen Regenten einen engliſchen Brief zu ſchreiben, und da wieder andererſeits in Kaſchgar keine lebende Seele exiſtirte, die des Engliſchen kundig geweſen wäre, ſo mußte der Brief in Begleitung des Dolmetſchers hin und zurück expedirt werden. Die Zeit, bis zu welcher die Erlaubniß eintreffen ſollte, in ſolch rauher Gegend und roher Geſellſchaft ganz müßig abzuwarten, war nicht ſehr angenehm. Wohl ſah Herr Hayward, daß nicht weit von ihm ein anderer Engländer — es war dies Herr Shaw — in der Mitte einer mit Thee beladenen Karawane campirte. Dieſe beiden Herren hätten gern mit einander verkehrt; doch die Tataren verhinderten ein Sacrilegium der britiſchen Etikette; die Herren konnten ſich nur mit Fernrohren begucken, und Herr Hoyword hatte ganz Recht, wenn er, um der Langweile zu entgehen, auch ſeiner tatariſchen Wache entlief und mit einem weſtlichen Abſtecher in die Gebirge geographiſche Entdeckungen von Bedeutung erzielte.

In Ermangelung einer detaillirten Karte ſeiner Route können wir ihm nicht Punkt für Punkt folgen; es ſei daher nur in aller Kürze erwähnt, daß er am 26. November in Begleitung von drei Dienern aufbrach, über die bedeutendſten Höhen des Kuen-Lün-Gebirges mit rieſigen Anſtrengungen hinziehend, ja auf einem weſtlichen Ausläufer eine einzelne Anhöhe von 19,000 Fuß erkletterte, und nach vielem Hin- und Herirren die Quelle des Jarkendfluſſes zwiſchen 35°37′34″ nördl. Br. und 77°55′ öſtl. L. auffand. Was dieſer Abſtecher außerdem noch ergab, das war die Beſtätigung der Anſicht Alexander Humboldt's, nach welcher die Kuen-Lün-Gebirge als eine einzelne Kette, von den Himalaya- und Karakurumketten getrennt, dargeſtellt werden, und daß die weſtliche Verlängerung dieſer Gebirgsketten von dem Balur- (Kryſtall-) Berg durchſchnitten ſei.

Als Herr Hayward von dieſem 20 Tage lang dauernden Ausfluge, bei welchem er 300 engliſche Meilen in Gebirgsgegenden zurücklegte, zurückkehrte, waren die Wache haltenden Tataren nicht wenig erfreut; denn ſie meinten, er ſei ihnen durchgegangen, und hatten auch ſchon Leute mit dem Auftrage ausgeſchickt, ihn zu ſuchen. Man brach daher in der Eile nach Jarkend auf, und der Weg ging am linken Ufer des Karakoſchfluſſes, der hier in einer nördlichen Richtung fließt, nachdem er die Hauptkette des Kuen-Lün durchbrochen. Nachdem das Gebiet des Karakaſchthales verlaſſen wird, gelangt man in den Sandſchupaß, deſſen oberer Theil ſehr ſteil iſt, felſigen Boden hat und deſſen höchſter Punkt 16,612 Fuß hoch über dem Meeresſpiegel gelegen iſt. Von dieſem letzten Paſſe nach Oſtturkeſtan aus gewahrt man im Norden die vom Thien-Schan begrenzten Ebenen, während im Süden die Gipfel des Kuen-Lün über einander gethürmt erſcheinen. Das Niederſteigen von dem Paſſe iſt ſehr jäh und macht dem Laſtthiere viel zu ſchaffen.

Unſer Reiſender gelangte am 21. September nach Sandſchu, das nicht ſo ſehr ein Dorf, als ein Diſtrict von 3000 Häuſern iſt, die an den Ufern des Sandſchuſtromes liegen. Herr Hayward ſah hier den erſten centralaſiatiſchen Markt, und war durch die bunten Trachten, das rege Leben und durch das gemächliche Ausſehen der Eingeborenen ſehr überraſcht. Am 25. langte er in Kargalik, und am 27. in Jarkend an, richtiger Jerkend (Erdedorf), nachdem auf der Strecke von Kargalik hierher, ungefähr 36 Meilen weit, die Dörfer Chodſcha Arik (der Canal des Chodſcha), Alamakand (vortrefflicher Platz), Bogurluk und Mekla, ſo auch die Stadt Pozgam mit 16,000 Häuſern an den Ufern des Piſchgencanales, der von dem Jarkendſtrome abgeleitet wird, paſſirt wurden.

Nach vorgenommenen Meſſungen mit ſiedendem Waſſer iſt Kargalik 4570 Fuß, Pozgam 4355 Fuß und Jarkend 3830 Fuß hoch über dem Meeresſpiegel gelegen.

Die Stadt Jarkend ſelbſt, welche die Form eines Parallelogramms hat, ſoll zwei engliſche Meilen von Nord gen Süden und anderthalb engliſche Meilen von Oſt nach Weſt zu meſſen, wonach der Umfang der Mauern auf ungefähr ſieben engliſche Meilen ſich beläuft. Dieſe ſind 40 bis 45 Fuß hoch, ſehr dick, mit Baſtionen in den Winkeln verſehen, und laufen nach allen vier Weltgegenden hin. Die Stadt ſoll 40,000 Häuſer und 120,000 Einwohner zählen. Es giebt daſelbſt 160 Moſcheen und eben ſo viele Schulen, zwölf große Kervanſerais, in welchen man Kaufleute aus den verſchiedenſten Theilen Aſiens antrifft. So wie Bochara iſt auch die Stadt Jarkend durch angelegte Teiche mit Waſſer verſorgt, welches aus dem Strome in Canälen dahingeleitet wird.

Hayward wurde von dem damals dort anweſenden Gouverneur Jakub Beg's aufs Freundlichſte und feierlich empfangen, trotzdem er während ſeines ganzen Aufenthaltes daſelbſt Hausarreſt hatte. Einen Monat lang mußte er in ſeinem Zimmer bleiben, und nur ſeinem Diener war es geſtattet, ſich frei in den Straßen zu bewegen.

Am 24. endlich brach er nach Kaſchgar auf, wo Jakub Kuſchbegi, Regent Oſtturkeſtans, eben ſich aufhielt, um, wie es hieß, die Armeebewegungen der Ruſſen am Narin beſſer überwachen zu können. Die Straße nach Kaſchgar ſchlägt hier eine weſtliche Richtung ein, zieht über die Dörfer Karalum und Bigil hin und geht ungefähr 4 Meilen weit von dem letztgenannten Orte über den Canal Urſi, an deſſen linkem Ufer ein Weg nach Sarikol (die Quellen des Oxus) und in die Gebirgsgegenden Wachans und Bedachſchans führt. Die ganze Strecke beträgt nach Hayward ungefähr 460 engliſche Meilen. In Jengi Hiſar, welches unſer Reiſender als den reizendſten Ort Oſtturkeſtans ſchildert, da die erhabene Kette des Kizil Aut weſtlich und ſüdweſtlich von ſo maleriſchem Aeußern iſt, verweilte Hayward fünf Tage lang. Er bemerkt, daß die gewöhnliche Annahme, wonach die öſtlichen Abhänge des Pamirer Hochlandes ſich allmälig in die oſtturkeſtaniſche Ebene hinabſen-

Digitized by Google

ken, unrichtig ſei, da eben die öſtlichen Ränder in erhabenen Bergſpitzen von 20,000 bis 21,000 Fuß über der Meeresfläche enden, deren Ausläufer ſich mit einer beinahe zu jähen Kante in die Ebene ſenken. Jengi Hiſar ſelber fand Herr Hayward zwiſchen 38° 52′ 3,4″ nördl. Br. und 76° 18′ öſtl. L.

In Kaſchgar angelangt, erhielt der engliſche Reiſende ſein Unterkommen zuerſt in einem Kervanſerai; am zweiten Tage wurde er von dem jetzigen Herrſcher, von dem Atalik Gazi, wie er ſich ſelber nennt, in feierlichſter Audienz empfangen. Beim äußerſten Ende des Palaſtes wurde er von Tunganiſoldaten mit großen Lanzen empfangen, ſpäter waren es Turkiſaldaten, wahrſcheinlich Cholander, mit ſcharlachrothen Anzügen, welche das Spalier bildeten. Ein Jaſant mit ägyptiſchem Panzerhemd war ſein Vortreter; der ſchlaue Herrſcher hat es an Gepränge nicht fehlen laſſen, um dem engliſchen Beſucher einen deſto lebhaftern Eindruck von ſeiner Macht und Herrlichkeit zu verſchaffen. Während Alles um ihn her in Glanz und Luxus gebadet war, erſchien der Herrſcher ſelber in dem einfachſten Anzuge. Sein Alter mag — ſo meint der engliſche Reiſende — ungefähr 45 Jahre betragen. Er hat eine markige, knochige Geſtalt, eine breite, tiefdurchfurchte Stirn und ſcharfe, durchdringende Augen, zuſammengewachſene Augenbrauen, einen feſtgeſchloſſenen Mund mit ziemlich dicken Lippen. Er verräth auf den erſten Anblick den energiſchen Mann, der ſich in zwei Jahren ein Königreich erwerben konnte, das zweimal ſo groß iſt als Engtand, und obwohl wir in ihm keinen zweiten Dſchingis entdecken wollen, wie dies Herr Hayward thut, ſelbſt im Falle, daß ihn die Verhältniſſe begünſtigen ſollten, ſo iſt es ihm nicht abzuſprechen, daß er ein Mann von ganz beſonderer Art iſt. Denn in dem Falle, daß es ihm gelingen ſollte, durch die engliſche Allianz ſich gegen ſeine Gegner im Norden und Oſten ſchützen zu können, dann wird er in dieſem Theile Aſiens eine Macht von nicht geringer Bedeutung begründen.

Hayward verweilte in Kaſchgar ungefähr einen Monat, vom 5. März bis zum 13. April, und fand dieſen bedeutendſten Ort Oſtturkeſtans zwiſchen 39° 19′ 37″ nördl. Br. und 76° 20′ öſtl. L. und 4165 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen. Zur Zeit der Rückkehr ſah Hayward das Land in voller Frühlingspracht. In Jarkend mußte er ſich noch einen Monat lang wegen der Ungangbarkeit der Straßen aufhalten. Am 30. Mai brach er auf und ging durch den Tſchangtſchenmopaß nach Ladak zurück.

* * *

Was die Reiſe des Herrn R. B. Shaw betrifft, ſo wird von derſelben der Geographie gar nichts, der Ethnographie nur wenig zu Gute kommen. Die geographiſchen Meſſungen waren außer dem Bereich der Reiſezwecke Shaw's, und um ſich über Sitten und Gebräuche des Landes unterrichten zu können, fehlten ihm die nöthigen Sprachkenntniſſe. Er erzählt uns, daß wir irrigerweiſe mit dem Ausdrucke „Tartarei" den Begriff der Rauheit, der Verwüſtung und des Elendes verbinden, denn er hat dort die Leute recht anſtändig wahnend, bekleidet und genährt gefunden; die Felder ſind gut beſtellt und üppige Saaten lachten dem Reiſenden auf jedem Punkt entgegen. Wo es irgend einen Markt gab, begegnete er ganzen Schaaren von Landleuten, die, ihre rothwangigen Ehehälften hinter ſich auf dem Sattel, munter dahinzogen; ja er hat ſogar Bettler geſehen, die zu Pferde ſaßen und von da herab um Almoſen flehten.

Der gute britiſche Theehändler ſcheint in unſerer geographiſchen Literatur über Centralaſien nicht beſonders bewandert zu ſein, ſonſt hätten ihn dieſe Wahrnehmungen nicht ſo ſehr überraſcht. Von ſeinen geographiſchen Beobachtungen ſind indeß einige, allgemein gehaltene, vielleicht einer Erwähnung werth. Er nennt Oſtturkeſtan einen gigantiſchen Meerbuſen, deſſen Mündung gegen Oſten gewandt, und der auf den übrigen drei Seiten von gigantiſchen Bergketten umgeben ſei. Dieſe nördlichen und ſüdlichen Gebirgsgrenzen beſtehen nicht etwa, wie die Alpen und Pyrenäen, aus einer einzigen Gebirgskette, ſondern aus mehreren; ſo muß man z. B., um über die ſüdliche Gebirgsgrenze zu ſetzen, elf hohe Päſſe überſchreiten, von welchen nur zwei niedriger ſind als der Montblanc.

Der erſte Anblick Oſtturkeſtans von den Spitzen des Kuen-Lün-Gebirges erinnert ſtark an die weiten Ebenen Indiens, welche der Reiſende im Rücken hat, nur daß hier jene üppige Vegetation, welche auf den Abhängen der Hügelländer Indiens das Auge ergötzt, gänzlich fehlt. Daß Herr Shaw weiter unten im Gegentheile wieder große Fruchtbarkeit antraf, haben wir ſchon erwähnt. Auch er wurde in Tſchadula angehalten und dort von dem Erſcheinen eines zweiten Engländers überraſcht; daß er mit demſelben nicht verkehren durfte, haben wir ſchon oben erzählt.

Wie ich aus einem Privatſchreiben dieſes Herrn erſah, war ihm die Entdeckung dieſes Rivalen nicht beſonders angenehm. Er war jedoch ſo glücklich, die Reiſe nach Jarkend und Kaſchgar vor Hayward anzutreten, und demnach der erſte Europäer, welcher dem Atalik-Gazi ſeine Aufwartung machte. Auch eine Auszeichnung!

Gleich ſeinem Landsmanne genoß auch er das Glück, von dem Herrſcher der „Sechs Städte" mit einer allzu zärtlichen Sorgfalt behandelt zu werden; er mußte nämlich, um Gefahren und Unannehmlichkeiten zu entgehen, wochenlang das Zimmer hüten, was dem Kaufmanne deſto peinlicher war, da er mit einer großen Theeladung angekommen war und dieſe in den Bazaren perſönlich abſetzen wollte. In commercieller Hinſicht erntete er alſo keine beſonderen Erfolge; doch wurde er durch diplomatiſche Auszeichnungen entſchädigt. Jakub Beg verlieh ihm den Titel eines Envoyé extraordinaire et ministre plenipotentiaire de sa Majesté Britannique und empfing als ſolchen den Theemann in großer Gala. Er hieß ihn willkommen als den erſten Engländer, der ſein Land beſuchte, und gab ihm zu verſtehen, wie ſehr er ein freundſchaftliches Einverſtändniß mit den Engländern wünſche. Im Laufe der mehrmaligen Beſuche, die Shaw ihm abſtattete, äußerte er ſich im blumenreichen Stile des Oſtens: Die Königin Britanniens iſt gleich der Sonne, die Alles erwärmt, wohin ihre Strahlen fallen. Ich befinde mich in der Kälte und wünſche, ſie möchte mich beſcheinen. Ich bin winzig klein (hierbei zeigte er auf die Spitze ſeines Fingers). In einigen Jahren hat mir Gott dieſes große Land gegeben. Ich bin ſehr erfreut, daß Sie gekommen ſind, bin bereit, Ihnen in Allem zu dienen, und bitte auch um einen Gegendienſt u. ſ. w.

Im Angeſichte des Fanatismus der Oſtturkeſtaner und der Turkeſtaner im Allgemeinen iſt dieſe freundſchaftlich ſüße Sprache wahrlich zu bewundern. Der Atalik Gazi hat natürlich ſeine triftigen Gründe hierzu. Herr Shaw wurde mit den beſten Verſprechungen entlaſſen, und es war auch nur auf ſeiner Rückreiſe nach Jarkend, als er mit Herrn Hayward zuſammentraf; da konnten ſie ihre Notizen unter einander vergleichen und brachen am 31. Mai zu ihrer Rückreiſe auf.

Im Anfange des Sommers verfloſſenen Jahres langte die Nachricht von ihrer glücklichen Rückkehr in Europa an. Seit dieſer Zeit können wir als das Reſultat dieſer Privatunternehmung folgende nicht unbedeutende Facta regiſtriren:

Gleich nach der Rückkehr der Engländer erſchien eine Geſandtſchaft von Seiten Jakub Kuſchbegi's

Digitized by Google

in Calcutta, die freundlichſt aufgenommen wurde und auf Regierungskoſten an den Ufern des Hugly ſich aufhält. Der Zweck dieſer Miſſion iſt wahrſcheinlich, eine officielle Beſtätigung einzuholen über die von Privaten zugeſicherten britiſchen Sympathien. Und daß die Regierung von Calcutta die Herren Hayward und Shaw keiner Lüge zieh, beweiſt die in der neueſten Zeit in Europa eingetroffene Nachricht, laut welcher Herr D. Forſyth, ein um den oſtturkeſtaniſchen Handel verdienſtvoller Civilbeamter, vom Vicekönig von Indien mit einer Miſſion am Hofe zu Kaſchgar betraut wurde. Durch dieſen Schritt von nicht geringer Wichtigkeit hat England Verſäumtes gut gemacht, wenn es gegen eine etwaige Agreſſion Rußlands außer dem in Afghaniſtan errichteten Bollwerke nun auch jenſeits des Karakurumpaſſes ſich zu verſchanzen ſucht.

England thut dies mit vollem Recht. Was der ſchlaue Rivale im Norden ſchon ſeit Jahrzehnten im Geheimen übt, das übt jetzt England frank und frei vor der ganzen Welt.

Neueſter Bericht über die Chatham-Inſulaner (Morioris).

F. R. In der Londoner anthropologiſchen Geſellſchaft legte Barnard Davis eine Reihe von Skelettreſten, beſonders Schädeln der Chatham-Inſulaner vor, und Dr. Welch, der längere Zeit auf den nach ſelten durchforſchten Chatham-Inſeln verweilt hatte, gab bei dieſer Gelegenheit intereſſante Mittheilungen über deren faſt ſchon als ausgeſtorben zu betrachtende Bewohner. Als dieſe Inſeln vor 80 Jahren durch Gilbert entdeckt wurden, waren ſie von einem harmloſen, trägen, heitern Völkchen bewohnt, das, ſehr unähnlich ſeinen Nachbaren, den Maoris, den Krieg kaum kannte, aber in jeder andern Beziehung weit unter dieſen ſtand, keine eigentlichen Hütten, ſondern nur laubgedeckte Schutzdächer, ſehr primitive Kähne und wenige Steingeräthe beſaß, und im Allgemeinen von dem lebte, was das Meer auswarf. Ackerbau war ihnen völlig unbekannt, und ſie genoſſen von vegetabiliſchen Speiſen nur einige Baumfrüchte und die Wurzel der Pteris esculenta, eines Farnkrautes. Aus dieſem elenden Stillleben wurden ſie aber im Jahre 1835 durch eine Expedition der Maoris auf ſchreckliche Weiſe aufgeſtört. Der auf Neuſeeland wegen kriegeriſcher Reibungen mit ſeinen ſtärkeren Nachbaren zum Auswandern gedrängte Stamm der Ngati-Mutunga charterte um dieſe Zeit eine engliſche Brigg, und ließ ſich zu derjenigen unter den Chatham-Inſeln bringen, welche ihm einer ſeiner Krieger, der dieſelbe beſucht hatte, als Whare-Kauri genannt und, wie es ſcheint, in verlockenden Farben geſchildert hatte. Nach der Ankunft geſchahen alle die Schandthaten, welche bei ſolchen Invaſionen von Seiten eines kriegeriſchen Stammes gegen die ſchwachen Eingeborenen üblich zu ſein pflegen, hier aber in dieſem Falle noch geſteigert wurden durch den abſoluten Mangel an hinreichender Fleiſchnahrung und ſo in einer fortgeſetzten Menſchenfreſſerei gipfelten. Noch heute liegen allenthalben die behufs der Markgewinnung aufgeſplitterten Knochen und die zertrümmerten Schädel der Schlachtopfer neben den Gruben, in denen ſie geröſtet wurden, und welche ſie ſelbſt graben mußten, wie ſie von ihren teufliſchen Feinden auch zum Herbeiſchleppen des nöthigen Brennmaterials gezwungen wurden. Es iſt in Wahrheit nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß die Cannibalen die Bewohnerſchaft dieſer Inſel zum größten Theile aufaßen. Von den 1200 Eingebarenen, welche die geſammte Gruppe bei der Entdeckung nach Schätzung der Zeitgenoſſen zählte, ſind heute noch gegen — 40 übrig!

Was nun aus der Betrachtung dieſer Ueberlebenden gefolgert werden kann, iſt, daß die Mariaris — ſo werden die Chatham-Inſulaner von den Maoris genannt — im Aeußern von den Bewohnern Neuſeelands nicht erheblich verſchieden ſind; ſie ſind im Ganzen etwas kleiner und dunkler gefärbt, tragen aber in dem ſtraffen, ſchwarzen Haar, der Adlernaſe, dem an jüdiſche Phyſiognomien erinnernden Geſichtsausdruck die Merkmale ihrer Stammverwandtſchaft. Wie die meiſten oceaniſchen Stämme haben auch ſie eine Ueberlieferung, der zufolge ihre Vorfahren in mehreren Canoes nach den Inſeln kamen. Beruht dieſe Tradition auf Thatſache, ſo müſſen jene ſicherlich beſſere Fahrzeuge beſeſſen haben, als ihre Nachkommen, da ſich ein gebrechlicheres Ding kaum denken läßt, als der aus den Blüthenſtengeln von Phormium tenax korbartig, durch Stricke aus Baſt und durch Zweige zuſammengeflickte Behälter, in dem dieſe ſich auf das Meer wagen. Zur Rede geſtellt, warum ſie ſich nicht einen Kahn aus einem Baumſtamme bereiten, antworten ſie, daß dies zu mühſam ſei, indem ſchon das Fällen eines Baumes einen Monat Arbeit erfordere! Ihre Nahrungsweiſe wurde bereits geſchildert, indeſſen möge hier noch die Art und Weiſe berührt werden, in der ſie die in friſchem Zuſtande ſchädlichen Früchte des Karakabaumes zubereiten; es iſt dieſelbe ein treffliches Beiſpiel der Sorgfalt, welche dieſe nie reif werdenden Kinder auf Alles verwenden, was den Gaumen laben und den Magen füllen kann, während jede andere Anſtrengung ihrer Indolenz zu viel iſt und vermieden wird, wo es nur irgend thunlich iſt. Dieſe Früchte werden von der ſie umgebenden fleiſchigen Hülle befreit und zwiſchen Steinen gebraten, noch heiß mit Erde bedeckt und einige Zeit ſo in den Kahlen ſtehen gelaſſen; aus der Schale genommen, werden ſie darauf ſtark gekocht und in einem eigens hierzu gefertigten Gefäß in fließendes Waſſer gehängt, wo ſie wenigſtens drei Wochen verweilen müſſen, ehe ſie verſpeiſt werden können. Nach ſo viel Mühe und Arbeit möchte man in ihnen eine Delicateſſe, ein Narkaticum oder etwas der Art vermuthen, aber Welch belehrt uns, daß nichts von alledem zutrifft; der Geſchmack gleiche dem der Rinden, die zum Gerben benutzt werden ſind. Keine Hütte, keinen brauchbaren Kahn — aber wochenlange Mühen um eine Handvoll Lieblingsnahrung, das charakteriſirt ſo recht das liederliche Banvivantthum der Wildniß, das der großen Mehrzahl dieſer oceaniſchen Stämme ſeinen Stempel aufdrückt!

Die Sprache der Mariaris iſt bereits gänzlich verſchwunden, und heute herrſcht auf den Chatham-Inſeln, ſoweit Eingebarene in Betracht kommen, allgemein das neuſeeländiſche Idiom; aber aus der Thatſache, daß die Urſprache ſo ſchnell verdrängt wurde, möchte der Berichterſtatter ſchließen, daß dieſelbe von der an ihre Stelle getretenen Sprache nicht allzu ſehr verſchieden geweſen ſei. Die benachbarte Lage Neuſeelands und die Uebereinſtimmung im Aeußern der beiden Stämme läßt dieſe Folgerung als wahrſcheinlich annehmen, um ſo mehr als in näherm oder fernerm Grade ja alle braunen Oceanier ſprachverwandt ſind. In den Sitten waren verſchiedene Beſonderheiten bemerklich, die, ſo weit uns be-

Digitized by Google

kannt iſt, bei benachbarten Stämmen der Südſee nicht gefunden werden, ſo vorzüglich die Art, in der im Begräbniß der Einzelnen die Beſchäftigung ausgedrückt ward, die er im Leben mit am meiſten Erfolg betrieben hatte. Der Fiſcher ward mit einer Angelruthe in ein Canoe geſetzt und dem Meere übergeben, der Vogelſteller an einen Baum gelehnt, wo er mit dem Geſichte nach einem Orte ſchaute, an dem er in ſeinem Handwerk beſonders glückliche Beute gemacht hatte, und in ähnlicher Weiſe wurden die meiſten männlichen Todten beſtattet, ſo daß faſt nur Weiber und Kinder eigentlich begraben, d. h. in geknickter Stellung, das Kinn an die Knie gebracht, in Gruben beigeſetzt wurden. Von dem Verſtorbenen erwartete man, daß er den Hinterbliebenen einen Fiſch aus der Tiefe ſenden werde. Während Welch's Aufenthalt auf den Inſeln ſtarb (September 1867) ein Aelteſter des Volkes, und ſogleich wurden Feuer angezündet und vier Nächte durchgewacht in der Ausſicht des großen Fiſches, der ans Ufer geworfen werden ſollte. Ein eigener Zufall wollte, daß dieſes Mal der Glaube belohnt ward, denn in Kürze ſpielten die Wellen einen gewaltigen Grampus ans Ufer, und der Todte war nun ſicher, ein für lange Zeit geſegnetes Andenken hinterlaſſen zu haben. Im Uebrigen ſind jetzt die Trauerfeierlichkeiten dieſelben wie bei den Maoris. Rührend ſind die Erinnerungen an die „gute alte Zeit“ vor der neuſeeländiſchen Invaſion, in der es an nichts gefehlt habe, in der das Volk ſo zahlreich geweſen ſei wie die Flachsſtengel, und in der jeglicher Tag einen großen Fiſch gebracht habe. Man kann hierbei nicht umhin, an das Glück zu denken, das dieſe Naturmenſchen mit uns Hochcultivirten gemein haben: die dämmernde Erinnerung, welche die vergangenen Uebel verhüllt und nur das Angenehme aus dem Schleier hervortreten läßt; in dieſem Punkte hat uns die Cultur glücklicherweiſe nicht weiter gebracht.

Der moderne Verkehr wird die letzten Chatham-Inſulaner raſch auffaugen; wie ſehr die einſt ſo ſtille Inſelgruppe in denſelben bereits eingetreten iſt, mag die einfache Liſte beweiſen, die Welch von den gegenwärtig auf ihr vertretenen Nationalitäten mittheilt. Es beſtehen die gegenwärtigen Bewohner aus: Morioris, Maoris, Kanaken, Negern, Chineſen, Spaniern, Portugieſen, Dänen, Deutſchen, Engländern, Irländern, Schotten, Wälſchen, Yankees, Eingeborenen von Südamerika, einem Eingeborenen von Manila, einem Lappländer, einem ruſſiſchen Finen, einem neuhalländiſchen und mehreren Maori-Baſtarden. Welches mag wohl der maraliſche Durchſchnitt dieſer in ihrer Buntheit die völkerwürfelnde Tendenz unſerer Zeit trefflich bezeichnenden Colonie ſein? Wir waren übrigens freudig erſtaunt, in dem Welch'ſchen Berichte die Notiz zu finden, daß er niemals einen der Urbewohner an ſyphilitiſchen Krankheiten leidend gefunden habe; es iſt das eine bemerkenswerthe Ausnahme von einer allgemeinen, traurigen Regel.

Die Cholera-Quarantäne am Rothen Meere.

Schilderungen aus den Jahren 1865 und 1866 zu Koſeir am Rothen Meere*).

Von **Dr. C. B. Klunzinger.**

In den ägyptiſchen Häfen des Rothen Meeres befanden ſich allerdings ſchon ſeit längerer Zeit Quarantänemter und Quarantäneanſtalten: jedes ankommende Schiff mußte ſich der Unterſuchung eines Sanitätsagenten, und bei irgend einem Krankheitsfall der des Sanitätsarztes unterziehen. Von Zeit zu Zeit, bei Erſcheinung von Epidemien, wie Pocken, Typhus, Cholera, wurden durchgängige oder nur für die Schiffe, welche Kranke führten, geltende Quarantänen angeordnet. Aber die allgemeine Ordnung war unvollkommen und locker. Denn am arabiſchen Ufer wollte man nichts von Sanität wiſſen, nirgends wurden förmliche Sanitätspatente ausgeſtellt; ſtatt deren brachten die Schiffe als Ausweis einen Papierfetzen mit ungenauen und unrichtigen Angaben der Behörden, ohne alle Bemerkung über die Geſundheitsverhältniſſe.

Da kam das Cholerajahr 1865. Von der Quelle Indien eingeſchleppt, durch die ungeheure Menſchenmaſſe der diesjährigen „großen“, nur in großen Perioden wiederkehrenden Pilgerſchaft, wo der Aufgang zum Arafat (Berg der Erkenntniß) auf den geſegneten Freitag fiel, in Mekka in Gährung gebracht, verbreitete ſich die Seuche ſchnell, trotz Quarantänen und anderer Maßregeln, faſt über die ganze Welt. Sie wurde, das weiß Jeder, durch heimkehrende Pilger in Suez eingeſchleppt, nach Alexandrien verpflanzt, und wanderte von da aus nach den Mittelmeergeſtaden und andererſeits ins Innere von Aegypten, immer ſüdwärts ziehend bis in den innerſten Sudan.

Auffallend iſt es, daß ſowohl bei dieſer als auch bei früheren Epidemien der Hafen Koſeir keine Schuld an der Einſchleppung trug. Es kamen zwar einige wenige plötzliche Erkrankungs- und Todesfälle in der Stadt und bei den in Quarantäne gehaltenen Pilgern vor, aber die Pilger waren von hier aus lange ſchon in Oberägypten eingedrungen, ohne alle Folgen, ehe der mörderiſche Zug der Krankheit Schritt vor Schritt von Norden her in jene Provinz kam. Der Grund ſcheint in mehreren Momenten zu liegen: Die Schifffahrt auf den einheimiſchen Segelſchiffen des Rothen Meeres iſt, wenn nordwärts gegen die herrſchenden Winde geſteuert werden muß, langſam; die erſten Pilger kommen immer 1 bis 2 Monate ſpäter in Koſeir an, als die, welche auf Dampfern von Djedda nach Suez fahren. In einer ſo langen Zeit kann die Seuche erlöſchen oder an Intenſität verlieren. Dazu kommt der Aufenthalt, die Quarantäne im Hafen und eine fünftägige Wüſtenbergfahrt. Berge und Wüſten ſind bekanntlich eine gute Schutzwand gegen Epidemien, zumal noch ſo trockene, waſſerarme, wie das ägyptiſch-arabiſche Küſtengebirge. Das Grundwaſſer kann nicht bedeutend ſein in einer Gegend, wo es nur einmal im Jahre regnet, ſo daß Menſchen, Thiere und Pflanzen aus Waſſermangel kaum fortkommen können, und in dieſer Beziehung iſt unſere Hafenſtadt und die genannte Wüſte eine gute Stütze der Pettenkofer'ſchen Theorie.

*) Der Gegenſtand, über welchen der Herr Verfaſſer aus eigener Anſchauung ſpricht, iſt bekanntlich auch für Europa von großem Belang. Die letzte große Seuche, von welcher wir 1866 heimgeſucht wurden, kam uns vom Rothen Meere her und wurde durch die Mekkapilger weit verbreitet. Red.

Digitized by Google

Bekanntlich wurde nach jenem schlimmen Cholerajahr in Konstantinopel eine internationale Sanitätsconferenz gehalten, um über Maßregeln gegen Verhütung und seeneres Eindringen der verwüstenden Krankheit zu berathen. Ein wichtiger Beschluß derselben, die Pilger zum Landweg zu zwingen und jede Communication an den Küsten zu verhindern, konnte schon im folgenden Jahre in Anwendung kommen, da die Cholera abermals unter den Pilgern, wenn auch mit geringerer Intensität, ausbrach. Die Pilger, welche zur See abreisen wollten, wurden am arabischen Ufer zurückgehalten, und die schon Eingeschifften mußten auf den Schiffen in Jemba (Jambo) eine fast vierwöchentliche Quarantäne durchmachen. Die ägyptischen und türkischen Behörden handelten wenig im Einklang. Letztere entließen die Schiffe endlich mit „patente nette". Auf dem ägyptischen Ufer im Gegentheil war der Befehl angekommen, jedes Pilgerschiff mit Gewalt zurückzustoßen und nach Tor am Sinai zu verweisen, um eine Quarantäne daselbst durchzumachen. Zur Unterstützung des Befehls schickte man eine Abtheilung türkischer Baschi-Boschuks von Oberägypten nach Koseir. Ob nun der Befehl, nach Tor zu fahren, den abreisenden Schiffen am arabischen Ufer gar nicht zukam, sei es, daß sie absichtlich ihn umgehen wollten: kurz, eines schönen Tages erscheinen nicht weniger als acht Schiffe im Hafen von Koseir, vollgestopft von mehr als 800 halbverhungerten und verdursteten, größtentheils gänzlich mittellosen Menschen mit einer Menge Kranker. Der strenge Befehl der Regierung, umzukehren und nach Tor zu fahren, wird ihnen gemeldet. Bei dem schrecklichen Zustande der Passagiere muß indeß eine Frist gewährt werden, um ihnen den nöthigsten Mundvorrath auf die lange Reise, die bei den herrschenden Nordwinden drei und mehr Wochen in Anspruch nehmen könnte, zuzuführen. Aber die Pilger wollen nichts von Tor wissen, sie wollen hier bleiben. Ein Theil streckt die hagern Arme hülfeschreiend aus, ein anderer ergeht sich in lauten Drohungen und grimmigen Geberden; ein sieben Fuß hoher Riesenneger meint, seine Lanze schwingend, er genüge, um die ganze Stadt (2000 Einwohner) zu überwältigen. Die Brotvorräthe, die man bringt, werden keck ins Meer geworfen. Als man am andern Morgen den Schiffen ernstlich gebietet, abzufahren, dröhnt allgemeines Aufstandsgeschrei, die Pilger bemächtigen sich der Schiffsmannschaft, welche gehorchen will, prügeln die Capitäne, schneiden die Taue durch, einige lassen die Boote hinab, andere werfen sich ins Wasser und schwimmen dem Ufer zu. Doch am ganzen Strande sind bereits in geringen Zwischenräumen dreifache Wachen aufgestellt, bestehend aus Soldaten und Lastträgern. Die ans Ufer schwimmenden Pilger werden, trotz ihrer „Unreinheit" (sanitätlich gesprochen), sofort gebunden, geprügelt und zurückgeschickt. Man sieht indeß die Unmöglichkeit, 800 brotlose Pilger zu einer langen Seereise mittelst eines Häufleins Landsoldaten zu zwingen. Die Schießwaffen zu gebrauchen, scheint bedenklich, und wer könnte solche verzweifelte Menschen hindern, an einem der unbewohnten Scherms (Riffspalten oder Häfen) der Küste zu landen, zu Lande in die Stadt zurückzugehen oder gar unmittelbar durchs Gebirge ins Nilthal einzudringen, welche Erfahrung man schon öfters gemacht.

Es wird beschlossen, einen Eilboten (Dromedarreiter) abzuschicken, um der Regierung die Sachlage darzulegen. Dieser Beschluß gewährt den Pilgern Trost und Hoffnung, und sie verhalten sich wieder ruhig und geduldig auf ihren Schiffen. Aber die Hauptstadt ist weit. Es fehlt an Speise und Trank für die ungewohnte Uebervölkerung. Das Trinkwasser, das Tagereisen weit aus dem Gebirge in Schläuchen mit Kameelen geholt werden muß, kann nicht in der nöthigen Menge aufgetrieben werden, die Pilger müssen mit dem bittern Wasser der nahen Quellen getränkt werden, wie es nur die Aermsten der Stadt gewohnt sind. Das ruft jeden Tag neuen Aufstand hervor. Die gewöhnlichen Rationen von Zwieback genügen den verhungerten Menschen nicht, und die Zahl der Pilger steigert sich durch immer neu ankommende Schiffe, die bereits im Hafen eine stattliche Flotte bilden, auf 1300. Die Brotvorräthe gehen aus, und man muß schließlich als Brotsurrogat einen garstigen Gerstenstampf kochen. Die ganze Stadt ist fortwährend im Kriegszustand, Soldaten und Lastträger müssen Tag und Nacht Wache halten. Die Einwohner selbst, besonders die Schiffsbesitzer, zeigen immer lauter ihren Unwillen; schon murrt man laut, die Christen hätten all das Ungemach ersonnen, um die heilige Pilgrimschaft zu verhindern.

Endlich nach langen dreizehn Tagen (drei nur sind auf Rechnung des Dromedarboten für Hin- und Herritt auf dem vierundvierzigstündigen Wüstenwege zu setzen, die übrigen zehn auf Rechnung des Telegraphen, denn selbst der electrische Puls schlägt langsam in den Ländern des Islam) kommt die Botschaft, man solle die Pilger ans Land schaffen, unter Bedeckung und Abschließung ins Nilthal bringen, um daselbst in Bir-Amber die Quarantäne zu erstehen. Unter den obwaltenden Umständen ruft dieser Befehl großen Jubel hervor. Am Lande kann man erst recht Einsicht in das Elend nehmen. Wie hungrige Wölfe fallen die Pilger über den Kessel mit der Gerste her, jeder will zuerst haben; die Hiebe der Soldaten und Quarantänewächter helfen nichts. Als man Wasser bringt, stürzen Hunderte auf einmal auf den Wasserträger los und umringen ihn; viele halten die Hände oder den offenen Mund unter, um die beim Ausleeren der Schläuche herabfallenden Tropfen aufzuschlürfen. Trotz Strickbegrenzung ist von Quarantäne keine Rede mehr. Mehr denn 70 kranke Menschen, meist mit Dysenterie behaftet, liegen umher und verpesten die Luft mit ihren Auswurfstoffen. Dazu noch die stechende Sonne von oben und der brennende Sand unten. In einigen Tagen indeß können die Kameele beschafft, wenigstens die gesunden Pilger fortgebracht und Stadt und Schiffe gesäubert werden.

Die Quarantäne für die Schiffe wird zum Aerger der Schiffsbesitzer das ganze Jahr über beibehalten, während die Passagiere jedesmal in die Quarantäne von Bir Amber im Nilthal geleitet werden. Zur neuen Pilgersaison des nächsten Jahres 1867 wird von der Sanitätsinteudanz ein für alle Zeiten gültiges Quarantänegesetz für die Dauer der Pilgerzeit erlassen. Der erste Paragraph besagt, daß die Behörden nur solchen Leuten das Pilgern gestatten sollen, die genügende Mittel anweisen können. Das wird aber, wie es so vielen anderen Verordnungen, die nicht Steuern betreffen, geht, nicht beachtet. Die Zahl der gänzlich mittellosen ab- und zureisenden Pilger ist immer noch so groß, wie früher, ja man übertritt sogar officiell genannten Paragraphen, indem man den mittellosen Pilgern die zwei Piaster für das Sanitätsbillet, mit dem jeder aus ägyptischen Häfen ins Rothe Meer abfahrende Pilger und Passagier versehen sein muß, erläßt. Von Seite der Religion des Islam kann, wie die Schriftgelehrten gestehen, gegen die Verhinderung der Armen an der Pilgerschaft nichts eingewendet werden, da der Koran nur den Bemittelten das Pilgern gebietet. Nach Paragraph 2 des Reglements soll die Sanitätsbehörde jedes Hafens nur vollkommen gesunde Pilger abreisen lassen. Mit den von Arabien rückkehrenden Pilgern kommt freilich noch jedesmal eine große Anzahl Kranker, wenn auch nicht ansteckend Kranker, herbei. Die Kranken, die nicht gerade an der Pforte des Todes stehen, wollen sich nicht zurückhalten lassen, sie ziehen es vor, auf den Straßen, Schiffen oder in der Wüste zu sterben, als in den Hospitälern; sie haben Ver-

Digitized by Google

wandte und Genossen, wollen nicht allein zurückbleiben, und diese können und wollen hinwiederum nicht bei den Kranken verweilen, da ihre Geld- und Mundvorräthe am Ausgehen sind. Auch die Behörden selbst suchen so bald als möglich ihre Stadt zu säubern.

Die Ausstellung von Sanitätspatenten ist durch Artikel 4 geregelt; wo es keine ständige Sanitätsbehörde giebt, macht die Regierungsbehörde die gehörigen Angaben. Von Leuten, wie Beduinen und Perlfischern, die von irgend einem unbedeutenden Punkte der Küste herkommen, ist freilich kein Patent zu erwarten. Die von fern her in das Rothe Meer einlaufenden Schiffe haben sich einer sanitätlichen Untersuchung an einem Hafen des Eingangs, und im Fall eines Verdachts einer funfzehntägigen Quarantäne in Massoua zu unterwerfen. Wer keine Papiere von dorther aufweisen kann, soll von den anderen Häfen unerbittlich zurückgewiesen werden. Näheres wissen wir nicht, sind aber geneigt, an der Ausführung dieser Maßregeln zu zweifeln, wenigstens für europäische Schiffe. Sollte die Cholera in Arabien ausbrechen, so müssen die an die ägyptische Küste sich begebenden Schiffe eine Beobachtungsquarantäne von sieben Tagen in Tor durchmachen. Würde sich während dieser Zeit an den Quarantenären Cholera zeigen, so soll das Schiff nach Wudj (Wudsch), einem noch zu Aegypten gehörigen Städtchen an der Ostküste, zurückgeschickt werden, um wiederum funfzehn Tage Quarantäne zu halten, die bei jedem Cholerafall von Neuem zu beginnen habe. Von einem gänzlichen Abschneiden der Pilger von dem Seeweg ist also hier nicht mehr die Rede. Dagegen figurirt hier wiederum das für Schiffe, die noch anderen Orten, als Suez, bestimmt sind, so abgelegene Tor. Für die z. B. nach Koseir bestimmten müßte offenbar das nähere gegenüberliegende Wudj als Beobachtungs- und Quarantänestation gewählt werden, welchen Ort ohnedem jedes von Hedschas nach Koseir fahrende Schiff passirt. Die Landkarawane der rückkehrenden Pilger wird, und das geschieht jetzt jedes Jahr, in Wudj einer ärztlichen Musterung unterzogen. Im Fall des Ausbruchs der Cholera aber oder verdächtiger Symptome soll die ganze Karawane daselbst (einem mit gutem Trinkwasser versehenen Orte) 15 Tage in Quarantäne bleiben. Endlich sind während der ganzen Dauer der Pilgerschaft, und dies geschieht ebenfalls noch jedes Jahr, sämmtliche Schiffe, woher sie auch kommen mögen, von der asiatischen oder afrikanischen Seite, also selbst von Suez, an jedem Hafenplatze, wo ein Quarantäneamt ist, einer Beobachtungsquarantäne von fünf Tagen unterworfen, selbst wenn sie „reines Patent“ aufweisen können.

Glücklicherweise ist man von der Quarantäne in Bir-Amber, einem an der Grenze des Nilthals gegen die Ostwüste gelegenen Orte, von dem oben schon die Rede war, zurückgekommen. Eine in der offenen Quarantäne daselbst etwa ausbrechende Epidemie wird nicht innerhalb der abgrenzenden Strecke gebannt werden können, und sich rasch auf die nahe dichte Bevölkerung des Nilthals verbreiten. Eine strenge Abschließung einer wondernden Quarantäne (vom Seehafen bis zu genanntem Orte) auf einer offenen Verkehrsstraße ist trotz der strengsten Maßregeln, trotz der begleitenden Soldaten und Quarantänewächter nicht durchzuführen. Statt zur Bequemlichkeit für die Pilger zu dienen, was man glaubte, wird sie diesen in hohem Grade lästig. Denn sie müssen jetzt zwei Quarantänen durchmachen; in der Hafenstadt müssen sie immer einige Tage eingezäunt verweilen, bis die Kameele sich finden, die Zollgeschäfte abgemacht sind, das zeitraubende Aufschreiben Mann für Mann fertig ist. Man braucht viele Soldaten und Wächter zur Begleitung der Karawane, und eben solche an den zwei Quarantänestationen. Also doppelte Mühe und doppelte Kosten. Zur Prüfung dieser Verhältnisse ward seiner Zeit eine eigene Commission nach Koseir gesandt. Sie entschied sich für Bir-Amber, da damals die Wüstenstadt an großem Wassermangel aus verschiedenen Gründen litt, aber die Verhältnisse haben sich so geändert, daß von dieser Seite nichts mehr einzuwenden ist. Ein solcher Mangel ist nur zu befürchten, wenn, wie in den oben geschilderten Tagen, eine große Menschenmenge zugleich und plötzlich sich ansammelt. Der beste Quarantäneplatz aber ist und bleibt Wudj, und es muß darauf gedrungen werden, daß dieses im Fall eines Ausbruchs der Seuche für die noch Koseir bestimmten Schiffe als Quarantänestation gewählt werde und Tor für die Suezfahrer.

Wir waren etwas weitläufig in der Erzählung dieser scheinbar localen Dinge, aber heutzutage interessirt sich die cholerogeängstigte Welt gewiß für die Zustände an den Pforten dieser Seuche.

Werden nun durch alle diese wichtigen Maßregeln künftig die Cholera und ähnliche Krankheiten zurückgehalten werden können? Wenn die Cholera rein contagiös wäre, wie etwa die Pocken, wenn man will, so wäre die Möglichkeit nicht zu bestreiten. Wie sollen aber die ansteckenden Ausdünstungen und Excrete der Kranken von den Bediensteten der Quarantäne, den Aerzten, Wärtern und all den vielen Personen, die in der Nähe der Quarantäne zu schaffen haben, abgehalten werden? Wie ist ein noch anscheinend gesunder, an Choleradiarrhöe leidender Mensch, der bekanntlich ebenso, wie einer mit entwickelter Cholera anstecken kann, zu entdecken? Ob ein logo artis eingeräucherter und durchstochener Zettel und Brief ganz unverdächtig ist? Und dazu die gemüthliche Nachlässigkeit, die Bestechlichkeit und der Widerwille der Eingeborenen (der Aerzte eingeschlossen) gegen Quarantäne, welche sich mit fatalistischen Ansichten nicht vereinigen läßt! Wichtiger und hoffnungsreicher ist gewiß die Idee, die den obigen Maßregeln zu Grunde zu liegen scheint, den Gang der kranken und verdächtigen Menschen aufzuhalten und durch zahlreiche Hindernisse und Dämme die Krankheitskeime nach und nach zu ersticken.

Die Quarantäne ist ein Opfer des Einzelnen für das Ganze; er muß sich schuldlos tage- und wochenlang einsperren lassen, wichtige Vortheile können ihm durch den Zeitverlust entgehen, und zu alle dem muß er seine Gefangenschaft noch mit schwerem Gelde bezahlen.

Dem Handel und der Schifffahrt werden große Verluste zugefügt durch die ungeheure Belastung mit Quarantänesporteln; viele Schiffe verlieren den Gewinn ihrer Reise durch eine einzige Quarantäne, die gegen hundert Franken kostet. Man sagt wohl, die Quarantäne mache viele Auslagen; aber warum sollen die Bürger des Vorlandes, das man zu schützen sucht, frei bleiben, und die so schon genug geplagten Reisenden und Schiffer auch noch die Kosten tragen? Eine Umlage der Quarantänekosten auf das ganze Land würde für den Einzelnen ein Minimum betragen. Durch den Wegfall der Quarantänesporteln würde auch mancher Anlaß zur Bestechung gehoben und die Ausführung der Quarantäne stricter. So aber wird die Quarantäne vom Volke durchgängig als ein bloßes Steuer- und Plackereiinstitut angesehen, und an einen wirklichen Nutzen zur Abhaltung von Seuchen will Niemand glauben.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Die Räuber in Griechenland.

Wir kannten die Abscheulichkeiten, welche im April von den Räubern bei Marathon verübt worden sind, unerwähnt lassen, weil alle Tagblätter über dieselben eingehend berichtet haben. Den folgenden Mittheilungen, welche die polnische „Lemberger Zeitung" enthielt, wollen wir jedoch einen Platz einräumen, weil sie kennzeichnend für die hellenischen Verhältnisse sind. Die Briganten recrutiren sich zumeist aus den Hirten, welche am Hymettus und am Pentelicus umherziehen. Viele haben sich als Soldaten im griechischen Heere zu ihrem Berufe vorbereitet, unterhalten auch Verbindungen mit ihren Cameraden, sie haben unter den Bewohnern Athens Freunde, und sogenannte Edelleute sind ihre Patrone. Solch ein Schutzherr eines Briganten wird von demselben auch wohl zum Gevatterstehen eingeladen, und er wird eine solche Ehre gewiß nicht abweisen. Das Landgut eines solchen Edeln wird von den Räubern nicht angetastet.

Die „fürstliche" Familie Souza ist bei jenen Biedermännern ungemein beliebt und „Fürst" Demetrius Santza hat bei ungefähr 60 Brigantenkindern Gevatter gestanden. Als er einst in der Nähe von Athen auf der Jagd war, schickten ihm die Räuber eine Deputation und luden ihn zur Hochzeit eines ihrer Bande, Namens Andrea, ein, und er ging mit. Sie führten ihn in einen abgelegenen Theil des Gebirges, wo Andrea ihm die Braut vorstellte. Diese hatte nach Landessitte drei Tage in einer aus Zweigen aufgeführten Hütte gesessen, in welcher nur Frauen Zutritt haben. Jetzt nahm ihr in Gegenwart des Santzo der Bräutigam Andrea den Schleier ab; sie küßte dem Fürsten die Stirn und lud ihn zum Hochzeitsschmaus ein.

Nun tafelte Santzo mit den Briganten; die Speisen wurden in silbernen Schüsseln aufgetragen, der Wein wurde aus goldenen oder doch vergoldeten Bechern getrunken, und der Fürst blieb bis zum Abend bei seinen Freunden. Einige Zeit nachher verübte jener Andrea so manche Unthaten, daß die Regierung einen Preis von 1000 Drachmen auf seinen Kopf setzte; aber kein Bauer wagte es, ihn zu verrathen. Das Ministerium gab Santzos, welcher Offizier war, Befehl, mit einer Abtheilung Soldaten auszurücken und Andrea einzufangen; der Fürst erklärte jedoch, er wolle lieber den Abschied nehmen, denn wenn er gegen die Briganten ausrücke, würden sie Rache an seiner Familie nehmen. Nun wurde der Befehl einem andern Offizier übertragen, der jedoch nichts ausrichtete. Am Ende wurde Souzos von der Regierung beauftragt, mit Andrea und dessen Spießgesellen zu unterhandeln; sie hatten erklärt, sich mit keinem andern Mann einlassen zu wollen als mit Souza, der ihr Vertrauen besitze. Auch Georg, König des glücklichen Hellenenvolkes, hat nicht umhingekannt, dieser Abtheilung seiner braven Unterthanen seine Huldigung darzubringen. Als er im Jahre 1869 eine Rundreise durch sein Gebiet unternahm, waren die Angehörigen einer Räuberbande, an deren Spitze die Frau Kara Janina (das schwarze Hannchen) steht, so gütig, ihrem Souverän in Corpore die Aufwartung zu machen. Das schwarze Hannchen ritt bis dicht an Seine Majestät hinan und bat ihn, vom Sattel herab sich nach ihr hinzuneigen, damit sie ihm einen Kuß auf die Stirn geben könne. Dann wünschte sie ihm glückliche Reise und empfahl ihre „Kinder", d. h. die Räuberbande, seinem Wohlwollen. — So patriarchalische Auftritte sind zugleich rührend und erbaulich; das geht Alles so hübsch naiv zu bei Gräko-Arnauto-Walacho-Slaven, welche sich Hellenen nennen lassen. Weshalb ist Jakob Philipp Fallmerayer nicht mehr unter den Lebenden? Gerade jetzt fände er Stoff in Menge für seine prächtige Feder.

Zu den Polarfahrten.

Dem norwegischen Schiffscapitän Edv. H. Johannesen, von dessen glücklichem Vordringen in den arktischen Gewässern wir unlängst berichteten, ist von der schwedischen Akademie der Wissenschaften die silberne Medaille verliehen worden, nachdem er derselben auf Professor Nordenskiöld's Veranlassung einen Bericht seiner aarjährigen Reise eingesandt hatte. Heer Johannesen wird demnächst eine zweite Reise antreten, die wiederum Nowaja Semlja und den Karischen Golf zum Ziel hat; doch wird er diesmal, wenn er das Meer so frei von Eis findet wie voriges Jahr, seine Reise weiter nach Norden und nach Osten ausdehnen, woran er sich im verwichenen Sommer wegen Mangels an Proviant verhindert sah.

Der Telegraph zwischen England und Indien. Die „Telegraph Construction Company", hat bekanntlich während des verflossenen Winters ein unterseeisches Telegraphenkabel von 3600 Miles Länge zwischen Bombay und Aegypten gelegt. Dasselbe schloß an die Telegraphen im Mittelländischen Meere an nach Sicilien. Von dieser Insel aus fanden aber nicht selten Unterbrechungen im Dienste aber unangenehme Verzögerungen statt. Um eine von jeder Controle eines europäischen Staates möglichst freie Telegraphenverbindung herzustellen, ist nun im Mai ein Kabel über Malta, Gibraltar und Lissabon nach Falmouth gelegt worden; der Dropt hat ein Gewicht von 5730 Tonnen (114,600 Centner).

Gold in Sibirien. Im östlichen Sibirien sind nach Angaben des „Regierungs-Anzeigers" im Jahre 1869 aus den Privatgoldgruben 1390 Pud 31 Pfd. 65 Solotnik 69¼ Doli Gold gewonnen worden. Also 356 Pud 1 Pf. 29 Sol. 24 Doli mehr als im vorigen Jahre. In den Goldgruben des Cabinets des Kaisers im Nertschinskischen Kreise wurden 137 Pud 21 Pfd. 83 Sol. 5 Doli gewonnen; 15 Pud 16 Pfd. 11 Sol. 48 Doli weniger als im Jahre 1868. In den Nertschinskischen Schmelzhütten, die zum Cabinete des Kaisers gehören, sind geschmolzen worden: 32 Pud 36 Pfd. 93 Sol. Silber und 4013 Pud 83 Pfd. 72 Sol. Blei.

* * *

— Bei den in Aussicht stehenden internationalen Industrieausstellungen beabsichtigt ein Schwede, Namens Fahnehjelm, Modelle von den Schulstuben der schwedischen Landschulen mit Büchern, Karten, Apparaten, Stühlen und Tischen ꝛc. auszustellen, und scheint dieses Vorhaben von der Regierung unterstützt zu werden.

— Unter den Negern in Tennessee ist der Glaube an Zauberei und Behextsein allgemein verbreitet. Ganz vor Kurzem brachen sechs Schwarze in Hawkins County in ein Haus ein, schleppten einen jungen weißen Mann mit Gewalt fort und gaben ihm 600 Peitschenhiebe. Der Unglückliche ist mit dem Leben davon gekommen, die Neger aber entschuldigten die Missethat damit, daß jener weiße Mann sie behext habe!

Inhalt: Mittheilungen aus Japan. Mit fünf Abbildungen. (Schluß.) — Gold in den Alluviallagern der Lappmarken. — Hayward und Shaw in Ostturkestan. Von Hermann Bambery. — Neuester Bericht über die Chatham-Insulaner (Marioris). — Die Cholera-Quarantäne. Schilderungen aus den Jahren 1865 und 1866 zu Kaferr am Rothen Meere. Von Dr. C. B. Klunzinger. — Aus allen Erdtheilen: Die Räuber in Griechenland. — Zu den Polarfahrten. — Der Telegraph zwischen England und Indien. — Gold in Sibirien. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Spezialkarte zur Statistik der Norddeutschen Garnisonen und Landwehrbezirke

mit specieller Eintheilung in Armeecorps, Divisionen, Brigaden, Landwehrregimenter und Landwehrbataillone nebst Angabe der Servisclassen.

Verzeichnet sind ferner sämmtliche Eisenbahnlinien und sonstige Transportwege, Einwohnerzahlen der mit Militär belegten Städte und Ortschaften ꝛc. ꝛc. Ein Hauptvorzug dieser Karte liegt darin, daß die Militärgattungen: Infanterie, Cavallerie und Artillerie durch schwarzen, rothen und blauen Druck der Schrift besonders gekennzeichnet sind. In gleicher Weise sind die Regimentsnummern mit rothen arabischen Ziffern, hingegen die Bataillonsnummern mit römischen schwarzen Ziffern bezeichnet. Alle übrigen Zeichen sind ebenfalls hervorstechend gewählt und wurde somit das massenhafte statistische Material in der übersichtlichsten Weise dargestellt.

Entworfen und gezeichnet von **Th. Schade**, königl. preuß. Artillerielieutenant a. D. Größe: $^{90}/_{80}$ Centimeter. In sechsfachem Farbendruck. Preis $2^{2}/_{3}$ Thlr.

Gera, im Mai 1870. **Issleib & Rietzschel.**

Neue interessante Erscheinung!

Soeben erschien im unterzeichneten Verlage und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Dalmatien und seine Inselwelt

nebst Wanderungen duech die Schwarzen Berge.

Von **Heinrich Noë.**

30 Bogen 8. In illustr. Umschlag geheftet.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr. = 3 fl. ö. W.

In diesem Buche entwirft der Verfasser in seiner bekannten Weise ein farbenreiches Bild des seltsamen Landes, welches man eine „Schweiz im Meere" nennt und das dem Verständniß unseres Publikums bis zu den neuesten Ereignissen herab unbekannt geblieben ist. Diese lebendige Schilderung des südlichen Küstenlandes verdient die allgemeinste Aufmerksamkeit.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Bei **Palm & Enke** in Erlangen sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Botanische Werke u. Gartenbücher:

Berger, E., die Bestimmung der Gartenpflanzen auf systematischem Wege, eine Anleitung, leicht und sicher die unterscheidenden Merkmale der in Gärten, Gewächshäusern und Anlagen vorkommenden Gewächse zu finden. 1. Lieferung. 24 Ngr. oder 1 fl. 20 kr. rhn.

Dasselbe Werk complet 4 Thlr. oder 6 fl. 40 kr. rhn.

Lindley, Prof. J., Theorie der Gartenkunde oder Versuch, die vornehmsten Operationen beim Gartenbau nach physiol. Grundsätzen zu erklären. Uebersetzt mit Anmerk. v. Prof. Treviranus 1 Thlr. 15 Ngr. oder 2 fl. 24 kr. rhn.

Schnizlein, Prof. Dr., Analysen zu den natürlichen Ordnungen der Gewächse. Phanerogamen in einem Atlas von 70 Foliotafeln mit 2500 Figuren mit Textheft. 1. Lieferung. 12 Ngr. oder 42 kr. rhn.

Dasselbe Werk complet 4 Thlr. oder 7 fl. rhn.

Schnizlein, Prof. Dr., die Farnpflanzen der Gewächshäuser. Eine Anleitung zur syst. Bestimmung der vorzüglichsten ausländischen Arten dieser Familie. 8 Ngr. oder 28 kr. rhn.

————, Uebersichten zum Studium der systematischen und angewandten, bes. d. mediz.-pharm. Botanik. Zum Gebrauch bei Vorlesungen u. Repetitionen. 12 Ngr. oder 40 kr. rhn.

Wittstein, Dr. G. C., etymologisch-botanisches Handwörterbuch. Mit zahlreichen biographischen und liter. Notizen. 4 Thlr. 10 Ngr. der 7 fl. 30 kr.

Schriften erbauender und veredelnder Tendenz

zu Festgeschenken wie auch als Prämienbücher geeignet:

Ebersberg, Prof., das Feiertagebuch. 16 Ngr. oder 1 fl. rhn.

Schubert, Dr. G. H. v., Erzählungen. 4 Bde. 6 Thlr. 6 Ngr. oder 9 fl. 45 kr. rhn.

————, kleine Erzählungen für die Jugend. 2 Bände à 24 Ngr. oder 1 fl. 24 kr. rhn.

————, Erwerb aus einem vergangenen und Erwartungen von einem zukünftigen Leben. 3 Bände. 6 Thlr. 18 Ngr. oder 11 fl. 48 kr. rhn.

————, meine Jugendgeschichte. 1 Thlr. 18 Ngr. oder 2 fl. 48 kr. rhn.

————, Reise ins Morgenland. 3 Bände. 7 Thlr. 21 Ngr. oder 12 fl. 21 kr. rhn.

————, vermischte Schriften. 2 Bände. 2 Thlr. 20 Ngr. oder 4 fl. 24 kr. rhn.

————, Schwartz der Sandbote des Evangeliums in Indien. 12 Ngr. oder 40 kr. rhn.

————, Seebilder. 1 Thlr. 18 Ngr. oder 2 fl. 30 kr.

————, Spiegel der Natur. 2. Auflage. 1 Thlr. 4 Ngr. oder 1 fl. 48 kr. rhn.

Länder- und Völkerkunde:

Schubert, Dr. G. H. v., Reise durch Frankreich und Italien. 2. Auflage. 2 Bde. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. rhn.

————, Wanderbüchlein nach Salzburg, Tirol etc. 3. Aufl. 1 Thlr. 9 Ngr. oder 2 fl. rhn.

Ungewitter, Dr. F. H., der Welttheil Australien. 2 Thlr. 16 Ngr. oder 4 fl. 24 kr. rhn.

————, die Türkei. 1 Thlr. 10 Ngr. oder 2 fl. 20 kr. rhn.

Im Verlage von **Oskar Leiner** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Orientalische Reise-Bilder.

Andeutungen und Anleitungen

um

in kurzer Zeit und für wenig Geld recht viel Orientalisches kennen zu lernen

von

Dr. Theodor Schuchardt.

Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese aus eigener Anschauung mit Gemüth und Wahrheit geschriebenen **Reisebilder** sind von den namhaftesten Autoritäten als ein treuer Rathgeber und Führer für Alle, welche den Orient besuchen wollen, anerkannt worden und können außerdem jedem Freunde der Reiseliteratur als eine höchst anziehende und belehrende Lectüre empfohlen werden.

Digitized by Google

Für Inserenten.

Die Hallische Zeitung im G. Schwetschke'schen Verlage, (Hallischer Courier)

das gelesenste Blatt im Regierungsbezirke Merseburg, und vielfach verbreitet in Sachsen, Anhalt und den gesammten Thüringischen Ländern, gewährt bei einer Auflage von gegen 5500 Exemplaren, Bekanntmachungen aller Art eine wirksame Verbreitung unter allen Ständen.

Einrückungsgebühren für die dreigespaltene Corpuszeile oder deren Raum 1½ Silbergroschen.
Für die zweigespaltene Petit-Zeile vor dem gewöhnlichen Inseratentheil 3 Sgr.

Dr. Thomassen gegen das Concil!

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Thätigkeit des ökumenischen Concils zu Rom.

Beleuchtet vom Standpunkte der Vernunft und der Wissenschaft

von Dr. J. H. Thomassen.

Motto: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Erste Abtheilung:

Die Thätigkeit des Concils in den beiden ersten Monaten seiner Existenz.

8. Eleg. brosch. Preis 12 Ngr. = 42 Kreuzer rh.

Gewissermaßen als praktische Weiterführung seines anerkannt bedeutenden Buches: „Bibel und Natur", unternimmt es der Verfasser in obiger Schrift das Concil Schritt vor Schritt zu begleiten, so wie dessen Berathungen und Beschlüsse vom Standpunkte der menschlichen Vernunft aus, ohne Furcht und ohne Haß zu beleuchten. Trotz des tiefen Geheimnisses, mit welchem die ökumenische Kirchenversammlung ihre Thätigkeit zu umhüllen strebt, stand dem Verfasser mehr als hinreichendes Material zu Gebote, um unter Anwendung der Grundsätze des logischen Denkens zu unangreifbaren Ergebnissen zu gelangen.

Verlag von **Eduard Heinrich Mayer** in Leipzig.

Ueber den Fortschritt in der Paläontologie,

Vortrag von Prof. Huxley, wird in der 2 Bogen starken Nummer 15 des Wochenblattes: **Der Naturforscher** (Verlag von Ferd. Dummler's Verlagsbuchhandlung in Berlin) veröffentlicht. Preis dieser Nummer 5 Sgr.

Einladung zum Abonnement.

Das Neue Blatt.

Ein illustrirtes Familien-Journal.

Redacteur: **Paul Lindau.**

Erscheint wöchentlich in Nummern von 16 Hoch-Quart-Seiten und kostet die Nummer nur

1 Sgr.

Das Neue Blatt ist das reichhaltigste, vielseitigste und dabei billigste

deutsche Familienblatt.

Zu seinen Mitarbeitern zählt es die hervorragendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands.

Programm.

Ein neues Blatt? Was will das Blatt,
Dies „Neue Blatt" noch heute,
Wo überdrüßig und übersatt
Vom vielen Lesen die Leute?

Das „Neue Blatt", das heraus sich wagt
Im stürmischen Herbstwetter,
Es ist kein Blatt, das zittert und zagt,
Wie andere hektische Blätter.

Es ist kein Blatt, das sich um's Wohl
Des Volks mit Pathos härmet,
Und Euch den alten Sauerkohl
Auf's neue täglich wärmet.

Es kommt nicht, wie so mancher Schelm,
Mit heuchlerischen Mienen,
Und sagt, es wolle nicht dem Helm
Und nicht dem Schwargrock dienen.

Es braucht nicht, wie der Schelm es muß,
In seines Mantels Falten
Die Krallen und den Pferdefuß
Sorgsam versteckt zu halten.

Es klopft an Eure Thüren frei
In blühendem Jugendmuthe
Und bietet in lustigem Allerlei
Das Edle, das Schöne, das Gute.

Und ohne Furcht erklärt es Krieg
Der Lüge und dem Schlechten
Und wirbt um nichts als um den Sieg
Des Schönen, des Guten und Echten.

Und trifft es unter Alt und Jung
Auf eingebildete Narren,
So wird es zu Eurer Belustigung
Euch gezogen ihre Snarren.

Stets unerschrocken, frei und wahr,
Und lustig wird es kommen.
Denn sei es heut und immerdar
Gastfreundlich aufgenommen.

Abonnementspreis pränum. pr. Quartal, also für 13 Nummern

12½ Sgr.

Alle Buchhandlungen wird man geneigt finden, die Besorgung zu vermitteln. Erste Nummern sind bei allen Buchhandlungen und Bezugsstellen vorräthig und zur Ansicht zu bekommen.

Die Verlagshandlung von A. H. Payne in Leipzig.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Spectralanalyse,

gemeinfaßlich dargestellt von **Dr. J. Lorscheid,** Lehrer an der Real- und Gewerbeschule zu Münster. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage, mit einem Originalberichte des auf dem Gebiete der Steernkunde rühmlichst bekannten Gelehrten P. Secchi in Rom über die Ergebnisse der spectral-analytischen Untersuchungen der Astronomie, sowie mit 51 in den Text eingedruckten Abbildungen und 7 Tafeln, von denen 5 in Farbendruck. Geh. 1 Thlr.

Münster, April 1870.

Aschendorff'sche Buchhandlung.

Haller'sche Verlagshandlung in Bern.

Der Tödi-Rusein und die **Excursion nach Obersandalp.**

Beschreibung der am 30. Juli 1861 von Stachelberg aus unternommenen Ersteigung. Von Dr. Theodor Simler. Mit 2 Ansichten in Farbendruck, einem Croquis und zwei Profilen. Preis 1 Thlr.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig**

Deutsche Vierteljahrsschrift

für

öffentliche Gesundheitspflege.

Herausgegeben von der zu Dresden durch die Section für öffentliche Gesundheitspflege in der 42. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gewählten Commission: Dr. **Göttisheim** in Basel, Baurath **Hobrecht** in Berlin, Professor Dr. **C. Reclam** in Leipzig, Dr. **G. Varrentrapp** in Frankfurt a. M., Dr. **Wasserfuhr** in Stettin.

Redigirt von Prof. Dr. med. **Carl Reclam.**

Mit in den Text eingedruckten Holzstichen und beigelegten Lithographieen. Royal-Octav. Fein Velinpapier. geh.

Erschienen ist: Erstes Band. Erstes Heft. Preis 1 Thlr.

Zweites Heft (mit 4 Tafeln). Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Drittes Heft. Preis 1 Thlr.

Viertes Heft (Schluss des ersten Bandes). Preis 1 Thlr.

Digitized by Google

Empfehlenswerthe Schulbücher

für höhere Lehranstalten, insbesondere füe Real- und höhere Tochterschulen, sowie für kaufmännische Fortbildungsschulen.

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Traut, Dr. H. Th., Lehebuch der Deutschen Sprache, enthaltend eine systematische Grammatik mit classischen Beispielen und praktischen Uebungsaufgaben an reinen Sprachstücken. Für hohere Schulen, insbesondere Fortbildungsanstalten. gr. 8. geh. à 24 Sgr.

(Von vielen empfehlenden Recensionen nur folgende aus dem österreichischen pädagogischen Centralblatt: „Eine mit vielen gutgewählten Aufgaben durchwebene Sprachlehre, die wir als eine durchaus tuchtige Arbeit empfehlen. Sehr gut ist namentlich die angefugte Metrik.“)

Ulrich, Dr. W., praktische Vorbereitung für das Französische Comptoir, zum Selbstunterrichte, sowie füe Handelsschulen und Comptoirs von Kaufleuten und Gewerbetreibenden. 8. geh. à 15 Sgr.

(Bereits in verschiedenen Handelsschulen eingefuhrt.)

Ulrich, Dr. W., Der Französische Comptoirist oder Deutsch-Französisches Correspondenz- und Waaren-Lexikon füe den Handels- und Gewerbstand, enthaltend die gebräuchlichsten Wendungen der französischen Geschäftscorrespondenz, sowie die technischen Ausdrucke der Industrie, des Eisenbahn- und Seewesens und insbesondere der Waarenkunde. gr. 8. geh à 1 Thlr. 10 Sgr.

(Das obige Werk, welches für jeden Handlungsbeflissenen, der irgendwie, sei es als lernender oder schon geubter praktischer Kaufmann, mit französischer Correspondenz in Berührung steht, ein werthvolles Hülfsbuch ist, dient zu gleicher Zeit als Supplementlexikon zu jedem französischen Wörterbuch.)

Zimmermann, Dr. J. W., Lehrbuch der Englischen Sprache, enthaltend eine methodische Elementarstufe auf der Grundlage der Aussprache und einen systematischen Cursus. **Vierzehnte** Auflage. gr. 8. geh. à 20 Sgr.

(Von der Westphälischen Directoren-Conferenz 1867 ist dieses Lehrbuch vor allen andern als dasjenige bezeichnet worden, welches den in den Berathungen für nothig erkannten Anforderungen an einen zeitgemäßen Unterricht in Realschulen bis Secunda Rechnung trägt.)

— — Grammatik der Englischen Sprache. Ein Lehrbuch mit vielen Beispielen und Uebungsstücken füe den Unterricht in höheren Lehranstalten. Zweite unveränderte Auflage gr. 8. geh. à 24 Sgr.

(Dient dem Bedürfniß für Secunda und Prima der Realschulen ꝛc.)

— — Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Englische. Ein Hülfsbuch beim Gebrauch der Grammatik der englischen Sprache für hohere Lehranstalten. gr. 8.

Erste Stufe. geh. à 10 Sgr.
Zweite Stufe. geh. à 15 Sgr.

Kobert, E., poetical gleanings. A selection of english poems for schools and private families. A. u. d. Titel: Poetische Aehrenlese. Eine Auswahl englischer Gedichte für Schule und Haus. 8. geh. à 10 Sgr.

Schröder, Dr. J. F., Das Wiederaufblühen der classischen Studien in Deutschland im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts und welche Männer es befördert haben. Besonders für das Privatstudium der Schüler der oberen Gymnasialclassen und der Studirenden. gr. 8. geh. à 1 Thlr. 6 Sgr.

Halle. **G. Schwetschke'scher Verlag.**

Im Verlage von **Jos. Pock** in Graz erscheint und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter für **20 Sgr.** oder **1 fl.** vierteljährig zu beziehen:

„Sirius“

Zeitschrift für populäre Astronomie.

Herausgegeben von **Rudolf Falb.**

Diese Zeitschrift bezweckt, allen jenen Freunden des Sternenhimmels, welche ohne eine tiefere astronomische Ausbildung anzustreben, doch über den wundervollen Bau des Weltalls und der Schönheit des Firmamentes näher unterrichtet werden wollen, die hiezu nöthigen Behelfe an die Hand zu geben. Zugleich ist durch die stehende Rubrik: „Aufschlüsse“ ein reger Verkehr der Redaction mit den Abonnenten angebahnt, dessen Zweckmäßigkeit durch viele an den Herausgeber eingelaufene Danksagungsschreiben hinreichend constatiet ist. Der Text wird durch viele und elegant ausgeführte **artistische Beilagen**, wie **Sternenbilder, Mondlandschaften** ꝛc. passend illustrirt.

In alle Musikfreunde

ergeht hiermit die ergebenste Einladung zum

Abonnement auf

Die Tonhalle.

Organ für Musikfreunde.

Mit Illustrationen.

Abonnementspreis jährlich nur 2 Thlr.

Bei directer Franco-Zusendung unter Kreuzband ist der Preis für Deutschland und Oesterreich incl. Ungarn

Thlr. 3. praenum. für den ganzen Jahrgang.

Da mit dem 1. Januar 1870 ein neuer Jahrgang der TONHALLE begonnen hat, so ist jetzt

die günstigste Zeit

zum Abonnement, welches bei jeder Buchhandlung und Post-Anstalt anzubringen ist, wenn nicht directe Zusendung vorgezogen wird. Jede Woche erscheint eine Nummer, umfassend

16 Seiten des größten Octav-Formats.

Vermöge des belehrenden Theils ihres Inhalts und der dieser Zeitschrift eigenen

PORTRAIT-GALERIE

hat die TONHALLE auch einen bleibenden Werth, was angesichts des billigen Preises wohl wesentlich mit zum Abonnementsbeitritt ermuntern dürfte.

Die Verlagsbuchhandlung von A. H. Payne in Leipzig.

Soeben erschien und ist in den Buchhandlungen vorräthig:

Mittheilungen über Jugendschriften

an **Eltern, Lehrer** und **Bibliothekvorstände**

herausgegeben von der

Jugendschriften-Commission des schweiz. Lehrervereins.

Erstes Heft. Elegant geh. Preis 9 Ngr. = 30 Kr.

Für Kinder nur das Beste gut genug.

Bei der Ueberproduction von Jugendschriften wird eine gewissenhafte Prüfung unter vielfach inhaltlosen und oft sogar verderblichen Schriften und eine Empfehlung wirklich gediegener und werthvoller Werke für die Jugend, wie solche hier geboten, allen für das geistige Wohl ihrer Kinder besorgten Eltern und Lehrern gewiß sehr willkommen sein.

H. R. Sauerländer's
Verlagsbuchhandlung in **Aarau.**

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.

Allgemeine Stimmbildungslehre

für

Gesang und Rede

mit

anatomisch physiologischer Begründung

dargestellt von

G. Gottfried Weiss.

Mit in den Text eingedruckten Holzstichen.

gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Handbuch

der allgemeinen Himmelsbeschreibung

vom Standpunkte der kosmischen Weltanschauung

dargestellt von

Hermann J. Klein.

Das Sonnensystem,

nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft.

Mit drei Tafeln Abbildungen. gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr.

Digitized by Google

Bei J. Bädeker in Iserlohn erschien in siebenter Auflage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das beliebte praktische

Gartenbuch

von

Henriette Davidis.

Der Küchen- und Blumen-Garten für Hausfrauen.

Praktische Anleitung zur möglichst vortheilhaften Cultur der bekannten Gewächse für Küche und Keller.

Nach den Monaten geordnet

nebst

Anleitung zur Cultur des Blumen-Gartens.

Auf eigene und langjährige Erfahrungen praktischer Gartenfreunde gegründet.

Preis geh. 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Name der Verfasserin, die Zahl der Auflagen, sowie die äußerst günstigen Urtheile anerkannt praktischer Gärtner und bedeutender Zeitschriften empfehlen dasselbe allen Hausfrauen und Gartenbesitzern und machen es zu einem nützlichen Rathgeber für jede Hausfrau.

Im Verlage von Oskar Leiner in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig van Beethoven.

Ein dramatisches Charakter-Bild in 4 Aufzügen.

Mit einem Epilog

zur Feier von Beethoven's hundertjährigem Geburtstage am 16. December 1870.

Von einem Bonner.

„Jubelschrift."

7¼ Bogen 8. Eleg. broschirt. Preis 25 Sgr.

Am 16. December 1770 wurde zu Bonn unser großer Meister Beethoven geboren, und rüstet man sich schon jetzt aller Orten diesen Tag in d. J. festlich zu begehen. Der Autor obigen Werkes, dessen Feder sich auf dem dramatischen Felde schon oft bewährte, hat, wie alle Musikfreunde, dem großen Genius eine entschiedene Vorliebe gewidmet, und es sich zur Aufgabe gemacht, zu dieser Feier ein Drama aus dem bedeutungsvollen Jahre 1792 zu verfassen. Er hat diese schwierige Arbeit auch in vollendeter Weise gelöst, und schildert uns in vier spannenden Aufzügen den schweren Kampf Beethoven's, mit welchem er sich während der **großen Ereignisse jener Zeit**, dem Einfall der Franzosen in Deutschland, von Bonn fortriß und seiner großen Bestimmung zu, nach Wien ging. Dabei blieb der Verfasser der Biographie treu, seine Sprache in Prosa ist rein und edel, des großen Meisters Charakter entsprechend. Dem Drama ist ein poetischer Epilog zur Apotheosirung des Gefeierten beigegeben, welcher für die Säcularfeier bestimmt ist, während das Drama selbst für alle Zeiten gelten soll, und hoffen wir, daß ihm auf der deutschen Bühne, neben anderen ernstigen Dramen, ein ehrenvoller Platz eingeräumt wird.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Beiträge zur Geschichte der Chemie.

Von

Hermann Kopp.

Mit einer Tafel. gr. 8. Fein Velinpap. geh. Preis 6 Thlr.

Im Verlage von Oskar Leiner in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte Heinrich's des Löwen

Herzogs von Baiern und Sachsen

und

der welfischen und staufischen Politik seiner Zeit.

Von

Dr. Martin Philippson.

2 Bände. Preis 3 Thaler.

Es ist dies eine grössere Arbeit des talentvollen Verfassers, welcher diesen interessanten Stoff mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit behandelt, die alle ähnlichen Erscheinungen über diesen Gegenstand weit hinter sich lassen, und ist sie daher für den wissenschaftlichen Historiker sowohl, wie auch jeden Gebildeten, welcher über jene geschichtliche Epoche Aufklärung und Belehrung erhalten will, von grösster Wichtigkeit.

Verlag von Enslin in Berlin.

Soeben erschien:

Die chronische Lungenschwindsucht

und Tuberkulose der Lunge,

ihre Ursache und ihre Heilung.

Von

Dr. H. Brehmer.

Zweite umgearbeitete Auflage. 1 Thlr. 18 Sgr.

Der Verfasser hat durch seine ausserordentlichen Heilresultate die Richtigkeit seiner rationellen Behandlungsweise bewiesen. Das Werk ist nicht nur für Aerzte, sondern auch jedem Laien verständlich.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimath von **Jacob Frey.** 2 Bände. **Zweite Ausgabe.** 8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. = 2 fl. 15 kr.

Der Verfasser hat sich schon früher durch seine interessanten Novellen und gemüthlichen Schilderungen aus dem heimathlichen Volks- und Familienleben in der Schweiz einen sehr günstigen Ruf erworben; auch in Deutschland ist derselbe durch die Erzählungen „Zwischen Jura und Alpen" bereits vortheilhaft bekannt. Die Kritik hat sich dahin ausgesprochen, daß diese „Schweizerbilder" seine früheren novellistischen Leistungen noch übertreffen, und durch Mannigfaltigkeit des Stoffes, als auch in Bezug auf Schönheit der Darstellung in Sprache und Dichtung den besten neueren belletristischen Erscheinungen würdig an die Seite gestellt werden können. (Wir verweisen auf die diesre Ausgabe vorgedruckten äußerst günstigen Recensionen der ersten Ausgabe.) Es wird diese Novellen Niemand unbefriedigt aus der Hand legen und dürfen dieselben daher Jedermann als anziehende Lectüre bestens empfohlen werden.

H. R. Sauerländer's Verlagsbuchhandlung in Aarau.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Einleitung in die moderne Chemie.

Nach einer

Reihe von Vorträgen gehalten in dem Royal College of Chemistry zu London

von

Aug. Wilh. Hofmann,

Professor der Chemie an der Universität Berlin.

Vierte Auflage.

Mit 77 in den Text eingedruckten Holzstichen.

gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Madrid.

Ein spanisches Städtebild von **Franz Koppel.**

I.

Wo man auch landen mochte an der spanischen Küste, oder auf welchem Paß man die Pyrenäen überstieg, von jedem Punkte der Grenze aus rechnete man vor Alters, ja schon zu Strada's Zeit, neun Tagereisen bis ins Herz des Landes, bis nach Tolaitela, der erhabenen Warte oder Hochwacht, von der die Araber sagten, sie läge auf dem Nabel der Halbinsel. Etwas prosaischer ausgedrückt, lag sie fast mathematisch genau in der Mitte der neucastilischen Hochterrasse und behauptete ihre dominirende Stellung bis ins sechzehnte Jahrhundert, von dessen zweiter Hälfte an ein anderer, etwas künstlich geschaffener Mittelpunkt sich das Uebergewicht zu verschaffen wußte, indem Philipp der Zweite im Jahre 1560 den bisher unbedeutenden Flecken (pueblo) Madrid ausdrücklich für die Hauptstadt der spanischen Monarchie erklärte. Diese unbestreitbare historische Thatsache hat jedoch die ruhmredigen Spanier natürlich nie abgehalten, über die uralte Gründung und Glorie ihrer Hauptstadt die stolzesten Fabeln zu ersinnen. Unter Anderm behauptete der Professor Juan Lopez de Hayas, welcher den Cervantes nie anders als mi amado discipulo nannte, die an den Ruinen des Arco de Santa Maria zu Madrid entdeckten Inschriften seien chaldäisch und der Triumphbogen selbst sei zu Ehren des babylonischen Königs Nabuchodonosor bei Gelegenheit seiner Durchreise errichtet worden!

So fern es mir liegt, unsere Leser durch Aufzählung solcher Wunderlichkeiten zu ermüden, so kann ich doch nicht unerwähnt lassen, daß der „guia oficial" (der amtliche Führer durch die Hauptstadt) vom Jahre 1869 die genauesten Daten über das Alter Madrids zu besitzen scheint, indem er eben dieses Jahr unserer Zeitrechnung als das zweitausendsechshundertundneunzehnte seit der Gründung Roms, zugleich aber als das viertausendfünfundvierzigste seit der Gründung Madrids beziffert!! In demselben Buche steht dann verzeichnet, daß die Römer diese Stadt Mantua tauften, und zwar mit dem Beisatz Carpentanorum, wahrscheinlich um sich und späteren Generationen alle Verwechslungen mit Mantua, dem Geburtsorte Virgils, ein- für allemal zu ersparen.

Ob dergleichen Weisheit des „guia oficial" in den Schulen des heutigen spanischen Interregnums gelehrt wird, habe ich nicht erfahren können; zu Zeiten der Königin Isabella geschah es ganz gewiß nicht, weil es nur Schulen gab, die Niemand besuchte. Doch lassen wir den Scherz, hinter dem freilich bitterer Ernst steckt, bei Seite; Madrid ist alt, so neu und frisch geprägt es immer aussieht, es ist uralt.

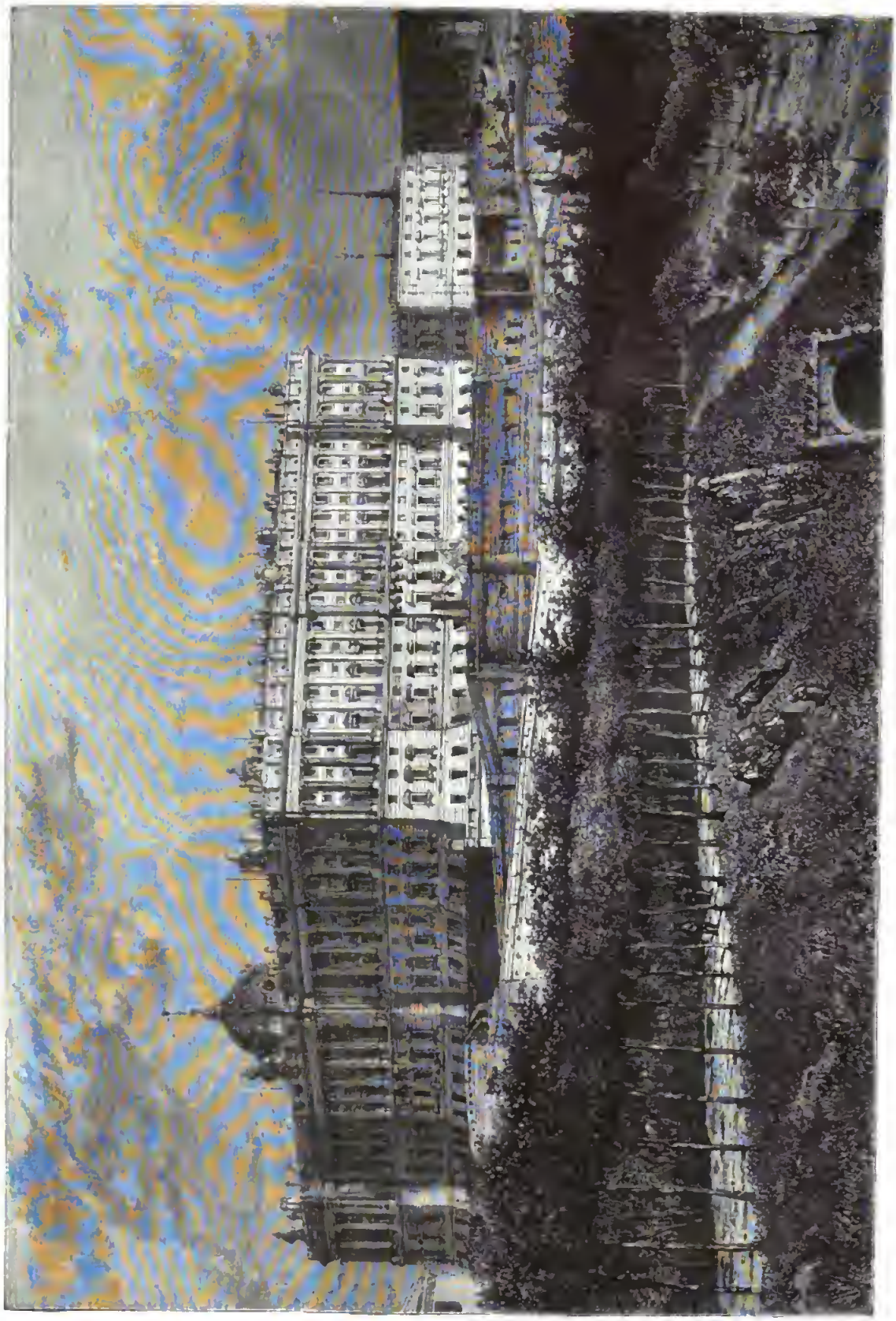
Im Jahre 933 wird die Stadt zum ersten Male geschichtlich erwähnt, und zwar unter dem arabischen Namen Mahubib oder Mazerit; es ist ein stark befestigter Waffenplatz, welcher von Ramiro dem Zweiten den Arabern nur nach heftigem Widerstande entrissen wird.

Unter wechselndem Waffenglück, heute in christlichen, morgen in maurischen Händen, wuchs dem Orte eine ziemlich

Digitized by Google

Ansicht von Madrid.

Digitized by Google



Der königliche Palast (Palacio real) zu Madrid.

Digitized by Google

gemiſchte Bevölkerung heran, und wie ſehr auch ſpäter die ſpröde Etikette des höfiſchen Madrid ſich ſpreizen mag, — ſtets unterſchied und noch heute unterſcheidet ſich die leichtbewegliche, muntere und ich möchte ſagen ſelbſt im Pathos graziöſe Bevölkerung von Madrid weſentlich von den ernſten, ſteifen, bäuriſch philiſtröſen Caſtilianern der bis an die Hauptſtadt heranragenden Mancha.

Das eigentliche, das neue Madrid aber iſt und bleibt eine Stadt auf Königs Befehl. Es hat darin ſowie in noch einigen anderen bedenklichen Punkten eine auffallende Aehnlichkeit mit München. Beide ſind nichts weniger als organiſch aus den Verhältniſſen ihres Landes herausgewachſene Hauptſtädte, denn dann läge das eine ſicher nicht an der Iſar, das andere aber noch viel weniger am Manzanares, den wir nachher verſpotten hören wollen. Beide lägen nicht auf dürren Hochebenen, in unwirthlichen, allen Wechſeln der Winde, jeder Unbill der Witterung ausgeſetzten Regionen, und wer weiß, was Alles noch anders wäre? Doch ein König befiehlt; ein König wie Philipp der Zweite hat keinen Sinn für den märchenhaften Glanz von Cordova und Granada, keine Empfindung für die Wonne Sevillas, keine Pietät für die Würde von Burgos und Toledo, kein Verſtändniß für die Lage von Barcelona, aber er hat gerade königliche Laune genug, um Madrid zur Reſidenz des Reiches zu erheben, in dem die Sonne nicht untergehen konnte.

Er befiehlt, und die Straßen von Alcala, San Bernardo, Fuen-Carral, die Carrera von San Geronimo und andere ihresgleichen entſtehen in ihrer ganzen Länge und Breite und unantaſtbaren Langeweile; ſie bevölkern ſich und werden Adern des hauptſtädtiſchen Verkehrs, während die tauſend Säulen der Moſchee zu Cordova verfallen und zerbröckeln, während in den Höfen der Alhambra Gras wächſt und die Waſſer-

Brunnen im Prado.

rinnen der Araber in dem blühenden Terraſſengelände von Valencia nach und nach vertrocknen.

Mit dem Golde der neuen Welt wird jetzt das Eſcurial gebaut und Madrid verſchönt, deſſen Hof in Feſtlichkeiten von nie geſehenem Glanz ſich zu berauſchen anfängt; da wächſt der ſpaniſchen Reſidenz der Stolz, und das übermüthige Wort ertönt: „Donde está Madrid, callo el mundo!“ („vor Madrid verſtummt die Welt“).

Doch dieſe „ſchönen Tage von Aranjuez-Madrid“ ſind längſt vorbei. Wir leben im neunzehnten Jahrhundert, wir begeben uns Abends um acht Uhr auf den Chemin de fer d'Orleans zu Paris, löſen ein directes Billet nach der ſpaniſchen Reſidenz, beſteigen ein Coupé und verlaſſen mit einbrechender Nacht die Weltſtadt. Am andern Morgen trinken wir ein Glas Bordeaux an der Quelle, Mittags ſetzen wir unſere überſchüſſigen Franken an der ſpaniſchen Grenze in Realen um, die untergehende Sonne zeigt uns baskiſches Land, welches Aehnlichkeit mit den Schwarzwaldthälern hat, und im Mondſchein der darauf folgenden Nacht fliegen die wunderbaren Thürme der Kathedrale von Burgos geſpenſtiſch an uns vorüber. Bei Valladolid ſchon neckt uns die feurige Morgenſonne Spaniens, und wir eilen auf einem Wunderbau moderner Technik durch die wilden Felſenſchluchten der Sierra de Guadarrama, um plötzlich auf der kahlen Hochebene die Stadt Madrid vor unſeren Blicken emporſteigen zu ſehen.

Eine ungeheure, faſt baumloſe Fläche dehnt ſich die caſtiliſche Hochebene in die Weite und Breite, mit Kieſelgeſchieben vollſtändig überſchüttet. Auf dieſer Ebene liegt Madrid, eine unförmliche, kaum durch Vorſtadtpromenaden, Villen oder nutzbar cultivirtes Gartenland vermittelte Häuſermaſſe, aus welcher wie ein titanenhafter erratiſcher Block der königliche Palaſt emporragt.

Dieſe weltberüchtigte Lage inmitten öder Sandfelder, auf

Digitized by Google

einem Hochplateau von 2000 Fuß mittlerer Erhebung, mit wenig Vegetation, die ſchon im Juli gänzlich verſengt iſt, ohne Wälder, auf dem gleichen Breitegrade wie Neapel, bedingt denn auch ein ebenſo berüchtigtes Klima, das ſelbſt die begeiſtertſten Madrileñas nicht zu vertheidigen wagen. Wenn ſie auch behaupten, der Vers:

„Tres meses de invierno
Nueve meses de infierno“

(drei Monate Winter, neun Monate Hölle)

ſei ganz ſpeciell nur auf Valladolid gemünzt, ſo können ſie doch nicht leugnen, daß vom November bis zum Februar meiſt ſcharfer Winterfroſt einzutreten pflegt, daß der Manzanares häufig mit Eis bedeckt iſt und von den Schneefeldern der Guadarrama ein ſchneidender Gallego herunterweht, gegen den es nur ein Mittel giebt, „embozarse en la capa,“ d. h. ſich in den Mantel wickeln von oben bis unten, und namentlich den Mund bedecken; denn dieſe Luft iſt, auch wenn ſie ſich nicht einmal zu merklicher Windbewegung ſteigert, ſo eiſig und auf die Knochen dringend ſcharf, daß von ihr geſchrieben ſteht:

„El aire de Madrid es tan sutil,
Que mata á un hombre,
Y no apaga á un candil.“

(Die Luft von Madrid iſt ſo fein, daß ſie einen Menſchen tödtet, ohne ein Licht auszuwehen.)

Das Frühjahr beſteht nur in einer Reihe der ſchroffſten Uebergänge, welche immer ein Heer von Erkrankungen der Athmungsorgane zur Folge haben, daher das Sprüchwort ſagt:

„Aun las personas mas sanas
Si en Madrid son nacidas,
Tienen que hacer sus comidas
De píldoras y tisanas.“

(Auch die geſündeſten Leute müſſen, wenn ſie in Madrid geboren ſind, Mahlzeiten von Pillen und Tränkchen halten.)

Sehr plötzlich tritt der Sommer ein — und welch ein Sommer! Die Luft iſt heiß und trocken, der Boden brennt unter den Füßen, ſo lange die Sonne ſcheint; ſtrahlt aber ſehr ſtark aus, ſobald ſie untergegangen iſt, und kühlt ſich empfindlich ab bei Nacht, ohne ſich am Morgen mit erquickendem Thau zu bedecken.

Brunnen im Garten zu Aranjuez.

Die halb gebratenen und faſt ausgetrockneten Bewohner von Madrid haben darum von jeher in dieſer Jahreszeit eine unverhaltene Wuth gegen den auch durch Cervantes berühmten Fluß ihrer Hauptſtadt gehegt, und der Manzanares iſt der Gegenſtand unſterblicher Epigramme geworden. Er ſelbſt ſcheint es auch in der That darauf angelegt zu haben, die loyalen Bewohner der Reſidenz zu ärgern. Im Winter bietet er eine ſchmutzige und ganz unzuverläſſige Eiskruſte, im Frühjahr ſchwillt er oft in wenigen Stunden zum bedenklichen Strom an, der Alles mit ſich fortreißt, und während der Badeſaiſon wirft er lange, große — Staubwogen über die Ufer ſeines Bettes. Um die Schwierigkeit, eine Satire nicht zu ſchreiben, noch zu erhöhen, hat Philipp der Zweite eine imponirende maſſive Brücke — nach der Stadt Segovia genannt — darüber errichten laſſen, bei deren Anblick die Fremden ſtets in ein unauslöſchliches Gelächter ausbrechen müſſen. Ein ſchlauer Franzoſe gab einmal der Stadt den ganz wohlmeinenden Rath, die Brücke zu verkaufen und das Geld zum Ankauf von Waſſer zu verwenden, und ein Anderer fügte hinzu, Philipp der Zweite habe wohl, als die Brücke vollendet war, gedacht: ich habe das Meinige gethan, ich gebe Euch die Brücke, ſucht Ihr Euch den Fluß dazu! Die Madrider zucken die Achſeln und ſagen: „Esta puente espera al rio como los Judios al Mesias.“ (Dieſe Brücke harrt auf den Fluß, wie die Juden auf den Meſſias.)

Die eigentlichen Natives von Madrid haben, wie z. B. die Cockneys in London, auch ihren ſpecifiſchen Namen, der ſich natürlich auf den Manzanares bezieht; ſie heißen nämlich Ballenatos, junge Walfiſche. Dies hat folgenden Urſprung. Eines Tages, als der Manzanares zufällig einmal Waſſer hatte, ſahen einige Spießbürger von Madrid etwas Langes und Schwarzes darin ſchwimmen, und von dieſem Wunder nicht wenig verblüfft, ſprengten ſie aus, ſie hätten einen Walfiſch erblickt. Es war übrigens nur eine alte Hellebarde, die herausgezogen wurde.

Eines der beſten Epigramme auf den verläſterten Fluß ſtammt von Tirſo de Molina:

„Como Alcalá y Salamanca
Tenais — y no sois collegio —
Vacaciones en verano
Y curso solo en invierno.“

(Wie Salamanca und Alcala, haſt du, obſchon du kein

Collegium biſt, doch Vacanz im Sommer und „Curs“ nur im Winter.)

Und damit wollen wir, ſo weit ihm das möglich iſt, den Manzanares laufen laſſen; wir ſehen ſchon, im Sommer iſt keine Kühlung von ihm zu erwarten, und da wir nirgends mehr als in Madrid derſelben bedürftig ſind, ſo eilen wir zu den „Paſeos“, den ſchattigen Promenaden. Doch das geht nicht ſo ſchnell, und da wir ſchon einmal durch die ganze Stadt müſſen, ſo wollen wir nicht verſäumen, gleich einige Merkwürdigkeiten derſelben zu beſehen.

Zunächſt zieht wieder der koloſſale Bau des Palacio real unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Dieſes Rieſengebäude beſteht ganz aus Sandſtein und Marmor, iſt in einem edeln Renaiſſanceſtil gedacht, aber bei der Ausführung mit decorativem Beiwerk leider überladen worden. Der Säulenhof iſt berühmt; in ihm ſtehen die Statuen der vier römiſchen Imperatoren Trajan, Hadrian, Theodoſius und Honorius, die ſämmtlich in Hiſpania geboren waren. Der heutige Palaſt iſt nicht alt; auf derſelben Anhöhe ſtand früher der mauriſche Alkazar, ſpäter die berühmte Hofburg Philipp's des Zweiten, aber unter Philipp dem Fünften am Weihnachtsabend 1734 brannte ſie gänzlich nieder. Sie wieder aufzubauen wurden zuerſt grandioſe Pläne gefaßt und von Juvarra aus Turin ausgefertigt, doch an dem eigenſinnigen Wunſche des Herrſchers, die Reſidenz wieder auf demſelben Platze am äußerſten Weſtende der Stadt aufſteigen zu ſehen, ſcheiterte ſein Vorhaben, das größte Schloß der Welt zu beſitzen, und nur die Hälfte der Reduction des urſprünglichen Planes von Juvarra durch ſeinen Schüler und Landsmann Sachetti kam zur Ausführung. Für den weltbekannten Luxus der innern Ausſtattung bürgt das Wort Napoleon's des Erſten, der, die herrliche weiße Marmortreppe hinaufſteigend, zu ſeinem Bruder Joſeph ſagte: „Mon frère, vous serez mieux logé que moi.“

Mir hat dieſer Palaſt, deſſen prahlende Hallen doch nur ein glänzendes Elend umſchloſſen, ſtets einen widerwärtigen Eindruck gemacht. Ganz draußen vor der Stadt, auf einem ziemlich ſteil abfallenden Hügel, erhebt er ſich auf mächtigen Grundmauern und hat das Ausſehen einer gegen die Stadt gerichteten Feſtung. Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben, die ſpaniſchen Könige wollten nicht inmitten ihres Volkes wohnen, ſie zogen es vor, draußen in wild-öder Umgebung, den Stürmen und der ſengenden Sonne ausgeſetzt, ein von der Armuth des Landes, auf das ſie hinausblicken konnten, grell abſtechendes, üppig lüſternes Leben zu führen.

In der neueſten Zeit erhob ſich dort, wie aus Ironie des Schickſals, ganz in der Nähe der Bahnhof der Eiſenbahnlinie, die am ſchnellſten aus dem Lande führt. Wenn die Königin, Madrid und die Hitze fürchtend, ſich im Frühjahr nach San Ildefonſo oder La Granja zurückzog, ſo war der kurze Weg vom Palaſt bis zu der miſerabeln proviſoriſchen Bretterſtation ganz mit Militär bedeckt, die Guardia civil ſtellte einen dichten Verſchluß gegen den Pöbel her, und Iſabelle verließ unter Que se viva la reina! (zwei Realen per Kehle) die Reſidenz. Das letzte Mal kehrte ſie von einem ſolchen Ausfluge nicht mehr zurück, und denkt jetzt fern von Madrid darüber nach, wer Recht behalten hat, die „Gaceta de Madrid“ oder der „Klabberadatſch“.

Doch fort von der öden, verwaiſten Reſidenz und der Stadt zu! Ueber den ſchönen Platz de Oriente, wo das königliche Theater, die Bibliothek und die bronzene Reiterſtatue Philipp's des Vierten ſich erheben. Wir wollen es den vierunddreißig ſpaniſchen Herrſcherſtatuen, die dort herumſtehen, überlaſſen, das Schickſal der Monarchie zu beklagen; ſie fühlen ſich deplacirt, denn urſprünglich waren ſie für die Platform des Schloſſes beſtimmt, wurden dann aber unten poſtirt. Ob die jüngſte Revolution ſie vielleicht geköpft hat, weiß ich nicht, vielleicht erfahren wir das in der Stadt ſelbſt, deren Straßengewühl wir nur mit Mühe zu kreuzen vermögen.

Die berüchtigte Plaza mayor, einen weitſchichtigen viereckigen Platz von tödtender Monotonie in Ausſehen und Leben, laſſen wir vorläufig rechts liegen, da wir uns jetzt nicht durch die Gedanken an Autos-da-Fé und königliche Stierhetzen verſtimmen wollen, und rudern munter durch die Wogen des lauten Verkehrs dem Sammelpunkte des heutigen Madrider Lebens zu — der Puerta del Sol. Dem bis tief in die Nacht hinein ſtets wechſelnden, geräuſchvollen und durchaus bunten Treiben verdankt dieſer jetzt faſt im Mittelpunkte der Stadt gelegene Platz ſeinen Weltruf. Faſt alle vorzugsweiſe beſuchten Hotels, die Fondas, liegen hier vereinigt und ſorgen ſchon durch enorme Preiſe dafür, daß man ihre Lage würdigt. Die Poſt, das Gouvernementsgebäude, die Agenturen, Comptoire und Wechſelbuden geben dem Platze den Charakter des Geſchäfts, zu dem ſich das Vergnügen der Nichtsthuer geſellt, die hier auf dem Trottoir ſich Rendezvous geben, um Politik, Palaſtintrigen, Theater und Stiergefecht abzuhandeln, zu jeder Tageszeit, laut und öffentlich, wie ſich das im Süden von ſelbſt verſteht, mit Pathos und ungeheurer Verſchwendung von Zeit, woran Jeder Millionär zu ſein ſcheint.

An die heiße, ſchattenloſe Puerta del Sol iſt der Fremde geſchmiedet, wie Prometheus an den kaukaſiſchen Felſen; er mag wohnen, in welcher Fonda er will, die Herztöne von Madrid dringen von da zu ihm hinauf; wenn er nach etwas ſich erkundigen, eine Correſpondenz beſorgen, eine Zeitung leſen, die Anſchlagzettel ſtudiren, Geld wechſeln, wenn er ein Buch, ein directes Billet oder eine Cigarette kaufen will, gleichviel, Jeder ſchickt ihn auf die Puerta del Sol, und wenn er einen Tag lang in Madrid iſt, folgen ſeine Füße dem dunkeln Inſtinct des Ortes und tragen ihn ganz von ſelbſt dahin; er entrinnt ihr nur, wenn er vor Thorſchluß noch etwas friſche Luft ſchöpfen will.

Zwei Hauptſtraßen führen uns in directer Richtung an das Oſtende der Stadt in die ſchattigen Alleen des Prado, die volksbelebte magazinreiche Calle de S. Geranimo oder die von uns vorgezogene breite, mit Paläſten geſchmückte ſtattliche Straße von Alcala de Henares.

Das Lob des Prado iſt in Hyperbeln geſungen worden; im Allgemeinen bleibt er weit hinter ſeinem Rufe zurück.

Ulmenalleen ſind doch gewiß nichts Seltenes, und noch ſo viele Reihen von noch ſo vielen eleganten Stühlen bleiben immer etwas ſehr Langweiliges, ſo lange ſie nicht von einer bunten, gemiſchten Geſellſchaft beſetzt ſind. Die Menſchen ſind es auch nun, die allein den Prado anziehend machen; denn obſchon hier acht Marmorfontänen, ähnlich wie die in Aranjuez (vergleiche unſere Abbildungen), auch an den heißeſten Tagen ihre Schuldigkeit thun, ſo fehlt es doch zu ſehr an ſchattigen Gründen, murmelnden Quellen, raſch hingleitenden Bächen und ſchimmernden Blumen, an lauſchigen Ruheplätzen, um ſich mit Genuß der Einſamkeit hingeben zu können. Das liegt übrigens auch gar nicht im Charakter der Bewohner von Madrid. Auf der Promenade lieben ſie Wagen, Pferde, Reiterinnen, lange ſeidene Gewänder, verſtohlene Augenparade und tändelndes Fächerſpiel, Eisbuden, Cafés, Cigaretten, eine Muſik, die Havañeros ſpielt und auf Verlangen die Riegohymne. Der Prado enthält die hiſtoriſch geweihteſte Stätte von Madrid, den „Campo de lealtad“ und darauf das Monument des Freiheitsſinnes und der Tapferkeit von Madrid, das Monument vom 2. Mai, des berühmten „Dos de Mayo“. Ich kann vorausſetzen,

Digitized by Google

daß die Geſchichte der jugendlichen Freiheitshelden, ſowie der muthigen Kämpfe des Madrider Volkes an dem denkwürdigen Maitag des Jahres 1808, ſowie des überaus tragiſchen Ausganges zu allgemein bekannt iſt, um hier nacherzählt zu werden. An der Stelle, wo jetzt der Obelisk ſich erhebt, mordeten die Henker Mürat's die ganze Nacht hindurch die Opfer, welche das ſogenanate Kriegsgericht ihnen gebunden zuſchickte, darunter Frauen, Mädchen, Greiſe und Kinder. Doch Madrid hatte das zündende Beiſpiel gegeben, die Aufſtände von Oviedo und Valencia folgten nach, und die Schilderhebung der ganzen ſpaniſchen Nation war der Anfang vom Ende der Fremdherrſchaft.

Das Denkmal iſt ſchön und edel gehalten. Auf einem Granitſockel ruht ein Sarkophag aus fleiſchfarbigem Granit; in einer Niſche der Hauptfaçade ſteht die Urne aus weißem Marmor, ſie enthält die Aſche der Gefallenen; die Inſchrift einer Marmortafel beſagt: „Las cenizas de las victimas del dos de Mayo de 1808 descanzan en este campo de lealtad regado con su sangre. Honor eterno al patriotismo.“ (Die Aſche der Opfer des 2. Mai 1808 ruht auf dieſem Loyalitätsfelde, das mit ihrem Blute gedüngt iſt. Ewige Ehre dem Patriotismus.) Ueber dem Sarkophag erhebt ſich ein weiterer Granitſockel, ein Piedeſtal aus blauem Granit mit vier allegoriſchen Figuren an den Ecken, und darüber ein über 52 Fuß hoher Obelisk aus einem fleiſchfarbigen Granitblock herausgehauen; er trägt auf einer Seite die eben ſo kurze als vielſagende Aufſchrift: Dos de Mayo — Zweiter Mai.

Am 2. Mai 1808 blutete Madrid für ſeinen König, die ganze Nation erhob ſich in der Folge für dieſen damals angebeteten Ferdinand den Siebenten und eroberte ihm unter Heldenkämpfen den ſpaniſchen Thron wieder. Jauchzend empfingen ihn Stadt und Land, und wenige Zeit darauf, im Jahre 1814, ließ dieſes regierende Scheuſal von Teufels Gnaden die Führer dieſes Volkes öffentlich hinrichten, und gründete eine Akademia für Toreros, eine Hochſchule der Tauromachie, eine Alma mater für Stierfechter. War dies ſchon Deſpotismus, ſo kommt er uns doch ſpaniſch vor.

Das archäologiſche Muſeum in Salisbury*).

R. A. Die kleine engliſche Stadt Salisbury, bisher nur berühmt wegen ihrer alterthümlichen Kathedrale, hat in den letzten Jahren durch einen ihrer Bürger ein ganz vorzügliches Muſeum für vorgeſchichtliche Alterthümer erhalten, das von nun an ein Anziehungspunkt für alle Freunde der Urgeſchichte des Menſchen und der Ethnographie bilden wird, um ſo mehr, als es in Bezug auf amerikaniſche Alterthümer kaum von einer zweiten Sammlung in Europa übertroffen werden dürfte. Der Gründer dieſes Muſeums, William Blackmore, war nämlich ſo glücklich, einen großen Theil der werthvollen Alterthümer in den Vereinigten Staaten aufkaufen zu können, die Squier und Davis in den Mounds (Erdhügeln) des Miſſiſſippi- und Ohiathales geſammelt hatten. Es iſt wahrſcheinlich, daß nie wieder eine ähnliche Collection zuſammengebracht wird, und aus dieſem Grunde halten wir es für geboten, auch im „Globus“ auf jenes bisher noch unbekannte Muſeum an der Hand der angeführten Schrift, die mit vortrefflichen Holzſchnitten verſehen iſt, näher einzugehen.

Das Muſeum zu Solisbury iſt in vier Sectionen getheilt: 1) Thieriſche Ueberreſte, die im Zuſammenhange mit den Arbeiten der Menſchen ſtehen. 2) Steingeräthſchaften. 3) Bronzegeräthſchaften. 4) Geräthe, Waffen und Zierrathen wilder Stämme, die dazu angethan ſind, ein Licht auf ähnliche Gegenſtände aus vorgeſchichtlicher Zeit zu werfen. Die erſte Abtheilung iſt von Blackmore beſchrieben; er behandelt darin die Säugethierknochen aus dem Lehme von Fiſhertan, einem Orte nahe bei Salisbury. Wir erfahren, daß dort das Mammuth (Elephas primigenius) und das tichorhine Nashorn häufig gefunden werden; auch eine Zieſelmaus (Spermophilus), zwei Arten Lemming, nämlich der ſibiriſche Lemming des Pallas (Lemmus torquatus) und eine dem gewöhnlichen norwegiſchen Lemming verwandte Art, kommen dort vor. Alle dieſe Thiere, heute ausgeſtorben, finden ſich im Verein mit Geräthſchaften, die von Menſchen herrühren.

Die Saamlung der Steinwerkzeuge iſt nach dem Syſteme Lubbock's in eine paläolithiſche und neolithiſche Abtheilung geordnet worden. Europa und Amerika ſind gleich gut vertreten; hervorragend ſind die Gegenſtände aus den Highfield Höhlenwohnungen bei Salisbury und aus dem Lehm von Fiſherton. Dieſe Höhlenwohnungen ſind kleiner als jene von Gallibury und Rawdarough auf der Inſel Wight. Letztere haben 15 bis 40 Fuß im Durchmeſſer, jene nur 5 Fuß 6 Zoll bis 7 Fuß, in einzelnen Fällen 14 Fuß. Dieſe Höhlenwohnungen haben Bienenkorbform und liegen einzeln oder in Gruppen, die mit einander in Verbindung ſtehen. Der Eingang zu einer jeden oder zu einer Gruppe wurde durch einen Schacht von 3 Fuß Durchmeſſer bewerkſtelligt. Stevens vergleicht dieſe Höhlen mit ähnlichen in Frankreich und jenen, die Schoolcraft bei den Novajoes-Indianern fand.

Von eigenthümlichem Intereſſe ſind ein halbes Dutzend Handziegelſteine, die auf der Coualinſel Herm gefunden wurden und von denen man annimmt, daß ſie dazu dienten, erhitzt zu werden, um dann mit ihnen zu kochen. Der Gebrauch, die Nahrung durch Eintauchen glühender Steine in die Töpfe und dadurch bewirktes Erhitzen der Flüſſigkeit zu kochen, hat den nordamerikaniſchen Odſchidwä-Indianern den Namen der Aſſinibоins oder „Steinkocher“ verſchafft. Daß dieſelbe Sitte auch bei den californiſchen Indianern vorkommt, haben wir „Globus“ Bd. III, S. 8 beſchrieben, und dort auch eine Abbildung beigefügt, welche das Kochen in Binſenkörben anſchaulich macht. Aehnliche Handſteine ſind übrigens auch bei Ingoldmells an der Küſte von Lincolnſhire gefunden worden. Querns oder Handmühlen von verſchiedener Form, alle möglichen Feuerſteinwaffen und Geräthe ſchließen ſich dieſer Sammlung an. Doch ragt dieſe Abtheilung in keiner Weiſe über die Muſeen von London oder Kopenhagen hervor.

Was aber dem Blackmore-Muſeum ſeinen Hauptwerth verleiht und als ſeine Krone angeſehen werden muß, das ſind die ſchon erwähnten, von Squier und Davis geſammelten amerikaniſchen Alterthümer, die in den Ancient Monuments of the Mississippi Valley beſchrieben wur-

*) Flint Chips, a guide to prehistoric archaeology, as illustrated by the collection in the Blackmore-Museum, Salisbury. By Edward T. Stevens. London. Bell & Daldy. 1870.

Digitized by Google

den*). Keine zweite Sammlung iſt ſo geeignet, wie dieſe, das Steinzeitalter jener Stämme zu veranſchaulichen, welche zu verſchiedenen Perioden die Centraldiſtricte Nordamerikas im Oſten der Felſengebirge bewohnt haben. Vollkommen ſtimmen wir mit dem Verfaſſer des Führers, Stevens, überein, wenn er — gegen die wunderliche Annahme Lubbock's — dem Menſchen, der zuerſt den amerikaniſchen Continent beſiedelte, ein weit höheres Alter als 3000 Jahre zuſchreibt. Der Bericht über das von unſerm deutſchen Landsmann Dr. Koch in Gasconade County, Miſſouri, aufgefundene Maſtodon macht es über jeden Zweifel erhaben, daß der amerikaniſche Menſch ſchon zur Zeit jenes Rieſenthieres vorhanden war. Und, ſo ſchwer es auch iſt, die Zeitgrenze zu beſtimmen, innerhalb welcher der letzte dieſer ungeheuern Waldbewohner dem Muth und der Geſchicklichkeit der vergleichsweiſe zwerghaften Menſchenrace unterlag, ſo ſind wir doch nicht ohne Beweiſe, welche zu Gunſten amerikaniſcher Alterthumsforſcher ſprechen, die dem amerikaniſchen Menſchen ein weit höheres Alter zugeſtehen. In einem Falle fand man Pfeilſpitzen aus Feuerſtein mit Knochen vom Maſtodon, die keineswegs in ſpäterer Zeit durcheinander geſchwemmt waren, und am Pomme de terre River, Miſſouri, ward ein vollſtändiges Maſtodonſkelett, 15 Fuß mit Alluvium bedeckt, gleichfalls mit einer unzweifelhaften Feuerſteinſpitze zuſammen ausgegraben. Auf einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen dieſen mit Feuerſteingeräthen verbundenen Maſtodonfunden und den Entdeckungen von Steinwaffen und Mammuthknochen in Europa macht Stevens jedoch aufmerkſam. Man kann nämlich bei den amerikaniſchen Alterthümern keineswegs eine paläolithiſche und eine nealithiſche Abtheilung unterſcheiden; ſie zeigen alle einen gemeinſamen Typus.

Die von den alten Caraiben benutzten Inſtrumente weichen in einigen Beziehungen von denjenigen anderer Steinperioderacen ab. Obgleich die Ausführung häufig roh und die Zeichnung urſprünglich und grotesk erſcheint, ſo zeigen die Arbeiten doch eine merkwürdige Abwechſelung in der Form und beachtenswerthe Bemühungen in der Verzierung, während die Kunſt und Geduld, mit welcher man auf den harten Steinen erhabene Figuren hervorbrachte, jedenfalls Anerkennung verdient. Einige Dalche, Mörſer und Kornſtampfer im Blackmore-Muſeum ſind mit rohen, doch ſehr ausdrucksvollen Menſchen- und Thierköpfen verziert. Ein Steinkragen (stone collar) von elliptiſcher Form, 15 Zoll im längern und 10½ Zoll im kürzern Durchmeſſer, iſt bedeckt mit Zierrathen, die dem ſogenannten claſſiſchen Stil gleichen, den heute unſere Goldſchmiede bei modernen Armbändern anwenden. Auch ein merkwürdiger, vierfüßiger kleiner Steintiſch iſt zu erwähnen, da auf ihm ein Menſchenhaupt mit entſchieden mexicaniſchem Typus dargeſtellt iſt.

Auch die berühmten 1794 in Honduras aufgefundenen Feuerſteingeräthſchaften, die früher einmal im „Archäological Journal“ beſchrieben wurden, befinden ſich jetzt im Muſeum von Salisbury. Sie ſind auf dem Titelbilde der angezeigten Schrift abgebildet. Wir begegnen hier einer geſägten, an beiden Enden zugeſpitzten Waffe von 16½ Zoll Länge. Eine andere iſt in Form einer Sichel mit vorſpringenden Hörnern. Man vermuthet, daß dieſe eigenthümliche Waffe nur als Paradeſtück diente; ſie mißt 17 Zoll in der größten Länge, und iſt mit einer Symmetrie und Genauigkeit gearbeitet, die heute noch unſere volle Bewunderung erregt. Leider läßt ſich aber gar kein Umſtand aufführen, der einiges Licht auf die Periode würfe, aus der dieſe Steingeräthe ſtammen.

E. B. Tylor giebt in dem „Guide“ Auskunft über die reiche mexicaniſche Sammlung des Muſeums, über die Geräthe, Waffen, Schmuckſtücke, die in Höhlen und Gräbern entdeckt wurden. Tylor und ſein Reiſebegleiter, Henry Chriſty, beſuchten die Höhlen in der Nähe der Pyramiden von Teotihuacan, aus denen die Steine gebrochen wurden, welche zur Erbauung jener Pyramiden dienten. Der Boden war dort bedeckt mit Stücken von Obſidianmeſſern und Pfeilſpitzen, ſowie mit Fragmenten größerer Waffen, und zahlreichen Hammerköpfen aus Grünſtein. Nicht ein Fuß breit Boden war zu erblicken, wo dieſe Ueberreſte des alten Mexico nicht gelegen hätten, und dazwiſchen lag unglaſirtes Irdengeſchirr; auch fand man einzelne Thonfiguren. Der Vorrath an Obſidian erſcheint unerſchöpflich. Vor der Eroberung war der Cerro de Navajas, der Berg der Meſſer, das Sheffield aber Salingen des Landes, und Hunderte von Centnern des harten, ſchwarzen Minerals, das man als Lavaglas bezeichnen kann, und das noch heute zu Doſen, Knöpfen, Ohrgehängen verarbeitet wird, werden aus den Minillas (kleinen Minen) gewonnen. Die Mauer der Hacienda am Oja de Agua ſand Tylar an dem obern Theile ganz mit kleinen, ſcharfen Obſidianſtückchen beſteckt, wie man bei uns Glasſplitter auf die Mauern befeſtigt, um das Ueberklettern der Diebe zu verhindern. Mexicaniſche Schleuderſteine, Amulete, Opferſteine und Götzen ſind in großer Menge im Muſeum vorhanden, ebenſo ein Wachsmodell des berühmten Kalenderſteins, der an der Kathedrale der Hauptſtadt eingemauert iſt und vom Volke el Rolox de Montezuma, die Uhr Montezumas, genannt wird. Ueber ihn hat bekanntlich ſchon Alexander von Humboldt geſchrieben.

Die große Sammlung von Tabackspfeifen aus den Mounds am Ohio bildet gleichfalls einen Glanzpunkt des Muſeums, und giebt dem Verfaſſer des Führers Gelegenheit zu einem Excurs über den Urſprung und die Geſchichte des Tabackrauchens. Man hat behauptet, daß die aſiatiſchen Länder ſchon vor der Entdeckung Amerikas das Rauchen gekannt hätten, und ſelbſt auf altägyptiſchen Gradgemälden will man eine Rauchergeſellſchaft abgebildet gefunden haben. Das bleibe dahingeſtellt, — wir legen keinen Werth auf ſolche Phantaſien, denn das ſind ſie, ſondern halten am amerikaniſchen Urſprung des Tabackrauchens feſt. Die Pfeifenköpfe aus den Mounds am Ohio ſind von Profeſſor

*) Ich erlaube mir, daran zu erinnern, daß ich im Jahre 1851, als bei uns in Deutſchland die nordamerikaniſchen Alterthümer nur erſt geringe Beachtung fanden, den Verſuch gemacht habe, eine überſichtliche Darſtellung derſelben zu geben. Das ausgezeichnete Werk von Squier und Davis war kurz vorher erſchienen, ich benutzte aber auch die übrigen, damals vorhandenen Quellen. „Nordamerika in geographiſchen und geſchichtlichen Umriſſen. Mit beſonderer Berückſichtigung der Eingeborenen und der indianiſchen Alterthümer ꝛc.“ (Braunſchweig, Weſtermann.) Das vierte Hauptſtück, S. 226 bis 290, giebt eine Schilderung der indianiſchen Ueberlieferungen, der Sprachen, Schriftgemälde und Bilderſchrift, der Bilderzeichen als mnemoniſcher Hülfsmittel, des Wampums, der religiöſen Vorſtellungen; der Opfer, Faſten und Träume, der Zauberer und Wahrſager; des Todtenfeſtes; der Vorſtellungen vom Weſen der Seele; des Indianerparadieſes; der Jagdmedicin, der Geſänge, Sagen und Legenden; der Bildersteine (Schingabawa woffins); dann des häuslichen Lebens; Feſte, Tänze, Muſik; Kriegsgeſänge und Kriegerweihe, der Kriegszüge; der Totems, der Erbfolge ꝛc. — Die „Alterthümer im Stromgebiete des Miſſiſſippi“ werden von S. 290 bis 324 behandelt, und es ſind in dieſem Abſchnitte alle in obigem Aufſatze berührten Gegenſtände behandelt worden: — die Mounds-builders; die alten Erdwerke; die regelmäßigen Umwallungen und Befeſtigungswerke; die Umwallungen zu religiöſen Zwecken, die gebahnten Wege; Aufwürfe in Geſtalt von Thieren (mit Abbildung); die Pyramidenhügel und Chunk Yards in den Südſtaaten; die Denkmäler im Nordweſten; die Opfer- und Begräbnißhügel; die Todtenkammern; Geräthe und Schmuckſachen in den alten Hügeln (— mit Abbildungen, z. B. eines geſchnitzten Pfeifenkopfes mit ſteinerner Röhre ꝛc. —); Steinplatten mit Skulpturen ꝛc.

Karl Andree.

Digitized by Google

Church aus Cirencenſter beſchrieben und nach dem Material, aus dem ſie beſtehen, in vier Claſſen geſchieden worden. Ein harter, kieſeliger Thon, unſerm Wetzſchiefer verwandt, diente zur Fabrikation der erſten Art. Dann kammt ein thoniger Eiſenſtein, ein brauner eiſenhaltiger Chlorit, und zuletzt ein mergeliger Kalkſtein. Dieſe Materialien, meint Church, ſind nicht durch Preſſung oder Formung, ſondern durch Schneiden und Meißeln in die Geſtalt der Pfeifenköpfe gebracht worden. Nach Church kannten die alten Amerikaner keineswegs die Drehſcheibe bei ihren Töpferarbeiten, und er weiſt nach, daß manche Töpfe in der Form eines Binſenkolbes geformt wurden; dieſe Binſen wurden dann durch Abbrennen entfernt, aber die Kardflechtung zeigte ſich dann noch deutlich auf der Außenſeite des Topfes ausgeprägt *).

*) „Wo irgend im Weſten eine größere Wohnſtätte der Indianer vorhanden geweſen, liegen noch heute allemal Bruchſtücke irdener Geſchirre umher, namentlich dort, wo die Todten begraben wurden. Die Töpferarbeit war Sache der Frauen, und namentlich jene im Süden hatten es darin zu großer Geſchicklichkeit gebracht. Sie kneteten den Thon über Modellen, z. B. einem Kurbis, und härteten die Gefäße in einem beſondern Ofen. Für größere Geſchirre verfertigten ſie Modelle aus Flechtwerk in zierlichen Formen, die ſich in Thon abdruckten und auf demſelben Verzierungen bildeten. Nachdem die Amerikaner ſo viel europäiſche Kunſtſchätze und Alterthümer in ihr Land geſchleppt haben, können wir uns nur freuen, daß durch die Blackmare'ſchen Erwerbungen einmal das Umgekehrte ſtattfand. Salisbury mag ſich aber zu der in der That einzigen Sammlung Glück wünſchen.

Die alten Hügelbauer waren in der Bereitung irdener Gefäße den heutigen Indianern bei Weitem überlegen; manche noch jetzt vorhandenen Proben ihrer Geſchicklichkeit und ihres Geſchmacks laſſen in Betreff der Zierlichkeit, des Muſters und der feinen Ausführung auch nicht das Mindeſte zu wünſchen übrig." (S. 309.) — Es iſt viel darüber hin und her geſtritten worden, ob die Töpferſcheibe den Hügelbauern bekannt geweſen ſei. Ein Herr Hitchcock wollte am Flints-River in Georgien ein noch nicht fertiges Geſchirr auf der Drehſcheibe gefunden haben, iſt aber den Nachweis ſchuldig geblieben. Schoolcraft (Notes on the Iroquois, p. 223) ſchreibt: „There is no evidence in the structure of any of this species of pottery, at least in these latitudes (am Ohio und im weſtlichen Neuyork) that it had been raised or formed on a potters wheel." Die Alfa, Töpfe der heutigen Indianer, haben keine Beine; man ſtellt ſie in das Feuer, indem man die Gluth ringsum aufhäuft; auch die Hügelbauer ſcheinen ſolche Topfbeine nicht gekannt zu haben, wenigſtens habe ich an allen den bildlich dargeſtellten Geſchirren, welche ich geſehen habe, dergleichen nicht bemerkt.

K. A.

Ein König von Siam als Reformator des Buddhismus.

H. S. Aus der ältern engliſchen Geſchichte iſt bekannt, daß unter Wilhelm dem Eroberer die Curfew-bell eingeführt wurde. Wann und wa ſie angezagen wurde, mußte alles Feuer auf den Herden und jedes Licht bedeckt (couvre-feu) oder ausgelöſcht werden. Dieſe Sicherheitsmaßregel des härteſten normanniſchen Feudalſyſtems mag in belagerten Feſtungen noch jetzt ihre Anwendung leiden. Aber wer möchte ſie ſonſt noch anordnen? Und doch ſcheint es, als ob es gewiſſen lichtſcheuen Verfinſterern und Freunden pfäffiſcher Verdunkelungspläne in dieſen Tagen des heftigſten Kampfes zwiſchen Ahriman und Ormuzd um nichts Geringeres zu thun ſei, als jene Feuerbedeckungsanſtalt ſelbſt in Deutſchland und auf einem weit höhern, auf dem geiſtigen Gebiete von Neuem in Gang zu bringen.

Solchen Beſtrebungen gegenüber iſt es intereſſant zu ſehen, wie in neuerer Zeit ſelbſt der Buddhismus ſeiner abergläubiſchen Umhüllungen ſich zu entkleiden ſucht, und denkende Anhänger deſſelben ſich dem Lichte der europäiſchen Wiſſenſchaft zuwenden. Vor Kurzem erſchien in London die vom engliſchen Geſandtſchaftsſecretär Henry Alabaſter in Auszügen herausgegebene Ueberſetzung des erſten, von einem Siameſen ohne ausländiſche Hülfe gedruckten und veröffentlichten Werkes. In demſelben beſchäftigt ſich der geiſt- und kenntnißvolle Verfaſſer, Chaa Phia Thipakan, der von 1856 bis 1867 Schatzmeiſter und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Siams war, vornehmlich und zwar eben in jenem Sinne mit religiöſen und philoſophiſchen Fragen. Hierbei gedenkt er des letzten Erſten Königs als eines aufgeklärten Mannes, der mit ſeinen Ideen und Argumenten vollſtändig übereingeſtimmt habe, und Alabaſter fügt die Bemerkung hinzu: „Hätte der König in einer ſpätern Periode des Lebens ſeine Ideen veröffentlichen können, wir hätten von ihm noch mehr Aufklärung erlangt, als das Buch gewährt, welches wir heute unſeren Leſern vorlegen." Ueber dieſen in jeder Beziehung hervorragenden und intereſſanten Mann brachte nun „The Register" ſchon in demſelben Monate vorigen Jahres, in welchem der Handelsvertrag zwiſchen Oeſterreich und Siam abgeſchloſſen wurde, einen von Sir John Bowring verfaßten Nekrolog, dem wir folgende Mittheilungen entnehmen:

Phra Bat Samdet Phra Paramenar Maha Chula Mangkut, der vierzigſte unumſchränkte Herrſcher Siams ſeit Phra Rama, welcher die Monarchie im Jahre 1352 gründete, und der fünfte der Dynaſtie, welche 1782 durch den berühmten ſiameſiſchen General Phra Baurama Racha auf den Thron kam, wurde am 18. October 1804 geboren.

Als er 13 Jahre alt war, erhielt er von ſeinem Vater den Titel Chau Fa mit dem höchſten Adelsrange. Seine Erziehung war eine ſehr ſorgfältige, allein die Lehrbücher bildeten hauptſächlich paliſch und ſiameſiſch geſchriebene, aus denen er auf dem Gebiete der Kosmogonie die unſinnigſten Begriffe erhielt, während die ausſchweifendſten Liebesgeſchichten des Orients die Nahrung für ſeine Phantaſie ausmachten. Daß ihn jedoch nachher das Leſen europäiſcher wiſſenſchaftlicher Werke und ſein Verkehr mit intelligenten Fremden aus der Knechtſchaft der Ignoranz vollſtändig befreiten, zeigte ſich in jeder Correſpondenz und Unterhaltung mit ihm. Ich entſinne mich noch recht wohl, berichtet Bowring, wie er einmal zu mir ſagte: „Ich habe in den buddhiſtiſchen Büchern Alles zu verwerfen gelernt, was mit den wiſſenſchaftlichen Entdeckungen unſerer Zeit im Widerſpruch ſteht."

Seine erſte Frau nahm er ſchon in einem Alter von 17 Jahren, und ein Jahr darauf gebar ſie ihm einen Sohn. Als er das zwanzigſte Jahr erreicht hatte, ſtarb ſein Vater und riß ein illegitimer älterer Bruder den Thron an ſich. Der Uſurpator regierte 27 Jahre lang, ſein jüngerer Bruder aber hatte ſich in ein Kloſter zurückgezogen, das für ihn ein Schutzort wurde, da er auf Verlangen der Bonzen die Gelübde — darunter auch das der Keuſchheit — ablegte, und in Folge deſſen ſeine Perſon eine geheiligte war. Dieſe

Digitized by Google

Zurückgezogenheit währte so lange, als sein Bruder regierte, und er selbst ward in den zwei von ihm bewohnten Tempeln zur Würde eines Hohenpriesters erhoben.

Er besaß stets eine große Neigung für das Studium; nicht nur, daß er daher die heiligen Sprachen, in denen die buddhistischen Bücher geschrieben sind, genau kannte, er beherrschte auch das Lateinische so vollkommen, daß er in dieser Sprache eine Autobiographie hätte schreiben können. Seine Kenntniß des Englischen verdankte er anfänglich weniger der Conversation, als dem Studium von Wörterbüchern; dies machte sich auch oft an eigenthümlichen Ausdrücken, die er gebrauchte, bemerklich: so wollte er sich der Wörter Zenith und Nadir auch für gewöhnlich statt der Wörter above (oben) und below (unten) bedienen. Später jedoch brachte er es, hauptsächlich seit seinem Verkehre mit den amerikanischen protestantischen Missionären, zu einer großen Gewandtheit im Englischsprechen. Ich entsinne mich, sagt Bowring, daß der König, nachdem er mich als Gesandten Ihrer Britischen Majestät officiell empfangen hatte, mich zu sich in die Privatgemächer des Palastes einlud und mir sagte, daß er nur ein einziges Wort in der Ansprache nicht verstanden hätte, welches ich ihm also erklären möchte. Die Scene war überaus interessant. Den ganzen „Reichthum von Ormus und Indus", mit dem angethan er auf dem Throne gesessen, das goldene Scepter und die reichverzierte Krone hatte er mit einem leinenen Hemd vertauscht, während er auf seinen Knien ein kleines, völlig nacktes Kind, im Alter von sechs oder sieben Jahren, hielt, das bloß mit einem Kranze von weißen, wohlriechenden Blumen geschmückt war. Die „Berührung der Natur" genügte aber schon, um sich zu einem wirklich so hervorragenden und trefflichen Manne hingezogen zu fühlen.

Erst im Jahre 1845, in einem Alter von etwa 41 Jahren, fing er an, sich systematisch zu unterrichten. Er lud da die Missionäre zu sich in seinen Tempel ein und nahm drei oder vier Mal die Woche Unterricht. Oft schickte er sein Boot mehrere Meilen weit, um seine Lehrer geleiten zu lassen, denen er auch ein Domicil für unterwegs verschaffte, wo es ihnen gestattet war, ihrem Zwecke, der Bekehrung der Eingeborenen, zu dienen. Hierbei sei hinsichtlich der Buddhisten im Allgemeinen bemerkt, daß sie sehr tolerant in Sachen des Glaubens sind*). Auch der König von Siam war es. Trotzdem kann man nicht sagen, daß die mühevollen und lange fortgesetzten Anstrengungen, die Siamesen zu Christen zu machen, erfolgreich gewesen.

Die Missionäre geben zu, daß der Prinz gegen die mit ihm über religiöse Fragen geführten Gespräche niemals etwas eingewendet, und wollen auch keine Gelegenheit versäumt haben, bei der sie ihn mit ihrem Glauben bekannt machen und für ihre Anschauungen die stärksten Argumente bieten konnten. Allein der Eindruck war gering, und „wenn auch," wie einer von ihnen berichtet, „der Prinz, unbefangen genug, häufig einräumte, daß er hohe Achtung vor dem Christenthum habe, ja daß er auch glaube, dasselbe werde einst die ganze Menschheit umfassen, so behauptete er doch, daß es die Pflicht der Buddhisten sei, an der Religion ihrer Vorfahren bis zum letzten Augenblicke festzuhalten." In den darauf folgenden Erörterungen über religiöse Gegenstände erhitzten sich manchmal beide Theile sogar bis zur Heftigkeit. „Dies führte aber unglücklicherweise dahin, daß der Prinz, der sich schließlich außer Stande sah, in der Rüstkammer des Buddhismus irgend eine Waffe aufzufinden, welche zur Bekämpfung der Argumente seines Lehrers genügt hätte, mehr und mehr gereizt wurde, und zuletzt den Wunsch aussprach, von dergleichen Discussionen ganz abzustehen," worein sich natürlich der liebenswürdige Missionär fügen mußte. „In einer jener Discussionen war es," erzählt derselbe, „daß einmal der durch die Stärke der evangelischen Wahrheit in die Enge getriebene Prinz den furchtbaren Ausspruch that: „Ich hasse die Bibel aufs Höchste!" und in diesem Stadium des Widerstandes gegen die Bestrebungen, den Geist Gottes auf seine Seele wirken zu lassen, schreckte er auch davor nicht zurück, die christliche Religion — wie ich mit vieler Betrübniß erwähnen muß — ins Lächerliche zu ziehen, sobald er in der Folgezeit mit den protestantischen Missionären zufällig darauf zu sprechen kam. Niemals aber scheint er eine solche Mißachtung Christi (?), wie gegen mich, wieder geäußert zu haben, vielmehr hat er öfters gezeigt, selbst nach einige Monate vor seinem Tode, daß er sich auf seinem religiösen Standpunkte nicht gerade wohlfühlte."

Dies ist, wie gesagt, der sehr einseitige Bericht eines Missionärs über des Königs Verhalten und Charakter. Ich bin aber in der Lage, bemerkt Bowring dazu, auch dessen Ansichten über das Verfahren der Missionäre mittheilen zu können. Er sagte: „Die christliche Religion mag für die christlichen Nationen passen, nicht für uns. Ich habe in den buddhistischen Büchern Alles verworfen, was den Gesetzen, welche die Welt regieren, zuwiderläuft. Die Bibel aber enthält Lehren, die sich mit den Forschungsresultaten der neueren Naturwissenschaften nicht in Einklang bringen lassen. Aus dem Lichte und der Erkenntniß der Gegenwart kann ich nicht in die Dunkelheit und Unwissenheit der Vergangenheit tauchen. In allen Religionen finden sich Wahrheiten; wenn Euch Eure Religion lehrt, mich zu lieben, wie mich die meine lehrt, Euch zu lieben, so müssen solche Lehren in beiden Religionen wahr und göttlich sein. Ich hindere die Missionäre nicht an dem Versuche, meine Unterthanen zu bekehren, — es ist ihnen aber niemals gelungen, und ich glaube auch nicht, daß es ihnen jemals gelingen wird. Ich gab den Katholiken 140 meiner annamitischen Gefangenen (Sklaven), sie sollten sie zu Christen machen, wenn sie es könnten. Die Katholiken verstehen sich besser darauf als die Protestanten."

Nach dem Berichte eines Missionärs hatte sich übrigens in Siam wie in Britisch-Indien — wo die Brahma-Somaj, zu denen etwa 2000 aus höheren Kasten Indiens gehören, den Götzendienst gänzlich abgeschafft haben — eine neue buddhistische Schule gebildet. In Bangkok war der verstorbene König ihr Haupt. „Als dieser nämlich noch Priester war und sich von den protestantischen Missionären Gützlaff, Tamlin und Adeel unterrichten ließ, sah er ein, daß der Versuch, die Echtheit der 85,000 Bände heiliger Bücher zu beweisen, welche bisher von allen Lehrern des Buddhismus für canonisch gehalten worden waren, der größte Unsinn wäre. Diese Ueberzeugung befestigte sich ohne Zweifel immer mehr in ihm, als er bei Herrn Caswell Unterricht nahm, und da sie ihm auch den Muth gab, seine Ansicht offen und laut auszusprechen, ward er der Vater einer neuen Schule, welche sich bis zu seiner Thronbesteigung ungemein schnell verbreitete. Damals umfaßte sie nicht nur all die Hunderte seiner eigenen Schüler in den Tempeln, deren Oberpriester er war, sondern auch eine große Anzahl angesehener Männer.

Der große Anstoß, welchen die religiöse Forschung — der Fortschritt des freien Denkens — erhalten hat, ist überhaupt kein einseitiger geblieben; die Bewegung hat nicht nur die Christen, sondern auch die mohammedanischen und jüdischen Secten erfaßt, und wird nachgerade als ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit anzusehen sein, die man ganz

*) In Japan mit seinen Christenverfolgungen ist zwar der Buddhismus auch sehr verbreitet, aber er ist dort mit der Sintoreligion vermischt und hat auch politische Ursachen.

Digitized by Google

eigentlich als eine Aera der religiösen Emancipation bezeichnen kann.

„Jene Schule," fährt der Missionär fort, „soll Tausende von Bänden der alten heiligen Bücher verworfen haben, insbesondere solche, deren Inhalt nicht mit der Kosmographie in Einklang zu bringen war, und dann auch Anschauungen der ganzen christlichen Welt vertrat. Damit glaubte der Prinz etwas für ewige Zeiten gethan zu haben." Der Missionär hätte sagen sollen, daß auch diejenigen kosmographischen Anschauungen, welche aus den biblischen „Offenbarungen" abgeleitet und demgemäß „für die Anschauungen der ganzen christlichen Welt gehalten werden" (es aber in der That längst nicht mehr sind), von dem siamesischen Prinzen vollständig verworfen wurden. „Indessen," meint der Missionär, „die Principien der neuen Schule waren, wie man schon im Voraus annehmen konnte, aufgeklärter und liberaler, als sich die alte jemals hätte träumen lassen. Und hier finden wir die Grundlage der Kenntnisse in der Geographie, der Astronomie und dem Handel, durch welche sich der Prinz nachmals als König so sehr auszeichnen sollte." Dann folgt eine sehr natürliche Expectoration enthusiastischen Eifers und vereitelter Hoffnung. „Wohl kann die christliche Welt ausrufen: O, daß er sich doch willig der Macht der sittlichen Wahrheit hingegeben, sich in der Bibel unterwiesen und den Geist Gottes durch seinen glaubensstarken und von ihm hochverehrten Lehrer auf sich hätte wirken lassen!" Aber der Schüler konnte sehr natürlich seinem Lehrer erwiedern: „Wenn der Gott, mit dessen Geiste Ihr lehret, in seinen Zwecken allweise, in seinem Willen allmächtig und in seiner Vorsehung allgütig ist, wie kann Euch da der Versuch, mich zu überzeugen, fehlschlagen, mich, dessen Ueberzeugungen Euch im Verfolgen Eurer angeblichen Aufgabe so nützlich sein würden?" — „Seine Popularität," fährt der Missionär fort, „war sowohl in seiner Eigenschaft als Prinz wie als Oberpriester so groß, daß er, hätte er den Christenglauben angenommen, höchst wahrscheinlich in dieser Richtung auf viele seiner Anhänger — des jungen Siams — ebenso gewirkt haben würde, wie dies hinsichtlich ihrer früheren Ansichten vom Universum der Fall war." Sicher und gewiß; nur kann es jedoch auch sein, daß in ersterer Beziehung die Argumente nicht dieselbe Kraft zu überzeugen besaßen und nicht besitzen konnten; daß die gewünschte Richtung nicht diejenige war, welche „unter Gott" die großen Gesetze des Universums zeigen und verkünden. „Indessen," sagen die Missionäre, „die Rathschlüsse des Herrn sind für uns unerforschlich, und wir preisen sie und glauben nicht, daß an ihnen der Widerstand eines siamesischen Prinzen etwas ändern kann. Vielleicht wollte es die göttliche Weisheit, daß unsere zwanzig Jahre hindurch für ihn fortgesetzten Gebete nicht direct durch seine Bekehrung zum Christenthum beantwortet werden sollten." Da könnte denn doch gefragt werden, ob die Erfolglosigkeit der Gebete wirklich in der „göttlichen Weisheit und Allwissenheit" gelegen, oder ob sie nicht vielmehr in der Thorheit der Gebete selbst zu suchen sein dürfte? Aber die Missionäre wissen sich eben mit Floskeln zu trösten. „Sollen wir nicht vertrauensvoll uns der Hoffnung hingeben," fragen sie, „daß unsere Gebete bloß scheinbar unerfüllt geblieben sind? Sprechen nicht für ihre Annahme im Himmel die großen zeitlichen Segnungen, welche sie bereits zur Folge gehabt haben?" Der Gegenwart der amerikanischen Missionäre verdankt also Siam sein Gedeihen! Ein recht angenehmer Glaube allerdings.

Die Mißregierung des vorvorigen Königs, die kurzsichtige Politik, in der er alle Vortheile von sich wies, welche aus freundschaftlichen Beziehungen zu fremden Mächten, aus dem diplomatischen und mercantilen Verkehre mit ihnen erwachsen wären, hatte eine große Unzufriedenheit im Lande hervorgerufen und den Prinzen fast bestimmt, es zu verlassen, um ein freiwilliges Exil in einem Theile der britischen Besitzungen zu nehmen. Diese Absicht schrieben die Missionäre dem Widerwillen zu, welchen die buddhistische Religion erregt hätte. Als sie aber diesem schmeichelhaften Wahne Ausdruck gaben, ward er darüber ganz aufgebracht und erklärte er ihnen: „Bildet Euch nicht ein, daß welche von meiner Partei jemals Christen werden wollen. Wir werden keine Religion annehmen, die wir für eine närrische (foolish) halten." Es darf nun freilich nicht überraschen, wenn so eifrige und feurige Männer, die sich durch den Erfolg ihrer Mühen so wenig ermuthigt gesehen hatten, sich wenigstens mit überspannten Hoffnungen trugen.

Am 3. April 1851 starb der Usurpator, und seine Absicht, seinen Sohn zum Nachfolger ernennen zu lassen, vereitelte der hohe Adel Siams, der mit Einstimmigkeit die Rechte des legitimen Prinzen auf den Thron proclamirte und die Armee auf seiner Seite hatte. Der Sohn des vorvorigen Königs schien auch keine Lust zu haben, den Thron für sich zu beanspruchen, und ließ die Krönung des rechtmäßigen Nachfolgers ruhig vor sich gehen.

Dieselbe fand am 15. Mai statt, und am 2. Juni erfolgte die Krönung des zweiten Königs, seines jüngern Bruders. Die Doppelregierung und die Unterabtheilung der königlichen Würde ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit Siams. Gleich sind die äußeren Formen, welche gegen die zwei Könige beobachtet werden müssen, von der Macht und den Revenüen aber kommen zwei Drittel auf den ersten und ein Drittel auf den zweiten König. Beide unterzeichnen die Verträge mit fremden Mächten, und noch nie hat die Harmonie des Staatswesens unter diesem Dualismus gelitten.

Durch den verstorbenen König wurden große Reformen eingeführt. Er gab sehr bald die Absicht kund, die officiellen Geschäfte in derselben Ordnung, wie an den europäischen Höfen, vornehmen zu lassen. Auch wünschte er den wissenschaftlichen Unterricht und das Studium der englischen Sprache in den Schulen eingeführt zu sehen, und lud die Frauen der Missionäre ein, die Damen des Palastes zu unterrichten. So hatten einmal 20 Frauen und Nebenfrauen des Königs Unterricht, allein das Experiment war nicht von Dauer. Die amerikanischen Lehrerinnen hielten es für ihre ganz besondere Pflicht, die weiblichen Familienglieder des Königs auch mit der „biblischen Geschichte" bekannt zu machen; das war jedoch unvorsichtig, da diese den buddhistischen Anschauungen gegenüber nicht anders als abgeschmackt erscheinen mußte, und nach drei Jahren wurde der Unterricht wieder eingestellt. Die Missionärinnen freilich geben dafür hauptsächlich folgende Ursachen an: „Erstens die steigende Furcht, daß die Lehrerinnen, von denen es bekannt war, wie sehr auch ihnen die Verbreitung des Christenthums in Siam am Herzen lag, fast mit Nothwendigkeit in diesem Sinne auf ihre buddhistischen Schülerinnen einwirken und sich diese schließlich vom Glauben ihrer Eltern abwenden würden; zweitens waren viele ihrer Schülerinnen Mütter geworden und wurden in Folge dessen zu sehr in ihren Studien behindert; drittens endlich ließen auch die Haremssorgen nicht viel Zeit dazu oder zogen das Interesse ab." Aber selbst nach den Aussagen der Missionärinnen war der Einfluß des Königs der am wenigsten mißgünstige. Nach mehreren Jahren wurde noch einmal eine Lehrerin in Singapore aufgefordert, nach Bangkok zu kommen. Obgleich diese versprach, in ihrem Unterrichte nicht direct auf eine Bekehrung hinzuwirken, glaubten die Missionärinnen doch, „daß sie beim besten Willen dieses Versprechen nicht halten konnte, denn es mußte ihr unmöglich sein, aus englischen Büchern zu lehren, ohne von

Digitized by Google

Gott und dem Erlöser zu sprechen.“ Der König scheint auch hier sehr nachsichtig gewesen zu sein; allein nach fünf Jahren „sah er für sie die Unmöglichkeit ein,“ aus einer der ihr anvertrauten Damen eine gute Schülerin zu machen. Diese negativen Resultate sind sehr zu bedauern.

Von den 81 Kindern des Königs — 39 Söhnen und 42 Töchtern — wurde keines in der Zeit geboren, wo er vom Throne ausgeschlossen war, zwei aber zugleich, als er das 48. Lebensjahr erreicht hatte, und 40 nach seinem 54. Lebensjahre; 14 wurden in den letzten drei Jahren seiner Regierung geboren. Demnach wurden zu seinen Lebzeiten nur sehr wenige von seinen Kindern für den Unterricht reif.

Mag man nun auch von diesem orientalischen Fürsten sagen, was man will, in Einer Beziehung verdient er die höchste Anerkennung. Sein Vorgänger hatte sich hartnäckig geweigert, in irgend welche freundschaftliche Beziehungen zu fremden Mächten zu treten. Die Engländer und Amerikaner hatten eine Revision der Verträge, deren Stipulationen von ihm nicht eingehalten worden waren, sowie die Oeffnung seiner Häfen für die Schifffahrt und den Handel befreundeter Völker vorgeschlagen, allein ohne jedweden Erfolg; er blieb in seinen Gebieten durchaus isolirt. Auf der gesammten Production des Landes lagen die drückendsten Steuern und Monopole, und ausländische Artikel waren durch Prohibitivgesetze ausgeschlossen.

Seit dem Jahre 1855 aber erfreut sich das Land eines wachsenden Gedeihens. In jenem Jahre kam Sir John Bowring mit zwei Kriegsschiffen nach Siam, und obgleich es ihm schwer gemacht wurde, Unterhandlungen anzuknüpfen und sich das alte Element des Widerstandes gegen Concessionen an Fremde sträubte, gelang es ihm doch schließlich, einen gegenseitigen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag abzuschließen, dessen Resultate folgende statistische Mittheilungen zeigen werden:

Im Jahre 1844 liefen in den Hafen von Bangkok 9 siamesische und 9 fremde Schiffe ein. Drei Jahre nach dem Abschlusse des Vertrages waren es 228 fremde und 63 siamesische Fahrzeuge. Im letzten Jahre kamen 100 Segelschiffe und 14 Dampfer unter siamesischer Flagge und 204 fremde Schiffe an, deren Ladung zusammen 146,294 Tonnen betrug; mehr als $2^1/_2$ Millionen Centner Reis wurden exportirt, und 140,000 Centner Zucker; eine entsprechende Zunahme haben die verschiedenartigen, allgemein unter dem Namen Straits bekannten Artikel aufgewiesen, und in diesem Jahre sind schon mehr als 60 Schiffe mit siamesischen Producten nach Europa abgegangen.

Dem englisch-siamesischen Vertrage folgten andere. Viele Fremde ließen sich selbst als Kaufleute in Bangkok nieder; Docks wurden angelegt und Schiffe wurden gebaut, wobei die Menge an Teakholz ungemein zu statten kam. „Millionen von Dollars,“ sagt eine siamesische Autorität, „flossen seitdem alljährlich nach Siam, wo früher nur etliche Zehntausend gefunden wurden. In Folge dessen mehrte sich der königliche Schatz aufs Reichlichste, füllten sich die Goldkästen der Prinzen und Vornehmen, sowie der siamesischen und chinesischen Kaufleute, und machte sich ein Steigen der Production im ganzen Lande bemerklich. . . . Auf den Flüssen nahm die Zahl der kleinen Boote zu Lustfahrten zu. Ein neuer königlicher Palast ward mit größerer Pracht erbaut, als jemals einer der früheren Könige gezeigt hatte, und in einer Entfernung von je 60 bis 100 Meilen errichtete man Lustschlösser für Seine Majestät.“

Mittlerweile sind auch in der Hauptstadt und deren Umgegend große Verbesserungen eingeführt worden. Canäle haben nicht nur die Leichtigkeit der Communication vermehrt, sondern auch dazu beigetragen, große Strecken Landes zu cultiviren. Ebenso findet man jetzt eiserne Brücken und bessere Straßen. Die im Hafen und im Zollwesen vorgenommenen Aenderungen, sowie die durch einen Engländer organisirte Polizei helfen den Schutz der Person und des Eigenthums erhöhen. Die Gerichte sind gleichfalls von der Civilisation nicht unberührt geblieben. Mehrere Regierungsdampfer machen regelmäßige Fahrten zwischen den Häfen von Siam und denen anderer Länder des Orients, und bald werden Telegraphenlinien nicht bloß die Residenzstadt, sondern das ganze Land durchziehen.

Von welchem Geiste der verstorbene König erfüllt war, beweist auch der bemerkenswerthe Umstand, daß die Zahl derjenigen buddhistischen Priester, welche von der Mildthätigkeit leben, in der Hauptstadt allein von 10,000 auf 5000 vermindert worden ist, und daß selbst die Kinder der vornehmsten Familien den einen oder den andern nützlichen und productiven Beruf ergreifen.

Die Liebe zur Wissenschaft, insbesondere zur Astronomie, wurde dem König die Ursache des Todes. Er war stolz auf seine Teleskope und auf andere Instrumente, die er besaß, und vor der großen Sonnenfinsterniß im August vorigen Jahres veröffentlichte er seine eigenen Berechnungen, deren Genauigkeit überraschend war. Mit seinem Gefolge begab er sich nach Hawo Won, wo er mit den von ihm dewillkommneten Deputationen der englischen und französischen Autoritäten zusammentraf, die dahin zur Berichterstattung über das interessante Phänomen geschickt worden waren. Fieberkrank nach Bangkok zurückgekehrt, scheint er nicht ganz richtig behandelt worden zu sein, wenigstens behaupten die fremden Aerzte, daß ihn die Anwendung von Chinin gerettet haben würde. Die Folgen dieser Unterlassung waren verhängnißvoll.

Es ist ein wohlverbürgtes Gerücht, daß der König vorausgesagt hatte, er würde — wie dies auch wirklich der Fall war — während der großen Fasten der Buddhisten sterben. Zwei Tage vor seinem Hinscheiden rief er seine vertrautesten Freunde zu sich, gab Jedem ein Andenken und sagte dabei: „Ich werde Euch nun verlassen; ich bedarf dessen nicht mehr.“

Am Tage seines Todes richtete er ein Abschiedsschreiben an die buddhistische Priesterschaft, dessen Geist aus folgenden Sätzen erhellt: „Alles Seiende ist unverläßlich (vergänglich), ohne Ausnahme; ich selbst war der strengen Nothwendigkeit eines höchsten Gesetzes unterworfen und bin ihr nur etwas zuvorgekommen.“ Dann ließ er einige Familienglieder und Minister zu sich kommen, beschenkte auch sie mit werthvollen Gegenständen der Erinnerung und legte ihnen die Sorge um seinen ältesten Sohn als seinen Nachfolger auf dem Throne aus Herz, indem er ihnen zugleich auftrug, über die wahren Interessen des Landes zu wachen. Endlich wünschte er noch ausdrücklich, daß der Senabowder (der große Staatsrath) seiner Pflicht, alle Parteien zu versöhnen und Zwistigkeiten vorzubeugen, getreulich nachkommen möchte. Des Königs letzte Worte waren: „Ich gehe nun aus dem Leben; aber verwundert Euch nicht und seid auch nicht betrübt darüber, daß ich Euch so verlasse. Es erfüllt sich auch an mir die Bestimmung, welche alle Geschöpfe dieser Welt haben; es ist die Folge eines unveränderlichen und unvermeidlichen Gesetzes.“

Als er diese Worte sprach, ging gerade die Sonne unter, und um 9 Uhr Abends (am 1. October 1868) wurde gemeldet, daß der König im Sterben läge. Sofort begab sich der erste Minister nach dem Palast, doch er hatte ihn noch nicht erreicht, als der König schon verschieden war.

Der älteste ihn überlebende Sohn, geboren am 21. September 1853, wurde am 11. November 1868 als an einem Tage gekrönt, den die buddhistischen Priester als einen glückverheißenden bezeichnet hatten.

Die Häringsfiſcherei an der ſüdweſtlichen Küſte Schwedens.

F. Die Zeitungen melden uns, daß in dieſem Jahre der Häring ſich in ganz ungewöhnlicher Menge an der Küſte von Bohuslän eingefunden hat, und daß der diesjährige Häring ganz von der Beſchaffenheit iſt, daß man daraus auf die Wiederkehr deſſelben in künftigen Jahren mit ziemlicher Sicherheit ſchließen kann; er iſt nämlich groß, fett und voller Rogen und Milch, oder ganz ſo wie zu Anfang des Jahrhunderts, da der Häringsfang in jenen von der Natur ſo verwahrloſten Gegenden großen Wohlſtand verbreitete, dann aber verſchwand und durch ſein Verſchwinden auch die bedeutende Bevölkerung der kahlen Skären, die kaum einen Grashalm, geſchweige denn einen Buſch oder einen Baum hervorbringen, in die bitterſte Armuth verſenkte. Die Hoffnung auf beſſere Tage hat denn auch bereits die Bewohner veranlaßt, Vorkehrungen zu treffen, um die Häringsfiſcherei in größerm Maßſtabe betreiben zu können; unter Anderm haben ſich die Fiſcher und Bauern bei Rörtangen im Härod Inlond vereinigt und Zugnetze, einige derſelben zu einem Preiſe von 1000 Rthlr. per Stück, beſtellt. Vielleicht ſteht mit dieſem maſſenhaften Auftreten des Häring im Skagerrak und Kattegat die diesjährige geringe Ausbeute an der Weſtküſte von Norwegen in Verbindung, welche kaum die Hälfte der gewöhnlichen geweſen iſt.

Wir wollen hier nach einigen Verfaſſern, beſonders nach einem Götheborger Correſpondenten des Blattes „Dagligt Allehanda", einen kleinen Beitrag zu der Geſchichte des Härings an der bohuslänſchen Küſte zu geben verſuchen.

Der Häring iſt zwar überall unbeſtändig (das iſt auch in Norwegen der Fall, wo er früher hoch im Norden, dann lange zwiſchen den Vorgebirgen Lindesnäs und Stadt, 59 bis 62 Grad, und jetzt wieder nördlicher maſſenhaft im Winter oder Frühling aufgetreten iſt), am unbeſtändigſten und wankelmüthigſten aber iſt er bei Bohuslän. Hier iſt er in großen Maſſen mehrere Jahre hintereinander unter Land gegangen, dann aber plötzlich verſchwunden und hat ſich erſt nach einem ganzen Mannesalter wieder gezeigt. Es giebt Erzählungen über die bohuslänſche Häringsfiſcherei von den älteſten Zeiten; eine nähere Kenntniß derſelben aber beſitzen wir erſt ſeit dem Jahre 1556, und die reichſte Fiſcherei, die jemals dort ſtattgefunden hat, ſoll die von dem erwähnten Jahre bis 1587 geweſen ſein. Damals wurde jedes Skär, d. h. kahle, aus dem Meere hervorragende Klippe, bebaut, Tauſende von Leuten zogen dorthin, und vom Auslande fanden ſich jährlich tauſend Fahrzeuge ein, um Ladung zu holen. Einzig und allein von Marſtrand ſollen 50,000 Laſten oder 600,000 Tonnen Häringe ausgeſchifft worden ſein. Im Jahre 1587 wurde, wie Peder Clauſſen berichtet, eine Menge von Häringen gefangen, „wobei Gott warnte, er wolle wegen der Gottloſigkeit, welche während des Fiſchens betrieben wurde, ſeinen Segen und ſeine gute Gabe hinwegnehmen." Und ſo geſchah es denn auch: der Fiſchfang nahm in den folgenden Jahren ab, hörte dann ganz auf und ſtürzte die Bevölkerung in das größte Elend. Nach dieſer Zeit kamen nur einzelne größere Schooren an, bis nach einer Zeit von 73 Jahren, im Jahre 1660, die große Fiſcherei von Neuem wiederum begann. Von dieſem Zeitpunkte wurde die Fiſcherei nur von den eigenen Bewohnern des Landes betrieben und dieſe wurden dabei ſehr wohlhabend, bis im Jahre 1675 der Häring durch den Krieg verſcheucht wurde. Darauf zeigte er ſich wieder bisweilen, beſonders 1727, aber jetzt fehlten ſowohl Leute als auch Geräthſchaften, um Nutzen daraus zu ziehen. Endlich kam er 1746 wieder, und nun begann die letzte berühmte Periode der Häringsfiſcherei in Bohuslän, welche 62 Jahre oder bis 1808 dauerte. Im Jahre 1747 drang der Häring in großer Menge in die ſämmtlichen Fjorde. Als die Fiſcherei neun Jahre lang gedauert hatte, fertigte die Regierung ein Reglement für die Fiſchereien, das erſte dieſer Art, aus. Die Skären waren ſchwach bevölkert, und daher mußte die Regierung darauf bedacht ſein, Arbeitskräfte zu ſchaffen. Am 27. April 1756 erſchien eine Verordnung, in welcher die ſchwediſchen Unterthanen, welche aus dem Reiche entwichen waren und ſich im Auslande niedergelaſſen hatten, zur Rückkehr aufgefordert wurden, mit dem Verſprechen, wenn ſie die große Meerfiſcherei betreiben wollten, ſo ſollten ihnen Wohnplätze angewieſen werden, an Stellen, die paſſende Fiſchplätze darböten, und ſie ſollten außerdem Hülfe von der Krone erhalten zur Aufführung von Häuſern und Gebäuden.

Nun ſtrömte von dem ganzen Reiche eine Menge von Leuten herbei, und immer mehre Salzereien wurden angelegt. Die Fiſcherei wurde anfangs nur mit Garnen betrieben, und daher war der Fang nicht größer, als daß die Fiſche eingeſalzen und ſo abgeſetzt werden konnten; als aber dann große Zugnetze eingeführt worden waren und der Fang in einem ſo enormen Grade zugenommen hatte, daß er unmöglich durch Einſalzen ganz verwendet werden konnte, ſo mußte die Speculation ſich in ein anderes Gebiet begeben. Der Factor J. Fr. Bauer war der erſte in Bohuslän, der den Häring zum Thrankochen verwendete. Dieſe neue Induſtrie entſtand in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und entwickelte ſich ſehr ſchnell. Im Jahre 1787 gab es in den Skären 429 Thrankochereien mit 1812 Keſſeln, außer 336 Salzereien und Räuchereien und anderen, und es wurden in dem erwähnten Jahre 120,000 Fäſſer Thran zubereitet, welche nach angeſtellter Berechnung 2½ Millionen Tonnen Häringe repräſentirten, ſo daß die Fiſcherei im Ganzen auf wenigſtens 3 Millionen Tonnen geſchätzt werden kann. Nun fand aller Häring Abſatz; alle Hände arbeiteten, und man hat angegeben, daß außer den Skärenbewohnern 5000 Perſonen an der Fiſcherei Theil nahmen. Am 14. November 1766 wurde ein Fiſchereigeſetz für das ganze Reich ausgefertigt, welches bis 1852 gegolten hat, obgleich daſſelbe ſehr fehlerhaft war und viele Zuſätze erholten hat; 1771 erſchien eine Bekanntmachung, welche Prämien für die Anſchaffung der beſten Häringswaten verſprach, und 1774 wurde eine uneingeſchränkte Erlaubniß zur Anlage von Thrankochereien gegeben. Dieſe letzte Verordnung rief in Schweden einen allgemeinen Streit über die Schädlichkeit des Häringsabfalles für die Fiſchereien ins Leben, einen Streit, der mit allen Waffen des Eigennutzes geführt wurde und der bis zu dem plötzlichen Aufhören der Häringsfiſcherei im Jahre 1808 fortdauerte.

Inzwiſchen verſchwand der Häring in einer Nacht, nachdem er die Fjorde von Bohuslän 62 Jahre mit einem Reichthum erfüllt hatte, der vielen Tauſenden Nahrung gab. Wohin er gegangen war, das wußte Niemand, und das Phänomen hat bis jetzt noch nicht erklärt werden können; aber die Quelle des Reichthums in Bohuslän war verſiegt. Die Fiſcher glaubten, der Häring hätte ſich nach Norwegen begeben, woſelbſt in jenem Jahre der Frühlingshäring in ſehr großen Schaaren erſchien; aber es wurde bald allge-

Digitized by Google

mein bekannt, daß der Frühlingshäring eine ganz andere Art war, als die bohusländsche.

Holmberg sagt in seiner Beschreibung über Bohuslän: „Eine periodische Häringsfischerei ist eine göttliche Strafe und kein Segen; denn wenn der Häring ans Land kommt, so werden alle übrigen Nahrungsquellen versäumt, und die Bewohner schwelgen in Ueberfluß; wenn aber die Fischerei aufhört, so ist man wiederum ärmer als jemals, weil man die große Meerfischerei, die nicht fehlschlägt, versäumt hat."

Inzwischen war und blieb der Häring weg. Nachdem man viele Mittel versucht und als dadurch zur Gewißheit erhoben war, daß der Häring sich nicht wieder hinschaffen ließ, beschloß die Regierung, die Fischerei wissenschaftlich untersuchen zu lassen, und dieses wurde dem noch jetzt lebenden berühmten Gelehrten S. Nilsson*) in Lund übertragen, welcher ein Stipendium erhielt, um die Westküste von Schweden und Norwegen zu bereisen und dann Berichte über die Fischereien abzugeben. Er lieferte mehrere werthvolle Schriften, aber die von ihm zur Aufhülfe der Fischerei eingeschlagenen Mittel (Schonung der Häringsbrut und Verbot der Grundnetze mit feinen Maschen) erhielten nicht den Beifall der Skärenbewohner. Im Jahre 1833 wurde ein Comite ernannt, das zur Einholung von Aufklärungen von dem einen Kinz (Fischerort) zu dem andern reiste und dessen Verhandlungen nebst Nilsson's Reiseberichten in einem Hefte gesammelt und gratis an die Fischer ausgetheilt wurde. Diese aber hielten mit echt schwedischer Zähigkeit fest an ihren Ansichten, und es dauerte lange, ehe die Wissenschaft den Sieg gewinnen konnte.

In den Skären zeigt man noch heutiges Tages Ueberreste von solchen Dingen, die ehemals zu Salzereien angewendet wurden. Bei manchen älteren Personen in verschiedenen Kinzen werden z. B. noch als Zierrathen die zum Thranlochen angewendeten gewaltigen kupfernen Kessel, jetzt blank polirt und Andenken an eine verschwundene Zeit der Größe und des Reichthums, vorgezeigt.

Inzwischen ist es eine Thatsache, daß jetzt 62 Jahre seit dem letzten massenhaften Auftreten des Härings in diesen Skären verflossen sind; nun aber hat es ganz den Anschein, als wollte er sich hier wiederum einfinden. Besonders hat die Art der Häringe, welche in diesem Jahre bei Klädesholmen und Marstrand gefangen worden sind, dieser Hoffnung neue Nahrung gegeben; auch sind, wie bereits bemerkt, Anstalten in den Skären getroffen, um die erwartete reiche Häringsfischerei in großem Maßstabe betreiben und den möglichst größten Nutzen daraus ziehen zu können. Auch in Göteborg trifft man dazu vorbereitende Anstalten: es wird in der Vorstadt Maßhugget eine Salzerei eingerichtet, auch denkt man die jetzt öde stehende Festung Elfsborg bei der Stadt zu miethen und als ein geräumiges und passendes Magazin zu verwenden.

*) Der Professor Nilsson, jetzt 83 Jahre alt, hat sich durch seine vortrefflichen naturgeschichtlichen Werke einen hohen Ruf in der Welt der Gelehrten erworben; dieser aber ist noch bedeutend vergrößert worden durch seine antiquarischen Forschungen über die Urbewohner Skandinaviens, von welchem classischen Werke vor Kurzem eine neue Bearbeitung erschienen und das auch ins Deutsche übersetzt worden ist.

Aus allen Erdtheilen.

Die Negerrepublik Liberia.

Sie besteht seit nun 50 Jahren, es will aber mit derselben gar nicht vorwärts. Der philanthropische Humbug, welchen man so lange mit ihr getrieben hat, nützt ihr nichts, und Karl Ritter war in starkem Irrthum befangen, als er (1853) Liberia „als einen Lichtpunkt am afrikanischen Negerhorizont" bezeichnete, „der schon jetzt die schimmernde Morgenröthe eines heraufsteigenden hellern Tagesgestirnes geworden sei, mit erleuchtenden Strahlen ꝛc. ꝛc." Während man in Nordamerika den Negern alle Bürgerrechte verliehen hat, kann in Liberia kein weißer Mensch Bürger werden. Es liegt freilich in jenem Fieberlande kein Anreiz vor, welcher einen gebildeten Europäer veranlassen könnte, unter den Halb- und Ganzbarbaren in Monrovia ꝛc. zu verweilen. Die Dinge stehen dort so, daß die Ansiedler nichts thun und nach heute kaum Lebensmittel genug für den eigenen Bedarf erzeugen; Mehl und Salzfleisch lassen sie sich nach in jedem Jahr von Maryland aus schenken.

Wir finden im „Preußischen Handelsarchiv" einen Jahresbericht des norddeutschen Consuls zu Munrovia für 1868, in welchem mit dürren Worten gesagt wird, „daß die Bedeutung des Handels zu den natürlichen Hülfsquellen der Republik und zur Ausdehnung ihrer Küste noch immer in einem sehr ungünstigen Verhältnisse stehe." Die Liberianer wollen nicht arbeiten; sie sind ohne hinreichende eigene Mittel zur Ausbeutung der natürlichen Reichthümer ihres Landes, welche sie sich leicht durch Fleiß verschaffen könnten. „Sie widmen sich fast ausschließlich dem Handel mit den uncivilisirten Eingeborenen, welchen sie die Erzeugung und Einsammlung der hauptsächlichsten Ausfuhrartikel fast gänzlich überlassen!" Die „Republikaner" liefern keine Producte; sie erzeugen nichts; sie handeln von den wilden Negern Palmöl, Palmkerne, Rothholz und Elfenbein ein; diese bilden die einzigen Ausfuhrwaaren, welche von den Liberianern gegen europäische Fabrikate eingetauscht werden; Norddeutschland hat 1868 in fünf Schiffen für etwa 200,000 Dollars importirt. Mit statistischen Nachrichten befaßt sich die Regierung der Republik nicht, aber sie treibt Humbug in Europa. So schickte sie 1868 einen Herrn „Chester, Oberst der Armee der liberianischen Republik," an verschiedene Höfe. Der schwarze Mann trug einen rothen Soldatenrock mit ganz ungeheuren Epauletten, und erregte am königlich sächsischen Hofe, wo er bei der Neujahrscour natürlich als distinguirte Person figurirte, besonders durch seinen musterhaften Appetit, nicht geringe Aufmerksamkeit. Wir hatten das Glück, den Herrn Obersten Chester zu sehen, bemerkten jedoch, daß es eigenthümlich sei, wenn eine Republik, die gar keine Armee habe, einen Obersten ernenne. Zufällig lasen wir gerade damals im „Pittsburgh Chronicle", daß Oberst Chester, bevor er in Liberia seinen Rang erwarben, zu Cincinnati in Ohio viele Jahre lang zu voller Zufriedenheit der weißen wie der farbigen Kundschaft dem nützlichen Gewerbe des Barbirens obgelegen habe. Um so mehr sei die Humanität des Kaisers von Rußland anzuerkennen, welcher an seinem Hofe zu St. Petersburg den schwarzen Obersten und Diplomaten mit freisinnigster Leutseligkeit behandelt habe. Doch das nur beiläufig.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika giebt es einige Vereine, welche seit vielen Jahren bemüht sind, Neger und Mulatten von dort nach Liberia hinüberzuschaffen; sie haben jedoch nur geringen Erfolg gehabt, und manche, welche die Absicht hatten, in Afrika zu bleiben, sind von dort zurückgekehrt.

Sie fanden in Liberia „zu viel Barbarei“. Nun hat jüngst die „African Colonization Society“ in Neuyork eine Sitzung gehalten, um die Zustände Liberias zu erörtern. Den Bericht darüber hat sie im „African Repository“ bekannt gemacht. Aus demselben ergiebt sich, daß sie 1869 etwa 100 Männer und Frauen und 60 Kinder nach Afrika geschickt hat; sie verausgabte für jeden Kopf — 438 Dollars 80 Cents, und hat damit ihre Casse erschöpft. Aus der von ihr veröffentlichten Correspondenz mit intelligenten Negern geht hervor, „daß die amerikanischen Neger nicht etwa einen civilisirenden Einfluß auf die afrikanischen ausüben, sondern daß gerade das Umgekehrte stattfindet; die amerikanischen fallen in Barbarei zurück.“

Man begreift übrigens, daß es den Eingewanderten in Liberia nicht gefällt.

„Sie erhalten vom Schiffe aus am Lande nach Lebensmittel für die nächsten sechs Monate, doch nicht von bester Qualität, und werden zu 100 bis 150 zusammen in einem großen Raume untergebracht. Bald werden Mehl, Butter, Schinken und Käse ungenießbar; viele Leute liegen schon im ersten Monat am Fieber danieder, und kein einziger bleibt zwei Monate nach seiner Ankunft von einem solchen verschont. Sie finden kaum die allerdürftigste Pflege; es ist nur ein Arzt vorhanden, der auf einem Gebiete von 35 Quadratmeilen praktizirt. Die Behausung wird bald außerordentlich unsauber und so kommt es, daß schon während der ersten sechs Monate der vierte Theil der Angekommenen gestorben ist.“

„Sobald ein halbes Jahr verstrichen ist, müssen die Ueberlebenden jenen Raum verlassen. Sie haben aber keine andere Wohnung und sind alle sehr abgeschwächt, zumeist ohne Geld; sie schlagen also eine Hütte auf, aber ohne Fußboden; dann machen sie etwas Land urbar und pflanzen Kartoffeln und Manioc. Sie leiden aber fortwährend und viele sterben, bevor sie ein Jahr im Lande sind. Man könnte Kaffeebäume pflanzen, aber diese geben erst Ertrag, wenn sie sechs Jahre alt sind.“

„Die Schulen befinden sich im erbärmlichsten Zustande; was man darüber Lobendes verbreitet hat, ist durchaus unrichtig. Ich halte es nicht für angemessen, eine Schaar unwissender Menschen aus einem Lande fortzuschaffen, wo sie Schulen und Kirchen finden, wo sie gesundes Klima haben und sich anständig zu ernähren Gelegenheit finden, und sie in ein Land zu bringen, wo das Klima mörderisch ist, wo sie wenig Schulen und Kirchen finden und wo sie ihr ganzes Leben in Armuth und Elend verbringen.“

„Ich habe kein Recht, der Colonisationsgesellschaft Vorwürfe zu machen; ich spreche aber die Ueberzeugung aus, daß es unendlich viel besser wäre, wenn sie die unwissenden Leute dort, wo sie einmal sind (in Amerika selbst), unter Obhut nähme und für ihre Civilisation sorgte, — wenn sie nicht eine Anzahl armer, ungebildeter Personen in ein feindliches Land brächte, wo dieselben durch den Einfluß ihrer Umgebung nur noch tiefer sinken, wo sie viel Elend auszustehen haben und wo viele schon nach kurzer Zeit sterben. Durchschnittlich sind in Liberia die Colonisten eben so roh und abergläubisch wie die heidnischen eingebornen Afrikaner. Man hat wohl gesagt, die Colonisten würden einen civilisirenden Einfluß auf die Heiden ausüben; ich habe aber niemals bemerkt, daß die ignoranten Massen, welche man nach Liberia gesandt hat, solch einen Einfluß geübt hätten. Ich bin ein Freund der farbigen Race und will Alles für sie thun, was in meinen Kräften steht; ich muß aber sagen, wie es sich mit den Thatsachen verhält.“

In einem zweiten Berichte wird erwähnt, daß am Cape Mount die Niederlassung Robertspart gegründet worden sei. „Wir haben in derselben bereits 38 von uns durch den Tod verloren; etwa die Hälfte bestand aus Kindern und Jünglingen. Die Ueberlebenden sind jedoch entschlossen zu arbeiten und sich ein comfortables Heim zu schaffen.“

Ein dritter Bericht an die Gesellschaft, datirt Monrovia, Januar 1870, spricht von den „bedauernswerthen, hülflosen, verhungernden Opfern, die man dorthin geschickt habe. Manche verfallen sofort in heidnische Gewohnheiten (Down they go at once and sink into heathen habits). Nicht wenige dieser Creaturen werfen sofort ihre Kleider ab und gehen landein (zu den Wilden). Bar etwa sechs Wochen kam ein Mädchen in ein Haus, das Kreidestriche auf sein Gesicht gemacht hatte; es trug dicke Ringe über Arm- und Beinknöcheln und hatte ein Stück Zeug um die Lenden geschürzt. Dieses Mädchen war eine Amerikanerin, die ganz vor Kurzem ihre Röcke abgelegt und die Sitten der Eingeborenen angenommen hatte. Solcher Personen giebt es, männliche wie weibliche, schockweis im Lande, und wenn nicht etwas ganz Außerordentliches geschieht, werden sie viele Nachfolger finden.“

Die Völkerwanderung innerhalb der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß eine große Verschiebung der Bevölkerung im Gebiete der Vereinigten Staaten bemerkbar sei. In der jüngsten Zeit hat die Wanderung einen geradezu kolossalen Maßstab angenommen, wie aus der nachfolgenden Schilderung, die wir einem deutsch-amerikanischen Blatte entnehmen, hervorgeht.

„Von allen entfernten Gegenden, Staaten und Territorien des fernsten Südens und Westens kommen gleichlautende Berichte über Herbeiströmen oder Durchpassiren wandernder Massen.

Texas und Kansas sind die zwei Staaten im Südwesten, welche die massenhafteste Einwanderung anziehen. In Texas wird sie seit Jahresfrist auf nahezu 30,000 geschätzt, ist aber fortwährend im Steigen. Seine ungeheuren fruchtbaren Prairien, die noch Platz für Millionen bieten, locken ebenso den Ackerbauer wie den Viehzüchter; sein Klima und sein Boden ziehen ebenso den Mann des Nordens wie den des Südens an, ebenso die weiße wie die schwarze Race.

Die Fruchtbarkeit von Kansas ist anerkannt und im letzten Jahresberichte des landwirthschaftlichen Bureaus zum Staunen Aller hervorgehoben worden. Mais brachte daselbst 48 Bushel auf den Acker, während das so fruchtbare Illinois nur 22 erzeugte. Weizen, Fruchtbäume ꝛc. liefern ebenso ausgezeichneten Ertrag. Durchschnittlich besteht der Zug der Einwanderer nach Kansas wie nach Texas mehr aus Weißen, namentlich strömen Massen von jungen Leuten aus den südlichen Staaten herbei, welche dort eigenen Grundbesitz erwerben wollen, da man in jenen Staaten zwar zur Anlockung europäischer Einwanderung Erwerb von Grundbesitz als Arbeitslohn anbietet, aber dabei sehr zu vergessen scheint, daß man noch Massen von arbeitsfähigen Landsleuten hat, welche unter ähnlichen Bedingungen in ihrer alten Heimath bleiben würden.

Auch bei den Negern würde bei Gewährung günstiger Bedingungen zum Erwerb der Ländereien der Wandertrieb aus den südlichen Küstenstaaten Virginien, Nord- und Südcarolina und Georgia nicht so stark sein, obgleich bei ihnen schon das Klima und der Bau der alten südlichen Stapelproducte weiter nach Süden lockt. Ihr Zug geht, wie es scheint, vorzüglich nach den Mississippiniederungen im südlichen Mississippi, in Arkansas, Louisiana und auch nach Texas. Diese Wanderung kommt von allen Seiten herbei und zählt seit Ende des vorigen Jahres nach Zehntausenden. Bekanntlich geben die Baumwollenpflanzer in jenen Gegenden höhern Lohn als in den südlichen Uferstaaten, wo Krieg und Mißwachs nachwirken, während die eigentliche Heimath des Baumwollenbaues nach einigen trefflichen Ernten sich eines zunehmenden Wohlstandes erfreut.

Der Hauptzug der Neger geht über Chotanooga, wo binnen kurzer Zeit über 30,000 passirt sein sollen, wie neuere Berichte melden.

Die Wanderung nach den eigentlichen Minengegenden scheint nicht so bedeutend zu sein, doch erstreckt sie sich auch nach den zum Ackerbau geeigneten Strichen in nächster Nähe und dehnt sich bis nach Californien und Oregon wieder in hohem Grade aus, so daß sich von San Francisco warnende

Digitized by Google

und abmahnende Stimmen hören lassen. Sie beziehen sich jedoch weniger auf Zuwanderung von Farmern, für welche der gesegnete Boden Californiens sofort Raum, Arbeit und Brot genug hat, als auf Handwerker und Handarbeiter, die in den Städten, in den Fabriken oder bei Bauten Arbeit suchen. Die Chinesen haben hier den Lohn gedrückt, und die Nachfrage nach Arbeit ist bereits viel größer als die nach Arbeitern.

Daß nördliche Capitalisten in Masse Landkäufe in den südlichen Küstenstaaten, namentlich in Virginien, Nord- und Südcarolina machen, davon kann ein Blick in die südlichen Blätter Überzeugen, die fortwährend triumphirend die vielen und großen Landerwerbungen nördlicher Käufer anzeigen. Dazu gesellt sich die Einwanderung von Arbeitern aus den östlichen Küstenstaaten des Nordens. Aus den Neu-Englandstaaten, die wie immer überallhin ihre Sendlinge schicken, geht ein starker Zug nach den Staaten jenseits des Mississippi, und der Bau der nördlichen Pacificbahn wird dasselben noch bedeutend vermehren. In den Mittelstaaten machen Tausende den nachrückenden Colonnen aus Europa Platz, indem sie weiter westwärts, aber auch nördlich nach Minnesota und Dacotah ꝛc. vordringen.

Europa in seiner Völkerwanderungszeit mag kein Bild einer so allgemeinen, über ein so ungeheures Gebiet ausgedehnten Wanderung dargeboten haben, wie im Augenblick die Vereinigten Staaten."

Ehescheidungen in Nordamerika. Präsident Woolsey, unter dessen Leitung das Yale College steht, hat ein Werk über die Ehescheidungen vom juristischen Standpunkte aus verfaßt. Aus nicht weniger als 23 Staaten hat er die statistischen Angaben genau verglichen. In Vermont wurden im Verlaufe von 5 Jahren 571 Ehen getrennt; davon wegen Ehebruchs 164, böswilliges Verlassen 138, schwere Mißhandlung 136 ꝛc. — In dem frömmelnden, Bibeln, Mäßigkeitstractätlen und Missionsschriften vertheilenden Puritanerstaate Massachusetts kamen in derselben Zeitfrist 1264 Scheidungen vor; davon 564 wegen Ehebruchs, also etwa 42 Procent; Desertion 589 oder etwa 45 Procent; grausame Behandlung 122 ꝛc. — In Ohio 3801 Scheidungen; davon wegen Ehebruchs 835, wegen Desertion und Vernachlässigung 1050, grausamer Mißhandlung 440, wegen Trunksucht 196. — In Vermont kamen binnen 7 Jahren auf 15,710 Heirathen 730 Scheidungen, also 1 auf 31; in Massachusetts in 4 Jahren auf 45,372 Heirathen 1022 Scheidungen, 1 auf 44; in Ohio 1866 auf 50,579 Verheirathungen 1869 Scheidungen, 1 zu 26. — In Connecticut in einem Zeitraume von 8 Jahren auf 33,227 Verheirathungen 2910 Scheidungen, oder etwa 1 zu 11!

Keltischer Gräberfund in Böhmen.

R. A. Der Unfug, welchen die Tschechen auf dem Gebiete der Archäologie treiben, ist ein außerordentlicher. Alle interessanten Alterthümer wurden zu slavischen gestempelt, um dem überschwenglichen nationalen Enthusiasmus zu huldigen, und es gab schließlich — wenn man den Tschechen glauben sollte — kein keltisches und markomannisches Alterthum mehr! Das ist bei der „wissenschaftlichen" Methode jener verrannten Nationalitätseiferer ganz erklärlich. So lange es sich um einzelnes Object und dessen Bestimmung handelt, konnte jene tschechische Einseitigkeit ihr Unwesen treiben, sobald aber das anthropologische Moment mit ins Spiel kommt, sobald man auch die in den Gräbern mitgefundenen menschlichen Ueberreste einer wissenschaftlichen Untersuchung unterwirft, ergiebt sich mit vollständiger Gewißheit, daß die Völker der böhmischen Hügelgräber mit bloßen Bronzegeräthen, wie die der flachen Gräber mit bloßen oder vorwiegenden Bronzegeräthen nicht slavischen, sondern der Form der daria gefundenen Schädel nach keltischen oder germanischen Stammes sind, wie dies durch die Dolichocephalie der Schädel bewiesen wird, denn die Slaven sind bekanntlich das einzige brachycephale indogermanische Volk. Zu bedenken ist ferner, daß, wenn man — wie das in alle Historiker thun — die Ankunft der Tschechen in Böhmen ins fünfte oder sechste Jahrhundert nach Christus setzt, diese damit noch bereits im vollen Zeitalter des Eisens standen, das damals in Mitteleuropa schon unbedingt herrschte. Mit dem slavischen Ursprung jener alten Gräber ist es also nichts.

Höchst interessante Ausgrabungen sind jetzt wieder in den Grabhügeln auf der Hatweide von Piwann (Bezirk Mies) vorgenommen worden. Die dort liegenden 30 Hügel sind aus Steinen und Erde aufgeführt und haben an der Basis einen Durchmesser von 5 bis 8 Klafter. Als vor Kurzem die Hutweide in Feld umgewandelt und die Mehrzahl der Hügel geebnet wurde, stieß man dabei auf zahlreiche interessante Gegenstände. Ueber einer Schicht von Lehm fand man nämlich theils bestattete, theils verbrannte Leichenreste und als Beigaben derselben Blättchen und Ringe von Gold, zahlreiche Schmuckgegenstände von reiner Bronze, bestehend in Armspangen, Ringen, Nadeln, Spiralen, Urnen aus rohem, mit vielen Quarzsandstücken vermischtem Thone, eiserne Spinnwirtel u. s. w. Einige der Grabhügel sind noch ungeöffnet. Der sehr interessante Fund schließt sich zahlreichen anderen des westlichen Böhmens, so denen von Stockau, Chudenitz, Chalieschnu bei Jechnitz vollkommen an. Die hier Bestatteten, am Ausgange des Bronzealters Mitteleuropas stehend, gehörten der letzten keltischen Periode Böhmens, ungefähr dem zweiten Jahrhundert vor Christus an. Eine gute Anzahl der gefundenen Gegenstände kam durch die Güte des Finders, Herrn Komarek in Piwana, in die Alterthumssammlung des deutschen Geschichtsvereins in Prag, die gegenwärtig schon an 500 Objecte zählt, und in der nächsten Zeit auch noch durch Beiträge aus Mähren eine bedeutende Vermehrung erhalten wird.

* * *

— Im April haben die deutschen Turner in Neuorleans einen großen Ball. Die Vorsteher hatten den Neger Oscar Dunn in seiner Eigenschaft als Lieutenant-Governor des Staates Louisiana eingeladen; dagegen legte indeß die Turnerschaft nachdrücklichen Protest ein und entsetzte die Vorsteher ihres Amtes. Herrn Dunn wurde zu wissen gethan, daß er sich freundlich sein möge, sich nicht einzufinden, und folgende Resolution genehmigt und veröffentlicht: „Es liegt eine anstößige Verletzung dessen, was sich ziemt und schickt, in dem Versuche, dem Turnverein das Gepräge und den Charakter einer Körperschaft aufdringen zu wollen, welche die Doctrin von der sogenannten gesellschaftlichen Gleichheit der Racen anerkennen und genehmigen. Solch eine Doctrin kann lediglich zu socialer Unordnung, zu Desorganisation und Ruin führen."

— Eine Yankeezeitung, die zu Waadbury in Connecticut erscheinende „Constitution", schreibt Folgendes: „Bei Mullica Hall wurden auf der Farm eines Herrn J. Jessup am 28. April Reste eines fossilen Thieres ausgegraben, eines Mesosaurus; der Kopf ist 6 Fuß lang, das ganze Thier muß 60 Fuß lang und 6 bis 7 Fuß breit gewesen sein. Zwei Reihen Zähne sind gut erhalten; jeder Zahn hat 1 bis 1½ Zoll Länge. Das Thier wurde 6 Fuß tief unter der obersten Mergelschicht gefunden. Die Ueberreste sind im Besitze des Professors Marsh vom Yale College.

Inhalt: Madrid. Ein spanisches Städtebild von Franz Koppel. Mit vier Abbildungen. — Das archäologische Museum in Salisbury. — Ein König von Siam als Reformator des Buddhismus. — Die Häringsfischerei an der südwestlichen Küste Schwedens. — Aus allen Erdtheilen: Die Negerrepublik Liberia. — Die Völkerwanderung innerhalb der Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Ehescheidungen in Nordamerika. — Keltischer Gräberfund in Böhmen. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 19.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künſtlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, ſoweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Madrid.

Ein ſpaniſches Städtebild von **Franz Koppel.**

II.

In Madrid hat man das Wort afranceſar gebildet und bezeichnet damit die immer mehr einreißende Entwerthung der Nationaleigenthümlichkeiten und die entſprechende Aufnahme farbloſer, allgemeinen europäiſchen Cours habender Sitten und Gebräuche.

In angebarener Grandezza geht der Adel mit dem ſchlechten Beiſpiel voran; die ſtolzen Hidalgos im Frack thürmen Schulden auf Schulden, nur um die unumgänglich nothwendige Zeit der Ausbildung des Chic zu Paris verbringen zu können, womit dem Alpha und Omega ihrer geiſtigen Anſprüche Genüge geleiſtet erſcheint. Die blaublütigen Nachkommen des Don Quixote, die früher ſelbſt vom Rücken eines andaluſiſchen Roſſes herab den Stier mit der Lanze bekämpften, wagen es zum Theil ſetzt ſchon, mit dem modiſchen Cylinder auf dem Kopfe den Platz der Toros ungeſtraft zu beſchreiten, und in den ſpannungsvollſten Momenten des Gefechts den Eſpada durch franzöſiſche Operndeifallsrufe ermuntern zu wollen.

Aber in der Arena (leider gerade hier!) herrſcht noch ungebrochen das nationale Element; freilich zeigt es ſich nicht von ſeiner günſtigſten Seite. Die Zeiten ſind übrigens auch ſchon lange vorbei, da die jungen Damen der Ariſtokratie in Majatracht erſchienen (— wie oft hat die Kaiſerin Eugenie es gethan! —) und nachher beim Klange der Caſtagnetten in den Höfen tanzten. Heut zu Tage überläßt man es den armen Creaturen des unterſten Volkes, nationale Abzeichen zu tragen und die vererbten Bräuche auszuüben. Es giebt einige Tage im Jahre, wie z. B. das Feſt Johannes des Täufers, da hat das Volk die polizeiliche Erlaubniß, ſich mit Spiel und Tanz die Nächte hindurch einmal wieder echt ſpaniſch auszuleben zu dürfen.

Doch wie dem auch immer ſein möge, man ſieht in Spanien und ſo namentlich auch in Madrid an jedem beliebigen Tage im Jahre noch genug originelle locale Typen, von denen wir einige kurz erwähnen wollen.

Wenn wir die Calle Mayor hinabſchlendern, ſtoßen wir gleich auf einen der intereſſanteſten von ganz Spanien, indem wir an den Buden der Maragatos vorbeikommen. Es ſind dies Leute aus einem kleinen Diſtricte der Provinz Leon, welche ihre Heimath verlaſſen, um in Madrid als Fiſchhändler ihr Leben zu verdienen, aber, als Arrieros die langen Züge bepackter Maulthiere führend, ſonſtwo auf der Halbinſel ihr Glück zu ſuchen. Indeſſen ſitzt die Maragata, welche nie auswandert, unverdroſſen auf der heimathlichen Scholle, bebaut das Land und nährt die Kinder, den Mann erwartend wie das Weib des Seemannes. Die Tracht der Maragatos iſt, wie unſere Abbildung zeigt, höchſt abweichend von den anderen Nationalcoſtümen der Halbinſel; die Hauptbeſtandtheile derſelben ſind ein niedriger, ſehr breitkrämpiger Hut, grobes Leinwandhemd mit Metallknöpfen, eine Tuchjacke, welche von einem Ledergürtel umſchloſſen wird (an letzterm hängen gewöhnlich ein paar kleine Handtaſchen) und

daran ſich ſchließend bis an die Knie reichende Pumphoſen (Bragas), Strümpfe oder grobe ſchwarze Tuchgamaſchen und Schnürſtiefel.

Die Maragaten ſtehen im Rufe der Ehrlichkeit und weiſen Sparſamkeit, gleichwie die Aſturier und Galizier; ſie gelten für gutmüthig und arbeitſam, zeichnen ſich aber durch ein abgeſchloſſenes ſtolzes Weſen aus und heirathen z. B. nur untereinander. Sie ſind, wie alle Spanier, freien, ich möchte ſagen ungebrochenen Sinnes. Vor wenig Jahren noch lebte ein reich gewordener Maragate in Madrid, der die oben beſchriebene Tracht um keinen Preis ablegen zu wollen erklärte, als er in die Cortes gewählt wurde.

Ein Maragata (ein Bergbewohner in Aſturien, Leon ꝛc., der Güter auf Maulthieren transportirt).

In der Calle Mayor wimmelt es von Escribanos, öffentlichen Notaren, deren Beſchäftigung unter freiem Himmel uns, wie in Neapel und Rom ſo auch hier, belehrt, daß wir wieder in einer ſehr vollreichen Stadt ſind, wo die edlen Künſte des Leſens und Schreibens nur von Wenigen ausgeübt werden können. Der Südländer geht Morgens gleich auf die Straße; das iſt ſeine erſte Beſchäftigung; dort läßt er ſich die Stiefel putzen und dann dictirt er einem Schreiber ein Billet in die Feder. Ein altes ſpaniſches Sprüchwort ſagt: Die Frau eines Notars hat's gut, die kann immer die Hände in den Schooß legen, der Mann verdient Geld:

Mano sobre mano
Como muger de escribano.

Aber das Ball gönnt den Escribanos den Verdienſt nicht und ſingt darum gern ſeine Spottlieder auf die „Cagatintas“ (ein ſehr reſpectwidriger Beiname, den wir keineswegs überſetzen wollen), die hinter dem durchlöcherten Biamba, einer Art ſpaniſchen Wand, früh und ſpät ihre kalligraphiſchen Dienſte anbieten.

Einen viel appetitlichern Anblick als die meiſt ſchmierigen Tiſche dieſer traurigen Ritter vom Gänſeliel gewähren die Chuſerias, ſogenannte valencianiſche Buden, an denen man alle Sarten heilſamer und erfriſchender Getränke erhält, wenigſtens während der heißen Jahreszeit. Im Herbſt ändert ſich mit der Nachfrage auch die Waare, und dann füllen die Granatäpfel von Valencia und manſtröſe Trauben aus der Mancha die Verkaufshalle; im Frühjahr Orangen und Citronen. Die Erfriſchungen werden (wie bei uns von den ſogenannten kohlenſauern Jungfrauen) von reizenden Mädchen (Chicas) ſervirt, die faſt immer Valencianerinnen ſind und ſchon durch ihr graziöſes Nationalcoſtüm (Sammtjäckchen mit einem über der Bruſt gekreuzten Mouſſelinſchawl, kurzes Kleid und ſilberblauſchimmernde Schürze darüber) die Aufmerkſamkeit zu erregen wiſſen. Man nimmt bei ihnen in der Regel ein Glas mitj o mitj („halb und halb“, valenciniſche Bezeichnung für ein Getränk, das halb aus Mandelmilch, halb aus Gerſtenſaft beſteht, eine Art von Bierkalteſchale). Unſere Abbildung zeigt eine ſolche valenciniſche Chica, die eben Orchata zu ſerviren im Begriff iſt.

Indem wir uns weiter durch das Maſſengewühl drängen, ſtoßen wir jeden Augenblick auf charakteriſtiſche Gruppen. Hier hemmen Barberillas unſere Schritte, die jedoch viel langſamer und ſchwerfälliger als der berühmte Barbier von Sevilla ihr Handwerk mitten auf der Straße treiben; dort haben wir Mühe, einem Jarrera auszuweichen, der ſeinen ganzen Vorrath von irdenen Krügen auf dem Kopfe balancirt. Beſonderer Geſchicklichkeit aber bedürfen wir, um ohne Unfall an den Carboneras vorbeizukommen. Es ſind dies nicht etwa politiſche Verſchwörene, die uns mit Gift und Dolch bedrohen, ſondern einfache Kohlenverkäufer, die auf eine raffinirt verkehrswidrige Art ihre Kohlen wägen, indem ſie über ein einfaches, aus mehreren zuſammengeſtellten Latten beſtehendes Geſtell eine lange Stange quer herüberlegen, wie einen Wageballen, an dem einen Ende deſſelben die Kohlenſäcke befeſtigen und als Gegengewicht und Gewicht überhaupt ſich ſelbſt an das andere Ende hängen. Mit dieſer primitiven Wage verſperren ſie oft eine ganze Straße, und ihnen

in den Weg zu kommen gehört zu den peligros (Gefahren) de Madrid.

Von besonderm Glück darf man sagen, wenn man in einer engen Gasse nicht unrettbar unter einen ganzen Trupp dahingalopirender Esel geräth, von einem wie ein Raddampfer zu beiden Seiten mit Brotkörben hoch beladenen Maulthier an die Wand gedrückt wird, oder an einer scharfen Ecke mit einem Aguador zusammenstößt, der Einen von oben bis unten begießt. Ganz unmöglich aber ist es, dem gellenden Geschrei der Ausrufer zu entgehen, in dem sich Madrid von anderen Städten des Südens, wie z. B. Neapel, nur durch seine specifischen Marktrufe unterscheidet. Jeder Straßenverkäufer hat seinen eigenen Ruf, seine laute Firma, deren unzählige uns fortwährend von allen Seiten her ins Ohr tönen. Das Gemüseweib aus Fuencarral ruft beständig: la rica judia, como la seda! (grüne Bohnen, wie Seide!), oder: y rabanos! y rabanos! (Radieschen!); vaya el peregil (die Petersilie muß gehen); nuevas avellanas como la leche (neue Haselnüsse wie Milch)! — Der Melonero (Melonenverkäufer) preist seine melones à cata (zu kosten); die Castañera (siehe Abbildung) lobt ihre warmen Kastanien und ruft in einem fort: calentitas, cuantas? (ganz warme, wie viel?). Dazwischen brüllt der Arenero, der Sandmann, mit dem Pavero, dem Fasanenhändler, um die Wette, so daß die zartere Stimme der Ramilletera, des Blumenmädchens, wie eine Flöte hier und da nur durchklingt und wir ihr stereotypes que clavel! (welche Nelke!) kaum vernehmen, indem uns rechts und links andalusische Naranjeros mit Lungenkraft und Rhetorik ihre Orangen anpreisen, und der Piñonero (der Pinienapfelverkäufer) darum noch keineswegs von dem Versuche absteht, sich endlich auch einmal Gehör zu verschaffen.

Am allertollsten geht es in dem Quartier Rastro her, dort, wo Laster und Elend sich gatten. Schritt für Schritt eine „Ermita de Baco“, wie Cervantes sagt, und Prestamistas, Pfandverleiher und Wucherer. Fast über jeder Thür lesen wir: despacho de vino, und dies ist allemal ein Wegweiser in eine Höhle, wo die Cherinola (Gaunerverbindung) haust. Dieselbe ist so gut organisirt, wie nur irgend in der Welt, und ihr Rothwälsch, welches an Ausdrücken von vergleichender poetischer Kraft sehr reich ist, heißt hier, ärgerlich genug, das Germania.

Im Rastro liegt auch die Fabrica de tabacos, welche mit der von Sevilla rivalisiren kann; es ist hier, wie dort, ein großes palastähnliches Sklavenhaus des Staates, wo viertausend Mädchen, braun, wie der Taback an ihren Fingern, in der nicotinhaltigen Atmosphäre ein nach eigenthümlichen Voraussetzungen sich abspinnendes Leben abwickeln. Was sie thun, thun sie schnell und mit Grazie, aber es geht Alles in Rauch auf. Ihre Jugend versitzen sie in großen, dumpfen Sälen, die meist schlecht ventilirt sind. An den Wänden herum hängen die Mirinaques (die Crinolinen) und viele Kleider, denn die jugendlichen Arbeiterinnen sind in einem sehr liberalen Negligee und zeigen schöne Schultern, Büsten und Arme, die sie graziös verhüllen, wenn Herren nahen. Doch die Aufseherinnen sind freundlich und es steht Alles, wie es scheint, auf gemüthlichem Fuße in dieser colossalen weiblichen Caserne. Die Mädchen sind oft von einer typischen Schönheit, und Alle erwiedern gern und graziös ein Compliment. Doch kann die Cigarrera von Madrid, wie Kenner behaupten, nie ganz die Manola von früher, die einst berühmte Madrider Grisette, ersetzen. Wenn diese Löwin des Volkes in der ganz für sie erfundenen Calesin (kleinen Wagen) ins Stiergefecht fuhr und unter lautem olo salero! eintrat, so konnte die Kaiserin Eugenia sal und meneo (Grazie und Haltung) von ihr lernen — und hat's wahrscheinlich auch gethan.

Eine Horchatera (Mandelmilchverkäuferin in Madrid).

Aber die Manola gehört zu den verschwundenen Größen von Madrid, und man spricht nur noch von „difuntos manolas“, von verstorbenen Manolas, oder wo sie noch lebt, da ist im Kampf des Daseins unter den Typen vielleicht ein altes Hökerweib aus ihr geworden, z. B. eine Verkäuferin von Cacahuates, wie unsere Abbildung eine solche zeigt, die in der That einmal unter den Manolas geglänzt haben soll.

Jetzt haben wir uns jedoch lange genug im Rastro herumgetrieben; wir suchen den nächsten Ausweg und machen bei einer Chokoladenbude den Uebergang zu einem bessern Stadtviertel. Hier ist Alles schmuck und reinlich, ohne im mindesten einen Anspruch auf Eleganz machen zu wollen; auch die Kundschaft gehört ganz den niederen Ständen an, wie unsere Abbildung zeigt, aber sowohl die leckere Wirthin, die würdig und anmuthig ihrem Geschäfte vorsitzt, als auch der Mann mit seiner phrygischen Mütze, dem Garra, auf dem Haupt und der unvermeidlichen Cigarette im Munde, — Beide bürgen schon durch ihr Aussehen für eine ganz solide Wirthschaft, und laden meines Erachtens weit mehr zum Bleiben ein, als die großen Spiegelscheiben, vergoldeten Säulen und Marmortische der reichen Kaffeehäuser an der Puerta del Sol.

Eine Stärkung that noth. Ich wußte es, daß wir diesmal auf die berüchtigte Plaza mayor kommen würden. Ueber diesen casernenhaft regelmäßigen und langweiligen Platz müssen wir gehen, und da können wir uns denn der allerschlimmsten Erinnerungen freilich nicht mehr entschlagen. Die ganz gleichmäßigen, fünfstöckigen Häuser mit platten Dächern und der ringsumführende Porticus mit seinen Tharbögen, Alles das steht heute noch gerade so, wie es im Anfange des 17. Jahrhunderts Philipp der Dritte ins Leben rief.

Aus diesen Fenstern, von diesen Balconen, von diesen Platformen herab sah, der allerkatholischste König an der Spitze, der spanische Adel und das Volk den Schandacten und Jammerproceduren zu, durch welche Jahrhunderte lang Spanien vor allen Völkern der Welt seinen Namen in der Geschichte fluchwürdig belastet hat. Nirgends fand die Inquisition solchen Boden, wie auf der iberischen Halbinsel; denn das Verbrennen der Juden und Ketzer wurde in Spanien bald in einem zweifachen Lichte angesehen, näm-

Eine Castañera (Kastanienverkäuferin) zu Madrid.

lich als eine religiöse Feierlichkeit und als ein Schauspiel aber öffentliches Fest, welches dem nationalen Geschmacke sehr zusagte. In anderen Ländern, und besonders in Italien, dagegen erregte die Einführung der Inquisition heftigen Widerstand; sa z. B. gelang es den Spaniern keineswegs, sie in Neapel mit Gewalt einzuführen. Mailand und Parma drahten sich förmlich aufzureiben in den Auflehnungskämpfen dagegen, und die Aufstände von Brescia und Mantua sind bekannt. Selbst in Rom wurden beim Tode Paul's des Vierten die Gefängnisse der Inquisition gewaltsam erbrochen und ihre Acten von einer tobenden Volksmenge den Flammen überliefert. Italien, und besonders Rom, in der höchsten Maienblüthe der Künste stehend, stach besonders ab gegen das finstere Spanien Philipp's und Alba's, und während in Rom im Ganzen nur vier Fälle von lebendig verbrannten Menschen historisch nachzuweisen sein dürften, rauchten in Spanien die Richtstätten Tag und Nacht vor den Thoren der Städte, und die Opfer fielen zu Hunderten und Tausenden jährlich.

In der Madrider Galerie befindet sich, wenn ich mich recht erinnere, noch ein Bild aus jener Zeit, welches ein Auto-da-fé aus dem Jahre 1680 veranschaulicht, wenigstens den Zug zum Scheiterhaufen darstellt. Der Maler dieses Bildes, Francesco Rizzi, welcher im Jahre 1685 gestorben ist, hat, wie alle älteren spanischen Maler, mit Ausnahme des Juannez, die Verurtheilten sämmtlich als Juden aufgefaßt und sie, um die Gefühle der Zuschauer zu erregen, mit übertrieben langen Nasen ausgestattet. Da auch Llarente dieses Auto-da-fé besonders erwähnt, wollen wir uns hier auf der Plaza mayor um noch nicht einmal zweihundert Jahre zurückversetzen, um eine Scheußlichkeit zu erleben, die ihres Gleichen sucht.

Am 30. Mai 1680 fanden sich an allen Straßenecken von Madrid Placate angeschlagen, die da officiell besagten:

Digitized by Google

„Es wird den Bewohnern von Madrid zu wiſſen gethan, daß das heilige Amt der Inquiſition am Sanntag, 30. Juni dieſes Jahres, einen öffentlichen Act des Glaubens feiern wird, und zwar auf der Plaza mayor der Reſidenz. Die Bewohner können ſich alſo der Guaden und Abläſſe theilhaftig machen, welche van den erhabenen Häuptern der Kirche allen Denen zuertheilt ſind, die einem Glaubensacte beiwohnen aber hülfreiche Hand leiſten.“

Der große Platz ward dann wie ein Theater eingerichtet; der König ſaß auf einer Erhöhung, umgeben van den Hauptmitgliedern der Ariſtakratie.

Am 30. Juni in aller Frühe ſetzte ſich der Zug der Verurtheilten in Bewegung nach der Plaza mayar. Saldaten eröffneten die Proceſſian, dann kam die Geiſtlichkeit und hinter dieſer einhundertundzwanzig Verurtheilte. Zuerſt die Bilder derjenigen, welche im Gefängniß geſtarben oder ausgebrochen waren; die Gebeine der erſteren wurden in Särgen nachgetragen. Dann kamen diejenigen, welche nur zu Gefängniß oder Ruthenſtreichen verurtheilt waren, hinter ihnen gingen die des Judaiſirens — Jüdelns — Angeklagten; ſie waren zu lebenslänglicher Haft oder Verbannung mit Canfiscation ſämmtlicher Güter verurtheilt; dann kamen die zum Flammentade Verdammten, einundzwanzig an der Zahl, fünf Frauen und ein Türke darunter. Sie trugen theilweiſe mit Flammen, feurigen Drachen u. ſ. w. bemalte Gewänder.

Verkäuferin von Erdpiſtazien (Cacahuata).

Dann ſchritten die Vertrauten des heiligen Amtes, Familien wie die Bejar, Medina Celi, Lemos, Oſuna ꝛc., im Zuge einher; der oberſte Gerichtshaf der Inquiſition, das Ayuntamiento (der Magiſtrat), die Behörden und der caſtiliſche Rath; dieſe oberſte Behörde van ganz Spanien krönte das Ganze. Der Großinquiſitor allein war zu Pferde; hinter ihm ſechzehn Bedienten in Bialett, ſeine Farbe, gekleidet.

Unter den Opfern, welche einzeln dahin geführt wurden, war auch ein jüdiſches Mädchen van noch nicht ſiebenzehn Jahren, deren wunderbare Schönheit Alle, die ſie ſahen, in Entzücken verſetzte. Als ſie zum Scheiterhaufen ging, rief ſie der jungen Königin zu: „Graße Königin, iſt nicht Eure Gegenwart im Stande, mir einige Linderung in meinem Jammer zu verſchaffen? Erwäget meine Jugend und daß ich verurtheilt bin wegen einer Religion, die ich mit meiner Muttermilch eingeſagen habe.“ Die Königin wandte ſich traurig ab, aber helfen konnte ſie nicht.

Der Glaubensact begann. Der Generalinquiſitor, Biſchof Baldares, nahm dem Könige den Schwur ab, daß er und alle ſeine Nachfolger die Inquiſitian ſtets aufrechterhalten wollen im Lande. Dann wurde die Meſſe geleſen. Die Sonne ſchien nicht auf den Pfaffen, der unter einem Zelte den Gott, der Holz zu Scheiterhaufen wachſen ließ, anrief; nachher kam eine ſtundenlange Predigt über den Text: „Es giebt keine größeren Verbrecher als die Juden, die Ketzer und Mahammedaner, es iſt Pflicht der Inquiſitian, ſie za vernichten.“

Nachher wurden den Verurtheilten die Urtheilsſprüche vorgeleſen und nun die zum Tode Verurtheilten hinausgeführt auf die Scheiterhaufen draußen vor dem Thore. Um vier Uhr Nachmittags am 30. Juni 1680 wurden die Scheiterhaufen angezündet, brannten die ganze Nacht hindurch, und auch am andern Morgen um neun Uhr waren noch nicht alle Cadaver gänzlich van dem Elemente verzehrt. Bis ſpät in den Abend hinein dauerte die „Funcțian“ auf der Plaza mayar, welcher der König unausgeſetzt beiwohnte.

In der ſolgenden Zeit wurden die Autos-da-fé glücklicherweiſe ſeltener, das Volk aber wollte blutige Schauſpiele nach wie var, und darum ließ es ſich die Stiergefechte wenigſtens nicht nehmen. Die ſogenannten Fiestas Reales, welche nur bei beſonderen Hoffeſtlichkeiten, wie Königshochzeit, Kronprinzengeburt, Thranwechſel und dergleichen, abgehalten wurden, fanden gleichfalls auf der Plaza mayor ſtatt. Das letzte

glänzende Gefecht, wo die höchſten Spitzen der ſpaniſchen Ritterſchaft den Stier bekämpften, ward hier im Jahre 1846 gefeiert.

Seit der Zeit kommt der Platz immer mehr aus der Mode. Wir ſind froh, daß wir ihn hinter uns haben und die Zeit, da er glänzte.

Chokoladenverkäufer zu Madrid.

Wenn wir jetzt große Placate an den Straßenecken von Madrid ſehen und viele Menſchen, die ſich hinzudrängen, ſie zu leſen, ſo deuten ſie zwar auch noch auf blutige Schauſpiele, aber an der Stelle des Großinquiſitors ſteht der Espada, Herr Gordito, Cuchares oder ein Anderer, der dem verſammelten Publicum einen Stier weiht, und wir lächeln, indem wir, die Goethe'ſchen Worte etwas modificirend, dazu ſagen können:

„Opfer fallen hier,
Aber Pferde nur und Stier.“ —

Und auch das iſt ſchon gerade genug und hätte verdient, das Regiment der Iſabelle nicht zu überleben.

Schickſale und Wanderungen eines deutſchen Renegaten in Nordafrika *).

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

An einem der letzten Tage des Jahres 1868 meldete ſich bei mir in Tunis ein Beſuch an, der mir anfangs nur Langweiliges zu verſprechen ſchien, der ſich aber bald als ein höchſt intereſſanter entpuppte. Denn ihm verdanke ich ein Bild nordafrikaniſcher Zuſtände aus derjenigen Zeit, welche der Feſtſetzung der Franzoſenherrſchaft in Algerien unmittelbar vorherging, ein Bild, das in ethnographiſcher Hinſicht nicht ohne Intereſſe ſein dürfte, da es uns die Zuſtände jenes merkwürdigen berberiſchen Volkes zu einer ſonſt nie (außer vom einſeitigen franzöſiſchen Standpunkte) geſchilderten Epoche veranſchaulicht.

Mein Beſucher war ein alter Mann von einigen ſechzig oder ſiebenzig Jahren, aber eine kerngeſunde, kräftige Geſtalt, nur vielleicht etwas zu wohlbeleibt, was um ſo mehr Wunder nahm, als er ein ſehr mageres Brot aß, nämlich das der tuniſiſchen Armee, deren Uniform er trug. Baba Haſſan (ſo hieß er in Tunis, ſeinen wahren Namen werden wir bald erfahren) gehörte zwar nicht zur Linientruppe, jener unglücklichen uniformirten Bettlerſchaar, denen ihre Oberſten und Generäle nur kaum eßbares, ominös riechendes, halbverfaultes Commisbrot und ſtinkendes Oel als Lebensmittel und gar keinen Sold zukommen laſſen, indem ſie alles Geld, das für beſſere Lebensmittel gezahlt wird, einſtecken, ſondern er erfreute ſich des Ranges eines „Schatir“, das heißt eines gemeinen Throntrabanten, ungefähr das, was man in Baiern „Hartſchier“ nennt, und als ſolcher bekam er kein Commisbrot, ſondern Koſtgeld. Da letzteres aber nur noch in Schatzſcheinen (für die man nie mehr als 2 Procent des Nominalwerthes erhalten kann) ausbezahlt wurde, ſo war er auf ſehr magere Koſt geſetzt, beſonders da er ſich ſeine Uniform von ſeinem Solde (den er in derſelben Münze erhielt) anſchaffen mußte. Dieſe Uniform war bei Staatsgelegenheiten prachtvoll, ſcharlachroth, mit tauſend Schnüren und Galons beſetzt, aber ſie koſtete auch entſprechend viel. Darum kam ſie nie (außer am Bairamsfeſte) aus dem Kaſten, wo ſie zwiſchen Kampher und Pfeffer zwanzig Jahre lang ſich in ganz leidlichem Zuſtande erhalten hatte, denn Baba Haſſan hatte, ſeit er „Schatir“ geworden war, ſich mit einer einzigen Staatsuniform durchgeſchlagen. Deſto mehr Alltagsuniformen hatte er aber verbraucht, und nur mit Mühe die Mittel gefunden, dieſe zu erneuern.

Das Alltagsgewand war ſehr einfach; ein blauer Rock und Hoſe, militäriſche Knöpfe und Achſelſpangen, ein rothes Feß mit militäriſchem Abzeichen, das war das Nothwendige, Schuhe ein Luxus, den er ſich im Hauſe nie erlaubte, aber mir zu Ehren angezogen hatte. Bei der ergiebigen Soldzahlung kann man ſich denken, daß dieſe Alltagsuniform etwas ſchäbig geworden war, und daß der Träger derſelben keineswegs impoſant ausſah.

Anfangs hielt ich ihn für einen ganz gewöhnlichen Bettler, was zu ſein ſeine Eigenſchaft als Militär ihn in Tunis durchaus nicht verhindert hätte; wurde ich doch täglich von Soldaten, Sergeanten, ja ſelbſt von Offizieren angebettelt. Aber ich kam denn doch auf andere Gedanken, als der vermeintliche Araber (er war es freilich nur der Uniform, nicht dem Geſicht nach) mich nun zu meinem unausſprechlichen Erſtaunen in meiner geliebten Mutterſprache anredete; denn ein Deutſcher im Dienſt des Bey von Tunis und noch dazu als gemeiner Throntrabant, das war etwas Niedageweſenes. Daß er aber ein Deutſcher war, darüber konnte ich keinen Augenblick im Zweifel ſein, denn ſeine Sprache war nicht nur von jedem ausländiſchen Accent frei, ſondern hatte auch entſchieden den inländiſchen einer beſtimmten deutſchen Provinz, und zwar der Mark Brandenburg. Meine erſte Frage war natürlich die, wie denn ein ſolcher Stockpreuße, wie er, nach Tunis und in die Leibwache des Bey gekommen ſein könne? Darauf war er denn gern bereit, mir ſeine Geſchichte zu erzählen, und ich laſſe dieſelbe mit ſeinen eigenen Worten, ſo gut ſich dieſe meinem Gedächtniß eingeprägt haben, hier folgen.

Ich bin, ſo erzählte Baba Haſſan, aus Brandenburg gebürtig und heiße eigentlich Schulze. (Er hieß wirklich Schulze, dies iſt kein Roman!) Mein Vater war ein Handwerker, meine Mutter ein Landmädchen. Ich erhielt eine gewiſſe Erziehung, lernte leſen, ſchreiben, rechnen, wurde ſpäter Sattlerlehrling und wäre nun wahrſcheinlich wohlbeſtallter Sattlermeiſter in meiner Vaterſtadt, wenn nicht das Schickſal mich zum Soldaten auserkoren gehabt hätte. Soldat mußte ich werden und zwar preußiſcher Soldat, und ſchrecklich viel exerciren, was durchaus nicht mit meinen Neigungen übereinſtimmte. Meine Neigungen waren vielmehr auf etwas ganz Anderes gerichtet, als mich „Bruſt heraus, Bauch hinein“ anſchreien zu laſſen, und einer unerbittlichen Disciplin zu unterwerfen. Ich wünſchte ſehnlichſt, ferne Länder und Völker kennen zu lernen. Dazu gab mir der preußiſche Militäreſtand nur ſehr beſchränkte Gelegenheit. Ich kam zwar an den Rhein und in die Nähe von Trier in ein Dorf, das unweit der franzöſiſchen Grenze lag, aber ich kann nicht behaupten, daß dieſe Wanderung meiner Reiſeluſt volle Befriedigung geboten hätte. Deſto verlockender ſchienen mir jedoch alle Nachrichten, welche von Frankreich zu mir herüberſchallten. Dort war gerade eine Zeit der Gährung (das Jahr 1830), und dieſe rief auch in Deutſchland vielfache Bewegung, namentlich in den Gemüthern der Jugend hervor. Die neuen Freiheitsideen drangen ſelbſt an unſer Ohr, obgleich wir militäriſche Zwangsjacken trugen, und ließen uns die ſtrenge Disciplin deſto unerträglicher erſcheinen. Viele deſertirten, um in dem freien Frankreich Dienſte zu nehmen und es dort zu Ehre und Ruhm zu bringen, wovon mir freilich ſpäter keine Beiſpiele bekannt werden ſollten. Auch ich hielt mich für vollkommen berechtigt, zu deſertiren, beſonders da mir der franzöſiſche Dienſt verſprach, ein gut Theil mehr Länder und Völker kennen zu lernen, als der preußiſche. Ich deſertirte alſo mit Sack und Pack und ließ mich in Frank-

*) Der Renegat, deſſen Lebensſchickſale hier erzählt werden, lebt gegenwärtig noch in Tunis. In jüngſter Zeit hat ein engliſcher Miſſionär, Fenner, Bekehrungsverſuche an ihm gemacht, die aber ganz und gar vergeblich geweſen ſind.

Red.

reich bei der damals eben in der Gründung begriffenen Fremdenlegion anwerben.

Eine Zeitlang war ich glückſelig; der Dienſt war zwar nicht viel beſſer, als der preußiſche, auch hier Diſciplin und militäriſche Strenge, aber wenigſtens ſah man mehr von der Welt, als in Preußen. Mein größter Jubel war, als ich vernahm, daß wir nach Afrika eingeſchifft werden ſallten, einem Welttheil, den ich van jeher zu ſehen gebrannt hatte. Was hatte ich mir nicht Alles unter Afrika vorgeſtellt? Ein Bild aus tauſend und eine Nacht, die Wunder vielleicht abgerechnet, aber doch noch immer verlockend genug. Wie ſallte ich es aber finden? Als ein Gefängniß, ein Gefängniß im buchſtäblichen Sinne, wenigſtens verdiente der erſte Garniſansart, wohin man uns ſchickte, dieſen Namen vollkammen. Dieſer Ort war Bangie, die Hauptſtadt und zugleich der einzige Ort Kabyliens, welchen die Franzaſea damals beſaßen. Rings um die Stadt war noch Alles in Händen der Kabylen, die Franzoſen kannlen keinen Schritt außerhalb der Stadtmauern wagen, ahne van einer Ueberzahl des Feindes überfallen zu werden.

Damals war gerade eine Epache des Stillſtandes in der franzöſiſchen Eraberung eingetreten. Die Franzaſen waren noch gar nicht mit ſich einig, ab ſie Algerien behalten ſallten aber nicht. In den Kammern ſprachen ſich ſagar viele Stimmen für ein Aufgeben der uneinträglichen Beſitzung aus, die nie eine Calanie, ſandern nur eine Militäranſtalt zu werden verſprach. Jeden Augenblick drahten dieſe Stimmen ihre Meinung durchzuſetzen. Die Regierung hielt es deshalb für gerathen, die Eroberungen einſtweilen einzuſtellen und ſich auf die Defenſive zu beſchränken. Die Garniſanen wurden auf dem niedrigſten Fuß gehalten und ihnen eingeſchärft, die Grenze der franzöſiſchen Beſitzungen nie zu überſchreiten. Den Feinden konnte man freilich nicht begreiflich machen, daß auch ſie ihre Feindſeligkeiten einzuſtellen hätten, noch begriffen ſie etwas van dieſer neuen Verhaltungsweiſe der Franzaſen. Sie hielten ſie vielmehr für Schwäche und wurden dadurch nur noch mehr zu Angriffen ermuthigt. Darunter litten auch wir in Bougie. Da wir nicht angreifen durften, ſa blieb uns bald nichts übrig, als uns in der Stadt eingeſchlaſſen zu halten, welche die feindlichen Horden immer dichter umlagerten und uns wie in einem Gefängniß bewachten. Dieſes Gefängniß wurde mir von Tag zu Tag unerträglicher. Ich ſah mich in ein kleines Garniſanſtädtchen verbaut, deſſen altſpaniſche Rieſencaſtelle und maſſive Feſtungsmaaern mich van allen Seiten zu erdrücken ſchienen. Innerhalb dieſer Mauern nichts als militäriſche Strenge, eine unerträgliche Diſciplin und in den freien Stunden traſtloſe Spaziergänge durch öde Gaſſen und ein langweiliges Kafferhaus, zu deſſen Beſuch es meiſt noch an Geld fehlte. Das ſah ich innerhalb der Mauern. Was aber ſah ich außerhalb? Ein herrliches Land, eine majeſtätiſche, im friſcheſten Grün der Winterregen prangende Ebene, die ſich um den Golf van Bougie zog, dahinter ein anmuthiges Hügelland voller Kaſtanien- und Oelbäume, und als Hintergrund dieſes herrlichen Gemäldes die graßartige Gebirgskette des Dſcherdſchera, eine mächtige Felsmauer, die wie eine Völkerſcheide ſchien, und hinter der eine niegeahnte neue Welt beginnen mußte, die noch der Fuß keines Europäers betreten hatte. In dieſe neue Welt einzudringen, der unausſtehlichen Gefangenſchaft im Garniſonsſtädtchen zu entfliehen, und ein neues, freies, ungebundenes Leben zu beginnen, das war mein ſehnlichſter Wunſch und wurde bald mein gereifter Plan.

Freilich hatte ich nur eine dunkle Idee davon, was für Menſchen dort wohnen möchten. Daß es nicht ſalche reiche, luxuriöſe Türken oder Araber, wie ich ſie in den Schulbüchern, in Geſchichten van Harun al Raſchid oder Solayman dem Prächtigen beſchrieben gefunden, ſein möchten, davan ahnte ich wohl etwas. Das Cammanda der Feſtung und unſere ſpeciellen Oberen ließen es ſich nämlich beſanders angelegen ſein, unſere Illuſianen über die Maslems und das Leben unter ihnen zu zerſtören. Deſertionen waren ſchan aft vorgekammen, hatten aber meiſt keine ſehr ſchlimmen Folgen gehabt, denn die, welche zurückkehrten, branchten nur zu ſagen, ſie ſeien van den Kabylen gefangen genammen und fortgeſchleppt warden, und immer glaubte man ihnen oder ſtellte ſich, als glaube man ihnen. Man verlangte von ihaen nur eins, daß ſie nämlich vor dem ganzen Bataillan öffentlich und mit lauter Stimme eine Beſchreibang der unſäglichen Leiden machen ſallten, die ſie unter den Maslems erduldet und die dieſe Maslems allen Chriſten bereiteten. In dieſen Schilderungen kamen immer haarſträubende Dinge zum Varſchein, und ein Grauſen überfiel Alle, welche ſie anhörten.

Wenn man das Alles glauben kannte, was die zurückgekehrten Deſerteure öffentlich berichteten, dann waren die Kabylen wahre Teufel in Menſchengeſtalt. Aber man kannte es nicht glauben, und den Glauben daran zerſtörten die Deſerteure ſelbſt. Denn im gewöhnlichen Geſpräch redeten dieſe ganz anders, als var dem Bataillon, und ſcheuten ſich nicht, zu geſtehen, daß die haarſträubende Schilderung nur vom Oberſten commandirt warden ſei, um Andere vom Deſertiren abzuſchrecken.

Durch ſalche widerſprechende Erzählungen wurde ich nun zwar über den wahren Charakter der Feinde nicht aufgeklärt, aber eins ſchien mir dach erwieſen, daß ſie nämlich nicht ſa ſchlimm ſeien, als man ſie machen wallte. Je größer die Ungewißheit, deſto mehr entbrannte mein Eifer, ſie aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Endlich ſtand mein Entſchluß feſt, zu deſertiren, und ich wartete nur auf gute Gelegenheit.

Eine ſalche bat ſich mir, als ich eines Tages in der Mittagsſtunde am Thar allein Schildwache ſtand. Die Mittagsſtunde iſt in Afrika immer ein Ruhepunkt, wo das öffentliche Leben ſtockt, und man ſicher ſein kann, wenig Leute auf der Straße zn treffen. Da das franzöſiſche Gebiet gleich außerhalb des Thares ſchon aufhörte, ſa war ich in meinem Fall noch mehr var Begegnungen geſichert. Ich legte alſa ganz ruhig mein Feuergewehr ins Schilderhaus und fing an zu laufen, was ich kannte, einerlei in welcher Richtung, wenn ich mich nur von der Stadt entfernte.

Ich lief etwa eine halde Stunde, ehe ich einem Menſchen begegnete. Plötztich aber ſah ich einen ganzen Trupp Kabylen auf mich zukammen, offenbar in keiner friedlichen Abſicht. Die wilde Schaar, in zerfetzte Burnnſſe gekleidet, ſchwang die geraden kabyliſchen Schwerter, Fliſſa genannt, und ſtieß dabei ein entſetzlich dröhnendes Allahgeſchrei aus, unter dem ſie wie raſend auf mich zuſprengte. Ich war in einer fürchterlich kritiſchen Lage. Dieſe Leute hielten mich offenbar für ihren Feind und mußten mich dafür halten. Wie ſollte ich ihnen nun begreiflich machen, daß ich in friedlicher Abſicht gekammen ſei, und daß ich zu ihnen überzugehen wünſchte? In meiner Verlegenheit fiel mir plötzlich die Geſchichte vaan Freitag im Rabinſon Cruſae ein, die ich in meiner Kindheit geleſen. Wie Freitag warf ich mich var meinen Feinden auf die Knie und drückte durch die unterwürfigſte Pantamime meinen Wunſch aus, mich zu ergeben. Glücklicherweiſe verſtanden die Kabylen dieſe Pantamime. Sie hielten plötzlich in ihrem raſenden Galop inne; einer von ihnen ſtieg vam Pferde, ging auf mich zu, beugte ſich zu mir nieder, ganz als walle auch er ſich auf die Knie werfen, und hob mich ſanft auf. Dann umarmte er mich aufs Zärtlichſte. Bald kamen ſie Alle herbei und umarmten mich ebenfalls. Der Kabyle küßt nämlich ins Geſicht, aft

auch auf den Mund, während der Araber meiſtens nur die Schultern küßt.

Nun richteten ſie eine Menge Fragen an mich, die ich aber nicht beantworten konnte, da ich weder Kabyliſch noch Arabiſch verſtand. Indeß, meine beredten Pantomimen überzeugten ſie von meiner freundſchaftlichen Abſicht, und dieſe Ueberzeugung wuchs zur Gewißheit, als ich nun mein Seitengewehr, die einzige Waffe, die ich noch beſaß, ablöſte und ſie demjenigen übergab, welcher mir der Häuptling der Bande zu ſein ſchien.

Nun nahmen mich die Kabylen mit ſich. Einer von ihnen ſetzte mich vor ſich auf ſein Pferd, indem er mir den Leib feſt umſchlaſſen hielt, und ſo ritten wir dem nächſten Dorfe zu, welches übrigens nur aus einigen elenden Hütten beſtand. Dort verſchaffte man ſich nicht ohne Mühe ein eigenes Pferd für mich, denn die Pferde ſind in Kabylien ſehr ſelten. Darauf ging es zwei Tage lang, nur durch kurze Nachtruhen unterbrochen, unaufhörlich fort, einem ſchönen, reißenden Gebirgsſtrome, dem Uëd Sahel, entlang, bis wir am Abend des zweiten Tages in ein großes kabyliſches Dorf, Namens Schallata, kamen, das im Schatten rieſiger Wallnußbäume auf einer Bergterraſſe maleriſch dalag. Dieſes Dorf gehörte dem mächtigen kabyliſchen Stamme der Illula Uſamör, und der Zufall hatte es ſo gewollt, daß ich gerade in die Hände eines Verwandten des großen Häuptlings dieſer Stammesgruppe fallen ſollte, der auf eine Recognition an die Küſte gereiſt war und ſich mit den dortigen Kabylen wegen der Maßregeln gegen den Feind berathen hatte. Dieſer Umſtand erklärte allein, warum er und ſeine Schaar beritten waren, denn bei den Kabylen beſitzen nur die Häuptlinge Pferde. Das zerlumpte Ausſehen der Schaar ſchien mir zwar nicht zur Eigenſchaft der Vornehmheit zu paſſen, die ſie offenbar unter ihren Landsleuten beſaß, aber als ich eine Zeitlang unter Kabylen gewohnt hatte, hörte ich auf, mich darüber zu wundern. Denn dieſes Volk hegt eine ſolche Vorliebe für Lumpen, iſt überhaupt ſo geizig, daß ſelbſt die Reichſten ſich oft wie Bettler kleiden.

Ich wurde in Schallata in das Haus meines Beſchützers gebracht, aber ich merkte bald, daß dieſes Haus mir einſtweilen nur ein Gefängniß ſein ſollte. Ich war ja noch nicht zum Islam übergetreten, der Stammeshäuptling hatte ſich noch nicht über mein Schickſal ausgeſprochen, und ich war einſtweilen nur ein „Babiet“, d. h. ein im Kriege Erbeuteter, der ſich auf Gnade oder Ungnade ergeben hat.

Da ich keine der beiden Landesſprachen (alle Kabylen ſprechen zwei Sprachen, kabyliſch und arabiſch) redete, ſo verſchaffte man mir, nicht ohne große Mühe, eine Art von Dolmetſcher, das heißt einen Menſchen, der eine Zeitlang in Bougie gelebt, dort zwar nicht franzöſiſch, aber doch die ſogenannte „lingua franca“ gelernt hatte, ein Kauderwelſch, das aus Spaniſch, Franzöſiſch und Italieniſch zuſammengebraut iſt und durchaus keine grammatikaliſchen Formen kennt. Dieſer Menſch hatte einen großen Haß gegen die Franzoſen geſchöpft, die ihn einmal wegen Diebſtahls eingeſperrt hatten, und unglücklicherweiſe erwählte er mich, um ihn an mir auszulaſſen. Etwas zu Leide thun durfte er mir freilich nicht, aber in Worten gab er ſich alle Mühe, mir die Hölle heiß zu machen. Wenn ich ihn anhörte, ſo war mein Loos entſchieden, und zwar auf ſchreckliche Weiſe entſchieden. Man erwartete, ſo hieß es, nur noch die Ankunft des großen Stammesoberhauptes, Ali Scherif, Scheich der Illula Uſamör, um mich in öffentlicher Gerichtsſitzung auf der Wieſe vor dem Dorfe feierlich mit dem Schwerte hinzurichten. Mein neuer unzertrennlicher Begleiter, denn dieſer Menſch ward mir als Geſellſchafter und Spion beigegeben, nahm, wenn er ſolche Dinge erzählte, und das that er ſo oft als möglich, ſtets eine große Fliſſa (kabyliſches gerades Schwert) von der Wand und machte damit die Pantomime des Köpfens auf ſo ausdrucksvolle Weiſe, daß es mir grün und gelb vor den Augen dabei wurde.

In dieſer wenig beneidenswerthen Lage blieb ich einige Tage, während welcher die greulichen Geſpräche meines Peinigers mich ſchier verrückt gemacht hatten. Jetzt denke ich jedoch daran, daß dieſer Menſch vielleicht nur inſtruirt war, ſo zu handeln, um meinen Uebertritt zum Islam deſto unfehlbarer zu bewirken. Aber dieſer Uebertritt war ja ohnehin ſchon bei mir beſchloſſen. Ich wußte, daß die Kabylen, wie überhaupt alle Völker Algeriens, nie einen Chriſten unter ſich duldeten, und daß der Uebertritt für mich Lebensbedingung war. Ganz ſo wie die Kabylen machte es ja auch Abd el Kader, nur war er inſofern menſchlicher, als er die gefangenen Chriſten, die nicht übertreten wollten, am Leben ließ, aber ſie in ſeiner Hauptſtadt Maskara in ſo ſtrenger und qualvoller Gefangenſchaft hielt, daß viele zu Grunde gingen. Wer aber übertrat, der konnte es bei ihm zu Ehren und Würden bringen. An Ehren und Würden war freilich bei den Kabylen, die als halbe Republikaner ein ſehr einfaches Leben führten, und auch gar nicht zu einem Staate organiſirt waren, nicht zu denken. Ehrgeiz alſo nicht, ſondern nur die Nothwendigkeit, mein Leben zu retten, beſtimmte mich zum Uebertritt.

Endlich war meine Prüfungszeit vorbei und der Morgen brach an, welcher einen wichtigen Wendepunkt in meinem Leben bezeichnen ſollte. Mein Peiniger führte mich auf die Wieſe vor das Dorf, noch immer im Gehen die Pantomime mit der Fliſſa wiederholend und mir in der „lingua franca“ ſein „Tſchagar testa“, d. h. „den Kopf ab“, ein Mal um das andere Mal zurufend. Auf der Wieſe war eine ungeheure Volksmenge vereinigt. Es war gerade ein Markttag, der gewöhnlich bei dieſen Stämmen mit einem religiöſen Feſt verbunden iſt. Man führte mich mitten in einen weiten Kreis, der ſich halbmondförmig öffnete, und um den einige zwanzig Mann tief dichte Volksſchaaren auf dem Boden hockten. Man erwartete offenbar ein wichtiges Ereigniß, denn in ihren Augen war meine Bekehrung ein ſolches. Der große Stammeshäuptling, Ali Scherif, war noch nicht gekommen, wurde aber jeden Augenblick erwartet. Einſtweilen ſetzte man mich auf den Boden, aber bald wurde ich aus dieſer Lage aufgeſtört. Denn eine Schaar von Fanatikern ſammelte ſich um mich, fragte mich verſchiedene Dinge, die, wie ich ſpäter hörte, auf die Religion Bezug hatten; da ich ſie aber nicht verſtand, folglich nicht beantwortete, ſo hielt man mich für einen verſtockten Ungläubigen, der der Bekehrung widerſtrebte, und nun ſah ich mich einer Reihe der ärgſten Mißhandlungen ausgeſetzt, ſo daß ich glauben mußte, mein Peiniger habe doch Recht gehabt, und jeden Augenblick den Todesſtreich erwartete. Man ſpie mir ins Geſicht, ſchlug mich, warf mich zu Boden, trat mich mit Füßen, und als ich hülflos dalag, kamen noch die Weiber, um mich mit den ſchändlichſten Beſchimpfungen und Mißhandlungen zu überhäufen. Schier hatte ich die Beſinnung verloren, als plötzlich eine unerwartete, für mich die Erlöſung bringende Veränderung eintrat. Die Schaaren lichteten ſich, meine Peiniger zogen ſich zurück und ließen mich halb ohnmächtig mitten in der Gaſſe liegen, welche die auf beiden Seiten zurückweichenden Volkshaufen leer gelaſſen hatten, um einer Schaar ehrwürdiger Männer den Weg zu bahnen, die nun gerade auf mich zuſchritt. An ihrer Spitze ging ein uralter Greis, zwiſchen achtzig und neunzig, mit gebückter Haltung, ſchönem, regelmäßigem Geſicht, langem, weißem Bart, der ganz in weiße Gewande gekleidet war, deren Reinlichkeit ſeltſam gegen den Schmutz und die Lumpen faſt aller Uebrigen

contrastirte. Dieser Mann war Ali Scherif, der Stammeshäuptling der Illula Usamôr, ein eben so großer Feind der Franzosen, als sein heut zu Tage dem Stamm vorstehender Enkel deren Freund und Schmarotzer ist.

Ali Scherif bückte sich mit freundlicher Geberde zu mir nieder und murmelte einige gütige Worte, ließ mich dann von seinen Begleitern aufheben und — umarmte mich nach kabylischer Sitte. Darauf nahm er mitten im Kreise mit untergeschlagenen Beinen Platz, und ich wurde in gleicher Stellung vor ihn gesetzt. Alle hatten um uns herum Platz genommen und harrten mit lautloser Stille der Dinge, die kommen sollten. Das erste, was der Marabut (diesen religiösen Titel gab man Ali Scherif) sprach, war gleich der Anfang des Glaubensbekenntnisses. „Sprich," so sagte er zu mir, „es giebt keinen Gott außer Gott." Ich wiederholte seine Worte. Die Aufmerksamkeit wuchs immer mehr. Auch ein Christ kann ja ein solches Glaubensbekenntniß ablegen. Damit war die Sache noch nicht entschieden, das Entscheidende sollte erst folgen. Die Stille war so lautlos, daß man jedes Blättchen rauschen hören konnte. Da unterbrach sie das Wort des Alten, der den zweiten und entscheidenden Theil des Glaubens mir vorsagte. „Sprich," so sagte er zu mir, „Mohammed ist der Prophet Gottes." Ich besann mich durchaus nicht und — wiederholte auch diese Worte.

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so brach auf einmal ein unbeschreiblicher Jubel los, aus tausend und aber tausend Kehlen tönte es: „Er hat es gesagt, er hat den Glauben bekannt, er ist ein Moslem geworden," und über die weite Wiese hörte man nichts als Rufe wie „Gott sei gelobt" — „Ihm sei Heil und Ruhm" u. s. w. Auch ich bekam meinen Theil von dem Jubel. Hunderte und Hunderte stürzten auf mich zu, fielen mir um den Hals, umarmten und küßten mich über und über, indem sie mich „Bruder, Sohn, Vater," je nach dem Alter des Einzelnen, nannten. Dieselben Menschen, die mich vorher bespien, getreten, geschlagen hatten, waren nun in ihren Liebkosungen so unerschöpflich und wurden mir dadurch so unausstehlich lästig, daß ich fast zu zweifeln anfing, ob nicht die erstere Behandlung erträglicher. Selbst mein Gefängnißwärter und Peiniger warf nun seine Flissa fort, rief „Makatsch tschagar testa", d. h. „nicht Kopf ab", und erdrückte mich beinahe in der Umarmung seiner kräftigen Glieder, so daß ich versucht war, ihn mit Gewalt von mir zu stoßen.

Skizzen aus Russisch-Polen.

Von **C. Petzet.**

II.

Die Fabrikstadt Lodz. — Industrie und Deutschthum in Polen.

Noch vor wenigen Jahren suchte man in geographischen Handbüchern und Realencyklopädien vergebens den Namen der zweitgrößten Stadt des Königreichs Polen, eines Platzes von vierzigtausend Einwohnern, der für das Land ungefähr dieselbe Bedeutung hat, wie Reichenberg für Böhmen oder Görlitz für Schlesien: den für Deutsche allerdings schwer richtig auszusprechenden Namen „Lódz", den wir deshalb auch, der Bequemlichkeit wegen in „Lodz" verändern. Während eine mehr oder minder große Anzahl unbedeutender oder längst heruntergekommener Orte ihren stereotypen Platz in der geographischen Literatur behauptete, fehlte in derselben jeder Nachweis über diejenige Stadt, welche nach Warschau die größte Bevölkerungszahl, in ganz Polen die lebhafteste Fabrikthätigkeit und für den Deutschen aus nationalen Gründen das höchste Interesse besaß. Sogar auf den verbreitetsten Landkarten war Lodz entweder gar nicht oder in einer Bezeichnung zu finden, wie sie bei den kleinsten Landstädtchen angewendet zu werden pflegt, so daß man den Ort für eines der ärmlichen Nester halten konnte, wie sie unter städtischem Namen in Polen so überaus häufig sind oder doch bis zu der neulichen Degradation von mehr als dreihundert „Städten" waren.

Die gerügte Lücke war ein handgreiflicher Beweis von der ungewöhnlichen Vernachlässigung, deren sich die neuere Erdbeschreibung in polnischen Dingen schuldig gemacht hatte; um ganz gerecht zu sein, müssen wir aber hinzusetzen, daß der Fehler nur die Zeit seit den dreißiger Jahren trifft, da vor 1830 von Lodz in der That nichts Erhebliches zu melden war. Sein Heranwachsen von einem jener dorfmäßigen Miniaturstädtchen zur zweiten Stadt des Königreichs Polen hat sich erst innerhalb des Zeitraums vollzogen, welchen das gegenwärtige Geschlecht durchlebt hat. Zwar soll bereits im dreizehnten Jahrhundert an der Stelle der heutigen Stadt ein Dorf gleiches Namens bestanden haben, und schon im Jahre 1459 wird Lodz als Stadt erwähnt, indessen war diese noch nach der unter preußischer Herrschaft im Jahre 1793 veranstalteten Zählung so klein, daß man nur 44 Feuerstellen und 190 Einwohner zählte. Langsam hob sich die Stadt bis 1820, wo sie es bereits auf 799 Einwohner in 112 Wohngebäuden gebracht hatte. In diesem Jahre trat dann der entscheidende Wendepunkt ein. Eine Verordnung des Statthalters für das Königreich Polen machte eine Reihe von Bestimmungen bekannt, welche auf die Herbeiziehung deutscher Tuchmacher und anderer Ansiedler abzielten, und diesen Zweck durch allerlei Begünstigungen und Erleichterungen auch erreichten. Den Ansiedlern wurden Bauplätze für einen mäßigen Erbzins und mit sechsjähriger Abgabenfreiheit überlassen. Zehn Jahre lang wurde ihnen das nöthige Bauholz aus den nächsten Gemeinde- und Staatsforsten unentgeltlich geliefert. Ebenso erhielten sie Ziegel zu niedrigstem Preise, und für öffentliche Gebäude, namentlich zur evangelischen Kirche, leistete die Regierung kräftige Unterstützung. Nachdem Lodz 1821 in die Reihe der mit diesen Begünstigungen bedachten „Fabrikstädte" aufgenommen war, wurde eine „Regulirung" des Platzes vollzogen, in Folge deren ein regelmäßiges Straßensystem hergestellt, auch ein paar benachbarte Dörfer zur neu aufblühenden Stadt geschlagen wurden. 1826 wurde ein Rathhaus

und eine hübsche evangelische Kirche erbaut, und 1829 zählte man bereits eine Bevölkerung von 4273 Seelen in 369 Häusern.

Nach der Revolution von 1830 hob sich die Stadt durch fortdauernde Zuwanderung aus Deutschland, wobei sich außer Preußen namentlich Sachsen und Böhmen stark betheiligten, binnen einem Jahrzent von 5000 auf mehr als 15,000 Einwohner. Bei der 1840 vollzogenen zweiten „Regulirung“ wurden aufs Neue Ländereien im Betrag von 835 Morgen polnisch zum Terrain der Stadt geschlagen; der größte Theil davon wurde zu Bauplätzen, der Rest zu einem öffentlichen und einer Reihe von Privatgärten, zu einem Schießplatz und zu einem Friedhof bestimmt. Ein Grundstück mußte entsumpft werden: seine Quellen wurden für Fabriken nutzbar gemacht. Außer dem ursprünglichen Kern der Stadt, der „Altstadt“, bestand jetzt die „Tuchmacheransiedlung“, heutzutage „Neustadt“ genannt, die „Weberansiedlung“, die „Spinneransiedlung“, die „schlesische Linie“ und der „Neu-Stadttheil“. Im Jahre 1851 betrug der Flächeninhalt der Stadt Lodz mehr als 117 Hufen (à 30 Morgen), die Länge ihres Terrains 1200, die Breite über 500 Ruthen; man zählte 1018 Häuser mit 18,190 stabilen Einwohnern. Eine solche Stadt hätte wohl überall, namentlich aber in einem an größeren Städten armen Lande Aufmerksamkeit und in den deutschen Cannabich's entsprechende Erwähnung verdient.

Lodz hatte vor zwanzig Jahren bereits der Bevölkerungszahl nach die zweite Stelle unter den Städten des Königreichs Polen erreicht; wa dreißig Jahre vorher noch großentheils Urwald lag, Wildschweine und Wölfe hausten, stand jetzt eine volkreiche, moderne Fabrikstadt. Doch hatte die Entwickelung derselben noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht: die Zahl der Wahnhäuser war schon 1859 auf 1606, die der Einwohner auf 29,450, im Jahre 1866 auf 33,533 gestiegen, und seitdem die Folgen des letzten polnischen Aufstandes sowie die der durch den amerikanischen Bürgerkrieg verursachten ungünstigen Baumwollencanjunctur einigermaßen überwunden sind, hat sich die Stadt noch weiter gehoben, so daß ihre Gesammteinwohnerzahl heutzutage auf mindestens 40,000 angenommen werden darf.

Ein noch erhöhtes Interesse gewinnt Lodz, wenn wir beachten, daß unter seinen Einwohnern mindestens die Hälfte deutscher Abstammung, meist selbst erst aus Deutschland eingewanderte und Kinder von solchen sind, und daß unsere deutschen Landsleute dort eine industrielle Thätigkeit entfalten, welche Lodz den Namen des „polnischen Manchester“ erworben hat. Lodz ist der Mittel- und Kernpunkt des ganzen polnischen „Fabrikdistrictes“ und für einen großen Theil der polnischen Industrie der Hauptplatz.

Die Fabrikation von Lodz erstreckt sich hauptsächlich auf Baumwollenspinnerei und Weberei. Die anfänglich ebenfalls lebhaft betriebene Leinenindustrie ist nach kurzer Blüthe in den zwanziger Jahren sehr herabgekommen. Nur in halbleinenen Stoffen erhielt sich eine schwunghafte Thätigkeit und wird noch immer ein bedeutender Absatz, besonders nach Rußland, erzielt. Die Wollenweberei nahm anfangs ebenfalls einen hoffnungsreichen Aufschwung, ging aber seit 1840 sehr zurück und gelangte nur in den Nachbarstädten Zgierz, Kalisch und Opatowek zur dauernden Blüthe. Nach einer officiellen Angabe von 1865 lieferten mehr als tausend Tuchfabrikanten mit 8600 Arbeitern wollene Waaren im Werthe von mehr als 6,200,000 Silberrubel. In den dreißiger Jahren gingen die hiesigen Tuche nicht bloß nach Rußland, sondern bis nach China. Damals kamen lange Reihen russischer Kibitken nach Lodz und Zgierz, um Tuche gegen Rubel einzutauschen: seitdem hat sich die russische Weberei selbst zu prävalirender Concurrenz entwickelt. Nur in halbwollenen Waaren hat auch in Lodz seit den vierziger Jahren ein bedeutendes Geschäft stattgefunden.

Eine unausgesetzte, oder doch nur geringeren Schwankungen ausgesetzte Entwickelung nahm in Lodz von den zwanziger Jahren an bis auf die Gegenwart die Baumwollenindustrie. Schon im Jahre 1827 waren mit derselben gegen 300 Menschen beschäftigt, wovon 36 Webstühle und 12 Spinnmaschinen mit 2304 Spindeln in Thätigkeit. Bis 1838 war die Baumwollspinnerei auf 6000 bis 7000 Spindeln in zwei Etablissements, in Lodz und dem benachbarten Ozorkow, beschränkt, die jährlich etwa 300,000 Pfund Garn erzeugten, so daß die Weberei Polens genöthigt war, fast ihren ganzen Garnbedarf aus dem Auslande zu beziehen. In dem genannten Jahre wurde in Lodz eine großartige Spinnerei gegründet und bei ihrer Anlage zugleich auf eine angemessene Weiterentwickelung Rücksicht genommen. Diese Spinnerei, von Ludwig Geyer, beschäftigte im Jahre 1851 allein 655 Arbeiter, hatte 88 Spinnmaschinen mit 20,384 Spindeln und lieferte 575,000 Pfund Garn im Werth von 488,000 Rubel Silber. In dem genannten Jahre betrug die Zahl der in der Lodzer Baumwollenindustrie thätigen Personen über 6000, die der Spinnmaschinen 140, der Spindeln über 30,000, die Masse des gesponnenen Garns gegen anderthalb Millionen Pfund, der Productionswerth gegen 1,700,000 Silberrubel, und noch vor 1860 zählte man bereits in Lodz und Umgegend 10 Spinnereien mit 90,000 Spindeln, die jährlich an 4 Millionen Pfund Garn lieferten.

Ein weiteres Etablissement in Lodz, von Karl Scheibler, kann sich durch seine den neuesten Fortschritten der Technik entsprechende Einrichtung und die Vorzüglichkeit seiner Producte den ersten Spinnereien Deutschlands und Englands würdig zur Seite stellen. Ueberhaupt hat sich in den letzten Jahrzehnten diese Industriebranche quantitativ und qualitativ so weit gehaben, daß heute die größere Hälfte des im Inland verbrauchten Garns, auch die feinsten Nummern desselben, im Inland selbst erzeugt werden. Genaue statistische Angaben aus den letzten Jahren fehlen leider.

Auf die übrigen Zweige der polnischen Industrie, die sich weniger in dem „Fabrikdistrict“ concentriren, sondern mehr über das ganze Land zerstreut finden, dürfte hier nicht der Ort sein näher einzugehen, dagegen wird es angezeigt erscheinen, über den Träger der im Vorstehenden bezeichneten Industrie, die deutsche Bevölkerung in Polen, einige weitere Notizen zu geben, um so mehr, da über dieselbe vielfach irrthümliche, außerordentlich übertriebene Angaben verbreitet sind.

Wenn man nicht etwa, jeder Thatsächlichkeit zuwider, Alles, was einen deutschen oder halbdeutschen Namen trägt, auch dem deutschen Element zuzählen und dadurch viele Tausende dem Deutschthum vindiciren will, die weder an Sprache noch an Gesinnung etwas Deutsches besitzen, so kann man die deutsche Bevölkerung Polens nicht, wie noch unlängst in einigen größeren deutschen Zeitungen geschehen, auf mehr als 600,000 Seelen angeben, und noch weniger kann man den ebenfalls mit merkwürdiger Dreistigkeit verbreiteten Satz unangefochten lassen, daß von den übrigen Einwohnern Polens noch anderthalb Millionen fertig deutsch sprechen. Ein russischer Gouverneur von Kalisch, Fürst Golizyn, soll sogar den Ausspruch gethan haben, daß das Deutschthum bezüglich der Sprache die Hälfte Polens ausmache. Selbst von seinem an den deutschen Grenzen liegenden und von zahlreichen Juden und Deutschen bewohnten Regierungsbezirke würde dies Wort des Fürsten Golizyn nur mit großer Einschränkung gelten:

auf das ganze Land Polen angewendet, ist es eine grobe Unwahrheit.

Die officielle Statistik hat für das Königreich Polen leider nur bis 1860 die Eintheilung der Bevölkerung nach Nationalitäten berücksichtigt: ihr letzter Ausweis ergiebt für Polen 260,966 Deutsche. Wenn wir nun auch zugeben wollen, daß in manchen Fällen (wir hoben dies neulich selbst bei der Besprechung Warschaus hervor), deutsches Blut dem Slaventhum zugerechnet wird, so darf doch nicht vergessen werden, daß in der That meist schon die zweite Generation deutschen Stammes in Sprache und Gesinnung zum Polenthum übergeht, wodurch sich jener Rechenfehler im Allgemeinen compensiren dürfte. Auch wenn wir der nicht ansässigen, nur mit Pässen sich in Polen aufhaltenden deutschen Bevölkerung eine möglichst hohe Zahl zurechnen und obige officielle Ziffer aufs Liberalste erweitern, so werden wir höchstens 400,000 Deutsche in Polen annehmen dürfen. Was die übrige der deutschen Sprache kundige Einwohnerschaft betrifft, so sind die Juden allerdings derselben zuzurechnen; dieselben machen aber selbst im Verein mit den höher gebildeten Elementen der polnischen Gesellschaft, die des Deutschen kundig sind, nicht viel mehr als dreiviertel Million, also kaum die Hälfte der oben angegebenen Zahl vermeintlicher Deutschsprechenden unter den Polen aus. Mehr als drei Viertheile der Gesammtbevölkerung Polens bildet der Bauernstand, und einen polnischen Bauern hat doch wohl noch Niemand deutsch sprechen hören. Nach der officiellen Statistik von 1859 gab es unter der Bevölkerung Polens 122,393 Personen, welche eine höhere Bildung besaßen, 784,520, welche nur lesen und schreiben konnten, dagegen 3,857,533 ohne alle Schulbildung.

Die Deutschen in Polen sind theils Landleute, theils Stadtbewohner. Deutsche Colonien finden wir namentlich in den Gouvernements Kalisch, Plotzk, Petrikau, Worschon und Suwalki, während solche in den übrigen Regierungsbezirken, Kielce, Radom, Lowiza, Siedlce und Lublin, nur sehr vereinzelt vorkommen. Es hängt dies mit der preußischen Herrschaft über die nordwestlichen Landestheile zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts zusammen, da die preußische Regierung der deutschen Einwanderung allen Vorschub leistete. Zahlreiche Strecken von Wald und Unland wurden damals an die herbeikommenden Colonisten vertheilt, welche den Wald ausrodelen, woher der oft wiederkehrende Name „Hauland“ und „Hauländer“, fälschlich auch „Holländer“ genannt, und das Land urbar machten. Diese Colonisten haben sich in ihren neuangelegten, schon äußerlich von ihrer slavischen Umgebung abstechenden Dörfern fast gänzlich unvermischt und in ihrer Sprache und Sitte unverändert erhalten, so daß man noch heute den bäuerlichen Typus verschiedener deutscher Stämme, bis zu den Schwaben und Pfälzern hinauf, in einzelnen Dörfern mustergültig bewahrt findet. Der Confession nach sind die deutschen Colonisten fast durchgängig evangelisch, so daß die Begriffe Deutscher und Protestant in Polen als gleichbedeutend gelten. Verhältnißmäßig zahlreich sind Mennoniten und Herrenhuter vertreten.

Die deutschen Städter in Polen sind größtentheils Gewerks- und Handwerksleute, die in Lodz und einigen kleineren Städten die Mehrzahl, in Warschau, Kalisch und anderen Plätzen einen nicht unbeträchtlichen Bruchtheil der Einwohnerschaft ausmachen. Auch deutsche Kaufleute, Techniker und Lehrer sind ziemlich zahlreich in Polen vertreten. Trotz der nationalen Abneigung der Polen gegen das Germanenthum genießen die Deutschen in allen Geschäftszweigen einen günstigen Ruf, und der gebildete Pole weiß recht wohl die Vortheile zu schätzen, welche durch die deutsche Einwanderung der Industrie, der Landwirthschaft, der ökonomischen Entwickelung und der gesammten Cultur seines Vaterlandes zugeflossen sind. Wenn unsere deutschen Landsleute fortfahren, deutsche Betriebsamkeit und Tüchtigkeit in ihrer neuen Heimath zu bewähren, so wird auch Lodz immer mehr in materieller und geistiger Entwickelung fortschreiten und ihm eine schöne Zukunft gesichert sein.

Rechtssitten bei den Basken.

r. d. Das an den Abhängen der westlichen Pyrenäen lebende Baskenvolk zählt jetzt noch immer, trotzdem die starke Auswanderung nach dem La Plata große Lücken in seine Reihen reißt, etwa 840,000 Köpfe in Spanien und Frankreich zusammengenommen. Sprache und Herkunft des Volkes sind theilweise noch immer ein Räthsel für den Forscher, und Alles muß uns daher willkommen erscheinen, was geeignet ist, Licht auf das merkwürdige Volk zu werfen. Höchst interessant ist, was jetzt Eugen Cordier in zwei Aufsätzen des „Bulletin trimestriel de la Société Ramond“ über die bei den Basken geltenden Gesetze und Gewohnheiten sagt, und mancher Leser wird staunen, wenn er die „Frauenfrage“, die bei uns so viel Kopfzerbrechens macht, bei den Basken im vorgeschrittenen Sinne gelöst findet.

Die Basken besitzen über gewisse bürgerliche Verhältnisse, wie z. B. über das Erbrecht, über Eltern- und Gattenrechte, über die Rechte und gesetzliche Stellung der Frauen, eine so vollständige und bis in das Einzelnste ausgebildete systematische Gesetzgebung, wie sie sonst nur selten in Europa zu finden ist. Die Kenntniß einiger dieser Gesetze und nationaler Gewohnheiten wird gewiß unseren Lesern willkommen sein.

Um sociolen Lasteen zu steuern und die Redefertigkeit der jungen Leute zu prüfen, wurden früher nicht selten fingirte Gerichtssitzungen gehalten. Ein großer Aufzug mit Musik, Tänzern und dergleichen leitete den festlichen Tag ein. Die Darsteller der an der fingirten Uebelthat betheiligten Personen wurden auf einem langsam fahrenden Wagen vorgeführt: ihnen voran ritt auf einem Esel, verkehrt sitzend, ein Gerichtsbote, der von einer Schaar von Harlequins und Polichinellen umgeben war. Im Gerichtshof angelangt, wurde der Gefangene von zwei Anwälten in erschöpfender Weise angeklagt und vertheidigt; feierliche Botschaften wurden an den Senat, die Minister, und sogar an den König abgesendet, um Gutachten zu erbitten. Schließlich wurde das Urtheil gefällt, der überwiesene Angeklagte zum Tode verurtheilt; er entfloh, wurde aber in heldenmüthiger Weise wieder gefangen, und das Urtheil sollte eben vollstreckt werden, als man einen Courier in athemloser Eile herankommen sah, welcher sich schließlich als der Ueberbringer einer königl-

Digitized by Google

lichen Begnadigung auswies. Damit endigte in der Regel das Verfahren, und gewöhnlich traten Richter und Sachwalter ihre Plätze an Spielleute ab; der Abend wurde dann mit einem Tanzvergnügen geschlossen.

Frauen und Mädchen nehmen, in der Regel wenigstens, an solchen ländlichen Darstellungen keinen activen Antheil, obwohl sie daheim auch dann und wann den „Mutchica“ *) tanzen; aber sie stehen ihren Männern und Brüdern an Energie und frischer Gesundheit keineswegs nach. Sie betheiligen sich bei allen Feldarbeiten, und unter den spanischen Basken geht die Rede, daß es mit dem Landbau niemals besser bestellt sei, als wenn derselbe, während alle Männer in den Krieg gezogen sind, den Frauen allein überlassen bleibe. Bei so entwickelter körperlicher Kraft bringen sie ihre Kinder mit größter Leichtigkeit auf die Welt, und mehr als ein Neugeborenes hat schon seinen ersten Lebenstag unter dem Schatten des Baumes verbracht, unter welchem es zuerst das Licht der Welt erblickte, während seine Mutter wieder ruhig an die Arbeit gegangen war. Im Allgemeinen ist den Wöchnerinnen jedoch gestattet, eine Woche hindurch auszuruhen; in den entfernteren Districten scheint selbst heutzutage die uralte und seltsame Gewohnheit der „Couvade“ noch nicht völlig abgekommen zu sein. Sie besteht darin, daß die Mutter eines neugebarenen Kindes ihren Platz dem Vater desselben überläßt, welcher mit dem Kinde durch eine von etlichen Stunden bis zu vier Tagen wechselnden Zeit im Bette bleibt und es sich mit seinen Freunden wohl sein läßt, während die Frau für die Gesellschaft kocht und ihr aufwartet. Der Ursprung dieser wunderlichen Sitte ist ein streitiger Punkt. (Vergleiche was „Globus“ VIII, S. 186 nach Tylor hierüber gesagt worden ist.)

Die erste auffallende Eigenthümlichkeit in der baskischen Erbfolge ist das absolute Festhalten des Erstgeburtsrechtes, welches ohne Unterschied des Geschlechts oder der Person, oder der Eigenschaft des Vermögens, ob dieses bewegliches oder unbewegliches sei, ob Sondereigenthum oder gemeinschaftliches (zwischen Ehegatten), auf directe Descendenz oder auf Seitenlinien, auf Verwandte jeden Grades und auf deren Nachkommen und Stellvertreter auf alle Zeit angewendet wird. Sollte der Erbe im Falle dringender Noth in den Verkauf von Eigenthum willigen, so behalten er selbst und seine Rechtsnachfolger ein Rückkaufsrecht, welches in Soule ein vierzigjähriges, im Labourt ein immerwährendes ist; und wenn in älterer Zeit ein Fremder Grundeigenthum unter den französischen Basken erworben hatte, so stand ihm jede Börse offen, um mittelst jenes Rechtes das wieder auszulöschen, was man als einen nationalen Schimpf ansah. Während solchergestalt die Zukunft des Familienältesten sichergestellt erscheint, sind die jüngeren Kinder fast rechtlos; und sie werden als im Lichte geborener Diener oder, wie man sich auszudrücken pflegte, Sklaven betrachtet, obschon nach Bela mit dem fünfundzwanzigsten Altersjahre Emancipation eintreten darf. Im Thale von Barège nehmen jüngere Kinder an den Gemeindewahlen keinen Theil; sie haben im Allgemeinen auch nicht die Rechte und Privilegien von Bürgern. Ihre Eltern oder Verwandten pflegen für sie eine kleine Summe bei Seite zu legen, doch so, daß die Rechte des Aeltesten dadurch in keiner Weise beeinträchtigt werden, und sollte ja der jüngere Bruder oder eine Schwester sich weigern, bis zur Verheirathung im Hause des begünstigten Erben zu dienen, oder aber, falls sie es verließen, jeden auswärts gemachten Erwerb nach Hause zu bringen, so kann auch sogar jener kleine für sie zurückgelegte Sparpfennig ihnen entzogen werden. Ein jüngerer Bruder ist thatsächlich bis zu seiner Verheirathung der unbezahlte Dienstbote seines ältern Bruders oder seiner ältern Schwester; nimmt er dann eine jüngere Tochter, so kann er zwar nicht Bürger ihres Wohnortes werden, aber er gewinnt doch einen gewissen Grad von Selbständigkeit. Sein und seiner Frau Vermögen wird wenigstens ein gemeinsames, wenn auch an einigen Orten die Frau die Freiheit behält, auch ohne die Einwilligung ihres Mannes Verträge abzuschließen, so jedoch, daß die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung bis zu seinem Tode aufgeschoben bleibt. Heirathet er aber eine Erbtochter, so bleibt sie nicht allein Haupt der Familie (eine Stellung, welche zuweilen durch eine besondere Kleidertracht angedeutet wird), sondern er erlangt nicht einmal persönliche Selbständigkeit und verliert obendrein seinen Namen, indem er an Stelle desselben den seiner Frau anzunehmen hat; dieser wiederum ist von deren Hause abgeleitet, da jedes Haus seinen besondern, von jedem Eigenthümer desselben zu führenden Namen hat. Sogar in solchen Fällen, wo der Ehegatte unabhängiges Vermögen besitzt, aber auf dem Besitzthum seiner Frau lebt, bleiben die Rechte derselben als Familienhaupt unberührt. Er kann weder seine Kinder noch seine Frau aus dem Hause entfernen; er kann auch seinen jüngeren Söhnen nicht Erlaubniß ertheilen, das mütterliche Dach zu verlassen, obwohl seine Frau dazu das Recht hat. Sollte sie ihn als Wittwer zurücklassen, so hat ihre Mutter, falls diese noch lebt, in Barège wenigstens, mehr Recht über seine Kinder als er selbst. Er darf deren Vermögen nicht verwalten, noch darf er der Herr ihres Hauses sein; ohne ihre Einwilligung darf er auch keine zweite Frau hereinführen; und in Soule, wo der „époux dotal“ ein Viertel von der Hinterlassenschaft seiner verstorbenen Frau erbt, darf er ohne die Einwilligung der überlebenden Großmutter nicht einmal auf diesen ihm speciell gehörenden Antheil hin eine zweite Frau heimführen. Bleibt er kinderlos, so erhält er allerdings seine Mitgift zurück; er hat aber, gleich dem irischen Pächter, keine Ansprüche an Rückerstattung der auf dem Eigenthum seiner Frau von ihm gemachten Verbesserungen.

Im Allgemeinen erlangt jede Ehegattin mit ihrem achtzehnten Lebensjahre das Recht, auch ohne den Consens ihres Ehemannes zu testiren; in Soule kann eine Erbtochter das schon in ihrem funfzehnten Jahre thun. Die Einwilligung des Familienhauptes wird allerdings bei einer sehr frühen Heirath des ältesten Sohnes verlangt; in späteren Jahren aber ist derselbe (und für eine Tochter gilt ganz genau dasselbe Gesetz) nicht nur frei, ohne jene Einwilligung zu heirathen; sondern wenn er die mit seiner Frau erhaltene Mitgift in die Hand seines das Vermögen besitzenden Vaters (oder der Mutter) einzahlt, ist der letztere verpflichtet, sein Vermögen und sogar sein Haus mit dem neuvermählten Paare zu theilen.

Unter den französischen Basken wird eine ähnliche Einrichtung in der zweiten und selbst in der dritten Generation getroffen; häufig wird für die junge Haushaltung ein besonderes Haus gebaut, wenn aber nur ein einziges vorhanden ist, so muß es eben getheilt werden. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß eine solche Einrichtung nicht geeignet ist, den Frieden in der Familie zu befördern, namentlich in dem Falle, wo der nach allein lebende Vater etwa nach der Erbtheilung mit seinem Theile schlecht wirthschaftet; denn es kann alsdann ihm sein Antheil wiederum entzogen und zu dem Erbtheil des jungen Paares geschlagen werden. In Soule ist die Magistratur erblich in gewissen adeligen Familien und zwar auf beide Geschlechter. Die Damen üben indeß ihr Recht nicht persönlich aus, sondern übertragen

*) Ein Lieblingstanz der Basken. Mutchico bedeutet Jünglinge, Burschen.

es auf ihre älteſten Söhne, oder wiſſen es ihren Ehemännern zu ſichern, wenn dieſe der Ehre würdig erſcheinen. Obwohl heutzutage die baskiſchen Frauen keinen directen Antheil mehr an öffentlichen Angelegenheiten nehmen, ſo iſt es doch erwieſen, daß ſie das in früherer Zeit, wenigſtens in einer gewiſſen Ausdehnung, thaten. Als im Jahre 1316 der Abt von Lavedau die Einwohner von Cauterets, ſeine Hörigen, über die Wahl einer neuen Lage für die Stadt befragt hatte, wurde über die Frage abgeſtimmt, und es iſt noch ein glaubwürdiges Document vorhanden, welches die Namen der Abſtimmenden enthält. Unter dieſen Namen ſind viele Frauennamen, von denen nur ein einziger mit dem Namen eines der auf der Liſte befindlichen männlichen Abſtimmenden übereinſtimmt. Dieſe Frauen waren alſo mit keinem der ſtimmenden Männer verheirathet. Sie mögen die Frauen jüngerer Söhne geweſen ſein, die kein Stimmrecht hatten, oder Wittwen, oder auch unverheirathete, im Beſitz ihres Vermögens befindliche Frauen. Lagrèſe, deſſen Nachforſchungen es gelungen iſt, dieſes Document ans Licht zu ziehen, bemerkt mit Recht, daß der Gegenſtand genauerer Prüfung werth ſei. Wir empfehlen ihn der Beachtung derer, die Frauen zur Ausübung des Wahlrechtes zugelaſſen wünſchen. Würde Einer oder der Andere von Stuart Mill's Anhängern auf einer Sommerwanderung in das ſchöne kleine Dorf St. Jean de Luz gelangen, am Fuße der weſtlichen Pyrenäen, ſo könnte er noch heutzutage die Freude haben, ein Völkchen zu ſehen, unter welchem die Frau, wenigſtens vor dem Geſetz, als dem Manne gleichſtehend erachtet wird.

Aus allen Erdtheilen.

Des Abbé Braſſeurs Phantaſien über die Steinbilder auf der Oſterinſel.

M. Bekanntlich haben in neueſter Zeit die auf der Oſterinſel im Stillen Ocean, welche die Eingeborenen Ropanui nennen, erhaltenen großen Steinbilder, die ſchon bei Roggeveen's Beſuch der Inſel 1722 erwähnt werden, die Aufmerkſamkeit der Geographen auf ſich gezogen, und zwei derſelben ſind von dem Capitän des engliſchen Schiffes „Topaze“ nach Europa gebracht und in London im britiſchen Muſeum aufgeſtellt worden. (— Vergleiche über dieſe Steinbilder „Globus“ S. 248. —) Einen Bericht darüber in einem engliſchen Journal hat der bekannte Pariſer Geograph Malte-brun dem Abbé Braſſeur de Bourbourg übergeben, der ſich mit der Geſchichte und Sprache der alten Mexicaner beſchäftigt, und einen von dieſem erhaltenen Brief über dieſen Gegenſtand in einem der neueſten Hefte der „Annales des voyages“ unter dem Titel: le Mystère de l'île de Pâques bekannt gemacht, deſſen Inhalt hier kurz wiedergegeben werden ſoll.

Der Abbé beginnt damit, daß die koloſſalen Steinbilder der Inſel für ihn kein Myſterium mehr ſeien, das ſei ihm ans dem Studium mexicaniſcher Documente klar geworden. Die Annalen dieſes Volkes umfaſſen eine Epoche von 10,000 Jahren vor Chriſti Geburt und ſchildern alle geologiſchen Wechſel, welche die Erde ſeitdem betroffen! Sie beginnen mit der Eiszeit, in welcher der Menſch bereits exiſtirte, deſſen Wiege das Hochland in der Nähe von Sibirien geweſen zu ſein ſcheint. Auf dieſe Zeit folgt die Seenzeit (époque lacustre), in welcher die Erdoberfläche noch nicht von den jetzigen Oceanen durchſchnitten, vielmehr mit großen, ſüßen oder ſalzigen Seen bedeckt war und wenig Flüſſe beſaß. Dieſe Epoche nennen die mexicaniſchen Werke Toltan (région des jonquières). Wir übergehen hier die genauere Schilderung dieſer Seen, beſonders der beiden großen, welche die Mexicaner Quetzalcoatl (im nördlichen) und Amon (oder Aman im ſüdlichen Theil der Erde) nennen, und wie ſich die heutigen Oceane gebildet haben. Das geſchah 7000 Jahre vor Chriſto; in der dann folgenden Zeit entſtand allmälig das jetzige Aſien (mexicaniſch Cel, Cem und Rin) und Europa (mexicaniſch Yapan), und 1000 Jahre ſpäter nach neuen Convulſionen die jetzigen Flüſſe, während ſich die Meeresbildungen vollendeten.

Der Abbé bemerkt ausdrücklich, es ſei erlaubt, darüber erſtaunt zu ſein; nichtsdeſtoweniger ſei das unbezweifelt zuverläſſig. Die mexicaniſchen Annalen ſeien ſo genau, daß ſie ſelbſt die verſchiedenen Floren, welche in dieſer Epoche der Umwälzungen auf dem Erdboden erſchienen ſeien, namentlich ſchilderten; nicht weniger merkwürdig ſei ihre genaue Kenntniß der bekannteſten Localitäten der alten Welt. Sie ſchildern das alte Tuscien unter den Namen Tuz und Jaz, rühmten die Pracht und Größe der alten Stadt Veji, die in der Seenepoche die berühmteſte des ganzen Erdbodens geweſen ſei. Aegypten unter den Namen This, On und Jan ſpielt in der älteſten Zeit eine Hauptrolle; natürlich iſt den alten Mexicanern auch der Nil bekannt geweſen, den ſie abwechſelnd Nel, Aztapan und den weißen Fluß nennen (die Araber haben alſo in dem Bahar el abiod nur ein älteres mexicaniſches Wort überſetzt!); ſie kennen auch ſeine Quellen, ſein periodiſches Steigen und die Gründe deſſelben. Carthago, das wie Aegypten und das alte Tuscien alſo bereits in der Seenepoche beſtand, erſcheint in den Annalen der Mexicaner unter den Namen Chartoco und Eliza; die Bildung und Entſtehung der Sahara ſchildern ſie genau und vieles Andere, was auch die claſſiſchen Schriftſteller berichten, aber unklar und unter mythologiſchen Schleiern verhüllt.

Zuletzt kommt der Abbé nun auf die Oſterinſel, deren Steinbilder freilich gegen ſolche Enthüllungen alle Bedeutung verlieren. Ein ungeheures Land habe damals die Oſtküſten Südameeikas (es wird wahrſcheinlich die Weſtküſten heißen müſſen) mit dem Moloientonde (Malaiſie) verbunden, an einem Orte, der Amoon geheißen, was vielleicht mit Amboina identiſch ſei! Wie aber die erwähnten Steinbilder damit zuſammenhängen, ob ſie mexicaniſchen Urſprungs ſind und wie ſie auf dieſem Inſelchen allein ſich erhalten haben, darüber berichtet uns der Verfaſſer nichts; er ſchließt mit der Verſicherung, daß die mexicaniſchen Schriften und Bilder hauptſächlich die Darſtellung der geologiſchen Geſchichte des Erdbodens enthielten und die grotesken Faxmen der Götterbilder nur Vorſtellungen geologiſcher Phänomene ſeien.

Soweit der Abbé Broſſeur de Bourbourg. Schriebe ein deutſcher Gelehrter ſo etwas, man würde es Blödſinn nennen!

(Als wir die vorſtehenden Mittheilungen durch die Güte des Herrn Profeſſor Meinicke erhielten, waren uns die wunderlichen Anſtoſſungen des Abbé Bralſeur bereits bekannt. Sie ſtehen im Februarhefte der „Nouvelles Annales des Voyages“, S. 115 bis 119, und es iſt ſehr zart ausgedrückt, wenn ſie als „Blödſinn“ bezeichnet werden. Abbé Braſſeur ſtellt ſich durch dieſe Phantaſtereien würdig neben einen andern franzöſiſchen Abbé, jenen Domene, welcher ſich durch das Livre des sauvages, heitern Angedenkens, unſterblich gemacht hat. Aber Domenech hatte wenigſtens die ſchriftlichen Sudeleien eines deutſchen Bauerjungen in Canada vor Augen; er giebt die Zeichnungen und das neben denſelben Geſchriebene wieder. Darauf baut er dann ein mythologiſches Syſtem der nordamerikaniſchen Indianer und in

Frankreich gab es „Gelehrte“, welche seine wunderlichen Absprungleiten für Ernst nahmen. Für ihn waren die Sudeleien jenes deutschen Bauerjungen auch eine Offenbarung; Brasseur seinerseits schreibt on seinen Freund Maltebrun: „Je dois vous avouer que tes statues colossales de l'île de Pâques ne sons plus un mystère pour moi. Ainsi que toute tes natres mystères de ce genre, se rattachant aux phénomènes géologiques qui ont formé notre globe dans son état notnel, celui de l'île de Pâques s'est dévoilé à mes yeox dans la leoture des documents mexieains, dont j'achève l'interpretatioo.“ Von welcher Art diese angebtichen mexicanischen Documente sind, darüber läßt Herr Brosseur uns im Dunkein. Weshaib veröffentticht er seine Texte nicht und überläßt das Urtheit über den Inhall und den Werth derselben auch anderen Leuten? Auf seine Interpretatian aber vietmehr seine phantastischen Auslossuugen ist nicht der mindeste Werth zu legen, nnd wenn Maltedrun barmherzig gewesen wäre, ja hätte er die Offendarungen des Abbé dem Papierkorb übergeben. Brasseur hat schon in seiner „Histoire des Natios civilisées du Mexique et de l'amérique centrale etc.“ Paris 1857 ff., 4 Bände, eine Masse unhottdarer Dinge behauptet; ich möchte in dieser Beziehung oo eine vortreffiche Anzeige über dieses Werk, dessen Verdienste und Unzulängtichleiten erinnern, wetche Dr. Plath in den „Münchener Gekehrten Anzeigen“ 1859 Nr. 39 ff. veröffentlicht hat. Ban Brosseur's Arbeiten erscheint mir seine „Voyage sur l'isthme de Tehuantepec, dans l'étnt de Chiapas et la république de Guatémnln“ in den Jahren 1859 und 1860 als die werthvallste. Sie erschien 1862 in Paris bei A. Bertrand und enthält viel Neues und Interessantes. A.)

Die Umwandelungen in Japan.

Das Inselreich des Sonnenaufgongs hat binnen funfzehn Jahren eine völlige Umwandelung in seinen staatlichen nnd eommercielleu Verhättnissen erfahren; es hat die schwersten Krisen bestauden uod sich doch mit merkwürdiger Gewandtheit in die neuen Verhältnisse gefunden. Japan bildet in dieser Beziehung einen völligen Gegensatz zu China, wo man so viel als mögtich alles Neue abzuwehren trachtet und es nicht versteht, das Zweckmäßige sich mit Leichtigkeit anzueignen. Es unterliegt jetzt kaum nach einem Zweifel, daß Japan nach Verlauf weniger Jahre sich auf völlig gteichen Fuß mit den europäischen Seemächten stellen wird. Es hal schon jetzt Dampfer und Telegraphen, baut Eisendohnen, fängt nach und nach an, den Handel zu begünstigen, will aber, was sehr erklärlich ist, von der Proselytenmacherei der europäischen und omerikonischen Missionäre nichts wissen.

Der attlegitime Erdkaiser, der Mikodo, ist bekanntlich seit nun etwo drei Jahren wieder Alleinherrscher; der sätschlich sogenannte weltiche Kaiser, dieser Sjogun oder Taikun, ist beseitigt worden. Ein amtlicher Artikel in der zu Kiota erscheioenden Zeitung „Recard“, die als Regierungsblott zu betrochten ist, giebt in japonischer Sprache Bericht über die dermoligen Verhältnisse. Er weist zunächst nach, wie nen sich Monches gestattet hade, dach sei an den Grundprincipien des japanischen Staates nichts Wesentiches verändert worden. „Die Regierung — so heißt es in dem officiellen Berichte — will sehr gern Japon eröffnen und den Verkehr ja freigeben, wie das in anderen Ländero der Fall ist, oder io Anbetracht, daß das Land einige Jahrhunderte lang keinen Verkehr mit der Außenwelt gehabt, kann man dabei nur stufenweise vargehen, allmälig und in salchem Verhältniß, daß die Interessen des Volkes durch die Veränderung nicht beeinträchtigt werden.“ Der Mikado und die Prinzen der koiserlichen Familie sollen gemeinschoftlich mit den Territoriatfürsten Berathung pflegen „und sich über das verständigen, was ihnen die beste Regierungsform zu sein scheint.“

Schon jetzt können die auswärtigen Diplomoten den Mikado in seiner Hauptstadt besuchen; die alte Schranke, wetche ihn einst abgeschlossen, ist niedergebrochen warden. Auch hat der Mikado eine feierliche Proctomotion veröffentticht, in welcher er Bezug nimmt auf die alte Theorie, der zufotge er ein völlig isolirtes Wesen sei und sich um die Liebe und Inneigung wie um die Bedürfnisse des Volkes gar nicht kümmere. Das Volk habe „der thörichten alten Gewohnheit gefröhnt, nur mit heiliger Scheu zu ihm aufzublicken.“ Das müsse nun anders werden; das Volk müsse lernen, die koiserliche Regierung, nicht den Koiser allein, und die kaiserlichen Erlasse zu respectiren. Der Mikado erklärt, daß er für seine Person noch sehr jung und ohne Erfohrung sei, und spricht sich donn in folgender Weise aus:

„Die Völker der Erde machen großartige Fortschritte, die Leute begeben sich hierhin und dorthin, während allein unser Land an atten Sitten und Gewohnheiten haftet und nichts von den Bewegungen der fremden Notionen weiß. Wir, in unserr neun Mauern eingezwängt, kümmern uns nicht um das Neue, was in der Außenwelt vorgeht, und lassen außer Acht, daß selbst ein Versäumniß um nur einen einzigen Tag Nachtheil für hundert Jahre bringen nnd uns die Verwünschung aller Leute bringen kann, nicht minder auch Mißachtung unseres Landes von Seiten der fremden Völker. Auch werden dadurch alle unsere kaiserlichen Vorfahren schwer bekümmert. Ein so großes Mißgeschick möchten wir von unserm Volke abwenden, und deshalb haben wir alle Mitglieder der kaiserlichen Familie und die Daimios einberufen, und geladen, daß wir in die Fußstapfen unserer göttlichen Vorfahren treten wollen, und Nippon sorgfältig mit eigener Hand zu regieren gedenken, um vom Volke alles Mißgeschick fern zu halten. Wir wollen das Land freimachen, und das Volk soll sich ja sicher fühlen, als ob seine Häuser auf dem Gipfel des Fuji yama (des heiligen Berges) ständen. Das ist mein aufrichtiger Wunsch.“

In europäische Redeweise übersetzt will die Proclamatiou etwa besagen: Japan hat in eine neue Bahn eingelenkt; in Folge der inneren Fehden ist der atte Glaube an eine halbpriesterliche Regierung erschüttert worden, und das Land nimmt jetzt eine Stelle unter den civilisirten Notionen der Erde ein. Die Autokratie ist beseitigt; das Vail hat nun auch ein Wort mitzureden, und Japan hat eine canstitutionelle Regierung, während es den Verkehr mit fremden Völkern noch und noch völlig freigeben wird.

Die Sklavenemancipation in Brasilien.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in Brasilien ganz ernstlich die Absicht hat, die Negersklaverei abzuschaffen. Man will jedoch verständiger zu Werke gehen als die Engländer in Westindien und ots die Yankees in Nordamerika. Da für den Anbau trapischer Producte auf den freien Neger nur wenig Verlaß ist, so wird Brasilien, um seine wirthschaftlichen Verhältnisse nicht der gefährlichsten Krisis auszusetzen, sehr vorsichtig verfahren und vor allen Dingen für ausreichende Arbeitskräfte sorgen müssen. In den südtichen Provinzen Santa Catharina, Rio Grande da Sut, Parana und theilweise auch San Poulo werden die Dinge sich ahne alle Gefahr begleichen lassen; dort kann der weiße Mann den Acker bestellen und die europäische Einwanderung die Arbeitskräfte vermehren; ahnehin ist in jenen Provinzen, nomenttich in den drei erstgenannten, das Klima vortrefflich. Die deutschen Ansiedler haben nie Sklaven gehalten, und die Zahl der Neger ist dort vergteichsweise nicht bedeutend. Dagegen werden die Nordprovinzen Arbeitskräfte aus Ostasien holen müssen, und es hat allen Anschein, als ob die Chinesen dort eine wichtige wirthschaftliche Rolle übernehmen werden. Die brasilianische Regierung hat übrigens bei ihren Einwanderungsplänen eine unbegreifliche Menge von Mißgriffen gemacht und allerlei geradezu absurde Pläne zur Ausführung gebracht, die viel Geld kosteten und welche man dann wieder fallen lassen mußte. Chinesen wird sie aber als Ersatz für den Ausfall der schwarzen Arbeit haben müssen. Ob die Pläne des neuen Ackerbauministers Cavalcante verständiger sind als die früheren, wird sich späterhin zeigen.

Inzwischen werden schon sehr viele Sklaven freigelassen, namentlich Mädchen und Frauen; es gehört das bereits zum

gnten Tone. Ueber die Nothwendigkeit der Emancipation sind auch alle politischen Parteien einverstanden; jetzt wird die zweckmäßigste Art der Ausführung erwogen. Am 26. März hat die Freimaurerloge in Rio, welche blüht, trotzdem der Clerus unaufhörlich Flüche gegen sie schleudert, die Einführung eines neuen Meisters vom Stuhle auch dadurch gefeiert, daß sie 20 schwarze Mädchen freikaufte. Die Freibriefe wurden denselben in einer zahlreichen Versammlung überreicht, und Saldanha Marinha, Meister vom Stuhl, forderte die anwesenden Damen auf, einen Emancipationsverein zu bilden. Das geschah denn auch augenblicklich, und die Stiftungsurkunde wurde sofort entworfen. Dieser Frauenverein hat sich unter den Schutz der Loge gestellt, soll aber ausschließlich von Frauen geleitet werden.

Weiße und Schwarze in Südcarolina. Die Radykalen der sogenannten republikanischen Partei leisten in geradezu abscheulicher Weise der Barbarei Vorschub. Noch sind Hunderttausende weißer Männer in den Südstaaten proscribirt, von der Wahlurne ausgeschlossen und für unfähig erklärt, öffentliche Aemter zu bekleiden. Die Mitbürgerwahl griff ein und der Neger, als Stimmvieh der Partei, wird gehätschelt. Jene politischen Abenteurer und Aemterjäger aus dem Yankeelande, welche man als Carpetbaggers bezeichnet und die gleich Heuschrecken über den Süden hergefallen sind, haben die meisten Stellen inne, obwohl sie Fremdlinge in den Staaten sind, welche das Unglück haben, von solchen „Harpyen“ heimgesucht zu werden. In welcher Weise unter der Präsidentschaft Grant's und der Herrschaft des radicalen Congresses die Dinge im Süden sich gestaltet haben, ergiebt sich aus Folgendem:

„Die Legislatur des Staates Südcarolina zählt 63 Mitglieder; davon sind 50 Neger und nur 13 weiße Leute.“

„Von diesen 63 Gesetzgebern können 8 ordentlich lesen und schreiben; 22 überhaupt können lesen und schreiben.“

„Nicht weniger als 41 sind des einen wie des andern unkundig; sie unterzeichnen die Gesetze, welche sie geben, und die Documente überhaupt mit einem Kreuze (×).“

„Nur 19 von diesen Gesetzgebern zahlen überhaupt irgend welche Steuer; und der gesammte Steuerbetrag dieser 19 beziffert sich, amtlichen Angaben zufolge, im Ganzen auf 144 Dollars 60 Cents. Alle übrigen Gesetzgeber dieses Staates Südcarolina zusammengenommen zahlen auch nicht einen Cent an Abgaben. Aber sie bürden dergleichen, 4,000,000 Dollars im Jahre, den entrechteten weißen Leuten auf und diese müssen zahlen.“

„Das sind unsere freien republikanischen Zustände im Jahre 1870. Ja wohl, sagt ein Blatt in Charleston, wir sind unter Grant, unter dem radicalen Congreß, unter der Herrschaft der Carpetbagger und der Neger ein glücklicher Musterstaat!“

Der Basutohäuptling Moschesch. Dieser Mann, welcher im südöstlichen Afrika, an den Grenzen der Capcolonie, fast ein halbes Jahrhundert lang eine bedeutende Rolle gespielt hat, ist am 11. März mit Tode abgegangen. In früheren Zeiten war er mehrfach im Kriege mit den Engländern, welchen er manche schwere Verlustr beibrachte; späterhin befreundete er sich mit ihnen und schloß sich eng an sie an. Das Land der Basutos ist zum Theil dem Oranjefreistaat der holländischen Bauern, theils den britischen Besitzungen einverleibt. Moschesch war ein interessanter Halbbarbar und in seiner Weise der europäischen Civilisation nicht abgeneigt; er erkannte die Ueberlegenheit derselben und bemühte sich, seine Basutos zum Ackerbau anzuleiten. Sie bestellten Felder auf seinen Befehl; ob sie es auch künftig thun werden, ist zweifelhaft, weil der Kaffer keine Neigung zum Feldbau hat und wesentlich ein Viehzüchter ist. — Der „Globus“ hat (Band XV, S. 13 ff.) eine eingehende Schilderung des Racenkampfes zwischen den Basutos und den holländischen Bauern gegeben (von Theophilus Hahn); der Leser findet dort eine Charakteristik dieses dunkelfarbigen Patentaten und ein getreues Porträt desselben.

Die Dampfschifffahrt des österreichischen Lloyd in Triest. Der Flottenbestand desselben betrug im Mai 68 Dampfer mit 16,840 Pferdekraft und 70,755 Tonnen Gehalt. Auf den Werften lagen noch drei nahezu fertige Dampfer, und ein vierter war in Angriff genommen worden. Die Flotte stellt einen Werth von 13,723,600 Gulden dar. Im Jahre 1869 hat man Versuche gemacht, einen directen Verkehr nach Bombay, über den Suezcanal, in Gang zu bringen, „aber das Unternehmen hat große Opfer gekostet, welche es auf die Länge zu tragen nicht im Stande ist.“ Man wünscht nun, daß der Staat zu Hülfe komme. Die von den Lloyddampfern zurückgelegte Strecke betrug 1,025,149 Seemeilen; es wurden 304,742 Passagiere befördert und 4,535,967 Zollcentner Waaren. Die Fahrten brachten 6,871,301 Gulden ein, wovon 4,082,210 auf die Levante kommen.

* * *

— Amtlichen Berichten zufolge zählte man am 15. März 1870 in Schottland 74,755 Individuen, welche als Landstreicher zu bezeichnen sind. „Etwa 5000 Kinder wachsen zu Vagabunden, Bettlern und Dieben von Profession heran; sie erhalten gar keinen Unterricht und werden wahre Heiden.“ Bei so bewandten Umständen kann es nicht befremden, daß scharfe Urtheile über das Treiben der Missionsgesellschaften fallen, welche alljährlich mehr als 800,000 Pf. St. für die höchst zweifelhafte Bekehrung der Inder und Juden, der Neger, Chinesen und Südseeinsulaner vergeuden und im Lande selbst sich gar nicht um die „heidnischen Landstreicher“ kümmern. „Ja, wenn diese schattischen Vagabunden keine weiße Haut hätten, dann könnte ihnen von den Missionsgeldern wohl auch etwas zugute kommen!“

— Das Miracelwesen geröth auch in Brasilien in verdiente Mißachtung, und die Leute sind dort theilweise wenigstens so „gottlos“ geworden, daß sie auf die Verwünschungen der Geistlichkeit plötzlich keinen Werth legen. Die augenzwinkernden Madonnen und die weinenden Muttergottes sind namentlich seit einem Vorfall in der Provinz Pernambuco in Verruf gekommen, und die Peeste hat das Ihrige gethan, die geistlichen Volksbetrüger zu entlarven. Ein im Geruche großer Frömmigkeit stehender Bettler hatte ein kleines hölzernes Bild Unserer Lieben Frau von der Empfängniß. Aus den Augen desselben quoll heiliges Wunderwasser in solcher Menge, daß die gläubige Menge damit kleine Gefäße füllen konnte. Aber die Ortspolizei witterte in dem frommen Mann einen Betrüger, nahm die hölzerne Madonnenpuppe, untersuchte dieselbe und fand, daß sie aus sehr porösem Holze bestehe. Wenn sie längere Zeit mit Wasser gesättigt war, legte der Fromme sie auf einen Tisch und ließ die Menge ein, die wieder entfernt wurde, wenn die Madonna ferner kein Wasser mehr von sich gab. Die Grausamkeit der ungläubigen Behörde ist so weit gegangen, daß sie den Bettler ins Arbeitshaus eingesperrt und die Puppe confiscirt hat.

Inhalt: Madrid. Ein spanisches Städtebild von Franz Kappel. Mit fünf Abbildungen. (Fortsetzung.) — Schicksale und Wanderungen eines deutschen Renegaten in Nordafrika. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. — Skizzen aus Russisch-Polen. Die Fabrikstadt Lodz. Von C. Petzel. — Rechtssitten bei den Basken. — Aus allen Erdtheilen: Des Abbé Brasseur Phantasien über die Steinbilder auf der Osterinsel. — Die Umwandelungen in Japan. — Die Sklavenemancipation in Brasilien. — Weiße und Schwarze in Südcarolina. — Der Basutohäuptling Moschesch. — Die Dampfschifffahrt des österreichischen Lloyd in Triest. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juni Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Madrid.

Ein spanisches Städtebild von **Franz Koppel.**

III.

Als im Spätjahr 1868, kurz nach dem Ausbruche der Revolution, der General Prim nach Madrid kam, nahm er Quartier in der Fonda de Paris an der Puerta del sol und bezahlte für sich und seine Leute täglich viertausend Realen Gasthofsrechnung, — macht etwas über tausend Franken.

Man braucht nicht gerade General Prim zu sein, um das Leben in Madrid, auch das republikanische, theuer zu finden, unverantwortlich theuer aber in dem Centrum des Centrums, auf dieser Puerta del sol, wo der Grundwerth auf eine schwindelhafte Höhe hinaufgetrieben wurde, als wäre man im innersten Goldnetz einer Weltindustrie- und Handelsmetropole.

Die umgebenden Hallen, Kaffees, Magazine, Gold- und Silberläden, vor allen aber die sogenannten Tiendas de quincalla, die mit Luxuswaaren des Auslandes, namentlich aber Pariser Artikeln glänzend ausgelegten Bazare sind mit so märchenhaften Miethpreisen belastet, daß, wer in ihnen kauft, für den kleinen Aufenthalt im Laden sicher seine Miethzinsquote entrichtet, welche die Waare, die er erhandelt, doch keineswegs preiswürdiger gestaltet.

Also nichts von alledem, was hinter den Spiegelscheiben glänzt und doch kein Gold ist, schon die nothwendigsten Bedürfnißartikel, die von andulanter Straßenindustrie unter freiem Himmel feil geboten werden, erleiden einen kleinen Aufschlag an der Puerta del sol. Noch einmal so laut, als sonst irgendwo auf dem heißen Pflaster von Madrid, preist hier der Aguador sein Wasser aus der beliebten Fuente del Berro an, und ruft beständig: Agua! Quien quiere agua? (Wer will Wasser?) Agua y azucarillos! (Wasser und Zuckerplätzchen!); wenn ich aber, um auf der volksbelebten Puerta del sol gehört zu werden, meine Lungen etwas mehr anstrengen muß, so muß, calculirt der Aguador, das durstige Publicum mir hier auch entsprechend mehr bezahlen. Ganz natürlich; in diesem Schluß ist kein Trug, und Jedermann fügt sich der zwingenden Macht der Verhältnisse ohne Murren. Die Madrider sind berüchtigte Wassertrinker, und sie versagen sich ihr Lieblingsgetränk noch lange nicht um des kleinen Aufschlags willen, wenn sie es nur immer so frisch und kühl erhalten können, wie auf der Puerta del sol.

Neben dem Wasser aber bedarf der Madrider jeden Augenblick, das heißt so oft wenigstens, als ihm die Cigarette auszugehen pflegt, eines andern Elementes, des Feuers, das ihm hier auf seinem Forum in Gestalt von Wachszündhölzchen von allen Seiten angeboten wird.

Unsere Abbildung zeigt eine der Vestalinnen, die sich damit befassen, das Feuer in der spanischen Residenz nicht ausgehen zu lassen; es sind meist sehr arme Geschöpfe, die wenigstens in Bezug auf den Streichfeuerzeugverkauf eine schwere Concurrenz bestehen müssen mit ganz zerlumpten, baarfüßigen Jungen oder vielmehr deren durch Mark und Bein dringenden schrillen Stimmen, welche beständig in den höchsten Tönen

kreischen: A dos y a tres (zu zwei und drei, nämlich Cuartos), cerillas!

Der Spanier bedient sich schon lange nur der Wachszünder, und der Verbrauch dieser meist von Marseille kommenden Fabrikate ist ein ganz verschwenderischer. Ohne Wasser und Feuer also geht es auf der Puerta del sol nicht ab, so wenig wie in der Zauberflöte, aber das moderne tägliche Brot der Großstädte, der penny-a-liner, das illustrirte Witzblatt, der unvermeidliche Anzeiger, mit einem Worte der Porteur der Localpresse, lauert an jeder Ecke; es ist unmöglich, ihm zu entrinnen. Deshalb wollen wir ihn lieber einmal recht scharf ins Auge fassen.

Da die Gründe dafür in der That so wohlfeil wären wie Brombeeren, so können wir, als der besondern Motivirung überhaben, gleich vornherein den Satz aufstellen, daß Spanien, namentlich aber Madrid, von jeher in demselben Maße der geeignete Boden für die sogenannte kleine Presse gewesen ist, als es für die Entfaltung großer politischer Blätter sich stets unfruchtbar erwies und auch vielleicht noch lange erweisen wird.

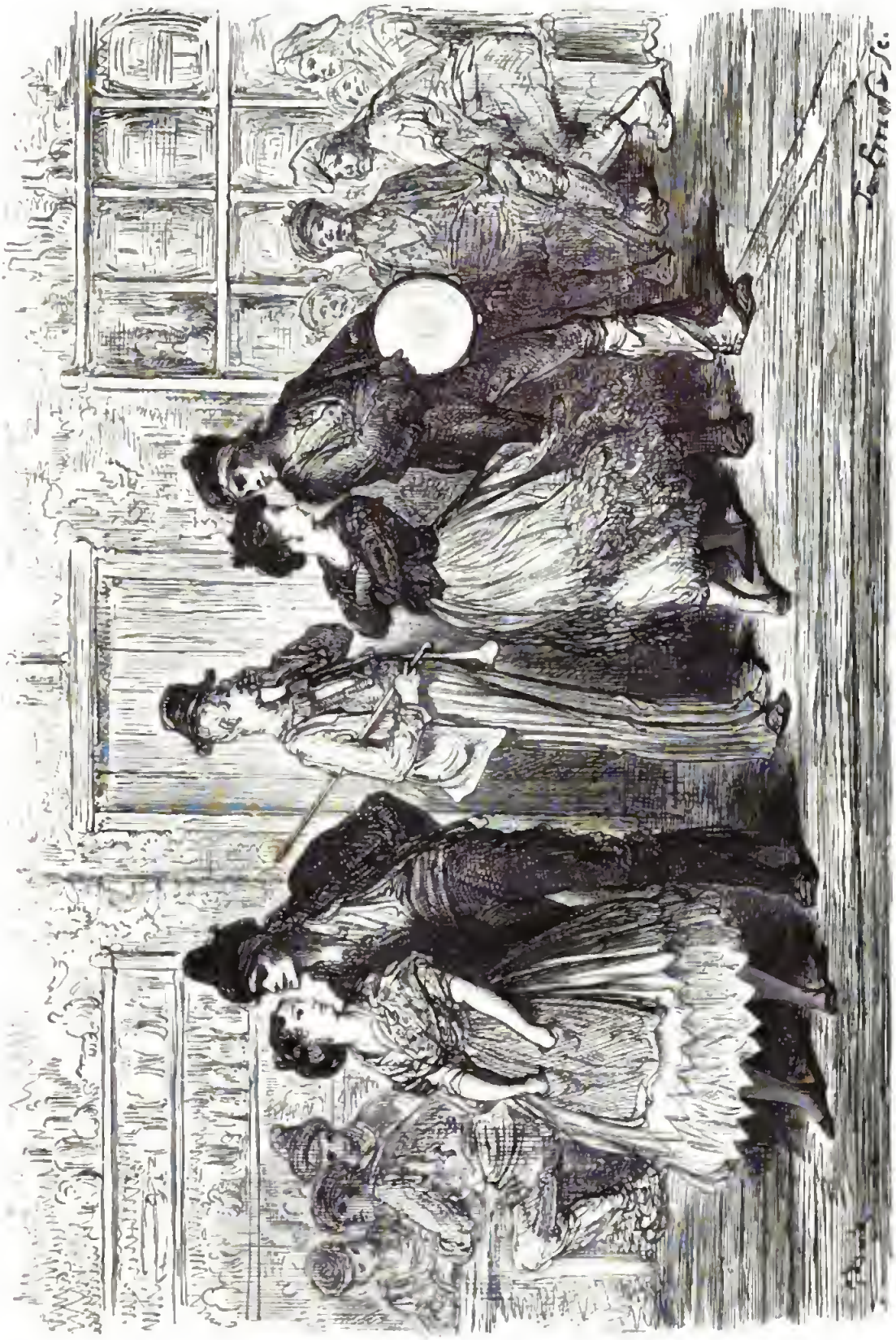
Wenn man die 79,000 Franken Caution bei einander hatte, welche zur Gründung eines Blattes in Madrid gefordert wurden, so bedurfte es nach der jedenfalls auch eine erkleckliche Summe kostenden Genehmigung der Regierung, welche in jedem beliebigen Augenblick zurückgezogen werden konnte. Wie es jetzt während des Interregnums damit steht und mit der wohllöblichen Censur, kann ich nicht angeben, doch der Preis des Papiers, der stets um 25 Proc. höher war als in Frankreich, ist nicht zurückgegangen, und, doch wir wollen ja nicht von der politischen Presse, dem gemißbrauchten Paradepferd der Parteien, reden, sondern uns zur bessern Unterhaltung auf die niedere Presse, wie sie in den Straßen Madrids, vorzüglich auf der Puerta del sol ausgeboten wird, beschränken.

Da ist vor allen Dingen der Padre Cobos, der spanische Kladderadatsch, der unter den satyrischen Blättern zuerst unsere Aufmerksamkeit verdient. Er blühte hauptsächlich auf in den Jahren 1855 und 1856; es waren die drei fetten Jahre der spanischen Journalistik von 1854 bis 1856, in denen der Verkauf, ziemlich frei von Zwang, sich ungewöhnlich steigerte und um 30 Proc. höher stond, als in den letzten Jahren der verabschiedeten Regierung. Der Padre Cobos dient als dicker, lachender Pfaffe mit Capuze und Schnupftabacksdose dem Journal als Vignette, und ist eine populäre Figur geworden. Er wurde oft unterdrückt, brach sich aber immer wieder Bahn. Mit ihm wetteifert die Sopa-boba, ein unübersetzbarer Titel, welcher nur eine Verkürzung der Redensart „estar á la sopa-boba“ ist und, wie diese, ein Leben auf Kosten anderer Leute bedeutet. Damit ist denn auch die Tendenz des Blattes genügend charakterisirt.

Eine Verkäuferin von Cerillas (Wachszündhölzchen).

Sehr verbreitet ist auch el Cascabel (die Schelle) mit einem Faschingsnarren als Vignette; derselbe hat eine Feder in der Hand und eine Fahne, auf welcher die Worte stehen: „viva la Pepa!“ Man muß den Satz ergänzen: y el pan a dos cuartos (und das Brot zu zwei Cuartos), um ein geflügeltes spanisches Wort zu erhalten, das im Französischen, uns schon verständlicher, allgemein so lautet: Vive la joie et les pommes de terre! Der Cascabel steht seinem Programme gemäß im engsten Zusammenhange mit dem Gato, einem periodico festivo satirico (satyrischen Wochenblatt, das wie der Kladderadatsch „alle Tage“ erscheint „mit Ausnahme der Wachen- und Werkeltage“. Die Vignette, ein sehr sorgfältig gezeichneter Holzschnitt, stellt einen imponirenden Kater dar, welcher einem hagern Manne, dem Redacteur des Cascabel in effigie, die Krallen zeigt. Letzterer will dem Kater die „Schelle“ umhängen; darunter steht das hierauf bezügliche Programm des Gato: El programa de el Gato está basado en el proposito de no dejarse poner el cascabel (das Programm des „Gato“ besteht in dem Vorsatz, sich die „Schelle“ nicht anhängen zu lassen).

Digitized by Google



Eine Scene aus dem Tio (Onkel) Caniyitas, Singspiel (Zarzuela) von Soriano Fuerte.

Weiter erwähnenswerth ſind die Luneta (der Sperrſitz), ein Theaterjaurnal, und der Tio Patazas, Puntillan ſemanal: der Ontel Patazas, ein wöchentlicher Fußtritt (wörtlich überſetzt). „Der betreffende wahlwollende Ontel, ſo erklärt das Titelblatt ſich ſelber, wird Jedem, der es verdient, einen Fußtritt verſetzen. Lacht aus vollem Leibe darüber; wenn Ihr nichts angeſtellt habt, ſo habt Ihr es doch nur aus Angſt vor der Strafe des Onkel Patazas nicht gethan.“

Es giebt noch viele Blätter dieſer Gattung, z. B. el Gil Blas, el Don Quixote, el Mosquito, las Animas, das heißt die Seelen der Cesantes oder Pretendientes, der Leute, die ihre Stellen verloren haben oder um ſolche nachſuchen, und deren iſt Legion in Madrid; „la Gorda“, die Dicke; das Epithetan bezieht ſich auf einen ungeheuern Flaſchenkürbis, welcher auf der erſten Seite abgebildet iſt. Dieſes Blatt bildet eine herbe Oppoſition gegen die aus der letzten Revolution hervorgegangene Regierung, und der Titel iſt eine Anſpielung auf die Redensart „ha salido calabaza“, d. h. etwas hat Fiasco gemacht.

Natürlich dürfen wir die tauromachiſche Preſſe, die Organe des Stiergefechtes, als echte Erzeugniſſe des localen Genius, nicht vergeſſen.

Hier ſteht der Tio Caniyitas an der Spitze; ſeinen Namen hat er von der volksthümlichen Zarzuela, die wir zum Schluſſe beſprechen wollen; ihm zur Seite geht der „Tia Macan“, ein ſehr gebräuchlicher andaluſiſcher Beiname. Er erſcheint, wie auf dem Titelblatte geſagt wird, eine halbe Stunde nach der Coreida (dem Stierkampf); die gleiche Tendenz hat der „Lidiador“ (der Kämpfer) und „el Clarin (die Trompete), Anſpielung auf die verſchiedenen Trompetenſignale, mit welchen die verſchiedenen Phaſen des Stiergefechtes angekündigt werden.

Die „Caza“ iſt eine kleine Jägerzeitung, nicht viel werth natürlich. Die Zeit, wo Wälder um Madrid lagen, welche weltberühmte Jagdgründe einſchloſſen, iſt längſt vorbei, und wo kein Wild iſt, hat auch der beſte Schütze das Recht verloren.

Von der Preſſe zum Theater iſt nur ein Schritt, wir wollen ihn thun. Einer neuen Statiſtik zufolge wäre Spanien, nach Frankreich und Italien, das an Theatern reichſte Land, und es ſtände, oberflächlich geurtheilt, ſomit feſt, daß die Romanen das angebarene Talent, welches ſie in höherm Grade beſitzen als die Germanen, auch in Praxi mehr ausbilden und pflegen als dieſe. Doch in ſolche Erörterungen einzugehen iſt hier durchaus nicht der Ort; die Fruchtbarkeit ſpaniſcher Theaterdichter iſt eine dem gebildeten Publicum gar ſehr bekannte Thatſache. Wie ſollte es anders kommen, als daß Spanien, was es ſo frühzeitig in reichem Maße beſaß, nicht auch heute noch in Fülle beſitzen ſollte, — Schauſpiele und Schauſpielhäuſer von jeder Sorte? Madrid hat etwa 300,000 Einwohner und acht Theater; dies Verhältniß geht durch die ganze Halbinſel, ebenſo wie durch Italien; London müßte demnach über achtzig, Berlin über zwanzig wirkliche ſehenswerthe feſte Theater beſitzen, was nicht einmal zur Hälfte der Fall iſt.

Bauern aus der Umgebung von Madrid mit der Montera auf dem Kopfe.

Das Teatro Real, die weſentlich italieniſche Oper von Madrid, kann an Luxus und Comfort, Geſchmack und Reichthum mit allen Theatern der Welt zu ſeinen Gunſten wetteifern. Das Orcheſter iſt berühmt; für die Einzelleiſtungen ſprechen die alle Virtuoſen nach Madrid lockenden hohen Gagen, für den Zauber des Ballets bürgt die ſpaniſche Grazie und das angeborene Tanzgenie jener „tändelnden Kinder der Sonne“. Die Eintrittspreiſe ſind manchmal, auch dieſen Leiſtungen gegenüber, geradezu lächerlich hochgegriffen; man muß etwas von dem blauen Blute der Hidalgos in den Adern haben, um den Beſitz einer Loge in ſeinem Ausgabebudget verantworten zu können.

Das ſpaniſche Schauſpiel hat auch eine würdige Stätte in Madrid, im Teatro del Principe; die weiteren Häu-

ſer ſind: la Zarzuela, las Variedades, el Circo, las Novedades und das Teatro de Lope de Vega; in den meiſten wird getanzt.

Alle dieſe Theater haben, wie in Frankreich und Italien, auch nach den Mißſtand, daß man zwei Billets kaufen muß: ein allgemeines Eintrittsbillet, die ſogenannte Entrada, und dann noch ein ſpecielles, auf den betreffenden Platz ſelbſt lautendes. In den Schauſpielhäuſern ſind die Plätze verhältnißmäßig billig, namentlich für das Amphitheater, welches merkwürdigerweiſe die Ignominia genannt wird. Die Claque, obwohl aus Spanien gebürtig und früher hier unter dem Namen der Mosqueteros von Ausſchlag gebender Gewalt, iſt jetzt überall abgeſchafft und auch unnöthig, das Ball iſt leicht gewannen und verdiente manchmal eine äſthetiſche Zurechtweiſung intra muras.

Das Innere einer Gatera.

Da auf dem Gebiete der ernſten Oper die italieniſche Muſik ganz ausſchließlich dominirt, im modernen Schauſpiel aber Luſtſpiel aber faſt nur Ueberſetzungen, meiſtens aus dem Franzöſiſchen, das verſteht ſich, an der Tagesordnung ſind, ſo wird unſer Intereſſe für die Theater von Madrid ganz von ſelbſt auf die einzige nationale Leiſtung, die Zarzuela, das ſpaniſche Singſpiel, beſchränkt. Der Name datirt aus der Zeit Philipp's des Vierten und hat ſeinen Urſprung von einem königlichen Schloß, in welchem unter der Regierung des genannten Fürſten zuerſt Stücke dieſer Gattung aufgeführt wurden. Wir wollen gleich die populärſte von allen Zarzuelas herausgreifen, den Tio Caniyitas. Zum erſten Mal aufgeführt auf dem Theater San Fernando in Sevilla im November 1849, erregte das Singſpiel ein ſolches Aufſehen, daß es in zwei Jahren die Runde über alle Theater der Halbinſel nicht bloß, ſondern auch der Havana, von Mexica und einem großen Theile Südamerikas machte. Das meiſte Furore aber machte die Zarzuela in Cadiz, wo drei Theater die ganze Saiſon hindurch gleichzeitig und ohne Unterbrechung bei ausverkauftem Hauſe immer und immer wieder den Tia Caniyitas ſpielten, der dort wirklich kein erfundener Typus mehr war, ſondern die wahrheitsgetreue Copie eines alten Zigeuners, den ganz Cadiz unter dem Namen Tio Macan genau kannte. Der Tia Caniyitas war bald die populärſte Figur auf der ganzen Halbinſel, und ſein Bildniß zierte die Cigarrenetuis, die Taſchentücher, das Cigarettenpapier und die Abanicos de Cataña, die Binſenfächer, welche am Tage der Carrida vor der Arena um zwei Cuartos feilgeboten werden. — Das Singſpiel ſelbſt muß man faſt eine Improviſation nennen; Buch und Partitur wurden in weniger als vierzehn Tagen geſchrieben, daher das Ganze wie aus der Piſtole geſchoſſen wirkt, ein glücklicher Wurf, voll Zug und Verve. Es iſt ein ſaftiges Gemälde andaluſiſcher Sitten mit ganz entſprechend nationaler Muſik.

Das Stück ſpielt in Cadiz, und die chargirte Rolle darin, die lächerliche Perſon, muß natürlich ein Engländer abgeben, der ſich in den Kopf geſetzt hat, das Calo, das Jargon der Zigeuner, zu lernen. Der Tia Caniyitas empfiehlt ihm zu dieſem Zweck eine lebendige Grammatik, will ſagen die Cayetana, la Lagartija (die Eidechſe), und allein für dieſe Auskunft muß der Inſulaner ſchon ein ſehr ſchönes Hanarar zahlen. Dann werden ihm in einem feurigen und rythmiſch ſehr ſchwunghaften Canplet (una jembra morena — es iſt ein braunes Mädchen) die Reize der empfohlenen Sprachlehrerin geſchildert, was natürlich wieder eine entſprechende Summe koſtet. — Dies Alles geht zu Cadiz auf dem Platze San Juan de Dios vor ſich, der von allen Typen des andaluſiſchen Markt- und Städtelebens bevölkert erſcheint.

Dann ändert ſich aber die Scene, und wir werden in eine Tienda de Mantañés verſetzt, in eine der in Andaluſien ſo häufigen, meiſt von Aſturiern gehaltenen Wein- und Liqueurbuden. Hier fühlen wir uns ſo recht im „ſchönen Lande des Weins und der Geſänge.“

Jetzt tanzt die Lagartija uns einen Vito ſevillano vor,

daß mir in die bibliſchen Worte ausbrechen möchten: Schlagt ab das Haupt dem Täufer! Die maleriſch caſtümirten Zigeuner begleiten Tanz und Geſang, indem ſie ganz à la Andaluz mit den Händen Takt ſchlagen oder das Tamburin mit dem Klirren der Floſchen und Gläſer unterſtützen.

Der lorgnettirende Engländer mit ſeiner ſteifen Haltung verfehlt natürlich nicht, die Heiterkeit des Publicums zu erregen. Dieſe Scene des Stückes zeigt unſere Abbildung.

Das ausgelaſſenſte Wohlleben dieſes Auftrittes wird natürlich geſtört, indem Pepigo, der Bräutigam, der Novio, genannt el Repampliyau, ein junger Schmied, wüthend auftritt, und in echt andaluſiſchen Verwünſchungen und Drohungen ſich Luft macht. „Va á llové leña!“ — „es wird Holz regnen!“ — ruft Onkel Caniyitas, und der Vorhang fällt, indem der Engländer, wie Don Juan mit Zerline, mit Miß Lagartija zu verſchwinden trachtet. — Der zweite Act ſpielt in der Schmiedewerkſtätte bei Don Pepigo und wird mit dem berühmt gewordenen Chor der Schmiede, welche auf dem Amdos den Takt ſchlagen, eröffnet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Lagartija ihren Novio nicht lange ſeiner Trauer allein überläßt; ſie erſcheint, es ſetzt eine Schmollſcene; nach der Onkel Caniyitas kommt wieder mit dem Engländer, die gute Lagartija ſoll durch die Miriñaque (Crinoline) und Patſchouli in Verſuchung geführt werden, aber ſie bleibt ihrem Majo getreu, ſie nennt den Engländer ganz einfach einen gayo inglés (engliſchen Hahn), bittet ihn, ſich gefälligſt von einem Stier auf die Hörner nehmen zu laſſen und reicht dem verſöhnten Novio die Hand. Die Schmiede haben ſich inzwiſchen vorgenommen, den alten Kuppler Caniyitas und ſein Beaf zu braten, und ſangen eine Hetze an, die in der That nichts Gutes erwarten läßt; doch das gute Herz der Lagartija rettet ſie aus dieſer Gefahr, und mit einem die Anmuth und Schönheit der Gitana preiſenden Chor ſchließt das Ganze.

Bauer aus der Umgegend von Madrid.

Der Leſer wird ſich vielleicht wundern, wie ein ſo nichtsſagendes Stück zu ſolchem Erfolg gelangen konnte, doch um das zu begreifen, darf man eben nicht bloß Leſer, man muß Zuſchauer und Zuhörer ſein.

Gerade darin liegt, meines Erachtens, der Reiz, daß die auftretenden Figuren wirkliche Volkstypen ſind, die mit der vollen Kraft der Lebenswahrheit da am meiſten wirken müſſen, wo ſie auch von dem niedrigſten Zuſchauer auf der letzten Bank in ihrem ganzen Umfange gewürdigt werden. Der Tio Caniyitas iſt ein andaluſiſches Abenteuer mitten in Andaluſien ſelbſt, wie es Jeder jeden Augenblick erleben kann. Und wenn wir es auch nur in Madrid auf der Bühne erlebten, wir dürfen nur wenige Meilen in die Umgebung hinaus gehen, ſo haben wir ſo zu ſagen lauter lebendige Anknüpfungspunkte und typiſche Fortſetzungen um uns. Der lächerliche Engländer begegnet uns auf Schritt und Tritt, der Manchego auf ſeinem hochgeſtapelten Eſel dahintrabend, wie ihn unſer Bildchen zeigt, oder die Bauern mit der Montera, eigenthümlichen Fellmütze, auf dem Kopfe, oder gar das Innere einer Galera, was freilich nicht lange ausgehalten wird. Das Alles ſind Typen, läßt uns auf ihre Worte lauſchen, ihre Geberden abſehen; und denken wir ſie uns aus Gründen der Liebe, Eiferſucht oder Speculation mit einander hantirend, ſo haben wir jeden Augenblick eine Scene aus der großen, nationalen Zarzuela, in der alle Spanier, ohne es zu wiſſen, fortwährend mitwirken.

Zur Ethnographie der Culturvölker.

Die Inſel Arholm. — Deutſche und tſchechiſche Bauerhäuſer in Böhmen.

F. R. Wenn die immer maſſenhafter werdende Förderung von Thatſachen und Material auf dem Gebiete der Anthropologie manches Unreife und Uebereilte zu Tage bringt und wenn die große Anzahl regſamer Forſcher, welche ſich an die einſchlägigen Probleme herandrängt, nicht von Weitem dasjenige zu leiſten vermag, was von geringeren Kräften in anderen Diſciplinen erzielt wird, ſo liegt wenigſtens ein theilweiſer Erſatz für dieſe unvermeidlichen Entwickelungs- und Durchgangszuſtände in der räumlichen Ausdehnung und Vervielfältigung der Studien, welche die Forſchung auf manches ihren großen Straßen ſonſt fernliegende Object hinführt und zur Vertiefung in anſcheinend geringfügige, dem Weſen nach aber ſicherlich bedeutſame, fruchtbare Unterſuchungen angeregt hat. Wir denken z. B. an die Aufgaben, welche der Ethnologie der Culturvölker geſtellt ſind und die bei der Complicirtheit der hier in Verbindung getretenen Nationen oder Stämme, ſowie ihrer Abſchleifung durch fortſchreitende Civiliſation zu den ſchwierigſten Partien der Geſammtwiſſenſchaft gehören. Auf keine Weiſe ſind ſie vollſtändiger und raſcher zu löſen als durch ſorgfältigſte Einzelarbeit von Seiten vieler, in engeren Kreiſen wohlbewanderten Forſcher. Der Dilettantismus, der, wie

in allen jungen Wissenschaften, auch in der Anthropologie stark vertreten ist, findet hier ein Arbeitsfeld, auf dem er reichere Ernten halten kann, als die exactere und abstractere gelehrte Forschung.

Das Ziel besteht hier in einer Art anthropologischer Volkszählung, bei der jeder Bestandtheil eines zu untersuchenden Stammes seiner Stellung zur Gesammtheit und seinem Ursprunge nach abzuschätzen und zu verzeichnen ist, und das vermag offenbar nur der, der in einzelne Theile eines Volkslebens sich tief versenken konnte. Jeder Beitrag in dieser Richtung ist ein werthvoller Baustein, der nicht verloren geht, sofern er nur Wahrheit enthält, und wir freuen uns, daß diese Art von Forschung immer mehr Pflege findet und besonders in den zahlreichen periodischen Publicationen unseres Gebietes gegenüber den zu oft ebenso werthlosen als glänzenden allgemeinen Arbeiten mehr in den Vordergrund tritt. Wir machen mit besonderer Vorliebe unsere Leser mit derartigen Hervorbringungen bekannt und werden in Zukunft öfter auf dieselben zurückzukommen haben.

Die Insel Axholm*).

An der englischen Ostküste umschließen die drei Flüsse Trent, Idle und Don ein etwa fünf Meilen im Umfange messendes Stück Land, welches sie von den Grafschaften York, Nottingham und Lincoln abschneiden, und das gegenwärtig eine ziemlich dichte Bevölkerung aufweist und in sieben Kirchspiele getheilt ist. Baumstrünke, welche unter dem Wasserspiegel am Ufer zu sehen sind, deuten an, daß hier so gut wie an vielen anderen Stellen der britischen Ostküste Landsenkung stattgehabt hatte, als noch große Wälder die Gegend bedeckten. Gegen die umliegenden Gebiete bildet fast nach allen Seiten hin Marschland einen ausgedehnten Grenzbezirk, der wohl in früherer Zeit mehr noch als die breiten, durch Fluth und Ebbe bewegten Gewässer die „Insel“ isolirte. Daß sie aber bewohnt war, beweisen Funde von Waffen und Geräthen aus Hirschhorn, Feuerstein, Bronze, sowie von römischen Münzen, welche letztere indessen möglicherweise in nachrömischer Zeit als Amulete oder dergleichen getragen worden sein mögen, da bis heute jede andere Spur römischer Ansiedelung, besonders jede Andeutung einer Heerstraße fehlt, was bei dem großen Reichthum römischer Reste im übrigen Königreich auffällt. Der angelsächsische Ursprung der Kirchspielnamen beweist, daß hier wie im ganzen östlichen und südlichen Theil Englands die germanischen Einwanderer dem neugewonnenen Lande ihren Stempel von vornherein in dauerhafter Weise aufdrückten, sei es nun, daß sie die Insel unbewohnt fanden, sei es, daß sie auch hier die Kelten und Römer durch das Schwert oder durch Austreibung verschwinden machten. Das ungemein starke Vorwiegen der angelsächsischen Ortsnamen in Ostengland ist eine erstaunliche Thatsache, wenn man sie mit der Zähigkeit vergleicht, mit der keltische, römische und slavische Benennungen sich in allen Theilen Deutschlands conservirten, und entspricht ganz den Traditionen, welche über die blutige Invasionsgeschichte der niederdeutschen Stämme sich erhalten haben und von schrankenloser Ausrottung der Urbewohner, im besten Falle von Vertreibung erzählen. Die neu Angekommenen machten offenbar besonders im Anfang tabula rasa mit den Eingeborenen und zwar in viel höherm Grade als ihre oberdeutschen Verwandten mit den Kelten des Schwarzwaldes und der Schweiz, oder die deutschen Pioniere des Mittelalters im Nordosten unseres Vaterlandes, denn anders ist das fast vollständige Verschwinden der ursprünglichen Ortsbenennungen kaum zu erklären. Auch die sieben Kirchspiele Axholms tragen bis auf ein einziges niederdeutsche Namen (Altharpe, Haxey, Epworth, Beltan, Luddington, Owston). Nur Crowle, das siebente, macht eine Ausnahme; man hat allerlei Hypothesen über diesen Namen ausgedacht, und die Bewohner selbst machen sich ihre Gedanken darüber, wie denn einer derselben die Erklärung abgab, es komme derselbe von crawl (kriechen), da sie bei den Ueberschwemmungen, die vor der Drainirung stattzufinden pflegten, auf dem betreffenden Platze „zusammengekrochen“ seien! Jedenfalls ist diese populäre Etymologie nicht unwahrscheinlicher, als so manche inmitten bestandter Lexika und Grammatiken aus einem Dutzend Möglichkeiten zusammengestickte! Bis zum Regierungsantritt Karl's des Ersten ist Axholm größtentheils „vorhistorisch“, seltene Erwähnungen in Urkunden ꝛc. abgerechnet. Aber nun bekam es plötzlich eine bunte Geschichte. Die Verwandten des Königs jagten hier nicht selten, und man kann sich eine Vorstellung von dem Wildreichthum machen, wenn man hört, daß einst gegen 500 Stück Rothwild aus den Forsten in die Gewässer getrieben wurden, wo nach der malerischen Schilderung des Chronisten ihre Geweihe „wie ein kleiner Wald“ aus dem Wasser ragten. Hier wurden sie zum Theil getödtet, und der Berichterstatter über diese losen Blätter der axholmschen Geschichte macht die nicht unwahrscheinliche Bemerkung, daß hier wohl der Rest einer Jagdart vorliege, wie sie von den Pfahlbauern in größerer Ausdehnung geübt worden sein möge; das des Schwimmens ungewohnte Thier fällt im Wasser selbst dem schlechtbewaffneten Jäger zur Beute, dessen Steinpfeil und Knochenlanze es auf festem Lande entgangen sein würde.

Karl der Erste besaß Axholm nebst einer Anzahl umliegender Bezirke als Krongut, und ließ einen Ingenieur aus dem schon damals durch seine Wasserbauten berühmten Holland kommen, der die Insel, welche offenbar stark durch Ueberschwemmung und Versumpfung litt, theilweise trockenlegen sollte. Es geschah das auch, aber ein Theil der Bewohner, der sich in seinen Rechten gekränkt glaubte, erhob sich gegen die Verbesserungen, und als eine Anzahl Holländer und Flaminger auf dem dem Wasser abgewonnenen Lande angesiedelt ward, entstanden Unruhen, die 1642 unter dem Schutze der Revolutionsanarchie so weit gediehen, daß durch Oeffnung der Dämme und Schleusen das gesammte kostbare Werk des Cornelius Vermuyden zerstört und an den holländischen Ansiedlern Raub und Gewaltthat verübt wurde. Erst spät, in der Regierung Karl's des Zweiten, kamen die Aufstände zur Ruhe, und seitdem lebten Engländer und Holländer so friedlich beisammen, daß sie heute zu einem gemeinsamen Typus zusammennivellirt sind, in welchem freilich die friesischen und flämischen Züge unverkennbar hervortreten. Starke Zumischung flämischer Elemente in der Sprache, auffallendes, in England ungewohntes Hervortreten der Frauenarbeit auf Feld und Wiese; im Aeußern unproportionirt große Hände und Füße, stark entwickelter Unterkiefer, großer, knochiger Körperbau, sehr helle Haare und, nicht zuletzt! die unangenehme friesische Nationaleigenthümlichkeit schlechter Zähne, die man mit der Vorliebe für Süßigkeiten nicht erklärt, — dies sind Eigenschaften, welche jedem Axholmer ein gutes Stück seiner Geschichte in freilich nicht für Jeden lesbarer Schrift aufprägen.

*) Diese Notizen über Axholm sind einem Berichte Edward Peacock's entnommen; vergleiche Anthropological Review, April 1870, S. 137 bis 144. A.

Deutsche und tschechische Bauerhäuser in Böhmen.

Wo die Cultur die bäuerlichen Wohnstätten noch nicht mit städtischem Firniß überzogen hat, läßt sich unschwer neben

den Eigenthümlichkeiten, die auf örtliche Einflüsse zurückführen (wie das Vorwiegen des Holzbaues in waldreichen Gegenden, verschiedene Verhältnisse in Größe und Zusammenstellung der Räume je nach Vorwiegen der Viehzucht oder des Ackerbaues, aber nach größerer oder geringerer Wohlhabenheit und dergleichen), eine Anzahl von Besonderheiten herausfinden, die der Bauart größerer Bezirke gemeinsam zugehören und durch Zusammenfallen ihrer geographischen Verbreitung mit den Gebieten bestimmter Sprach- und Sittenverschiedenheiten beweisen, daß sie für gewisse Stämme oder Völker charakteristisch sind und keineswegs etwa einzelner Laune ihren Ursprung verdanken. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich sogar nicht selten, daß das, was sie von anderen unterscheidet, eben so tief in Sitten und Anschauungsweise ihrer Erbauer wurzelt als mancher Gebrauch, mancher Charakterzug, den man, da er auf den ersten Blick schon in die Augen fällt, als „Wahrzeichen" einer Nation oder eines Volksbruchstückes bezeichnet. In der That, so gut wie der Einzelne seine geistige Physiognomie bis auf Kleinigkeiten in Kleidung und sonstigen Aeußerlichkeiten ausprägt, so zeichnet sich der Geist eines Volkes auch nicht am letzten in den gemeinhin verachtetsten seiner Bauwerke, den Bauerhäusern. In diesen Blättern ist gelegentlich der Schilderungen einzelner Bruchtheile unseres Volkes schon mehrfach auf diese noch lange nicht genügend gewürdigte Seite ethnographischer Forschung hingewiesen worden, und wir wollen im Folgenden einen kleinen Beitrag zu derselben aus dem alten Grenzgebiete deutscher Cultur, aus Böhmen, geben, indem wir aus einem größern Aufsatze in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 1870. S. 213 ff." folgende Notizen zusammenstellen.

Böhmen war bis in eine nicht fernliegende Zeit ein waldreiches Land; bekanntlich ist es auf deutscher Erde eine der wenigen Zufluchtsstätten wirklichen Urwaldes — freilich in mitteleuropäischem, also gegenüber dem tropischen immerhin etwas zahmen Sinne —, und blieb ohne Zweifel länger dicht bewaldet, als die durch Industrie, Ackerbau oder lebhaften Handelsverkehr früh gelichteten angrenzenden Gebiete Deutschlands. Dies erklärt, daß sich der Holzbau in ihm lange Zeit erhielt und noch heute in Capellen und Glockenthürmen Vertretung findet, während ganz aus Holz construirte Kirchen noch im Beginn unseres Jahrhunderts bestanden, und früherhin ganze Städte sammt Schloß und Kirche kein anderes Baumaterial als dieses nächstliegende und leichteste zu bearbeitende aufwiesen. Auf die Entwickelung des Bauerhauses übte das einen großen Einfluß; den ländlichen Architekten liegt die ästhetische Gestaltung nur dann am Herzen, wenn sie leicht und billig zu bewerkstelligen ist, und das ist beim Holze, nicht aber beim Stein oder Ziegel möglich. Bis zur Häßlichkeit kunstlose, kunstwidrige Bauten gehen aus dem Holzbau nicht leicht, wohl dagegen aus dem Steinbau hervor, wie leider die Mehrzahl mittel- und norddeutscher Bauerhäuser schon jetzt beweist.

Unter den reinen Holzbauten Böhmens finden sich nun zwei scharfgeschiedene Typen, die wir gleich hier nach ihrer nationalen Zugehörigkeit scheiden wollen; der eine ist der ziemlich reinslavische Block- und Pfahlwandbau, der andere der ebenso reindeutsche Blockwandbau. Beide sind zu nicht unbeträchtlicher künstlerischer Durchbildung gelangt, haben sich aber nur auf ganz beschränktem Gebiete gemischt. Den slavischen Typus findet man in den östlichen Landestheilen, wo er besonders längs der mährisch-schlesischen Grenze sich an manchen Punkten zu solcher Vollendung entwickelt hat, „daß die in jenen Gegenden vorkommenden Bauhäuser ebenbürtig den Schweizerbauten zur Seite gestellt werden dürfen." Besonders längs der Iser und Oberelbe haben sich zahlreiche Gebäude dieser Art erhalten; in den Orten Ravenska, Starkenbach, Nachod, Reichenau, Wildenschwert sind sie häufig, und das vom Feuer ebensowohl als von Neuerungssucht verschonte Solnitz besteht gänzlich aus zierlichen Holzhäusern; vereinzelt kommen dieselben bis Jungbunzlau und Nimburg vor. Im Aeußern sind diese slavischen Holzhäuser vorzüglich charakterisirt durch die geringe Breite und das steile Dach; letzteres zeigt einen Winkel von 45 bis 48 Grad, erstere beträgt durchschnittlich 25 Fuß. Auf einem gemauerten Unterbau erheben sich die nicht rein, sondern blaß waldkantig behauenen Balken, deren Zwischenräume mit Moos und Lehm verstopft sind, aber die oberen Partien sind stets mit sauber gearbeiteten Brettern verkleidet. Vorgebaute Laubengänge, Freitreppen, Galerien, Giebel und dergleichen geben dem Ganzen ein belebtes, malerisches Aussehen; das Dach wird von durchbrochenen Walmen bekrönt. Die Decorationen sind sehr mannichfaltig und sachgemäß, und zeigen glückliche Vermengungen von gothischen und Renaissanceformen. Laufende Bogenornamente, Keilschnitte, vertieft gearbeitete Laubwerke, geschnitzte Träger finden sich in zierlichen Formen und geschmackvoller Anwendung. Der Baustoff ist fast stets Fichte und Kiefer, selten tritt Eiche auf, und die Bedeckung des Daches besteht aus Ziegeln oder Schiefer. Im Innern sind diese Häuser, wie schon die große Schmalheit bei beträchtlicher Länge andeutet, nicht sehr geräumig; sie umschließen zwar meist eine größere Anzahl von Gelassen, die aber niemals nach Breite und Tiefe eine beschränkte Ausdehnung überschreiten.

Durchaus verschieden von diesem Hause ist das deutsche, welches aus Baiern und Oesterreich herübergreift und in einem beträchtlichen Theile des südlichen und westlichen Böhmens gefunden wird. Die große Breite und das flache Dach geben ihm einen ausgeprägten Charakter, denn jene beträgt 36 bis 42 Fuß, während dieses durchschnittlich einen Winkel von nur 22 Grad bildet. Aeußerlich ist es weniger nach der künstlerischen Seite hin ausgebildet als das slavische, zeigt aber doch nicht selten Anklänge an die schönen Dispositionen des schweizerischen und tiroler Holzbaues, dem es nächstverwandt ist; im Innern zeichnet es sich durch ausgiebige, freie Räume aus. Es ist nicht zufällig, daß fast in gleicher Linie diese dem ganzen südlichen Deutschland eigene Bauart in Baiern und in Böhmen dem mittel- und norddeutschen Fachwerkbau weicht, und es ist ebensowenig zufällig, daß gleichen Verbreitungsbezirk mit ihr gewisse Besonderheiten des Dialektes, der Küche und der Viehzucht aufweisen, wie denn auch die Schnadahüpfl sich in Westböhmen — wo sie z. B. in der Saazergegend unter dem Namen „Steikle", d. h. Stückchen, viel gesungen sind — so häufig wie in Oberbaiern finden. Alle diese Erscheinungen bezeichnen die Verbreitung des baierisch-österreichischen Stammes nach Böhmen hinein, und hören da auf, wo sie mit dem fränkischen zusammentreffen. Diesem gehört im Gebiete des Hausbaues der Fachwerkbau an, der es in Nordböhmen zu hoher Entwickelung bringt, und besonders die Orte des Riesengebirges mit wirklich schönen, theilweise ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichenden Häusern schmückt. Das Dach ist stets sehr spitz (bis 60 Grad), an Stelle der Galerien und Lauben treten Erker und Eckthürme, und oft ist es die eigenthümliche Anordnung des Balkenwerkes, das, von dem Gemäuer sich abhebend, zierliche Gliederung der schmalen Front hervorbringt. Die innere Aehnlichkeit dieser Bauweise mit dem slavischen Holzbau beförderte in engem Bezirke eine glückliche Mischung, die in der Gegend von Arnau, Hohenelbe, Oels schöne Bauten hinzustellen vermochte.

Neben dieser reichen dreifachen Entwickelung liegt nun in einem weiten Raume, den als Dreieck die Punkte Bud-

Digitized by Google

weis, Leitmeritz und Pilſen bezeichnen mögen, eine wahre Bauwüſtenei, indem weder Holz- noch Fachwerkbau irgend über die Stufe des durchaus Bedeutungsloſen hinausgekommen ſind. Eine genügende Erklärung dieſer Erſcheinung zu geben, iſt ſchwierig, denn es wirken hier ſicherlich vielerlei Urſachen zuſammen. Daß dieſe Gegend öfters und regelmäßig für längere Zeit Schauplatz großer Kriege war, iſt ſicherlich nicht ohne Einfluß hierauf geweſen; wir ſehen übrigens an vielen Orten Deutſchlands Aehnliches, und beſonders nachdem die ſtädtiſche Bauart ſich vielfach den ländlichen Bedürfniſſen accommodirt, bilden die eigentlichen charakteriſtiſchen Bauerhäuſer bald nur noch Oaſen, in welche ſich mit ihnen die altüberkommenen Trachten, Sitten und Gebräuche zurückziehen.

Schickſale und Wanderungen eines deutſchen Renegaten in Nordafrika.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Nun folgte die rührendſte Handlung von allen, welche mich wirklich bis zu Thränen hinriß, namentlich durch den Contraſt gegen die vorher erlittenen Mißhandlungen. Der Marabut gebot Ruhe, worauf ſich Alle wieder in die vorige Ordnung zurückſetzten und abermals lautloſe Stille erfolgte. Dieſe unterbrach eine kurze Anrede des Häuptlings. „Meine Söhne," ſo ſprach er, „dieſer Mann iſt nun unſer Bruder. Er hat unſern Glauben angenommen. Er iſt ein Moslem geworden. Aber er hat Alles, was er auf der Welt beſaß, verloren. Er kann nicht wieder zu den Seinigen zurück. Er iſt arm. Er iſt ohne Kleider. Er hat nichts zu eſſen. An Euch iſt es, ihn mit Allem zu verſorgen."

Darauf winkte der Marabut einem ſeiner Söhne, der einen großen kabyliſchen Strohhut, ein Ungethüm, ſo groß wie eine Regimentsſchüſſel, auf den Boden vor ſeine Füße hinlegte, ein Tuch darüber deckte und nun Alle aufforderte, ihre Geſchenke für den neuen Moslem herbeizubringen und auf den Hut unter das Tuch zu ſchieben.

Nun begann ein edler Wetteifer, wer mir Geſchenke machen ſollte. Ich war hoch erſtaunt, Alle, ſelbſt die ärmlichſt ausſehenden und nur mit Lumpen bekleideten Kabylen herbeiſtrömen und ihre Gaben an den bezeichneten Ort niederlegen zu ſehen. Andere brachten Kleidungsſtücke, eine Schaſchiya (rothe Mütze, im Orient Fes genannt), eine Dſchobba (Aermelhemd), zwei ſchöne neue Burnuſſe, Schuhe ꝛc., kurz, ich war bald ſo anſtändig gekleidet (denn nun erſt legte ich meine alte Uniform ab und mußte die neuen Sachen gleich anziehen), daß ich unter dieſer anſcheinenden Bettlerſchaar wie ein König ausſah, und doch war ich nur durch ihre Almoſen bekleidet. Am reichhaltigſten erwies ſich jedoch die Geldſammlung, die auf dem Hute unter dem Tuche niedergelegt warden war. Als Alle ihren Tribut dargebracht, nahm der Marabut den Hut, ſchüttete das Geld vor ſich aus und zählte es, und ſiehe da, es fand ſich in allen möglichen Münzarten von Silber oder Kupfer zuſammen ein Werth von über hundert ſpaniſchen Thalern, eine ſehr namhafte Summe für die damaligen Verhältniſſe in Nordafrika, mit der man ſo viel ausrichten konnte, als heutzutage mit der zehnfachen, eine ganz ungeheure Summe aber für den ſprüchwörtlichen Geiz der Kabylen, die oft, um ein Kupferſtück zu erſparen oder zu verdienen, viele Meilen zurücklegen. Nur der religiöſe Eifer hatte dieſe geborenen Geizhälſe vermocht, ihrer angeſtammten Geldliebe zu meinem Vortheile für einen Augenblick zu entſagen.

Am Abend gab der Marabut dem neuen Moslem zu Ehren ein Feſt, wobei ſchrecklich viel Kußkuſſu (gedämpfter Gries mit Hammelfleiſch) gegeſſen wurde. Da der Häuptling die Koſten trug, ſo konnten die Kabylen ſich umſonſt übereſſen, was ſie denn auch nach Herzensluſt thaten. Denn dieſe Leute ſind, wenn ſie unentgeltlich zu einer Mahlzeit kommen, eben ſo gefräßig, als ſie im gewöhnlichen Leben, wenn ſie ſelbſt für ihre Nahrung zahlen müſſen, eine faſt übertriebene Mäßigkeit zur Schau tragen. Dieſe außerordentliche Mäßigkeit, deren ſich ſelbſt die Häuptlinge im Alltagsleben befleißen, machte mir den Aufenthalt unter einem ſolchen Volke von Hungerleidern bald zuwider, denn obgleich ich nun Geld hatte, ſo verbot mir doch die Sitte, anders zu leben, als meine Gaſtfreunde. Die Araber und ſelbſt diejenigen Kabylen, welche ſich mehr arabiſirt haben, als die Bewohner Großkabyliens, führten, das bemerkte ich bald, ein bei weitem weniger frugales Leben, und deshalb ſuchte ich nach Mitteln und Wegen, aus Kabylien fort und weiter in das Innere zu kommen. Mein höchſter Wunſch war jedoch, nach Conſtantine gehen zu können, welches damals, noch nicht von den Franzoſen eingenommen, von Ali Bey, dem letzten Fürſten türkiſchen Urſprungs in Algerien, regiert wurde; denn dort, ſagte man mir, würde ich als „Mamluk" die vortheilhafteſte Stellung einnehmen. Ich galt nämlich jetzt für einen „Mamluk", ein Wort, das urſprünglich „Sklave" bedeutet, hauptſächlich jedoch nur auf Chriſtenſklaven angewandt, aber von dieſen auch noch dann beibehalten wird, wenn ſie bereits durch Uebertritt zum Islam ihre Freiheit, ja ſelbſt oft Ehre und Rang errungen haben. Da nun die Renegaten es ſehr leicht zu hohen Aemtern bringen, ſo hat dieſes Wort „Mamluk" jetzt eher eine Bedeutung der Vornehmheit angenommen, ganz wie es früher in Aegypten war, wo die „Mamluken" die herrſchende Claſſe waren.

Eine gute Gelegenheit, in beſſere Geſellſchaft zu kommen, bot ſich mir in Schallata durch die Anweſenheit eines Mannes aus Setif, der zweiten im Innern gelegenen Hauptſtadt Kabyliens, die aber ſchon an der Grenze liegt und mehr ſtädtiſche und arabiſche Elemente in ſich ſchloß. Setif war damals noch nicht in Händen der Franzoſen, ſondern wurde von Kabylen und einigen Türken garniſonirt, die der Bey von Conſtantine abgeſchickt hatte. Mein neuer Bekannter, Juſſuf ben Kadur genannt, ſchlug mir vor, mich mit ſich zu nehmen, und da er ein guter Moslem war, ſo ließ mich der Marabut Ali Scherif gern mit ihm ziehen. Doch machte er ihm zur Bedingung, daß ſeine erſte Sorge meine Beſchneidung ſein müſſe, denn man hatte dieſe Ceremonie noch nicht

an mir vollzogen. Bei den Türken ſoll es zwar vorkommen, daß man die Ceremonie den Neophyten zuweilen erläßt, und es giebt ſelbſt Fetwas türkiſcher Mufti, welche eine ſolche Unterlaſſung bei Erwachſenen aus Geſundheitsrückſichten rechtfertigen, aber die fanatiſchen Nordafrikaner wollen hiervon nichts wiſſen.

Ich war alſo kaum mit meinem neuen Freunde, den man auch meinen „Herrn“ nannte, obgleich er nur mein Beſchützer war, durch die majeſtätiſchen „Boban“ (die Eiſenthore des Atlas, „porta de fer“) nach Setif gezogen, als man mir die bevorſtehende Ceremonie ankündigte. Dies geſchah eben nicht in der angenehmſten Weiſe. Mein Beſchützer hatte vier Frauen, die ſich nach kabyliſcher Sitte großer Freiheiten erfreuten, und faſt ſo ungezwungen waren, wie Europäerinnen. Dieſe verkehrten beſtändig offen und ungerügt mit mir. Eines Morgens nun kamen ſie, mit großen Meſſern bewaffnet, in mein Zimmer und riefen „Aliyum chetſana“ (heute Beſchneidung), indem ſie die Pantomime des Abſchneidens machten. Dieſe Pantamime brachte auf mich einen ähnlichen Eindruck hervor, wie vorher die des Halsabſchneidens meines Gefängnißwärters in Schallata. Mir war gar nicht wohl dabei zu Muthe. Wer weiß, wie ungeſchickt dieſe Menſchen verfahren und was für Leid ſie mir zufügen konnten?

Dennoch mußte ich gute Miene zum böſen Spiele machen. Juſſuf brachte am Mittag zwei fette Hammel herbei, die für das ſtets mit dieſer Ceremonie verknüpfte Feſtmahl geſchlachtet wurden. Thürme von Kußkuſſu wurden für die Abendmahlzeit bereitet, denn die Handlung findet ſtets am Abend ſtatt. Wiederum wurde ich mit neuen Kleidern beſchenkt, erhielt ein Paar rothe Schuhe, einen vollſtändigen algieriſchen Anzug mit banſchiger Hoſe, Schärpe, zwei Weſten und Jacke von feinem Tuche, eine neue Schaſchina (Fes) und Turbau, die ich zum Feſt anlegen mußte. Ich war auf einmal aus einem Landkabylen, der keine Jacke und Hoſen, ſondern nur ein langes Aermelhemd trägt, in einen vornehm ausſehenden Araber verwandelt.

Am Feſt nahm ich mit den Arabern Theil und war die Hauptperſon deſſelben, erhielt auch hier wieder eine Menge Gelbgeſchenke, die ganz auf die oben beſchriebene Weiſe dargebracht wurden, nur daß ſtatt das kabyliſchen Strahhutes eine Schüſſel diente. Erſt nach beendeter Mahlzeit fand die Ceremonie ſtatt. Ich hatte ſie mir ſchlimmer vorgeſtellt. Namentlich hatte ich gefürchtet, daß die Anweſenheit aller eingetadenen Männer den Operateur ſtören könne. Aber hier wurde ich angenehm enttäuſcht. Eine ſolche Anweſenheit von Männern bei der Beſchneidung findet nur bei Knaben ſtatt. Es iſt ein Zug edler und männlicher Schamhaftigkeit bei dieſen Völkern, daß ſie die Sitte des Zuſchauens bei der Beſchneidung von Erwachſenen abgeſchafft haben, welche, ſo viel ich weiß, in der Türkei noch beſteht.

Der Barbier, ſtets eine Reſpectsperſon bei den Moslems, namentlich aber, wenn er „Beſchneider“ iſt, und in kleinen Städten ſowie auf dem Lande noch viel höher geachtet, als in großen Volkscentren, ging mit mir ganz allein in ein Nebenzimmer, forderte mich zum Entkleiden auf und ſchritt dann zur Ceremonie, die bei Erwachſenen ganz anders vollzogen wird, als bei Knaben. Bei dieſen wird der abzuſchneidende Theil gleich der Spitze eines Handſchuhfingers nach varn gezogen und dann mit einem geraden Schnitt entfernt. Bei Männern dagegen wird ein cylinderförmiges Stück Holz ſo angebracht, daß die Vorhaut darüber ausgeſpannt iſt, und keine Verletzung der edlen Theile, welche durch das Holz zurückgedrängt werden, ſtattfinden kann. Dann wird durch einen kreisförmigen Schnitt die Haut beſeitigt. Schmerzhaft war die Operation ſelbſt nicht, wohl aber verurſachte mir das ſataniſch ſcharfe Blutſtillungsmittel, deſſen ſich die Araber bedienen, einen ſtechenden Schmerz. Als die Operation beendet, brach der Barbier lautſchreiend in ein „El ſaudu l'Itah“ (Lob ſei Gott) aus, welches bald alle Männer hereinrief, die ſich nun in Glückwünſchen überboten, während die Frauen in ſcharfen Fiſtel- und Naſentönen das wie Schakalsgebell und Hyänengeheul klingende „Juju“ oder „Snphorit“ ausſtießen, jene außerordentlich hellen heiſeren Töne, wie ſie europäiſche Organe wohl kaum hervorbringen können.

Ich war nun ein vollkommener Moslem und hieß „Haſſan el Mamluk“. Durch die vielen Geſchenke war ich ſogar nach hieſigen Begriffen „reich“, und galt für eine gute Partie, deshalb fehlte es mir nicht an Heirathsanträgen. In Algier und anderen großen Städten herrſcht bei Heirathsanträgen die größte Zurückhaltung. Nicht ſo bei den Kabylen. Hier wurden mir ſogar von den eigenen Vätern die Töchter angetragen, was ſonſt durch die arabiſche Sitte ganz verpönt iſt. Ich hatte alſo eine große Auswahl, und was beſſer war, ich brauchte nicht blind zu wählen, wie in den Städten, wo Niemand ſeine Frau ſieht, ehe er ſie geheirathet hat, ſondern die freiere kabyliſche Sitte geſtattete mir den Anblick meiner ſämmtlichen Heirathscandidatinnen. Aber unglücklicherweiſe gefiel mir unter den mir Angetragenen keine ſo gut, wie eine andere junge Kabylin, welche man mir gar nicht angeboten hatte, und zwar aus gutem Grunde, denn ſie war eine elternloſe Waiſe, die aus Barmherzigkeit bei dem Kadi (Richter) ein Aſyl gefunden hatte, und beſaß keine Anverwandten in Setif, die ihre Anträger werden konnten. Dies Hinderniß vermehrte aber nur meinen Eifer. Ich ging zum Kadi, der, obgleich ſie ihn nichts anging, doch, da ſie in ſeinem Hauſe wahnte, der Sitte gemäß proviſoriſch Vaterſtelle an ihr vertreten mußte, und bat ſie mir aus, was freilich ganz gegen den Brauch war, denn ein Mann darf nie für ſich ſelbſt ein Mädchen zur Ehe begehren. Aber man verzieh mir, als einem neubekehrten Mamluk, dieſen Verſtoß. Der Kadi machte auch nicht einmal Schwierigkeiten, die Hochzeit wurde feſtgeſetzt und am beſtimmten Tage das Fetiha (erſte Capitel des Koran) über uns beide oder vielmehr über unſere Stellvertreter verleſen, denn dieſe Ceremonie findet bei den Moslems ſtets durch Procuration ſtatt. Braut und Bräutigam ſind dabei nie anweſend. Wieder erhielt ich reiche Geſchenke, wie dies bei allen Hochzeiten üblich iſt.

Ich war durch die Leſung des Fetiha (welche manche Europäer fälſchlich nur eine Verlobung genannt haben, die aber der einzig geſetzlich gültige Act des Eheabſchluſſes iſt) nun zwar verheirathet, aber ich lebte noch nicht mit meiner Frau zuſammen. Nach dem Fetiha bleibt die Braut ſtets noch eine Zeitlang in ihrem Hauſe, ehe ſie dem Manne zugeführt und die Ehe eigentlich vollzogen wird. Dieſe oft ſehr lange Pauſe zwiſchen Eheabſchluß und Ehevollziehung hat obigen Irrthum hervorgerufen, welcher den erſtern nur als Verlobung, die andere als Vermählung anſieht. Dies iſt aber grundfalſch. Die Zuführung der Braut und Ehevollziehung hat geſetzlich gar keine Bedeutung. Eine ſolche officielle Bedeutung beſitzt einzig und allein die Leſung des Fetiha, was auch aus den Erbſchaftsgeſetzen erhellt, denn ſtirbt der Mann vor der Ehevollziehung, ſo erbt die Frau ebenſogut, als ob ſie viele Jahre mit ihm zuſammengelebt hätte.

In meinem Falle wurde ich ſogar noch durch ganz beſondere Umſtände an dieſe Bedeutung des Fetiha gemahnt. Ich war nun plötzlich zum Verwandten der ganzen Sippſchaft meiner Frau geworden, und mußte allen Erbfehden die Spitze bieten, welche dieſe ſich zugezogen hatte. Aber in was für ein Weſpenneſt hatte ich da geſtochen? Ich hatte

geglaubt, meine Frau, als Waiſe, würde mir keine Erbfehden als Mitgift zuführen können. Darin irrte ich mich aber vallkammen. Jetzt erſt erfuhr ich, daß ſie der letzte Sprößling eines Geſchlechts war, deſſen ſämmtliche männliche Mitglieder der Blutrache zum Opfer gefallen waren. So lange nur ein Weib von dieſem Geſchlechte lebte, ließen die Erbfeinde dieſes ungeſchoren. Nun aber war plötzlich wieder ein Mann da, und dieſer Mann war unglücklicherweiſe ich. Nach kabyliſchen Sittengeſetzen mußte ich ſagar nun die Initiative ergreifen und die Mörder der Sippſchaft meiner Frau anfallen, um in ihrem Blute die von meiner Frau angeerbte und von mir angeheirathete Schmach zu rächen. Die feindliche Sippſchaft war aber keineswegs decimirt, ſandern nur zu vallzählig. Niemand hätte einen Pfennig für mein Leben gegeben, wenn ich es mit dieſer rüſtigen und kräftigen Uebergahl hätte aufnehmen wollen. Dieſe Betrachtungen dämpften ſehr meine Leidenſchaft und ließen mir meine Frau weniger verlockend erſcheinen. Da ich aber, wenn ich in Setif blieb, durchaus mit ihr die Ehe vallziehen mußte (denn eine Scheidung var der Ehevallziehung hätte zwar ſtattfinden können, würde mich aber dem Varwurf der Feigheit ausgeſetzt haben), ſa beſchloß ich, dieſen Ort heimlich zu verlaſſen und nach Canſtantine zu fliehen.

Dies gelang mir auch über alles Erwarten gut, und kaum in Conſtantine angekammen, ſchickte ich meiner nach nicht heimgeführten Frau den Scheidebrief, denn ſanſt hätte die Arme ſich nie wieder verheirathen können. Bei den Arabern und Kabylen genügt es nämlich, der Frau bloß die Warte „Ent'alayk“ (Du gehörſt Dir ſelber an) zu ſagen oder zu ſchreiben, und die Ehe iſt dadurch geſchieden. Wenn aber ein Araber ſeine Frau verläßt, ahne dieſe Warte zu ſprechen, was wirklich ſehr aft varkammt, dann bleibt dieſe gebunden und kann ſich nicht wieder verheirathen, während der Mann dies natürlich immer kann, da er ja vier Frauen auf einmal haben darf.

In Canſtantine ging mir ein neuer Glücksſtern auf. Es war die glänzendſte Epache meines ganzen Lebens. Hier kam ich unter Türken und Mauren, die ganz andere Ehrenbegriffe hatten, als die der Erbrache ergebenen Kabylen, und wenn ich auch bei letzteren mir durch meine Flucht vielleicht den Varwurf der Feigheit zugezagen, ſa war hier van einem ſolchen nicht mehr die Rede. Im Gegentheil billigte Jedermann mein Verfahren.

Canſtantine wurde damals ganz auf ähnliche Weiſe regiert, wie früher Algier. Der Bey war nach dem Sturze ſeines Landesherrn, des Dey von Algier, ein unabhängiger Souverän geworden, der Niemandes Autorität über ſich anerkannte, außer die nominelle des Großſultans, auf deſſen Namen Kanzelgebet und Münze lauteten. Er beherrſchte ſeine Stadt und Provinz durch daſſelbe Mittel, wie die Deys van Algier früher die Regentſchaft, d. h. durch die türkiſchen Janitſcharen, die lauter geborene Türken ſein mußten. Sie allein kannten es in Canſtantine zu Amt und Würde bringen, die religiöſen Ehrenſtellen abgerechnet, welche die Türken, die hier alle unwiſſende Menſchen und lediglich Militärs waren, den Arabern gern überließen, auch gar nicht hätten verwalten können, da die Kenntniß des Karan dazu gehörte. Zu den höheren Militärſtellen und ſelbſt zu Gemeinen bei den Odſchak (der Janitſcharentruppe) nahm man keine Araber, nicht einmal Kulugli (d. h. Abkömmlinge von Türken, im Lande gebaren). Die Kulugli galten zwar für etwas beſſer, als die Araber, aber dieſer Vorzug war doch lediglich Gefühlsſache von Seite der Türken, da ſie jene als ihnen halbverwandt anſehen mußten. Officiell galten ſie jedoch nicht mehr, als die Araber. Man bildete zwar aus Arabern und Kulugli eine Miliz, aber dieſe nahm nur einen ſehr untergeardneten Rang ein, war nur eine Nathhülfe, da es an Türken fehlte, ſtand übrigens ganz unter der Batmäßigkeit türkiſcher Oberen, und wurde van dieſen wie Sklaven verachtet.

Ganz anders war jedach mein Verhältniß. Renegaten, die aus Europa ſtammten (denn die inländiſchen, früher jüdiſchen Renegaten, wurden den Arabern gleichgerechnet), galten den Türken für ebenbürtig. In Algier hatten es früher Renegaten ſelbſt zur Würde eines Dey gebracht, und ganz dieſelben Achtungsbegriffe hegte man auch damals in Canſtantine zu Gunſten derſelben. Ein „Mamlul“ war eben ſa frei van verwandtſchaftlichen Banden im Lande, wie ein eingewanderter Türke, und da dieſer Grund innerer Palitik den Varzug der Türken ausmachte, ſa galt er auch für die europäiſchen Renegaten als Urſache, ſie jenen gleichzurechnen. Deshalb nahm ich bald in Canſtantine eine ſa geachtete Stellung ein, wie ich ſie nie unter Arabern und Kabylen hätte genießen können. Ich ſtand jetzt hoch über letzteren und kannte auf meinen frühern „Herrn“ in Setif, der mich manchmal zu beſuchen kam, als ſein Vargeſetzter herabſehen. Ja, dieſer mein ehemaliger Beſchützer wurde nun mein Schützling, wenn er nach Canſtantine kam.

Man gab mir eine prächtige Uniſarm, oder vielmehr eine glänzende türkiſche Tracht, denn van ſtrengen Kleidungsvorſchriften war ſelbſt beim Militär keine Rede, kaſtbare Waffen und vertraute mir das Cammanda einer der neugebildeten Milizcompagnien von Kulugli an, die in unterwürfiger Ehrfurcht zu mir aufſchauten. Ich war auf einmal ein großer Herr geworden. Geld beſaß ich freilich nicht viel, aber Alles war ſa beiſpiellas wahlfeil, und wir erhielten ſa viele Geſchenke an Lebensmitteln und ſelbſt Luxusbedürfniſſen, daß ich vallen Ueberfluß hatte.

So lebte ich das ſchönſte Leben bis zum Jahre 1836, als die erſte Expedition der Franzoſen gegen Canſtantine ſtattfand. Es iſt bekannt, daß dieſe Expedition zurückgeſchlagen wurde, und daß es den Franzoſen erſt bei der zweiten (1837) gelingen ſallte, die Stadt einzunehmen. Ich war jedach in nicht geringer Angſt, daß die erſte Expedition gekingen könne. Einem Deſerteur und Renegaten, der mit den Waffen in der Hand gegen ſie kämpfend gefangen warden wäre, hätten die Franzoſen ahne Zweifel einen ganz andern Empfang bereitet, als den unſchuldigen Deſerteuren van Bougie, die ſich van ſelbſt wieder ſtellten. Hier muß ich jedoch bemerken, daß dieſe Deſerteure ſich nur deshalb wieder geſtellt hatten, weil ſie das Unglück gehabt, das einheimiſche Leben nur van ſeiner dürftigſten und rauheſten Seite kennen zu lernen. Sie waren nicht einmal in die Hände eines großen Stammeshäuptlings der Kabylen gefallen, wie ich, bei dem das Leben zwar nach hart genug, aber doch noch lippig war im Vergleich mit dem, welches die armen Teufel durchzumachen hatten, die in elenden kleinen kabyliſchen Dörfern in den Händen von Darfſchulzen und anderen erbärmlichen kleinen Häuptlingen, die ſelbſt kaum das tägliche Brat beſaßen, ſa zu ſagen gefangen gehalten wurden. Denn nur die großen Häuptlinge, die Städtebewahner oder ſalche Fürſten, wie der Bey van Canſtantine und Abd el Kader, behandelten die Renegaten gut, ja ſa gut, daß ſie nie wieder daran dachten, ſich zu den deſertirten Fahnen zurückzuſtellen. Van den Renegaten im Dienſte des Bey van Canſtantine (und es waren ihrer ein halbes Hundert) dachte kein Einziger daran, wieder franzöſiſches Cammisbrot eſſen zu wollen. Sie hatten es viel zu gut.

Nun ging aber die Herrſchaft des Bey von Canſtantine ihrem Ende zu. Der Feldzug van 1836 war zwar den Franzoſen mißlungen, mir ſelbſt ein beinahe unbegreifliches Factum, unbegreiflich deshalb, weil ich mir nicht denken

konnte, daß die Franzosen mit so geringem Belagerungspark vor einer so festen Stadt erscheinen konnten. Daß die Stadt aber, so fest sie auch war, einer regelrechten europäischen Belagerung nicht trotzen könne, das war ausgemacht, ebenso konnte man voraussehen, daß die Franzosen wiederkommen würden. Mich sollten sie aber nicht finden, wenn sie wiederkämen, das stand bei mir fest. Deshalb beschloß ich, Constantine und meine glänzende Stellung, deren Glanz jedoch keine Doner mehr versprach, auf immer zu verlassen.

Mein Hang zu reisen und meine Lust, immer tiefer ins Innere vorzudringen, war noch so mächtig, wie am Anfang, so hatte vielleicht eher zu- als abgenommen. Eine gute Gelegenheit, diese Leidenschaft zu befriedigen, und zugleich doch eine meiner bisherigen Stellung ähnliche wieder zu erringen, bot sich mir dadurch, daß damals gerade der Scheich von Tuggurt eine kleine regelmäßige Truppe zu errichten beabsichtigte und Werber nach Constantine geschickt hatte. Tuggurt liegt etwa zehn Tagereisen in beinahe direct südlicher Richtung von Constantine in der algierischen Sahara. Jetzt gehört es den Franzosen, aber erst seit etwa 1860; so lange hatte es wenigstens eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt. Der Scheich von Tuggurt war vom edlen Geschlecht der Dschellab, eines der ältesten von Nordafrika, das sich echt oradischen Ursprungs rühmt, oder wahrscheinlich auch, wie fast alle Nordafrikaner, derberischer Abstammung ist. Er erfreute sich deshalb in Constantine eines großen Nimbus, wozu die Entfernung und Schwerzugänglichkeit seines Ländchens nicht wenig beitragen mochte, denn man hielt ihn dort für einen sehr mächtigen und reichen Fürsten, der die schönsten Paläste, die herrlichsten Pflanzungen und Landgüter, einen prächtigen Hofstaat, einen Troß von Beamten und Dienern, kurz, den ganzen Pomp irdischer Größe besaß. Wer nicht daran glauben wollte, der brauchte nur auf die Sprache zu hören, welche seine Werber führten. Wenn man diese hörte, so hatte er einen Thron von Gold, trug einen diamantenen Reiger auf dem Turban, wandelte nur auf Smyrnaer Teppichen und wohnte nur in Marmorpalästen. Auch seine Hauptstadt beschrieben diese Werber entsprechend schön. Dieselbe war von Marmor gebaut, die Straßen mit Werksteinen gepflastert, der Bazar verdunkelte den von Constantine und die Kaffeehäuser die von Algier. Was mich jedoch in der Sprache dieser Werber besonders verlockte, war die reichliche Besoldung, welche sie mir zusagten, wenn ich in die Dienste des Dschellad treten wolle. Indessen, wäre sie auch weniger verlockend gewesen, ich verlangte doch nichts Besseres, als ihr zu folgen. Ich kam also mit den Werbern überein, daß ich sie nach Tuggurt begleiten würde.

Natürlich mußte dies im Geheimen geschehen, denn der Diener eines afrikanischen Fürsten kann nicht ungestraft den Wunsch äußern, der eines andern werden zu wollen. Dazu sind sie viel zu eifersüchtig auf einander, und wären sie auch sonst die besten Freunde. Ich hielt also meinen Plan so geheim wie möglich. Leider thaten dies jedoch die Werber nicht. Diese Haldneger (die Leute von Tuggurt sind fast schwarz) waren ungeschickte Diplomaten. Sie begingen die Dummheit, anderen Werbelustigen meine Person als Lockvogel vorzuhalten, als wollten sie sagen, „wenn der, ein so vornehmer Mamluk, mitzieht, dann könnt Ihr kleines Volk das doch auch thun.“ Aber das „kleine Volk“ schwatzte aus, und so kam die Sache zu Ohren des Bey.

Dieser gerieth in den ärgsten Zorn und ließ mich sogleich rufen. Ali Bey war ein Mann von funfzig Jahren, in seinem Aeußern sehr verschieden von einem gewöhnlichen Türken seines Alters. Während diese sonst sehr zur Wohlbeleibtheit neigen und das halbe Jahrhundert selten erreichen, ohne kugelrund geworden zu sein, war er schlank, so sehr für seine Jahre zu mager geblieben. Seine rastlose Thätigkeit, sein energischer, aber nur zu sehr zum Jähzorn geneigter Charakter ließen keine Corpulenz aufkommen. Sein Teint war gelblich, sein Bart spärlich, aber lang, seine Augen feurig und im Zorn voll drohender Blitze. Allen seinen heftigen Eigenschaften ließ er in dem Verhör freien Lauf, welches ich nun vor ihm zu bestehen hatte. Ein Verhör in unserm Sinne war es freilich nicht. Entschuldigen konnte und durfte ich mich nicht. Man verbot mir zu sprechen. Meine Schuld war aber galt für erwiesen. Nach ähnlichen Verhören waren früher tausend Todesurtheile erfolgt und im Nu ausgeführt worden. Auch ich erwartete natürlich nichts Anderes. Aber seltsamerweise machte Ali Bey heute eine Ausnahme und schickte mich, statt zum Tode, einstweilen ins Gefängniß.

Bemerkungen über das Delta des Orinoco und die Guaraunen.

Von **A. Ernst** in Caracas.

Infolge von Humboldt's allzu poetischer Schilderung des Orinocodeltas (Ansichten der Natur, 1849, I, 23, 24) wird dasselbe von den meisten geographischen Schriftstellern gewöhnlich als ein „lockerer, halbflüssiger Moorboden“ dargestellt, über den nur der Guarouno „leichtfüßig fortlaufen könne“. Diese Ansicht ist aber, allgemein genommen, durchaus unrichtig, und die Fabel vom Wohnen der Guaraunen auf Bäumen, von ihren Feuern, die hoch über den Häupiern der auf den einsamen Flußufern dahinfahrenden Reisenden erglänzen, spukt als zweite Unrichtigkeit noch in der Mehrzahl der geographischen Lehrbücher, trotz Schomburgk's längst bekannter Darlegung des wahren Sachverhalts.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß viele Stellen des Delta wegen ihrer tiefen Lage und in Folge der großen Ueberschwemmungen jahraus jahrein sumpfig und völlig unbewohnbar sind. Vom Meere aus gesehen ist das Land durch eine dichte, undurchdringliche Mauer von Manglebäumen (Rhizophora Mangle, L.) umgürtet, der nur an wenigen Stellen ein schmaler Küstensaum vorliegt. Dieser eigenthümliche Vegetationsgürtel erstreckt sich in den Flußarmen, den sogenannten Caños, selbst 6 bis 8 Meilen weit landeinwärts. Die Weise, in welcher der Manglebaum wächst, hat Anhäufung von Schlamm und anderweitigem Detritus in seiner Nachbarschaft zur nothwendigen Folge. Kaum hat das Bäumchen eine Höhe von 2 bis 3 Fuß erreicht und sich eine Krone aus einigen Zweigen gebildet, so brechen aus dem Stamme oberhalb der alten Wurzeln neue hervor, welche in den Boden hinabdringen und für den Baum sowohl Canäle zur Zufuhr von Nahrung als auch stützende Strebepfeiler sind, deren er in dem weichen Boden auch bedarf. In dieser Weise bauert das Wachsthum fort, bis der Stamm gegen 12 Fuß Höhe erreicht hat. Die obersten Luftwurzeln haben

dann in ungefähr halber Stammhöhe ihren Anfangspunkt. Späterhin bildet der Baum wenig Luftwurzeln aus dem Stamme; er beginnt dagegen die Entwickelung seiner riesigen Laubkrone. So wie diese fortschreitet, senken sich verticale Luftwurzeln aus den Aesten, und bilden um den Stamm herum einen dichten, schwer durchdringlichen Wald, ähnlich wie es mit dem Banianenbaum in Ostindien der Fall ist. Diese zahlreichen Luftwurzeln aber secundären Stämme wirken im Uferwasser als Wellenbrecher, und folglich findet zwischen ihnen eine reichliche Sedimentbildung aus allen festen Stoffen statt, die der Strom durch den gewaltigen Druck seiner sich vorwärts schiebenden Wassermasse bis dahin zu tragen im Stande war. Der Boden hebt sich nach und nach, bis endlich auch andere Pflanzen auf ihm sich ansiedeln können. In ganz ähnlicher Weise befördert eine Salicornia mit starrer, gabeliger Verzweigung die allmälige Bildung der Außendeiche und damit der späteren „Koege“ an der Westküste von Schleswig.

Diese Bodenbildung geht ziemlich rasch vor sich. Nahe der Mündung des Manama hatte sich unweit der Silberinsel (Isla de Plata) im Zeitraume von 10 Jahren (1836 bis 1847) eine andere kleine Insel gebildet, die bereits 1848 mit schlagbarem Baumwuchs bestanden war. Die ganze Waldvegetation im Gebiete des Delta ist ungemein mannichfaltig und durchaus nicht auf die berühmte Palma Mariche (Manritia flexnasa, Mart.) beschränkt*). Weiter ab von den Flußarmen fehlen natürlich die Manglebäume, doch prangen daselbst in der üppigsten Fülle tropischer Natur mehrere wissenschaftlich noch unbekannte Palmenformen, der Carapabaum (Carapa guianensis, Aubl.), der Paraman (Moronobaea coccinea, Aubl.), der Cnajo (?), der Aceite (wahrscheinlich verschiedene Arten von Calophyllum), der Curucai (Rheedia acuminata, Planch. et Tr.), die Mora (Mora excelsa, Benth.), der Bist oder Pisi (Nectandra cymbarum, Ns.), aus welchem vorzugsweise große Boote gefertigt werden, nebst zahlreichen anderen, den Botanikern noch wenig oder gar nicht bekannten Baumarten oft von riesigen Dimensionen. Die Mora erreicht mehr als 100 Fuß Höhe, und es giebt Nectandrastämme, aus denen man Boote macht, welche 40 bis 50 Personen aufnehmen können. Eine solche Vegetation kann gewiß nicht einem lockern, halbflüssigen Moorboden entsprießen. An Stellen, wo die Strömung Stücke des Ufers abgerissen hat, sieht man das ungeheure Geflecht verworrener Baumwurzeln zu Tage stehen, und möchte man glauben, die ganze Schicht enthalte mehr Wurzeln als Erde. Die Uferlandschaften des Manama, Pedernales, Cojuina, Macaréa und anderer Flußarme haben einen ausgezeichneten Boden, so fest wie man sich ihn nur wünschen kann, auf dem Reis, Cacao und Zuckerrohr ganz vortrefflich gedeihen würden. Die Guarannos selbst bauen Bananen, Mais, die Cassavepflanze und etwas Taback.

Es soll keineswegs behauptet werden, daß der Boden überall anbaufähig sei. Wie an den Ufern die junge Bildung des Mangrovesumpfes sich hinzieht, die einzige Bodenform, die der Reisende im Delta gewöhnlich zu sehen bekommt, da er die Flußarme nicht verläßt, so finden sich auch im Innern der großen Flußinseln Lagunen, mit Marichepalmen bedeckte Moräste und Niederungen, welche natürlich bei jeder Schwellung des labyrinthischen Wassernetzes überschwemmt werden. Aber allenthalben giebt es auch eben so viele Stellen, die, abgesehen von ihrer ungesunden Lage, auch für andere Menschen als den leichtfüßigen Guaraunen bewohnbar sind, und die niemals bei den periodischen Steigungen des Orinoco unter Wasser gesetzt werden. Neben der imposanten Vegetationsfülle ist auch die Thierwelt durch die größten Formen der südamerikanischen Fauna vertreten, und Jaguare, Tapire, zwei Hirscharten, Wasserschweine (Hydrochoerus capybara, L.), Pekaris (Dicotyles labiatus und D. torquatus, C.), Lapas (Coelogenys paca, L.), Kaninchen (Dasyprocta Aguti, Ill.) und andere sind sehr häufig.

Was nun die Guaraunen (oder richtiger Gu-arauna) anbetrifft, so wohnen dieselben durchaus nicht auf den bekannten „Luftschlössern“, die man ihnen angedichtet hat. Sie erbauen sich vielmehr ganz solide Hütten, doch selten in großer Entfernung von den Flußufern. Eine ziemlich gut angelegte Brücke führt vom Wasserrande bis zum Eingange der Hütte, die auf Manacastämmen von 20 bis 30 Fuß Länge und 8 bis 10 Zoll Durchmesser steht. Diese werden in den Boden getrieben und durch Querstangen verbunden, so daß ein Fußboden gebildet wird, der auch bei hohen Wasserständen trocken verbleibt. Die Manacapalme ist die Euterpe oleracea, Mart., die auch bei den Arrawaken des holländischen Guyana Manaka genannt wird (Focke, Neger-Engelsch Woarden-boek, Leyden, 1855). Das Dach ist aus den Blättern der Temichepalme gebildet, welche die Guarannen Hajnji*), d. h. Palme der Sonne, nennen. Die gefiederten Blätter sind 8 bis 10 Fuß lang, und eignen sich weit mehr als die der Morichepalme zum Dachdecken, da sie nicht so leicht entzündlich sind. Kein Nagel wird bei dem Bau der Hütte verbraucht. Mehrere Schlingpflanzen mit ungemein zähem Stengel dienen als Stricke, so namentlich einige Arten von Schnella, kletternde Bauhinien, die von einigen Botanikern unter dem Gattungsnamen Caulotretus vereinigt worden sind und von der spanisch redenden Bevölkerung bejuco de cadena, d. h. Kettenliane, genannt werden.

Gewöhnlich wählt der Guaraune den Platz für seine Hütte so, daß er möglichst sicher ist vor den „Racionales“ oder weißen Leuten, die allerdings nicht selten wenig Ansprüche auf diesen Namen machen können. Aus diesem Grunde suchen manche Familien die entlegensten Plätze in dem Flußlabyrinth des Delta aus. Andere dagegen sind schon mehr „civilisirt“ und siedeln sich in der Nachbarschaft der Weißen an. Die Mehrzahl sind Fischer und Bootsleute.

José Jacinto Ramirez, der „Vicedirector der Indianer“ in Ciudad Bolivar, machte 1865 eine amtliche Visitationsreise nach den Guaraunenniederlassungen, über welche er in der Memoria que dirija á la Asamblea Legislativa de Guayana al Presidente del Estado (Ciudad Bolivar 1865, S. 30 bis 35) kurz berichtete. Ich entnehme dieser wichtigen Quelle noch das Nachstehende.

Ramirez besuchte in 32 Tagen 20 Dörfer, die von 1559 Indianern bewohnt waren, darunter 689 getaufte. Der damalige Missionär war ein junger Priester, José del Carmen Caraballa. Jedes Dorf hat einen Capitan, einen Alcalde und einen Fiscal, alle drei Indianer. Die Indianer wünschten sehr, daß ihnen seitens der venezuelanischen Regierung eine „Carata“ (vom spanischen carta, Brief), eine Art Protectionsdocument, ausgestellt werde, und verlangten außerdem Aexte (jima), Taback (aja) und braunen Zucker (merao, entstellt aus dem spanischen melada; die Guarannen haben kein l in ihrer Sprache). In den Hütten, deren Bauart ich bereits beschrieben habe, litten die Bewohner wenig von der entsetzlichen Plage der Moskitos. Eine Art nennt Ramirez Cajabota; eine andere sehr lästige größere

*) Ich verweise betreffs dieses herrlichen Gewächses auf den schönen Artikel in dem bekannten herrlichen Palmenbuche meines gelehrten Freundes, des Dr. Berthold Seemann.

*) Man spreche das j nach venezuelanischer Weise wie ein sehr stark aspirirtes h aus.

Fliege, die Galasa der Venezuelaner, heißt bei den Indianern Jurana.

Fische sind zahlreich in den Verzweigungen des Stromes, so namentlich der Ulsiba der Guaraunen (Marocota der Venezuelaner, vielleicht eine Art Myletes). Das Pekarischwein nennen die Indianer Jibure, sein Fleisch Jibure-baca. Brot bereiten sie bekanntlich aus dem Mark der Mauritia flexuosa. Sie nennen dasselbe Yuruma. Nachdem es aus dem Stamm genommen ist, wird es für einige Zeit in die Erde gegraben, damit es sich dort in eine Art Teig verwandele, aus dem nachher auf Oefen, welche budure heißen, kleine Brote gebacken werden, die den Namen Aripos haben. Das Wort budure ist caribisch und wird heute in ganz Venezuela auch von der weißen Bevölkerung auf die Oefen angewendet, auf denen das gewöhnliche Maisbrot, die Arepa, gebacken wird. Letzteres Wort ist offenbar identisch mit dem guaraunischen Aripo; beide kommen vom caribischen Erepa, das nach Fray Canlin (Hist. de la Nueva-Andalucia) eine Art Mais bezeichnet.

Die Guaraunen beschäftigen sich mit der Anfertigung von Booten (curinras oder guajibacas), Rudern (jaje), Hängematten (jn); sie sammeln das Wachs (ábi) und nennen die aus demselben gefertigten Lichter abijo (beide Wörter kommen wohl vom spanischen abeja); das Cassavebrot heißt bei ihnen aro, die Banane barutano (verderbt aus dem spanischen plátano).

Es herrscht unter den Guaraunen der Brauch, daß jeder den Namen eines wilden Thieres annimmt. Ramirez suchte sie davon abzubringen und gab ihnen neue Namen, die er zu größerer Sicherheit jedem auf ein Stück Papier aufschrieb (können sie denn lesen?). Sie fanden indeß die neue Nomenclatur „monirä", d. h. sehr schwierig. Da Ramirez indeß sonst bei den Creolen gebräuchliche Namen auswählte, so ist sein Verfahren doch wenigstens nicht so verkehrt wie das des würdigen Commandanten Robinson in Tasmanien (man sehe „Globus XVI, 344). Ich füge schließlich ein paar echte Namen bei, kann leider aber nichts über ihre Bedeutung sagen, da Ramirez keine Angaben darüber macht: Taglirima, Aremana, Sanucabare, Jabure, Guaquén, Guayo, Daoba, Guajarabaca, Paraca, Nibaraiba, Mujuraje, Capeanima, Areyarama, Gucareima, Icuara, Batuara, Guanamara, Curunaguare, Cajacoida, Banahuari, Cateima, Cacojahuina, Cuabaca, Araibe, Taro, Guaricho (hunricha heißt in verschiedenen caribischen Sprachen Frau).

Aus allen Erdtheilen.

Die neue Religion der Jehovahbande in Nordamerika.

Wenn zu den hundert Religionen, Secten, Denominationen ꝛc., mit welchen das Yankeeland bereits gesegnet ist, fortwährend neue „geoffenbarte und allein wahre" Absurdigkeiten kommen, so hat das weiter nichts auf sich. Die Erscheinungen sind gewöhnlich ganz interessant in psychisch-pathologischer Hinsicht, und das gilt auch von der „Jehovahbande".

Diese Secte ist jüngst zu Mocopin, einem Dorfe im Staate Neujersey entstanden, und die „New-York World" vom 1. Mai erzählt, wie solch eine Religion entsteht und Anhänger gewinnt.

Nathanael Merrill war im vorigen Herbst auf seiner Wiese beschäftigt und machte Heu. Als ihm dabei sehr warm wurde, suchte er den Schatten am Rande des Waldes auf und setzte sich unter einen Baum, um einen Schluck Apfelwein zu trinken und ein Schläfchen zu machen. Zu dem letzteren kam er jedoch nicht, weil er einen unwiderstehlichen Drang in sich verspürte, zu fliegen. Er kletterte also auf den Baum, breitete die Arme weit aus, sprang vom Zweige, fiel aber zu Boden, platt auf die Nase, brach jedoch weder Rippen noch Hals.

Offenbar hatte sich „die Vorsehung", die ja bei allen möglichen Dingen herhalten muß, seiner erbarmt; sie that aber noch mehr. Denn als Nathanael am Boden war, brachte sie ihm vermittelst eines unsichtbaren Geistes die Apfelweinflasche an die Lippen, und er konnte einen tüchtigen Schluck nehmen, welcher ihn dann auch baß erquickte. Ueberhaupt geschahen Zeichen und Wunder; denn als er wieder auf der Wiese ans Zusammenharken des Grummets ging, waren binnen — genau gezählt — 12 Minuten nicht weniger als 50 mächtige Heuschober fertig; ein „unsichtbarer Geist" hatte dem frommen Manne geholfen.

Nathanael freute und wunderte sich und meinte nun, daß es mit dem Fliegen wohl gehen werde; indeß lief der zweite Versuch eben so ungünstig ab wie der erste. Dagegen gelang es ihm, eine volle Glockenstunde lang Purzelbäume zu schlagen und Luftsprünge zu machen, und dadurch fühlte er sich nicht etwa ermüdet, sondern ungemein erquickt und gestärkt.

Als Nathanael seine Wohnung betrat, war er sehr heiter und verkündete sofort, daß er mit einer neuen Offenbarung begnadigt worden sei, und zum Beweise dafür fing er wieder an, Purzelbäume zu schlagen, zu tanzen, zu schnaufen und zu prusten. Dabei tachte er aus voller Kehle und sprang zuletzt auf einen Tisch, der dann unter den Füßen des gewaltig Stampfenden zusammenbrach und aus dem Leime ging. Nun konnte kein Zweifel mehr sein, — mit der Offenbarung hatte es seine Richtigkeit.

Also berief Nathanael am nächsten Tage seine Freunde und Nachbarn zusammen, um mit ihnen zu berathen, wie man in Bezug auf die Gründung einer neuen Religion am zweckmäßigsten vorzugehen habe. Während darüber hin und her verhandelt wurde, stürzte ein junger Mann ins Zimmer; der wollte fliegen, und schlug Purzelbäume und tanzte, genau so wie Nathanael am Tage vorher. „Ich bin vom Geiste durchdrungen!" rief er, und nun wurden alle Anwesenden von dem Wahnwitz angesteckt; sie sprangen, tanzten, schrien und schnauften gewaltig; — die psychische Seuche, welche in der Geschichte der Religionen überhaupt eine so große Rolle spielt, war wieder einmal da.

Als am nächsten Sonntage in der Methodistenkirche der Pastor mit seiner Predigt beginnen wollte, sprang Nathanael Merrill auf und fing an zu tanzen und zu schnaufen; er forderte die versammelte Gemeinde auf, ein Gleiches zu thun; er seinerseits sei voll vom Geist, und wenn sie ihm folgten, würden auch sie vom Geist erfüllt werden. Nun sprangen etwa zwanzig Fromme, zumeist weiblichen Geschlechts, auf und hüpften und scheien wie Besessene; der Methodistenpastor konnte nicht zu Worte kommen.

Nathanael aber machte von da an viele Proselyten, darunter auch einige Männer von Ansehen und Vermögen. Die neue Secte hält an jedem Sonntage das, was sie als ihren Gottesdienst bezeichnet, und beobachtet mit echt amerikanischer Borniertheit den „Sabbath" mit äußerster Strenge, noch jüdischer als orthodoxe Juden; am Sabbath darf nicht gekocht werden; Kinder dürfen nicht spielen, kein heiteres Gesicht machen, geschweige denn lachen, sonst werden sie „vom Geiste bestraft". Am Donnerstag Abend wird ein Wochengottesdienst abgehalten, bei welchem Kinder nicht anwesend sein dürfen; auch ist es dabei den

jungen Leuten nicht gestattet, zu tanzen, zu schnausen und Burzelbäume zu schlagen. Wer über diese Dinge lacht, wird sogleich festgenammen und derb angelassen.

Die „Bande Jehavahs" glaubt Alles, was in der Bibel steht; aber sie ist auch überzeugt, daß Alles, was sie auf Antrieb des Geistes thut, recht und wahlgefällig var Jehaah ist. Uebrigens hat sie schan mehrere „inlsche Brüder" ausgestoßen, während der Fanatismus wa möglich nach ärger sich steigert. Jüngst rief ein junger Mann, daß er auf Tellern und Suppennäpfen tanzen könne, ahne dieselben zu zerbrechen. Sie wurden herbeigeschafft, zerbrachen jedach. Als der junge Mann darüber das Lachen nicht lassen kannte, wurde er für ein Weltkind erklärt und sasart aus der Gemeinde der Heiligen aerstaßen.

Der Puritanismus, welchen die sogenannten Pilgerväter nach Amerika eingeschleppt haben, ist schan an und für sich höchst widerwärtig, und widerwärtig sind auch, ahne jede Ausnahme, die Früchte, welche „am Baume der Frömmigkeit" gewachsen sind. In keinem andern Lande der Welt, Rußland ausgenammen, wuchert die religiöse Verrücktheit in so abschreckender Art wie im Lande der puritanischen Yankees.

m. **Philanthropie in Norwegen.** Ein narwegischer Seelenhirt, dem die sich steigernde Armuth und Gewerblasigkeit seiner Pfarrkinder sehr zu Herzen ging und der umsonst bemüht war, dem Uebel entgegenzuwirken, kam endlich zu der richtigen Einsicht, daß den älteren Individuen schwer zu helfen sei, und deshalb dahin gestrebt werden müsse, die aufwachsende Jugend zur Freude an der Arbeit zu erziehen, indem man sie den reellen Nutzen und Gewinn derselben kenaen lehre. Bei der nächsten Schulprüfung in seinem Sprengel aerkündigte er zu dem Zwecke, daß allen denjenigen, welche sich durch regelmäßigen Schulbesuch und Fleiß die Zufriedenheit des Lehrers erwürben, eine Belahnung in Aussicht stehe, die indessen nur den Schülern und Schülerinnen eingehändigt werden könne, welche am Examenstage, außer den Zeugnissen ihres Schulfleißes, auch Beweise von ihrem häuslichen Fleiße vorzeigen würden. Eine nähere Erklärung dieser Anfarderung an ihre Arbeitsamkeit schloß er mit der Anzeige, daß Alle, denen es an Material zur Arbeit fehle, selbiges aan ihm erhalten würden. — Bei der nächsten Prüfung zeigte es sich, daß der würdige Mann es verstanden hatte, dir rechten Saiten in den jungen Heezen in Schwingung zu versetzen. Von 1387 schulpflichtigen Kindern fehlten, wegen Krankheit oder Mangels an anständigen Kleidern, 72; ann den 1315 anwesenden hatten 255 Knaben und 480 Mädchen Praben ihres häuslichen Fleißes eingetirsert, welche im Schullocal ausgestellt waren. In der Abtheilung der Knaben sah man Schlitten, Schneeschuhe, Garnwinden, Schaukelstühle, Spielsachen, Weberschiffchen, Lineale, Federbehälter, Zündholzdosen, Nähe- und andere Käschen aan patirtem Holze, hölzerne Löffel, Butten, Käse- und Butterformen, messingene und eiserne Geräthe, Bürsten, neues und ausgebessertes Fußzeug u. s. w. Die Sachen waren brauchbar und größtentheils gut gearbeitet, doch fehlte es nn geschmackvallen Formen, weshalb aan den Schulaarstehern beschlossen wurde, für passende Varlagen zu sargen. In der Abtheilung der Mädchen waren die Arbeiten durchschnittlich besser, abwohl weniger mannichfaltig. Sie beschränkten sich auf Gespinnst aan Flachs, Heede und Wolle, Strickereien und Häkeleien zum Theil von selbstgespannener Wolle und Nähearbeiten. Aufgemuntert durch das gespendete warme Lab und die guten Rathschläge der Schulvarsteher, sawie durch den Beifall der Aeltern, fühlten die Kinder sich zu imaier größeren Leistungen angeregt, und schan jetzt sehen sie das erfreuliche Resultat, daß sie, statt wie bisher auf die Milde ihrer Nebramenschen angewiesen zu sein, über ein hübsches Geldsümmchen verfügen können und, außer dem baaren Gewinne, in der geübten Arbeitskraft eine ergiebige Erwerbsquelle fürs Leben besitzen. Das Unternehmen des Pfarrers zu Ringsacker hat Aufsehen erregt ita Lande und bereits in mehren Communen Nachahmung gefunden.

Siegfriedbilder.

m. In der jüngsten Versammlung der altnardischen Litteraturgesellschaft in Kopenhagen hielt Herr Brynjulfson einen Vartrag ilber eine merkwürdige und sehr alte isländische Kirchenthür, die jetzt im altnardischen Museum in Kopenhagen bewahrt wird und in deren geschnitzten Bildern die Prnfessoren Grundtvig und G. Stephens schon aar Jahren eine bildliche Darstellung aus der Sage van Dietrich aaa Bern erkannt hatten. Bau diesen beiden Gelehrten abweichend, glaubt Herr Brynjulfsan der Thür ein Jahrhundert mehr zusprechen zu dürfen und setzt die Zeit ihrer Anfertigung in die Jahre 1100 bis 1150. Etatsrath Warsaae machte darauf aufmerksam, daß diese bildliche Darstellung einer alten bekannten Sage keineswegs arreinzelt dasteht, und knüpfte daran die interessante Mittheilung, daß er auch auf Braetenten Bilder entdeckt habe, welche sich auf die Sage van Siegfried den Drachentödter und Brunhilde zu beziehen scheinen. Derartige Darstellungen aus der Siegfried- oder Nibelungensage sind schan früher in Schweden, Narwegen, Schleswig und Süddeutschland nachgewiesen und in einem im Verlage van Otto Meißner in Hamburg kürzlich erschienenen Büchlein bekannt gemacht warden.

Aus dem russischen Asien. Die Tiflser Abtheilung der russischen geographischen Gesellschaft hat beschlossen, speciell die Ostküste des Kaspischen Meeres und den alten ausgetrockneten Lauf des Amu-Darja in das Bereich ihrer Untersuchungen zu ziehen. Nachrichten aus Tiflis zufolge ist unser Landsmann, der dort wohnende bekannte Reisende Gustaa Radde, bereits Anfangs Mai 1870 nach der neuen russischen Station Krasnawadsk an der Ostküste abgereist. In seiner Begleitung befindet sich der junge Geolag Sievers.

Officielle Geographie. Daß es in officieller Weise mit der Geagraphie überhaupt schlecht bestellt sei, ist im „Globus" mehr als einmal heraargehoben warden. Noch immer thut man trotz aller Mahnungen keine Schritte, ihr an unseren Uniaersitäten die gebührende Stellung einzuräumen. Doch ist dieses in anderen Ländern kaum besser, zumal in Frankreich. Dort hat wenigstens, wie das kaiserliche Amtsblatt vom 16. Juli 1869 meldete, die Kaiserin Eugenie, „höchlich befremdet über die geringe Entwickelung der geographischen Studien in Frankreich", beschlassen, einen Antianalpreis aan 10,000 Franken zu stiften, der alljährlich aan der Pariser geographischen Gesellschaft einem Franzasen zuerkannt werden soll und zwar für die Reise, Entdeckung, Schrift oder Arbeit, welche dem Fortschritt oder der Ausbreitung der geographischen Wissenschaften oder den auswärtigen Handelsverbindungen Frankreichs sich ersprießlich erwiesen haben würde. Diese Förderung, der wir das beste Gedeihen wünschen, thut dringend Noth.

Speciell für den Unterricht der Geographie in den Volksschulen Frankreichs wird so gut wie nichts gethan. In diesen gilt officiell das bereits in vielen Auflagen erschienene Werkchen über Geagraphie des „Offiziers des öffentlichen Unterrichts", Pinet, in welchem es S. 139 heißt:

„Das heutzutage so berühmte Californien gehört zu Mexico"; und:

„Lean (— Leon in Nicaragua ist gemeint —) an den Ufern des Niagaraseos, dessen Wasserfall berühmt ist."

S. 137 liest man: „Der La Plata entspringt in Brasilien and mündet in den Meerbusen van Mexica."

Das ist schlimm, aber der Unterrichtsminister hat wenigstens nicht in eigener Person solchen Blödsinn geschrieben. Von Oesterreich dagegen läßt sich leider nicht das Gleiche behaupten. Dort ist seit Kurzem Herr v. Ezedik Unterrichtsminister, über dessen geographische Kenntnisse K. v. Thaler in der „Allgemeinen Zeitung" böse Dinge mittheilt. „Es ist schlimm," heißt es dort, „daß an die Spitze des Unterrichtsministeriums ein Mann berufen wurde, der seinen Schülern sagte: Marius habe die Cimbern bei Vercellä an der Etsch geschlagen und dieses

Vercellä sei das heutige Vercelli an der Sesia, der Frankfurt an die Mündung des Mains, Hamburg an die Mündung der Elbe, Malmö nach Schleswig verlegte, und dergleichen schöne Dinge auch noch drucken ließ."

Neue Statistik der australischen Colonie Victoria.

Das Parlament in Melbourne hat vom 11. Februar bis 28. December 1869 getagt und einen höchst liberalen Entschluß gefaßt. Es steht von nun an einem jeden Colonisten und Einwanderer, welcher Nation er auch angehören mag, frei, sich 320 Acres (= 507½ preußische Morgen) Kronland auszuwählen, für die er zehn Jahre lang eine jährliche Rente von 2 Schilling pro Acre zu entrichten hat, dann aber in den vollen freien Besitz des Areals eintritt. Man hofft, durch dieses liberale Gesetz „einen gesunden Strom von Einwanderern" nach dieser Colonie zu leiten. — Aus der in diesem Monate erschienenen revidirten Statistik des letzten Jahres entnehme ich folgende interessante officielle Angaben, betreffend die Colonie Victoria. Der Import betrug 1869 den Werth von 13,320,662 Pf. St. gegen 11,676,080 Pf. St. im Vorjahre. Davon fallen 6¼ Millionen auf Großbritannien und 4½ Millionen auf britische Besitzungen. Der Export summirt sich 1869 auf 15,593,990 Pf. St., gegen 12,733,427 Pf. St. im Vorjahre. Es liefen 2067 Schiffe ein und 2172 Schiffe aus, mit einem Tonnengehalte von resp. 653,362 und 685,207. An Pferden besaß die Colonie 143,934, an Milchkühen 181,854, an sonstigem Hornvieh 571,828, an Schafen 9,756,819 und endlich an Schweinen 136,206. Die Zahl der verschiedenen goldhaltigen Quarzriffe, die man bearbeitete, betrug 2651. Das Areal der Alluvial-Quarzdiggings dehnte sich über eine Fläche von 884 Quadratmiles aus. Bei der Goldgewinnung kamen 6068 Maschinen im Werthe von 2,150,432 Pf. St. zur Anwendung. Sämmtliche Claims, welche auf 3,869,504 Pf. St. geschätzt wurden, lieferten einen Ertrag von 1,657,498 Unzen Gold, von denen 587,694 auf die Quarzadern und 1,069,804 auf das Alluvium fallen. Außerdem bestanden noch 9 Silber-, 8 Antimon-, 1 Kupfer-, 2 Zinn-, 14 Kohlen- und 3 Schieferminen.

Constante Albinos des Axolotl.

r.d. Der Axolotl (Siredon), ein Fischmolch (d. h. ein Molch, der die Kiemen neben den Lungen beibehält), lebt in den Seen um die Hauptstadt Mexico, wo er regelmäßig zu Markte gebracht und von allen Classen der Bevölkerung gern gegessen wird. Gegen Ende des Jahres 1866 wurde ein solcher Axolotl der Menagerie des Museums der Naturgeschichte in Paris übergeben. Es war ein Männchen, das abweichend von der gewöhnlichen dunklen Farbe vielmehr weiß war und nur einen linsengroßen schwarzen Fleck auf dem Rücken besaß. Der Naturforscher August Duméril, unter welchem die Reptilienabtheilung jenes Museums steht, ließ den Axolotl-Albino in ein besonderes Aquarium bringen, in der Absicht, ihn zum Stammvater einer weißen Axolottirace zu machen. Nachdem mehrere Weibchen von gewöhnlicher Färbung zu dem Albino gebracht waren, deren Laich er befruchtete, entstand eine Generation junger Axolotl, die nach vollendeter Metamorphose eine Mischfarbe zeigten, d. h. sie waren nicht so weiß wie der Albinovater, aber auch nicht so dunkel wie die Mutter. Um das Experiment fortzusetzen, wählte unter diesen jungen Axolotlmutanten — wenn der Ausdruck erlaubt — Duméril die hellfarbigsten aus und ließ diese bei dem alten Albino im Aquarium, während alle übrigen entfernt wurden. Abermals wurde einer zahlreichen Nachkommenschaft das Dasein gegeben; diesmal erkannte man aber schon im Laich den Albinismus der Jungen, der sich mehr und mehr entwickelte und endlich, nach wiederum vollendeter Metamorphose, fast vollständig zu nennen war. Binnen wenigen Jahren hofft Duméril nun, nachdem diese Versuche gelungen, die Aquarien der Menagerie mit einer constanten Race von Axolotl-Albinos zu bevölkern. Auch über die Verwandlung des Axolotl hat derselbe Naturforscher in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 11. April 1870 sehr wichtige neue Daten mitgetheilt.

Die indischen Kulis in Westindien. Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß die Feldarbeiter, welche man aus Ostindien nach den Antillen und nach Britisch-Guyana hinüberschafft, durch ihre fleißige Arbeit den Verfall jener Colonien abwehren. Während die Neger zumeist verarmen, weil sie dem Müßiggange fröhnen, erwerben die Asiaten nicht unbeträchtliche Summen, mit denen sie nach Ablauf ihrer Contracte in die Heimath zurückkehren. Diese Erscheinung wiederholt sich schon seit längerer Zeit in jedem Jahre.

Amtlichen Berichten zufolge wanderten 1869 auf Jamaica ein 1393 indische Kulis, in Britisch-Guyana 6160, auf Trinidad 3329, auf St. Vincent 343, zusammen 11,225 in Westindien.

Auf Mauritius im Indischen Ocean, das mehr als 100,000 Kulis hat, wurden in dem eben genannten Jahre nur 1682 aus Indien und 146 aus Madagaskar eingeführt; 2320 kehrten in ihre Heimath zurück.

Auf Trinidad hatten 372 ihre contractliche Zeit gearbeitet und sie nahmen an Ersparnissen 13,663 Pf. St. mit nach Indien. Mit ihnen schifften sich auch 5 chinesische Kulis nach Calcutta ein; sie reisten als Cajütenpassagiere und hatten an Ersparnissen 1562 Pf. St., also eine für gewöhnliche Feldarbeiter ganz erkleckliche Summe. — Aus Britisch-Guyana nahmen 408 Kulis mehr als 13,000 Pf. St. in Geld und Juweten mit heim; mit ihnen fuhren acht Chinesen, welche das Ueberfahrtsgeld als Cajütenpassagiere gezahlt hatten und an Ersparnissen 1249 Pf. St. besaßen. In allen Colonien, welche Kulis einführen, sind Sparcassen eingerichtet worden.

* * *

— Was ist ein Seelenverderber? — Wir haben von Herrn Mitovan Vukowitsch in Agrum folgende Notiz erhalten: „Im „Globus" Band XVII, Artikel „Vatk und Vatksteden in Neurußland" von J. M., S. 170 unter dem Steenzeichen, ist die Rede von Fahrzeugen, welche Duschegubke, Seelenverderber, in Oesterreich allgemein Seelenträuker genannt werden. Dieses Wort ist nicht importirt, wie der tüchtige Herr Verfasser glaubt, sondern echt slavisch. Dusa (Duscha) bedeutet Seele, gubiti, verlieren, woraus das zusammengesetzte Substantiv Dusegubka, Seelenverlierer, Seelenträuker, gebildet wurde. Ich bitte höflich, den Herrn Verfasser davon verständigen zu wollen."

— Der Suezcanal wird trotz seines noch vielfach mangelhaften Zustandes auch von solchen Schiffen benutzt, welche aus Indien Truppen nach Europa zurückbringen. Auch die Fahrzeuge der Messageries impériales benutzen den Canal.

— Im Mai 1870 ist die Dampferverbindung zwischen Californien und Australien ins Leben getreten. Die Linie geht von San Francisco über Honolulu (Sandwichinseln), nach Auckland (Neuseeland), Sydney in Neusüdwales und Melbourne.

Inhalt: Madrid. Ein spanisches Städtebild von Franz Koppel. Mit fünf Abbildungen. (Schluß.) — Zur Ethnographie der Culturvölker. — Schicksale und Wanderungen eines deutschen Renegaten in Nordafrika. Von Heinrich Freiherrn v. Maltzan. (Fortsetzung.) — Bemerkungen über das Delta des Orinoco und die Guaraunen. Von A. Ernst. — Aus allen Erdtheilen: Die neue Religion der Jehovahbande in Nordamerika. — Philanthropie in Norwegen. — Siegfriedbilder. — Aus dem russischen Asien. — Officielle Geographie. — Neue Statistik der australischen Colonie Victoria. — Constante Albinos des Axolotl. — Die indischen Kulis in Westindien. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Eine Wanderung zu den Gletschern im Canton Wallis.

Das Thal der Visp. — Theodulpaß. — Observatorium auf demselben und meteorologische Beobachtungen. — Das Matterhorn. — Tyndall's und Giordano's Versuche zur Besteigung desselben. — Die Theodulgletscher. — Gletscherbildung und Moränen. — Der Gornergletscher und der Zmuttgletscher. — Der Monte Rosa.

Zermatt im obern Wallis bildet den Punkt, von welchem aus die Touristen ihre Wanderung nach den Gletschern des Matterhorns und des Monte Rosa antreten. Es ist ein an sich armseliges Dorf, mit einigen guten Gasthöfen, in denen man für theures Geld Unterkommen, Speise und Trank findet; — kein Wunder; denn dort haben die Mitglieder des englischen Alpenclubs ihr Hauptquartier.

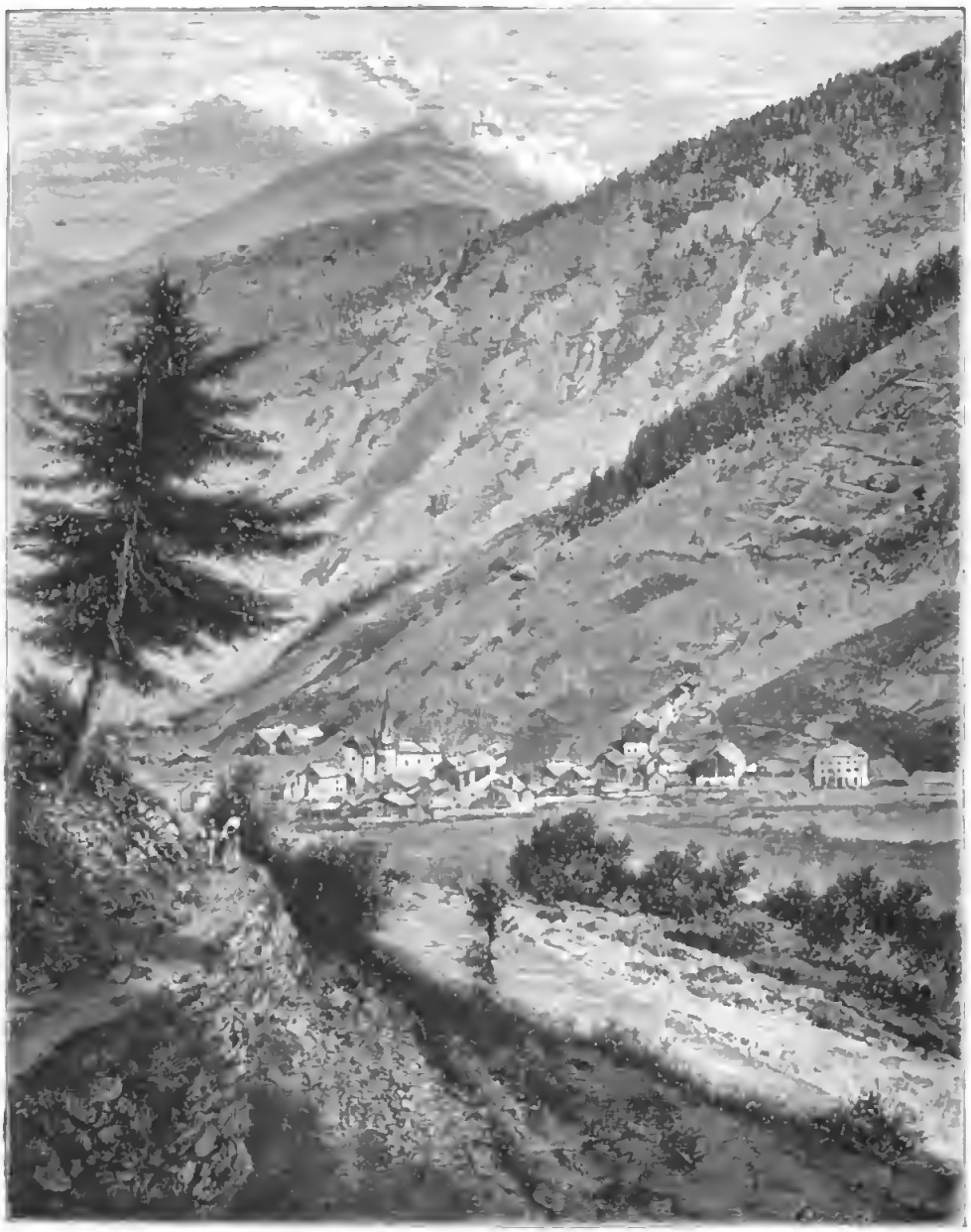
Von Vispach, einem kleinen Orte an der Rhone und der Straße nach dem Simplon, legt der Wanderer den Weg bis Zermatt in neun bis zehn Stunden zurück. Bei Stalden spaltet sich das Thal: jenes von Saas führt über den Mante-Moro-Paß nach Macuguaga, und das Nikolaithal nach Zermatt, wohin ein guter Weg, zunächst über Wiesen und unter Nußbäumen hin mit mäßiger Steigung nach St. Niklaus führt. Das ist ein schmutziges Dorf in 3583 Höhe über dem Meere, welches oft von Bodenerschütterungen heimgesucht worden ist und im Jahre 1856 nicht weniger als 41 starke Erdstöße verspürte. Weiter aufwärts, beim Weiler Lerch, hat man einen prächtigen Blick auf das stets im Schnee erglänzende Weißhorn, das bis zu 13,900 Fuß aufgipfelt; dasselbe ist 1861 zum ersten Mal erstiegen worden vom englischen Physiker Tyndall, der auf die Erforschung der Walliser Gletschergruppen viel Zeit und Mühe verwandt hat. Etwas weiter aufwärts gelangt man nach Randa, 4448 Fuß, das schon oftmals durch Gletscherbrüche und Lawinenstürze gelitten hat. Bei Täsch wird dann das Vispthal eng; nach und nach tritt das Matterhorn hervor, und man gewinnt auch einen Blick auf den Gornergletscher.

Auf der Straße von Randa nach Täsch kommt auch der Theodul-Gletscher in Sicht. Zwischen dem Breithorn und dem Matterhorn ist eine Babeneinsenkung vorhanden, der Theodulpaß, welcher aus dem Thale von Zermatt nach Piemont führt; er ist der höchste gangbare Gebirgspaß in Europa, 10,242 Fuß über dem Meere, aber nur vom Ende des Juli bis zur Mitte Septembers gangbar, und dann führt der Weg mehrere Stunden weit über Gletscher und Firnfelder. In einer Höhe von 9790 Fuß sieht man noch Spuren einer Schanze, welche einst die Piemontesen aufgeworfen haben, um einem etwaigen Eindringen der Walliser Widerstand zu leisten, — ein Festungswerk in einer Eiswüste.

In unseren Tagen sind in jener Höhe an die Stelle der Kanonen wissenschaftliche Instrumente getreten. Herr Dollfus-Ausset hat dort ein Observatorium eingerichtet, um meteorologische Beobachtungen und Forschungen über die Entstehung der Gletscher anzustellen. Karl Grab, welcher dort 1866 einige Tage verweilte, fand eine aus Holz erbaute Hütte, deren Außenwände mit einer Steinmauer bekleidet sind und die aus einem Gemache besteht; dasselbe ist zugleich Schlafsaal, Küche, Arbeitszimmer, Bibliothek und physikalisches Cabinet. Dort haben mit Herrn Dollfus die Gebrüder

Digitized by Google

Jakob und Melchior Blatter, Gemſenjäger aus Meyringen im Berner Oberland, und der Weinſchenk Garret volle dreizehn Monate lang zugebracht, und man hat wichtige Ergebniſſe gewannen. Es gehört ein nicht geringer Grad von Energie und Ausdauer dazu, um ſo lange Zeit ununterbrochen in ſolch einer eiſigen Wüſtenei auszuharren und ein ſo überaus eintöniges Leben zu führen. Tag für Tag und Stunde für Stunde wurden mit ſtrenger Regelmäßigkeit Beobachtungen aufgezeichnet über den Zuſtand des Himmels, über Wärme- und Kältegrade, Feuchtigkeit der Luft, Stärke und Richtung des Windes, Schneefall, Veränderungen an den Gletſchern ꝛc. Es war ſchon ein Ereigniß, wenn dann



Dorf Saas im Bisphale.

und wann ein Wanderer erſchien, um gegen Unwetter Obdach zu ſuchen, oder ein Vogel ſich blicken ließ, oder eine Blume emporſproßte.

Grad vergleicht den Theodulpaß mit einer Polarlandſchaft; faſt alles Leben war erſtarrt, Gemſen und Murmelthiere kammen nicht in ſolche Höhen, höchſtens eine kleine Feldratte und einige Alpenkrähen. Die Flora war nicht ſo arm, denn auf dem Firſt des nicht von Schnee bedeckten Furkengrates, der vom Obſervatorium aus in einer Länge von etwa eintauſend Schritt geradezu gegen das Matterhorn läuft, traten 20 bis 25 Phaneragamen auf. Die Ausſicht iſt prachtvoll. Man hat den kleinen Mont Cervin, der eine von einer Spitze überragte abgeſtumpfte Schneepyramide bildet, vor ſich; weiterhin maskirt der Kegel des Breithorn den

Monte Roſa, zu deſſen Seiten man das Weißthor und die Cima di Jazzi ſieht. Nach rückwärts wird der Horizont begrenzt von dem ausgezackten Saaskamme mit dem Strahlhorn, dem Rimiſchhorn, dem Feehorn, dem Täſchgrat, Legerharn, der Miſchabelkuppe, dem Batfrain und dem Grachenberg. Die Berge am italieniſchen Abhange ſind zumeiſt verdeckt.

Der Blick überſchweift alle dieſe Höhen, bleibt aber immer und immer wieder auf dem Matterharn (Grand Mant Cervin) haften. Seine theils braune, theils iſabellefarbige Pyramide iſt ohne Schnee; ſie ſteigt ſchlank in die Luft empar, hat ſteile Wände und läuft ſpitz zu. Dieſer Berg hat in den Alpen ſeinesgleichen nicht. Berlepſch bezeichnet ihn als einen „Rieſenobelisk“; er hat 13,797 Fuß Höhe und überragt die umliegenden Gebirgspiedeſtale um mindeſtens 5000 Fuß. Im Sommer 1862 verſuchten Tyndall, Leslie Stephan und Whymper vergebtich, ihn zu erſteigen *). Der erſtere hatte alle nur denkbaren und zweckmäßigen Barkehrungen getroffen; er hatte ſchon 1860 und 1861 ſich bemüht, das Matterhorn zu erklimmen, und glaubte nun von der Südſeite her, vam Val Tournanche aus, ſein Ziel erreichen zu können. Auf dem erſten Grat, wa er übernachtete, bildet das Geſtein Thürme, Baſtianen und gewaltige Mauern, welche nach einander förmlich erſtürmt werden mußten. Dann aber ſtand er var einer jäh abfallenden Wand; an jeder Seite gähnte ein tiefer Abgrund. Alle Bemühungen, weiter zu kammen, ſchtugen fehl. Da verfiel einer der Führer auf ein verzweifeltes Wageſtück. Er bemerkte in der Wand einige Barſprünge und verſuchte an denſetben ein Seil zu befeſtigen; indem er ſich auf die Schultern eines Gefährten ſtellte, gelang es ihm, auf den Abſatz zu klimmen und jenen nach ſich zu ziehen. Beide befeſtigen das Seil, Tyndall klettert vermöge deſſelben nach, und ſa geht es weiter. Jenſeit der Wand iſt der Abſall weniger jäh; ſchon kaumt ein Gipſel in Sicht; auch er wird erſtiegen, es handelt ſich nur noch darum, die letzte Höhe zu erreichen, und ſchon ruft der Führer Benen: Victoria! Aber das Matterhoen will jungfräulich bleiben und ſich nicht erſteigen taſſen; der Grat, welcher zu dieſer Höhe führt, iſt ſcharf wie die Firſt eines Daches und endigt an einer andern Wand, welche einen Abſall von etwa viertauſend Fuß hat! Das Unternehmen war geſcheitert.

Im Jahre 1866 wiederhatte der italieniſche Ingenieur Felix Giordana den Verſuch von Breil aus und kam auch bis unterhatb des Grates, wa Tyndall hatte umkehren müſſeu. Dort blied er bei ſchlechtem Wetter, Schneefall und Nebel vom 23. bis 28. Juli in einer Felſenhöhle, um einen heitern Tag abzuwarten; aber die Sanne wollte nicht ſcheinen, die Wanderer waren in einen dichten Schleier von Nebelwolken gehüllt, welche der ſcharfe Wind dann und wann zerriß. Nachher ſtieg ein Theil des Gewölkes ſenkrecht in die Höhe, ein anderer ging horizontal nach dem Theodulpaß hin. Manchmal traſen zwei Gegenwinde anſeinander, rollten das Gewölk man könnte ſagen ſchraubenförmig zuſammen, und dann war auf mehrere Secundeu ein Blick auf die unten liegenden grünen Wieſen eröffnet, welche Sannenſchein hatten. Nachts, wenn das Wetter ruhig war, vernahm Giardano häufig das Geräuſch, welches die abgelöſten, in raſender Schnelligkeit heradrollenden Steine und Felsblöcke verurſachten.

* * *

Karl Grad hat den obern Theadulgletſcher genau beobachtet und in der ganzen Breite überſchritten. Die Seitenmoräne liegt im Oſten; das linke Ufer wird durch eine Verlängerung des großen Matterhorngrates gebildet, welche man als das Hörnli bezeichnet. Der Gletſcher bildet ein gewattiges Schneefeld und hat nur wenige, aber ſehr tiefe Spalten; campactes Eis wurde anf der Oberfläche nicht bemerkt.

Die Beſchaffenheit der Gletſcher iſt oftmals geſchildert und erörtert worden; eine ſehr gute Darſtellung finden wir in Berlepſch's Werke: „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.“ (Leipzig, H. Coſtenoble 1861.) Alles, was im Sommer von den Höhen der Schneeregion und eingeſchaltet in die Gebirgsrinnen weiß ins Thal herableuchtet, heißt beim Schweizerdauer Gletſcher, beim Tyroler Ferner; der Ramane in Graubünden ſagt Vadrel, der Unterwalliſer und Savayarde Glacier. Die Wiſſenſchaft unterſcheidet zwiſchen dem Material und ſeiner Dichtheit und Höhentage nach den lockern Hochgebirgsſchnee über 10,000 Fuß Höhe, von dem tiefer varkammenden, grieſelig-körnigen, ältern Firnſchnee, und dieſen „vorjährigen“ wieder vom eigentlichen campacten Gletſchereiſe. Dieſes letztere entſteht aus dem erſtern durch eine Menge unvermerkt var ſich gehender Umwandelungen dieſer kryſtalliniſchen Waſſerformen. Der ſeine Hochſchuee gleitet durch eigene Schwere und Druck der hinterliegenden Maſſe langſam tiefer und wird nach und nach durch Wärmeeinwirkung inniger zu körnigen Canglameraten verbunden; er wird zum Firneis. Wenn er dann zwiſchen die Felſengaſſen tiefer geſchoben wird und ſolchergeſtalt in immer wärmere Regionen hinadwandert, erfährt er wieder Umgeſtaltungen; er ſchluckt Regen auf, bindet dieſen durch die innewohnende Kälte ebenfalls zu Kryſtallen und verdichtet ſich endlich zu poröſem Eis; er wird das Material des Gletſchers. Dieſer muß, in tiefe Gebirgsſchluchten eingezwängt, den Windungen und dem Falle ſeines Flußbettes falgen, dazu zwingen ihn die gegebenen Verhältniſſe. Sein Körper gleicht einem zwiſchen Berg- und Felſenketten heradkommenden, zu Eis erſtarrten Strome, und der Gletſcher fließt auch; er bewegt ſich, einem Fluſſe gleich, nach der Tiefe fart, wenn auch langſam. Er muß Laſten heradgeſtürzter Steine auf ſeinem Rücken tragen; ſeine Oberfläche wird van Furchen zerriſſen, er kammt der Tiefe immer näher, bis er das Thal erreicht und zu Waſſer aufgelöſt einem Strome ſich vermiſcht und in dieſem dem Meere zueilt. —

Der Wanderer ſteht var einer hohen Eiswand. Er entdeckt am Fuße derſelben einen weitgewölbten Canal, der in ſeenhaften Farben ſchillernd nach ſeiner Tiefe hinein ſich in unbeſtimmte Nacht verliert. Er ſah varher grauen Fels, jetzt findet er, daß derſelbe aus eingebackenen Geſteinsreſten beſteht, mit welchen der Gletſcheradſturz förmlich überſäet iſt. Dieſe Brocken mit dem abgeſchliffenen Geſtein bilden Haufen, die man ats Frontmaränen, Stirngandecken oder Firnſtöße bezeichnet. Sie ſind Ergebniſſe der allmäligen Gebirgszertrümmeeung und zugleich Muſterkarten der Felſenarten, welche den Gletſcher umſtehen. Dieſer hat ſie aus zwei aber nach mehr Stunden entfernten Hochgebirgsrevieren auf ſeinem Rücken langſam mit ſich getragen, und auch ſie geben einen Beweis van der wandernden Thätigkeit des ſcheindar ſtillſtehenden Eisgebäudes; die Oeffnung aber, welche unten

*) Wir wollen hier darauf aufmerkſam machen, daß in dem „Neueſten Handbuche für die Schweiz von Berlepſch“ unter den vielen Karten, Illuſtrationen, Stadtplänen und anderen Illuſtrationen ſich auch ein Panoroma, vom Gornergrat aus geſehen, befindet, das einen ſchönen Ueberblick über dieſe ganze Region vom Stockhorn und der Gima di Jazzi bis zum Finſteraletſcher in den Berner Alpen gewährt. Das Bibliographiſche Inſtitut in Hildburghauſen verdient den Dank des Publicums für die große Sorgfalt, welche daſſelbe auf den Inhalt und die Illuſtrationen der in ſeinem Verlage erſcheinenden Reiſehandbücher verwendet. Wir wiſſen, daß Herr Hermann Meyer weder Mühe noch Koſten ſcheut, um den Inhalt ſo brauchbar und zuverläſſig herzuſtellen, wie nur irgend möglich iſt. A.

an der Eiswand ſich zeigte, iſt das ſogenannte Gletſcherthar, aus welchem ein Bach abgeſchmalzenen Eiswaſſers hervarſtröunt. Doch haben nicht alle Gletſcher ein ſolches Thor; manche laufen, ſich flach wie eine Muſchel ausbreitend, ſchwach geneigt über die Thalſahle aus.

Weiter aufwärts, auf dem eigentlichen Gletſcher, iſt die Oberfläche von tauſend und abermals tauſend Rinnen durchfurcht, deren diamantklares Waſſer größeren, bachähnlichen Furchen zueilt; das Bett derſelben beſteht gleichfalls aus hellem Gletſchereiſe. Nach kurzem Laufe ſtürzen dieſe Bäche laut rauſchend in trichterförmige Löcher, „Mühlen“ (Moulins), in welchen ſie ſpurlos verſchwinden. Die geheimen Canäle reichen in allerlei Windungen und Verzweigungen bis auf den Felſengrund des Gletſchers hinab und führen dem aus dem Gletſcherthor hervorkommenden Gletſcherbache Nahrung zu.

Nach weiter aufwärts zeigt der Gletſcher abermals Zerklüftungen: die berüchtigten Querſpalten, Crevaſſes, welche ihn bis zu bedeutender Höhe hinauf durchziehen. Manche Eismeere ſind von dieſen Tiefriſſen ſo ſehr durchſetzt und zerborſten, daß ein Wandern über dieſelben faſt zur Unmöglichkeit wird.

Die Ufer des Gletſchers werden zerklüftet durch die Maränen, Gandecken oder Gufferlinien. Was durch Hitze und Froſt, Regen und Unwetter an den Gebirgsmauern zerſetzt, losgeſpalten oder abgebröckelt wird, das fällt, in den Hochregionen, auf die Firnfelder oder auf die Gletſcherränder und rückt mit dieſen Maſſen fort. Firn wie Gletſcher haben

Das Matterhorn und der Furkegletſcher.

eine ausſtaßende Kraft und leiden keine fremden Stoffe in ihrem Körper. Was Jahre lang in Firnſchründen begraben lag, wird durch die Abſchmelzung der Oberfläche und den gleichſam hebenden Druck im Fortrücken nach und nach oben auf den Eiskörper gebracht, z. B. auch die Felſenbrocken. Es kommt oft vor, daß zwei Gletſcherthäler ſich zu einem Straudette vereinigen, ſo daß ihr aus verſchiedenen Gegenden ſtammendes Eis gemeinſchaftlich ſeinen Weg in die Tiefe fortſetzt; ſo vereinigen ſich auch die beiden inneren Rand- oder Seitenmoränen zu einer Mittelmoräne und zeigen nun eine Gufferlinie der ganzen Mitte des Gletſchers entlang. So viel Seiten- oder Secundärgletſcher in den Hauptgletſcher münden, ſo viele Gufferlinien entſtehen. Der Garnergletſcher, über den wir weiter unten Einiges ſagen, hat nicht weniger als acht Gufferlinien, welche ſich durch Schärfe und Parallelismus auszeichnen. — Oft ſind die Maränen nur ſchmale Reihen mit kleinen Unterbrechungen fortlaufender einzelner Steine, welche über die ganze Länge des Gletſchers hinabreichen. Vereinzelte Steinblöcke, welche rundum von anderm Geſteinsmaterial entblößt ſind, werden als Gletſchertiſche bezeichnet. Schuttkegel und Sandhügel entſtehen einfach dadurch, daß bei lebhafter Schmelzung der Gletſcheroberfläche Steinchen, Geröllſchlamm ꝛc. von den Schmelzbächen zuſammengeſchwemmt werden, ſo daß ſie kleine Alluvialablagerungen bilden. Sie ſchützen vermöge ihrer Dicke das darunterliegende Eis gegen die Wirkungen der Sonnenſtrahlen, während der rundum frei zu Tage tretende Gletſcher abſchmilzt. Solchergeſtalt bilden ſich Hügel, welche bis zu 12 Fuß hoch werden und insgemein den dreifachen Umfang ihrer Höhe einnehmen.

Der Gletſcher wandert. Im Allgemeinen bewegt er ſich in der Mitte ſeines Körpers raſcher als an beiden Uferſeiten, und in der Höhe ſtärker, als in der Tiefe. Während des Winters ſcheint er ſo ziemlich zu ruhen.

* * *

Der Garnergletſcher iſt einer der bedeutendſten in den Walliſer Alpen, und hat da, wo er dem Breitharn gegenüberliegt, eine Breite von etwa 13,000 Fuß. Der Garner- oder Hachthäligrat iſt ein aus dem Riffelberg hervorragender Bergkamm, und von dieſem verwitterten Gneisgerüſte, das faſt ohne Vegetation iſt, hat man einen herrlichen Anblick. „Das Schauſpiel iſt in ſeinen Eindrücken überwältigend; man ſteht inmitten einer Welt der Erſtarrung und des ſcheinbaren Naturtodes. Wohin man ſieht, nichts als dürrer Felſen, Eis und Firn. Am impoſanteſten tritt das Matterharn aus der gewaltigen Kette hervor. Nach Nordweſten hin erhebt ſich das Breitharn, im Norden ſieht man die Kette der Miſchabelhörner. Der eigentliche Monte Roſa entſpricht den Erwartungen nicht, welche der Reiſende von dieſem zweithöchſten Berge Europas mitbringt; er erſcheint in ſeiner vollen Körperform niedriger als das Breitharn und als das ſchlanke Matterhorn.“

Der Garnergletſcher ſcheint, wenn man ihn zuerſt ſieht, eine ziemlich ebene Oberfläche zu haben; beim Betreten und Ueberſchreiten findet man aber bald, daß er man könnte ſagen Bodenanſchwellungen hat, welche durch breite Rinnen von einander getrennt ſind, und an welchen man Seitenmoränen

Der Monte Roſa.

findet. Der große Garnergletſcher wird gebildet durch eine Anhäufung ſecundärer Gletſcher, welche neben einander herziehen und ſich nicht vermiſchen; alle dieſe ſtarren Maſſen haben ihre beſondere Bodenanſchwellung und ſind durch Mittelmoränen von einander getrennt, welche man bis zur „großen Cascade“ verfolgen kann; dort zerbrechen ſie dann oberhalb Zermatt. Der erſte dieſer ſecundären Gletſcher kommt von der Cima di Jazzi, welche öſtlich vom Gornergrat liegt; er zieht am Südabhange des Riffelberges hin. Der zweite kommt aus der Paſſage des Weißthors, nimmt Zuflüſſe vom Nardende und vom Gornerharn auf, welches er im Norden bis zum Gornerſee umgiebt. Dort trifft er zuſammen mit dem großen Gletſcher des Monte Roſa, welcher am Fuße der Höchſten Spitze beginnt (— Nardende und Höchſte Spitze ſind die beiden Gipfelpunkte des Monte Roſa —) und einen großen Halbkreis um das Gornerharn beſchreibt; auf der andern Seite kommt dann der Grenzgletſcher herab. Der vierte ſecundäre Gletſcher iſt jener, welcher auf den Zwillingen entſteht; dann folgen der Schwarze und der Triſti-Gletſcher, der obere und untere Theodulgletſcher. Sie alleſammt ſind am Fuße des Riffelharns (das 8642 Fuß Höhe hat), ſteigen in einer Maſſe über eine Felſenwand und bilden jene Nadeln, welche dem Wanderer in Sicht kommen, wenn er im Thale der Viſp aufwärts geht und zuerſt den Gorner erblickt.

Die Oberfläche des Gletſchers iſt zumeiſt uneben, nicht glatt und vielfach von Riſſen und Spalten durchzogen. Weiter oben beim Garnerharn- oder Monte-Roſa-Gletſcher kommen dieſe nicht vor; ſtatt ihrer treten runde Aushöhlungen auf, von denen manche mit Waſſer gefüllt ſind und andere

Gornergletscher und Gornergrat.

nicht; viele haben auch Sand und Kies auf dem Grunde, andere dagegen klares Eis. Man bezeichnet sie als Badewannen (baignoires); sie haben gewöhnlich 10 Fuß im Durchmesser, manchmal auch mehr, aber eine nur unbeträchtliche Tiefe.

Der Gornergletscher hat seit etwa einem Jahrhundert durch sein Vorrücken viele Wiesen zerstört; er drängt unaufhaltsam weiter und reißt den Boden auf, als ob ein Pflug darüber hingegangen wäre. Noch vor etwa funfzig Jahren stand ein Weiler mit Häusern, Heuschuppen ꝛc. am linken Ufer des Gorner inmitten von Wiesen; heute ist das Alles mit Eis bedeckt. Grad sah zwischen den Felsblöcken und dem Kies der Moränen zertrümmerte Lärchenstämme, welche etwa 3200 Fuß weiter aufwärts, am Fuße des Riffel, vom Gletscher ausgerissen worden waren. Der vormalige Pfarrer von Zermatt, welcher sein Amt etwa zwanzig Jahre lang verwaltete, hat manchmal beobachtet, wie die Häuser durch den Gletscher hinwegrasirt wurden. Er überzeugte sich ferner, daß der letztere vom December bis Ende Februars regelmäßig 18 bis 20 Fuß vorrückt. (Hier wäre demnach ein Beweis, daß der Gletscher im Winter nicht „ruht".) Ein anderer Beobachter, Herr Clemenz, welcher sich in jedem Sommer in Zermatt aufhält, und genau beobachtet, hat genau ermittelt, daß der Gletscherfuß in den Jahren 1851 bis und mit 1855 vorgerückt ist: 17, 19, 22, 11 und 4 Meter, also in fünf Jahren etwa 225 Fuß; 1862 bis 1864 rückte er gar nicht vor. Engelhardt nimmt an, daß der Gornergletscher von 1830 bis 1850 in gerader Linie sich um eine halbe Lieue verlängert habe.

Aehnliches findet beim Zmuttgletscher statt. Das Thal der Zmutt liegt dem Gornergletscher gegenüber; es ist eng, aber das armselige Dorf gleiches Namens hat eine ungemein malerische Lage. Auf der Brücke, welche über den Abgrund geschlagen worden ist, hat man einen „ungeheuerlichen Niederblick" in eine tiefe, schwarze Schlucht, in welcher der Zmuttbach braust. Der Gletscher ist anfangs völlig mit einer ungeheuern Schuttmasse wohl eine gute Wegstunde weit überdeckt, meist eckigen Steinen, die vom Matterhorn, vom Weißhorn ꝛc. herabgekommen sind. Sie haben eine Dicke von 4 bis 5 Fuß, breiten sich fächerartig aus und gehören zwei verschiedenen Moränen an. Der Gletscher ist unten nur etwa eine starke Viertelstunde breit, man bedarf aber einer guten Stunde, um hinüberzugehen, weil er sehr viele Risse und Spalten hat. Weiter oben, wo er eine breite Ebene bildet, fehlen dieselben, und sie treten erst wieder unmittelbar unter dem Cervin auf.

Die Oberflächenmoräne des Zmuttgletschers begünstigt das rasche Vorrücken desselben. Collomb sah 1848, wie das Eis einen Hügel erreichte, auf welchem einige Bäume vereinzelt standen. Im nächsten Jahre hatte sich dasselbe rundherum gelagert, und 1866 sah Grad weder von Hügel noch Bäumen irgend welche Spur, und der Gletscher hatte in der Zwischenzeit viel Boden gewonnen. Er hatte in seinem Vorschreiten den Wald förmlich ausgehoben und derart vernichtet, daß in der Erdmoräne zerbrochene und zerquetschte Baumstämme fast so häufig waren, wie die Steinblöcke. — Der Bach, welcher aus dem Zmuttgletscher hervorkommt, vereinigt sich oberhalb Zermatt mit dem Gornerbach, etwas aufwärts von seiner Vereinigung mit dem Bache von Findelen, und

Digitized by Google

Der Monte Roſa und der Gornergletſcher.

ſie bilden zuſammen die Viſp, welche im Thale von Zermatt noch viele andere Gletſcherwaſſer aufnimmt. Im Saasthale, deſſen Bäche bei Stalden in die Viſp fließen, ſieht man überall das Eis dicht über den Wieſen und Wäldern liegen; die Gletſcher reichen dort bis an den Rand des Weges herab. Einer derſelben, der Aletaire, hat ſich bis an den andern Rand des Thales vorgeſchoben, daſſelbe verrammelt und verſperrt, und da das Waſſer den Eisdamm nicht durchbrechen konnte, ſo hat es den Mattmark-See gebildet. Der Ingenieur Venetz gab ſich große Mühe, eine Abflußrinne herzuſtellen; aber trotzdem iſt doch das untere Thal von einer ähnlichen Heimſuchung bedroht, wie 1818 das Bagnethal durch den Getrozgletſcher. Dort hatte ſich in ähnlicher Weiſe ein See gebildet; er durchbrach die Eisſchranke, und nun ergoſſen ſich binnen einer halben Stunde 500,000,000 Cubikmeter Waſſer hinab; mit Blitzesſchnelligkeit waren Häuſer, Felder, Menſchen und Vieh verſchwunden.

* * *

Der Stock des Monte Roſa gehört zur Gruppe der penninischen Alpen und dem ſüdweſtlichen Zweige des Syſtems, welches den St. Gotthard mit dem Montblanc verbindet. Gewöhnlich bezeichnet man als Monte Roſa den hohen Kamm zwiſchen der Paſſage des Weißthors im Norden und des Col delle Piccie im Süden, zwiſchen den Gletſchern des Saasthales, des Garner und des Macugnaga. Sein Kamm hat neun Gipfel, die in einer beinahe geraden Linie liegen, auf der Verlängerung des Saasgrates. Die höchſten ſind das ſchon erwähnte Nordende, 14,153 Fuß, und die Höchſte Spitze, 14,284 Fuß, welche das Gornerhorn überragen; das letztere bildet eine abgeſtumpfte Pyramide mit viereckiger Baſis.

Die Thäler am Monte Roſa ſind von Leuten deutſchen Stammes bewohnt, mit alleiniger Ausnahme des Thales von Tournanche, wo ein romaniſches Patois geredet wird. Dieſen Gebirgsleuten bietet das Land keine hinreichende Nahrungsquelle, und ſie ziehen in die Welt hinaus, um Erwerb zu ſuchen; ſie ſägen Holz im Val Challant, ſind Handelsleute im Val Leſa, Bergleute im Val Anzasca, im Thale der Seſia Stuck- und Gypsarbeiter. Während die Männer auswärts ſind, beſorgen die fleißigen und ſehr kräftigen Frauen Acker und Vieh.

Der Monte Roſa iſt zuerſt 1852 von zwei Brüdern Smith aus Yarmouth erſtiegen worden, und gegenwärtig wird er faſt in jedem Sommer erklommen auch von Frauen, z. B. am 15. Juli 1862 von Marie Kathrein aus Brieg in Schleſien. Die Ausſicht nach der italieniſchen Seite hin verſchwimmt gewöhnlich in einem Dunſtmeere, während jene nach dem Montblanc insgemein lohnend iſt.

Wir kommen noch einmal auf das Viſpthal, unſern Ausgangspunkt, zurück. Daſſelbe wird häufig von ſchweren Kataſtrophen heimgeſucht. Bald ſtürzt ein Gletſcher herab, bald zittert die Erde: der Viesgletſcher hat einige Male das Dorf Randa zerſtört, 1636 und 1819, und theilweiſe wieder im Winter auf 1866. Die Lufterſchütterung war ſo ſtark, daß Häuſer und Scheunen wie dürre Blätter fortgetrieben wurden. Der Ingenieur Venetz ſchätzt die Maſſe von Eis, Schnee und Steinen, welche in das Thal hinabſtürzte, auf 1,300,000 Cubikmeter; ſie hemmten

fünf Tage lang den Abfluß der Visp, welcher man mit Mühe wieder einen Abfluß verschaffte. Weiterhin, zwischen Randa und Täsch, an einer Stelle, die man als In der Wilde bezeichnet, und wo der Fluß über eine ebene Fläche zwischen enormen Gneisblöcken strömt, die vom Mischabel herabgekommen sind, ist ein Dorf durch einen Bergsturz verschüttet worden. Das Erdbeben von 1855 war entsetzlich. Die ganze Kette des Monte Rosa zitterte und bebte, als ob sie sich öffnen wollte; bis zum Gipfel hinauf war donnerndes Rollen und dumpfes Getöse; düstere Wolken hüllten das Thal ein, der Regen fiel in Strömen, das Tosen der Visp wurde nicht gehört, weil unterirdisches Rasseln und Donnern dasselbe überläubte, und eine Felsmasse und eine Eislawine nach der andern herabstürzte.

Die Eisenbahnen Rußlands und ihre Bedeutung.

Mit einer Karte.

I.

B. Von allen europäischen Ländern besitzt Rußland im Verhältniß zu seinem Umfange die geringste Küstenausdehnung und die wenigsten für große Schiffe zugänglichen Häfen. Die Regierung eines so hafenarmen Landes muß vor allen Dingen darauf bedacht sein, die Verkehrswege im Innern möglichst zu vervollkommnen, um den Zugang der Producte aus den verschiedenen Landestheilen zum Meere, sowie den Transport fremder Waaren in das Innere zu ermöglichen und zu erleichtern.

Diese Nothwendigkeit hatte die russischen Herrscher veranlaßt, diejenigen Verkehrswege, welche früher hauptsächlich dem Binnenhandel dienten, nämlich die Wasserwege, durch Verbindung einiger wichtiger Flußläufe vermittelst einer Anzahl von Canälen zu verbessern. Die Ausführung dieser künstlichen Wasserstraßen war um so leichter, als keine eigentlichen Gebirgszüge die einzelnen Stromgebiete trennen. Bei den geringen Bedürfnissen des russischen Volkes, dessen größerer Theil bis in das sechste Decennium unseres Jahrhunderts in den Fesseln der Leibeigenschaft schmachtete, genügten diese Verkehrswege den Anforderungen des Handels. Als aber um diese Zeit das westliche Europa, welches durch die Verwendung der Dampfkraft bei den Verkehrsmitteln und in der Industrie bereits einen gewaltigen Schritt vorwärts in der neuen Aera des Handels und Verkehrs gemacht hatte, an die Pforten des noch in eisiger Abgeschlossenheit verharrenden Rußlands pochte, als man deutlich die Segnungen der neuen Erfindung bei den ihr erschlossenen Völkern wahrnahm, da konnte kein Zweifel mehr sein, daß Rußland, um in seiner Entwickelung hinter den übrigen europäischen Völkern nicht allzu sehr zurückzubleiben, nothwendiger Weise dahin streben müsse, durch die Eisenbahnen die alten, den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprechenden Wasserstraßen zu ergänzen respective zu ersetzen.

Zu jener Zeit herrschte in Rußland Kaiser Nikolaus, ein starrer Autokrat, der die im westlichen Europa sich Bahn brechenden Neuerungen gründlich haßte, weil er, und auch mit Recht, dieselben als mit seinen Principien unvereinbar erkannte. Er wollte den neuen im Gefolge des Handels und des Verkehrs einziehenden Culturideen den Eingang in sein Reich versagen, und unter vollständiger Verkennung der Wichtigkeit der Eisenbahnen für das Gedeihen und Wachsen des nationalen Wohlstandes, des Grundpfeilers der Machtstellung eines Volkes, wähnte er dieselbe vielmehr durch eine starke Armee sichern zu können, die daher in dem Organismus seines Staates auch eine prädominirende Stellung einnahm. Während in den meisten europäischen Staaten der Bau der Bahnen durch Regierungen und Actiengesellschaften eifrig betrieben wurde, ruhte derselbe in Rußland fast vollständig, weil der Selbstherrscher dieser Neuerung abgeneigt war. Aber er selber sollte die Folgen dieser Kurzsichtigkeit am empfindlichsten fühlen. Von Ehrgeiz getrieben provocirte Nikolaus in Ueberschätzung seiner Kräfte den sogenannten orientalischen Krieg. Trotz aller Mittel, die dem in seinem Reiche allmächtigen Alleinherrscher zu Gebote standen, waren seine Streitkräfte an der Donau zu schwach, um die türkische Armee zurückzudrängen, sie waren auch zu schwach, um das von den Engländern und Franzosen belagerte Sebastopol zu halten oder zu entsetzen. An Soldaten und Kriegsmaterial fehlte es in dem ungeheuern Reiche nicht, wohl aber auf den Feldern, wo die ehernen Würfel der Entscheidung rollten. Auf dem weiten Wege von dem Innern Rußlands nach der Krim wurden die Schaaren der nachgesandten Recruten durch Strapazen und Krankheiten decimirt; ganze Bataillone fanden in den Steppen ihren Tod durch Schneestürme, und wenn die Truppen endlich am Ziele ankamen, so waren sie erschöpft, zum Kampf unfähig, und konnten sich auch nicht erholen, weil die Verpflegung einer so großen Armee in dem unangebauten Steppenlande mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Kaiser Nikolaus erlebte nicht das Ende des Krieges; gebrochenen Herzens starb er, als er seine hochfahrenden Hoffnungen und Pläne vernichtet sah.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander erkannte richtig, daß die in dem orientalischen Kriege zu Tage getretene militärische Schwäche Rußlands in den großen Entfernungen des Reiches bestehe. Nach Beendigung des Krieges war sein Hauptaugenmerk auf Beseitigung dieser Schwäche durch Herstellung von Eisenstraßen gerichtet, und mit welcher Energie er das Versäumte nachhalte, zeigen am deutlichsten folgende Angaben.

Im Jahre 1855 — dem Regierungsantritte Alexander's — betrug die Länge der russischen Bahnen 2145 Werst, dagegen am 1. Januar 1869 6569 Werst (938 deutsche Meilen) im Betrieb befindliche und 4538 Werst (648 deutsche Meilen) im Bau begriffene und theilweise vollendete. Dieser ungemein schnelle Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes war begleitet von einer Anzahl Reformen in dem Staatsorganismus, deren wichtigste die Bauernemancipation ist; einige haben nicht verfehlt, auf das in seiner Entwickelung im Vergleich zu den übrigen europäischen Nationen wenig vorgeschrittene russische Volk einen wohlthuenden Einfluß auszuüben. Durch die Eisenbahnen wird dieser große Ländercomplex dem Weltverkehr erschlossen; der Bauer im Innern, der sonst für die Producte seines Bo-

Digitized by Google

dens nur ein ungemein beschränktes Absatzgebiet hatte, kann dieselben jetzt zu mehr oder weniger vortheilhaften Preisen, je nach der Conjunctur, verwerthen, und für den Erlös solche Waaren eintauschen, die für ihn nicht absolutes Bedürfniß sind. Das materielle Wohlbefinden ist aber einer der wichtigsten Factoren in dem Entwickelungsgange der Völker, und in der Hebung desselben durch die Eisenbahnen liegt gerade ein wesentlicher Theil ihres civilisatorischen Einflusses. In Folge dieser hohen Bedeutung der Eisenstraßen für die Entwickelung eines Volkes kann es nicht ausbleiben, daß dieselben eine wichtige Stellung in dem Leben desselben einnehmen, und demgemäß sowohl in der Anlage derselben wie in dem Betriebe sich die nationalen Eigenschaften resp. Eigenheiten abspiegeln. So sehen wir, daß die englischen Bahnen ausschließlich dem Bedürfnisse des Handels und Verkehrs entsprechend gebaut sind; frei von jeder lästigen polizeilichen Einschränkung kennen sie nur die Grenzen, welche die Concurrenz ihnen zieht. — In Frankreich, in dessen Staatsorganismus die straffe Centralisation die Hauptrolle spielt, ist der Regierungssitz Paris auch der Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes, von dem aus die einzelnen Linien strahlenförmig ausgehen. Die politische Gliederung Deutschlands gestattete kein einheitliches Princip in der Anlage der Bahnen. Die meisten Linien sind durch Verbindung der größeren Städte, wobei die Residenzen der kleinen, kleineren und kleinsten Fürsten stets eine bevorzugte Rolle spielten, entstanden; daher auch jetzt, nachdem im Norden der Kleinstaaterei die Spitze gebrochen ist, die eigentlich directen Linien in Angriff genommen, und die Bogen und Winkel bei den vorhandenen Strecken durch gerade Linien ersetzt werden.

Bei dem Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes sind hauptsächlich drei Factoren maßgebend. In erster Stelle die persönlichen Wünsche des Herrschers, zweitens strategische Gesichtspunkte, und erst in letzter Stelle die Bedürfnisse des Handels und Verkehrs. Welche Wichtigkeit den strategischen Rücksichten beizumessen ist, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß noch vor wenigen Monaten, anläßlich der Aufstellung eines umfassenden Planes für die projectirten Neubauten, der Kaiser verordnet hat, daß alljährlich ungefähr 500 Werst strategischer Bahnen gebaut werden sollen, und zwar solle der Bau derselben vor allen übrigen gesichert werden.

Die erste Bahn, welche in Rußland dem Betriebe übergeben wurde, war die 25 Werst lange von St. Petersburg nach dem kaiserlichen Lustschlosse Zarskoje-Selo, und die Eröffnung dieser Bahn fand im Jahre 1838 statt. Dieselbe diente ausschließlich zur Bequemlichkeit der kaiserlichen Familie und hat keinen commerciellen Zweck. Die erste größere wichtige Strecke war die im Jahre 1848 eröffnete Bahn von Warschau nach Granico, der Anschlußstation an die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, unter dem Namen Worschau-Wiener Bahn bekannt, welche die Verbindung der Hauptstadt Polens mit Wien herstellt.

Im Jahre 1851 erfolgte darauf die Fertigstellung der Nikolaibahn, Verbindungslinie zwischen den beiden Hauptstädten des russischen Reiches, St. Petersburg und Moskau, 604 Werst lang, von dem Staate in dem Zeitraume von ungefähr vier Jahren hergestellt.

Die schon an und für sich sehr geringe Thätigkeit auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues erlahmte in den folgenden Jahren mehr und mehr, und es wurde nur eine ganz geringe Theilstrecke der Linie St.-Petersburg-Worschau dem Verkehr übergeben. Der im Jahre 1854 ausgebrochene orientalische Krieg, welcher in jeder Weise auf die Entwickelung des russischen Volkes verderblich wirkte, und die große finanzielle Bedrängniß, die ihm folgte, hemmten später den Bahnbau vollständig. Erst im Jahre 1862 wurde die Linie St.-Petersburg-Warschau mit ihren Zweigbahnen von Dünoburg nach Riga und von Kowno nach der preußischen Grenze in ihrer ganzen Ausdehnung dem Verkehr übergeben, nachdem im Jahre vorher bereits der wichtige Anschluß an die preußischen Bahnen hergestellt war. In dasselbe Jahr fällt auch die Eröffnung der kurzen Linie Kolotsch-Tsaryzin, welche die Wolga mit dem Don an derjenigen Stelle, wo sich diese Flüsse am meisten nähern, nördlich von der Stadt Sarepta mit einander verbindet.

Wir wollen nicht weiter chronologisch die Eröffnungen der einzelnen Linien aufzählen, weil bei dem schnellen Wachsthume des russischen Eisenbahnnetzes das ganze Bild, welches wir unseren Lesern vorzuführen gedenken, dadurch an Klarheit und Uebersichtlichkeit leiden würde; wir wollen vielmehr die wichtigsten Linien sowie ihre Bedeutung nach ihrer gegenwärtigen Ausdehnung besprechen. Zum bessern Verständniß würden wir unsere Leser bitten, einen Blick auf die Karte zu werfen, welche die einzelnen Linien des großen Netzes veranschaulicht.

Die drei wichtigsten Handelsstädte Rußlands, St. Petersburg, Moskau und Odessa, sind die Knoten- respective Ausgangspunkte des russischen Eisenbahnnetzes, wobei noch besonders zu berücksichtigen ist, daß St. Petersburg und Moskau Residenzen der kaiserlichen Familie sind. Von diesen drei Städten war zunächst St. Petersburg die bevorzugte, indem sie zuerst mit dem großen europäischen Bahnnetze in Verbindung gebracht wurde; in den letzten sieben Jahren hat sich hingegen die Bauthätigkeit weit mehr auf die von Moskau auslaufenden Linien concentrirt, so daß gegenwärtig die alte Metropole des Czarenreiches ihrer jüngern Rivalin bereits, was die Ausdehnung der von ihr ausgehenden Linien anbetrifft, den Rang abgelaufen hat.

Betrachten wir zunächst die um den Mittelpunkt Moskau sich strahlenförmig gruppirenden Linien. In südlicher Richtung finden wir eine von Moskau über Tula, Orel, Kursk, Charkow nach Taganrog, dem wichtigsten Hafenplatz am Asowschen Meer, und Rostow, dem Hafen an der Mündung des Don, führende Eisenbahnlinie. Der erste Theil dieser großen Eisenstraße wurde im Jahre 1866 dem Betrieb übergeben, das letzte Stück erst vor wenigen Monaten. Durch diese Linie wird Moskau in directe Verbindung mit dem Asowschen Meer gebracht; ferner durchschneidet diese Bahn die ungemein wichtigen russischen Industriedistricte südlich von Moskau, als deren Mittelpunkte die Städte Tula und Kaluga betrachtet werden können. Bei der noch sehr niedrigen Entwickelungsstufe der russischen Industrie und bei den hohen Eingangszöllen auf ausländische Erzeugnisse haben diese Gegenden für das weite russische Reich eine erhöhte Bedeutung. Durch die Eröffnung dieser Bahn wird es nun möglich, die für die Fabrikation erforderlichen Rohproducte, sei es, daß sie vom Auslande, sei es, daß sie vom Inlande bezogen werden, weit schneller, regelmäßiger und billiger zu beschaffen, und dadurch das Fabrikat selbst billiger herzustellen.

In südlicher Richtung, jedoch mehr östlich, haben wir eine zweite große Linie, die allerdings kaum zur Hälfte augenblicklich im Betriebe ist, deren Fertigstellung aber bei der großen Energie, mit der die Erbauung von Eisenbahnen jetzt in Rußland betrieben wird, in nicht zu langer Zeit erwartet werden darf. Es ist dies die von Moskau über Rjäsan, Kozlow, Griasi nach Woronesch führende Bahn, die von Woronesch nach Gruschewska, dem Endpunkte der kleinen Bahn Gruschewska-Rostow, nördlich von Novo-Tscherkask gelegen, weitergeführt werden soll. Ferner werden von dieser Hauptbahn zwei ebenfalls für den Handel

sehr wichtige Zweigbahnen gebaut, nämlich die Linie von Kozlow über Tambow, bis wohin sie bereits fertig ist, nach Saratow an der Wolga, und zweitens die Linie von Griasi über Borrissogljebsk — dem Verkehr übergeben — nach Tzaritzin an der Wolga, Ausgangspunkt der Verbindungsbahn zwischen Don und Wolga, nördlich von Sarepta. Diese Hauptbahn mit ihren Zweigbahnen verbindet ebenfalls Moskau mit dem Asowschen Meere und außerdem mit dem untern und mittlern Laufe der Wolga. Die Gouvernements, welche sie durchschneidet, haben eine wenig gewerbfleißige Bevölkerung, aber desto reicher sind dieselben an Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht. Die Hauptbedeutung dieser Eisenbahn beruht aber darin, daß sie das einzige größere erschlossene Kohlenbecken Rußlands, das des Donetz, nördlich von Gruschewska, berührt, und dadurch der Kohle den Weg in das ausgedehnte Kaiserreich eröffnet. Rußland ist durchaus nicht arm an Steinkohlen, aber der Transport derselben ohne Eisenbahnen nicht möglich. Man findet Kohlen am Westabhange des Ural an vielen Stellen, ebenso am Nordabhange des Kaukasus im Thale des Kuban; aber diese Kohlenloger werden wenig oder gar nicht abgebaut, weil der Absatz des Productes ein zu beschränkter ist. Kohle ist der wichtigste Factor der modernen Industrie, überall, wo Kohlen sind, blüht dieselbe, aber gerade an diesem unentbehrlichsten Naturproduct litt bisher die russische Industrie empfindlichen Mangel, und hierin liegt zum Theil der Grund für ihre geringe Entwickelung. Durch den Bau dieser Eisenbahnlinie wird demnächst die Kohle aus dem Becken am Donetz ohne große Transportkosten nach Tula, Kaluga und Moskau geschafft werden können, und wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß die Eisenindustrie in der Gegend von Tula durch die billige Zufuhr von Brennmaterial in eine neue Phase eintreten wird.

Der Abbau der Kohlen in dem Donetzrevier wird nach den Berichten deutscher Bergleute bis jetzt sehr mangelhaft betrieben, und ist eigentlich nur ein Raubbau; eine gesteigerte Nachfrage wird aber jedenfalls auch einen rationellern Betrieb des Bergbaues zur Folge haben. Augenblicklich ist das Absatzgebiet der südrussischen Kohle noch ein sehr beschränktes, da erst durch die im Jahre 1868 eröffnete Bahn Gruschewska-Rostow derselben der Weg zum Meere gebahnt ist, aber dennoch versorgt dieselbe bereits die Häfen des Asowschen Meeres und der Krim.

Die commercielle Bedeutung der beiden oben erwähnten im Bau begriffenen Zweigbahnen Kozlow, Tambow, Saratow und Griasi, Borissogljebsk, Tzoritzin, welche, wie wir gesehen, den mittlern und untern Lauf der Wolga mit Moskau in directe Verbindung bringen, ist ebenfalls nicht zu unterschätzen. Die Wolga, zur Zeit die wichtigste Verkehrsader des östlichen Rußlands, steht mit St. Petersburg durch ihre Zuflüsse und durch Canäle in Verbindung, aber die Fahrt auf derselben ist eine ungemein langwierige und beschwerliche. Dazu kommt noch, daß die Wasserwege in Rußland einen großen Theil des Jahres in Folge des Eises unbenutzbar sind, so daß die den großen Umweg über Kosan und über Simbirsk abkürzenden Eisenbahnen durch diesen Umstand noch eine gesteigerte Bedeutung für den Handel bekommen. Der wichtige Hafenplatz an der Mündung der Wolga, Astrachan, wird nach Vollendung der Bahnstrecke Borrissogljebsk-Tzaritzin in wenigen Tagen von Moskau zu erreichen sein, und dadurch das für den asiatischen Binnenhandel wichtige Kaspische Meer dem Weltverkehr zugänglicher werden. Es hat sich bereits ein Consortium russischer Eisenbahnbauunternehmer gebildet, welches eine Eisenbahn zwischen dem Kaspischen Meere und dem Araksee bauen will, und dem auch seitens der Regierung alle mögliche Unterstützung zugesagt ist, so daß die erforderlichen Vorarbeiten bereits in diesem Jahre beginnen werden.

Durch den Bau dieser Eisenbahnlinien eröffnen sich ganz neue Straßen für den Handel des innern Asiens, und zwar wird Rußland hiervon den wesentlichsten Vortheil ziehen.

In östlicher Richtung geht von Moskau aus nur eine kurze Bahn, deren Verlängerung in den nächsten Jahren auch noch nicht erfolgen wird. Es ist dies die über Wladimir nach Nischnei-Nowgorod führende Linie mit einer kurzen Zweigbahn nach Iwanowo. Der Hauptwerth dieser Bahn besteht darin, daß sie den wichtigen Meßplatz Nischnei-Nowgorod mit Moskau und dadurch mit dem Weltverkehr in Verbindung bringt. Die auf der großen Messe in Nischnei-Nowgorod alljährlich umgesetzten Waaren repräsentiren den ganz bedeutenden Werth von nahe etwa 100 Millionen jährlich, und ein großer Theil der ostrussischen Bevölkerung, sowie die Nomaden des innern Asiens versehen sich auf diesem großen Weltmarkte mit den Erzeugnissen der europäischen Industrie. Der Weiterbau der Strecke Moskau-Nischnei-Nowgorod in östlicher Richtung über Kasan nach Jekaterinenburg ist projectirt, es werden jedoch wohl noch manche Jahre vergehen, ehe diese große Linie dem Verkehr eröffnet wird. Ihre Bedeutung ist eine sehr große, indem sie der Kohle am westlichen Abhange des Ural den Weg in die reichen Bergwerksdistricte im innern und östlichen Ural bahnt, und dadurch der Montanindustrie des Ural das fehlende Brennmaterial zuführt.

In nördlicher Richtung von Moskau haben wir noch eine kurze Bahnstrecke zu verzeichnen, nämlich die Bahn, welche Moskau mit der Stadt Jaroslaw an der Wolga verbindet, deren Bedeutung aber, schon in Folge ihrer Kürze, nur eine untergeordnete ist.

Dies sind die von Moskau ausgehenden vollendeten oder theilweise vollendeten Bahnen; zu erwähnen wäre noch die im Bau begriffene Linie Moskau-Smolensk, deren Eröffnung noch im Laufe dieses Jahres stattfinden soll.

Die Verbindung Moskaus mit St. Petersburg, dem gewöhnlichen Wohnorte der kaiserlichen Familie, dem Sitze der russischen Regierung und dem wichtigsten Hafen des Czarenreiches, wird durch die bereits erwähnte Nikolaibahn hergestellt. Obgleich die von der Bahn berührten Landstriche nicht sehr fruchtbar sind, auch nur eine dünne Bevölkerung haben, so ist dieselbe dennoch die rentabelste der ganzen Monarchie, weil der Durchgangsverkehr ein ungemein reger und lebhafter ist. Alle Waaren, die Moskau vom Auslande bezieht, um sie im Innern zu verkaufen, werden auf dieser Bahn transportirt, und andererseits benutzt ein sehr großer Theil der russischen Exportartikel ebenfalls diesen Weg, um in das Ausland zu gelangen.

Von welcher Wichtigkeit beispielsweise diese Eisenbahn für die Versorgung der Stadt St. Petersburg mit Lebensmitteln ist, zeigte die Ende voriges Jahres durch den Brand der hölzernen Mesta- (Msto-) Brücke eingetretene Verkehrsstörung. Sämmtliche Waaren mußten in Kähnen über den Fluß geschafft werden und später im Winter über die Eisdecke. Die hierdurch entstehenden Kosten waren so groß, daß im Anfang die Fleischpreise in St. Petersburg bedeutend in die Höhe gingen.

Erwähnenswerth bei der Nikolai-Eisenbahn ist noch die Linie Rybinsk-Bologoi, deren Vollendung in Kurzem bevorsteht. Diese Bahn verbindet die für die Verschiffung des Getreides von der Wolga nach St. Petersburg insofern wichtige Stadt Rybinsk, als dort die großen Wolgafahrzeuge genöthigt sind, ihre Ladungen in kleinere für die Schifffahrt auf den Canälen geeignete Kähne umzuladen, mit der Sta-

Digitized by Google

tion Bologoi der Nikolai-Eiſenbahn. Dieſe wird beſonders im Anfange des Winters und im Frühjahre ſtarke Getreidetransporte zu vermitteln haben, weil die Canäle weit früher mit einer Eisdecke ſich bedecken, als die an vielen Stellen ſtark ſtrömende Wolga.

Wenn wir die Verbindungslinie St.-Petersburg-Moskau als eine ſo zu ſagen neutrale Eiſenbahn, d. h. als eine ſowohl zu dem Knotenpunkte Moskau wie St. Petersburg gehörige betrachten, ſo giebt es von St. Petersburg ausgehend nur zwei vollendete Linien und eine im Bau begriffene, nämlich St.-Petersburg-Warſchau mit dem Anſchluß an die preußiſche Oſtbahn, und St.-Petersburg-Rikhimiaki, ferner im Bau begriffen und vorausſichtlich im Jahre 1871 dem Betriebe zu übergebende St.-Petersburg-Baltiſchport.

Schickſale und Wanderungen eines deutſchen Renegaten in Nordafrika.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

III.

Natürlich wußte ich, daß dies nur ein Aufſchub war. Leute lange im Gefängniß zu laſſen, lag nicht in Ali Bey's Syſtem. Manchmal freilich wurden ſie aus demſelben freigelaſſen und wieder zu ihren alten Würden zurückbefördert, aber meiſt war das Ende das Schaffot. Wie konnte ich dieſem entrinnen? Dazu gab es nur ein Mittel. Das war, die Gefangenwärter zu gewinnen und ſie zur gemeinſchaftlichen Flucht zu überreden. Deren hatte ich zwei; der eine ein Stocktürke, jeder Ueberredungskunſt unzugänglich; aber der andere war glücklicherweiſe ein Renegat, wie ich, ein Italiener, gleichfalls aus der Fremdenlegion deſertirt. Wie man ſo unvorſichtig ſein konnte, mir ihn zum Wächter zu geben, begreife ich noch heute nicht. Mit ihm war ich bald einig, beſonders da ich ihm vorſtellte, wie die Franzoſen ohne Zweifel über kurz oder lang Conſtantine nehmen und uns dann erſchießen laſſen würden. Er beſchloß, mit mir nach Tuggurt zu fliehen. Der Türke aber war ein großes Hinderniß. Ihn betrunken zu machen, war unſer erſter Plan, und dieſer gelang auch ſo gut, daß er wirklich bald wie im Todesſchlummer auf dem Boden ausgeſtreckt lag und ſich nicht regen zu können ſchien. Aber wir hatten uns verrechnet. Als wir eben den Schlüſſel ins Schloß ſteckten, erwachte der Türke, fuhr empor und widerſetzte ſich energiſch unſerer Flucht. Hier galt es alle Scrupel überwinden. Nur durch den Tod des Türken konnten wir uns retten, die Selbſterhaltung kennt kein Gebot. Wir zogen alſo unſere Jatagans und hieben ihn nieder.

Jetzt konnten wir das Gefängniß verlaſſen. Aber wir waren noch nicht aus der Stadt. Es war Nacht und die Thore waren geſchloſſen. Conſtantine, das afrikaniſche Adlerneſt, auf einer ſteilen Felsterraſſe gelegen, iſt von allen Seiten von abſchüſſigen Felswänden umringt, die beinahe jede Befeſtigung durch Kunſt erſetzen. Mauern ſind nur auf einer einzigen Seite. Auf allen anderen der Abgrund. Indeß, die Mauern waren wohlbewacht. Nicht ſo der Abgrund. Niemand dachte daran, daß Jemand auf dieſem Wege entkommen könne. Gerade deshalb wählten wir ihn. Ich hatte Seile in meiner Wohnung, und ſchlich mich in dieſe, um ſie zu holen. Wir befeſtigten mehrere an einander gebundene Seile an einem Mauervorſprung eines halbverfallenen Hauſes, und der Italiener begann zuerſt, ſich hinabzulaſſen. Es war Nacht, und der Mond ſchien nicht. Der Renegat war kaum auf der Hälfte angekommen, als ich ein fürchterlich donnerndes Getöſe vernahm, wie wenn ein ſchwerer Körper einige Hundert Fuß niederfiel. Es war der Italiener, der, da das Seil geriſſen, geſtürzt und ohne Zweifel in der ſchauerlichen Tiefe zu Grunde gegangen war. Ein fürchterliches Grauen überkam mich. Ich wagte dieſe Nacht nichts weiter zu unternehmen, verſteckte mich in das halbverfallene Haus, ſo gut ich konnte, und brachte dort dieſe Nacht und den folgenden Tag zu.

Am Tage in der Mittagsſtunde, wenn gewöhnlich Alles zu ruhen pflegt, wagte ich es, aus einer Luke des Hauſes einen Augenblick in den nahen Abgrund hinabzuſehen und ſah, daß der Italiener, mein Gefährte, der ſicherlich todt ſein mußte, nicht mehr unten lag. Man hatte alſo wahrſcheinlich ſeine Leiche gefunden. Die des Türken mußte man gleichfalls entdeckt haben. Von mir mochte man glauben, daß ich wirklich entkommen ſei, denn man ſtellte in der Nähe meines Verſteckes keine Nachforſchungen an. Es iſt wahr, ich hatte das verrätheriſche Seil entfernt und der Italiener brauchte ja nicht unmittelbar unter mir niedergefallen, ſondern konnte weiter gerollt ſein, da das Terrain unten uneben war. Es war alſo anzunehmen, daß man ſich über die Stelle, von der aus wir unſern Fluchtverſuch gemacht, getäuſcht hatte.

Ich blieb auch noch die zweite Nacht in meinem Verſteck. Endlich aber peinigte mich der Hunger dergeſtalt, daß ich mich entſchloß, lieber mein Leben in einem neuen Fluchtverſuche zu wagen, als hier langſam zu Grunde zu gehen. Ihn bei Nacht zu unternehmen, war mir unmöglich. Seile, die lang genug waren, beſaß ich nicht mehr. Es blieb nichts übrig, als den Tag zu wählen und unter irgend einer Vermummung aus der Stadt zu kommen. Woher aber eine ſolche nehmen? Ich durfte mich Niemand anvertrauen, am allerwenigſten den dummen Geſandten aus Tuggurt, die zwar guten Willen, aber weder Macht noch Verſtand hatten, mich zu retten. Da kam mir aber eine Fertigkeit, die aus meinem Sattlergewerbe herſtammte, zu Hülfe. Ich verſtand zu nähen. Ich hatte nichts als einen weißen Burnus, der mir zu meinem Zwecke dienen konnte. Meine übrige Tracht war ſo prachtvoll und ſo ausſchließlich türkiſch und militäriſch, daß ſie mich nur verrathen hätte, und daß ich ſie ausziehen und in der Ruine zurücklaſſen mußte. Aber aus dem Burnus konnte ich etwas machen. Ich trennte ihn mit meinem Meſſer aus einander. Mit einem kleinen ſilbernen Luxusgegenſtande, den ich als „Breloque“ am Uhrgehänge trug, improviſirte ich mir eine Nähnadel und ſtückelte mit dieſer, ſo gut es gehen wollte, aus meinem Burnus ein kabyliſches Frauengewand zurecht. Dann machte ich mir ein paar Geſichts-

tücher, wie sie die Städterinnen tragen, die man hier „Schleier“ nennt, die aber eher einer dichten Verpackung des Gesichts, als einem „Schleier“ gleichen. Obgleich die Kobylinnen gewöhnlich nicht verschleiert sind, so nehmen sie doch, wenn sie sich in Städten niederlassen, oft die „Gesichtsverpackung“ an, behalten aber ihr übriges Costüm bei. Die „Gesichtsverpackung“ war aber bei mir ein Gebot der Nothwendigkeit, denn mein rother Bart wäre das verrätherischste aller Erkennungszeichen gewesen. Wegen dieser meiner lichten Bartfarbe hätte ich mich auch nie als eingeborener Mann verkleiden können. Nur in Frauentracht konnte die „Gesichtsverpackung“ mich retten.

Als ich am Mittag des zweiten Tages meiner Haft das Costüm einer Kabylin und die „Gesichtsverpackung“, welche letztere ich dem Futter meiner Uniform entnahm, zusammengeschneidert hatte, verwandelte ich mich in ein „kabylisches Weib“. Da ich nicht sehr groß bin und gebückt zu gehen wußte, so brauchte meine Statur nicht aufzufallen. Endlich faßte ich mir ein Herz, ging oder hinkte vielmehr, denn ich gab mir Mühe, die Manieren eines alten Mütterchens nachzuahmen, da man ein solches eher unbehelligt läßt, als eine junge Frau, aus meinem Verstecke hervor und begab mich auf dem kürzesten Wege nach der Brücke „el Kantara“, welche den Abgrund auf der einen Seite überwölbt, und den einzigen Ausweg aus dem nicht ummauerten Theil der Stadt gewährte. Wohl begegnete ich vielen türkischen Soldaten und unter ihnen meinen besten Bekannten. Ich zitterte am ganzen Leibe, was jedoch nichts schadete, da ein altes Mütterchen am Ende zittern darf, ohne Erstaunen zu erregen. Glücklicherweise begegnete mir kein Unfall, sondern nur ein Abenteuer, und dieses war noch dazu so komischer Natur, daß es mich noch heute immer lachen macht, so oft ich an dasselbe zurückdenke.

Als ich ungefähr auf der Mitte der Brücke „el Kantara“ war, fühlte ich mich plötzlich erfaßt. Ich sah mich um und erblickte einen alten zerlumpten Kabylen, der mich in barschem Ton anschrie und mich mit beiden Armen festhielt. Schon glaubte ich eine Entdeckung fürchten zu müssen. Aber dem war nicht so. Der Kabyle hielt mich nämlich nur fest, um mir einen leeren Krug und einen schweren Pack mit Waaren, die er wahrscheinlich in der Stadt gekauft hatte, auf die Schultern zu laden. Anfangs war ich nicht wenig erstaunt über diese Handlungsweise, da sie aber keine Gefahr für mich bot, so ließ ich sie mir gefallen und schleppte ruhig den Krug und den schweren Pack. Ich wußte, daß die Kabylen ihre Frauen als ihre Lastthiere anzusehen und als solche, wenn sie in die Stadt gehen, mit den vollen Oelkrügen, die manchmal bis an 60 Pfund wiegen, zu beladen pflegen. Wenn sie nun die Stadt wieder verlassen, wo sie ihr Oel verkauft und für den Erlös Waaren erstanden haben, so muß die Frau den leeren Krug und den Waarenpack schleppen, und wenn sie auch noch so sehr unter der Last keucht.

Es unterlag keinem Zweifel, daß mein Costüm den Alten getäuscht, und daß er mich für eine zu seiner Familie gehörige Kabylin gehalten hatte. Es ist nämlich in Constantine Sitte, daß die Kabylen, während sie in der Stadt ihre Geschäfte besorgen, ihre Weiber unterdessen auf der Brücke warten lassen und dann, zu ihnen zurückgekehrt, ihnen ihre Ankäufe aufbürden. In dieser Meinung bestärkte mich noch der Umstand, daß nun ein kräftiger, achtzehnjähriger Bursche auf einem Esel angeritt kam, der den alten Kabylen als „Vater“, mich aber als „Großmutter“ anredete. Ich galt also für die Schwiegermutter des Kabylen. Da mir daran lag, diesen Irrthum wenigstens vor der Hand nicht aufzuhellen, so gab ich vorläufig gar keine Antworten, was bei der ganz passiven Rolle, welche die Frauen spielen, eben nicht besonders auffallen mochte.

Wir mochten uns etwa zwei Stunden Weges von der Stadt entfernt haben, als mir die Last, unter der ich keuchend einherging, doch etwas zu schwer zu werden anfing. Ewig konnte ich die Rolle als „kabylische Großmutter“ denn doch nicht spielen. Schon der Abend mußte eine Enthüllung bringen. Ich beschloß deshalb etwas zu wagen, mich dem Kabylen zu entdecken und ihm Geld für Verschwiegenheit und Mittel zum Weiterkommen zu versprechen. Glücklicherweise war ich noch mit Geld versehen. Ich riß also plötzlich meine „Gesichtsverpackung“ ab, was bei einer Kabylin freilich nicht auffallen konnte, da diese Frauen auf dem Lande stets unverschleiert gehen. Was aber im höchsten Grade auffallen mußte, war, eine Kabylin mit einem rothen Bart zu sehen.

Sprachloses Erstaunen folgte dieser Entschleierung. Die abergläubischen Kabylen glaubten an einen Teufelsspuk, flohen in allen Richtungen und ließen mich allein auf freiem Felde. Was ich auch thun machte, um sie wieder herbeizurufen, wie laut ich auch schrie, Niemand kam zurück. Im Gegentheil, die ganze Familie schien plötzlich befiedert zu sein, so schnell floh sie.

Ich war nun zwar frei, aber ich war vollkommen allein und hülflos. Indessen, da ich Geld hatte und der Sprache mächtig war, so verzagte ich nicht, mich bis nach Tuggurt, so weit es auch sein mochte, durchzuschlagen. Was mir jetzt sehr zu Statten kam, war gerade die schwere Last, die ich auf dem Rücken schleppte und welche die Kabylen mir in ihrer Angst gelassen hatten. Denn wie ich nun den Pack öffnete, fand ich darin sowohl Lebensmittel, deren ich sehr bedürftig war, als einen vollständigen Anzug, wie ihn Landleute zu tragen und zwar an Festen zu tragen pflegen. Diesen zog ich statt meiner Weiberkleider an, schlief die Nacht in einem Olivenholz und wendete mich am nächsten Morgen auf den Weg nach Süden zu, nur das Nothwendige mitnehmend, den Krug aber und alles Andere zurücklassend.

Um nicht wieder nach Constantine eingeliefert zu werden, vermied ich während der zwei ersten Tage jede menschliche Behausung, wanderte meist zwischen Pflanzungen und suchte so bald als möglich in die Wälder zu kommen. Wälder giebt es in der Provinz Constantine fast nur im Dschebel Aures (dem antiken Mons Aurasius), der etwa eine Tagereise südlich von Constantine seinen Anfang nimmt. Einmal in den Aures eingedrungen, konnte ich mich mit mehr Sicherheit bewegen.

Auf diesem Wege kam ich nach Batna. Dies war damals ein elendes Dorf, in dem sich um die Grabcapelle eines Marabut (Heiligen) einige zwanzig Beduinenfamilien niedergelassen hatten. Die Herrschaft des Bey von Constantine war hier nur noch nominell. In Wirklichkeit gab es keine andere Autorität, als die des Scheich, des Hüters des heiligen Grabes. Der damalige Scheich hieß Abder Rahman den Mustafa und war aus dem religiösen Geschlecht der Tidschani, gehörte auch zu dem geistlichen Orden dieses Namens. Die Tidschani sind ein geistlicher Orden, dessen Oberhaupt in Ayn Madi bei El Aghuat in der algierischen Sahara residirt, dessen Anhänger aber in allen Städten und Dörfern der Regentschaft vorkommen. Da ich schon viel von diesem Orden gehört, auch einmal in Constantine einer Versammlung der Ordensbrüder beigewohnt hatte, und einigermaßen die Ordensregeln kannte, so ging ich zum Scheich und sagte ihm, ich sei ein „Mamluk“, der dem Orden der Tidschani angehörte. Der Scheich wußte, daß es damals in der Provinz Constantine viele „Mamluken“ gab, und empfing mich freundlich. Ich wohnte bei ihm einige Tage, und es ging mir sehr wohl.

Digitized by Google

Bald ſetzte ich jedoch meine Reiſe weiter fort, diesmal in Begleitung von Arabern, welche noch El Kontara, der erſten Stadt in der Sahara, gingen. Nach zwei Tagen auf ſchwierigen Gebirgspfaden erreichten wir dieſen Ort. Der Weg führte faſt immer durch eine Felſenſchlucht, in welcher nur für einen reißenden Gebirgsſtrom und den ſchmalen Pfad, der ihn oft durchſchritt, Platz war. Endlich am Ende dieſer Schlucht und des Gebirges angekommen, überſchritten wir den Fluß auf der alten Römerbrücke, von der (da Brücke auf arabiſch el Kantara heißt) der Ort ſeinen Namen hat. Gleich hinter der Brücke begann der Palmenwald von el Kantara. Nie werde ich den reizenden Anblick vergeſſen, den dieſes erſte Stück Wüſte und Oaſe, welches ich erblickte, mir gewährte. Ich trat hier nämlich aus dem ſteilen Felſenpfade mitten in eine Oaſe, denn die Sahara empfing mich hier gleich mit dem, was ſie Reizendſtes beſitzt. Rings um mich wogte ein tauſendgipfeliger Palmenwald, und rings um dieſen dehnte ſich die Sandfläche in ihrer Unermeßlichkeit aus.

Die Sklaverei im osmaniſchen Reiche.

Während in Amerika die Sklaverei nur noch in Braſilien, auf Cuba und Portorico ihr Daſein höchſtens einige Jahrzehnte lang friſten kann, blüht ſie nach wie vor im Gebiete des türkiſchen Sultans. Sie trägt aber im Orient einen ganz andern Charakter, als auf der weſtlichen Erdhälfte, und wird in den mohammedaniſchen Ländern, wo ſie entſchieden als ein Hausbedürfniß betrachtet wird, ungeſchwächt fortdauern.

Einer ungefähren Schätzung zufolge hat Konſtantinopel allein nicht weniger als 30,000 Neger; man nimmt die Zahl der Wohnhäuſer, welche Mohammedanern gehören, für Stambul ſelbſt, die Vorſtädte und nächſten Umgebungen auf etwa 60,000 an; demnach käme auf je zwei Häuſer ein Sklav. Aber nicht bloß die Türkei, ſondern auch Aegypten, Tunis, Marokka und Arabien beziehen Negerſklaven aus Afrika, und der Handel mit der ſchwarzen Waare aus dem Sudan nach Norden hin nimmt ununterbrochen ſeinen Fortgang. An der Weſtküſte von Afrika hat er bekanntlich faſt ganz aufgehört; nur dann und wann hat in den letztverfloſſenen Jahren irgend ein Spanier eine Ladung von Bozales, d. h. heidniſchen, wilden Negern, nach Cuba eingeſchmuggelt; doch findet man es jetzt vortheilhafter, Chineſen einzuführen.

Die Philanthropen gaben ſich der Hoffnung hin, daß in Folge der Lahmlegung des Sklavenhandels an der Weſtküſte die Kriege zwiſchen den einzelnen Negervölkern aufhören würden; ſie wähnten, daß dieſelben zumeiſt nur des Menſchenraubes wegen ſtattfänden, und daß Friede herrſchen müſſe, wenn für die Gefangenen kein Abſatz mehr möglich ſei. Sie waren im Irrthum. Die Kriege dauern fort, ſie ſind aber nur grauſamer geworden als früher. Im Nigerdelta macht man, z. B. bei den Efiks und den Kalaboreſen, kurzen Proceß mit den Gefangenen, indem man ſie öffentlich, bei feierlichen Gelagen auffrißt, weil ſie keinen Marktpreis mehr haben; man will ſo viel Feinde als irgend möglich unſchädlich machen. Früher geſchah das, indem man ſie verkaufte; ſie wurden dann über See geſchafft. Als unſer Landsmann, Eduard Vogel, den Sultan von Bornu auf einem Kriegszuge gegen die heidniſchen Musgoneger begleitete, wor er Zeuge, daß man einigen Tauſend gefangenen Männern die Flechſen am Fuße durchhieb und die Unglücklichen im freien Felde verſchmachten ließ. So wurden ſie, in denen man Feinde ſah, unſchädlich gemacht; ſie woren kein Handelsartikel mehr. Frauen und Kinder wurden verſchont und in die Sklaverei abgeführt. Van Kuko in Bornu aus konnte man junge Mädchen nach Nordafrika verkaufen.

Der Mohammedaner betrachtet die Sklaverei als etwas Selbſtverſtändliches, vom religiöſen Standpunkte aus ebenſowohl wie vom geſellſchaftlichen; er hat über dieſelbe ganz andere Begriffe, als das moderne Europa. Das moderne ſagen wir; denn als vor nun gerade 100 Jahren Carſten Niebuhr das Mittelländiſche Meer befuhr, woren die Ruderer auf dem malteſiſchen Fahrzeuge mohammedaniſche weiße Sklaven. Der Koran ſpricht dem gläubigen Muſelmann das Recht zu, ſeinen Feind zum Sklaven zu machen; er kann über denſelben, die Seele allein ausgenommen, ganz nach Gutdünken verfügen; ſogar die Leiche deſſelben gehört ihm. Er konn dieſes ſein Recht auf jeden andern Muſelmann übertragen; keine Behörde iſt befugt, ſich in das Verhältniß zwiſchen Sklaven und Herrn zu miſchen; der letztere iſt in dieſer Beziehung lediglich Allah verantwortlich. Die Mohammedaner halten im Allgemeinen zäh feſt an dem Rechte, Sklaven zu beſitzen. Bei ihnen gilt das Sklavenhalten für eine geſellſchaftliche Nothwendigkeit. Mit den Humanitätsgründen iſt ihnen nicht beizukommen, ſie wollen und müſſen Hausſklaven haben; dieſe gehören einmal zum Haremſyſtem, und der Harem iſt und bleibt, religiös wie geſellſchaftlich betrachtet, für den Mohammedaner eine nothwendige Einrichtung. Sie verlangt, was ja auch das Wort bedeutet, ein Abſchließen, nämlich von der Außenwelt; man kann aber die Frauen nicht abſperren und freien Dienerinnen den Verkehr mit der Welt erlauben. Der Koran will, daß eine freigeborene Mohammedanerin nicht nur ihr Geſicht, ſondern auch ihre Hände vor Fremden nicht ſehen laſſe; der obere Theil der Hand darf nicht ſichtbar ſein, wohl aber der untere, denn ſonſt könnte ſo eine Frau, die um Almoſen bittet, ein ſolches nicht in Empfang nehmen!

Der Orientale, das bezeugt die Geſchichte, nimmt keinen Anſtoß am Deſpotismus, welchen er ganz natürlich findet, und in der Sklaverei ſieht er an und für ſich gar nichts Herabwürdigendes. Wer einem Andern etwas Freundliches ſagen will, wünſcht ihm den Beſitz von vielen Sklaven; in einem türkiſchen Wiegenliede wünſcht man den Kindern: „männliche Sklaven, weibliche Sklaven, Alles ſoll dem Kindchen gehören.“ Ein Türke ſagt dem andern nicht: ich bin Dein Diener, ſondern er ſagt, ich bin Dein Sklav.

In Konſtantinopel kauft man eine Negerin, die perfect kochen kann, für etwa 15 Beutel, ſage für 500 Thaler; eine freie Köchin erhält mindeſtens 100 Thaler; die erſtere hat ſich alſo binnen fünf Jahren bezahlt gemacht und repräſentirt nach zehn Jahren ein verdoppeltes Capital.

Eine beträchtliche Anzahl der Sklaven in der Türkei kommt aus dem öſtlichen Sudan, namentlich aus Darfur und Kordofan, dann vom obern Nil; auch Abyſſinien liefert einen Beitrag; jene, welche nach Tunis und Marokko gebracht werden, ſind im innern Sudan aufgekauft worden; Arabien bezieht ſeinen Bedarf von der afrikaniſchen Oſtküſte. Im Gebiete des Sultans ſind Sklavenentrepots, aus welchen

der Käufer die Waare bezieht, in Kairo, Alexandria, Konstantinopel, Smyrna, Beyrut, wo überall das Geschäft, der Europäer wegen, halb heimlich betrieben wird; sodann in Arabien Dschidda, Medina und Mekka. Der Sklavenhändler, welcher die Neger aus dem Innern an die Märkte schafft, behandelt dieselben planmäßig schlecht; er thut es, damit der Sklav in dem Käufer eine Art von Wohlthäter erblicke, der ihn aus dem höchsten Elend erlöst und sein Schicksal erträglich macht.

In der Türkei ist vorzugsweise Nachfrage nach Sklavinnen für den Dienst im Harem. Die Eunuchen sind nicht zahlreich, spielen aber eine wichtige Rolle. Der Sultan in Konstantinopel, der Scherif von Marokko und der Khedive von Aegypten, — sie alle haben einen Stab von Verschnittenen als Schutzhüter des Harems. Auch die hohen Würdenträger an jenen Höfen halten dergleichen und prunken mit ihnen, wie etwa europäische Herrschaften mit reichgalonirten Dienern. Im Orient ist der Eunuch der unentbehrliche Vermittler zwischen dem Harem und der Außenwelt. Im Hofhalte des Sultans hat der Obereunuch, der Kislar agasi, gleichen Rang mit dem Großwesir.

Noch vor einigen zwanzig Jahren wurden in Konstantinopel die Neger auf dem kaiserlichen Sklavenmarkt untergebracht; den Verkauf besorgten patentirte Kaufleute. Diese Praxis wurde von Seiten Europas für „scandalös" erklärt und der Handel dann unter der Hand betrieben, auf nichtofficiellen Märkten in Sultan-Mehemet, Topchane und in mehreren Kaffeehäusern und Waarenläden in Stambul selbst. Einer dieser Verkaufsplätze liegt der Sulimanieh-Moschee gegenüber, auf dem Theriali-tscharschisi-Bazar. Noch jetzt werden täglich Sklaven verkauft, und von 8 bis 12 Uhr Morgens geht das Geschäft am lebhaftesten. (Millingen im „Anthropological Journal", April 1870, S. 92). Manchmal kommen 30 bis 40 Mädchen gleichzeitig zum Verkaufe und finden rasch Abnehmer; zuerst und vor den übrigen die Abyssinierinnen, die in Haushaltungen, welche nicht reich genug sind, Tscherkessinnen zu kaufen, gern als Obermägde genommen werden oder auch als Odaiisken. Die echten Negerinnen mit geplätschten Nasen und wulstigen Lippen sind für den Dienst in der Küche und für schwere Hausarbeiten bestimmt.

Der Käufer schickt solch eine Sklavin zuerst ins Bad und giebt ihr einen Anzug von Leinen oder Kattun; sie wird, falls er ein guter Mann ist, ordentlich genährt und gehalten, bekommt auch monatlich ein Taschengeld von etwa einem Thaler. Manchmal bleibt sie bis in ihr Alter in demselben Hause und wird als Angehörige betrachtet; dagegen gehen die meisten aus einer Hand in die andere, und viele werden hart behandelt. Das gilt namentlich von männlichen Sklaven. Diese rächen sich gern, und manche Feuersbrünste in Konstantinopel sind das Werk mißhandelter Neger. Wenn die Sklavin zu keiner Arbeit mehr nütze ist, giebt man ihr die Freiheit, und sie mag sich dann in den Straßen von Konstantinopel herumtreiben, als Krüppel oder als Bettlerin. Hin und wieder gelingt es Sklaven, so viel zu erwerben, daß sie sich freikaufen können; da sie der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden könnten, hat die türkische Regierung sie angeworben und ein zwischen 600 und 800 Mann starkes Bataillon aus ihnen gebildet; dasselbe wird im Arsenale beim Ausladen des aus dem Schwarzen Meere anlangenden Holzes beschäftigt.

Manche freie Neger erwerben ihren Unterhalt als Zauberer oder als Verkäufer einer „wunderbar stärkenden" Conserve, welche bei abgelebten Haremsbesitzern sehr beliebt ist; die Zauberer nehmen heilige Räucherungen vor, verkaufen Arzneitränke und auch Talismane, die gegen alle böse Dinge schützen sollen.

Millingen betont eine wichtige anthropologische Erscheinung. Die Neger in der Türkei heirathen theils unter einander, theils zeugen die Negerinnen Kinder von weißen Vätern. „Diese Sprößlinge sterben aus entweder schon in der ersten oder doch in der zweiten Generation. Ein Individuum dritten Grades von reinem Negerblut oder auch von gemischter Abkunft wird kaum zu finden sein." Er erläutert die Sache durch folgende Aufstellung nach eigener Beobachtung und nennt seine Leute:

Mischlinge.

	Erste Generation.	Zweite Generation.
Arab-Aischeh	ist vorhanden.	keine.
Oberst Arab Seid Bey	"	"
Major Ali Bey . . .	"	"
Generol Mehemet Pascha	"	ist vorhanden.
Mustafa	"	"
Aischeh	"	keine.

Reine Neger.

		Erste Generation.
Hadschi Abdullah . . .	Sechs Frauen.	keine.
Fatmah Gadnu . . .	Drei Männer.	"
Kanedschi Mustafa . .	Eine Frau.	"
Dschewer	Eine Frau.	"

Sehr häufig sterben die Producte der ersten, zweiten und dritten Generation schon in frühester Kindheit, und so stirbt der Stamm aus. Der eben erwähnte Neger Hadschi Abdullah war an Größe und Stärke ein wahrer Athleth, aber von mehr als zwanzig Kindern, welche er mit seinen sechs Frauen gezeugt hatte, ist kein einziges aufgekommen.

Die Unfruchtbarkeit und die Nichtfähigkeit fortzuexistiren liegt theils am Klima und theils an der Lebensweise, die im Allgemeinen eine sehr schlechte und demoralisirende ist. Sodann sind die Neger, wenn sie in die Lage kommen, eine Frau nehmen zu können, insgemein schon stark betagt. Seit vierhundert Jahren liegen Beweise in Menge über das Aussterben vor. Angenommen, daß jede Generation von Gläubigen 100,000 Neger bezogen hat, so sind anderthalb Millionen Schwarze unter die muselmännische Bevölkerung gebracht worden. Wo sind heute die Spuren derselben zu finden? Sie haben keine besondere Ansiedelung gebildet, sie haben keine Mulattenclasse aufzuweisen, sondern sie haben sich aufgebraucht und sind verschwunden. Und so wird es auch in Zukunft sein.

„Wenn man," sagt Major Millingen, „das Schicksal des Negers im Oriente mit der viel glücklichern Lage vergleicht, welcher der Schwarze in Amerika sich erfreute, dann erstaunt man, daß die Sklaverei so ganz verschiedene Resultate hervorgebracht hat. Das eine Motiv, Sklaven zu halten, ist die Trägheit und Ausschweifung des Muselmannes, das andere die Gewinnsucht des Amerikaners. Während nun der Neger in der Türkei als ein Werkzeug zur Unterstützung des luxuriösen Lebens untergeht, wurde der Sklav in den Südstaaten Nordamerikas ein nützlicher Mensch, indem er zum Ackerbau verwandt und zur Thätigkeit angehalten wurde. So gedieh er und zeugte eine zahlreiche Nachkommenschaft."

In Stambul haben die Neger eine Art von Bruder- oder vielmehr Schwesterschaft gebildet, welche aus einer Anzahl von Logen besteht; jede hat ihren besondern Obmann, einen Kol Baschi (Hauptmann einer Bande), welcher von den Mitgliedern gewählt wird. Diese Logen gewähren hülfsbedürftigen Sklaven Schutz, Zuflucht und Unterstützung, helfen ihnen zum Loskauf, so weit das in ihren Kräften steht, vertheidigen sie den Herren gegenüber oder auch vor Gericht. Jedes Mitglied zahlt monatlich einen Beitrag und bringt

Digitized by Google

in die Centralniederlage, was weißen Leuten hat gestohlen werden können. Die einzelnen Logen stehen mit einander in Verbindung. Der Kol Baschi ist allemal ein Weib, das in der Loge wohnt, mit großer Macht ausgestattet ist und aufmerksam bedient wird. Diese Frau verfügt ganz nach ihrem Belieben über die vorhandenen Gelder, kleidet sich prächtig; Kopf und Hals sind mit Gold und Perlen geschmückt. Kein Neger wird unehrerbietig von ihr sprechen, jeder leistet ihren Geboten unbedingte Folge. Sie hat in den Augen der Schwarzen einen geheiligten Charakter; sie ist auf Erden die Vertreterin des mächtigen Geistes Yavrube und steht mit vielen anderen Geistern in inniger Verbindung. Sie hat große Heilkräfte in sich, denn wen sie anhaucht und wem sie Stellen aus dem Koran sagt, der wird gesund. In jedem Monate hält die Loge zweimal Versammlung in Gegenwart der Kol Baschi. Die Mitglieder tragen ihre besten Kleider, setzen sich auf den Boden, singen unter Begleitung der Tarabuka und des Teff afrikanische Lieder, während das Zimmer von Weihrauch erfüllt ist. Plötzlich geräth die Kol Baschi in Verzückungen; der Geist Yavrube wird mächtig in ihr, und sie ist sein Orakel; sie wird in das männliche Element verwandelt. Nach der wilden Orgie wird ein Mahl eingenommen; man verzehrt die afrikanische Speise Asideh, allerlei Süßigkeiten und trinkt viel Sordet.

Die schwarzen Bänkelsänger in Stambul sind durchgängig zerlumpte alte Männer, bei ihren Leuten sehr beliebt, und sobald sie ein Lied anstimmen und ihr Instrument rühren, versammeln sich sofort Negermädchen um den Minstrel. „Afrika tanzt gern, gleichviel ob Sonne oder Mond scheint."

A.

Aus allen Erdtheilen.

Die Stellung der Deutschen in Mexico.

Es ist eine sehr erfreuliche Wahrnehmung, daß unsere Landsleute namentlich in den ehemals spanischen Colonien Amerikas eine immer einflußreichere Stellung gewinnen. Sie halten als Kaufleute, Gewerbtreibende und Ackerbauer nicht nur mit Engländern und Amerikanern, der Franzosen ganz zu geschweigen, allen Wettbewerb aus, sondern gewinnen mehr und mehr die vorderste Linie. Ueber die Stellung der Deutschen in Mexico finden wir in der „California Staatszeitung" vom 12. Mai 1870 eine vom 15. April datirte Correspondenz aus der Hauptstadt Mexico, welche wir nicht übergehen dürfen.

„Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß die Deutschen hier die erste Rolle spielen; es ist dies bei den Vorzügen ihres Charakters, bei ihrer socialen Stellung ganz natürlich.

Der Importhandel, der einzige Handel, der überhaupt in der Republik von Bedeutung ist, befindet sich hauptsächlich in deutschen Händen, und es sind in Folge dessen die Deutschen, welche durch die zu bezahlenden Eingangszölle die Staatscassen füllen. Daß bei diesem Verhältniß das Einvernehmen jedweder Regierung mit der deutschen Bevölkerung ein vorzügliches sein muß, ist selbstverständlich, um so mehr, da, wie allbekannt, jede Regierung Mexicos immer mit Geldverlegenheit zu kämpfen hat. Der Deutsche fühlt dies auch mit dem ihm eigenen richtigen Tact, und so wenig er sich grundsätzlich hier um Politik kümmert, so gern benutzt er eine Gelegenheit, sich die Regierung zu Dank zu verpflichten.

Ist er durch eben erwähnte Verhältnisse in den regierenden Kreisen immer willkommen, so weiß er durch sein generöses Betragen der mittlern Classe gegenüber auch deren Sympathie zu erwerben. Wenn es wahr ist, daß der Deutsche in Mexico schnell und leicht verdient, so ist es nicht minder wahr, daß er gern lebt und leben läßt; so kommt es, daß der Deutsche schon als solcher überall gern gesehen wird. Ohne gekannt zu sein, nur wenn sein Gesicht den untrüglichen Stempel des Deutschen trägt, genießt er überall den unbeschränktesten Credit, und gern verzeiht der Mexicaner einem Deutschen, was er nie von einem Franzosen oder Spanier dulden würde. Einen großen Vorzug gewährt es auch dem Deutschen, daß er sich wenig oder gar nicht unter die Mexicaner mischt; die Deutschen in Mexico sind einig, sie bilden eine compacte Masse, welche Achtung und Respect einflößt. Den besten Beweis für die Richtigkeit des eben Gesagten liefern die im letzten Jahre mehrere Male stattgefundenen deutschen Feste. Ich will mich nicht auf eine specielle Beschreibung derselben einlassen, die Zeitungen haben zum Beispiel von dem hier mit Pomp gefeierten Humboldtfest genug berichtet. Wie herrlich wissen bei solchen Festen die Deutschen den angenehmen Wirth zu spielen! Rheinwein fließt in Strömen, und Jeder kennt seine Pflicht, Alles aufbieten zu müssen, um die wenigen Gäste, hauptsächlich nur Repräsentanten der Regierung und Presse, zu amüsiren.

Außer deutschen Handlungshäusern giebt es auch mehrere deutsche Handwerker (Fabrikanten), die wieder in ihrem Fache entschieden den ersten Rang einnehmen. Die bedeutendsten Hutfabriken gehören Deutschen und beschäftigen deutsche Arbeiter, ebenso wie die einzige Pianofortefabrik, auch Deutschen gehörig, nur deutsche Arbeiter hat.

So wie in der Hauptstadt dominiren auch in den verschiedenen Häfen die Deutschen; im Innern des Landes dagegen verschwindet mehr oder weniger ihre Autorität, obgleich auch da die ersten Handlungshäuser Deutsche sind.

In industrieller Beziehung ist die Republik noch zu weit zurück, um dem regen, emsigen Fleiß und der Intelligenz des Deutschen das Feld zu bieten, was er nöthig hat, um sich vortheilhaft zu entwickeln; trotzdem findet man in den wenigen Fabriken des Landes die Direction oft Deutschen anvertraut. Außer einigen Papierfabriken, die aber bei Weitem nicht den Bedarf des Landes decken, beschränkt sich die ganze Industrie auf Baumwollenspinnerei; in dieser Branche giebt es allerdings Fabriken, die mit den größten Etablissements Europas und Amerikas verglichen werden können, doch können auch sie nur den Bedarf in ordinärstem Gewebe decken, da der hohe Arbeitslohn es unmöglich macht, in feineren Stoffen mit Europa zu concurriren."

Samuel Baker's Expedition nach den Nilseen.

Nimrod Baker wird auf seinem abenteuerlichen Zuge nun wohl Gondokoro am obern Bahr el Dschebel (d. h. Bergstrom, wie die Araber die Strecke von der Mündung des Bahr el Gazal nach Süden hin nennen) erreicht haben. Die Neger am Aequator sollen Baumwolle bauen, und Baker will auch dem Sklavenhandel steuern. Wir unsererseits haben früher allerlei Bedenken gegen das Unternehmen geltend gemacht. Wir finden nun, daß auch von anderer Seite ein kritischer Maßstab an dasselbe gelegt wird. So schreibt der englische Major Mitlingen, ein gründlicher Kenner orientalischer Verhältnisse, Folgendes: „Es ist mir auffallend, daß für ein so gigantisches Unternehmen ein so schlecht entworfener Plan beliebt worden ist, und daß nun dasselbe mit durchaus unzulänglichen Mitteln durchführen will.

Auf einem so ungeheuer ausgedehnten Raume, wo ohnehin die Operationen äußerst schwierig sind, ist es rein verlorene Mühe, mit 5000 oder auch 10,000 Mann dem Sklavenhandel steuern zu wollen. Trotz aller Anstrengungen Baker's wird der Negerhäuptling seine Sklaven nach der Türkei und Aegypten schaffen und sie werden dort Abnehmer finden. Baker wird unvermeidlich zwischen zwei Feuer gerathen, zwischen Angebot und Nachfrage, und erfahren, daß das eine wie die andere ihm seine Pläne unausführbar machen. Und wenn nun Offiziere und Soldaten, welche seine Pläne ausführen sollen, ihn verrathen? Wer mit Orientalen zu schaffen hat, muß auf dergleichen vorbereitet sein. Aber wenn auch seine Untergebenen in seinem Sinne wirken, dann hat er doch noch keine Aussicht auf Gelingen; denn 5000 Mann reichen nicht aus, einen Cordon um Feinde zu ziehen, die überall und nirgends sind, und denen nicht einmal 200,000 Mann das Handwerk legen könnten. Baker möge sich also auf einen Fehlschlag gefaßt machen; die sanguinische Hoffnung, das Uebel auszurotten, läuft auf eine dare Täuschung hinaus, da weder Aegypter noch Türken, weder Khedive noch Sultan jemals irgend etwas gethan haben, um Zustände zu beseitigen, die ihnen ganz genehm sind. Sie stellen sich, als ob Baker's Plan ihren Beifall habe, sie thun das aber nur Europas und namentlich Englands wegen, in Wirklichkeit unterminiren sie ihn. Wenn es dem Sultan und dem Khedive in der That Ernst ist, der Sklaverei zu steuern, dann können sie das mit leichter Mühe; es bedarf dazu weder eines Gesetzes, noch eines Fermans, noch einer Armee oder Sir Samuel Baker's. Sie mögen nur die Thüren der Harems öffnen, die Eunuchen abschaffen und die Frauen nicht mehr eingesperrt halten, und sofort wird der Sklavenhandel in Ostafrika ein Ende haben. Nur so könnte den Händlern in Menschenfleisch das Handwerk gelegt werden. Solch eine Maßregel wird die mahammedanische Welt nicht belieben; sie muß also auch die Folgen tragen, welche aus dem Sklavenhalten entspringen."

Zur Statistik von Großbritannien. Die Volksmenge ist Ende März 1870 abgeschätzt worden auf 30,838,210 Seelen. Davon kommen auf England und Wales 22,090,163, auf Schottland 3,222,837, auf Irland 5,525,210. — In dem mit Ende März abschließenden Finanzjahre betrugen die Staatseinnahmen 75,434,252 Pf. St.; die Ausgaben 68,864,751; davon entfielen für die Zinsen und die Verwaltung der Staatsschuld 27,053,660; Landheer 13,565,400; Marine 9,757,290; Unterstützung für die Dampferlinien, welche die überseeische Post besorgen, 1,221,552 Pfund Sterling.

Deutsche Sprache und Literatur in Galizien. In Bezug auf einige Ansichten, welche in zwei früher von uns mitgetheilten Aufsätzen über die Ruthenen („Globus" Nr. 3 und 4 des laufenden Bandes) ausgesprochen worden sind, erhalten wir aus Neu-Sandec von Herrn Professor Slöger einige Berichtigungen, denen wir gern eine Stelle einräumen.

„Der Herr Verfasser sagt: In den Volksschulen und Gymnasien, welche der Polonisirungswuth des aus lauter Polen zusammengesetzten Lemberger Unterrichtsrathes überantwortet sind, tönt kein deutsches Wort mehr; die verdienstvollen, gebildeten deutschen Professoren sind verjagt und durch Ignoranten polnischer Nationalität ersetzt, welche die Schule nur als ein Mittel zu nationaler Agitation betrachten. —

Nun, diese Worte können nur entweder aus einer Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse entsprungen sein, oder sie wurden dem Verfasser durch den bittersten Haß alles Polnischen in die Feder dictirt. (— Von diesem können wir den Herrn Verfasser entschieden freisprechen. Red. —) Leider muß ich das Letztere annehmen, da ja die beiden Aufsätze selbst zur Genüge beweisen, daß er Land und Leute aus eigener Anschauung kennt. Ich meinerseits möchte Ihnen eine richtige Meinung über uns beibringen, und erkläre auf das Feierlichste, daß jene Behauptung völlig unwahr ist. An den Schulen Galiziens wirken Männer — zwar polnischer und ruthenischer Nationalität —, welche ihre Fachbildung an deutschen Hochschulen geschöpft hatten, welche von der hehren und erhabenen Bedeutung deutscher Bildung ganz durchdrungen sind, welche mit Liebe die Wege zu dem Verständniß und zur Erlangung dieser Bildung für ihre Zöglinge ebnen, welche endlich stets bestrebt sind, trotz ihrer sehr beschränkten Mittel, mit dem deutschen Fleiße, mit dem deutschen Fortschritte in steter Fühlung zu verbleiben, wovon Ihnen auch das einen kleinen Beweis geben möge, daß ich nicht der einzige unter meinen Collegen in Galizien bin, der seit Jahren Ihre Zeitschrift hält. Sie finden aber außerdem noch „Petermann's Mittheilungen", „Das Ausland", „Europa" ꝛc., dann „Deutsche Jahrbücher", „Deutsche Vierteljahrschrift" ꝛc. recht häufig bei uns. Das deutsche Wort ertönt nach immer fort in den galizischen Schulen, nur mit dem Unterschiede, daß es jetzt williger und schneller, weil ohne Zwang, gelernt wird. Wenn der Verfasser aber an die eingegangenen deutschen Landeszeitungen traurt, so giebt er sich eine Blöße, denn Jedermann, der in der Lage gewesen ist, die „Krakauer Zeitung" öfters zu lesen, wird mit mir darin übereinstimmen, daß es eine Mißhandlung der deutschen Sprache war, solch ein Blatt in derselben erscheinen zu lassen; daß es eine Schande für das deutsche Wesen in Galizien war, daß so eine Zeitung sich den Vertreter desselben ex officio nennen durfte!! Die „Krakauer Zeitung" bleibt für immer ein journalistisches Curiosum der bedenklichsten Art."

* * *

— Nach achtundvierzigstündigem Kampfe wurde am 27. April Caracas von der Partei der Gelben unter Anführung des General Antonio Guzman Blanco erobert und somit der Sieg der von letzterm befehligten Revolution befestigt. Die Soldaten begingen nach dem Siege mancherlei Ungeheuerlichkeiten, die indeß bei ihrem Charakter nicht sonderlich zu verwundern sind, und denen die verschiedenen Chefs energischen Einhalt zu thun suchten. Es wäre Venezuela in der That zu wünschen, daß es einmal der Ruhe und des Friedens sich erfreuen könnte, um sich von den Folgen der langjährigen Kämpfe und Revolutionen ordentlich zu erholen. Doch erscheint diese Hoffnung mehr als utopisch.

— In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 23. Mai d. J. wurde die sogenannte Founders Medal an G. W. Hayward für seine Reise in Centralasien über den Küen-Lün nach Yarkend und Kaschgar und die Victoria-Medaille dem französischen Marinelieutenant F. Garnier für seine Reise mit der französischen Expedition vom Camdodscha nach Tali-fu und nach dem Jang-tse-Kiang verliehen.

— Lagerbier in Japan. Aus der Werkstatt von Friedhofer in San Francisco ist ein solider Bierwagen nach Japan verschickt worden, um in einer dort errichteten deutschen Bierbrauerei verwandt zu werden. Dieser Umstand liefert den erstaunlichen Beweis, daß sich das deutsche Element bereits eine Heimath in Japan gegründet hat; denn wo Lagerbier gebraut und getrunken wird, dahin reicht auch die deutsche Zunge und deutsches Leben und Treiben.

Inhalt: Eine Wanderung zu den Gletschern im Canton Wallis. Mit fünf Abbildungen. — Die Eisenbahnen Rußlands und ihre Bedeutung. (Mit einer Karte.) — Schicksale und Wanderungen eines deutschen Renegaten in Nordafrika. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. (Fortsetzung.) — Die Sklaverei im osmanischen Reiche. — Aus allen Erdtheilen: Die Stellung der Deutschen in Mexico. — Samuel Baker's Expedition nach den Nilseen. — Zur Statistik von Großbritannien. — Deutsche Sprache und Literatur in Galizien. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Russische Eisenbahnkarte.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Samuel Baker's Jagdzüge am Atbara und Setit.

I.

Samuel Baker ist von Haus aus ein Elephantenjäger. Er trieb in den funfziger Jahren auf Ceylon sein Handwerk ins Große und erlegte Hunderte von Thieren, rein des „Vergnügens" halber, denn die Elephanten auf jener indischen Insel haben keine großen und werthvollen Stoßzähne. Also war dieser Nimrod aus Albion weniger eigennützig als manche seiner Landsleute, welche in Südafrika die Elephantenjagd gleichfalls wie eine Profession betrachteten.

Der Name des Mannes wurde bekannt; er selber war zu ferneren Reisen in tropischen Gegenden ausgerüstet, von kräftigem Körperbau, gesund, unternehmungslustig und von bewundernswürdiger Ausdauer. Im Jahre 1861 hatte er sich die Aufgabe gestellt, den beiden Reisenden Speke und Grant, welche von Sansibar aus bis zu den Aequatorialseen vordringen und von dort nilabwärts nach Europa zurückkehren wollten, bis Gondokoro entgegen zu gehen und sie dort mit Vorräthen zu versorgen. Baker traf jene Männer, welche sich fälschlich rühmten, die Nilquellen entdeckt zu haben, und ging dann seinerseits nach Süden, um auf eigene Hand Entdeckungen zu machen. Er fand den Luta-Nzige-See, welchen er, geschmacklos genug, als Albert-See bezeichnet, und in welchem auch er eine „Nilquelle" gefunden haben will. Von dem See selber lernte er nur einen Theil an der Nordostküste kennen, von Vakovia bis Magunga, aber sein Werk, welches er unter dem Titel: The Albert Nyanza, great basin of the Nile and explorations of the Nile sources (!!) 1866 in London herausgab, ist in ethnographischer Beziehung sehr werthvoll. Gegenwärtig befindet sich Baker, wie die Leser des „Globus" wissen, abermals auf einem Zuge nach Innerafrika, um die ganze Region des Weißen Nils und der Aequatorialseen für den Vicekönig von Aegypten in Besitz zu nehmen. Zwar hat er selber die Bewohner jener centralafrikanischen Gegenden für „ein hoffnungsloses Geschlecht von Wilden" erklärt und stark betont, daß es für diese Menschen „keine Aussicht auf Civilisation" gebe, er will aber trotzdem versuchen, sie mit Waffengewalt und durch Handelsverkehr dahin zu bringen, daß sie Baumwolle und andere nützliche Pflanzen anbauen. Die Folge wird lehren, ob er seinen Plan durchführen kann und wie viel er überhaupt ausrichtet.

Bevor er die Reise auf dem Weißen Nil und bis zum Luta Nzige unternahm, erforschte er den Blauen Nil und dessen Zuflüsse, und über diese Reise veröffentlichte er 1868 ein Werk, das (bei George Westermann in Braunschweig) in einer sehr guten Uebersetzung von Dr. Fr. Steger dem deutschen Publicum zugänglich gemacht wurde. In Bezug geographischer Einzelnheiten ist dasselbe nicht immer genau; Georg Schweinfurth z. B. hat in dieser Beziehung manche Ausstellungen gemacht; doch giebt es im Großen und Ganzen ein getreues Bild der Gegend am Bahr el Asrek, am Atbara und am Setit-Takazze. Von nicht geringem Interesse ist der Nachweis, daß die aus den Aequatorialseen abfließende Wassermenge kein Agens bei den Nilüberschwemmungen bildet, daß diese vielmehr durch den Blauen Nil und den Atbara bewirkt werden. Beide Flüsse sind von der Mitte des Juni bis in den September hinein, also in der Zeit, in welcher Abyssinien gewaltige Regengüsse hat, Ströme mit gewaltiger Wasserfülle, während in den trockenen Monaten

der erstere nicht schiffbar ist und der andere kein Wasser führt. Die Aequatorialseen ernähren Aegypten und liefern dem Nil das ganze Jahr hindurch Wasser, während die Ueberschwemmung durch die abyssinischen Ströme verursacht wird.

Baker schildert in sehr ansprechender Weise das, was er in der Region des Blauen Nils erlebt hat. Seine Hauptbeschäftigung war die Jagd, für welche diese Gegenden classischer Boden sind.

* * *

Baker fuhr von Kairo aus auf dem Nil und erreichte in sechsundzwanzig Tagen am 11. Mai 1861 das Dorf Korosko. Von dort zog er durch die nubische Wüste, welche bis Abu Hammed, das am Strome liegt, eine Breite von etwa funfzig deutschen Meilen hat; auf dieser ganzen Strecke findet man nur, etwa in der Mitte des Weges, eine einzige Stelle, wa Wasser angetroffen wird, und dieses ist salzig-bitter. Aber die Kameele lieben dieses entsetzliche Getränk und erquicken sich damit. Baker hatte in Korosko sechzehn solcher Thiere gemiethet und außer den üblichen Wasserschläuchen aus Vorsicht noch einige Tonnen mit Trinkwasser gefüllt. Die Hitze stieg auf 41 bis 45 Grad im Schatten, und die ausdörrende Gluth des Simum war so gewaltig, daß das Wasser in den Schläuchen rasch verdunstete. Der Vorrath reichte auf höchstens sieben Tage aus, binnen dieser Zeit mußte also die ganze Strecke zurückgelegt werden.

Die nubische Wüste ist jenseits Korosko grauenhaft öde. Sie glühete wie ein Ofen, und so weit das Auge reichte, dehnte sich gelber Sand bis zum Horizont aus; die Fläche war aber an manchen Stellen von vereinzelten Hügelreihen unterbrochen, die vulcanischen Ursprungs sind, und von Bergkegeln mit vulcanischen Schlacken, welche, aus der Entfernung gesehen, den ägyptischen Pyramiden gleichen. Wir lassen dahingestellt sein, ob diese Bergkegel, wie Baker

Ritt durch die nubische Wüste.

mit Bestimmtheit behauptet, Vorbilder der ägyptischen Pyramiden gewesen seien; — der Pyramidenbau kommt vielfach vor und ist so natürlich, daß man vulcanische Schlackenkegel nicht zum Modell zu nehmen braucht. Weiterhin wurde das Sandmeer orangefarbig, bald nachher grau; der Simum fegte über diese entsetzliche Wildniß und trieb den heißen Sand in die Höhlen und Spalten der Felsen. Die Kameele senkten die Köpfe vor dem erstickenden Hauch, und die Karawane kroch geräuschlos fort. Als die Sonne untergegangen war, fiel die Temperatur bis auf 20° R., und sie kam den Reisenden ungemein erfrischend vor. Nun war auch der Horizont beschränkter und die Wüste gewann einen gewissen Reiz. Die Felsen nahmen im Mondschein phantastische Formen an, und bei der tiefen Stille hatte diese wilde und geheimnißvolle Einsamkeit etwas Uebernatürliches.

Baker ging von Abu Hammed nach Berber, und von dort an die unweit von dieser Stadt liegende Mündung des Atbara, welche in jener Zeit auf etwa 400 Ellen Breite kaum einen Tropfen Wasser enthielt. Die Ufer des Flusses waren auch weiter aufwärts 25 bis 30 Fuß hoch, und man sah deutlich, daß das Wasser bei Hochfluthen über dieselben hinaustritt, aber jetzt, im Juni, lag das Bett trocken! Doch giebt es in ihm manche Wasserlöcher von beträchtlicher Ausdehnung und Tiefe. Während jener Hochfluthen hat der Fluß eine mächtige Wasserfülle, und durch die Gewalt der Strömung wird das Bett an scharfen Krümmungen bis zu 20 und 30 Fuß ausgehöhlt. Diese Vertiefungen behalten noch Wasser, wenn das übrige Bett erschöpft ist, und an solchen Stellen drängen sich dann Menschen und Vieh zusammen. Alle diese Kessel, welche eine Länge von einigen Hundert bis zu ein paar Tausend Ellen haben, wimmeln von Leben; Fische, Krokodile, Schildkröten, manchmal auch Flußpferde wohnen in dichter, unerwünschter Nähe neben einander. Die Thiere der Wüste: Gazellen, Strauße, Hyänen und wilde Esel müssen zu diesen Tränken kommen, um nicht vor Durst zu verschmachten, und werden leicht eine

Digitized by Google

Beute der Araber. Die Vögel ziehen in den kühleren Monaten frei durch das Land, aber im Sommer versammeln auch sie sich bei den Wasserlöchern; die Tauben sitzen auf den Zweigen der Dumpalme; die Wüstenhühner stellen sich Morgens und Abends ein und fliegen dann wieder fort, während vielerlei andere Vögel in den Gebüschen am Ufer bleiben.

„Die Hitze war ungeheuer. Als wir so am Atbara hinritten und mit unseren leidenden Thieren die erschöpfenden Wirkungen des Klimas empfanden, erkannte ich so recht die Großartigkeit des Nils, welcher die Einsickerung in solchen durstigen Sandwüsten und die von der brennenden Luft Nubiens verursachte Verdunstung übersteht. Auf einer Strecke von etwa 270 deutschen Meilen, von der Einmündung des Atbara in den Hauptstrom bis zum Mittelmeere, fällt nicht der kleinste Wasserlauf in den geheimnißvollen Fluß, und kein einziger Regentropfen kräuselt seinen Spiegel, falls nicht einmal ein Gewitter ausbricht. Ein solches ist aber eine so seltene Erscheinung, daß die in der Wüste streifenden Araber davor erschrecken. Der Nil überwindet seine Feinde, während der Atbara zusammenschrumpft und sich in einige Wasserlöcher verkriecht, welche gleich Tintenflecken auf dem breiten, glühenden Sande seines Bettes liegen."

Der Reisende war den Atbara aufwärts gezogen und nach Kassala in der Landschaft Taka gegangen. Er verließ diese Stadt am 15. Juli und wanderte gerade nach Westen hin, gen Korosi, wieder an den Fluß, welchen er dann nach Süden hin verfolgte, um eine ihm passend erscheinende Jagdstation auszuwählen. Inzwischen war Regenwetter eingetreten, und fast an jedem Tage öffneten die Wolken ihre Schleusen. Wie durch Zauberschlag war Alles grün geworden, aber das Reisen wurde unbequem, weil nun die Kameele bei jedem Schritt in den feuchten Boden einsanken. Bei solchem Wetter treiben die Araber diese Thiere dorthin, wo fester Boden ist. Für Schafe und Ziegen war jetzt gute Zeit. Ganze Schaaren von Kameelen, mit Frauen, Kindern, Zeltgeräth ꝛc. beladen, wurden von kräftig gebauten Männern, die Schild und Säbel trugen, nach Norden hin getrieben, wo nun üppiger Graswuchs war und wo man die den Thieren so gefährliche Tsetsefliege nicht zu fürchten hat. Baker seinerseits zog weiter gen Süden und gelangte in vierzehn Tagen nach Sofi oder Sufi.

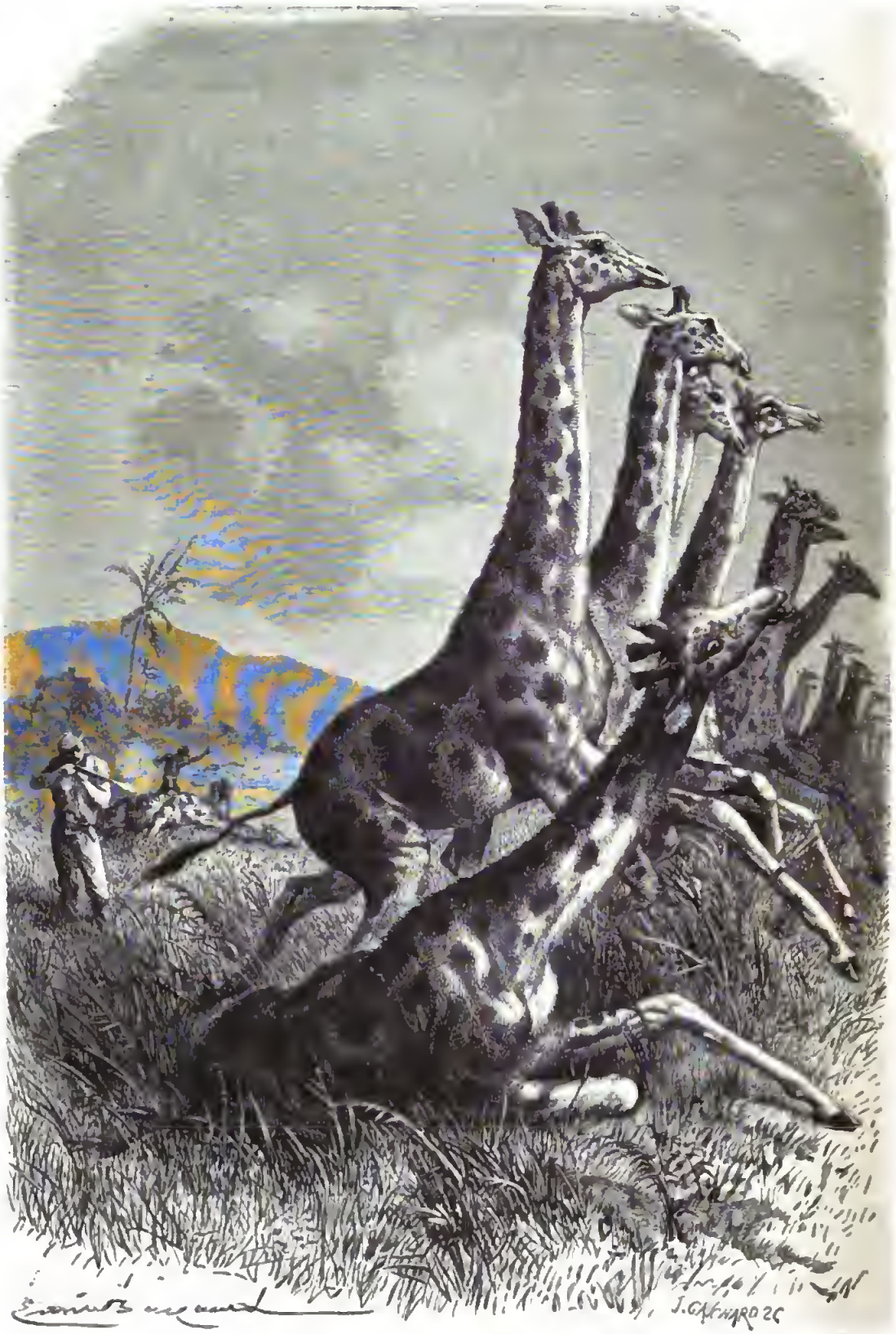
Diese Ortschaft ist ein aus etwa dreißig Hütten bestehendes, armseliges Dorf, hatte aber eine prächtige Lage für den Jäger. Baker wurde dort von dem Scheich empfangen und von einem Deutschen, der seit mehreren Jahren im Dorfe wohnte. Dieser Mann hieß Florian und war entzückt, Europäer zu sehen, mit denen er in seiner Sprache reden konnte. (— Frau Baker ist eine Deutsche aus Pesth in Ungarn. —) Er bat sie, bei ihm zu wohnen. „Wir führten unsere Kameele zu der Thür eines runden, steinernen Gebäudes von etwa 12 Fuß Durchmesser, das ein arabisches Strohdach hatte. Es war das Modell einer arabischen Hütte, aber die Mauern bestanden aus Stein; zwei Fenster waren eine Abweichung vom arabischen Stil und wurden von den Eingeborenen angestaunt; diese begnügen sich mit dem Lichte, welches durch die Thür einfällt."

Herr Florian war durch häufige Krankheiten zu einem Manne von Haut und Knochen geworden. Seines Zeichens ein Maurer, hatte er Deutschland verlassen, um sich vor Jahren der verunglückten österreichischen Mission in Chartum anzuschließen, war aber fortgegangen und hatte sich in Sufi ein Haus gebaut. Er war auch als Schmied und Zimmermann recht geschickt, seine Hauptarbeit bestand jedoch darin, aus Hippopotamushäuten Karbatschen zu verfertigen; er hatte guten Absatz für diese Waare und bekam für jedes Stück etwa 20 Silbergroschen. Baker verdankte diesem Manne manchen guten Rath; er kannte weit und breit die Gegend und hatte im vorigen Winter am Setit (Takazze), einem Zuflusse des Atbara, nicht weniger als 53 Flußpferde getödtet. Jetzt erbot er sich, Baker so lange zu begleiten, bis dieser den Setit gründlich erforscht haben werde. Die Gegend ist, wie Florian sagt, in der trockenen Jahreszeit sehr gesund, in der Regenzeit dagegen höchst gefährlich, besonders im October, wenn die Regen aufhören und die Feuchtigkeit des aufgeweichten Bodens und der üppigen Vegetation unter Einwirkung der Sonne verdunstet. Baker beschloß deshalb, sich bis zum Eintritte der bessern Jahreszeit in Sufi behaglich einzurichten; er kaufte ein sauberes Haus mit festem Dache für 10 Piaster, also — 20 Silbergroschen —, ließ dasselbe von 30 Arabern in eine parkartige Gegend auf einer Anhöhe schaffen, und hatte von dort eine romantische Aussicht auf das schönbewaldete Atbarathal. Außerdem kaufte er noch zwei Hütten; die eine diente als Küche, die andere als Gelaß für die Diener. „Im Laufe einer Woche hatten wir uns ein so hübsches Lager gebildet, daß Robinson Crusoe uns darum hätte beneiden können. Wir waren in einem Lande üppiger Weiden, und nach der Mühsal eines beschwerlichen Lebens hatte uns gleichsam eine andere Welt aufgenommen. Es war der Himmel des Pilgers — Ruhe."

„Während wir uns einige Monate erholten, waren die Elemente tüchtig am Werke. Tagtäglich, ohne Ausnahme, gewöhnlich noch bis einige Stunden in die Nacht hinein, leuchteten die Blitze und rollte der Donner, indeß der Regen in solchen Strömen herniedergoß, daß das Land weit und breit, mit alleiniger Ausnahme des harten Bodens am Atbara, ungangbar wurde. Der reiche Boden der Hochebene hatte sich wie gesäuerter Teig gehoben und war knietief zu einem klebrigen Schlamme geworden. Auf dieser Oberfläche wuchs das Gras mit solcher Schnelligkeit, daß es binnen wenigen Wochen 9 bis 10 Fuß hoch wurde. Der Schlamm stürzte stromweis in den zahllosen Wasserrinnen nieder, welche jetzt in der größten Thätigkeit waren, um diesen fruchtbaren Boden nach Aegypten hinabzuführen."

Mit Hülfe des Fernrohrs sah Baker, daß wilde Thiere in großer Menge auf der andern Seite des Atbara weideten, während bei Sufi dergleichen sich gar nicht blicken ließen. Wie sollte er über den Fluß kommen bei sintfluthlichem Regen und dem unablässigen Donner? Er sah auf einmal ein Rudel von sechsundsiebenzig Giraffen beisammen! Wir glauben es dem leidenschaftlichen Jäger gern, wenn er sagt: ein solcher Anblick sei eine wahre Tantalusqual. Der Strom war reichlich 200 Ellen breit und etwa 40 Fuß tief. Baker fällte einen Baum, den er sorgfältig aushöhlte, aber noch neuntägiger Arbeit überzeugte er sich, daß dieser Einbaum unbrauchbar sei. Er bauete also unter Florian's Leitung ein Floß, und während beide derart sich Mühe gaben, dasselbe aus Bambus und aufgeblasenen Häuten herzurichten, kamen drüben wieder 28 Giraffen in Sicht. Am 18. August schwamm dann das Floß; es trug vier Leute, aber die Strömung war so heftig, daß man es nicht lenken konnte.

Es fehlte in Sufi keineswegs an Stoff zu mancherlei Beobachtungen. Baker schoß auf einer Entfernung von 200 Ellen ein großes Krokodil, das am andern Ufer lag. Die an diesem letztern wachsenden Tamarindenbäume werden Abends, zur Zeit der Tränke, von Hundskopfpavianen (Cynocephalen) in Menge besucht; ihnen lauert das Krokodil auf, indem es sich zwischen die Felsen legt und zuwartet. Aber die Affen sind schlau und lassen sich nicht leicht fangen; sie kennen die Gefahr. Bevor sie ans Wasser gehen, halten allemal einige würdige und erfahrene Häupter der Bande eine Umschau, und sobald sie einen Feind gewahren, brüllt



Jagd auf Giraffen.

Digitized by Google

und bellt die ganze Gesellschaft, um das Krokodil zu vertreiben. — Ein todter Elephant trieb den Strom hinab, und am nächsten Tage kam ein zweiter geschwommen; wahrscheinlich waren beide ertrunken, als sie durch den reißenden Strom oder einen seiner Nebenflüsse hatten schwimmen wollen. Sie wurden von den Arabern ans Land gezogen, und es kam unter diesen zu einem Streit über die Theilung der Beute; die in Stücke zerlegte Haut und die Zähne wurden im Triumph ins Dorf getragen.

Im Anfange des September hört der Regen auf, und von da an bildet bis gegen Ende October die Luft ein förmliches Dampfbad. Dann hat die feurige Sonne den Boden ausgetrocknet, aber die Zwischenzeit ist, wie gesagt, die ungesundeste im ganzen Jahre.

Die Giraffen zeigten sich im September auf dem jenseitigen Ufer in immer größeren Herden, wagten sich aber nicht ins Thal hinab, sondern blieben auf der Hochebene, während die Antilopen den härtern Boden der Thalwände vorzogen. Baker wollte nun auf jede Gefahr hin über den Fluß und traf seine Vorkehrungen. Der Scheich und mehrere Dorfbewohner waren Hippopotamusjäger von Handwerk; sie schwammen wie Enten und fühlten sich trotz der Krokodile im Wasser so wohl, wie auf dem festen Lande. „Wir verfertigten nun wieder ein Floß aus dem Stegreife; mein Angareb (Gerüst, welches die Bettstelle ersetzt) wurde umgekehrt; an jeder Seite desselben befestigten wir sechs aufgeblasene Wasserschläuche. Ein mit Zinn beschlagener leerer Kasten erhielt einen Platz im Mittelpunkte, und an den vordern Theil des Flosses wurden zwei Zugleinen gebunden, an welchen es von zwei Schwimmern hinübergezogen werden sollte. Zwei Mann mußten sich hinten anhängen, um dasselbe in gerader Richtung zu erhalten.“ Das „sargartige Gehäuse“ wurde oftmals von einem Wirbel umhergetrieben, die Schwimmer arbeiteten aber so gut, daß Baker das andere Ufer erreichte, und auf Händen und Füßen durch dichtes Gebüsch zur Höhe hinaufklettern konnte.

Er fand das Thal auf einer Strecke von etwa drei Viertelstunden rauh und sehr uneben; es war steinig und von 60 bis 70 Fuß tiefen Schluchten durchzogen und von Strombetten; es hatte nackte Sandsteinfelsen, mit Busch bewachsene Klippen und grasbedeckte Hügel; Mimosen wuchsen in langen Streifen. Der Jäger hätte sich kein besseres Terrain wünschen können.

Die Giraffen standen gewöhnlich auf einer hochgelegenen Stelle, von welcher sie einen weiten Umblick hatten. Baker durfte deshalb die Thalwand nicht direct ersteigen, denn die Thiere waren vermöge ihres langen Halses eben so sehr im Vortheile, wie etwa ein Matrose, der vom Mastkorbe herabschaut; er machte deshalb einen Umweg von reichlich einer deutschen Meile, um den unebenen Boden zum Anschleichen zu benutzen und ihnen von oben her nahe zu kommen. In Bezug auf den unebenen Boden war ihm diese Gegend „ein Ideal“. Er erkletterte schroffe Klippen, watete bis an die Schultern durch schlammige Rinnen, glitt an steilen Schluchten nieder, arbeitete sich in schmalen Bodensenkungen durch mannshohes Gras und Mimosengestrüpp, scheuchte dabei manche Antilope auf und erreichte endlich den Punkt der Hochebene, auf welchem er mittelst seines Fernrohrs die Giraffen zuerst beobachtet hatte. Bald sah er auch den schlanken Hals eines dieser prächtigen Thiere, das etwa tausend Schritt entfernt ein wenig unterhalb des Thalrandes stand und die Büsche abweidete. Bald nachher bemerkte er neben dem Führer des Rudels noch mehrere. Ein dicker Busch diente ihm als Deckung. Die Thiere waren mit dem Winde weiter gegangen; Baker befand sich nun noch etwa zweihundert Schritt von dem großen wachthaltenden Bocke und legte sich mit seinen beiden Begleitern hinter den Busch. Von dort aus beobachtete er den Führer der Herde, zu welchem sich bald zwei andere gesellten; auch ließen sich weiter am Abhange noch einige Köpfe blicken. Sie wurden von der Tsetse- (Sirul-) Fliege gepeinigt, aber verschiedene Vögel setzten sich auf ihre Nasen und fingen die Fliegen weg, welche in die Nüstern stechen wollten. Diese Vögel, welche Baker nicht näher bezeichnet, befreien die Hausthiere vom Ungeziefer.

Den drei Giraffen, „wahren Obelisken“, führte ein kühler Luftzug die Witterung zu; sie reckten die langen Köpfe empor und richteten ihre schwarzen Augen nach der Stelle hin, von woher ihnen die Gefahr kam; aber sie blieben dabei so regungslos, als ob sie von Stein wären. Diese Haltung gespannter Aufmerksamkeit und Ueberraschung war eine hinlängliche Warnung für die übrigen, welche jetzt den untern Theil der Thalwand verließen und sich zu den dreien gesellten. „Alle machten nun Halt, blickten unverwandt zu uns herüber und gewährten uns ein prächtiges Schauspiel; ihre schöngefleckten Felle glänzten wie das Sommerkleid hochedler Pferde, und gleich orangefarbenen Statuen hoben sie sich vom Hintergrunde dunkler Mimosen ab.“

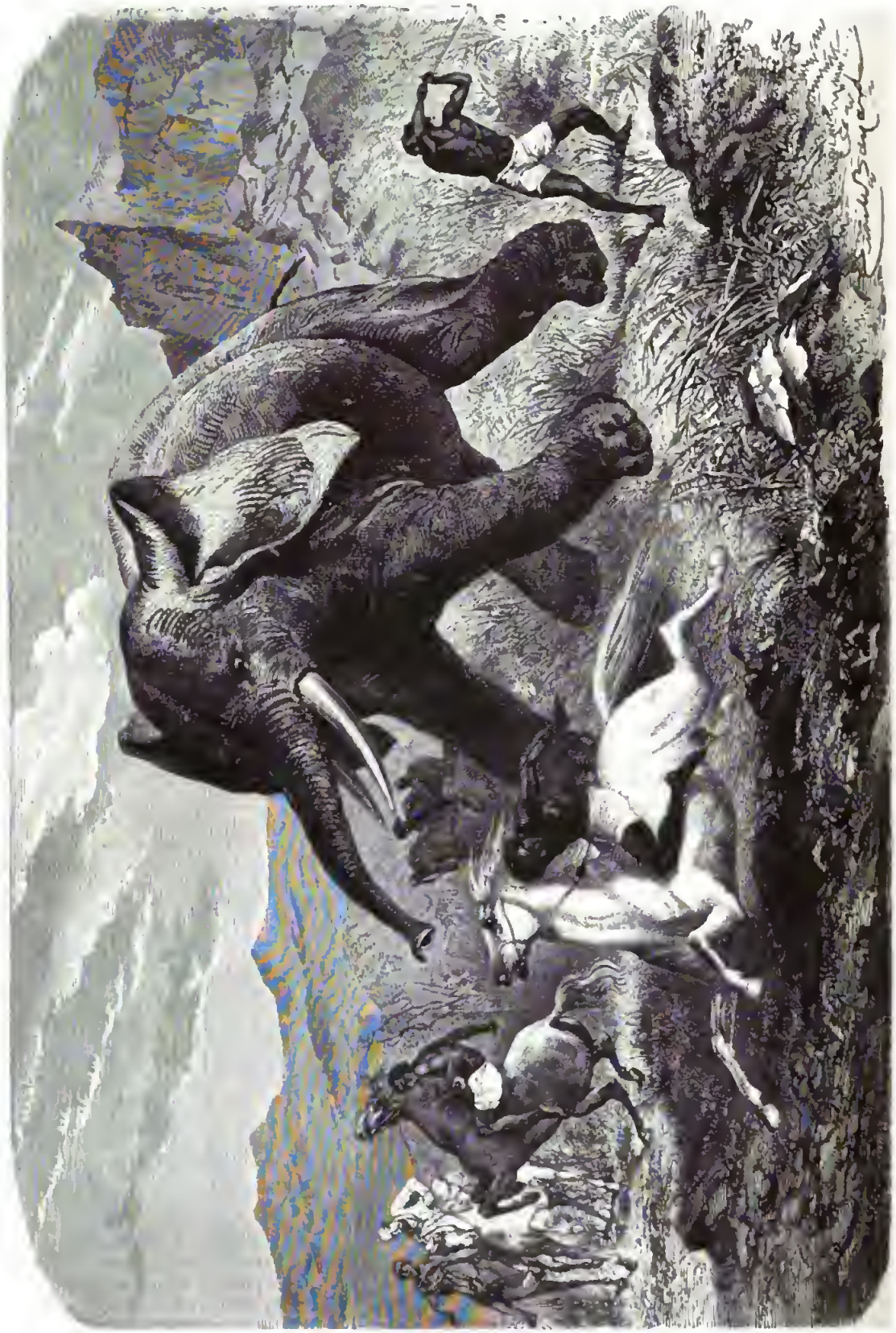
Nun sprang Baker rasch vorwärts, und die Herde entfloh im raschesten Galop; aber sie bot einen Schuß von der Seite auf etwas weniger als 200 Ellen Entfernung dar. Er zielte mit seiner Doppelbüchse auf einen großen Bock und hörte die Kugel ins Fell einschlagen; das Thier stolperte etwa 20 Schritte fort und stürzte in das niedrige Gebüsch hin. Auch mit dem zweiten Laufe traf er eine Giraffe, sah aber keine Wirkung. Dann reichte man ihm eine einfache Büchse, welche mit einer vierlöthigen Kugel geladen war; er suchte sich einen schönen, dunkelgefärbten Bock heraus, der sofort in die Knie stürzte, dann aber, von der Herde getrennt, mit einem dicht unter dem Blatte zerschmetterten Vorderbeine weiterhinkte.

„Dies waren die ersten Giraffen, welche ich schoß. Als sie so vor mir lagen, bewunderte ich sie mit dem Stolz eines Jägers, doch mischte sich in meine Freude ein Gefühl des Mitleids. Die Giraffe, ein so schönes Thier, wird 16 bis 20 (?) Fuß hoch, hat aber nicht die geringste Vertheidigungswaffe; Schutz kann sie nur finden in ihrem raschen Lauf und in der außerordentlichen Schärfe ihres Gesichts. Ihr Auge ist der schönste Superlativ des Gazellenauges; die röthlich-orangefarbige Haut ist mit dunkelen Stellen besprenkelt und spielt beim wechselnden Sonnenlicht in mehreren Farben. Wer die Giraffe nur in kälteren Klimaten gesehen hat, kann sich von der Schönheit, welche sie in ihrer Heimath zeigt, keine Vorstellung machen.“

* * *

Am 15. September kam noch einmal Hochwasser den Atbara hinab. Dann war keine Wolke mehr sichtbar, das Gras war binnen einer Woche gelb geworden, und zu Ende Octobers alles trocken und dürr. Baker hatte Susi verlassen und sich nach Wad el Reggar gewandt, wo er seine Zelte aufschlug. Von dort hatte er bis zum Setit (Takazze) nur etwa sieben Stunden weit zu gehen. Nachdem er drei Pferde gekauft, war er zur Jagd auf Elephanten bereit, und für dieselbe hatte er treffliche Gefährten gewonnen.

Südlich von Kassala in Taka bis nach dem zu Abyssinien gehörenden Lande der Basen, nach Osten hin bis zum Gasch (Mareb) schweift ein Araberstamm, jener der Homran, umher. Sie sind gewaltige Jäger vor dem Herrn, und erlegen alle wilden Thiere: Rhinoceros, Giraffe, Antilope, Löwe, Büffel und auch den Elephanten mit dem Schwert; eine andere Waffe wenden sie nicht an. Diese Schwertjäger werden als Aggadschirs bezeichnet. Baker



Berittene Aggadschir greifen den Elephanten an.

ließ verlauten, daß er gern ein paar ſolcher Jäger in ſeinen Dienſt nehmen werde, und bald ſtellten ſich, noch in Suft, einige derſelben bei ihm ein. Die Hamran ſcheiteln das Haar und theilen es in lange Locken oder Stränge; ihre runden Schilde werden aus der Haut des Hippopotamus verfertigt, auf welcher ſie noch die Schuppenhaut des Krokodils befeſtigen; auch die Haut des Rhinoceros und der Giraffe wird zu Schilden verwandt. Die Klinge des Schwertes iſt zweiſchneidig und hat einen Handgriff in Kreuzform; derſelbe bietet der Hand keinen andern Schutz, als die Parirſtange. Alle dieſe Klingen ſind Salinger Fabrikat; ſie kommen über Aegypten nach Innerafrika, wo man ſie zu ſchätzen weiß, weil ſie vortrefflich gehärtet ſind. Die durchſchnittliche Länge der Klinge beträgt 3 Fuß, die Breite $1^7/_8$ Zoll; die Schneide iſt ſo ſcharf, wie ein Raſirmeſſer. Die Aggadſchirs umwickeln die Klinge von der Parirſtange aufwärts 9 Zoll mit einer dichten Schnur, damit ſie, während die linke Hand am Griffe liegt, auch noch mit der rechten zufaſſen können.

Solche Aggadſchirs, welche ſich keine Pferde kaufen können, gehen zu Fuß und immer nur zu zweien. Sie folgen der Fährte des Elephanten in der Art, daß ſie denſelben zwiſchen 10 und 12 Uhr Morgens erreichen. In dieſer Tageszeit ſchläft das Thier und iſt ſo ſorglos, daß es leicht beſchlichen werden kann. Der Jäger kriecht leiſe bis zu dem ſchlafenden Elephanten hin, und haut ihm mit einem einzigen Streiche den auf der Erde liegenden Rüſſel ab. Während das Thier aufſpringt, entkommt der Mann; jenes ſtirbt ſchon nach Verlauf von kaum einer Stunde an Blutverluſt. Wenn aber der Elephant aufwacht, der Jäger alſo dem Rüſſel nicht beizukommen vermag, dann kriecht der Jäger von hinten heran und führt ſeinen Hieb nach der Sehne des Hinterbeines, etwa einen Fuß oberhalb der Ferſe; auch dann verblutet ſich das Thier.

Die Aggadſchir greifen den Elephanten mit dem Schwert an.

Eine berittene Jägergeſellſchaft darf die Zahl Vier nicht überſchreiten. Sie ſetzt ſich bei Tagesanbruch in Bewegung, reitet langſam, gewöhnlich an einem Flußlauf hin, bis ſie auf die Fährte von Elephanten kommt, welche Nachts getrunken haben. Dieſe Jäger folgen den Spuren und ſobald ſie die Thiere finden, beginnt ſofort der Angriff. Vor Allem ſuchen ſie einen Elephanten, welcher die größten Zähne hat, von den übrigen zu trennen; dieſer wendet ſich gegen die Aggadſchirs, welche ſich zerſtreuen und vor ihm fliehen, bis er ſie nicht mehr verfolgt. Dann bedrängen ſie ihn, bis er ſteht. Einer reitet dem Thiere gerade entgegen, um deſſen Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, und dieſes rennt gegen ihn ein. Inzwiſchen ſind zwei andere Jäger hinter den Elephanten geritten, der ſie nicht ſieht; einer derſelben ſpringt in vollem Galop vom Pferde, haut, das Schwert mit beiden Händen führend, die Hinterſehne durch und beſteigt raſch ſeinen Gaul wieder. Der Hieb hat gewirkt; der Elephant fängt zu lahmen an und wird hülflos. Nun reitet der erſte Jäger abermals heran, bis nahe an den Rüſſel, und reizt zum Angriffe; aber das gelähmte Thier vermag nichts mehr auszurichten, und ein anderer Jäger haut ihm die Sehne des zweiten Hinterbeines ab. Dann verendet es bald.

Es verſteht ſich von ſelber, daß eine ſolche Jagd ſehr gefährlich iſt; nicht ſelten fällt der Jäger als Opfer ſeiner Unerſchrockenheit. Die Aggadſchirs erzählten ihren weißen Handwerksgenoſſen in anſpruchsloſer Weiſe manche haarſträubende Abenteuer. „Ich hätte meine Mütze vor ihnen abnehmen mögen und ihnen gern eine tiefe Verbeugung gemacht. Ich kam mir ihnen gegenüber ſo entſetzlich klein vor. Von den erſten Mannesjahren an hatte ich mein ganzes Leben auf wilden Jagden verbracht und glaubte davon ſo viel wie nur irgend Einer zu verſtehen; hier aber waren Leute, die ohne Schießgewehr gerade auf ihr Wild losgingen und nur mit Schild und Schwert bewaffnet dem Löwen in ſeiner Höhle entgegentraten. Wir verbrüderten uns auf der Stelle. Dieſes Bündniß hat mir den Lohn gebracht, daß

ich jetzt von Anderer Thaten sprechen kann, welche die meinigen weit übertreffen."

Baker beschreibt ausführlich die Jagden auf Elephanten, namentlich jene am Setit; wir wollen einige seiner Schilderungen mittheilen.

„Wir gelangten," schreibt er, „an einer Biegung des Stromes zu einer weiten Sandfläche, die jetzt trocken lag (es war im December) und bis an einen Wald reichte. Dort vermutheten die Aggadschirs Elephanten, und als wir eben die Richtung des Windes zu ermitteln suchten, hörten wir aus dem Walde her trompeten. Bald nachher trat ein mächtiger Elephant majestätisch aus dem Dickicht auf die weite Sandfläche hinaus und näherte sich dem etwa dreihundert Schritt entfernten Wasser. Wir waren durch eine hohe Sandbank gedeckt, stiegen rasch ab und gingen am Rande des Stromes hin, bis wir noch etwa 150 Ellen von dem Elephanten entfernt waren. Dieser trank bald, bald goß er sich Wasser stromweis über den kolossalen Körper. Als wir bis auf 50 Ellen herangekommen waren, wandte er den Kopf und sah uns. Sofort hob er die ungeheuern Ohren in die Höhe, stieß einen kurzen Trompetenton aus und überlegte offenbar, ob er angreifen oder fliehen solle. Ich sprang mit einem Schrei gegen ihn ein und schickte ihm, als er sich dem Dickicht zuwandte, eine Kugel in die Schulter. Nun lief er noch schneller, um in den Wald zu gelangen, aber die Aggadschirs sprengten heran, gleich Windhunden bei einem Wettlaufe, hielten sich parallel mit dem Dickicht, schnitten dem Elephanten den Rückzug ab und traten ihm nun mit dem blanken Schwert entgegen. Das Thier war in wildem Grimm und begann den Angriff. Die Aggadschirs ihrerseits beschäftigten ihn nicht, was doch sonst ihre Gewohnheit ist, durch einen vor ihm fliehenden Reiter, sondern sprangen allzumal vom Pferde und griffen ihn im tiefen Sande zu Fuße mit dem Schwerte an. Sie begaben sich unnöthigerweise in Gefahr, aber ein Jäger könnte kein prächtigeres Schauspiel sehen als dieses; kein Gladiatorenkampf in einer römischen Arena vermöchte mit diesem Kampfe zu wetteifern. Der Elephant war toll vor Wuth, schien aber doch zu wissen, daß die Jäger hinter ihn kommen wollten. Deshalb drehte er sich mit äußerster Geschwindigkeit wie auf einem Zapfen, griff gesenkten Kopfes einen seiner Gegner nach dem andern an und schleuderte dabei, vor Wuth schreiend, mit dem Rüssel Wolken von Staub in die Luft.

Mit einer wirklich affenartigen Behendigkeit wichen die Aggadschirs ihm aus, aber sie entgingen nur mit großer Schwierigkeit seinen Angriffen, weil ihm die Tiefe des Sandes günstig, ihnen dagegen hindertich in ihren Bewegungen war. Aber alle drei retteten sich durch ihren entschlossenen Muth abwechselnd, indem zwei allemal von der Seite vorsprangen, wenn der Elephant es auf den dritten abgesehen hatte; das kluge Thier gab dann sogleich die Jagd gegen ihn auf und wandte sich gegen die beiden Verfolger. Inzwischen hatte ich mich durch den tiefen Sand hindurchgearbeitet und war auf dem Kampfplatze, als eben der Elephant durch die Aggadschirs so zu sagen durchgebrochen war. Während ich ihm eine Kugel zuschickte, gab der Jäger Abu Do mit großer Gewandtheit ihm einen Hieb mit dem Schwerte, welcher jedoch das Bein nicht an der richtigen Stelle traf. Der Elephant rannte fort und ließ die Jäger weit hinter sich. Wir folgten seiner Fährte bis ins Dickicht; als er in demselben einige hundert Schritt weit gelaufen war, stürzte er todt nieder. —

Bald nachher hörten wir wieder einen Elephanten trompeten und bemerkten eine Herde von zwölf Thieren im Flusse, welche auf das andere Ufer nach einem Dickicht hinübergingen. In demselben kannten die Aggadschirs mit ihren Schwertern ihm nichts anhaben, das war in dem Dornengestrüppe nicht möglich; ohnehin vermochte man in dasselbe nur an solchen Stellen einzudringen, wo Elephanten und andere schwere Thiere eine Bahn gebrochen hatten." In einen dieser schmalen Gänge ging Baker nebst einigen Jägern und bald hatte er in unmittelbarer Nähe zwei Elephanten in Sicht. Der eine erhielt eine Kugel in die Schläfe, welche ihn auf der Stelle niederstreckte. Der zweite zog ab, wurde verfolgt, kehrte in einer kleinen Lichtung um, wollte angreifen, bekam aber in einer Entfernung von nur vier Ellen eine Kugel auf die Mitte der Stirn. Er taumelte zurück, rannte jedoch schon im nächsten Moment auf Baker ein, der ihm eine zweite Kugel gab. Nun warf er den Rüssel empor, trompetete und drängte nach dem Dickicht hin zurück. Jetzt erhielt er eine dritte Kugel, und in demselben Augenblicke hieb ihm einer der Aggadschirs mit einem einzigen Schwertstreiche die Sehne durch. Baker's Kugeln saßen alle drei in der Stirn und so nahe beisammen, daß sie etwa drei Zoll Raum einnahmen, aber keine war tödtlich gewesen. Der Stirnschuß ist für den indischen Elephanten verhängnißvoll, aber beim afrikanischen darf man sich auf denselben nicht verlassen.

Bald nachher brauste eine ganze Herde durch das Dickicht, das bebte und krachte, denn die Elephanten traten und rissen Alles nieder. Sie wurden von einem riesigen Männchen geführt, das auf Baker zukam; er begrüßte es mit zwei Kugeln, welche rechts und links am Vorderkopfe einschlugen. Unmittelbar nachher schoß er zwei andere nieder; der eine erhielt die Kugel links, der andere rechts in die Schläfe; dann bekam noch ein dritter einen tödtlichen Schuß. „Wir hatten gute Arbeit gethan; sieben Elephanten waren getödtet worden, zwei angeschossene waren entkommen."

Auf solche Weise betreibt man den Thiermord in Afrika. Wir werden demnächst den Jäger auf seinen Zügen gegen die Rhinocerosten, Krokodile und Löwen begleiten.

Die Eisenbahnen Rußlands und ihre Bedeutung.

II.

Die Linie St.-Petersburg-Warschau durchschneidet wenig fruchtbare, dünnbevölkerte Landstriche, und sie ist betreff ihrer Einnahmen hauptsächlich auf den Durchgangsverkehr angewiesen; dieser ist allerdings bedeutend, indem zur Zeit nur diese Bahn allein mit dem großen europäischen Bahnnetze in Verbindung steht. Alle Personen und Waaren, die auf der Bahn nach Rußland befördert werden, selbst wenn sie für die mittleren und südlichen Landestheile, die eigentlich nicht zu dem Bahngebiete der Petersburg-Warschauer Linie gehören, bestimmt sind, müssen dieselbe entweder in ihrer ganzen Ausdehnung oder doch zum großen Theil durchlaufen.

Dieses für die Bedeutung des Durchgangsverkehrs maß-

Digitized by Google

gebende Verhältniß wird auch so lange fortbestehen, bis das russische Bahnnetz an mehreren Punkten mit dem des übrigen Europa in Verbindung gebracht ist, was voraussichtlich in diesem und den nächsten Jahren eintreten wird. Sehr bezeichnend für die Entwickelung des Verkehrs auf der Petersburg-Warschauer Eisenbahn im Verhältniß zu dem auf dem übrigen russischen Linien sind folgende Angaben. Die Einnahme in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 1. October 1869 vermehrte sich gegen die Einnahme im gleichen neunmonatlichen Abschnitte des Vorjahres 1868 bei der Bahn Koslow-Woronesch um 68 Proc., bei der Bahn St.-Petersburg-Moskau um 21¾ Proc., und bei der Bahn St.-Petersburg-Warschau nebst Zweigbahn zur preußischen Grenze nur um 2,18 Proc. Der hohe Procentsatz bei der ganz neuen Bahn Koslow-Woronesch darf nicht überraschen, weil erfahrungsmäßig jede Bahn, und besonders eine Sackbahn, wie die genannte zur Zeit noch ist, sich erst ihren Verkehr bilden muß, und daher in dieser Uebergangsperiode der Aufschwung stets ein sehr bedeutender ist. Die Nicolaibahn ist aber älter als die St. Petersburg-Warschauer, also der Verkehr auf beiden wohl gleichmäßig entwickelt, und dennoch beträgt die Vermehrung auf der letztern nur 1/10 des auf der Nicolaibahn eingetretenen.

Die zweite von St. Petersburg ausgehende vollendete Bahn ist die Eisenbahn nach Rikhimiaki. Die Strecke St. Petersburg-Wiborg ist im Februar d. J. dem Verkehr übergeben worden, die Abtheilung Rikhimiaki-Lohtis bereits im November vorigen Jahres, so daß nur noch ein kurzes Mittelglied nicht betriebsfähig ist. Dasselbe ist nach den neuesten Nachrichten nahezu fertig, und die Eröffnung der ganzen Bahn wird in wenigen Monaten erfolgen, so daß wir dieselbe als vollendet glauben betrachten zu können. Diese Linie verbindet St. Petersburg mit der politischen Hauptstadt des Herzogthums Finnland, Tavastehus, und mit dem nicht unwichtigen Hafenplatz Helsingfors, insofern nämlich als Rikhimioki eine Station der Verbindungsbahn Tavastehus-Helsingfors ist. Die commercielle Bedeutung der beiden finnländischen Bahnen ist nur eine sehr geringe, da Finnland mit seiner sehr dünnen Bevölkerung und der geringen Ergiebigkeit seines Bodens wenig consumirt und producirt. Dazu kommt noch, daß das an sich schon so arme Land mehrere Jahre hintereinander durch Mißernten heimgesucht worden ist, und ein Theil seiner Arbeiterbevölkerung nur durch den Bahnbau vor dem Hungertode gerettet wurde. Helsingfors ist ein Stationsplatz der russischen Flotte, und dieser Umstand mag die russische Regierung wesentlich zum Bau der Bahn veranlaßt haben.

Die im Bau begriffene Bahn St.-Petersburg-Baltischport ist eine dem südlichen Ufer des Finnischen Meerbusens parallel laufende Strandbahn, die einen Theil von Ingermanland und Esthland durchschneidet, und die Hafenplätze Narwa und Reval berührt. Ihr wesentlicher Zweck besteht darin, den Hafen von Baltischport, welcher in Folge seiner Beschaffenheit von allen Häfen des finnischen Meerbusens am längsten eisfrei ist, mit St. Petersburg zu verbinden, und dadurch den Transport der Waaren im Frühjahr und Herbst, wenn die Schiffe nicht mehr nach der Hauptstadt gelangen können, von der See über Baltischport nach St. Petersburg zu erleichtern.

Wir kommen nun zur Besprechung der von der wichtigsten russischen Hafenstadt am Schwarzen Meer, von Odessa, ausgehenden Bahn. Der Hauptnachtheil für den Handel der Stadt Odessa war von jeher die schlechte Verbindung mit dem Innern, besonders waren die Wege durch die Steppe einen Theil des Jahres fast vollständig unfahrbar, und dadurch wurde aller Waarenverkehr mit dem Hinterlande zeitweilig unmöglich. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde zunächst Odessa mit der nördlich gelegenen Stadt Balta durch eine Eisenbahn verbunden, wodurch die schwierige, häufig unmögliche Fahrt durch die Steppe vermieden wurde. Diese Bahn wurde bereits im Jahre 1865 dem Verkehr übergeben. Von Balta baute man in östlicher Richtung weiter über Olwiopol, Elisabethgrad (— bis zu dieser Stadt 1868 eröffnet —) nach Krementschug am Dnjepr, so daß nun ein großer Theil der sehr fruchtbaren Ukraine, der wichtigsten Kornkammer für den Export Odessas, mit diesem Hafenplatz in Verbindung gebracht wurde. Von Krementschug ist die Bahn nach Charkow, über Poltawa, im Bau begriffen, durch deren Vollendung eine directe Bahnverbindung Moskaus mit Odessa hergestellt wird.

Die Bahn Odessa-Balta wurde später in nördlicher Richtung bis Schmerinka fortgesetzt; dort theilt sie sich in eine östliche Linie, die über Kiew nach Kursk geht und Ende vorigen Jahres dem Betrieb übergeben wurde, und in eine nord-westliche, im Bau begriffene Bahn, die den Anschluß an die Galizischen Bahnen vermitteln soll.

Durch die Herstellung dieser Linien ist Odessa mit denjenigen Theilen des Czarenreiches, für welche es seiner Lage nach die Pforte zum Meere bildet, in Verbindung gekommen, außerdem können schon jetzt Güter über Kursk vom Schwarzen Meere nach Moskau vermittelst Eisenbahn befördert werden, und wenn erst der Anschluß an die galizischen Bahnen hergestellt ist, wird ein großer Theil der jetzt noch über Warschau gehenden Waaren die südlichere Route über Kiew-Kursk als die kürzere vorziehen.

Noch eine zweite Verbindung Odessas mit dem europäischen Bahnnetze ist im Bau begriffen, und wird voraussichtlich noch im Laufe dieses Jahres hergestellt werden; es ist dies die südlichere Verbindung von der Station Baddelnaja über Tiraspol, Bender, Kischenew nach Jassy, die bis auf die Strecke Kischenew-Jassy vollendet ist. Jassy steht aber bekanntlich durch die Verlängerung der Bahn Lemberg-Tschernowitz über Suczawo nach der Moldau mit den österreichischen Bahnen in Verbindung.

Außer diesen drei großen Gruppen von Eisenbahnen, nach den wichtigen Handelsplätzen, von denen sie ausgehen, geordnet, haben wir noch eine Querlinie zu verzeichnen, deren Bedeutung eine nicht zu unterschätzende ist. Es ist dies die Linie Riga-Dünoburg-Witebsk-Smolensk-Orel, mit ihrer Fortsetzung über Jeletz nach Griati. Durch die Strecke Riga-Dünaburg, bereits im Jahre 1861 eröffnet, wird der wichtige Hafenplatz Riga mit der St. Petersburg-Warschauer Linie verbunden, durch die Fortsetzung bis Orel aber mit den russischen Industriebezirken südlich von Moskau bei Tula und Kaluga; und zwar ist der Weg von vielen Städten, z. B. von Orel, Jeletz, Kursk nach Riga, durch diese Bahn kürzer geworden als der nach St. Petersburg. Eine erhöhte Bedeutung erhält diese Linie noch durch die im Bau begriffene Bahn Moskau-Smolensk, welche noch in diesem Jahr eröffnet werden soll. Durch dieselbe wird die Entfernung zwischen Riga und Moskau wesentlich abgekürzt, ebenso wie die Schienenverbindung Moskaus mit Deutschland; das ist besonders deshalb zu betonen, weil die Häfen Deutschlands weit weniger durch Eis für die Schifffahrt unzugänglich gemacht werden, als die russischen, und ersteren daher zu einer gewissen Jahreszeit allein die Vermittelung des russischen Exportes und Importes auf dem Seewege zufallen muß.

Fassen wir nun das Gesagte zusammen, so finden wir, daß der eigentliche Angelpunkt des russischen Bahnnetzes Moskau ist, welches, im Herzen des russischen Czarenreiches gelegen, mit der Ostsee, dem Schwarzen und dem

Asowschen Meere in Verbindung steht, und bald auch mit dem Kaspischen verbunden sein wird. Folgende große commerciell wichtige Linien können wir uns ziehen: Helsingfors, St. Petersburg, Moskau, Tambow, Woronesch, Rostow mit der Zweiglinie Tambow, Borrisoglebsk, Tzaritzin an der untern Wolga; ferner Riga, Dünaburg, Witebsk, Smolensk, Orel, Kursk, Charkow, Taganrog und von Südwesten nach Nordosten Granika, Warschau, Wilna, Dünaburg, St. Petersburg und südlich Odessa, Balta, Kiew, Kursk, Orel, Moskau.

Nach Aufzählung der großen wichtigen Linien müssen wir der Vollständigkeit wegen noch einige kleinere erwähnen. Zunächst die Sackbahn Warschau-Terespol, die später über Mohilew nach Smolensk weiter geführt werden soll, zur Zeit aber noch keine nennenswerthe Bedeutung hat, ferner die Bahn Warschau-Bromberg, welche die Hauptstadt Polens mit dem preußischen Bahnnetz im Norden verbindet, und zugleich für Polens Handel die kürzeste Eisenstraße zum Meere ist. Sodann die ganz kurze Bahn, welche die Industriestadt Lodz mit der Warschau-Wiener Bahn in Verbindung bringt. Schließlich sei noch der nur wenige Meilen langen Bahn Riga-Mitau gedacht, die als Sackbahn ohne Aussicht auf Verlängerung nur von rein localer Bedeutung für die Stadt Mitau ist.

Das zur Erbauung des russischen Eisenbahnnetzes erforderliche Capital ist nur zum geringern Theil von dem russischen Volke aufgebracht worden, den größern Theil hat das Ausland, besonders England und Deutschland, hergegeben. Gewöhnlich wurde sofort beim Baubeginn ein großer Theil, häufig die Hälfte des ganzen erforderlichen Capitals, entgegengesetzt dem in Deutschland üblichen Verfahren, durch von der Regierung garantirte Prioritätsanleihen beschafft, und es sind gerade diese Peioritätsanleihen, welche im Auslande bereitwillig genommen wurden. Der Berliner Courszettel weist augenblicklich 14 verschiedene Peioritätsanleihen und außerdem Stammactien von fünf russischen Eisenbahnen auf, und bei den vielen Projecten zu neuen Linien dürfte diese Anzahl in kurzer Zeit noch eine wesentliche Vermehrung erfahren. Zu berücksichtigen ist ferner, daß der Staat zur Erbauung von Eisenbahnen ebenfalls Anleihen contrahirt hat, die auch zum großen Theil in Deutschland untergebracht sind. Die Bereitwilligkeit des deutschen Publicums zur Hergabe von Capital beruht jedenfalls in der Staatsgarantie, mit welcher alle Prioritätsanleihen versehen sind, und darin, daß die russische Regierung stets ihre Verpflichtungen gegen ihre ausländischen Gläubiger pünktlich erfüllt hat. Man übersieht hierbei den wenig befriedigenden Zustand der russischen Finanzen, welche bereits die abschüssige Bahn der Papiergeldwirthschaft und des Contrahirens neuer Anleihen zur Erfüllung alter Verbindlichkeiten betreten haben, und denkt weniger an den Werth und die Rentabilität des zunächstliegenden Sicherheitspfandes, nämlich an die Eisenbahn selbst. Die Eisenbahn Moskau-Rjäsan hat z. B. für 1868 12 Proc. Dividende auf das Stammactiencapital vertheilt, die Sicherheit ihrer vom Staate garantirten 5 Proc. Prioritäten ist also wohl eine genügende; der Cours derselben an der Berliner Börse war im Anfang April 87¼ Proc., während der Cours der Prioritäten der Bahn Schuja-Iwanowo bei gleichem Zinsfuß 81¼ Proc. und die der Bahn Kursk-Charkow 82 Proc. war. Die Rentabilität der Bahn Schuja-Iwanowo ist eine sehr geringe, weil dieselbe nur 84 Werst (12 Meilen) lang ist, und keine Aussicht hat, nördlich weiter als Kineschma an der Wolga verlängert zu werden, also voraussichtlich stets Sackbahn bleiben wird; die Bahn Kursk-Charkow hingegen, als Mittelglied der Linie Moskau-Taganrog und einen fruchtbaren Landstrich durchziehend, besitzt alle Bedingungen zu einer sehr guten Rentabilität, die sich bei ihr wegen der kurzen Zeit des Betriebes allerdings noch nicht hat zeigen können. Aus dem Vergleich dieser verschiedenen Course geht deutlich hervor, daß die Staatsgarantie das wichtigste Moment bei der Werthfixirung dieser Priaritäten ist.

Wie die russischen Eisenbahnen vorwiegend mit Hülfe fremder Capitalien gebaut sind, so sind auch die Schienen und das rollende Material meistens vom Auslande bezogen. Deutschland war bisher für Locomotiven und Waggons der Hauptlieferant; die große Anzahl von Locomotiv- und Waggonsfabriken, z. B. in Sachsen, würde ohne die russischen Aufträge gar nicht bestehen können; in der neueren Zeit sind englische, belgische und französische Fabriken als gefährliche Concurrenten aufgetreten.

Der Betrieb auf den russischen Bahnen läßt manches zu wünschen übrig, woran der Mangel an tüchtigen geschulten Beamten Schuld ist. Bei dem rapiden Wachsen des Bahnnetzes und bei der lächerlichen Abneigung in gewissen Kreisen gegen die Deutschen fehlt es namentlich an zuverlässigen Locomotivführern. Auch bei dem Transporte der Güter sind in neuerer Zeit sehr bedauerliche, den Handel störende Unordnungen vorgekommen. Die Züge fahren mit Ausnahme einiger Eilzüge nicht schnell, und halten sehr lange an den einzelnen Stationen an, da der Grundsatz, daß Zeit Geld ist, den russischen Bahnverwaltungen noch nicht einleuchtet. Sehr hemmend auf den Verkehr mit dem Auslande wirkt ferner der Umstand, daß alle Bahnen, mit Ausnahme der Warschau-Wiener und Warschau-Bromberger, eine größere Spurweite als die übrigen europäischen haben, so daß an der Grenze sämmtliche Waaren umgeladen werden müssen. Der Grund für diese Einrichtung ist vermuthlich ein rein militärischer, indem im Falle einer feindlichen Invasion das sämmtliche rollende Eisenbahnmaterial in das Innere transportirt werden kann, und der einrückende Feind dadurch an einer Benutzung der Bahnen vollständig gehindert wird. Wollte man das auf den übrigen europäischen Bahnen gebräuchliche Material verwenden, so müßten Locomotiven und Wagen mit längeren Achsen versehen werden, was jedenfalls viel Zeit erfordern würde.

Betrachten wir nun zum Schluß die Einwirkungen der russischen Eisenbahnen auf den Handel.

Der wichtigste Hafenplatz Rußlands ist St. Petersburg, demnächst folgen ihrer Bedeutung nach Odessa und Riga. Taganrog ist von untergeordneter Wichtigkeit. Archangel, während eines großen Theils des Jahres durch Eis versperrt, besitzt ein sehr armes Hinterland, dessen Bewohner nur wenige Bedürfnisse und auch nur wenige Erzeugnisse des Ackerbaues und der Forstwirthschaft zum Export haben. Ebenso hat Astrachan, das an einem Binnenmeer liegt, nur eine locale Bedeutung, es vermittelt nur den Handel nach den Gestadeländern dieses Kaspischen Meeres. Die wichtigsten Artikel, die Rußland vom Auslande bezieht, sind Baumöl, Thee, Kaffee, Wein, Salz, Baumwolle, Färbehölzer und Eisen im verarbeiteten Zustande; die wichtigsten Exportartikel Getreide, Lein- und Hanfsaat, Talg, Flachs, Hanf, Heede, Knochen, Wolle, grobe Flachs- und Hanfgewebe und Holz. Der Flachs wird besonders in den Ostseeprovinzen und den angrenzenden Landstrichen gebaut, Hanf mehr in den mittleren Gouvernements Witebsk, Smolensk, Mahilew, Kursk, Orel, Kaluga, Tula und Rjäsan. Ganz Rußland hat bei seiner verhältnißmäßig nicht dichten Bevölkerung Ueberfluß an Getreide, diejenigen Gegenden aber, welche wegen ihrer Fruchtbarkeit am meisten Getreide zur Ausfuhr beingen, sind die Gouvernements südlich von Moskau, nämlich Orel, Kursk, Charkow, Poltawa, Woronesch, Tambow, sowie die östlich hiervon gelegenen bis zu der Wolga.

Aus den statistischen Angaben über den Handel Rußlands

geht hervor, daß der Verkehr hauptſächlich mit den nördlicheren Ländern Europos rege iſt. Der gonze Werth des ruſſiſchen Exportes nnd Importes im Jahre 1867 betrug 451,313,967 Rubel. Davon kamen 362,259,492 Rubel auf den Verkehr mit England, Schweden und Norwegen, Deutſchland, Dänemork, Holland nnd Belgien, und nur 89,054,475 Rubel auf den mit Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Oeſterreich, Malta, Griechenland, Türkei, Moldau, Wallachei und den außereuropäiſchen Ländeen. Anolog dieſer Geſtaltung des Handelsverkehrs iſt auch die Schifffahrt in den Oſtſeehäfen eine weit lebhaftere wie in denen des Schwarzen und Aſowſchen Meeres. Von der Oſtſee gingen im Jahre 1867 5034 beladene Schiffe nach den vorhergenannten nordeuropäiſchen Ländern, während nur 1729 von den Häfen des Schwarzen und Aſowſchen Meeres mil gleicher Beſtimmung ausſegelten. Unter allen Ländern hot England den bedeutendſten Verkehr mit Rußland. Im Jahre 1867 fuhren beladen von den ruſſiſchen Oſtſeehäfen 1908 Schiffe nach England, von denen des Schwarzen und Aſowſchen Meeres 1612. Dieſe dominirende Bedeutung Englands für den ruſſiſchen Handel iſt ganz erklärlich. Englands Induſtrie iſt die bedeutendſte und wichtigſte der ganzen Erde, alſo muß Rußland, ein induſtriearmes Land, naturgemäß die ihm nothwendigen Induſtrieerzeugniſſe von dort beziehen. Andererſeits iſt England dasjenige Land, welches ſeiner ſtarken Bevölkerung wegen am meiſten ausländiſches Getreide bedarf, und dieſer Bedarf wird zum Theil durch Rußland gedeckt. Rechnet man noch hinzu, daß Rußland nur wenig directen Verkehr mit den außereuropäiſchen Ländern hat, ſondern ſeinen Bedarf an Prodncten dieſer Länder indirect über England bezieht, ſa unterliegt es wohl keinem Zweifel, doß die Handelsbeziehungen zu England für Rußland die wichtigſten ſiud. Grundbedingung eines vortheilhaften Güteranstauſches iſt ein billiger und bequemer Transport; nun iſt aber der Weg vom Schwarzen und Aſowſchen Meer nach England ein fehr weiter, von der Oſtſee hingegen ungleich kürzer, denn man rechnet, daß ein Segelſchiff von Tagonrog nach London 100 Tage, von Odeſſa nach London 90 Tage, von St. Petersburg noch London 42 Tage, von Riga noch London 30 Tage durchſchnittlich unterwegs iſt, nnd es wird ſich demgemäß ein großer Theil des Verkehres der ſüdruſſiſchen Häfen mit England unter Benutzung der Eiſenbahnen nach den Oſtſeehäfen wenden. Zeit iſt Geld, der langwierige Seeweg belaſtet die Waaren mit Zinſenverluſten, wozu noch für das Schworze nnd Aſowſche Meer fehr hohe Verſicherungsprämien kommen. Außerdem iſt es auch bei der geſteigerten Concurrenz erforderlich, ſchnell zu liefern und den Lieferungstermin vorher genau angeben zu können, — alles Beweggründe, die dem koſtſpieligeren Bahntransporte den Vorzug vor dem Seetransporte geben. Von den ruſſiſchen Häfen wird Riga aus dieſen Verhältniſſen den größten Vortheil ziehen, ein Theil wird auch auf die preußiſchen Häfen übergehen. Das, was wir von dem ruſſiſch-engliſchen Verkehr geſagt haben, gilt auch in gleicher Weiſe von dem Verkehr mit Belgien und Holland von den ſüdruſſiſchen Häfen aus.

Wenn die ruſſiſchen Häfen am Schwarzen und Aſowſchen Meere den größten Theil ihres Verkehres mit Nordeuropa an die Oſtſeehäfen werden abgeben müſſen, ſo werden ſie auf der andern Seite einen großen Theil des Handels mit Süd- und Weſteuropa, der bisher nach der Oſtſee ging, an ſich ziehen. Baumöl, Südfrüchte, ſüdfranzöſiſche Weine werden ihren Weg in das Innere Rußlands nicht mehr über St. Petersburg, ſondern über Odeſſa nehmen. Ueberhaupt wird die dominirende Stellung St. Petersburgs für den ruſſiſchen Export und Import, die ſich vorwiegend auf die günſtige Waſſerverbindung mit dem Inneen ſtützte, fallen, nnd die Häfen Riga und Odeſſa werden weſentlich gewinnen.

Am meiſten durch den Ausbau des Eiſenbahnnetzes wird der innere Handel und Verkehr Rußlands ſich beleben. Viele Gegenden, die ihren Ueberfluß an Getreide wegen der zu hohen Transportkoſten nicht verwerthen konnten, werden jetzt denſelben auf den Weltmarkt bringen, und andere Producte dafür eintauſchen können. Die ruſſiſche Induſtrie, bis jetzt durch hohe Schutzzölle künſtlich gepflegt, wird billiges Rohmoterial und billige Kohlen bekommen nnd dadurch einen größern Aufſchwung nehmen. Ueberhaupt werden alle die Segnungen, die im Gefolge der Eiſenbahnen bei den meiſten europäiſchen Völkeen eingezogen ſind, auch in Rußland Eingong finden. Die alte Hauptſtadl des Czarenreiches, Moskau, der Angelpunkt des weit verzweigten Bahnnetzes, wird der Mittelpunkt des inneen Handels und Verkehrs werden. Nicht mehr wie vor 20 Jahreu auf die alleinige Bahnverbindung mit St. Petersburg angewieſen, kann es jetzt die freuden Erzeugniſſe non allen ruſſiſchen Häfen beziehen und durch dieſelben die ruſſiſchen Ausfuhrproducte verſenden. Im Winter, wenn die Rouheit des Klimas die ruſſiſchen Häfen unzugänglich macht, wird Moskau ſeine Waarenbezüge auf dem Landwege machen nnd ſich der deutſchen Häfen bedienen können. Bei der Geſtolt, die der Handel jetzt angenommen hat, wo ein umfangreiches ausgedehntes Creditgeben unerläßliche Bedingung iſt, wird Moskau der Centralcreditplatz für gonz Rußland werden, von ihm aus oder doch durch ſeine Vermittelung wird der große Strom fremder Waaren ſich in kleinen Bächen ſegensreich über das ganze Land ergießen.

Mit Genugthuung müſſen wir die Verbeſſerung der Communicationswege in dem uns benachbarten Rußland deshalb begrüßen, weil einerſeits der Markt der deutſchen Induſtrie dadurch ungemein ausgedehnt wird, und ſomit Tauſenden von fleißigen Händen lohnende Beſchäftigung erwächſt, andererſeits, weil durch die Eröffnung jener getreidereichen Länder neue Quellen für die Ernährung erſchloſſen werden.

Schickſale und Wanderungen eines deutſchen Renegaten in Nordafrika.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

IV.

Am nächſten Morgen durchſchritt ich dieſe Sandfläche und gelangte nach einer kleinen Tagereiſe noch el Utoya, einer kleinen Stadt in einer Oaſe. Ich kann jedoch nicht ſagen, daß die Wüſte mir einen nnangenehmen Eindruck gemacht habe. Im Gegentheil fand ich dieſe reine, vielbewegte Luft ſo belebend, die Wechſel der Farbentöne und Beleuchtungen

Digitized by Google

waren ſo mannichfaltig, daß ich mich körperlich geſtärkt und geiſtig gehoben fühlte. Von Allen, welche die Wüſte kennen lernten, habe ich immer nur ein ſolches günſtiges Urtheil über ſie gehört. Man gewinnt die Wüſte lieb, wie den Aufenthalt auf einem ſehr hohen Berge, auf dem auch nichts mehr wächſt, deſſen reine Luft und ſchöne Lichteffecte uns aber geiſtig und körperlich wohlthun. In Europa hat man über die Wüſte ganz falſche Begriffe. Man ſtellt ſie ſich ſchauderhaft vor, ſchwärmt dagegen für die Naturreize der Oaſen. Dieſe ſind nun allerdings vorhanden; aber die Oaſe iſt ein übertünchtes Grab. Das ſtockende Waſſer verurſacht ungeſunde Dünſte und vielfache Krankheiten, denen die Europäer leicht erliegen. Die Wüſte dagegen iſt immer geſund. Wer ſich in den Oaſen Krankheiten geholt hat, braucht nur ſein Zelt in der Wüſte aufzuſchlagen, um geheilt zu werden. Selbſt die Augenleiden heilt die Wüſte. Denn es iſt falſch, zu glauben, daß die afrikaniſchen Augenleiden vom Einfluß der Sonnenſtrahlen herſtammen. Sie werden nur durch die feuchten Dämpfe verurſacht, die aus dem Sumpfboden der Oaſen aufſteigen. Mit der Zeit gewann ich die Wüſte ſo lieb, daß ſie mir wie eine zweite Heimath erſchien, und daß ich mir glückwünſchte, den Tell (das nördliche Land) verlaſſen zu haben.

Von el Utaya wendete ich mich nach dem nahen Biskara, welches man als die nördliche Hauptſtadt der algieriſchen Sahara bezeichnen kann. Biskara war von einer buntſcheckigen Bevölkerung bewohnt. Die eigentlichen Städter ſind Berber und ſprechen eine dem Kabyliſchen verwandte Sprache. Sie nähren ſich größtentheils vom Ertrag ihrer Palmen und Oelbäume, an denen dieſe große Oaſe Ueberfluß beſitzt. Aber außer den Städtern befindet ſich in Biskara faſt immer auch eine zahlreiche nomadiſche Bevölkerung, die ihre Viehherden im Sommer in der Umgegend weidet, und im Winter, wenn die Regen ſelbſt auf einzelnen Strecken der Wüſte eine reichliche Vegetation hervorgerufen haben, die weiten Steppen durchziehen. Außer dieſen beiden exiſtirt in Biskara ein drittes Element der Bevölkerung, nämlich die Halbneger, welche aus Wäregla (Wargla), Tuggurt und anderen Städten des tiefen Südens nach Norden gewandert kommen und ſich Geſchäfte halber dort oft ſehr lange aufhalten. Alle dieſe drei Volkselemente lagen beſtändig mit einander im Krieg. Das ſchwächſte waren die Städter. Dieſe wurden meiſt von den Arabern, den Nomaden, welche zum arabiſchen Stamme der Ulad Nail gehören, tyranniſirt und durften nichts ohne deren Erlaubniß thun; denn die Nomaden ſind kriegeriſch, die Städter dagegen feige und ſehr verſchieden von ihren Stammesgenoſſen, den Kabylen des Nordens. Man beſchuldigte ſogar die Städter einer Vorliebe für die Franzoſen, denn dieſe hatten ſich ſchon einmal in Biskara blicken laſſen. Sie waren zwar genöthigt geweſen, ſich wieder zurückzuziehen, hatten aber wegen ihrer mehr geregelten Juſtiz und weil ſie den Handel beſchützten, bei den Städtern ein gutes Andenken hinterlaſſen. Da dies allgemein bekannt war, ſo mußten nun die Städter deſto mehr von dem Haſſe der Araber leiden, da man ſie nun aus doppeltem Grunde haßte.

Im Augenblick meiner Anweſenheit in Biskara war jedoch die Herrſchaft weder bei Städtern, noch Nomaden, ſondern war auf die Halbneger aus Tuggurt übergegangen. Die Stadt hatte nämlich die Hülfe des Dſchellab gegen die Franzoſen angerufen, die ihr denn auch zu Theil ward, aber nur unter der Bedingung, daß ſie ihr ſogenanntes Fort demſelben ausliefere. Der Dſchellab hatte in daſſelbe eine Beſatzung gelegt, und dieſe beherrſchte die Stadt.

Ich war alſo hier ſchon gewiſſermaßen auf dem Gebiete des Fürſten, in deſſen Dienſte ich mich begeben wollte. Da ich dies dem Commandanten des „Forts“ (einer elenden Baute aus Luftziegeln) ankündigte, wurde ich gleich mit Reſpect behandelt und mit allem Nöthigen verſehen. Es ſchien, daß der Dſchellab einen beſondern Werth auf Europäer legte (warum, das wird mein Aufenthalt in Tuggurt zeigen) und Ordre gegeben hatte, alle ſolche, die in ſeine Dienſte treten wollten, zu ermuthigen. Ebenſo hatte er Befehl gegeben, alle ſolche Europäer ſo ſchnell wie möglich zu ihm zu ſchicken. So konnte ich denn nur kurze Zeit die Freuden von Biskara genießen, welche hauptſächlich in einem bunten und wilden, Tag und Nacht fortgeſetzten Kaffeehausleben mit unaufhörlicher Trommel- und Pfeifenmuſik, näſelndem Geſang und erotiſchem Tanz von Knaben und Mädchen beſtanden. Hier wimmelte es von Freudenmädchen, die ganz unverſchleiert umhergingen, ſehr verſchieden von den Städterinnen. Sie waren aber auch keine Städterinnen, ſondern alle Beduinenmädchen vom Stamme der Ulad Nail, welche es ſich keineswegs zur Unehre anrechnen, ihre Töchter dies Gewerbe führen zu laſſen, ganz das Gegentheil der gewöhnlichen arabiſchen Sittenanſchauung. Bei den arabiſchen Städtern und bei faſt allen Berbern, Kabylen oder Oaſenbewohnern verfällt ein Mädchen dem Tode, das ſich dieſem Gewerbe widmet. Nicht ſo bei den Nomaden, einzelne ausgenommen, am wenigſten aber bei den Ulad Nail. Alles, was das Mädchen ſich durch ihre Reize verdienen kann, gilt hier für legitimen Erwerb und kommt ſpäter dem Manne zu gut, der es heirathet. Denn alle dieſe Mädchen heirathen ſpäter, und ihre Männer finden keine Unehre in ihrem frühern Lebenswandel. Viele dieſer Mädchen waren ſehr jung, zwiſchen 14 und 18 Jahren, halbe Kinder, oft recht hübſch, immer braun, beinahe ſchwärzlich, aber nie negerartig. Mit 18 Jahren gilt ein Mädchen ſchon für zu alt zu dieſem Gewerbe.

Jedoch dieſe Luſtbarkeiten waren für mich nur von kurzer Dauer, da ich bald nach Tuggurt gehen mußte. Ich that die Reiſe in Geſellſchaft eines Verwandten des Scheichs von Tuggurt an, der nach Biskara in Geſchäften gekommen war, auch eines Dſchellad, denn die Sippſchaft der Dſchellad iſt außerordentlich zahlreich. Ueber Sidi Okba (wo das Grab Okba's, des Eroberers von Nordafrika) erreichten wir bald die Wüſte, und in dieſer den großen Salzſee, die Sebcha Malohia, eine halb ausgetrocknete, ſumpfartige Salzfläche, die man nicht ohne Gefahr des Unterſinkens betreten kann, über welche aber mehrere Furthen führen, die ſie in ihrer ganzen Länge durchſchneiden. Sonſt gab es auf dieſer Strecke, die acht Tage währte, wenig Abwechslung. Bei Tage Wüſte oder Salzſeen, bei Nacht irgend eine kleine Oaſe, wo wir beim Häuptling gaſtfreie Aufnahme fanden.

Endlich am Abend des achten Tages kamen wir in einen ſchönen Palmenwald, den reichſten, den ich bis jetzt in Afrika geſehen, unter deſſen Schatten ein Heer von Oliven, Mandeln, Granaten und anderen Fruchtbäumen üppig wucherte. Das war die Oaſe von Tuggurt, und in letztere Stadt ſollten wir nun unſern Einzug halten. Die großartigen Beſchreibungen, welche die Geſandten des Dſchellab in Conſtantine von ihrer Vaterſtadt gemacht hatten, waren zwar durch das, was ich in Biskara über Tuggurt erfahren ſchon vielfach Lügen geſtraft worden, aber dennoch konnte, ich mir den Ort nicht ſo erbärmlich vorſtellen, wie er es in Wirklichkeit war. Wer beſchreibt deshalb meinen Schrecken, als ich ſtatt der ſteinernen oder gar marmornen Paläſte und Häuſer nichts erblickte, als eine Aneinanderreihung elender Luftziegelbauten, kleine, niedere, gedrückte Würfel aus an der Sonne getrocknetem Lehm, von größeren, ähnlichen Würfel- oder Kegelbauten überragt, den „Paläſten“ und den „Maſchcen“. In einem dieſer „Paläſte“ nahmen wir unſer Abſteigequartier und fanden hier eine leidliche, aber keineswegs luxuriöſe Bewirthung mit Kuskuſſu, jedoch auch

ſonſt durchaus keine Bequemlichkeit. An Betten, Teppiche, Stühle und dergleichen war nicht zu denken. Der höchſte Luxus, den man ſich erlaubte, war eine Strohdecke, auf dem Boden ausgebreitet, auf der man bei Tage ſaß und bei Nacht ſchlief, betete, aß, kurz alles nur Thunliche verrichtete.

Am nächſten Morgen wurde ich zum Dſchellab gerufen. Dieſer ſaß keineswegs auf einem „Thron“, wie ihn ſeine Geſandten in Conſtantine geſchildert hatten, und war ein ganz gewöhnlicher Halbneger, d. h. zwar von ſchwarzer Haut, aber mit Araberzügen, nicht mit aufgeworfenen Lippen, Stumpfnaſe und wolligem Haar, wie die echten Neger, deren es allerdings genug in Tuggurt giebt. Nach den üblichen Eingangsformeln kündigte mir der Dſchellab an, daß er noch drei andere Europäer in ſeinem Dienſte habe, und daß er uns vieren ein großartiges Werk anzuvertrauen gedenke, wofür er uns fürſtlich belohnen werde. Ich wußte nun ſchon, was dieſe „fürſtliche Belohnung“ zu bedeuten haben würde, denn Geld exiſtirte in Tuggurt ſo gut wie gar nicht. Alle Geſchäfte wurden im Tauſchhandel abgemacht. Ich war aber doch neugierig, die Europäer und das „Werk“ kennen zu lernen, das man uns anvertrauen wollte. Erſtere waren gleichfalls Deſerteure aus der Fremdenlegion, ein Italiener, ein Spanier und ein Schweizer. Mit ihnen vertrug ich mich bald gut. Aber was ich von ihnen hörte, war nicht geeignet, mich zu ermuthigen. Nicht nur war der Dienſt ſchlecht und der Sold ganz nichtig, ſondern man verlangte auch unter Androhung der Todesſtrafe von ihnen etwas, wozu ihnen ſowohl alle Hülfsmittel, als auch die Kenntniſſe und die Praxis fehlten. Sie ſollten nämlich — „Kanonen machen“. Das war das „Werk“, das der Dſchellab nun uns vieren auftrug, und das der Grund, warum er Europäer für ſeinen Dienſt anwarb.

Keiner von uns vieren beſaß die ſchwächſte Idee davon, wie man — „Kanonen macht“. Das wollte aber der Dſchellab nicht glauben. Die Araber trauen jedem einzelnen Europäer alle Fertigkeiten zu, welche in Europa zu Hauſe ſind, und ſo mußten wir nothwendigerweiſe für Kanonengießer gelten. Damit wir uns nicht länger weigerten und durch die Noth zum „Werk“ gezwungen würden, fiel der Dſchellab auf die Idee, uns in einen runden Thurm einſperren zu laſſen, wo man uns einiges ſogenannte „Material“ zum „Kanonenmachen“ gab und uns anzeigte, daß wir nicht eher frei ſein würden, als bis wir eine Kanone „gemacht“ hätten. Zur erſten Kanone gab man uns einen Monat Zeit. War ſie nach dieſer Friſt nicht fertig, ſo ſollten unſere Köpfe fallen. Das war alſo das Endreſultat meiner Reiſe nach Tuggurt und des glänzenden Waffendienſtes beim Dſchellab.

Kaum waren wir in unſern Thurm eingeſchloſſen, als wir eine Art „Kriegsrath“ hielten, und einſtimmig wurde die Flucht beſchloſſen. Die tuniſiſche Grenze war nicht weit, und dorthin beſchloſſen wir zu entfliehen, beſonders da der glänzende und prachtliebende Bey Ahmed eben den Thron beſtiegen hatte und alle Renegaten gern in ſeine Dienſte nahm. Unſere Wache war leicht zu umgehen, wir brauchten nur die eine Hinterwand des Thurmes, die auch nur aus Lehmziegeln beſtand, zu durchbrechen. Pulver, Waffen und nothdürftige Lebensmittel zur Flucht beſaßen wir, denn man hatte uns Brot für einen Monat gegeben.

Unſere Flucht gelang vollkommen. Wir führten ſie in der Nacht aus, bemächtigten uns mit Gewalt eines Mannes, den wir zwangen, uns als Führer nach Nefta, der nächſten tuniſiſchen Oaſe, zu dienen, wo wir denn auch glücklich nach zweitägiger Reiſe ankamen. Zum Glück war gerade in dem nahen Tuſan, einer der drei Hauptſtädte des Biledulſcherid, das umherziehende Feldlager des Bey angekommen, welches jährlich einmal alle Provinzen Tuneſiens durchzieht, um die Steuern mit Waffengewalt einzutreiben. Wir meldeten uns gleich beim Bey, einem Vetter des regierenden Herrn, der, die Vorliebe ſeines Fürſten für Renegaten kennend, uns gleich für den Dienſt animirte.

Nach Tunis geſchickt, wurde ich vor Ahmed Bey geführt und gefragt, was ich lieber werden wolle, ein Offizier in der Linie oder ein Gemeiner in der Thronwache, was ſo viel, ja mehr, wie ein Linienoffizier galt. Um ſtets um den Fürſten ſein zu können, wählte ich das letztere, da ich annahm, daß die fürſtliche Gnade mich aus einer ihm ſo nahe ſtehenden Stellung eher befördern werde, als aus der entfernten eines Linienoffiziers. Ein großer Fehler, den ich ſchwer gebüßt habe, denn in der „Thronwache“ findet ſo gut wie gar keine Beförderung ſtatt, und ich bin deshalb auch ſeit den dreißig Jahren, die ich nun in Tunis bin, und die eben ſo einförmig verfloſſen, als meine erſten zehn Jahre in Afrika abwechslungsvoll waren, das, was ich von Anfang war, d. h. ein gemeiner „Throntradant“. Aber ſo lange Ahmed Bey lebte, hatte ich nicht zu klagen. Bis 1855 (wo dieſer treffliche Fürſt ſtarb) ging es uns ausgezeichnet. Reichlicher Sold, zahlreiche Belohnungen wurden uns zu Theil. Jetzt iſt das Alles ganz anders geworden. Sold und Gratificationen werden nur noch in Papier, das nichts werth iſt, ausgezahlt. Dennoch ſehne ich mich nicht aus dieſem Lande hinaus. Ich habe den Islam durch ein vierzigjähriges Leben und Bekennen (wenn ich auch kein ſehr frommer Koranleſer geworden bin) dennoch liebgewonnen, und ich finde, daß das, was wir die größte Zeit unſers Lebens getrieben, beſtimmender für uns ſein muß, als die zufälligen Eindrücke der Jugend. —

So endete Bada Haſſan, der deutſche Renegat, ſeine Geſchichte, die mich ſo lebhaft intereſſirte, daß ich nicht umhin konnte, ſie gleich aufzuſchreiben, da ich mir dachte, daß der vielbewegte erſte Theil des afrikaniſchen Lebens dieſes deutſchen Renegaten geeignet ſei, ein richtigeres Bild von afrikaniſchen Zuſtänden zu geben, als die meiſten Reiſebeſchreibungen von Europäern, die das Land und Volk, das ſie doch faſt nie als wirkliche oder angebliche Moslems kennen lernen, meiſt nur höchſt oberflächlich ſchildern. Nur wer mit den Moslems lebt und ſelbſt für einen Moslem gilt, kann über ſie richtige Schilderungen entwerfen. Ich verwahre mich übrigens feierlich gegen den Vorwurf, den man mir vielleicht machen könnte, als ſei etwas an dieſer Geſchichte erfunden. Nur des Erzählers Worte, nicht ihr Sinn, haben vielleicht eine kleine Abänderung erlitten.

Aus allen Erdtheilen.

Das Hinwegſterben der Neger in den ſüdlichen Staaten Nordamerikas.

Wir haben oftmals darauf hingewieſen, daß ſich die Zahl der Neger ſeit der übereilten Emancipation, welche die an Controle gewöhnten Schwarzen ſich ſelbſt überließ, ſehr raſch vermindert. Die Thatſachen ſind ſo ſchlagend, daß ſelbſt das leitende Blatt der Abolitioniſten und Negerfreunde, die zu Newyork erſcheinende „Tribune“, dieſelben nicht mehr in Abrede ſtellt. Sie bringt die folgende Mittheilung ihres Correſpondenten aus

Charleſtan in Südcaralina, welche einen Einblick in die Sachlage eröffnet. —

„Die Reconſtruction iſt weſentlich vollendet. Wir haben wenigſtens keine große Einmiſchung von der Hauptſtadt her mehr zu befürchten. Und doch belebt ſich keine Thätigkeit; die Sklaverei iſt fort, und wir haben nichts an ihre Stelle zu ſetzen. Unſere Verlegenheit liegt in unſerer Arbeit. Wir können auf die deſorganiſirten Arbeitskräfte der Schwarzen uns nicht verlaſſen. Wir bedürfen der Arbeit von Weißen, um die Reſſourcen des Südens von Neuem zu entwickeln. Wir haben ein vorzügliches Klima, den fruchtbarſten Boden, kurz Alles, was eine Einwanderung anziehen könnte, wie ſie nach Illinois ſchon vor 30 Jahren gegangen iſt. Vor einigen Tagen hatte ich mit einem Charleſtaner Bürger über dieſen Gegenſtand ein Geſpräch, er ſagte:

„Die erſte große Schwierigkeit liegt im Contracte. Ein Neger hält ſeinen Contract nicht, gleichviel, was Ihr thut. Er ſetzt ſeinen Namen aber ein Kreuz darunter, und man hat ihn geſetzlich verpflichtet; aber in drei, vier Tagen geht er davon und der Contract iſt nichts werth."

Ich antwortete, daß man mir in einzelnen Baumwolldiſtricten das Gegentheil geſagt habe — daß der Neger allerdings arbeite.

„Sie werden finden, dies iſt blaß hier und da der Fall. Im Allgemeinen entzieht ſich der Neger der Arbeit. Wenn Sie in die hieſigen Negerquartiere gehen und ſehen würden, wie der Neger lebt und ſtirbt, würden Sie das Alles verſtehen. Da ſchlafen ſie zu Dutzenden in einem Zimmer, beide Geſchlechter durcheinander; ſie leben von faſt gar nichts. Ein Neger lebt für vier bis fünf Cents den Tag, und Sie können ſelbſt ſehen, daß die Kleider ihm nichts koſten. Folglich fehlt ihm das Motiv, der Trieb zur Arbeit. Natürlich kann man dies nicht von allen ſagen. Es giebt Fälle, daß ein Neger Selbſtachtung hat und arbeitet, aber nur einer aus hundert. Die Negerarbeit wird mit jedem Jahre werthloſer. Wir können hier nichts thun, bis wir weiße Arbeiter importiren, die unſere Baumwolle bauen."

Aber was ſoll aus dieſer großen ſchwarzen Bevölkerung — der Hälfte der Einwohner dieſes Staates — werden?

„Sie müſſen nach den Bottomländereien des Miſſiſſippi ziehen, das iſt der einzige Platz für ſie. Sie ſchlagen auch ſchon jetzt dieſe Richtung ein. Wenn es keinen Krieg gegeben hätte, wären keine Neger mehr in Virginien. Es iſt zu kalt für ſie. Sie werden allmälig aus dieſer ganzen Gegend nach Louiſiana und Miſſiſſippi ziehen. Und außerdem ſterben ſie ſchnell hinweg."

Glauben Sie wirklich, daß dies der Fall iſt?

„Leſen Sie nur z. B. die wöchentlichen Sterblichkeitsliſten von Charleſton. Es ſterben hier durchſchnittlich dreißig, die Bevölkerung iſt ungefähr gleich getheilt. Von den Geſtorbenen ſind gewöhnlich neun Weiße — die übrigen Neger. Im Schmutze leben, Mangel an ärztlicher Hülfe, ſchlechte Nahrung — das reißt ſie hin. Außerdem, wenn Sie die Neger kennten, würden Sie wiſſen, daß in Krankheitsfällen ſich keiner um den andern kümmert. Wenn Einer krank wird, gehen die Anderen davon und überlaſſen ihn ſeinem Schickſale."

Ich ſehe, Ihre Zeitungen legen großes Gewicht darauf, daß faſt gar keine Negerkinder geboren werden.

„Dem iſt ſo. Die Weiber erwürgen ſie, ſobald ſie auf die Welt kommen. Sie können die Kinderleichen hinter den Zäunen an den Landſtraßen finden. Auf dem Lande iſt die Sterblichkeit unter den Negern noch größer als hier, aber man hält dort keine Statiſtik. Mit einem Worte: die Negerrace ſtirbt aus, und das iſt die einzige Hoffnung für Südcarolina."

Und dieſer ſelbe Herr verſicherte mich, daß das bittere Gefühl, welches unmittelbar nach der Emancipation zwiſchen Weißen und Negern exiſtirt habe, gänzlich geſchwunden ſei. Die Nothwendigkeit habe freundliche Gefühle und gegenſeitige gute Behandlung erzeugt, und man habe angefangen, beiderſeits einzuſehen, daß man, wenigſtens für den Augenblick, hier nebeneinander leben müſſe und man ſich daher nicht gegenſeitig das Leben verbittern ſolle."

Dieſe Erfahrung im Süden iſt eine Beſtätigung der Geſchichte der Negeremancipation, auf die wir oft verwieſen haben.

Hochzeitsfeier und Todtenklage im Libanon.

Die „Allgemeine Zeitung" bringt Reiſeberichte aus Syrien; in einem derſelben finden wir die nachſtehende Schilderung: „Hochzeitsfeier und Todtenklage fand ich auch im Gebirge noch viel geräuſchvoller als in der Stadt. Drei Tage und Nächte ging der Lärm der erſtern in einem Nachbarhauſe fort, ein ganz barbariſches Schreien, Klatſchen und Singen erfüllte die Luft. Die Gäſte ſaßen um den Bräutigam auf dem Dache des Hauſes, Nachts bei loderndem Feuer, und nichts erregte mehr mein Staunen als die Ausdauer bei ſo viel Monotonie des Vergnügens. Als am Nachmittag des dritten Tages die Braut ins Haus des Bräutigams gehalt wurde, gingen tanzend und beckenſchlagend junge Burſche dem Zuge voran. Die Braut ritt in der Styart der Kaiſerin Katharina auf einem bunt geputzten Mauthier, ein dünner Schleier deckte das bemalte und mit Goldflitter beklebte Geſicht, die Augen waren geſchloſſen, die rechte Hand hielt ſie in einem rieſigen rothen Handſchuh hoch über den Kopf (zum Zeichen des Dankes und Grußes an die Gäſte). Der Bräutigam ſtand oben auf dem Dache und ſah mit einer Miene den Zug ankommen, als wiſſe er nicht, was vorgehe, das Spielzeug der Araber, eine Art proſaiſchen Roſenkranzes, in der Hand. Weiber umringten ſchreiend und trillernd die Braut, haben ſie vom Pferde auf eine Art Leiter, wo ſie wie eine Statue, die Hand ſtets über den Kopf emporgehalten, eine Weile ausgeſtellt blieb, indeß ein Verwandter die Hochzeitsgaben der Gäſte einſammelte — kleine Geldgeſchenke mit dem Namen der Geber bezeichnet, die im Laufe der Zeit von dem zum Beginne des Hausſtandes hiermit nachbarlich unterſtützten Ehepaar zurückzuerſtatten ſind. Verſchiedenes Ceremoniell begleitet den Eintritt der Braut in das Haus: die Thür wird mit Bratteig beworfen, zum Zeichen, daß hier nie Mangel einkehren möge u. ſ. w. Aber nun wird doch der Bräutigam ſeiner Erwählten entgegengehen? Gott bewahre, er ſetzt ſich jetzt beruhigt wieder in den Kreis, der nun Neuem zu lärmen und zu ſingen beginnt, während die Braut unten im Hauſe, an die Mauer gelehnt, ſtehend ſich nun den Nachbarinnen begrüßen und begaffen läßt. Wie lange, weiß ich nicht. So viel Spectakel übrigens eine Hochzeit begleitet, ſo ruhig geht eine Eheſcheidung vor ſich, wenigſtens bei den Druſen. Hat der Mann aus irgend einem Grunde, gleichviel ob gerecht oder ungerecht, ſeine Frau ſatt — hat ſie ihm z. B. keinen Sohn geſchenkt — ſo ſchickt er ſie einfach zu ihrer Familie zurück, und ſchon am andern Tage iſt eine neue Gattin eingerückt.

Ein Nachbar war geſtorben, ein Druſe. Das ganze Dorf umdrängte das Trauerhaus von den erſten Stunden an, und die Todtenlieder erklangen bis tief in die Nacht. Die Araber laſſen die Leiche nicht allein. Aber nicht tage-, ſondern wochenlang ging die Todtenklage fort, und erneute ſich, ſo oft Verwandte aus entfernteren Dörfern anlangten, um dieſen Klagezoll zu entrichten. Merkwürdig war, wie die Wittwe ihr Wehklagen täglich zur gleichen Stunde erhob und wie die Leidtragenden mathematiſch genau dieſelbe Anzahl von Klagen heulten, einer wie der andere. Sie kamen vor dem Hauſe an, warfen ihre Stöcke zur Erde, traten ein, verweilten eine Viertelſtunde und gingen langſam, einer hinter dem andern, ſchluchzend und Worte der Klage ausſtoßend, wieder heraus, trockneten ſich oſtenſibel die Augen, fielen ſich der Reihe nach um den Hals — und ſetzten ſich, gemüthlich plaudernd, im Kreiſe auf die Erde. Wie oft wiederholte ſich dieſe conventionelle Trauerſcene, und ohne jede Abwechſelung! Kamen Weiber zum Trauerbeſuch, ſo erhoben ſie ſofort mit durchdringender Stimme ihre Todtengeſänge, die, auf zwei bis drei Tönen wechſelnd, das angreifendſte ſind was ich nach gehört. Heute nach, nach Monaten, klingen ſie mir im Ohre; denn wochenlang hörte ich ſie täglich, und ihre

düstere Einförmigkeit ist schlimmer als der Ruf des Uhus in unseren Wäldern."

Japanische Gastfreundschaft und Menschenfreundlichkeit. Die „Overland China Mail" entnimmt der „Japan weekly Mail" folgende Schilderung japanischer Gastfreundschaft gegen einen englischen Capitän, Graham, dessen Schiff an der japanischen Küste scheiterte und welcher der Einzige von der Besatzung war, dem es gelang, sich zu retten:

„Während der ersten drei Tage nach seiner Landung in Noschira hatte Capitän Graham das heftigste Fieber und war gänzlich unfähig, für sich selbst zu sorgen. Da man ihn als Engländer erkannte, so wurde ihm ein Offizier, der etwas Englisch sprechen konnte, beigegeben; man ließ Kleider nach europäischem Schnitt anfertigen und schickte, als es ihm etwas besser ging, meilenweit nach einer Henne, um ihm Hühnerbouillon zu kochen. Einen dick wattirten japanischen Schlafrock wußte man sich aus einer zwanzig Meilen entfernten Stadt zu verschaffen, und ein Arzt wurde gleichfalls aus weiter Entfernung herbeigeholt, um den Kranken zu behandeln. Die Leute sagten, er wäre ein Engländer, und sie würden Alles für ihn thun, weil die Engländer den Rebellen im letzten Kriege nicht geholfen hätten. Ein Feldstuhl und ein tragbarer Tisch wurden gemacht, ferner Gabel, Löffel und Theelöffel aus Kupfer nach englischem Muster und einige Teller. Sie fanden auch einen Ueberrock für ihn, baten aber um Entschuldigung, daß derselbe aus zweiter Hand sei, einen Bleistift, einen Kamm und Spiegel von ausländischer Arbeit. Ein Dschunkencapitän aus Halodade brachte ihm drei californische Aepfel, drei Bogen europäisches Briefpapier und ein Taschenmesser. Hühnerbouillon und gebratenes Huhn setzte man ihm täglich vor, Kartoffeln so oft sie zu bekommen waren. Sechs Leichen, die nordwärts von Noschiro ans Land gewaschen und vom Capitän erkannt worden waren, wurden in Särge gelegt und in der Nähe von Noschiro begraben. — Nachdem er zwölf Tage in Noschiro verbracht hatte, machte man auf seinen Wunsch hin Anstalten, ihn nach Halodade weiter zu befördern, und baute zu diesem Zwecke eine kleine hölzerne Tragbahre, sieben Fuß lang, drei Fuß breit und hoch, mit einer Kohlenpfanne im Innern. Hier hinein packte man den nöthigen Proviant, und selbst der Hund ward gut versorgt, indem zwei Männer Auftrag hatten, denselben zu tragen und Acht zu geben, daß er ordentlich gefüttert wurde. Der Dalmetscher und ein anderer Offizier begleiteten den Zug. Boten waren vorausgesandt, um an den Haltestellen Alles in Bereitschaft zu halten, und die Einwohner begegneten dem Durchreisenden mit der größten Freundlichkeit und machten ihm Geschenke von Zucker und Süßigkeiten. Acht Tage nach der Abreise von Noschiro kamen die Reisenden in Avanmori an, wo zwei Tage gerastet wurde, und die Ueberfahrt nach Halodade in einer Dschunke erforderte weitere vier Tage. Dort brachte man ihn zunächst zum Rusui (eine Art Aufseher) von Akita, welcher ihn dann aufs Consulat führte und das Anerbieten des Consuls, die Reisekosten zu ersetzen, aufs Entschiedenste ablehnte."

Tod des schwedischen Naturforschers Dr. Munck of Rosenschöld in Paraguay. Der blutrünstige Dictator Salana Lopez, welchen feile Federn als einen „Hort der Freiheit und Feind der Sklaverei" priesen, hat gewüthet wie ein wildes Thier und Hekatomben von Menschen kaltblütig ermordet. Ueber Munck's Ermordung hat Consul Christophersen in Buenos Ayres an die Regierung zu Stockholm einen Bericht erstattet. Um nähere Aufklärungen über a. Rosenschöld zu erlangen, wandte sich derselbe bereits im Juli vorigen Jahres an den nordamerikanischen Gesandten in Paraguay, General Mac Mahon. Einige Zeit später wurde ihm durch Herrn Hopkins, amerikanischen Gesandten in Buenos Ayres, mitgetheilt, daß Rosenschöld getödtet worden sei. Hr. Christophersen verlangte in Folge dessen Details, und es wurde ihm durch Hrn. Hopkins mitgetheilt, daß Rosenschöld im Juli, nachdem er längere Zeit in der Gefangenschaft geschmachtet, auf Anordnung des Präsidenten Lopez mit Spießen erstochen worden sei. Diese Angabe wurde später durch mehrere Fremde bestätigt, welche glücklich der Lopez'schen Tyrannei entronnen waren. Hr. Christopherson beeilte sich inzwischen, im Interesse der Wissenschaft Hrn. Hope's Unterstützung für die Erlangung der etwaigen v. Rosenschöld'schen Hinterlassenschaft aus Paraguay zu erbitten. Dieser Schritt hatte auch die gute Wirkung, daß der Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen, Graf d'Eu, die Auslieferung der ermittelten Effecten anordnete, und diese, bestehend aus zoologischen und botanischen Sammlungen sowie Manuscripten, wurden dann verpackt behufs Aushändigung an Hrn. Christopherson an die brasilianische Gesandtschaft in Buenos Ayres expedirt. Jüngst besuchte die schwedische Schraubencorvette „Gefle" den letztgenannten Hafen, und es wurden ihr zum Transport nach Schweden die Effecten übergeben. Herr Christopherson schließt in der Erwartung, daß von dem Nachlaß noch mehr zu retten sein werde.

Skandinavier im Staate Minnesota. Es ist ein ganz richtiger Instinct, welcher die skandinavischen Einwanderer in Nordamerika nach dem Nordwesten treibt; sie finden dort ein Klima, das ihnen besser zusagt als in den anderen Regionen der Vereinigten Staaten. Minnesota hat jetzt reichlich 60,000 dieser achtbaren Leute, und sie bilden dort etwa den zehnten Theil der Gesammtbevölkerung. Die Norweger, 40,000, sind in der Mehrzahl; die Schweden zählen etwa 15,000, die Dänen 5000. Die ersteren sind fast alle Ackerbauer; von den beiden anderen treiben viele ein Handwerk oder auch Handel.

Steinkohlen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Gesammtflächeninhalt der Ablagerungen von schwefelhaltiger und Cannelkohle in den Vereinigten Staaten wird vom Senator Cameron auf 394,216 Quadratmeilen angegeben, das Areal der Anthracitkohlenlager auf 470 Quadratmeilen, mit einer Mächtigkeit von 45 Fuß für 324 Quadratmeilen und 76 Fuß für 148 Quadratmeilen. Dies würde eine Gesammtmasse von 26,343 Millionen Tonnen ergeben, wovon indessen beim Abbau etwa die Hälfte verloren gehen würde, so daß etwa 13,200 Millionen Tonnen verfügbar blieben. — Von 1820 bis 1870 sind 29 Milliouen Tonnen gewonnen worden. — Der gegenwärtige Verbrauch ist ungefähr 1½ Million Tonnen im Jahre, wogegen die bereits entdeckten Lager auf 600 Jahre hinaus jährlich 20 Millionen Tonnen zu liefern vermögen. So viel von der Anthracitkohle; der Vorrath an schwefelhaltiger Steinkohle ist völlig unerschöpflich, auch wenn sich die Bevölkerung des Landes verzehnfachen sollte.

Australien.

Victoria. Die verschiedenen Banken in Melbourne verschifften 152,933 Unzen Gold in 1869, demnach 26,583 mehr als 1868. Im Ganzen wurden in erstgenanntem Jahre 1,367,421 Unzen Goldes nach dieser Stadt gebracht; es waren in den Minen 4856 Leute mehr beschäftigt als 1868. — In der Wesleyanischen Kirche haben sich, „bei schwülem und drückendem Wetter", zwei Chinesen taufen lassen. Der Jubel darüber ist unter den Methodisten groß; sie glauben, daß das Beispiel einige Nachahme finden werde.

Aus Neusüdwales werden unablässig neue Goldfunde gemeldet; zu Sofala wurde ein Nugget von 115 Unzen gefunden. — In der australischen Diamantencompagnie zu Mudgee wurden in der zweiten Woche des Januar 99 Diamanten ausgegraben; dort und in der Gegend von Dubbo werden fortwährend viele Diamanten gefunden. — Neusüdwales bezieht jetzt einen großen Theil seines Getreidebedarfs aus Californien.

Südaustralien erweist sich mehr und mehr als ein goldreiches Land; im nördlichen Theile dieser Colonie, etwa 30 Miles von Blumau entfernt, sind Steinkohlen gefunden worden. Während Neusüdwales mit Regen förmlich überschüttet wurde

und eine Ueberschwemmung nach der andern hatte, „verdursteten wir in Südaustralien beinahe: Gärten, Felder, Fluren, stellenweise auch Vieh und Menschen.“ Aus Südaustralien zogen Hunderte von Ansiedlern nach Victoria; im April hatte die Zahl derselben bereits mehr als 400 betragen.

Einem amtlichen Berichte zufolge stellte sich 1869 die Einfuhr in der Colonie auf 2,484,174, die Ausfuhr auf 7,220,439 Pf. St. Von diesen letzteren entfallen auf Ackerbauproducte 895,286, auf thierische Producte 1,098,858 (wovon Wolle 1,008,404), Mineralien 643,345 Pf. St.

Die Wollausfuhr Südaustraliens betrug 1860 erst 11,731,371 Pfund und 1869 schon 27,002,224 Pfund.

In Port Adelaide liefen 1869 ein: 408 Schiffe von 332,439 Tonnen; es liefen aus 376 mit 120,548 Tonnen. Von den eingelaufenen kommen 54 auf Großbritannien, 328 auf britische Colonien, 26 auf andere Länder. — Bei Mount Gambier errichtet ein Deutscher, Herr Grasser, eine Rübenzuckerfabrik. In Angaston gedeihen die Korinthen sehr gut; bei Gumeracha der Flachsbau und zu Yahl bei Mount Gambier der Hopfen. — Bei Mount Lofty hat man Quecksilber gefunden.

Westaustralien. Die dortige Regierung hat am 29. März eine aus vier Europäern und zwei Eingeborenen bestehende Partie ausgesandt zur Erforschung desjenigen Theiles der Küstenregion zwischen West- und Südaustralien, welcher noch nicht näher bekannt ist. Der Leiter der Expedition heißt Forrest. — Westaustralische Perlmuscheln gelten auf dem Markte zu London der Centner 7 Pf. St. 10 Sch. bis 9 Pf. St. 12 Sch.

* * *

— Der österreichische Touristenclub in Wien zählte Anfangs Juni 223 Mitglieder. Er hat nicht unbeträchtliche Ausgaben gehabt, z. B. für den Bau einer Unterkunftshütte am Hochjoch-Ferner in Tyrol, für andere Baulichkeiten in den Alpen und für Wegeverbesserungen. Am Zirbitzkogel in Steyermark läßt er ein Touristenhaus bauen; auch bemüht er sich, das Führerwesen angemessen zu ordnen.

— England hatte 1830 nur 11 Frauenklöster und keine Männerklöster; 1870 hat es von ersteren 233 und von den letzteren 69. Fortschritt!

— In England hegt man bekanntlich die Befürchtung, daß der Kohlenvorrath des Landes binnen 300 oder 500 Jahren erschöpft sein werde. Doch suchten einige Geologen die Angst dadurch zu beschwichtigen, daß sie das Auffinden neuer Lager in sichere Aussicht stellten. Jetzt lesen wir, daß bei West Bromwich in Staffordshire ein „ungeheures Kohlenfeld“ entdeckt worden sei.

— Die Goldproduction der Vereinigten Staaten vom Jahre 1848 bis zum Schluß des vorigen Jahres ist auf Wunsch eines Congreßmitgliedes von Seiten des statistischen Bureaus in Washington zusammengestellt worden. Diese Zusammenstellung hat den hübschen Betrag von 1,071,451,461 Dollars ergeben.

F. K. Die Zeitschrift des deutschen Alpenvereins. Dieser Verein hat es es sich zur löblichen Aufgabe gemacht, „die Kenntniß von den deutschen Alpen zu erweitern und zu verbreiten, ihre Bereisung zu erleichtern.“ Auf die Lösung gerade dieses letzteren, des praktischen Theils der Aufgabe, sind wir sehr gespannt. Die Herausgabe von zuverlässigen Karten, auch von kleineren Gebieten, wird in Aussicht gestellt, ebenso die Ordnung des Führerwesens, das in den österreichischen wie bayerischen Hochlanden noch mancher Verbesserung bedarf; daran dürfte eine energische, nur auf dem Vereinswege einen Erfolg verheißende Thätigkeit geknüpft werden, die speciell auf Reformen des Fort- und Unterkommens, der Verpflegung sowie auch der geistigen und gemüthlichen Anregung der Reisenden in deutschen Hochlanden gerichtet wäre.

Hoffen wir nach allen Seiten hin auf eine segensreiche Wirksamkeit des unter günstigen Zeichen ins Leben getretenen jungen Vereins! Er ist „kein Verein von Bergsteigern“, er kennt „keine politischen Grenzen“, umfaßt vielmehr alle deutschen Stämme, „mögen sie nun Deutschland oder Deutsch-Oesterreich bewahnen.“ Der Erfolg hat schon zu seinen Gunsten gesprochen, denn nach vor Ausgabe der Vereins-Zeitschrift zählte er bereits über 700 Mitglieder, in landschaftliche Sectionen (mit städtischen Centren) vertheilt. Darunter kommen beispielsweise auf München 151, auf Wien 101, Leipzig 34, Frankfurt a. M. 55, Augsburg 140 Mitglieder.

Mit dem Schweizer Alpenclub, dem Alpineclub in London, dem Club alpino italiano zu Turin sowie mit dem österreichischen Alpenverein wurden unter allerseits freundlichem Entgegenkommen die wünschenswerthesten Beziehungen angeknüpft.

München war die zuerst gegründete Section, und deren Ausschuß fungirt somit für das erste Vereinsjahr als Centralausschuß. Seiner Thätigkeit verdanken wir die sofortige Herausgabe der Vereins-Zeitschrift, deren Redaction für das erste Jahr dem rühmlichst bekannten Herrn Th. Trautwein übertragen wurde.

Die Redaction, durch das gemeinsame Zusammenwirken der Mitglieder allseitig unterstützt, will die Zeitschrift nach und nach zu einem Brennpunkt alpiner Forschung, einem Sprechsaal für ruhigen Austrag von Streitfragen, einer Fundgrube für praktische Winke und Rathschläge erheben.

Mit dem uns vorliegenden ersten Hefte ist in der That ein guter Anfang gemacht worden. Die erste Abtheilung enthält interessante Reiseberichte, Abhandlungen und Notizen, unter denen wir „Harpprecht's kecke Ersteigung der Thurwieserspitze in der Ortlergruppe“, „von Sonklar's Floitenthal und der Floitengletscher in den Zillerthaler Alpen“ sowie den Aufsatz des Dr. Kurz „über Alpenreisehandbücher und was zu ihnen gehört,“ besonders hervorheben wollen. Der Anhang enthält „Tafeln zur Reduction einiger Längenmaße in Meter und umgekehrt“, im Hinblick auf welche die Redaction im Eingang erklärt, daß das unabweisbare Bedürfniß eines einheitlichen Maßes zur sichern Beegleichung bei Höhenangaben heutzutage nur durch Annahme des Metermaßes zu befriedigen sei.

Die artistischen Beilagen, bei denen hauptsächlich auf ganz getreue Wiedergabe und correcte Zeichnung, wenn auch nur der Contouren, gesehen wird, verdienen volle Anerkennung, namentlich die nach einer Zeichnung Professor Haufer's von G. Closs auf Holz übertragene Ansicht der Kellerwand von der Mauthner Alp aus.

Den Schluß des ersten Heftes bilden die beigedruckten „Statuten des deutschen Alpenvereins“ sowie eine vorläufige Ankündigung des Inhalts der nächsten Hefte, in denen unter Anderm eine Uebersicht der „Führer und Führertaxen“ in den deutschen Hochalpen, eine Bibliographie der alpinen Literatur von 1869, ein Verzeichniß der Mitglieder des Vereins sowie eine Fülle der interessantesten Abhandlungen von berufenen Autoren in Aussicht gestellt wird. (— Die Zeitschrift erscheint in Commission der Lindauer'schen Buchhandlung zu München. —)

Inhalt: Samuel Baker's Jagdzüge am Atbara und Setit. Mit vier Abbildungen. — Die Eisenbahnen Rußlands und ihre Bedeutung. (Schluß.) — Schicksale und Wanderungen eines deutschen Renegaten in Nordafrika. Von Heinrich Freiherrn v. Maltzan. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Das Hinwegschwinden der Neger in den südlichen Staaten von Nordamerika. — Hochzeitsfeier und Todtenklage im Libanon. — Japanische Gastfreundschaft und Menschenfreundlichkeit. — Tod des schwedischen Naturforschers Dr. Munck af Rosenschöld in Paraguay. — Skandinavier im Staate Minnesota. — Steinkohlen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Australien. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Bieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Bieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illuſtrirte Zeitſchrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 23.

Mit beſonderer Berückſichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künſtlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, ſoweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Samuel Baker's Jagdzüge am Atbara und Setit.

II.

In der trockenen Jahreszeit bilden die Waſſerlöcher im Flußbette des Atbara Sammelpunkte für Menſchen und Thiere; ſie ſind Lebensbedingungen, und ohne ſie wäre die Gegend weit und breit unbewohnbar. In der Wüſte nördlich vom Strome ziehen die Biſcharin-Araber umher, und unter ihnen ſchlug Baker zeitweilig ſeine Zelte auf, an einer hochgelegenen Stelle, von welcher aus er das Flußbett weithin überſehen konnte. In demſelben befand ſich ein großer Pfuhl, und an dieſem wollte er den Hippopotamus jagen.

Die Flußpferde ſind läſtig und gefährlich. Von den Arabern war im feuchten Sande ein Melonenbeet angelegt worden, aber die Früchte waren von den Flußpferden verzehrt worden, welche ſich an dem Saft erquickt hatten. Auch die größte Melone iſt nur ein Biſſen für den großen Rachen des Ungeheuers. Als ein Araber ein ſolches vertreiben wollte, griff es ihn an und tödtete ihn mit einem einzigen Biſſe.

Baker ging früh am Morgen zum Waſſerloche. Er ſah die breiten Fährten der Krokodile, welche ganz vor Kurzem in den Pfuhl zurückgekehrt waren; manche andere lagen da und dort auf dem Sande umher. Wenige Schritte vom Waſſer entfernt hatten die Nomaden Vertiefungen in den Sand gegraben als Tränken für Schafe und Ziegen, welche aus dem Pfuhle ſelber nicht trinken durften, weil ſie dann ſicherlich hinweggeſchnappt worden wären. Die Oberfläche des Waſſers lag glatt wie ein Spiegel da, und Baker konnte jedes Thier beobachten, das auf dieſelbe kam, ſei es um zu athmen oder ſich an der Morgenſonne zu wärmen. Die Menge der Fiſche, Krokodile und Schildkröten war außerordentlich; Schaaren von Gazellen kamen, um ihren Durſt zu löſchen, Wüſtenhühner kreiſten zu Tauſenden in raſchem Fluge über das Waſſer hin, und der Jäger traf mit einem Schuß aus der Schrotflinte deren ſechs auf einmal. Ein Fiſchadler, der auf einem Baume ſaß, wurde durch denſelben nicht im mindeſten erſchreckt, weil die Biſcharin keine Schießwaffen führen und ein Knall den Thieren dieſer Wüſte unbekannt iſt.

Bald vernahm Baker das eigenthümliche ſchnarchende Wiehern einiger Flußpferde; ſechs derſelben ſtanden unweit von einander im Waſſer. Als ſie den Mann bemerkten, gingen ſie an tiefere Stellen, hoben die Köpfe empor und ſchnarchten ihm eine, wie er ſich ausdrückt, unverſchämte Herausforderung zu. Sofort zielte er mit ſeiner bewährten Doppelbüchſe, welche ihm ſchon auf Ceylon ſo manchen Dienſt gethan, nach der Schläfe des größten Thieres und hörte, wie die Kugel auf den Schädel anſchlug. Sofort ſanken fünf Köpfe wie Steine unter, aber das ſechste Flußpferd ſprang halb aus dem Waſſer, fiel zurück und machte die heftigſten Bewegungen. Bald lag es auf dem Rücken, dann auf einer Seite oder ruderte krampfhaft mit allen Vieren; dabei erhob ſich eine Wolke von Schaum und Spritzwaſſer. Ein Schuß aus dem zweiten Laufe blieb wirkungslos, weil bei den unruhigen Bewegungen ein ſicheres Zielen auf die Stirn unmöglich war; ein dritter jedoch traf genau zwiſchen die Augen, und nun ſank das Thier unter. In demſelben Augenblicke liefen fünf andere in vollem Trabe durch einen Theil des Pfuhles, der nur ſeicht war, nach dem tiefen Waſſer, in wel-

Streit um das Fleisch eines Hippopotamus.

chem sie verschwanden. Als Baker die Stelle erreichte, wo das geschehen war, tauchten mehrmals Köpfe empor, und ein Flußpferd brüllte ihn an. Es erhielt aus 50 Schritt Entfernung eine Kugel aus der schweren Büchse, und als es dem Ufer näher kam, noch eine zweite.

Nun kamen die Araber, welche den Knall der Schüsse gehört hatten, in hellen Haufen herbei, mit Messern und Stricken, mit Kameelen und Mattensäcken, denn sie ahnten, daß sie eine reiche Ernte halten würden. Es waren bald ihrer etwa dreihundert zur Stelle, welche das zuerst erlegte Thier mit Seilen ans Ufer zogen. „Als sie es an den Rand des Wassers gerollt hatten, begann der Angriff; eine Meute hungeriger Hyänen hätte nicht wilder und gieriger sein können. In einem Nu waren wohl hundert Messer am Werke; diese Leute kämpften gleich Wölfen um die Beute, und als sie den Hippopotamus abgeledert hatten, begann der Streit um das Fleisch. Diese Araber, in dem wirren Knäuel, sahen nun aus wie eine Blutmasse; manche standen bis an die Knie in den dampfenden Eingeweiden und schlugen sich um das Fett; viele hackten einander nach den Fingern, um sich Stücke zu sichern, welche ihnen für Leckerbissen galten. Ich überließ die wilde Horde ihrer ekelhaften Freude an Fleisch und Blut und ging ins Lager zurück. An jenem Morgen genoß ich zum ersten Mal Hippopotamusfleisch, das während unserer Reise an den abyssinischen Nilzuflüssen unsere tägliche Nahrung war. Die Araber hatten inzwischen auch das andere Flußpferd aufgefunden, und auch bei diesem fanden die eben geschilderten Auftritte statt. Das ganze Lager war in Bewegung. Mit Haut und Fleisch beladene Kameele arbeiteten sich durch das sandige Bett des Flusses, die Weiber erhoben ein langes, kreischendes Freudengeschrei, und wir galten für die allgemeinen Wohlthäter, weil wir in einer Zeit des Mangels für so gute und so reichliche Nahrung gesorgt hatten."

Auch am Setit (Takazze) lag Baker der Jagd auf Flußpferde ob. Er entwirft eine Schilderung der Gegend, in welcher er einige Zeit verweilte. In einer Entfernung von etwa vier Meilen zog eine hohe Gebirgskette hin; weiterhin ragten die Gipfel der abyssinischen Alpen empor. Die Ebene war reich bewaldet, aber doch so offen, daß man zu Pferde jagen konnte, und durch die liebliche Landschaft strömte der Setit in einem vielfach wechselnden Laufe. An manchen Stellen war das Bett mehrere hundert Ellen breit; der zusammengeschrumpfte Strom floß ruhig über Kiesel dahin, und das Wasser war so durchsichtig wie Glas. Auf anderen Punkten wurden durch großartige Felsenmassen Stromschnellen erzeugt; weiterhin wurde er durch senkrechte Klippen zu einem schmalen Canal eingeengt, durch welchen er sich in rascher Strömung drängte, dann in einen breiten, ruhigen Pfuhl sich ergoß und aus diesem heraus sanft abfloß. In jene Wasserlöcher zogen sich auch im Setit, wie im Atbara, die Flußpferde zurück, wenn sie von ihren nächtlichen Ausflügen heimkehrten. Unter den Bäumen fanden unzählige Perlhühner und schwarze Frankolinhühner Schutz, und Antilopen mußten dorthin zur Tränke kommen, weil sonst weit und breit kein Wasser war. Aber sie löschten den Durst in aller Eile, weil Leoparden und Löwen auf der Lauer lagen, um sie zu überfallen. Auf den Sandbänken im Flusse wärmten sich Krokodile. Die Flußpferde, welche allemal nach Einbruch der Dunkelheit aus dem Wasser kamen und von einem Pfuhl zum andern gingen, hatten dem Ufer entlang einen Weg getreten. Man sah in dem Kraute die Spuren ihrer harkenartigen Zähne.

Die Araber bedienen sich zum Erlegen sowohl der Flußpferde wie der Krokodile einer Harpune. Sie besteht aus einem Stücke geschliffenen Stahles, das etwa elf Zoll lang ist, eine Spitze von dreiviertel Zoll Breite und einen einzigen, sehr starken Widerhaken hat. An diese Waffe bindet man ein Seil von etwa zwanzig Fuß Länge; an demselben befindet sich ein Schwimmer von der Größe eines Kindskopfes; dieser wird aus dem Holze des Ambatsch gemacht, das so leicht wie Kork ist. Das hintere Ende der kurzen Harpune wird in die Spitze einer etwa zehn Fuß langen Bambusstange eingelassen; um diese, welche man mit der linken Hand hält, bindet man das Seil.

Einer der Aggadschirs, Abu Do, verstand sich ganz ausgezeichnet auf das Handhaben einer solchen Harpune. Baker schreibt: „Einen prächtigeren alten Neptun habe ich nie gesehen. Er trug die Wosse so, als wäre sie der Dreizack, mit welchem der alte Seegott die Ungeheuer der Tiefe regiert. Mit Bewunderung sah ich zu, wie dieser arabische Patriarch, welcher seine siebenzig Jahre zählte und welchem lange, graue Locken um die Schultern wallten, leichtfüßig wie eine Ziege von Fels zu Fels am rauhen Flußufer dahin lief."

Baker, der ihm gefolgt war, machte ihn auf ein Flußpferd aufmerksam, das seinen Kopf aus dem Wasser emporstreckte. „Abu Do schlich sich hinan; er hob den Arm, um rechtzeitig mit der Harpune werfen zu können, und stand unbeweglich da wie ein ehernes Standbild. Den linken Fuß hatte er vorausgestellt, in der rechten Hand hielt er, über dem Kopfe, die Harpune, während die losen Ringe des Seiles, welches an dem Ambatschschwimmer befestigt war, in seiner linken Hand lagen. Plötzlich schoß er die Harpune pfeilgeschwind senkrecht ins Wasser. Sofort wurden zwei ungeheure offene Kinnbacken sichtbar, gleich nachher tauchten Kopf und Körper des Hippopotamus auf. Das Thier erhob sich zur Hälfte über das Wasser, welches zu Schaum zerpeitscht ward, und schoß dann geraden Weges auf die Stromschnellen zu. Mit gewaltiger Kraft stämmte das Thier sich gegen die Strömung, faßte mitten in der etwa fünf Fuß tiefen Stromschnelle festen Fuß, arbeitete sich weiter aufwärts, erreichte eine breitere Untiefe, zog den Ambatschschwimmer hinter sich her, landete, lief in vollem Galop über das trockene Kieselbett und verschwand im Dickicht. Nach einiger Zeit kam es etwa zwölfhundert Fuß weiter oben aus dem Dickicht hervor und eilte in scharfem Trabe wieder dem Flußbette zu. Ich erhielt von Abu Do die Weisung, das Thier zu schießen, weil man es nicht auf die gewöhnliche Weise, vermittelst der Seile, heben könne; denn fast alle Leute waren im Lager mit dem Zerlegen eines Elephanten beschäftigt. Auf etwa siebenzig Ellen Entfernung gab ich ihm einen Schuß hinter das Ohr und zielte unmittelbar nachher auf ein zweites Flußpferd. Beide Thiere waren im Wasser verschwunden, kamen aber nach etwa anderthalb Stunden fast gleichzeitig zum Vorschein. Nun waren auch meine Leute am Platze und schwammen ohne Furcht vor den Krokodilen zu den Körpern hin. Der eine wurde an dem Seile, welches an der Harpune hing, direct ans Ufer geschafft; an den andern band man eine lange Leine und zog ihn auf eine Kieselbank. Der harpunirte Bulle war von der Oberlippe bis zum Schwanzende 14 Fuß 2 Zoll lang; der Kopf maß vom Anfange des Ohres bis zum Lippenrande in gerader Linie 3 Fuß 1 Zoll. Die Harpune steckte im Nacken und war etwa drittehalb Zoll tief unter die Haut gedrungen. Die letztere ist, bei einem Bullen, an jener Stelle etwa $1^3/_4$ Zoll dick. Der Schädel dieses prächtigen Exemplars befindet sich in England."

„Im Allgemeinen ist das Flußpferd harmlos, aber, ähnlich wie beim Elephanten, einzeln lebende alte Bullen sind im höchsten Grade boshaft, namentlich wenn sie sich im Wasser befinden. Sie greifen ein Boot an, und ich selbst war einmal in Gefahr, mit meinem Kahn umgestürzt zu werden, obwohl ich mich um das Thier gar nicht bekümmert hatte.

Die Weibchen ſind ſcheu und als Mütter ſehr zärtlich; ſie greifen den Menſchen nur an, wenn er ihnen ein Junges nehmen will oder genommen hat. Man begreift, daß der Araber große Stücke auf das Flußpferd hält. Daſſelbe liefert ihm eine Menge wohlſchmeckenden Fleiſches, dann noch etwa 200 Pfund Fett, und aus einer Haut kann er 100 bis 200 Kameelpeitſchen verfertigen.“ Baker ſagt, er ſeinerſeits habe dieſe nützlichen Geſchöpfe nie zum bloßen Jagdvergnügen geſchoſſen. Ihr Fleiſch wurde für ihn, ſeine Leute und die Araber beſtimmt; wenn er genug Antilopen- und Giraffenwildpret hatte, ließ er die Flußpferde unangefochten. Elephantenfleiſch hat einen ſtrengen, unangenehmen Geſchmack, der ſtark an den eigenthümlichen Geruch des Thieres erinnert.

Das Flußpferd iſt beidlebig, muß aber beſtändig viel Luft haben. Bevor es niedertaucht, bläſt es allemal die ungeheuer großen Lungen auf, bleibt gewöhnlich fünf bis acht Minuten unter dem Waſſer, und wenn es dann an die Oberfläche kommt, entleert es die Lungen, um ſie augenblicklich wieder mit friſcher Luft zu füllen. Da, wo die Thiere durch vieles Jagen oder Schießen vorſichtig und ſcheu geworden ſind, heben ſie ſelten den Kopf auf die Oberfläche, ſondern ſtecken bloß die Naſtern heraus, um durch dieſe Luft einzuziehen, und dann iſt es unmöglich, ſie zu ſchießen. Sie nähren ſich von Waſſerpflanzen und Gräſern aller Art, und beſuchen nicht bloß die Flußufer, ſondern wandern bei Nacht weit weg nach guten Weiden. Sie ſehen plump und unbeholfen aus, erklettern aber trotzdem hohe Ufer und ſteile Schluchten mit eben ſo großer Behendigkeit als Kroft.

* * *

Zu Anfang des Jahres 1862 beſand ſich Baker am obern Setit mit einer ſtarken Jagdgeſellſchaft. Er hatte nun ſechs wohlberittene Aggadſchirs, vier Büchſenjäger und

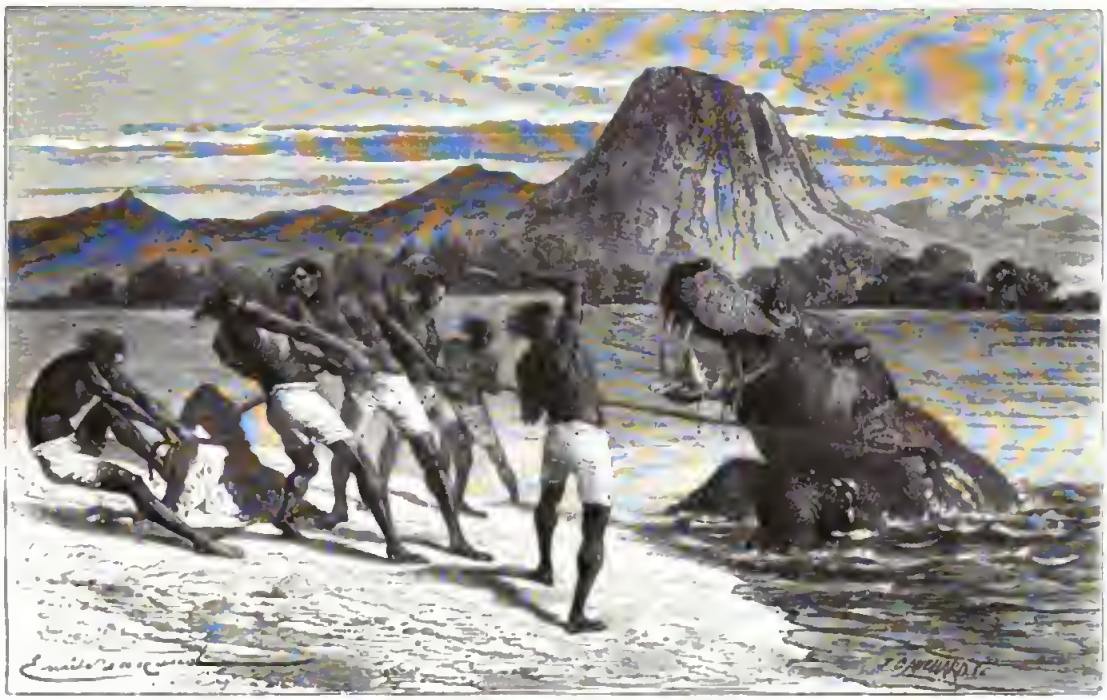
Harpunenwürfe gegen ein Hippopotamus.

zwei Kameele, welche Waſſervorrath trugen. Die Gegend, in welcher er ſich nun befand, glich einem engliſchen Park, mit zumeiſt Doenen tragenden Bäumen und dann und wann einen rieſigen Baobab (Affenbrotbaum), welcher allemal hoch über die niedrigen Mimoſen emporragte und Menſchen und Pferden erquickenden Schatten ſpendete. Einer derſelben hatte etwa 40 Fuß im Umfange; der ſchwammige Stamm war durch Pflöcke aus hartem Holz, welche die Jäger eingeſchlagen hatten, zu einer Leiter geworden; ſie ſteigen an derſelben hinauf, um Honig zu ſuchen. Die Biene liebt den Baobab, weil er hohle Stellen hat, in welchen ſie ihre Waben bauen kann. Der Baobab erinnerte den Reiſenden ſtets an einen Pilz; die ungeheure Dicke des Stammes ſteht in gar keinem Verhältniſſe zu der Höhe, und die ſpärlichen Zweige haben gleichfalls einen maſſiven Charakter. Das Holz iſt ſo leicht wie Kork und ſo ſaftig wie eine Möhre. Die Frucht, welche in der Schale zwiſchen einem gelben Staube befindlich iſt, hat einen ſchwach ſäuerlichen Geſchmack und iſt erfriſchend. An den Mimoſen, welche Gummi arabicum trugen, war in jener Jahreszeit das Gummi ausgebildet, in ſchönen, bernſteinfarbigen Maſſen von der Größe einer Muskatnuß bis zu der einer Apfelſine. Die Araber ſammelten große Vorräthe davon. Es war äußerlich hart wie Eis, in der Mitte flüſſig und ſo hell, als ob es auf künſtlichem Wege geklärt worden ſei, und von angenehm ſüßem Geſchmack.

In dieſen Mimoſenwäldern hauſt das Rhinoceros, mit welchem Baker ſich viel zu ſchaffen machte. Eines Tages, als er durch einen ziemlich offenen Wald ritt, hielt der Führer Tahir Scherif plötzlich ſein Pferd an, zeigte auf einen Buſch, unter welchem eine unförmliche Maſſe lag, und ſprach leiſe: „Umgurrin“, d. h. Mutter des Horns. Zwei Nashörner ſchliefen unter dem dichten Gebüſche und lagen wie Schweine da, dicht neben einander. Er kam ihnen bis auf 30 Schritte nahe, ihre Lage war jedoch ſo eigenthümlich, daß es nicht gerathen war, zu ſchießen. Als ſie Witterung

bekamen, sprangen sie mit großer Gewandtheit auf, und das eine stürzte, laut und scharf pfeifend, geradeswegs auf Baker los, welcher ihm aus dem rechten Laufe der Büchse eine Kugel nach der Kehle schoß. Beide Thiere rasten fort; sie liefen wie zwei angeschirrte Pferde Hals an Hals, während Tahir Scherif, ein Hamran-Araber, mit blankem Schwert hinter ihnen her sprengte, in einer Staubwolke, welche von den beiden Rhinocerossen aufgewirbelt wurde. Ein anderer, Nader Scherif, ein Mann mit einem verdorrten Arme, hatte die Zügel auf eine Art von Klaue gehängt, welche ihm von jenem Arme noch geblieben war; in der Rechten hielt er sein Schwert und hielt sich dicht neben seinem Bruder, um den zweiten Hieb zu führen. Abu Do war der Dritte; sein Haar flog ihm wild um den Kopf, er trieb sein Pferd noch Kräften an und lehnte sich mit wilder Energie vorwärts, das Schwert vorausstreckend, als ob er das Wild schon ganz in seiner Nähe habe. Baker nannte seinem Hengste Tetel die Sporen in die Weichen und befand sich zwischen den beiden Brüdern, Tahir und Nader Scherif.

„Zwischen den beiden Aggadschirpartien entstand Eifersucht; die eine wollte die andere ausstechen. Abu Do, welchen sein Gaul im Stiche ließ, wurde fast verrückt, als Tahir ihm so weit vorauskam, und dieser war fest entschlossen, als der erste sein Schwert in Blut zu tauchen. Ich machte den Versuch, an dem zur Linken laufenden Nashorn vorbeizukommen, weil ich meinen zweiten Lauf mit der rechten Hand dicht an seiner Schulter abfeuern wollte, aber die Thiere ließen sich nicht überholen. Wir blieben immer einige Ellen weit hinter ihnen zurück, außerhalb der Hiebweite, und mußten schon zufrieden sein, daß wir Schritt zu halten vermochten. So ging es wohl eine Stunde lang, und die Rhinocerossen waren noch immer nicht ermattet; sie flogen dahin durch niedriges Gestrüpp, welches den Pferden viel zu schaffen machte, und durch lichte Waldstreifen bis auf den Kamm



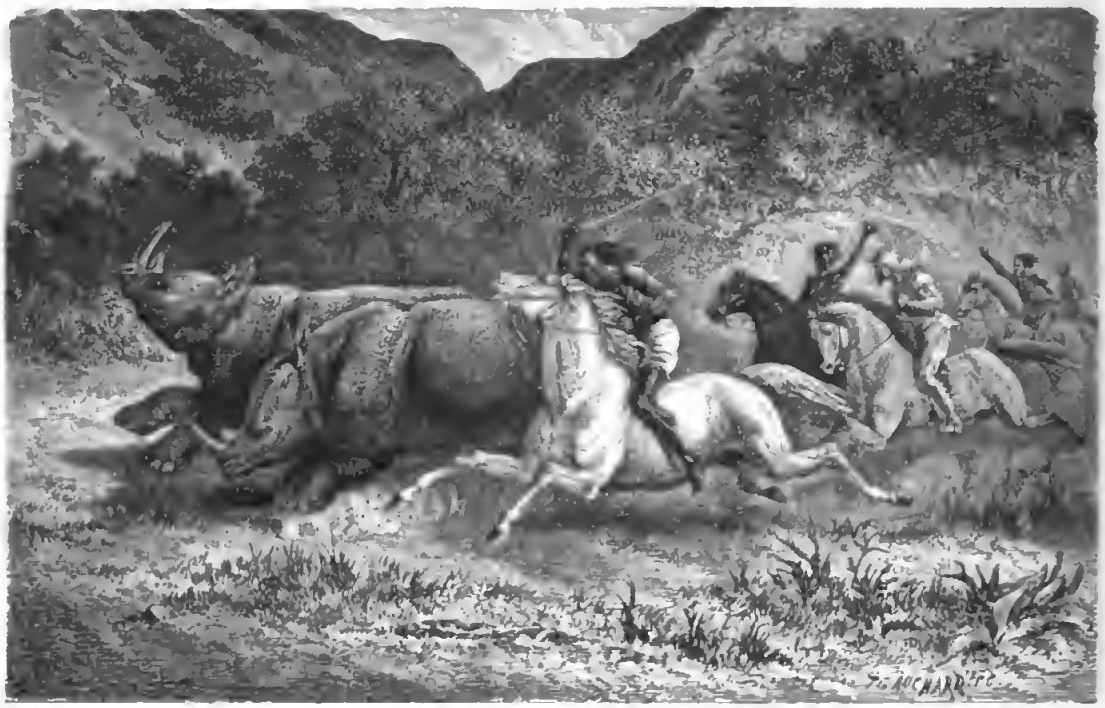
Ein Hippopotamus wird ans Land gezogen.

einer Anhöhe, welche sich sanft nach dem Flusse hin abdachte. An diesem lag ein Dickicht von Nebekmimosen, und in diesem wollten die Thiere ein Versteck suchen. Nur noch vier Reiter waren ihnen nahe geblieben. Abu Do sprang von seinem ermatteten Pferde, lief zu Fuße weiter, und es schien fast, als ob er in raschem Laufe die Reiter überholen werde, doch behielten diese zuletzt einen Vorsprung; Nader war nun voran, ich dicht hinter ihm. Die Aufregung wurde ungeheuer; wir näherten uns dem Dickicht; die Nashörner wurden matter, denn sie fingen an zu ächzen, obwohl sie gesenkten Kopfes noch immer fortrannten. Wir waren nur noch etwa zweihundert Schritt vom Dickicht entfernt, aber die Kraft unserer Pferde war fast erschöpft, gleich jener der Rhinocerossen, welche nun aus dem Galop in Trab fielen. Tahir kam ihnen ganz nahe, aber noch ein Moment, und sie waren im Dickicht. Da blitzte seine Klinge, als eben das hinterste Rhinoceros die dichte Dornenwand erreichte; es bekam eine Wunde auf das Hintertheil und verschwand im Walde. Tahir hatte den Hieb auf eine außerordentliche Weite wundervoll geführt, denn als er sich vorwarf, um das Thier noch mit der Klinge zu erreichen, war er fast aus dem Sattel. Wir hatten unsern Zweck nicht erreicht, aber trotzdem hat mir niemals eine Jagd so große Freude gemacht wie diese. Es war ein ganz prächtiges Rennen, und erhebend war der Gedanke, daß ein Mann mit keiner andern Waffe als einem blanken Schwerte bewehrt, auch das gewaltigste Thier angreifen und besiegen kann. Tahir Scherif erklärte, daß eine Jagd auf das Rhinoceros immer sehr schwierig sei, weil das Thier so außerordentlich schnell ist; er habe allerdings schon manche erlegt, aber stets nach langen und ermüdenden Anstrengungen. Wenn das Thier müde werde, pflege es Stand zu halten; dann lenke ein Jäger die Aufmerksamkeit desselben auf sich, während ein zweiter von hinten heranreite und ihm die Beinsehnen durchhaue. Indessen kann es, was der Elephant nicht vermag, recht gut auf drei Beinen laufen, wird also durch einen ein-

Digitized by Google

zigen Hieb noch nicht lahm, und das vergrößert für den Jäger die Gefahr."

In Abyſſinien kommt nur das ſchwarze Rhinoceros mit zwei Hörnern vor, dieſelbe Art, welche man in Südafrika als Keitloa bezeichnet. Wenn völlig ausgewachſen, hat es bis zur Schulter eine Höhe bis zu 5 Fuß und 6 bis 8 Zoll; die Haut iſt nur halb ſo dick, wie jene des Flußpferdes, aber ſehr zäh und von dichtem Gewebe; wenn ſie getrocknet und geglättet iſt, ſieht ſie wie Horn aus. Dem ſchwarzen afrikaniſchen Nashorn mangeln die Falten, welche das indiſche Rhinoceros hat; vielmehr ſitzt die Haut ganz glatt am Körper. Es iſt ein ſehr böſeartiges Thier; es greift den Menſchen zuerſt an, auch wenn derſelbe ihm keine Veranlaſſung gegeben hat; es ſieht in jedem Geſchöpf einen Feind. Weder Geſicht noch Gehör ſind ſcharf, aber der Geruchsſinn iſt ſo fein, daß es bei günſtigem Winde einen Fremden auf 500 bis 600 Ellen entdeckt, und es ſtürzt auf einen Gegenſtand los, wenn es ihn nur wittert und noch gar nicht ſieht, und dabei ſtößt es drei laute Pfiffe aus. Sein Gehirn wird durch die zwei Hörner geſchützt, und es iſt für den Jäger ſehr ſchwierig, ein angreifendes Rhinoceros zu tödten, ſobald daſſelbe einen unerwarteten Angriff in dichtem Gebüſche macht. Die Hörner werden ſelten länger als zwei Fuß, ſie ſind gewöhnlich viel kürzer und nicht, was bei den Hörnern aller anderen Thiere der Fall iſt, mit dem Knochen verwachſen, ſondern wurzeln lediglich in der dicken Haut, von welcher ſie eine Fortſetzung zu ſein ſcheinen. Dieſe furchtbare Waffe hat ſomit keine feſte Grundlage, und an einem getödteten Rhinoceros kann man ſchon am zweiten Tage das Horn vermittelſt eines Schlages mit einem Stock abtrennen. Man ſieht dann, daß die Baſis eine Art flacher Schale bildet und ſo ziemlich dem Herzen einer Artiſchocke



Verfolgung zweier Rhinocerosen.

gleicht, von welcher man die Blätter abgepflückt hat. Die Backenzähne haben an der Außenſeite einen ſcharfen, vorſpringenden Rand, und die geſchloſſenen Kinnladen bilden eine Scheere, indem die vortretenden Ränder der obern und der untern Reihe in einander übergreifen. So kann das Thier die Aeſte und Zweige, welche vorzugsweiſe ſeine Nahrung bilden, abkneifen oder abſchneiden; es iſt vorzugsweis ein Holzfreſſer, verſchmäht jedoch keineswegs Gräſer und Kräuter. Am liebſten frißt es eine kleine Mimoſe, die eine röthliche Rinde hat und in dichten Maſſen wächſt. Das Rhinoceros kneift dieſe ſo ſcharf ab, daß man eine lebendige, mit einer Gartenſcheere zugeſtutzte Hecke zu ſehen glaubt.

Man ſieht das Nashorn gewöhnlich paarweiſe und auch wohl mit einem Kalbe, welchem die Mutter große Zärtlichkeit zuwendet; ſie iſt ſtets wachſam und auf der Hut. Der harte und ſchrille Ton, welchen das Rhinoceros von ſich giebt, iſt jenem einer Kindertrompete nicht unähnlich. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang kommt es aus ſeinem Tagesverſteck, das etwa eine Meile von der Tränke liegt, hervor und nähert ſich dem Waſſer auf regelmäßigen Pfaden, die es ſich ſelber getreten hat, nimmt aber nicht jedesmal denſelben Weg. Nachdem es ſeinen Durſt gelöſcht hat, zieht es ſich an eine beſtimmte Stelle unter einen Baum zurück, in deſſen Nähe der Jäger große Haufen von Loſung findet. So weiß er, wo er die Fallen zu ſtellen hat; er muß dabei ſehr vorſichtig zu Werke gehen, weil es ſich um ein ungemein ſchlaues Thier mit feinem Geruche handelt. Er gräbt mitten in einem ſolchen Rhinocerospfade in der Nähe des Baumes ein rundes Loch von etwa 2 Zoll Tiefe und 15 Fuß Durchmeſſer und legt auf daſſelbe einen Streifen von zähem Holze, der eine große Anzahl ſcharfer, aus ſtarkem, eloſtiſchem Holze verfertigter Spitzen trägt. Dieſe treffen in der Mitte zuſammen und greifen ſo über einander, wie es die Speichen eines Rades thun würden, falls man ſie verlängerte und die Stäbe entfernte. Dieſes Inſtrument muß gut an das Loch anſchließen; auf das Rad legt man im Kreis ein ſtarkes Seil mit laufender Schlinge. Das andere Ende deſſelben wird an einem Baumſtamme befeſtigt, welcher zu dieſem

Digitized by Google

Zwecke umgehauen wurde, und an einem Ende tief eingekerbt worden iſt, damit das Seil nicht abgleite. Solch ein Klatz wiegt etwa 500 bis 600 Pfund; er wird ſorgfältig in die Erde gegraben und die ganze Falle mit Erde bedeckt. Nun glättet man die Oberfläche, indem man mit einem Zweige darüber hinfährt, nicht mit der Hand, denn die Berührung mit derſelben würde einen Geruch zurücklaſſen, welchen das Rhinoceras ſofort witterte. Zuletzt kehrt man etwas von der Loſung auf jene Stelle. Ein Thier, welches die Falle nicht entdeckt, tritt auf den Reifen, und ſein Bein ſinkt durch denſelben in das Loch; beim Verſuche, den Fuß herauszuziehen, legt ſich die Schlinge dicht an das Bein, und ſie kann von demſelben nicht abgleiten, weil die Stacheln des Reifens in die Haut eindringen. Das Thier ſtrengt ſich nun an, loszukommen; dabei reißt es den ſchweren Klatz aus der Grube, ſtürzt wüthend fort, ſchleppt den Hemmſchuh mit ſich, und dieſer haft im Dickicht an Baumſtämme oder Wurzeln an. Die Jäger warten das Weitere ab; ſie folgen am andern Tage den Furchen, welche der Klatz gezogen hat, finden das abgemattete Thier und tödten es mit Lanze oder Schwert. Zunächſt löſen ſie die Haut ab, welche gewöhnlich Fell zu ſieben Schilden, jeden im Werthe von zwei Thalern, liefert; das Horn wird in Abyſſinien mit zwei Thalern per Pfund bezahlt.

Baker hatte einige Zeit lang ſein Lager bei Delladilla am Setit, in der Nähe der Gegend, wo er gemeinſchaftlich mit den Aggadſchirs ſeinen erſten Elephanten getödtet hatte. Etwa ein Dutzend Huarti, d. h. Hippopotamusjäger, gleichfalls Hamran-Araber, waren zu ſeiner Bande geſtoßen, die nun ziemlich ſtark war. Dieſe kühnen Leute verſtehen ſich insbeſondere gut darauf, Krokodile mit der Harpune zu erlegen. Eines Tages, als Baker durch ein Dickicht von Kit-

Die Jäger werden von einem Nashorn verfolgt.

tarminaſen und durch mannshohes Gras ritt, fand er wieder Spuren von einem Nashorn. Während er mit ſeinen drei Begleitern einen Augenblick anhielt, vernahm er plötzlich die ihm wohlbekannten Töne: Uiff, uiff, uiff! und gleichzeitig ein Kniſtern und Krachen im Walde; zwei mächtige Thiere ſtürmten in gerader Richtung auf die Jäger zu. Die Gefahr war groß, und nichts konnte retten als die wildeſte Flucht. Der Reitknecht Mahomet wurde von einem Rhinoceras im wilden Laufe zu Boden geworfen; die Anderen ſuchten eine Anhöhe zu gewinnen. Baker ſelbſt verdankte ſein Leben nur der Schnelligkeit ſeines Pferdes; die Nashörner ſtürmten dann in gerader Richtung weiter.

Die Jäger waren entſetzlich zugerichtet; bei der Flucht durch das dornige Geſtrüpp waren ihnen die Kleider in Fetzen zerriſſen worden; Baker verlor eine Menge Blut aus Armen und Beinen, und ſeinen Leuten erging es nicht beſſer. Aber ſie waren alle froh, den gewaltigen Thieren entronnen zu ſein.

Die ſkandinaviſchen Felſenbilder.

Von J. Mestorf.

Unter der Hintertoſſenſchoft jener Völker, welche in vorhiſtoriſcher Zeit die Erde und im engern Sinne Europa bewohnten, ſind es nicht bloß die in den Alterthumsmuſeen und Kunſtſammlungen bewahrten Waffen, Geräthe und Schmuckgegenſtände, welche dem Forſcher das Materiol zu mehr oder minder ſicheren Schlüſſen auf die Cultur und Stammverwandtſchaft ihrer einſtmaligen Beſitzer liefern, ſondern auch die feſten oder localen Denkmäler, und unter dieſen beſonders die Inſchriftſteine. Das Verdienſt, welches unſere Orientaliſten ſich durch die Entzifferung ägyptiſcher und aſſyriſcher Inſchriften um die Weltgeſchichte erworben, iſt allgemein anerkannt. Stehen nun neben dieſen Zeugen aus grauеſter Vorzeit die nordiſchen Schrift- oder Runendenkmäler als Jünglinge do, ſo darf doch ihr Werth nicht unterſchätzt werden, indem auch ſie eine genauere Kenntniß der Vergongenheit vermittelt haben.

Dank dem Eifer und dem Fleiße der nordiſchen Sprachforſcher läßt ſich nunmehr mit Hülfe dieſer Runeninſchriften, theils aus ihrem ſachlichen Inhalte, theils noch dem etymologiſchen Alter der Sprache, in der ſie abgefoßt ſind, die Zeit, welcher ſie angehören, annähernd beſtimmen. Ja, es hat ſich herausgeſtellt, daß die Runendenkmäler nicht alle von demſelben Volksſtamme herrühren, ſondern doß die jüngere Schrift (das ſechszehnſtädige Futhark) einem Stomme angehört, welcher um die Mitte des erſten Jahrtauſends unſerer Zeitrechnung in Schweden einwanderte und der im Lande feßhaften Bevölkerung, abſchon dieſe eine hohe Cultur, eine ousgebildetere Schrift und ausgebreitete Handelsverbindungen beſaß, doch on Intelligenz und phyſiſcher Kraft ſo überlegen war, daß er im Laufe der Zeit die Oberhand behielt.

Außer den Runenſteinen beſitzt der ſkandinoviſche Norden noch eine andere Art von feſten Denkmälern, die ſich jeder Altersbeſtimmung entzieht. Es ſind dies die namentlich in Schweden zahlreich vorkommenden Bilderfelſen oder Felſenbilder (hällristningar; sculptured rocks). Sie beſtehen in verſchiedenen Figuren: Menſchen, Thiere, Schiffe, Kreiſe u. ſ. w., die entweder im Contour oder in der ganzen Fläche ½ bis 1 Zoll tief in den Stein gehauen ſind und ſich, ohne ſymmetriſch geordnet zu ſein, zu einem Bilde zuſammenfügen, in welchem mon die Darſtellung einer wirklich ſtottgehabten Begebenheit erräth. — Mon findet dieſe Bilder an glatten Felſenwänden, an See- und Flußufern oder an fatchen Orten, die ihrer Lage nach zu der Vermuthung berechtigen, doß ehemals eine Woſſerſtraße an ihnen vorüber führte. Beſonders häufig ſind ſie im Bohuslän (400 bis 500). Man kennt ſie ferner in Bleking, Halland, Schonen, Dalsland, Oſtgothland und Norrland; auf den Inſeln Gotland und Oeland, om Sognefjard in Narwegen und in Schattland. Hat man einen bildergeſchmückten Felſen entdeckt, ſo kann man mit einiger Sicherheit darauf rechnen, deren mehrere in der Nähe zu finden, ohne doß die Figuren in nachweislichem Zuſammenhange ſtehen. Hinſichtlich des Stils, der mongelhaften Gruppirung und der Ausführung herrſcht jedoch in dieſen Bildern eine ſo große Aehnlichkeit, daß man ſich verſucht fühlen könnte, ſie für die Schöpfungen eines einzigen Künſtlers zu halten. Dieſer Vermuthung, ſowie auch dem Argwohn, daß hier Kunſtproducte à la Domenech vorliegen könnten, tritt die große Anzahl und örtliche Verbreitung dieſer Sculpturen entgegen; desgleichen der Umſtand, daß einige derſelben ſo hoch über dem heutigen Bodenniveau liegen, doß die Künſtler in der Luft geſchwebt haben müßten, wenn nicht ſeit ihrer Entſtehung eine locale Hebung ſtattgefunden hätte, von der jedoch weder Geſchichte noch Sage zu erzählen wiſſen, und endlich die Entdeckung, daß in einigen Gräbern der Vorzeit die innere Fläche der Steinkammer mit ähnlichen Figuren bedeckt war. — Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die ſkandinaviſchen Archäologen dieſen Sculpturen ſeit lange ihre Aufmerkſomkeit zugewondt und ſie zum Gegenſtand monnichfacher Unterſuchung gemacht haben. Ohne die Arbeiten der übrigen zu unterſchätzen, müſſen wir uns hier darauf beſchränken, die beiden Forſcher zu nennen, welche ſich zuerſt und am eingehendſten damit beſchäftigt und die Reſultate ihrer Unterſuchungen in prächtig ousgeſtatteten Werken niedergelegt haben: Holmberg und Brunius*). Obgleich das Gebiet, auf welchem die beiden Gelehrten ihre Forſchungen hauptſächlich betrieben,

Bohuslän, Quille Härad.

*) A. E. Holmberg, Skandinaviens Hällristningar, Stockholm 1848, 4 Hefte mit 46 Tafeln, und C. G. Brunius, Försök till förklaringar öfver hällristningar, Lund 1868, mit 15 Tafeln. — Außer dieſen Hauptwerken exiſtiren von beiden Verfaſſern verſchiedene

daſſelbe war, nämlich: die Provinz Bohus, ſo gehen ſie doch in der Beantwortung der Frage: welcher Zeit und welchem Volke die Felſenbilder zuzuſprechen ſeien, weit auseinander.

Holmberg erklärt für unmöglich, daß die Figuren ohne Metallwerkzeuge in den Stein gegraben ſeien; daß dieſelben von Bronze geweſen, hält er wegen der Koſtbarkeit dieſes Metalles für unwahrſcheinlich. Die Kameele, Rhinoceroſſe und Schildkröten, welche er auf einigen Bildern zu erkennen glaubt, ſetzen eine Bekanntſchaft mit der Thierwelt des Südens voraus, und da nur die Wikinge, die auf ihren Fahrten bisweilen weit verſchlagen wurden, eine ſolche beſitzen konnten, ſo ſieht der Verfaſſer in ihnen die Urheber der Felſenbilder, deren Entſtehung er demzufolge in die Zeit der Wikingszüge, d. h. in die Zeit vom ſechſten bis zum zehnten Jahrhundert verlegt. Auch die Deutung der Figuren wird ihm nicht ſchwer. Zwei landeinwärts gerichtete Fußſohlen, Rennthiere, Hirſche und andere Jagdthiere, Männer, die mit Pfeil und Bogen nach den Thieren ſchießen, ſtattliche, ſtarkbemannte Schiffe und beſchädigte oder umgeſtürzte Fahrzeuge erzählen ihm z. B. von einem kühnen Seehelden, der mit ſeinem Drachſchiff auf Abenteuer auszog und bei eintretendem Mangel an Lebensmitteln ans Land ging, um ſich nach Wikinger Brauch durch Jagd und Plünderung das Nöthige zu ſchaffen. Der Beherrſcher des Landes ſetzte dem kecken Räuber nach, es entſpann ſich ein Kampf, aus welchem unſer Held als Sieger hervorging und die Schiffe des Feindes zerſtörte oder ſich aneignete und danach ruhmgekrönt weiter fuhr. Dieſe und ähnliche Abenteuer wurden in einem Siegesliede verherrlicht und an dem Schauplatze der Begebenheit oder in der Heimath des Helden die Hauptmomente deſſelben in den Stein gegraben zu ewigem Gedächtniſſe. — Je mehr Herr Holmberg ſich in dieſe Bilderſchrift hineindenkt, deſto verſtändlicher erſcheint ſie ihm, und bald erkennt er gewiſſen, häufig vorkommenden Figuren eine beſtimmte Bedeutung zu. So bezeichnen nach ſeiner Auslegung:

Grobe Gliedumaßen: Kraft und Tapferkeit.
Emporgeſtreckte, unbewaffnete Hände: Furcht.
Gebückte Stellung: Fall.
Rindvieh: Plünderung und Beute.
Schlange: Liſt.
Vogel: Niederlage (Rabe oder Adler auf der Walſtatt).
Fußſohlen: Landung; bei einem Fahrzeuge: Enterung.
Angriffswaffen: Kampf.
Schild: Sieg.
Eine Wellenlinie: Waſſer; über einem Schiffe: Schiffbruch.
Ein umgeſtürztes Schiff ohne Beſatzung: Niederlage ꝛc.

1) Felſenbild in Oſtgothland. 2) Schwert von einem Felſenbilde in Oſtgothland. 3) Bronzeſchwert. 4) Schwert und Schild, Felſenbild. 5) Schwertgriff von Bronze.

Zu ganz anderen Reſultaten kommt, wie ſchon geſagt, Profeſſor Brunius. Geſtützt auf langjährige Erfahrung in der Bearbeitung verſchiedener Steinarten zu architektoniſchen Zwecken, beſtreitet er die Behauptung Holmberg's, daß die Steinbilder nicht ohne Metallwerkzeuge hergeſtellt ſein können*). Anlage, Gruppirung und Ausführung der Figuren ſind nicht derartig, daß ſie eine höhere Bildung bedingen, als wir ſie bei einer Völkerſchaft vorausſetzen dürfen, welche den härteſten Stein mit einer Meiſterſchaft bearbeitete, die uns noch heute Bewunderung einflößt. Und aus dieſen wie mehreren anderen Gründen trägt Brunius kein Bedenken, die Urheber der Felſenbilder unter jenen Volkerſtämmen zu ſuchen, welche während des ſogenannten Steinalters den ſkandinaviſchen Norden bevölkerten.

Gegen dieſe beiden Anſichten erhob vorigen Herbſt in einer Sitzung des archäologiſchen Congreſſes in Kopenhagen der ſchwediſche Reichsantiquar B. O. Hildebrand ſeine Stimme und ſprach, als Ergebniß ſelbſtſtändiger Studien, die Ueberzeugung aus, daß die ſchwediſchen Felſenbilder aus der Bronzezeit ſtammen. Die Hauptſtütze für dieſen Ausſpruch findet er in einigen Felſenſculpturen in Oſtgothland, auf die wir weiter unten zurückkommen. In dem zweiten Bande der von ihm herausgegebenen „Antiquariſk Tidskrift för Sverige“ beſpricht Herr Hildebrand den Gegenſtand ausführlicher. Die Unhaltbarkeit der Holmberg'ſchen Hypotheſe weiſt er ſchlagend nach, indem er darauf aufmerkſam macht, daß die Felſenbilder alsdann gleichzeitig ſein müßten mit manchen Runenſteinen, die eine ganz andere und zwar ſehr entwickelte Ornamentik präſentiren, und ferner, daß ein Volk mit ſo hoher Cultur, wie ſie ſich in den Kunſtproducten des ſkandinaviſchen jüngern Eiſenalters offenbart, keine ſo primitive Bilderſchrift zu ſeinen Denkmälern gewählt haben würde. Daß aber dieſe Sculpturen den Bildungsgrad einer ganzen Bevölkerung und nicht etwa einzelner Steinmetzen verräth, beweiſen, wie ſchon geſagt, die Vielheit und die große Verbreitung derſelben von Schonen nach Norrland, von Gotland bis nach dem Sognefjord.

Weniger ſcharf ſind die Gründe, mit denen Herr Hildebrand der Anſicht Brunius' entgegentritt. Er beweiſt ſogar aus dem Inhalte einiger von ihm aufgedeckten Gangdauten, daß die Eigenthümer derſelben im Beſitz mehrerer Hausthiere (Pferd, Schaf, Hund) geweſen. Die auf den Felſenbildern vorkommenden Abbildungen dieſer Thiere würden alſo nicht wider Brunius zeugen.

Den Hauptbeweisgrund für die Richtigkeit ſeiner Meinung ſucht Herr Hildebrand 1) in der Aehnlichkeit der

kleinere Abhandlungen über den Gegenſtand, unter denen die erſte von Profeſſor Brunius ſchon 1823 im Druck erſchien.

*) Daß Namenszüge, die von der Hand eines Kindes mit einem Steine in den Felſen gehauen waren, nach mehreren Decennien noch keine Spur von Verwitterung zeigten, können wir aus eigener Erfahrung bezeugen.

Schiffsfiguren auf den Felſenbildern mit denjenigen der bekannten kleinen Raſirmeſſer der Bronzezeit, und 2) in der Aehnlichkeit der Schwerter der Felſenbilder mit denjenigen der Bronzezeit. Um dies zu veranſchaulichen, bringt er die Abbildung einiger Bronzeſchwerter und Schwertgriffe und daneben die treue Copie einiger Schwerter von einem Felſenbilde in Oſtgothland, die allerdings in Betreff der blattförmigen Klinge und des über die Klinge faſſenden Heftes ohne Parirſtange eine beachtenswerthe Aehnlichkeit haben. Auch die Schilde mit den concentriſchen Kreiſen um einen erhabenen Mittelpunkt laſſen ſich den runden Bronzeſchilden vergleichen.

Zu beachten ſind auch die auf den oſtgothiſchen Sculpturen vorkommenden, dem Bronzealter eigenthümlichen Spiralornamente. Als möglich ſtellt Herr Hildebrand die Conjectur, daß ein fremdes, kürzlich ins Land gekommenes Volk, im Beſitz von Bronzewaffen, mit den Eingeborenen in Conflict gerathen und von ihnen geſchlagen worden ſei, wonach dieſe die ruhm- und denkwürdige Begebenheit in den Stein gruben und auch die koſtbaren Trophäen mit abconterfeiten. Damit nähert Herr Hildebrand ſich jedenfalls der Anſicht Brunius'.

Unter den Archäologen, welche ſich dem Urtheile Hildebrand's zum Theil anſchließen, ſei hier Herr Bruzelius genannt, ein um die nordiſche Alterthumskunde hochverdienter ſchwediſcher Gelehrter, deſſen Schriften im Auslande weniger bekannt ſind, als ſie hinſichtlich ihrer Gediegenheit verdienen. Herr Bruzelius, Gymnaſialdirector in Yſtad, entdeckte vor zwei Jahren mehrere Felſenbilder in Schonen, die erſten in dieſer Landſchaft und beſonders merkwürdig darum, weil einige derſelben in der Nähe eines Grabhügels liegen, andere auf einem Felſen, über welchem ein Grabhügel (Thorehög genannt) errichtet iſt. Herr Bruzelius kommt hierdurch zu dem intereſſanten und gewiß ſehr richtigen Schluſſe, daß zwiſchen dem Grabhügel und den Felſenſculpturen ein Zuſammenhang obwalten dürfte, indem die Thaten des im Hügel ſchlafenden Helden an dem nahe gelegenen Felſen bildlich dargeſtellt worden ſeien. Um den Werth dieſer Vermuthung zu prüfen, iſt es geboten, die Grabhügel, welche ſich in der unmittelbaren Nähe ſolcher Sculpturen befinden, einer Unterſuchung zu unterziehen, wodurch die Frage, aus welcher Zeit letztere herrühren, vielleicht die zuverläſſigſte Antwort fände.

Es ſei uns geſtattet, hier auf zwei Fälle hinzuweiſen, welche der Vermuthung des Herrn Hildebrand günſtig ſind. Unter den Figuren an der innern Fläche des von Herrn Profeſſor Nilſſon in ſeinem Werke über das Bronzealter ſo ausführlich behandelten Kivik-Monumentes befindet ſich, außer mehreren dem Bronzealter eigenthümlichen

Drachſchiff von einem Felſenbilde bei Tegneby, Bohuslän (zu Seite 360).

Drachſchiff von einem Felſenbilde bei Kyrkoryt, Bohuslän (zu Seite 360).

Ornamenten, auch ein Schiff, wie man ſie auf den ſchon genannten kleinen Bronzemeſſern und auf den Felſenbildern findet. Selbſt Holmberg und Brunius räumen ein, daß dieſe Figuren ſowie das ganze Denkmal aus der Bronzezeit ſtammen. In dem erſten Nachtrage zu ſeinem vorbenannten Werke bringt Profeſſor Nilſſon (deutſche Ausgabe S. 42) die Abbildung eines mit Schiffen geſchmückten Steinblockes, welcher vor Jahren aus einem nahgelegenen Hügelgrabe, dem Willſarahügel, ausgegraben ſein ſoll. Nilſſon durchſuchte den Hügel und fand in demſelben, außer einigen irdenen Scherben und Kohlen, einen Pferdezahn, ein Flintſteinmeſſer, eine Lanzen- und eine Pfeilſpitze deſſelben Materials und ein Fragment von einem Bronzeſchmuck, beſtehend in einer mit ſchönen Spiralen verzierten Scheibe.

Hier hätten wir ſonach einen Beweis, daß die beſprochene Schiffsfigur in einem Grabe der Bronzeperiode gefunden worden iſt. Und da nun auf den Felſenbildern eben ſolche Schiffe und, neben dieſen, Waffen, die denen der Bronzezeit gleichen, angetroffen werden und daneben Menſchen- und Thiergeſtalten, wie man ſie zu Hunderten in den verſchiedenen Provinzen der ſkandinaviſchen Reiche findet, ſo läßt ſich nicht leugnen, daß die Hildebrand'ſche Hypotheſe viel Wahrſcheinliches für ſich hat.

Bildergeſchmückte Felſen giebt es in vielen Ländern, und, mit Ausnahme Auſtraliens *), in allen Welttheilen; doch können hier nur ſolche in Betracht kommen, welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den ſkandinaviſchen offenbaren. Man behauptet dies von den in Schottland entdeckten, allein wir können auch dieſe nicht weiter berückſichtigen, weil uns keine Abbildungen derſelben vorliegen. In dem Flachlande Dänemark dürfen wir nicht nach Bilderfelſen ſuchen; doch verdient es Beachtung, daß in verſchiedenen antiquariſchen Berichten dieſes Landes von Gradkammern aus großen Steinen die Rede iſt, die an der Innenſeite mit vielen Figuren bedeckt waren. Leider wurden dieſe Steine zerſtört, bevor ſie einem Sachverſtändigen zu Geſicht gekommen waren. Daß in Dänemark ähnliche Monumente exiſtirt haben wie zu Kivik und wie der Willſarahügel in Schonen, iſt mindeſtens glaubwürdig.

Wir ſehen demnach in den hier beſprochenen Felſenbildern die künſtleriſchen Verſuche eines Volkes, welches ſich von Jütland (?) bis nach Norrland und bis an die Weſtküſte von Norwegen *) ausbreitete, vielleicht bis nach den ſchottiſchen Inſeln. Dieſes Volk beſaß ſtattliche Schiffe und muß folglich der Schifffahrt kundig geweſen ſein; es beſaß ferner ſchöne Waffen und lebte nicht bloß von Jagd und Raub, ſondern führte auch ein ſeßhaftes, friedliches Leben, wie die Bilder von Pferden, Kühen, Hunden, Schweinen anzunehmen erlauben. Wie lange es hier im Lande gewohnt und geherrſcht, werden wir ſchwerlich jemals erfahren, wir wiſſen nur, daß es im Zeitſtrome unterging und der Vergeſſenheit anheimfiel zu einer Zeit, die weit hinter der älteſten Sage zurückliegt.

*) William Wallace und Charles Nicolſon wollen freilich am Hafen von Sydney an einem Felſen rohe Figuren wahrgenommen haben, die Aehnlichkeit mit Kängeruhs hatten.

*) Die Nordgrenze für Bronzefunde in Norwegen iſt Drontheim. Gräber der Bronzezeit kommen nur im Südweſten des Landes und an der Küſte vor, wo man auch Spuren von Gießſtätten entdeckt haben will.

Digitized by Google

Die Walachen in Griechenland als Räuber und als Hirten.

A. In unſerer Zeitſchrift iſt oftmals hervorgehoben worden, daß die Bevölkerung des „Königreiches Hellas“, welche man als Hellenen bezeichnet, eine buntſcheckige Muſterkarte verſchiedener Nationalitäten bildet, daß ſie aus Neugräken, Arnauten, Slaven und Watachen beſteht. Dieſe letzteren bilden einen nicht unbeträchtlichen Theil dieſer Völkermoſaik, und aus ihrer Mitte gehen nicht ſelten die allergefährlichſten Briganten hervor. Wir wollen in dem Nachſtehenden eine nähere Kennzeichnung dieſer Abzweigung „der großen rumäniſchen Nation“ zu geben verſuchen; es fallen dabei auch Schlaglichter auf die öffentlichen Zuſtände in Hellas und auf die lackirte Halbbarbarei in jenem Lande, das gewiß noch ſehr langer Zeit bedürfen wird, um die europäiſche Geſittung ſich anzueignen.

Ein Berichterſtatter der „Times Mail“ (3. Juni) in Athen ſchildert den Lebenslauf jenes Briganten Takos, deſſen Mordthaten in der gebildeten Welt ein ſo peinliches Aufſehen erregt haben. Dieſer Raubmörder kann als Typus einer weitverbreiteten Genoſſenſchaft betrachtet werden, welche ihr Handwerk in großem Stile treibt und keineswegs ohne politiſche Bedeutung iſt. Die Briganten ſind eine helleniſche Inſtitution, an welcher ſeither ſo wenig als nur immer möglich gerüttelt worden iſt. Jetzt freilich werden die ſentimentalen Gegner der Todesſtrafe, welche den Mördern die ſüße Gewohnheit des Daſeins bis an das Ende der Tage nicht verkümmern möchten, alle Urſache haben, über Barbarei zu klagen. Denn auf Andringen der Engländer iſt der Scharfrichter ununterbrochen in Thätigkeit; er machte im Mai eine Tour durch die Provinzen. „Am Freitag köpfte er drei Briganten in Stylida, am Sonnabend zwei in Lamia, am Montage zwei in Hypate, und jetzt (26. Mai) iſt er in Livadia, um auch dort einen berüchtigten Miſſethäter um einen Kopf kürzer zu machen. Darauf begiebt er ſich nach Chalkis und kommt dann hierher nach Athen, um ſieben Mörder hinzurichten; nachher hat er in Korinth zu thun, wa fünf Briganten ſeiner harren. Einer von den zu Stylida Geköpften war ſchon fünfmal zum Tode verurtheilt und allemal wieder befreit worden.“

Das darf uns nicht wundern, weil es in Hellas bräuchlich iſt, daß einflußreiche Männer Briganten in ihre Dienſte nehmen, und ihnen theils Sold, theils Penſionen zahlen; ſie werden ſowohl vom Miniſterium des Krieges als von jenem des Innern zu mannichfachen Zwecken verwandt; deshalb fühlten ſie ſich bisher ſo ſicher.

Takos Arvanitakis war ein Muſterbrigant, und er hat mit ſeinen ſechs ihm gleichgearteten Brüdern vielerlei ausgerichtet. Die Familie dieſer Arvanitakoi gehört, wie ſchon angedeutet wurde, der walachiſchen Nationalität an. Takos trieb früher gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Dinos das Handwerk am Pindusgebirge. Als die Regierung von Athen bei Beginn des Krimkrieges „die große helleniſche Idee“ verwirklichen und den Türken einige Provinzen abnehmen zu können glaubte, warb ſie manche Pindusbriganten an; unter ihnen auch dieſen Takos und deſſen Bruder. Derartige Leute wurden dann dem „chriſtlichen“ Europa als biedere Patrioten geſchildert, als rechtſchaffene Männer, die wegen religiöſen Druckes es nicht mehr unter dem Tyrannenjoche der Muſelmänner auszuhalten vermöchten. Solch ein perfides Gaukelſpiel iſt von Athen aus vielfach in Scene geſetzt worden, und wir haben ſeiner Zeit, als wir im „Globus“ den Aufſtand auf Kreta ſchilderten, jenes lügenhafte Treiben charakteriſirt.

Nachdem der Einfall, welchen die griechiſchen Patrioten zu der eben erwähnten Zeit in Epirus machten, mißlungen war, entſchädigten ſich die tapferen helleniſchen Chriſten, indem ſie den, wohlverſtanden chriſtlichen und helleniſchen, Unterthanen des Sultans etwa 10,000 Stück Rindvieh und 40,000 Schafe als wohlerworbene Beute forttrieben. Takos und Dinos waren nun Viehtreiber. Der erſtere trat 1857 in Athen auf, wo er ſeiner Eigenſchaften wegen als ſehr brauchbar erkannt wurde und hohe Protection fand. Zwiſchen jenem Jahre und 1860 wurde er als Brigant engagirt; er ſtahl Vieh, das von ſeinen Brüdern verkauft wurde; daneben raubte er fleißig und mordete; die Männer, welche er abfing, brachten ihm hübſche Summen ein, denn er pflegte das Löſegeld nicht niedrig zu ſtellen. Man ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf, aber „einflußreiche Männer“, welche von Zeit zu Zeit der Briganten bedürfen, um dieſelben als Repräſentanten der unterdrückten rechtgläubigen Kirche und des verleumdeten Hellenismus hinzuſtellen, verſchafften ihm Amneſtie. Noch mehr; er wurde mit reichlicher Beſoldung im Corps der Guiden angeſtellt und ſollte den Truppen, welche auf den Fang der Räuber und Mörder ausgeſchickt wurden, als Führer dienen! Damals wußte freilich der Pindus-walache Takos noch ſehr wenig in Griechenland Beſcheid; man hielt ihn an der Leine, um ihn bei paſſender Gelegenheit als Bluthund loszulaſſen; er wurde gebraucht, um die politiſchen Zwecke ſeiner Beſchützer fördern zu helfen. Als er ſeinen Abſchied erwirken wollte, um ſich dem einträglichern Räuberhandwerk wieder zuzuwenden, baten ſogar ſeine eigenen Volksgenoſſen, die walachiſchen Hirten, den ihm vorgeſetzten Offizier, daß man ihn nicht loslaſſen möge; er ſei gar zu gefährlich. Der Offizier ſchilderte dem Kriegsminiſter den frevelhaften Lebenslauf des Takos, welchen man in jedem Falle unter ſtrenger Aufſicht hatten müſſe; dieſe Vorſtellung blieb jedoch unbeachtet. Der Brigant (vom Kriegsminiſter beſchützt) konnte thun, was er wollte. Dies iſt der Lebenslauf eines Menſchen, der ſeit 1857 in Griechenland wohnt; und doch hatte der Staatsminiſter Zaimis die Dreiſtigkeit, zu behaupten, daß Takos erſt im Januar 1870 als Räuberhauptmann aus der Türkei herübergekommen ſei!

Die rechtlichen Leute in Athen fühlen ſich natürlich ſehr beſchämt über die abſcheuliche Corruption, welche wie ein freſſender Mehlthau auf dem Lande liegt, und über den liebreichen Schutz, welchen das Miniſterium Kumunduros den Briganten angedeihen ließ. Die Zeitungen ſagen geradeheraus, daß daſſelbe förmliche Verträge mit den Räubern abgeſchloſſen habe, z. B. mit Pelios, dem attiſchen Briganten, welcher den marathoniſchen Geiſtlichen bei Pikerme abſchlachtete. Sie ſei mit Hunderten von Briganten Conventionen eingegangen, um dieſelben als Patrioten nach Kreta zu ſchaffen. Dort ſind dann vorzugsweiſe die Chriſten von ihnen ausgeplündert worden. Die Leiter der politiſchen Parteien ſchüchtern die Geſchworenen ein, welche es dann nicht wagen dürfen, über protegirte Raubmörder das Schuldig auszuſprechen. Es iſt gar nicht ſelten vorgekommen, daß ganz offen Briganten aus den Gefängniſſen entlaſſen wurden, um politiſche Gegner ihrer Beſchützer zu bedrohen und mißliebige Wähler am Abſtimmen zu verhindern. Manche die es doch toller als toll getrieben und über welche das

Todesurtheil ausgesprochen werden mußte, ließ man im Gefängnisse leben, und sie wurden dann allemal nach Verlauf einiger Zeit von ihren Spießgesellen befreit, falls man sie nicht in aller Stille hatte laufen lassen; manchmal wurden sie auch amnestirt. Wenn es darauf ankam, „die große hellenische Idee“ wieder in den Vordergrund zu schieben und die Türkei zu ärgern und zu belästigen, dann wurden allemal die Kerker geleert. „Die Briganten betrachten ihr Gewerbe als einen geschützten Zweig der Nationalindustrie.“ So äußert sich ein griechisches, in Athen erscheinendes Blatt. —

Sehen wir nun, wie es sich mit jenen Landsleuten des Talas verhält, welche in Thessalien, in einem Theile van Epirus und im Königreiche Griechenland leben. Man bezeichnet sie als Kuzo-Wlachen. Sie kammen als Wanderhirten bis in die Nähe von Athen; zu Wintersanfang, wenn die höheren Theile des Parnes und des Cithäron sich mit Schnee bedecken, zieht der walachische Hirt van dort in die Ebene hinab, wo sein Vieh Weide findet. Er haust unter schwarzen Zelten oder in Hütten aus Baumzweigen. Er hat Weib und Kinder bei sich; sein Pferd trägt Gepäck, Hausrath und Zelt; auch seine Hühner sind an ein Nomadenleben gewöhnt; mächtige Bullenbeißer, wahre Molosserhunde, beschützen seine Schaf- und Ziegenherde; Milch, Butter und Käse werden in der Stadt verkauft, und der Ertrag bildet, neben der Walle, die einzige Einnahme dieses Mannes. Man bezeichnet ihn als *Βλάχος*, denn Wlachas bedeutet zugleich einen Hirten und einen Walachen.

Weiter unten werden wir einige historische Angaben mittheilen, hier aber gleich bemerken, daß solche Kuzo-Wlachen im Süden der Donau, auch in Macedonien vorkommen. Sie sind theils Wanderhirten, theils seßhafte Ackerbauer; diese letzteren wohnen in ziemlich compacten Massen in den Hochthälern der Gebirge, welche gleichsam einen Knoten zwischen Epirus, Thessalien und Macedonien bilden.

Ethnographisch zerfallen diese Wlachen in zwei Abtheilungen. Die eine ist jene der Karagunis, d. h. Leute mit schwarzer Bekleidung, auch *Λαβαντοβλάχοι*, deren Heimath eigentlich Epirus und das Grenzgebiet von Albanien ist; — die zweite wird als Kuzo-Wlachen, die hinkenden Wlachen, auch als *Ἑλληνοβλάχοι*, bezeichnet. Die ansässigen Bauern um Gardiki, Syrako und Kalorytes, und die in Akarnanien und Epirus umherziehenden Hirten sind Karagunis; dagegen jene van Trikala, Mezzawo und Umgegend, die Wanderhirten in Phthiotis, Böotien und Attika sind Kuzo-Wlachen.

Die Karagunis sind weniger gemischt als diese letzteren; sie Alle sprechen neben dem Walachischen auch griechisch, jenes ziemlich ahne fremde Zuthaten, auch verheiratheten sie sich nur im eigenen Valke. Bei den Kuzo-Wlachen hat vielfach Vermischung mit Griechen stattgefunden, und in ihrer Sprache sind viele Fremdwörter; Alles was auf höhere Gesittung Bezug hat, wird mit griechischen Ausdrücken bezeichnet, z. B. Tisch, Fenster; dagegen wird Brot oder Schöps walachisch bezeichnet.

Das „Rumänische“ beider Abtheilungen ist dialektisch von jenem in der Maldau und Walachei verschieden. Zwar sind Formen und grammatikalische Regeln fa ziemlich dieselben, aber die Wörter werden so verschieden ausgesprochen, daß diese beiden geagraphisch getrennten Gruppen des rumänischen Volkes einander vielfach nur mit Mühe verstehen. Die Mundarten der griechischen Walachen stehen dem Lateinischen näher als jene der dacischen Rumänen; sie haben den Tan der Vocale besser erhalten und weniger Flexionen angenommen. Der Südwalache sagt z. B. für Brot und Hand, nicht wie der an der Danau, puiné und mena, sandern pané, mana. Wir wallen einige weitere Beispiele anführen.

Südrumänisch.	Walachisch.	Lateinisch.
Candu.	Kiend.	Quando.
Cané.	Kiéné.	Canis.
Catru.	Patru.	Quatuor.
Denté.	Dinté.	Dens.
Dné.	Doi.	Duo.
Dzio.	Dzioa.	Dies.
Ehu.	Eu.	Ego.
Jugu.	Jug.	Jugum.
Lepure.	Lepure.	Lepus.
Me.	Miè.	Me.
Mana.	Mena.	Manus.
Noster.	Nostru.	Noster.
Pecatu.	Piecat.	Peccatum.
Radicinà.	Radacina.	Radix.
Tre.	Trei.	Tres.

Die Südrumänen wenden die Diminutivform weniger häufig an, als die Donauwalachen; sie sagen für caput nicht, wie diese, capul, sandern capu; für mons nicht muntele, sondern munte ꝛc.; sie haben für manche Begriffe den lateinischen Ausdruck bewahrt, der in der Moldau und Walachei durch ein slavisches Wort ersetzt worden ist, z. B.:

Basiu.	Papat.	Basium.
Campane.	Clopot.	Campana.
Parinte.	Tata.	Parens.
Tra.	Printre.	Trans.

Die Karagunis gebrauchen mehrfach griechische Ausdrücke für Sachen, welche an der Danau lateinische Bezeichnungen haben, z. B.:

Fedzior.	Pui.	Puer.	*Παιδί.*
Hrisafiu.	Aur.	Aurum.	*Χρυσάφι.*
Lilitza.	Flore.	Flos.	*Λουλούδι.*
Nisu.	Dinsul.	Insula.	*Νῆσος.*

Ueber den Ursprung dieser Südwalachen walten verschiedene Ansichten ob. Leake betrachtete sie als einen vom Hauptstamme der Danaurumänen abgesonderten Zweig, der im neunten aber zehnten Jahrhundert weiter und weiter nach Süden hin vargedrungen sei. Henzey dagegen meint, sie seien Nachkommen der römischen Colonisten in Illyrien, Thrazien und Mösien, sodann auch von den alten Eingeborenen jener Gegenden, welche nach und nach die lateinische Sprache angenammen hatten, etwa in ähnlicher Weise, wie einst die Gallier. Die eigentlich griechische Bevölkerung dagegen verhielt sich gegen die Annahme des Lateinischen ablehnend. Die Südrumänen haben manche altrömischen Bräuche bewahrt, z. B. bei den Hochzeiten die coemptio, die confarreatio und die unctio postium durch die Neuvermählte. Sie bezeichnen sich selber als Remanu; das Wort wlachisch hat eigentlich dieselbe Bedeutung; die Slaven bezeichnen damit alle Völker, welche eine aus der lateinischen abgeleitete Sprache reden. Die Griechen werden von ihnen nicht geachtet und Grekulu genannt.

Die byzantinischen Geschichtschreiber bemerken, daß die Sprache dieser Wlachoi mit der italienischen Aehnlichkeit habe; sie seien wild und raubsüchtig. Ein Theil dieser Nomaden war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts noch nicht zum Christenthum bekehrt warden, und wetteiferte, wie Nicetas Acaminatus aus Chonae sagt, an Grausamkeit mit den Scythen und Bulgaren; sie waren, wenn es sich um Raubzüge handelte, sehr oft Verbündete der letzteren. Benjamin van Tudela weiß, daß sie nicht selten aus ihren Gebirgen hervorbrachen, um die im Unterlande wohnenden Griechen auszuplündern; noch habe kein Manarch sie bändigen können.

Digitized by Google

Seit jener Zeit ſind dieſe walachiſchen Hirten ſich gleichgeblieben; ſie ſtehen auch heute noch da als völlige Barbaren, und als jeder Civiliſation abhold. Leſen und Schreiben ſind ihnen fremd, Schulen haben ſie ſo wenig wie Kirchen. Doch ſchleppen ſie Heiligenbilder mit ſich, die in den Zelten und Zweighütten aufgeſtellt werden. Den Prieſter ſucht man nur heim, wenn es ſich um eine Taufe oder eine Trauung handelt. Dieſe Wilden halten ein gegebenes Wort, aber „ſie ſind grauſam, turbulent, raubſüchtig, und die Begriffe von Mein und Dein werden unabläſſig von ihnen verwechſelt.“ Sie ſind wie in den Tagen, da Georgios Pachymeres ſchrieb, ſo auch heute noch den friedlichen Ackerbauern gründlich verhaßt, weil ſie das Eigenthum derſelben nicht reſpectiren. Im Jahre 1864 ſchrieb F. Lenormant („Revue orientale“ Nr. 53, S. 251): „Dieſe walachiſchen Hirten in Griechenland machen der Gendarmerie und den Behörden mehr zu ſchaffen, als die ganze übrige Nation zuſammengenommen. Sie brennen ganze Wälder ab, damit ſie im nächſten Jahre beſſere Weide für ihr Vieh haben, und aus ihnen vorzugsweiſe recrutiren ſich die Briganten. Davelis, Hauptmann einer zahlreichen Bande, welcher zur Zeit der engliſch-franzöſiſchen Occupation von Athen 1855 bei hellem Tage auf der Straße nach dem Piräeus einen franzöſiſchen Offizier einfing und auf den Cithäron ſchleppte, war ſolch ein kutzowalachiſcher Hirt; ſein Name iſt ſehr beliebt bei ſeinen Berufsgenoſſen, und er wird in volksthümlichen Geſängen hoch gefeiert.“

Dem Hirten ſtände nichts im Wege, um ſich einen Wohnſitz zu erwerben und ſeßhaft zu werden, aber das vermeidet er, theils weil ein ruhiges Leben ſeiner innerſten Neigung zuwider iſt, theils aus Aberglauben. Wer ein Haus bauet und ein Feld beackert, der muß, ſo wähnt er, bald ſterben; die Würmer kommen in ſein Fleiſch und verzehren ihn bei lebendigem Leibe. Die Karagunis haben ſolchen Aberglauben nicht; ſie beſtellen den Acker und laſſen ihre Herden unter der Aufſicht anderer, gemietheter Walachen treiben. Manche von ihnen, z. B. in Syrako und Kalarytes, treiben auch Handwerke; in Mezzowa am Pindus iſt der Großhandel in walachiſchen Händen.

Im heutigen Königreich Hellas traten die walachiſchen Wanderhirten erſt zur Zeit des griechiſchen Unabhängigkeitskrieges auf; zu Anfang unſers Jahrhunderts fand man ſie nur in Theſſalien und Epirus. Sie wurden als Zubehörige der Gemeinden (Demen) eingeſchrieben, auf deren Grund und Boden ſie überwinterten, und ſie erhielten alle Rechte griechiſcher Staatsbürger unter der Bedingung, nicht wieder über die türkiſche Grenze zu gehen. Als Abgabe zahlen ſie weiter nichts als eine Viehſteuer, und die Regierung erlaubt ihnen, im Winter ihre Herden in den Wäldern und überhaupt auf Staatsländereien zu treiben. Man kann ſie als Waldverwüſter betrachten; ſie ſind es im eigentlichen Sinne des Wortes. Jene in Akarnanien und Phthiotis ſind leidlich wohlhabend und haben zahlreiche Herden; jene in Böotien und Attika ſind arm, und manche verdingen ſich als Hirten auch bei griechiſchen Landleuten. Alle aber hängen unter ſich zuſammen und ſuchen, ſo viel irgend möglich, von den Behörden unabhängig zu bleiben.

Man kann die einzelnen Sippen dieſer Walachen als Clans bezeichnen; ſie haben Aehnlichkeit mit den Phars der Albaneſen, aber mit den Plemen der Serben; jede ſolcher Sippen beſteht aus etwa 50 bis 100 Familien, aber nicht mehr. Solch eine Gruppe hält ſich geſondert von den übrigen, und bildet mit ihren Herden eine Stani (Park, Hirtengemeinſchaft). Während der Wanderzüge ſchlägt ſie die ſchwarzen Zelte auf, welche aus grobgewebtem Ziegenhaare verfertigt werden; da, wo ſie überwintern, hauſen ſie in Hütten aus Baumzweigen. Ihre Habe bergen ſie in großen Wollſäcken, welche als Erſatz für Koffer und Schrank dienen, und welche jeden Augenblick auf ein Laſtthier geladen werden können.

Jede Stani hat einen Häuptling und wird nach demſelben benannt. Seine Würde iſt erblich, er ſteht als eine Art von Hirtenkönig da, und ſeine durch die Zeit geheiligte Gewalt iſt nicht unbedeutend. Er iſt allemal der reichſte Mann und beſitzt manchmal die Hälfte des geſammten Viehſtandes, welcher zur Stani gehört. Sein Amt verwaltet er friedlich, aber er rühmt ſich, daß ſeine kriegeriſchen Vorfahren daſſelbe μὲ τὸ σπαθί, mit dem Schwert, erworben hätten. Die Walachen bezeichnen ihn als Tſchelingas, die Griechen als Skuteris (ein Skuterios war am byzantiniſchen Hofe ein Stallmeiſter, Ecuyer). Er ſchlichtet etwaige Zwiſtigkeiten in der Sippe, vertritt dieſelbe gegenüber den Behörden und verhandelt mit den Briganten, von welchen dieſe oder jene Stani heimgeſucht wird. Als Entſchädigung für ſeine Mühwaltungen bekommt er von jedem Manne jährlich eine Kleinigkeit, ein paar Drachmen; über gemeinſchaftliche Ausgaben verhandelt er mit den Aelteſten, welchen er auch Rechnung ablegt; gemeinſchaftlich mit ihnen beſorgt er die Umlage der Steuern, welche etwa zum allgemeinen Nutzen beliebt werden; er ſelber zahlt einen Betrag, welcher der Zahl ſeines Viehs angemeſſen iſt *).

*) Ueber die theſſaliſchen Walachen haben wir durch Major Robert Stuart, engliſchem Conſul in Albanien, eine eingehende Abhandlung: The Vlakhs of Mount Pindus, in den Transactions of the Ethnological Society of London 1868, S. 311 bis 327; über die kutzowalachiſchen Zinzaren haben wir eine ſehr gute überſichtliche Skizze von dem mit den Verhältniſſen des illyriſchen Dreiecks durchaus vertrauten F. Kanitz (Mittheilungen der Wiener geographiſchen Geſellſchaft, VII, S. 44 ff. 1863).

Die alten Anthropophagen von Chauvaux.

r. d. Der belgiſche Gelehrte Spring gehört zu denjenigen Männern, welche ſich um die Aufklärung der Urgeſchichte des Menſchen beſonders verdient gemacht haben. Seine ſchöne Entdeckung einer großen Menge von Menſchen- und Thierknochen, die ſich unter einander gemiſcht zwiſchen den Stalagmiten einer Höhle des Chauvauxberges in der Provinz Namur vorfanden, fällt in das Jahr 1842, alſo in eine Zeit, in welcher man noch annahm, daß der Menſch im foſſilen Zuſtande nicht vorkomme. Wir leſen in einer franzöſiſchen Zeitſchrift, daß Spring jetzt auf ſeine alte Entdeckung zurückgekommen iſt, um die Aufmerkſamkeit ſchärfer auf ein merkwürdiges Detail derſelben zu lenken.

Die Maſſe der zu Chauvaux gefundenen Knochen iſt beträchtlich. Sie gehörten, vom Menſchen abgeſehen, folgenden Thierarten an: dem Hirſch, Rind, Schaf, Damhirſch, Eber, Hund (oder Fuchs), Marder und Haſen. Wie ſind dieſe Knochen in die Höhle gekommen? Weder das Waſſer noch irgend ein Naturereigniß konnte hier gewirkt haben, wohl

aber der Menſch, und zwar zu einem beſondern, leicht erſichtlichen Zwecke. Alle Knochen ſind mehr oder weniger vom Feuer angegriffen; der Thon, auf dem ſie liegen, iſt gefrittet, Aſche umhüllt ſie, und hier und do liegen Reſte von Kohlen umher. Außerdem ſind die langen, Mark enthaltenden Knochen zerſchlagen, während die flachen, bekanntlich marklosen Knochen unverletzt geblieben ſind. Dieſe Einzelheiten beweiſen ſichtlich, daß die Höhle von Chauvaux einer vorhiſtoriſchen Bevölkerung, die der Secte der Vegetarioner nicht angehörte, als Koch- und Speiſeraum gedient hat.

Aber wir führten on, daß ſich unter den Thierknochen auch Menſchenknochen vorgefunden haben, und zwar ſind ſie in beträchtlich größerer Menge als jene anderen vorhanden. In einem Tropfſteinbrocken von der Größe eines Pflaſterſteines fanden ſich nicht weniger ols fünf menſchliche Kinnbacken, worunter der eines Kindes von ſieben bis ocht Jahren. Schienbeine, Schenkelbeine, Wirbel, Finger, Schulterblätter, Rippen, Kinnbacken, Schädelknochen, kurz ſo ziemlich alle dem menſchlichen Skelett angehörigen Knochen woren in bedeutender Menge vorhanden. Und, wohl zu merken, alle dieſe Knochen hatten ganz daſſelbe Ausſehen, wie die Thierknochen. Alle ſind vom Feuer angegriffen, alle langen Röhrenknochen ſind zerſchlagen, die platten dagegen unberührt.

Deutlich geht daraus hervor, daß jene Menſchenknochen gerade ſo wie die Knochen der Ochſen, Schafe, Eber u. ſ. w. Küchenabfälle ſind! Unter ſeinen intereſſanteſten Funden führt Spring ouch ein menſchliches Vorderhouptbein an, welches mittelſt einer roh gehauenen Steinaxt zerſchlagen worden war, die ſammt dem zerſchlagenen Knochen im Stalagmit eingebettet gefunden wurde. Die Höhlenbewohner von Chauvaux waren alſo Menſchenfreſſer, ſo viel ſteht feſt. Uebrigens bezeugen neuerdings in Frankreich, in Dänemark und in Italien gemochte Entdeckungen, daß die Menſchenfreſſerei in Europo allgemein geweſen ſein muß. Beſonders merkwürdig ober iſt, daß unter der außerordentlich großen Menge der zu Chauvaux gefundenen Knochen — und ſie ſind alle einzeln unterſucht worden —, ſich kein einziger findet, der einem Manne in der Blüthe ſeines Alters oder einer alten Frau angehört hätte. Alle Ueberreſte gehörten Jüngtingen, jungen Frauen oder Kindern an.

Es folgt daraus, daß dieſe Menſchenfreſſer nicht etwa von der Noth gedrängt, ſondern aus purer Feinſchmeckerei davon gegeſſen hatten, und weil nach ihrem Daſürthalten das Fleiſch von Menſchen gewiſſen Alters und Geſchlechts einer der feinſten Biſſen war, die ein eßverſtändiger Menſch unter den Zahn bekommen konnte. Dieſer Geſchmock beſtond in Europo noch lange nach der Zeit, wo die Feinſchmecker von Chouvaux doſelbſt die Feſtſchmäuſe hielten, deren Reſte ouf uns gekommen ſind; denn der heilige Hieronymus berichtet, daß er in Gallien auf eine Völkerſchaft geſtoßen ſei, bei welcher, obwohl ſie Viehherden beſeſſen, doch auch Menſchenfleiſch einen regelmäßigen Theil der Nahrung ausgemacht habe. Der Hintere der kleinen Knaben und die Brüſte der Weiber waren nach ihm die beliebteſten Stücke.

Die Konnibalen von Chauvaux gehören übrigens einer Roce an, welche von den heute in Mittel- und Weſteuropa lebenden ſehr verſchieden iſt; einer Roce von ſehr kleinem Wuchs, ſoweit mon noch den oufgefundenen Schenkel- und Schienbeinknochen dorüber urtheilen koun. Sie waren ungefähr fünf Fuß hoch; es iſt das die Statur der Lappen und Grönländer. Der Schädel iſt von ſehr kleinen Dimenſionen und kurz, die Stirn fliehend, die Schläfenknochen ſind plott, die Naſenlöcher groß, die Kinnladen vorſtehend, die Zähne ſchräg geſtellt, — Alles Kennzeichen, die ſie noch Spring's ſehr richtiger Bemerkung „viel mehr dem Neger und dem omerikoniſchen Indioner, als irgend einer der anderen Racen verwondt erſcheinen laſſen, welche in hiſtoriſcher Zeit Europa bewohnt haben.“ Wir haben in ihnen einen Typus derjenigen Bevölkerung, welche Europa vor der Zeit der oriſchen Einwanderung beſetzt hatte. Die mit Bronze bewoffneten Kelten und die eiſengewaffneten Germanen traten ſie unter die Füße. Alles, was nicht niedergemetzelt oder in Skloverei geſchleppt wurde, floh in unzugängliche Schlupfwinkel, und es iſt wohl glaublich, daß lange nach der Beſitznahme der Neuangekommenen einzelne Repräſentonten des vertriebenen Stommes noch in den zurückgezogenſten Winkeln der ungeheuren Wälder der Ardennen und der Thäler der Maas und Ourthe fortlebten.

So würden ſich die Nomen trous de nutons und trous de sottais, d. h. Pygmäenlöcher, welche einige dieſer Höhlen im Volksmunde führen, ſowie die Ueberlieferung, nach welcher ſie einer Menſchenroce von ſehr kleiner Statur zu Wohnſitzen gedient haben ſollen, erklären laſſen.

„Eine abergläubiſche Furcht,“ ſagt Spring, „hot ſich mit der Zeit an das Andenken dieſer kleinen, häßlichen und wilden Roce geheftet. Die Volksſage klagt ſie bald neckiſcher und zerſtörender Gelüſte an, bald leiht ſie ihrem tragiſchen Schickſol theilnehmende Klagelaute. Schließlich ſchrieb die alle Leiden tröſtende und verſöhnende Poeſie den Elfen und Kobolden einen überirdiſchen Urſprung zu; ihr König Alberich ward zum Oberon und ſeine Gattin May erhielt den Namen Titania.“

Aus allen Erdtheilen.

Die lappländiſche Induſtrieausſtellung zu Tromsö.

Wir erhielten von Herrn Dr. Mehwald, der bekanntlich in Skandinavien wie zu Hauſe iſt, folgende Mittheilung.

Vom 5. Auguſt bis 15. September d. J. findet in Tromsö, der Hauptſtadt Lapplands, eine Ausſtellung ſtatt, auf welcher Alles, was die Berg-, Buſch- und Fiſchlappen haben und bedürfen, zu ſehen ſein wird. Wer, ſa zu ſagen, mit einem Blicke die lappiſchen Verhältniſſe kennen lernen will, möge während gedachter Ausſtellungszeit nach Tromsö gehen.

Das Ausſtellungscomite hat ein ſehr ins Specielle gehendes Programm verſandt, aus welchem ich nur folgende 25 Hauptpunkte oder Ausſtellungsabtheilungen in Kürze angeben will:

1) Witterungsverhältniſſe, gezeigt durch Inſtrumente, Zeichnungen, Tabellen, Beobachtungskaſeln und dergleichen (langer Winter, kurzer Sommer, ewiger Tag, ewige Nacht, heiße Sommer, kalte Winter, Tiefe des Froſtes und Schnees u. ſ. w.).

2) Renthiermoos (Cladonia rangiferina) in getrocknetem und lebendem Zuſtande, zugleich mit der Erde oder den Steinen, worauf das Moos wächſt; Unterſchied zwiſchen Winter und Sommermoos, Renthiermoosbranntwein u. ſ. w.

3) Aalerbeer- (Rubus arcticus) und Multebeer- (Rubus chamämorus) Pflanzen, getrocknet und lebend, nebſt der Erde, worin ſie wachſen, Photographien von den Beerenfeldern, Multebeergrütze als Handelswaare.

4) Andere Gewächſe und Kräuter, welche theils in Her-

barien getrocknet, theils in lebendem Zustande mit der Erde, worin sie wachsen, theils in Holzsammlungen gezeigt werden; Johannisbeeren, Brombeeren, Traubenkirschen, Karbe (Kümmel), Sauerampfer, Erdbeeren, Blaubeeren, Preißelbeeren ꝛc., als Handelswaare.

5) Das Renthier (Cervus tarandus), das zweite Ich des Lappen, lebend und todt, nebst Allem, was sich auf das Renthier bezieht und vom Renthiere kommt, sowie die Verschiedenheit zwischen wilden und gezähmten Renthieren. (Dieser interessante Paragraph füllt im Programm beinahe eine Kleinfolioseite. M.)

6) Des Lappen einziges Hausthier, der Hund, dessen Ausbildung zum Zug- und Wachthiere, Fütterung, dessen Platz im Zelte u. s. w.

7) Andere ausgestellte Thiere, als: Säugethiere, Vögel, Fische, Insekten; vollständige Fellsammlung von Bär-, Wolf-, Fjälfras-, Fuchs-, Otter-, Lemming-, Feldmaus-, Eichhorn-, Wildkatz-, Hasen-, Hund-, Elen-, Biber- und anderen Fellen, sowie Federbälge von den Vögeln Lapplands; reiche Sammlung von Fischen und Insekten; Lapplands Mücken und Bremsen.

8) Mineralien. Davon sind als lappländische 57 Hauptspecies genannt, welche das Mineralreich vom Goldsande bis zum Ocker herab vertreten.

9) Die Hauptnahrungszweige des Lappen werden durch das auf Renthierhalten, Fischerei, Jagd, Postfuhrwerke und den Hausfleiß Bezügliche gezeigt.

10) Das Zelt, als des Wanderlappen Haus; seine neuen Theile; seine Stoffe; seine Luft und Schmarotzer; seine Teppiche; seine Meubles; sein Rauch; und hundert andere damit verknüpfte Dinge; das Beigerüst neben dem Zelte.

11) Der Wanderlappen Kleidung für Mann, Weib und Kind; für Verheirathete und Unverheirathete; für Winter und Sommer; Ober- und Unterkleider; Feier- und Alltagskleider; Trauerkleider, wozu auch der Geldbeutel gehört — wenn nichts darin ist.

12) Nahrungsmittel. Renthierfleisch; Milch; Mehl; Fische. Das Fleisch theils gedärrt, theils gefroren, theils gesalzen, theils gekocht, theils gebraten. Renthierzungen; Bärentatzen; Blutmagen und Blutwürste; Bier; Tabak; Branntwein; Trinkwasser; Renthierkäse; Rindebrot ꝛc.

13) Arbeiten der Lappen: Mannsarbeiten und Frauenarbeiten; Hausmanns- und Knechtarbeiten; sonderbare Fuhrschlitten; Näh- und Stickereiarbeiten der Frauen, welche einen Verkaufsartikel bilden; Schneeschuh- oder Schneeschiffchen für die Männer; alle Arten Fischereigeräthe für Meer, Landsee und Fluß; allerlei Werkzeuge zum Fangen und Jagen des wilden Renthiers; Gerathschaften und Schneeschuhe für Verfolgung des Wolfes; Milch- und Käsebereitungsgeräthe; Werkzeuge zur Weberei und Spinnerei der Frauen ꝛc.

14) Handel. Verzeichnisse der Handelswaaren, sowie der Menge der Handelsleute unter den Berglappen, welche im Winter die Märkte in Badsö, Bosekop, Stjärnö, Skiboln besuchen. Die Tauscharlikel der Berglappen sind: Fleisch, Leder, Leim, Federn und Hausfleißarbeiten.

15) Ausstellung von Karten, Photographien, Zeichnungen, Skizzen, aus denen die Verhältnisse der Wanderlappen zu ersehen sind; darunter sind namentlich Wege-, Fluß-, See-, Post-, Renthiermoosfelder-, Wald- und Felskarten.

16) Aeltere und neuere Bücher in allen Sprachen, welche über der nomadisirenden Lappen Verhältnisse sprechen.

17) Abhandlungen und Gesetze über das Eigenthumsrecht, sowohl der Wald- als der Fischlappen in Lappland, sowie die Verträge zwischen Norwegisch-, Schwedisch- und Russisch-Lappland in Bezug auf Grenzberührungen bei dem Herumziehen der Wanderlappen mit ihren Thieren.

18) bis 25) enthalten alle gesetzlichen und durch Herkommen geheiligten Bestimmungen über Entschädigungen in Betreff der Unachtsamkeit beim Renthierhüten; über Ansiedelung und Bau fester Erdhütten; über die Nationalität der Lappen, welche weder zum normännischen, noch schwedischen, noch finnländischen, noch russischen Volksstamme gehören und in Schweden wie im norwegischen Nordlande Lappen, in anderen Gegenden Finnen und wieder in anderen Quänen genannt werden. Ueber das Erbrecht unter den Berg-, Wald- und Wasserlappen. Ueber ihre kirchlichen, Religions- und Schulverhältnisse. Ueber ihre Krankheiten und häufigsten Unglücksfälle. Ueber ihre Schmarotzer in Haar, Kleidern und Hütten und deren Vertilgung. Ueber die Familienfeste, als: Kindtaufen, Confirmationen, Hochzeiten, und ihre Pflicht, die Leichen auf die oft 20 bis 40 Meilen entfernten Kirchhöfe zu bringen u. s. w.

Zahl der Deutschen in der argentinischen Republik. Nach einer Generalzusammenstellung der Einwanderungsbehörde zu Buenos Ayres vom 17. April 1870 beläuft sich die Zahl der in der argentinischen Republik vorhandenen Deutschen:

In der Hauptstadt Buenos Ayres auf	2139	Köpfe
Distrikt Buenos Ayres auf	1087	„
Provinz Entre Rios auf	335	„
„ Corrientes auf	78	„
„ Mendoza auf	12	„
„ San Juan auf	26	„
„ Santiago auf	3	„
„ La Rioja auf	5	„
„ Catamarca auf	11	„
„ San Luis auf	20	„
„ Tucuman auf	15	„
„ Cordova auf	80	„
„ Jujuy auf	2	„
„ Salta auf	14	„
„ Santa Fé auf	1112	„
Im Hafen von Buenos Ayres auf . .	154	„
Zusammen . . .	5093	Köpfe.

Eisenbahnen und Telegraphen in Japan.

Das Inselreich des Sonnenaufganges wird mehr und mehr in die Strömung der Civilisation hineingezogen, und seit der durchgreifenden Umwandlung im Staatswesen, über welche wir jüngst berichtet haben, nehmen die Dinge einen raschen Fortgang. Ein kaiserliches Decret erlaubt nun den Fremden, Grund und Boden zu erwerben, und im April sind bereits Verkäufe darüber abgeschlossen worden. Sodann werden besondere Lehranstalten für den Unterricht in fremden Sprachen gegründet; außerdem sind die Lehrgänge an der Kriegs- und an der Navigationsschule eröffnet worden; der Zudrang ist groß, namentlich von Seiten junger Edelleute und Söhnen von Daimios.

Ueber den Bau von Eisenbahnen hat der englische Ministerresident in Yeddo, Parkes, mit der japanischen Regierung eingehende Verhandlungen gepflogen, und sie hat begriffen, welchen Nutzen für den Verkehr die Schienenwege haben müssen. Japan ist ohne große schiffbare Ströme und die Verbindung zwischen den einzelnen Landestheilen, so weit es sich nicht um die Küstenstädte handelt, nur langsam. Yeddo und Kialo, die beiden Hauptstädte, sind durch die sehr gut unterhaltene große Reichsstraße miteinander verbunden, aber der Güterexport nimmt doch etwa vierzehn Tage in Anspruch. Die Regierung entschloß sich, eine Eisenbahn zwischen beiden Städten zu bauen, betonte aber, daß sie im Augenblicke die erforderlichen Gelder nicht verfügbar habe. Aber ein Engländer, H. N. Lay, erbot sich, ihr zunächst eine Million Pfund Sterling zu leihen, als Sicherheit dafür sollen die Bahnlinie und die Zolleinnahmen gelten. Die Regierung war einverstanden, und Lay ging nach England, um das Geld zu beschaffen und die Ingenieure anzuwerben. Den Bau besorgt die japanische Regierung unter Lay's Leitung; alle Pläne ꝛc. müssen die ausdrückliche Billigung derselben haben, bevor sie ausgeführt werden. (— Der Bau hat im Juni begonnen. —)

Die altconservative Partei hat anfangs starke Opposition gegen eine, wie sie wähnt, verderbliche Neuerung gemacht; die Regierung hat sich jedoch nicht irre machen lassen, und schon im

Mai ist der Oberingenieur Morel in Japan angekommen; er hat sofort mit der Vermessung der Strecke zwischen Yeddo und Yokohama begonnen. Zwischen diesen Städten arbeitet auch ein Telegraph, welcher anfangs mit Mißtrauen betrachtet wurde, als ein Werk der schwarzen Kunst und der Missionsproselytenmacherei. Aber jetzt begreift man den Nutzen, und der Draht wird auch von den Japanern so ausgiebig benutzt, daß einer nicht mehr ausreicht. Man wird nun die wichtigsten Städte des Reiches durch Telegraphen in Verbindung bringen.

Die Handelsstraße von Indien nach Ostturkestan. Vor Kurzem wurde in unserer Zeitschrift die Mißregierung des Radscha von Kaschmir geschildert; es scheint, als ob jetzt die indische Regierung Ernst mache, diesem Halbvasallen einige Vernunft beizubringen. Lord Mayo, der Vicekönig, entbot den Radscha nach Sillote und gab ihm dort am 2. Mai eine Audienz. Vorher war ihm zu Gemüthe geführt worden, daß die Engländer ihm nicht ferner erlauben würden, den Durchzugshandel durch sein Land irgendwie zu belästigen oder zu beschweren; die Passage nach Ostturkestan müsse frei sein, auch auf dem neuen Handelswege, welcher über den (von Hayward begangenen und für vortheilhaft erkannten) Tschang-tschemno-Paß führe. Der Radscha mußte einen darauf bezüglichen Vertrag unterzeichnen. — Die Regierung hat den Dr. Cayley abgeschickt, um auf dieser Straße alle nöthigen Vorkehrungen für die demnächst abzufertigende Karawane zu treffen. — Es war dem Radscha unangenehm, daß während seiner Abwesenheit in Sillote eine schlimme Nachricht eintraf, welche Hayward meldete. (Dieser befindet sich wieder auf dem Wege nach der Hochsteppe von Pamir.) Die Landschaften Tschitral und Yassin in Balti, dem sogenannten kleinen Tibet, liegen auf der großen Handelsstraße, die von Peschower nach Yarkend durch das Gebiet des Radscha führt; beide sind seit langer Zeit im Besitz einer Herrscherfamilie, die aus Chorassan gekommen ist und sich von Alexander dem Großen ableitet; die übrigen Häuptlinge in Yassin nahmen dieselbe Abkunft für sich in Anspruch. Nun schreibt der Calcuttaer Correspondent der „Times-Mail“: „Unter diesen Häuptlingen war Gur Rahman Chan der begabteste; er regierte von 1835 bis 1858. Ghulab Singh, dem wir Engländer, schmachvoll genug, das Land und Volk von Kaschmir gegen eine Geldsumme überantwortet hatten, eroberte vertragswidrig Ladakh und Baltistan und verübte auch Feindseligkeiten gegen Gilgit, das zu Yassin gehört; indeß konnten die kaschmirischen Dogras (— Mischlinge —) nicht viel ausrichten, so lange Gur Rahman lebte. Dann aber eroberten sie Gilgit und überfielen 1863 Yassin. Der neue Häuptling, Aman i Mull, entfloh nach Tschitral; Frauen und Kinder fanden Schutz in der Festung Maduri. Diese wurde von den Kaschmirern eingenommen; sie ermordeten 1200 bis 1400 Männer alten Blutes und führten etwa 2000 Leute, zumeist Frauen, in die Sklaverei ab. Ich wage nicht zu erzählen, was sie gegen die letzteren verübt haben. Für dieses scheußliche Blutbad ertheilte der gegenwärtige Radscha von Kaschmir (Ranghir), welcher alljährlich unserer Königin einen Shawl als Tribut zu übersenden hat, seinen Soldaten eine Ehrenmedaille! Herr Hayward verbürgt sich für die Wahrheit alles dessen, was ich hier erzähle; er fügt hinzu, daß die Dogras jetzt wieder einen solchen Raub- und Mordzug nach Yassin vorbereiten. Unsere Regierung hat bisher durch die Finger gesehen, obwohl die Verträge ausdrücklich derartige Eroberungen verbieten. Freilich ihre Hände sind gewissermaßen gebunden in Folge der gemeinsten und schmutzigsten Handlung, welche jemals von unserer Verwaltung verübt worden ist; ich meine, daß sie für drei Viertel Millionen Pfund Sterling seinem Ghulab Sing Kaschmir verkaufte und preisgab. Und doch gehörte diese Summe eigentlich uns, denn Ghulab hatte sie aus dem Staatsschatze von Lahore gestohlen!“ Hayward hat die Flußläufe des Gilgit und des Yassin genau erforscht; er hoffte im Juni die zur Hochsteppe von Pamir führenden Päße überschreiten zu können.

* * *

— Die Reisedauer auf der Eisenbahn zwischen Bombay und Calcutta beträgt 65 Stunden.

— Manitobah ist der Name einer Provinz, welche zur Canadian-Dominion gehört und früher im Besitze der Hudsonsbai-Compagnie sich befand. Sie umfaßt das Gebiet, welches bisher als Red-River-Region bezeichnet wurde. Der Manitobahsee, welchem die Benennung entlehnt ist, liegt nordwestlich vom Fort Garry; in der Mitte derselben erhebt sich eine kleine, gleichnamige Insel, von welcher her man in stillen Nächten eine „geheimnißvolle Stimme“ vernimmt. Kein Odschidwä-Indianer wagte dieses Eiland zu betreten, denn es ist der Aufenthalt Monitobahs, d. h. des sprechenden Gottes. Der geheimnißvolle Ton wird durch das Anschlagen der Wellen an die mit Kieselsteinen besäeten Küsten hervorgebracht; die Steine werden bei Nordwind aneinander getrieben und wenn dergleichen von den Klippen herabfallen, klingt es, als höre man entferntes Glockengeläut.

— Wandertauben in Pennsylvanien. Im März sind dieselben wieder einmal in ungeheurer Menge erschienen. Ein zu Pittsburg erscheinendes Blatt schreibt: „Wälder und Felder in diesem und nach zwei oder drei anderen Counties wimmeln von Millionen von Wandertauben. Vor 20 Jahren war es nichts Ungewöhnliches, ganze Herden dieser Vögel vorüberziehen zu sehen, so dicht, daß sie wie die Pfeile der Perser bei Thermopylä die Sonne verfinsterten, während vor 30 Jahren jene großen Taubenschwärme, die Meilen von Waldungen bedeckten und unter deren Last die Zweige der Bäume zusammenbrachen, unseren Farmern wohlbekannt waren. Später, als die Wälder gelichtet wurden und die Pflugschar ihr Wesen begann, zogen die Tauben westwärts, obgleich man von ihren zahlreichen Schwärmen in Kentucky und Indiana noch immer hört. Dieses Jahr aber scheinen sie zu uns zurückgekehrt zu sein und zwar mit größerer Macht als je seit den letzten 20 Jahren. Und obgleich Tauben für gewöhnlich im Frühjahr nicht gern die Höhen verlassen, sieht man sie diesen Frühling häufig auf alten Mais- und Weizenfeldern, um sich zu nähren und — einen prächtigen Braten abzugeben.“

— Die nachstehende Heirathsanzeige, welche im April in den Zeitungen der Mormonenstadt am Großen Salzsee veröffentlicht wurde, spricht für sich selber:

„Vermählt in Salt Lake City, Utah, am 16. April in Gegenwart der Heiligen, Aeltester Brigham Young mit Mistreß J. R. Martin, mit Miß L. M. Pendergast, Mistreß R. M. Jenidson, Miß Susie P. Cleveland und Miß Emily P. Martin, alle aus Berks County, England, gebürtig.“

So hat Brigham Young, der große Prophet, zu seinen vierzig und etlichen Frauen nach sechs neue „angesiegelt“. Er that es, nachdem einige Tage vorher der von Bundeswegen zum Gouverneur des Territoriums Utah ernannte Gouverneur, Shaffer, in einer zu Corinne gehaltenen Rede nachdrücklich erklärt hatte, daß dem Unfuge der Vielweiberei um jeden Preis ein Ende gemacht werden solle, müsse und werde. Man sieht, welche Antwort der heilige Prophet auf solche Drohungen gegeben hat!

Inhalt: Samuel Baker's Jagdzüge am Atabara und Setit. Mit fünf Abbildungen. (Fortsetzung.) — Die skandinavischen Felsenbilder. Von J. Mestorf. (Mit vier Abbildungen.) — Die Walachen in Griechenland als Räuber und als Hirten. — Die alten Anthropophagen von Chauvour. — Aus allen Erdtheilen: Die lappländische Industrieausstellung zu Tromsö. — Zahl der Deutschen in der argentinischen Republik. — Eisenbahnen und Telegraphen in Japan. — Die Handelsstraße von Indien nach Ostturkestan. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XVII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thaler. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, à 4 Sgr. 1870.

Samuel Baker's Jagdzüge am Atbara und Setit.

III.

Krokodile kommen sowohl im Atbara wie im Setit in großer Menge vor, und die Huartis (Nashornjäger) versäumen es nicht, diesen Amphibien eifrig nachzustellen. Baker war Zeuge, wie sie dabei zu Werke gehen.

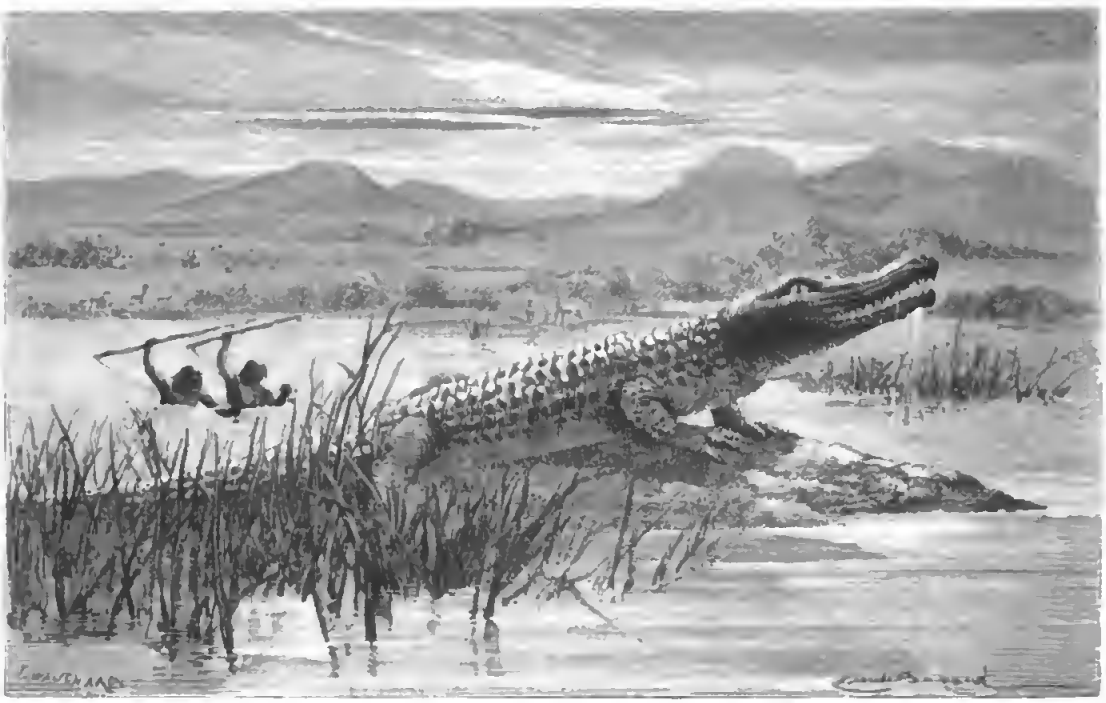
„Ein eisiges Krokodil lag am entgegengesetzten Ufer des Setit auf einer theilweise mit Schilf bewachsenen Sandbank. Die beiden Jäger ermittelten den Wind, gingen eine Strecke weit am Flusse aufwärts und schwammen dann, die Harpune in der Hand haltend, hinüber. Am anderen Ufer wateten sie stromab und erreichten das Schilf, auf dessen anderer Seite das Monstrum auf der Sandbank schlief. Das Wasser reichte ihnen bis fast unter die Arme; das Krokodil bemerkte sie erst, als sie nur noch etwa zehn Schritte von demselben entfernt waren. Sofort wollte es ins Wasser springen, aber in demselben Momente schleuderten die Jäger ihm ihre Harpunen zu. Die eine ragte schief aus den Schuppen hervor, die andere steckte tief in der Haut; das Eisen löste sich vom Bambus ab und hielt fest, während der Ambatschschwimmer auf der Oberfläche blieb und die Richtung bezeichnete, welche das Krokodil unter dem Wasser nahm. Die Jäger schwammen dann zurück und kümmerten sich um andere Krokodile so wenig, wie wir in England beim Baden uns um Hechte kümmern. Sie waren sicher, es noch einige Zeit wiederzufinden, da der Schwimmer seinen Aufenthaltsort verräth."

Das gefräßige Krokodil ist ein schlaues Thier und lauert auch den Vögeln auf. Diese kommen in großer Menge an das Stromufer, wo sie auf den Zweigen der Büsche dicht neben einander sitzen, um durch ihre Schwere diese Zweige bis auf den Wasserspiegel hinabzubeugen und dann rasch trinken zu können. Sie müssen sehr vorsichtig sein, weil nicht bloß Krokodile, sondern auch Fische nach ihnen schnappen, und sie wissen sehr wohl, welchen Gefahren sie ausgesetzt sind. Das Krokodil stellt sich ganz harmlos, bleibt ruhig auf dem Wasser liegen oder schwimmt gemächlich weiter. Nun glauben sich die Vögel sicher und wollen in Ruhe trinken; sie bemerken aber nicht, daß der Feind von der Oberfläche verschwunden ist. Plötzlich erscheint er an der Tränke, sein Rachen kommt aus dem Wasser und schnappt einen mit Vögeln bedeckten Zweig weg.

Beim Fischfange mußte Baker stets vorsichtig sein. Gewöhnlich ging er gegen Abend mit seiner Angelruthe nach einem Wasserloche, und wählte dort zu seinem Standpunkte eine etwas hochgelegene Stelle. Er fing dann Baggars, deren Fleisch sehr gut ist, und auch einige Schildkröten, die gierig an den Köder gehen. Einmal zog er in kurzer Zeit deren drei von 50 bis 90 Pfund aus dem Wasser; sie gehörten zu der Art, welche auch im Nil vorkommt (Trionis nilotica); eine derselben lieferte ihm mehr als hundert Eier und eine gute Suppe; diese hatte einen ziemlich starken Geschmack. „Die Trionis hat einen Kopf, welcher dem einer Schlange gleicht, eine dunkelgrüne, gelbgefleckte Schale und platten Körper; sie kann auf dem Lande sich sehr rasch vorwärts bewegen. Am Nil und dessen Zuflüssen findet man Varietäten von Reptilien und Fischen, die mit einander sehr nahe verwandt sind, und bei welchen man einen Uebergang der einen in die anderen, eine Reihenfolge in der Entwickelung zu erkennen vermag. Da ist ein Fisch, der ein

hartes, knochiges Gehäuse hat aber eine Schale, welche den Kopf einschließt und sich über den halben Körper hin erstreckt; unter den Brustflossen hat er zwei lange, bewegliche Stacheln, auf die er sich, wenn er auf dem Lande ist, hinstellt, als wären sie Beine. Wenn er gefangen worden ist, giebt er einen Ton von sich, welcher an das Miauen einer Katze erinnert; er scheint eine Art von Verwandtschaft mit der Schildkröte zu haben. Der Lepidosiren annectens im Weißen Nil bildet ein Mittelglied zwischen Fisch und Frosch; gewisse Arten von Schlammfischen, welche während der trockenen Jahreszeit in dem von der Sonne ausgedörrten Erdboden am Leben bleiben, und in der Regenzeit wieder zum Vorschein kommen, zeigen eine nahe Verwandtschaft mit Reptilien."

„Etwa dreihundert Schritt vom Lagerplatz entfernt befand sich ein stark betretener Wildwechsel, auf welchem jeden Morgen zwischen sieben und neun viele Thiere zur Tränke kamen. Ich stellte mich manchmal hinter einen Felsen und schoß Antilopen; bevor ich nun den Setit verließ, wollte ich noch einmal an jener Stelle denselben auflauern. Es traf sich, daß an jenem Tage Antilopen und Gazellen verschiedener Art in Menge erschienen und mit ihnen auch zwei Strauße, welche in jener Gegend nicht häufig sind. Als die Thiere zumal von der Tränke zurückkehrten und eilig fortliefen, kamen sie in bequemer Schußweite an meinem Verstecke vorüber. Ich that einen Doppelschuß; mit dem einen Laufe zielte ich nach einer Tetelantilope (Antilope bubalis) und mit dem andern nach einem Strauße. Beide fielen; die Antilope war todt; sie hatte eine Kugel durch den Nacken bekommen; der Strauß jedoch, ein stattliches Männchen, erhielt sich sogleich und lief mit seinem Weibchen rasch fort. Verdrießlich darüber schoß ich eine zweite Antilope nieder und suchte dann etwa eine Stunde lang nach dem Strauße, welchen ich jedoch nicht fand." (S. 372.)



Ein Krokodil wird harpunirt.

Mit großem Behagen erzählt unser Nimrod seine Löwenjagden. Als er am Setit sich eine Hütte (Seriba) gebaut hatte, vernahm er jede Nacht das Gebrüll hungeriger Wüstenkönige; einen so prächtigen Chor von Baßstimmen, sagt er, habe er nie zuvor gehört. Das Dickicht krachte, als die Löwen einen Büffel, welchen Baker am Tage geschossen hatte, unter unablässigem Brüllen durch das Dorngesträuch zu der Stelle schleppten, an welcher sie ihre Mahlzeit halten wollten. Am nächsten Morgen brüllten sie noch; allem Anscheine nach waren sie nicht viel über einhundert Ellen vom Lager entfernt. Baker ging, um ihre Spuren zu suchen, welche er auch bald auffand. „Eine breite Fährte im Sandbette des Flusses führte gerade unter uns am Flußrande an die Stelle, wohin die Löwen den Büffel durch die Büsche geschleppt hatten. Sieben bis acht Schritt von uns lag ein stark benagtes Hintervierteil, und auf der Lichtung war die Losung mehrerer Löwen zerstreut. Wir hatten zwei Leute mit Reservebüchsen bei uns, und ich war überzeugt, daß die Thiere in den dichten Nebeckbüschen steckten, hinter welchen sie wie durch einen Vorhang verhüllt waren. Als wir uns dieser Schutzwand bis auf einige Schritte genähert hatten, hörten wir das Knacken von Knochen, denn die Löwen hielten ihren Schmaus im Versteck, zeigten sich aber nicht, und wir konnten zu keinem Schusse kommen."

In anderen Fällen wurde Baker eben so wenig vom Glücke begünstigt. „Ich war mit meinen Aggadschirs über den Fluß gegangen und in ein Uferdickicht eingedrungen. Als ich jenseit desselben eine mit Gebüschgruppen überstreute Ebene betrat, sah ich auf eine Entfernung von etwa 200 Schritt einen prächtigen Löwen mit gewaltiger Mähne, welcher ruhig über den Sandboden hinschritt. Die Aggadschirs flüsterten: Et Affut, d. h. der Löwe, und zogen instinctmäßig ihre Schwerter. Im Nu galopirten die Pferde über die Ebene, und der Löwe blieb stehen, als er das Klappern der Hufe vernahm. Er hob den Kopf, sah was geschah, sprang davon und wurde von den Jägern in wilder

Aufregung verfolgt. Dieſe kamen ihm, der behend wie eine Katze lief, immer näher. Es war ein ſchöner Anblick; Agghar, eins meiner Roſſe, war ein äußerſt ſchnellfüßiges Pferd, das früher einem Hamranjäger gehört hatte und ſein Handwerk vollkommen verſtand. Es 'galapirte muſterhaft, und ſein langes, ſtetiges Ausgreifen war bequem für Thier und Reiter. Es folgte dem Löwen wie ein Windhund, und lief zwiſchen den zahlreichen Bäumen ſo vorſichtig hindurch, daß es dieſelben gar nicht ſtreifte, und den Weg immer ſo wählte, daß der Reiter unter den Zweigen hindurchkommen konnte. Nach fünf Minuten hatten wir den Löwen über die Ebene und durch mehrere offene Mimoſenſtreifen gejagt; jetzt waren wir ihm bis auf wenige Ellen nahe, und zwei Aggadſchirs wollten ihm eben an die Seite kommen, als er in eine ſteile Schlucht hinabſprang und im Gebüſche verſchwand."

„Die Aggadſchirs waren verdrießlich; ohne die Schlucht hätte der Löwe ihnen nicht entgehen können. Es war ihre Abſicht geweſen, ihm zu beiden Seiten nahe zu kommen; wenn er dann den einen Mann angriff, nahm dieſer die Flucht, während der andere ihm mit dem Schwerte den Rücken durchgehauen hätte. Ein guter Jäger, ſagten ſie, iſt im Stande, einen Löwen durch einen rückwärts geführten Streich abzuwehren, falls derſelbe von hinten angreift, aber ſehr gefährlich iſt die Jagd, wenn der Löwe in einem einzelnen Buſche ſich ſtellt. In einem ſolchen Falle umzingeln die Jäger das Gebüſch und reiten gerade auf ihn los. Sobald er dann gegen einen Mann oder ein Pferd einſpringt, wird er durch das Schwert des nächſten Jägers zu Boden geſtreckt. Wenn es zu einem eigentlichen Kampfe kommt, theilt wohl der Löwe Wunden aus, aber allemal iſt ſein Tod gewiß."

„Die Jagd auf Löwen wurde nun mit Eifer fortgeſetzt und lohnte ſich reichlich. Eines Tages ſchoß ich einen Büffel, den ich im Nebeckgebüſche als Köder liegen ließ. Es wimmelte in jener Gegend am Setit förmlich von Löwen, und am andern Morgen fand ich, wie gehofft, die Spuren. Von dem Büffel war an Ort und Stelle nichts mehr übrig, er war von den Löwen ins Dickicht geſchleppt worden. Ich hatte drei meiner Leute mit Reſervebüchſen bei mir und folgte der Fährte, was ſehr leicht thunlich war, denn ſie bildete in dem verdarrten Gras einen förmlichen Weg. Ich kam bald unter den Wind, kroch langſam und vorſichtig vorwärts und meine Begleiter blieben dicht hinter mir. In höchſter Aufregung lugte ich im Nebeckdickicht umher, den Finger am Drücker, um jeden Augenblick zum Schuſſe bereit zu ſein. So drang ich eine halbe Stunde lang vor, hielt meine Naſe manchmal nahe an die Erde, um Witterung zu bekommen, und erhielt dann auch eine falche, nämlich den Geruch von verweſendem Fleiſche. Als ich ein furchtbares Brüllen in meiner unmittelbaren Nähe vernahm, ſchlug ich an; ich bemerkte zwei Löwen in einer Entfernung von nur wenigen Schritten, auf der andern Seite des Buſches, unter welchen ich gekrochen war. Den Kopf konnte ich des Laubes wegen nicht ſehen, aber die Schulter hätte ich mit meiner Büchſe faſt berühren können. Ich ſchoß genau durch die Mitte der Schulter. Einem zweiten Gebrüll folgte ein Krachen in den Büſchen, denn das Thier machte einen Sprung. Dann wieder Gebrüll; der zweite Löwe nahm nun genau die Stellung des erſten ein, ein mächtiges Thier, mit ſtarker Mähne, auf welches ich mein Auge geheftet hielt. Ich ſtreckte meine Hand nach hinten aus, damit man mir ein Reſervegewehr reiche. Inzwiſchen blieb der Löwe ſtehen, holte ſich mit gehobenem Kopfe Wind und ſchnaberte nach der Witterung des Feindes. Meine Leute ſtanden etwa fünf Schritt hinter mir; ich knirſchte mit den Zähnen und drohte ihnen mit der Fauſt, weil ſie nicht wagten, mir ein Gewehr zu reichen; als ſie es dann thaten, war der Löwe fort. Ich that an jenem Tage das Gelübde, nie wieder eine einläufige Büchſe zu nehmen, wenn ich großem Wilde nachſtelle."

„Wo war der erſte Löwe geblieben? Nach einiger Zeit vernahmen wir in ziemlicher Nähe ein leiſes Heulen. Tahir zog ſein Schwert, hielt den Schild vor und ſuchte nach dem Thiere, das ſich bald durch ein vom Krachen im Dickicht begleitetes Gebrüll verrieth. Der Löwe ſprang etwa zwölf Ellen weiter, ohne daß ich zum Schuſſe kommen konnte. Als ich näher hinanſchlich, ſah ich ein prächtiges Thier zwiſchen verdarrtem und niedergeriſſenem Graſe liegen. Die Löwin, welche die Kugel in die Schulter erhalten hatte, war im Sterben, aber in ihrer grimmigen Wuth biß ſie ſich manchmal in ihre Tatzen und ſchlug und kratzte die Erde; neben ihr war eine Blutlache. Während meine Leute nach ihr mit Erdklößen warfen, um zu ermitteln, ob ſie noch aufſtehen könne, ſtand ich im Anſchlage. Aber ſie konnte nur noch brüllen und röcheln, und ein Schuß in den Kopf machte ihrem Leiden ein Ende." —

„Mehrmals bin ich den Löwen bis in die Höhlen gefolgt, wohin ſie ihre Beute geſchleppt hatten. Ich habe die Ueberzeugung, daß ſie mehr Furcht vor mir hatten, als ich vor ihnen. Gewöhnlich konnte ich nur in nächſter Nähe zu einem faſt allemal ſchwierigen und nicht befriedigenden Schuſſe kommen; manchmal brachte ich ihnen eine tödtliche Wunde bei, und doch ſchleppten ſie ſich dann in undurchdringliches Dickicht. In mondhellen Nächten pflegte ich ihnen mit großer Geduld aufzulauern. Manchmal verſuchte ein kecker Löwe über den Dornzaun zu klettern, welcher um das Lager gezogen war, und einer derſelben mußte ſeine Dreiſtigkeit mit dem Leben büßen. Ich ſpürte ihn in einer Lichtung auf, wo er auf der Erde lag. Als er den Feind durch das Dickicht kommen ſah, ſprang er auf, erhielt aber ſofort aus einer Entfernung von zehn Schritten einen ſichern Schuß. Nachdem er ſich überſchlagen hatte und bevor er wieder auf die Füße kam, wurde ihm noch eine Kugel zugeſandt. Wüthend ſträubte er ſeine zottige Mähne, brüllte, ſperrte den Rachen auf und hätte angreifen mögen, aber das Rückgrat war ihm zerſchmettert und das Hinterviertel ſchleppte auf der Erde. Trotzdem machte er die größten Anſtrengungen, ſtürzte rechts und links nieder, und riß mit ſeinen Tatzen Löcher in die Erde. Als es zu dunkeln begann, war er in einen Buſch gerollt, wo man ihn bis zum nächſten Morgen liegen ließ."

„Schon vor Sonnenaufgang brach ich mit faſt allen meinen Leuten auf und nahm auch ein Kameel mit, weil ich meine Beute unzerſtückelt heimbringen wollte. Ich ritt mein beſtes Pferd, welchem ich, weil es ein ausgezeichneter Renner war, den Namen Tetel (nach der Bubalisantilope, welche von den Arabern ſo bezeichnet wird) gegeben hatte; es kam mir darauf an, die Gelehrigkeit und den Muth dieſes prächtigen Roſſes zu erproben."

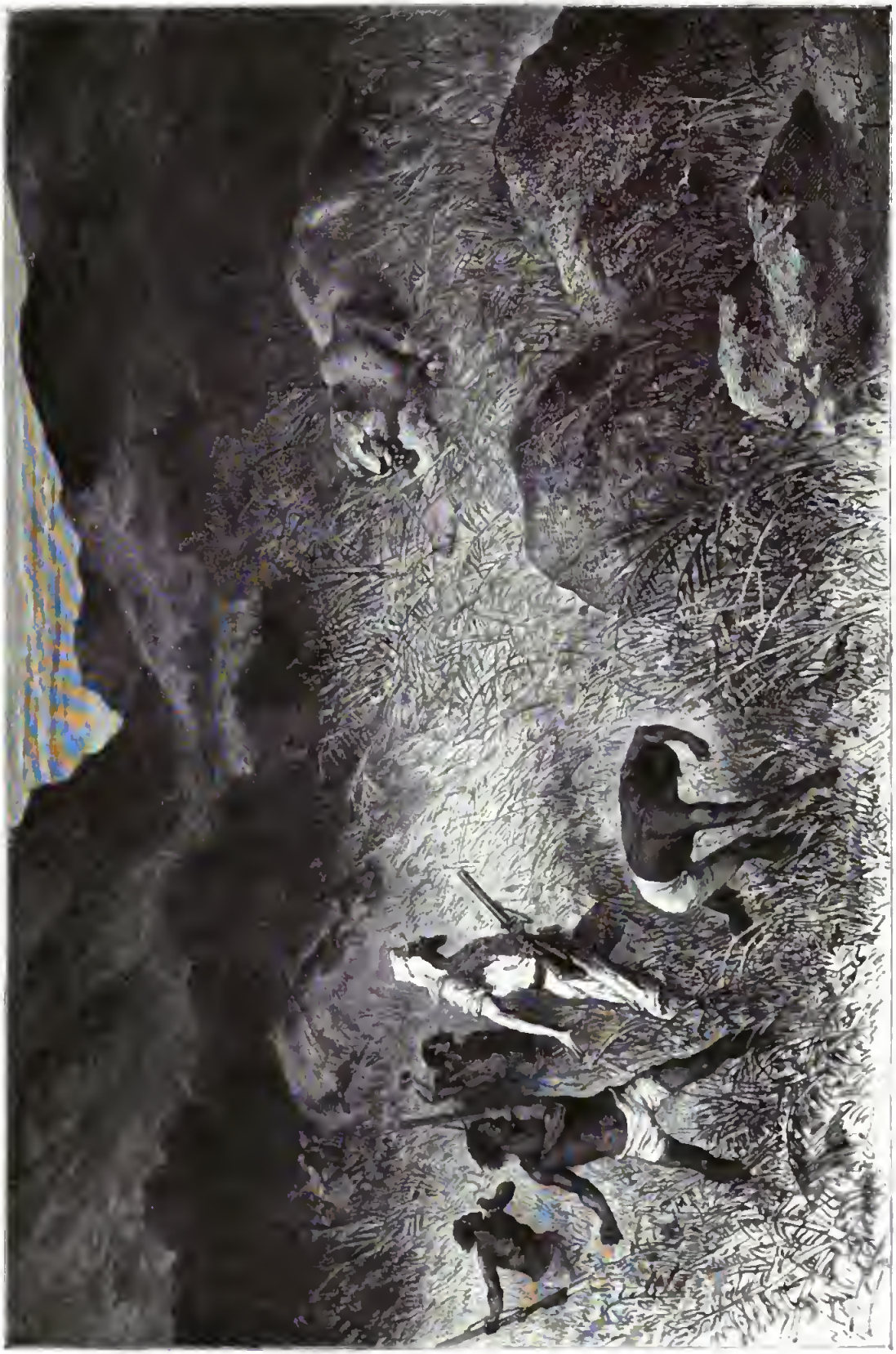
„Der Araber Hadſch Ali, welcher vorausgegangen war, rief plötzlich: „Hier liegt er; er iſt todt!" Als ich mit den übrigen zur Stelle kam, brüllte der Löwe, ſtellte ſich auf die Vorderfüße, richtete die Mähne empor, ſprühete Feuer aus ſeinen Augen und ſchien zum Kampfe herausfordern zu wollen. Der Anblick war ergreifend; das Thier hatte, obwohl völlig gelähmt, den Muth nicht verloren. Als es zuerſt ſein Gebrüll erhob, hatte das Kameel mit ſeinem Reiter ſich gebäumt und das Pferd war zur Seite geſprungen; jetzt hielt ich es im Zügel und ritt dem etwa zwanzig Schritt entfernt liegenden Löwen entgegen. Dieſer brüllte wieder und ſtarrte das Pferd an, welchem ich, freundlich zuredend, Nacken und Hals klopfte und ſtreichelte. Es ſträubte die Mähne, ſchnob, blieb aber tapfer ſtehen und ging, als ich ihm die Seiten leiſe mit dem Fuße berührte, auf den fort-

während brüllenden Löwen zu. Als wir noch etwa ſechs Schritte vom Löwen entfernt waren, hielt ich es an; es ſtand mit bewunderungswürdigem Muthe dem Löwen gegenüber. Beide Thiere hielten die Augen auf einander gerichtet; das eine ſchäumte vor Wuth, das andere war kalt und entſchloſſen. Nun ließ ich die Zügel auf den Nacken fallen, und Tetel verſtand, was das bedeuten ſollte; er wußte, daß ich Feuer geben werde. Ich zielte nach dem Kopfe des verſtümmelten Löwen, ſtreckte ihn todt nieder, ſtieg ab, ſtreichelte das Pferd und beladte es. Dann führte ich es nahe zum Löwen hinan, den ich gleichfalls ſtreichelte; nachher gab ich meine Hand dem Pferde zum riechen. Tetel ſchnaufte ein paarmal, als ich aber die Zügel losließ und ihm völlige Freiheit gab, ſenkte er langſam den Kopf und beroch die Mähne des Löwen. Gleich darauf ging er einige Schritte ſeitwärts und weidete verdorrtes Gras ab. Die Araber waren entzückt über den Muth des Pferdes. Ich meinerſeits wußte wohl, daß der Löwe ungefährlich ſei, aber Tetel war kühn gegen einen Löwen losgegangen, der brüllte, ſeinen Rachen aufſperrte und zum Sprunge bereit zu ſein ſchien. Nun hatten wir ein Kameel, welchem wir die Augen verbanden; wir ließen es niederknien, und es bedurfte der vereinigten Anſtrengung von acht Mann, um den Löwen aufzuladen. Ein ſolcher wird, wenn er völlig ausgewachſen iſt, gut und gern fünf Centner ſchwer. Im Lager legten wir ihn vor meiner Frau nieder; ihr wurden die Tatzen als eine Trophäe gewidmet, welche als Talisman um den Nacken getragen werden konnte. Die Araber halten große Stücke nicht bloß auf die Pranken, ſondern heben auch die Schnurrhaare der Löwen ſorgfältig auf; ſie werden in ein Lederſäckchen gethan und als Amulet getragen, welches den Inhaber gegen Angriffe wilder Thiere ſicherſtellt."

Von Delladilla ging Baker nach Süden an einen Nebenfluß des Setit, den Rayan; in dieſen mündet der Mai Gadda, ein Khar, d. h. ein Torrent, Regenſtrom, in einer dichtbewaldeten Gegend, in der es von Frankalinhühnern und Antilopen wimmelt. Dort ſchoß er wieder Elephanten, Giraffen, Eber und Büffel; bevor er dann nach Chartum zurückging, wagte er ſich auch noch einmal an das Rhinoceros.

„Als ich mein Pferd Tetel am Zaum an einem Abhange führte, ſah ich zwei Nashörner langſam aus einer Schlucht herauskommen; ſie ſetzten ſich bald in Trab und gingen auf die Weide. Sofort ließ ich einige Pferde aus dem Lager holen und beobachtete inzwiſchen die beiden Thiere, welche ſich bald ins Gras legten, um zu ſchlafen. Als zwei Schweine in ihre Nähe kamen, ſprangen ſie raſch auf und blickten um ſich; dann gingen ſie eine Strecke weit fort, blieben jedoch unterwegs dann und wann ſtehen, um aufmerkſam zu horchen. Auf der Anhöhe hatte ich meinen Tetel an einen Baum gebunden, und eines der Nashörner ging gerade auf das Pferd zu, offenbar in der Abſicht, einen Angriff zu machen. Das Pferd blieb ruhig, weil es den Feind nicht bemerkte. Inzwiſchen lief ich, ſo raſch es mir möglich war, über den felſigen Abhang hinweg, und langte am Fuße des Hügels an, als das Rhinoceros nur noch etwa funfzig Ellen von dem Pferde entfernt war, welches jetzt erſt die Gefahr bemerkte. Das Nashorn war bisher nur langſam gegangen: jetzt ſenkte es den Kopf und rannte in vollem Laufe gegen das Pferd los. Ich ſchoß, fehlte, aber die Kugel warf dem Monſtrum Steine und Sand ins Geſicht; ſie war gerade vor ſeiner Naſe in den Sand geſchlagen. In demſelben Augenblicke bäumte das Pferd, zerriß den Zügel und ſprengte in der Richtung des Lagers hinweg, während das Rhinoceros, durch den Knall erſchreckt und wohl auch von Sand und Felsſplittern einigermaßen geblendet, den Kopf emporwarf und darhin trabte, von wo es gekommen war. Es ſtürmte an dem Buſche vorüber, in welchen ich mich geſtellt hatte. Ich gab Feuer: es richtete den Schweif empor, ſtürzte einige Schritte vorwärts,

Flucht der Steinböcke und Antilopen von einer Tränke.



Eine verendende Löwin.

Digitized by Google

rannte dann mehrmals im Kreis umher, machte Halt, taumelte ein paar hundert Ellen weit fort und legte sich nieder. Nun kam sein Gefährte zu ihm hinan: mit diesem ging es langsam unten am Hügel hin, und beide verschwanden hinter denselben. Bald nachher meldete der Araber Hassan, daß das eine todt am Boden liege, das andere in der Nähe stehe. Als ich zu diesem herauritt, blieb es stehen; es erhielt einen Schuß genau auf das Blatt und lag zappelnd am Boden. Aber es war nur für den Augenblick gelähmt und lief bald in vollem Galop davon. Es wurde verfolgt, drehete sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit um und griff an; doch Reiter und Roß entgingen ihm vermittelst einer raschen Wendung und nahmen ihrerseits die Jagd wieder auf. Endlich stand es schwerathmend still und bekam wieder zwei Schüsse. Nun stürzte es nieder, reckte krampfhaft die Beine und starb augenblicklich."

„Die Sonne," sagt Baker, „glühete wie ein feuriger Ofen. Ich ritt nach meinem Lager zurück, um Leute und Kameele zu schicken, welche Häute und Fleisch holen sollten. Als ich an dem zuerst erlegten Rhinoceros vorbeikam, waren schon ganze Schwärme von Geiern um dasselbe versammelt, und fortwährend fanden sich neue Schaaren ein. Bereits waren die Augen ausgehackt und aus der Wunde an der Schulter Fleischstücke herausgezerrt worden, aber der zähen Haut hatten sie mit ihren Schnäbeln noch nichts anhaben können. Einige Maraboutstörche warteten ruhig zu; sie wollten gleichsam als Todtengräber thätig sein, wenn für sie die rechte Zeit gekommen war."

„Häufig ist die Frage aufgeworfen worden, ob der Geier durch die Schärfe seines Geruches oder seines Gesichtes die Beute wittere. Ich habe diese Vögel aufmerksam und viel beobachtet, und bin der Ansicht, daß allerdings der Geruch sehr scharf ist, daß aber alle Raubvögel ihre Nahrung vermittelst der ungemeinen Sehkraft finden. Ein Geier, der blind wird,

Verfolgung eines Rhinoceros.

müßte verhungern, aber ein sehender Geier würde seine Nahrung finden, wenn man ihm z. B. die Nasslöcher mit einem fremden Stoffe verstopfte. Der Geruch ist in der Nähe der Oberfläche des Bodens allemal am stärksten; deswegen wittern Hyänen, Löwen und andere Raubthiere unter dem Winde ein Aas aus weiter Ferne, aber nicht, wenn sie selbst in dessen Nähe über dem Winde sind. Die Aaskrähe hält sich deshalb dem Boden so nahe als möglich, sie bildet aber unter den Raubvögeln eine Ausnahme. Man erstaunt, wenn man beobachtet, wie nach dem Tode eines Thieres plötzlich Geier erscheinen, obwohl wenige Minuten vorher kein einziger Vogel in der wolkenlosen Luft sichtbar gewesen war. Ich legte mich oftmals, nachdem ich ein Thier geschossen hatte, unter einen Busch, um zu beobachten, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Vögel sich einfanden."

„Zuerst erschien die schwarzweiße Krähe; sie sucht ihre Nahrung sehr fleißig auf, und man sieht ihrer viele auf Bäumen und Felsen. Sie verläßt sich stark auf ihren Geruchssinn, hält aber zugleich aufmerksame Umschau mit ihren scharfen Augen. Dann stellt sich der Bussard ein, nach ihm der kleine Geier mit rothem Kopfe, der große Geier mit nacktem Halse und der Marabut, der zuweilen vom Adjutanten begleitet ist. Ich versteckte manchmal ein todtes Thier unter einem dichten Busche, und die Geier fanden dasselbe niemals, wenn sie nicht Zeuge seines Todes gewesen waren. In letzterm Falle aber kamen sie schon aus der hohen Luft herabgesaust, während man noch mit dem Beestecken des erlegten Thieres beschäftigt war, wo sie es dann durch ihren Geruch entdeckten. Ein Wild, das in acht bis zehn Fuß hohem Grase getödtet wird, finden sie selten, selbst Elephanten und Büffel nicht. Geier und Marabuts steigen bis in ungeheure Höhen empor. Ich nehme an, daß es in der Luft regelmäßige Schichten für verschiedene Raubthiere giebt, welche, in ihrer ungemessenen Höhe dem menschlichen Auge unsichtbar, beständig mit ausgebreiteten Flügeln schweben und die Welt unter ihnen mit Fernrohrkraft überspähen. In so großen

Höhen befinden ſie ſich in kalter Luft und bedürfen des Waſſers nicht, aber einige Vögel, z. B. der Marabutſtorch und der Buſſard, die lange Zeit über dürre Wüſten dahinfliegen, haben Waſſerſäcke; der erſtere trägt außen unter der Kehle einen kleinen Beutel, bei dem letztern ſitzt der Sack inwendig; beide Behälter ſind mit Waſſer gefüllt. Da die eben genannten Raubvögel ſtets in regelmäßiger Reihenfolge erſcheinen, ſo iſt wohl der Schluß gerechtfertigt, daß ſie aus verſchiedenen Fernen oder Höhen kommen."

„Von den letzteren herab überſchauen ſie ungeheure Räume; für Menſchen ſind ſie von der Erde aus unſichtbar, ſie ſelber aber ſehen einander bei ihrem beſtändigen Kreiſen. Ein Vogel bemerkt einen Gegenſtand auf der Erde; er ſchießt aus hoher Luft plötzlich herab, und ſofort thun andere Geier ein Gleiches. Sobald ein Thier von den Jägern abgehäutet wird, lockt das rothe Blut ſofort den Geier an. Ich legte mich der Beobachtung wegen oftmals auf den Rücken und blickte in die blaue, völlig wolkenloſe Luft. Anfangs war kein Vogel zu ſehen, aber wenn die Haut eines Thieres kaum halb abgezogen war, erſchienen am Himmel Punkte, die raſch an Größe zunahmen. Aus Bäumen und Büſchen hörte ich das Gekrächz der Raben, und dann kamen auch die Buſſarde, um Klumpen geronnenen Blutes vom Boden wegzuſchnappen. Inzwiſchen entpuppten ſich jene Punkte als beflügelte Geſchöpfe, und bald hörte ich hinter mir ein Rauſchen wie von einem Wirbelwinde. Ein rothköpfiger Geier flog heftig auf das blutige Mahl herab, und ihm folgte ein ganzer Schwarm anderer. Nun ſah man in der Luft bis zu den fernſten blauen Tiefen ſchwarze Punkte; ſie bewegten ſich von allen Strichen der Windroſe herbei. Zuletzt bildet ſich ein Kranz von Geiern, die in weiten Kreiſen umherſchweben, und die noch zaudern, ſich herabzulaſſen. Dann wagt es der große kahlhalſige Geier. Die Jäger haben inzwiſchen das Thier abgehäutet und das beſte Fleiſch mit ſich genommen; aus einer Entfernung von etwa hundert Schritten beobachten ſie dann, was geſchieht. Nun ſtürzen die Vögel über das her, was vom Thiere noch übrig iſt. Der große Geier ſpielt eine Hauptrolle, und vor ihm weichen die anderen, bis der Abu Sia, d. h. der Vater des Schnabels oder der Zähne, nämlich der Marabut, erſcheint. Seine langen, häßlichen Beine hängen unter den ungeheuern Flügeln herab und berühren den Boden. Er ſtelzt ſelbſtbewußt durch den Haufen, bohrt ſich mit dem langen Schnabel einen Weg durch die gierigen Geier und nimmt ſich den Löwenantheil des Mahles, obwohl er zuletzt gekommen iſt."

Die Red-River-Colonie und der Aufſtand der Miſchlinge.

Von **H. Klarbach***).

Das jetzt durch den Aufſtand gegen die canadiſche Regierung bekannter gewordene Red-River-Territorium (— nun Manitoba genannt —) beſteht aus einer ausgedehnten Prairie im Oſten der Felſengebirge und im Norden des amerikaniſchen Staates Minneſota. Urſprünglich — und theilweiſe noch jetzt — die Heimath zahlloſer Büffelherden, war es nur mit wenigen Forts der Nordweſt-Pelzcompagnie beſetzt, die einſt als mächtige Nebenbuhlerin der Hudſonsbai-Compagnie auftrat. Im Jahre 1813 faßte der wohlthätige und menſchenfreundliche Earl of Selkirk, ein ſchottiſcher Edelmann, den Plan, hier arme Schotten und Engländer anzuſiedeln, und obgleich er von Seiten der Pelzhändler dabei auf Widerſtand ſtieß, ſo war er doch nicht der Mann, welcher ſich dadurch von ſeinem Vorhaben abſchrecken ließ. Nach vielen Nöthen und Gefahren, welche er ſelbſt, gleich der jungen Niederlaſſung, zu beſtehen hatte, gelangte er auch zu ſeinem Ziele, und die Colonie, welche der Sammelpunkt der penſionirten Beamten der Hudſonsbai-Compagnie wurde, gedieh vortrefflich.

Die Hauptmaſſe der Bevölkerung beſteht jetzt aus Miſchlingen von Europäern und Indianern, denn nur wenige weiße Frauen waren eingewandert, und die Coloniſten behalfen ſich gleich von Anfang an mit indianiſchen Squaws. Unter den Weißen findet man Franzoſen, Engländer, Schotten, Canadier und Amerikaner; dieſe Nationalitäten, zumal die drei erſteren, als die urſprünglich angeſeſſenen, überwiegen, Canadier und Amerikaner haben ſich erſt ſpäter nach der Red-River-Colonie gezogen. Die meiſten Franzoſen nahmen ihren Wohnſitz zwiſchen Pembina — dem amerikaniſchen Grenzorte — und Fort Gorry, zu beiden Seiten des Red-River, doch auch an dem Nebenfluſſe Aſſiniboin, namentlich an der Nordſeite deſſelben bis in die Gegend der White Horſe Plains, auf halbem Wege zwiſchen Fort Garry und Portage la Prairie; endlich ſitzen Franzoſen am Winipeg-See und gegen den Manitoba-See hin. Die ſchottiſchen Niederlaſſungen dehnen ſich von Winipegtown 7 bis 8 Miles dem Red-River entlang aus; die indianiſchen vom untern Fort Garry bis zum Winipeg-See. Es iſt dieſes eine ſogenannte Reſerve der Salteaux-Indianer (— Sauteux, Aſſiniboias —), die ihre nomadiſirende Lebensweiſe aufgegeben und einigermaßen civiliſirte Gewohnheiten angenommen haben. Einige unter ihnen beſitzen hübſche Häuſer und wohlbeſtellte Felder. Die ganze Bevölkerung ſchätze ich auf 12,000 bis 14,000 Seelen; doch iſt es ſchwer, die genaue Anzahl anzugeben, da ein großer Theil der Bewohner ſtets auf Jagdpartien oder Handelsexpeditionen abweſend iſt.

Die franzöſiſchen Miſchlinge, Abkömmlinge niedercanadiſcher Voyageurs, die beim Pelzhandel einſt eine bedeutende Rolle ſpielten, ſind die zahlreichſten. Auf ſie folgen die Schotten, die meiſt von den Orkney-Inſeln einwanderten; dann die Canadier, welche ihre Formen um Portage la Prairie herum haben. Die Amerikaner ſind nicht ſehr zahlreich, doch meiſtentheils in recht guten Verhältniſſen. Miſchlinge ſind von allen dieſen weißen Vätern und indianiſchen Frauen vorhanden. Schon ſeit mehreren Generationen heirathen ſie unter einander und haben ſo in der That einer neuen Nation das Daſein gegeben. Die jungen Männer ſind ſchöne, kräftige Leute, doch außerordentlich der Ausſchweifung ergeben; daß ſie die Laſter ihrer beiderſeitigen Eltern in ſich vereinigt haben ſollen, konnte ich nicht finden. Es giebt ſchlechte und gute unter ihnen und — wenn richtig er-

*) Der in London lebende Herr Verfaſſer hat vier Jahre (bis 1867) in der Red-River-Colonie zugebracht, deren Verhältniſſe er genau kennt. Vergleiche auch „Globus" XI, S. 69.

zogen — entwickeln sie bedeutende Fähigkeiten. Leicht und schnell begreifen sie in der Jugend, doch ist ihr Fortschritt in späterer Zeit ein geringerer. Fast Alle, welche gegenwärtig an der Spitze des Aufstandes stehen, haben Indianerblut in ihren Adern. Man findet unter ihnen Advocaten, Aerzte und Geistliche. Da die Mischung nun schon seit einem halben Jahrhundert vor sich geht und die neu ankommenden Weißen mit Vorliebe statt reiner Indianerinnen Mischlinge sich zu Frauen wählten, so herrscht in letzteren schon das weiße Blut vor, und in der That läßt sich bei vielen das indianische Ingrediens nur noch schwach erkennen. Aber fast immer, und selbst in der ersten Kreuzung, ist der „Halfbreed" ein hübscher Mensch; namentlich jene von französischen Vätern würden vor den Augen der Europäer Gnade finden. Aber sie verblühen ungemein rasch, und mit 30 Jahren ist Alles bei ihnen vorüber. Dann tritt ein häßliches squawartiges Aussehen bei ihnen hervor, und der indianische Typus kommt mit Macht zum Vorschein.

Stets heiter, zu Vergnügungen aufgelegt, ein Liebhaber hübscher Kleidung, allen Lebensgenüssen ergeben, ist der Bois brulé oder Burnt stump, wie man im Red-River auch sagt, wenig zu ernster Thätigkeit geeignet. Hat er genug für sich und seine Familie, vor Allem für die in höchster Achtung stehende Frau Schwiegermutter, verdient, dann wirft er sich aufs Pferd und reitet zu den Nachbaren, seinem Vergnügen nach. Der Franzose ist bei weitem mehr Jäger als Farmer und stolz auf eine indianische Verwandtschaft; er cultivirt förmlich den Umgang mit den benachbarten Häuptlingen. Der schottische Mischling dagegen liebt es, eine gute Erziehung zu erhalten, er liest Bücher und zieht den Feldbau dem Jägerleben vor. So spiegeln sich die Eigenschaften der romanischen und germanischen Race auch in diesen Mischlingen wieder.

Doch haben auch viele Franzosen hübsche Formen; aber es fällt ihnen nicht ein, eher an die Ernte zu denken, bevor sie nicht einige Wochen auf der Büffeljagd zugebracht haben. Im Winter drängen sich bei ihnen Bälle und Gesellschaften. Ihr ganzes Dasein hat einen ungemein leichtlebigen Anstrich, es ist ein ewiger Wechsel von Jagen, Tanzen, Fechten und Heirathen. Als ich noch am Red-River war, ereignete es sich, daß ein Voyageur von der Moose-Factorei an der Hudsonsbai — über tausend Miles von der Colonie entfernt — mitten im Winter auf Schneeschuhen erschien, bloß um zu fragen, ob ein hübsches Fräulein, das er früher einmal auf der Durchreise kennen gelernt, ihn heirathen wolle. Allein die Schöne wollte nicht; er stieß ein paar Flüche gegen das weibliche Geschlecht aus, schnallte seine langen Schneeschuhe wieder an, pfiff ein Voyageurliedchen und eilte sofort heim. Das war echt französisch.

Viele der Schotten und Engländer sind von weit beständigerm Charakter als die Franzosen. Sie thun sich auch etwas auf ihr reines Blut zu gute — wenn es nämlich vorhanden —, gleich den spanischen Creolen. Deutsche lebten zu meiner Zeit kaum ein Dutzend aus den verschiedensten Vaterländern am Red-River; wenig zahlreich waren auch die Schweden und Norweger. Eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft spielen die Beamten der ehemaligen Hudsonsbai-Compagnie; sie sind tonangebend.

Das Klima am Red-River ist gesund; das Wetter meistens schön. Der Winter beginnt erst im November und endet im März oder April. Wenn die Kälte einmal eingesetzt hat, dann fällt bis zum Frühling weder Thau noch Regen. Daher ist der Winter dort gesünder als in Deutschland oder England. Der Frühling ist auch dort lieblich und schön; der Sommer nicht zu heiß. Aber die herrlichste Jahreszeit am Red-River ist der Herbst. Ich bin fest überzeugt, daß dort einst eine starke Bevölkerung sich ansiedeln und das Land zu hoher Blüthe bringen wird. Obgleich der Boden an einzelnen Stellen leicht ist, so herrscht doch der gute, schwere Farmboden vor, der statt der jetzt 14,000 Seelen einige Millionen Menschen nähren könnte. Die Arbeitstheilung ist am Red-River noch ein unbekanntes Ding. Die rohen Feldwagen werden selbst von den Farmern gefertigt, und zu den Rädern nimmt man einfach eine Scheibe, den vollständigen Durchschnitt eines Baumes. Der Farmer ist sein eigener Schmied, Stellmacher und Zimmermann. Wie reich der Boden im Allgemeinen ist, das erkennt man schon an dem Wachsthum der wilden Vegetation. An einigen Orten bedecken die verwilderten Erbsen, die bis drei Fuß hoch wachsen, weit und breit die Ebene. Sie dienen als Viehfutter. Einmal acclimatisirte Pferde unterhalten sich im Winter im Freien selbst. Die Mischlinge und Canadier denken gar nicht daran, Heuvorräthe zu sammeln. Der Ackerbau wird im Allgemeinen sehr primitiv betrieben; aber Weizen, Gerste, Kartoffeln und Hülsenfrüchte gedeihen vorzüglich. Kohle ist massenhaft vorhanden, und Gold wird in wenigstens lohnender Menge am untern Saskatschewan gewaschen. Holz hat man zur Genüge, wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe. Doch kann es bei dem Reichthum an Gewässern sehr leicht aus dem reichbewaldeten westlichen Striche zugeführt werden. Die Eröffnung des Verkehrs nach Westen hin thut überhaupt der Colonie Noth. Mit guten Wegen, die jedenfalls die Zukunft bringt, wird das Land am Red-River bald zu schöner Blüthe gedeihen.

Noch immer ist der Pelzhandel von Bedeutung, und fast Jedermann beschäftigt sich damit. Baar Geld ist außerordentlich wenig in der Colonie vorhanden, und die Farmer, welche ihr überschüssiges Getreide an die Magazine der Hudsonsbai-Compagnie verkauften, welche von hier aus ihre Forts und Handelsposten mit Lebensmitteln versah, wurden in Gesellschaftsnoten bezahlt. Durch die Verfrachtung dieser Lebensmittel nach den fernen Forts verdienen sich die Ansiedler gleichfalls bedeutende Summen. Die meisten Pelze, die in St. Paul, Minnesota, auf den Markt kommen, stammen vom Red-River. Sie werden dort von Indianern angebracht, welche sie gegen Pulver, Blei, Decken u. s. w. austauschen. Man nimmt an, daß im weitern Bereiche der Colonie jährlich 150,000 Büffel noch immer getödtet werden. Nur die Häute, die Zungen und einige gute Fleischstücke werden benutzt; Talg und alles Andere geht verloren. Es fehlt eben an Verbindungsstraßen.

Was die Regierungsverhältnisse anbelangt, so war die Hudsonsbai-Compagnie Alleinherrscherin, und dem alten Regime hängen die Colonisten auch heute noch fanatisch an. Jeder Beamte wurde von der Compagnie ernannt, und die allgemeinen Angelegenheiten wurden von einer Körperschaft verwaltet, welche „Council of Assiniboin" hieß. Denn Assinibain war bislang der officielle, aber wenig gebräuchliche Name der Colonie. Die Compagnie unterhielt leidlich gute Schulen und ernannte Geistliche verschiedener Confessionen, auch einen protestantischen und katholischen Bischof. Die Zahl der Katholiken überwiegt, doch habe ich niemals etwas von religiösen Streitigkeiten oder Eifersüchteleien vernommen. Das Gesetz wurde von einem Recorder überwacht, den gleichfalls die Compagnie ernannte; die niedrigeren Verwaltungsposten vergab der Council. Auch von einer Literatur, aber von einer sehr winzigen, kann ich berichten. Es erscheinen einige Almanache und ein paar Volksbücher. Die Presse war zur Zeit meiner Anwesenheit durch ein alle vierzehn Tage erscheinendes Blatt „The Nor' Wester" vertreten. In der Politik war dies entfernte Product der Journalistik halb britisch, halb amerikanisch, eigentlich aber particulari-

stisch-redriverisch. Schon damals wehte ein Geist des Aufruhrs durch seine Zeilen, der dann später zum Ausbruche kam. Auf die politischen Leitartikel und die vierzehntägige Revue aller Weltereignisse, die manchmal schon recht alt war — je nachdem die Post eintraf —, folgten Ankündigungen. Die französischen Krämer priesen Savon de Paris an, und daneben war eine amtliche Prämie auf Wolfsköpfe ausgesetzt. Der Postbote, welcher mir diesen Moniteur zweimal monatlich in meine etwas abgelegene Farm brachte, war ein echter Mischling mit vorherrschend indianischem Typus. Er trug Mokassins und hatte sein langes, rabenschwarzes Haar mit einem silbernen Bande zusammengebunden. Der „Nor' Wester" ist jetzt eingegangen und durch das revolutionäre Blatt „The new nation" ersetzt. Auch eine Flagge hat die neue Regierung eingeführt, und sie besteht aus den altfranzösischen Lilien und dem irischen Kleeblatt. Das ist bezeichnend.

* * *

Da ich bereits im Herbste 1867 die Colonie verließ, um über St. Paul in Minnesota und Newyork heimzukehren, so kann ich über den Aufstand, der am Red-River noch immer herrscht, nicht aus persönlicher Erfahrung sprechen. Doch glaube ich, daß die nachstehenden Zeilen im Allgemeinen eine richtige Anschauung von demselben geben. Schon als — noch zur Zeit meiner Anwesenheit — am 1. Juli 1867 die Provinzen Ober- und Untercanada, Neuschottland und Neubraunschweig zu einer „Dominion of Canada" mit der Hauptstadt Ottawa vereinigt wurden, begann es zu gähren. Man wußte, daß die Auflösung der Hudsonsbai-Compagnie wahrscheinlich in einem der nächsten Jahre erfolgen solle, und alsdann die Colonie, auf deren Selbständigkeit man so eifersüchtig war, auch dem großen Ganzen zugeschlagen werden mußte. Alle Strömungen der Neuzeit waren an den Colonisten fast spurlos vorübergegangen; sie waren die alten Hinterwäldler geblieben, die nichts von Reformen wissen wollten, tief im Aberglauben steckten und jede Gemeinsamkeit mit ihren entfernten canadischen Mitbürgern haßten. Der Verkauf der Hudsonsbai-Länder fand statt. Man wird sich erinnern, daß der Kaufschilling 300,000 Pf. St. betrug und daß die Legislatur von Canada ihre Einwilligung zu der Vereinigung der ehemaligen Hudsonsbai-Länder mit der Dominion gab. Was man gefürchtet, war zur That geworden. Zunächst erhoben sich die von den ehemaligen Compagniebeamten, welche sich zurückgesetzt sahen, aufgestachelten französischen Mischlinge. Vorspiegelungen von hohen Steuern (genau wie unsere socialdemokratischen Agitatoren es machen) wirkten gewaltig, und der zur Beschwichtigung der Aufregung aus Canada abgesandte Gouverneur M'Dougall fand sich gleich bei seiner Ankunft (December 1869) in einer übeln Lage und lediglich auf die Unterstützung einiger Weißen angewiesen. Da er von Fort Garry, dem Hauptposten der Colonie, am Einflusse des Assiniboin in den Red-River, bis zu dem amerikanischen Orte Pembina 25 deutsche Meilen hatte, und von da bis Canada, wo er neue Instructionen holen sollte, eine ganz gewaltige Entfernung war, so versuchte er durch einen kühnen Streich auf eigene Gefahr hin den Aufstand zu bemeistern. Er sandte den Capitän Dennis zu den benachbarten Indianerstämmen, um ihre Hülfe gegen die Rebellen zu gewinnen. Aber unter den Indianern befanden sich zahlreiche Verwandte der Colonisten, welche letzteren die Pläne sofort verriethen. Nun erhoben sich auch die schottischen und englischen Mischlinge, bemächtigten sich der einzelnen Posten und jagten M'Dougall und seinen Anhang über die Grenze nach Pembina; andere wurden in Fort Garry, das der Sitz der provisorischen Regierung war, gefangen gesetzt. Das Fort besteht aus einem Viereck von Steinwällen und ist an jeder Ecke mit einem runden Thurme flankirt. Im Innern befinden sich mehrere starke Blockhäuser, die Residenz des Gouverneurs, das Gefängniß und die Pelzwaarenniederlage; dort auch lagern die übrigen Handels-, Pulver- und Waffenvorräthe, die vollauf genügten, um die Aufständischen zu bewehren. Die provisorische Regierung wurde nun förmlich organisirt. Zum Präsidenten wählte man John Spence, zum Präsidentschaftssecretär und General den Franzosen Louis Riel, einen unternehmenden, äußerst energischen Mann. Das dritte Mitglied der provisorischen Regierung war der amerikanische Irländer Donahue. Dieses Triumvirat erließ an die „Bewohner von Rupertsland" eine Proclamation, in welcher gegen jede Unterwerfung unter die canadische Regierung protestirt wurde. Noch aber sprach man eine Unabhängigkeitserklärung nicht aus; diese erfolgte erst später, als nämlich die Schotten und Engländer aus reinem Blute den Terrorismus der französischen Mischlinge nicht mehr dulden wollten und eine Gegenrevolution versuchten. Allein sie drangen nicht durch, viele von ihnen wurden gefangen gesetzt und die französische Halbkaste behielt von nun an die Oberhand. Man wählte „Volksvertreter", erließ Gesetze und übte die aus 500 Mann bestehende „Armee" ein.

Die Regierung der Vereinigten Staaten verhielt sich der Sache gegenüber eben so ruhig, wie sie der Insurrection auf Cuba zusah. Aber in den Köpfen vieler Yankees spukte es gewaltig und in Newyork entstand eine „Annexations-Liga", welche die Revolution am Red-River unterstützen wollte, um auf diesem Wege ganz Britisch-Nordamerika an die Union zu bringen. Auch die Irländer rührten sich. Einer der Ihrigen saß ohnehin in der Regierung am Red-River, der neue Feniereinfall nach Canada wurde „geheimnißvoll" vorbereitet, und eine „Combination der Action" im Osten, mit jener am Red-River im Westen, schien gar nicht so übel. Viele Irländer zogen zu den Rebellen in Fort Garry; durch sie wurde das katholische Element daselbst noch mehr verstärkt, und die vereinigte altfranzösische und irische Flagge (die Lilie und das Kleeblatt) wurden das Symbol der „neuen Nation" *).

So sehr man sich am Red-River auch unüberwindlich glaubte, man sah doch ein, daß man auf irgend eine Weise mit der Regierung Canadas unterhandeln müsse. Das geschah auch, und zwei Abgesandte Riel's gingen nach Ottawa, wo sie die Anerkennung der „Unabhängigkeit" verlangten.

*) Die „Times-Mail" vom 24. Juni erörtert in einem Leitartikel den gegenwärtigen Stand der Red-River-Angelegenheit. Canada sei bereits ein „Mutterland" geworden und empfinde, obwohl die Dominion kaum drei Jahre alt sei, schon die Verlegenheiten, welche das englische Mutterland mit seinen Colonien so häufig erfahren habe. Es seien schon Separatisten und Rebellen da, welche über Tyrannei schreien und mit Krieg drohen; auch habe man sich bereits zu einem Compromiß herbeilassen müssen. Das letztere sei ganz wohlgethan, denn formell genommen habe die Uebertragung des Gebietes noch nicht stattgefunden und der Kaufschilling sei noch nicht erlegt (was erst im Juni geschehen ist). Die Sache werde hoffentlich zu einem friedlichen Austrage kommen; es habe allen Anschein dazu, trotz der Fenier. Die bewaffnete Expedition bestehe aus 1200 canadischen Freiwilligen und englischen Soldaten; das canadische Parlament hat den Bewohnern der „Provinz Manitaba" mancherlei Zugeständnisse gemacht und ihre Besorgnisse vor Druck und Willkür beschwichtigt. Die Weißen werden ihr Unterstützung angedeihen lassen und bei Zunahme der Einwanderung, welche sicherlich nicht ausbleibt, wird das Mischlingselement überflügelt werden.

Wir wollen hinzufügen, daß in der Mitte des Juni in Minnesota die Ansicht vorwaltete, daß Riel sich entschlossen habe, der englisch-canadischen Expedition Widerstand zu leisten; andererseits würden die Indianer, aus Haß gegen Riel und die amerikanischen Fenier, welche sich ihm angeschlossen, mit den Canadiern gemeinschaftliche Sache machen. Red.

Gleichzeitig aber erfuhr man, daß Riel das Haupt der conſervativen Partei, Scott, in Fort Garry habe hinrichten laſſen. Nun ging ein Sturm des Unwillens durch ganz Canada, und die Haffnungen auf einen friedlichen Vergleich ſchwanden mehr und mehr. Die britiſche Regierung ſah ein, daß ſie energiſcher vorgehen müſſe, und beſchloß, mit bewaffneter Hand Frieden herzuſtellen. Eine militäriſche Expedition, an deren Spitze Oberſt Wolesley ſteht, ſetzte ſich im Mai dieſes Jahres in Bewegung, und ihr wird es wohl gelingen, die Miſchlinge zu unterwerfen, wenn dieſe nicht bei Zeiten es noch vorziehen ſollten, einen friedlichen Ausgleich zu bewerkſtelligen.

Lebensweiſe und Urſprung der Tasmanier.

Nach J. Bonwick.

r. d. Erſt vor Kurzem („Globus“ XVI, 289 ff.) haben wir nach Bonwick den Nekrolog der Tasmanier geſchrieben. Ermuntert durch die günſtige Aufnahme, welche das Buch The last of the Tasmanians gefunden, hat derſelbe Autor jetzt ein neues Werk herausgegeben, welches als eine Ergänzung des erſtern anzuſehen iſt und ſich ausführlich mit der Lebensweiſe und dem Urſprunge des nun untergegangenen Volks beſchäftigt*). Sein langer Aufenthalt auf der Inſel, das rege Intereſſe, welches er an deren Eingebarenen nahm, dann officielle Quellen, welche ihm zu Gebote ſtanden, befähigten ihn vorzüglich, auch über die Sitten und Gebräuche der Tasmanier zu ſchreiben, die nun in ihm einen vorzüglichen Biographen gefunden haben. Das Buch iſt ein werthvolles Quellenwerk für den Ethnographen; es beſchäftigt ſich mit den phyſiſchen, geiſtigen und ſocialen Verhältniſſen jenes Volkes, das in ſo vieler Beziehung eigenthümlich, ja einzig daſtand.

Solche Weiße, die lange und recht intim mit uncultivirten, autochthonen Racen in Berührung kamen, ſind gewöhnlich geneigt, über deren geiſtigen und moraliſchen Zuſtand im Allgemeinen ein günſtigeres Urtheil zu fällen als jene, welche nur flüchtig und vorübergehend unter jenen lebten. Auch Bonwick's fortgeſetzter Umgang mit den Tasmaniern führt zu einem günſtigen Urtheil, im Gegenſatz zu jenen, welche in den Schwarzen nicht viel mehr als aufrechtgehende Affen, oder ſchwatzende Thiere zu erkennen glaubten. Die Fähigkeiten der Tasmanier, ſagt Bonwick, waren mehr imitativer als inventiver Natur; doch, inſoweit die engen Bedingungen ihres Daſeins in Frage kamen, genügten ſie für die gewöhnlichen Bedürfniſſe ihrer einfachen Exiſtenz. Wie Bonwick in dem Capitel über die Sprache nachweiſt, war dieſe keineswegs roh und ungefüge, im Gegentheil, ſie zeigte ſogar grammatiſche Schönheiten und methodiſche Beugungen. Nur der Zahlenſinn und das Zahlwort waren, wie bei vielen anderen tief ſtehenden Racen, ſehr mangelhaft entwickelt; aber in Bezug auf naturwiſſenſchaftliche Anſchauung und techniſche Geſchicklichkeit zeigten die Tasmanier eine bemerkenswerthe Intelligenz und Erfahrung. Wo Waſſerfluthen oder Hinderniſſe des Bodens den weißen Reiſenden zu verderben drohten, wo er hülflos daſtand, da rettete ihn die Geſchicklichkeit und Erfahrung ſeines tasmaniſchen Führers. In phyſiſcher und oft auch in moraliſcher Beziehung ſchienen die ſchwarzen Knaben und Mädchen der Waiſenſchule von Hobart Town oft über den Kindern europäiſcher Eltern zu ſtehen. Niemals zeigten ſie ſich blutdürſtig oder grauſam; ſie waren anfangs ſcheu und zurückhaltend und kamen erſt ſpäter den Beſuchern mit kindlichem und liebenswürdigem Benehmen entgegen, ſo lange ſie nicht verhetzt und zur Rachſucht angeſtachelt waren. Dem gegenüber werden ſie aber in einem Briefe von Dr. Jeanneret, dem ehemaligen Superintendenten van Flinders Island, als „unſtät und vorſatzlos“ geſchildert.

In Bezug auf das Verhältniß der Geſchlechter zu einander wird den Tasmaniern das beſte Zeugniß ausgeſtellt, und auch die Familienanhänglichkeit war unter ihnen ſehr ſtark entwickelt, wie ein ganz iſolirt daſtehender Gebrauch, der mit der Erinnerung an die Verſtorbenen zuſammenhängt, beweiſt. Sie tragen nämlich einen Knochen in einem um den Hals gehängten Täſchchen auf der Bruſt, um ſtets ſich deſſen, von dem der Knochen ſtammt, in Liebe zu erinnern. Als Capitän Bateman funfzig Tasmanier nach einer neuen Station überzuführen hatte, bekam er zu ſeinem Erſtaunen gleichzeitig eine Ladung Menſchenſchädel und Menſchenknochen mit an Bord. Der Häuptling Manalagana hatte den Kieferknochen eines verſtorbenen Freundes auf der Bruſt hängen. „Als Munga, der ſchwarze Führer, im Jahre 1830 plötzlich mit einer herumziehenden Geſellſchaft zu dem Orte gelangte, wo ein Blutbad unter ſeinem Volke ſtattgefunden hatte, wurde er ganz angegriffen. Doch als einige der rohen Buſchleute die Knochen umherzuſchleudern begannen, bekam er einen Ohnmachtsanfall, der Zeugniß van ſeiner gewaltigen innern Erregung ablegte. Vier Tage lang verweigerte er nun alle Nahrung und war im höchſten Grade melancholiſch.“ Mit einer ſo feinfühligen moraliſchen Faſer, einem ſo weichen Gemüthe verſehen, war es kein Wunder, daß die Tasmanier raſch dahinſchwanden, als die rohen Weißen vom Feſtlande oder die nichtswürdigen Auswürflinge europäiſcher Zuchthäuſer auf ihrer Inſel einrückten.

In dem Capitel „Künſte und Manufacturen“ berichtet uns Bonwick das Wenige, was ſich über die Fertigkeiten und Arbeiten der Tasmanier ſagen läßt. Es dreht ſich hier faſt nur um die Anfertigung van Waffen durch die Männer, oder van Netze und Körbe durch die Frauen. Die Faſern und der Baſt des Carrijang oder Bindfadenbaumes wurden auf dem bloßen Schenkel in der roheſten Weiſe auf- und abgerollt und ſo ein Faden hergeſtellt. Die Körbe ſtellte man aus den Blättern der Dianella her, nachdem dieſe zuvor über Feuer weich und biegſam gemacht waren. Der feine Knochen aus dem Hinterbeine des Kängeruh diente als Nadel, Ahle oder Pfriemen. Man bewahrte ihn oft in einer kleinen Nadelbüchſe aus hohlem Knochen auf. Die Tasmanier benutzen niemals (wie die Auſtralier und andere Stämme) Hirnſchalen als Trinkbecher; auch kannten ſie das Skalpiren nicht. Ihre Waffen beſtanden einfach aus Holz, das im Feuer gehärtet war, aus Speer und Keule, die jedoch mehr gegen die Kängeruhs als gegen Menſchen angewandt wurden. Man kann ſie keineswegs als ein kriegeriſches Volk

*) Daily life and origin of the Tasmanians. By James Bonwick, F. R. G. S., Author of „The last of the Tasmanians“. London, Sampson Low, Son, and Marston.

bezeichnen. Sie beſaßen nicht die Lieblingswaffen der Auſtralier des Feſtlandes, den Bumerang, die Woummera oder den Wurfſtock u. ſ. w; auch verſahen ſie ihre Speerſpitzen nicht mit ſcharfen Quarzſplittern oder Fiſchgräten. Hämmer aus Quarz, Grünſtein oder Feuerſtein verſtanden ſie jedoch ſchnell und leicht herzuſtellen, indem ſie den Stein in einen geſpaltenen Holzſtiel klemmten oder ihn an einen ſolchen mit Hülfe des Gummis vom Grasbaum (Xanthorrhoea) und Faſern befeſtigten. Auch auf Felſen und Bäumen Tasmaniens hat man rohe Zeichnungen von Thieren, Vögeln und Menſchen gefunden, gleichwie auf dem auſtraliſchen Feſtlande, z. B. auf den Sandſteinen von Sydney-Heads und am Macquarie-Harbour. G. A. Robinſon ſah 1831 an der Weſtküſte der Inſeln Figuren von Frauen und Männern zuſammen mit „merkwürdigen Hieroglyphen“, die den Totems amerikaniſcher Stämme glichen. Einige ſehr rohe Zeichnungen, welche der Commiſſär Browne an einem Baume fand, und die ein Känguruh, die Sonne, den Mond, Schlangen, Männer in einem Boote darſtellen, theilt Bonwick mit. Die Kunſt, mit Holzkohle zu zeichnen, die ein Zeitvertreib der Tasmanier war, führte bei den Stämmen an der Auſterbucht den Namen Makuluna, bei Port Davey im Süden aber Pallapoirena. Das iſt jedenfalls auffällig und eine Ausnahme von der Regel, nach welcher der Sprache der Tasmanier die Bezeichnung für abſtracte und allgemeine Begriffe mangelt.

In Bezug auf die ſprachliche Erforſchung, Grammatik und Vocabularium iſt Bonwick nicht ſo klar und präcis wie in den übrigen Abſchnitten ſeines Buches. Seine Kenntniß iſt hier augenſcheinlich eine nur begrenzte und häufig aus zweiter Hand bezogen. Das vollſtändigſte Vocabularium der tasmaniſchen Sprache iſt unzweifelhaft jenes des Dr. Milligan. Der „Protector“ Robinſon („Globus“ XVI, 343) hat ſehr wenig gethan, um die Kunde der Sprache zu fördern, aber ein eifriger Däne, Jorgen Jorgenſon, ſammelte 400 neue Wörter, die er den 2000 des Dr. Milligan hinzufügte. So hoch beläuft ſich nun der Sprachſchatz. Innerhalb der kleinen Inſel hat man jedoch vier verſchiedene Dialekte zu unterſcheiden vermocht, die indeſſen ſämmtlich Abzweigungen einer Sprache ſind. Die Unterſuchung hat nun ergeben, daß die tasmaniſche Sprache mit den papuaniſchen Sprachen im Allgemeinen verwandt iſt, die ihrerſeits wiederum, nach Logan's Unterſuchungen, ſich den Sprachen der dunklen Aboriginer Indiens anreihen. Schon Norris wies auf die Aehnlichkeit der dravidiſchen und auſtraliſchen Idiome hin. Die Plurale im auſtraliſchen Syſtem, mit welchem das tasmaniſche übereinſtimmt, werden wie im Draviſchen durch Pluralpoſtfixe gebildet; das m des dravidiſchen Plurals allerdings iſt nicht vorhanden, aber es wird durch ein wa vertreten. Die auſtraliſchen Sprachen haben einen beſtimmten Dualis, der gebildet wird durch die dravidiſch-auſtraliſche Pluralpartikel li, le oder bli. Logan unterſcheidet drei Zweige der dravidiſchen Familie: die eigentlichen Dravidas, die Kol und die Auſtralier; zu letzteren gehören als die älteſten die Tasmanier. Jeder dieſer Sprachzweige hat eine unabhängige Entwickelung durchgemacht, und iſt in weit zurückliegender Periode außerordentlich verſchiedenen Einflüſſen unterworfen geweſen, inneren wie äußeren.

Derartige Erörterungen führen naturgemäß zu der Frage nach dem Urſprung der Tasmanier und nach der Erforſchung der geographiſchen Veränderungen, die ſich in ſolchen Nationen offenbaren, welche ſprachlich früher eins waren. Bonwick's geologiſche Studien befähigen ihn, hier ein Wort mitzureden, und er kommt dabei merkwürdigerweiſe und wohl unabhängig zu Ergebniſſen, wie ſie O. Peſchel kürzlich ausgeſprochen.

Die Thatſachen, welche er geſammelt hat, und die durch die Erwägungen der Geologen und Naturforſcher unterſtützt werden, weiſen ſchlagend darauf hin, daß nur eine große Depreſſion des Landes nothwendig war, um die Iſolirung von Neuguinea, Neuſeeland, Tasmania (Madagaskar, Ceylon) und der indiſchen Halbinſel herbeizuführen. Zur Zeit der tertiären oder quaternären Formation verband, nach Bonwick, ein großer ſüdlicher Continent alle dieſe durch den Ocean getrennten Länder, ja, er giebt an, daß dieſer ſich mit faſt gleicher Wahrſcheinlichkeit in öſtlicher Richtung über das heutige Polyneſien hinweg nach Südamerika hin erſtreckte. Dieſe Anſicht ſtimmt überein mit jener Huxley's, daß die Auſtraloiden- und Negraidengruppen ſeiner ethnographiſchen Nomenclatur ſchon vorhanden waren, als ein Land zwiſchen Auſtralien und dem Dekan einerſeits und zwiſchen Südafrika, der malayiſchen Halbinſel und Neuguinea andererſeits exiſtirte. Tiefenmeſſungen haben ergeben, daß dieſer Anſicht nichts entgegenſteht. Hooker hat vom botaniſchen Standpunkte aus die große Verwandtſchaft nachgewieſen, welche zwiſchen Neuſeeland, Neuholland, Südafrika, Tasmanien und Südamerika beſteht, und die ſich in einzelnen Fällen bis zu 30 Procent gemeinſamer Gewächſe beläuft*). Bonwick bringt den Vogel Rackh auf Madagaskar und die dort gefundenen Rieſeneier mit dem Moa (Dinornis) Neuſeelands in Zuſammenhang; allerdings eine Zuſammenſtellung, die ſehr an Dunkelheiten leidet. Das allmälige Sinken der Nordoſtküſte Auſtraliens iſt durch Jukes nachgewieſen worden; an gewiſſen Punkten aber iſt die Küſte im Steigen begriffen. Ein Riff in der Rivalibai, Südauſtralien, das Flinders 1802 nur ſieben engliſche Meilen lang fand, iſt jetzt vierzehn lang. Lacepèdebai hat die Hälfte ihrer Tiefe verloren, ſeit ſie von der franzöſiſchen Expedition vermeſſen wurde. Wie hier in kleinen und kurzen Zeiträumen die Hebungen zu beobachten ſind, ſo iſt vor Tauſenden von Jahren die gegentheilige Wirkung, die Senkung ganzer Continente, anzunehmen. Ethnologiſche Aehnlichkeiten, mit ſprachlichen combinirt, vervollſtändigen die Beweiskette, daß die gleiche Race, von der die Bergbewohner Indiens und die Tasmanier Abzweigungen ſind, einſt über einen nun untergegangenen Continent dahinſchweifte, der ſich entlang dem Aequator hinerſtreckte, noch ehe der bengaliſche Tiger aufgetreten war.

Nach Bonwick ſtimmt der Aberglaube der ſchwarzen Tasmanier mit jenem der dunkelen indiſchen Autochthonen überein. Wir wollen darauf keinen allzu großen Werth legen; wichtiger aber erſcheint, daß nach Bonwick der Ackerbau und ſelbſt die Viehzucht hier wie da fehlen; ſelbſt der Hund war dem Tasmanier unbekannt. „Sein Gebrauch von nur kleinen Feuern in einem Lande, das ſo reich an Brennholz iſt, erſcheint nicht ſonderbar. Aber mußte dieſes nicht der Fall ſein, da die Tasmanier aus einer wärmern Region, die weniger reich an Wäldern war, kamen?“ Auch auf dieſe Aeußerung legen

*) Was Tasmanien betrifft, ſo iſt hier der Unterſchied noch weit geringfügiger: „Auſtralien bietet uns das Beiſpiel eines Gebietes, deſſen innerſtes in der Inſel Tasmania, welche, nur durch die ſeichte Baßſtraße (mittlere Tiefe 210 Pariſer Fuß) getrennt, nichts anderes iſt als eine Halbinſel, deren unterſeeiſchen Zuſammenhang uns das Meer zu verheimlichen ſucht. Die Trennung Auſtraliens von dem auſtraliſchen Hauptkörper muß übrigens in einer geßßern geologiſchen Vergangenheit erfolgt ſein. Zwar iſt Tasmanien in Bezug auf ſeine Pflanzenwelt, wie Dr. Hooker uns belehrt hat, vollſtändig auſtraliſch; ſie würde kaum anders ſein, wenn Tasmanien noch immer ſtatt der Baßſtraße einen Ländercuſammenhang mit der Südoſtecke Auſtraliens beſäße. Der Thierwelt Tasmaniens fehlt es dagegen an Vollſtändigkeit, um mit der auſtraliſchen übereinzuſtimmen, ſo daß alſo die Baßſtraße den trockenen Zuſammenhang früher unterbrach, ehe die heutige Thierwelt Auſtraliens vollzählig vorhanden war.“ Peſchel, Neue Probleme. S. 26.

wir kennen großen Werth, auch ſie erſcheint uns nicht als ein Beweis ehemaligen Zuſammenhanges. Weit einleuchtender kommt uns dieſes vor: da die Eingeborenen, allem Anſchein nach auch in anderen Beziehungen, niemals einen Fortſchritt machten, ſo iſt es wohl richtig, anzunehmen, daß ihre Gewohnheiten beim Feuermachen noch die allererſten, urſprünglichſten waren und geblieben ſind. Höchſt wahrſcheinlich haben wir auf Tasmanien den Typus eines Urmenſchen ſtereotypirt und auch ausſterben geſehen. „Es exiſtirt der Beweis, daß eine Race, die urſprünglich über den auſtraliſchen Continent verbreitet war, durch allmälige Einfälle von dem heutigen Neuguinea und Neucaledonien vertrieben wurde, um auf Vandiemensland Zuflucht und Schutz zu ſuchen. Sie befanden ſich auf ihren urſprünglichen Jagdgründen, als ihr Land mit Neuſeeland im Oſten und mit Victoria im Norden verbunden wurde, als die Andamanenbewohner und kraushaarigen Stämme der malayiſchen Halbinſel und Indiens ihre gegenwärtigen Wohnſitze erreichten. Vor gewaltigeren Feinden ſich zurückziehend, während die Erde hinter ihnen faul, hielten ſie endlich inne an der ſüdlichſten Spitze des ehemaligen großen Continents, wo der Ocean ihren Schritten ein Ziel ſetzte. Jene letzte Station, die Inſel Tasmonio, wurde ihr Grab. Nach Jahrhunderten eines rohen und unwiſſenden, aber milden und für Wilde vergleichsweiſe friedfertigen Lebens ſchwanden ſie dahin und gingen ſie unter, nachdem über wenige Generationen das zermalmende Regiment des Weißen dahingegangen.“ Peſchel hat für ſolche „Naturvölker“ den bezeichnenden Ausdruck „belebte Faſſilien“ erfunden. Wer den nähern Beweis für das Vorhandenſein, für die ehemalige große Ausdehnung des auſtraliſchen Continents, ſeinen Zuſammenhang mit Neuguinea, Neucaledonien und Neuſeeland haben will, der findet ihn in den „Neuen Problemen“ deſſelben Autors. Allerdings ſind dort ſogar die Mocquarie-Inſeln als der ſüdlichſte Punkt angenommen.

Aberglauben der Küſten- und Inſelbewohner Dalmatiens.

Vom **Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.**

Während im Innern von Dalmatien der ſerbiſche Volksſtamm in urſprünglicher Reinheit des nationalen Typus herrſcht, haben ſich die Bewohner der Inſeln und der Küſtenſtädte vielfach mit Italienern vermiſcht. Daher finden wir auch im Reich des Aberglaubens manche Geſtalten und Bräuche, welche die Morlaken, die Bewohner des Innern, nicht kennen.

So iſt zwar der gefürchtete Vampyr, der Vukodlak der Seelen, überall heimiſch, aber an der Küſte tritt er unter mehreren Namen auf, indem man z. B. bei Ragusa den Denac oder Orlo vom Vukodlak unterſcheidet. Böſe Leute oder ſolche, unter deren Leiche irgend welche Thiere hingelaufen ſind, verwandeln ſich in den Denac; Flucher, Geizhälſe oder andere laſterhafte Menſchen aber werden nach ihrem Tode zum Vukodlak oder Orko, wenn man nicht die Vorſicht gebraucht, den Leichnam mit einem Weißdornpfahl zu durchbohren, oder dem ſoeben Verſtorbenen die Sehnen an den Füßen zu durchſchneiden.

Auf der Inſel Meleda glaubt man, daß Perſonen, die ſich während ihres Lebens nicht geſcheut, an Feſttagen zu arbeiten, nach ihrem Tode als Orlo umgehen müſſen, und fürchtet beſonders den Fall, wo ein männlicher und ein weiblicher Orko zugleich in einem Dorfe erſcheinen, indem dann die Bevölkerung deſſelben gänzlich zu Grunde geht. Um dieſe Gefahr zu vermeiden, ſchneidet man daher Allen, die im Rufe ſtehen, ſehr fleißig zu ſein, bei ihrem Tode die Sehnen an den Füßen durch.

Der Name des Orko weiſt entſchieden auf italieniſchen Urſprung hin, obgleich das Weſen deſſelben verſchieden von dem der Spukgeſtalt iſt, die in Italien eine ſo große Rolle ſpielt.

Der Glaube an Hexen oder Viſtice (erfahrene Frauen, von vest, geſchickt, erfahren) iſt noch allgemein verbreitet. Nach der Meinung der Ragusaner entdeckt man ſie, wenn man unter eine Kirchthürſchwelle eine Nähnadel mit dem Oehr nach außen legt, und auf der Inſel Leſina zündet man des Abends vor St. Johanni (24. Juni) und St. Petri (29. Juni) Feuer an, um ſie zu vertreiben. Auch bei Ragusa muß am Johannisabend, wenn die Feuer angezündet ſind, zuerſt ein alter Mann aus dem Orte über die Flammen ſpringen und dabei die Hexen verwünſchen, die in dieſer Nacht am thätigſten ſind. Dann erſt wagen es die jungen Leute, wie an den Abenden vor St. Vitus (15. Juni), vor St. Elias (20. Juli) und Peter und Paul (29. Juni), die Freudenſprünge zu thun, bei denen ſie, das Haar mit Blumen oder Kränzen geſchmückt, mit den Worten: U ima Boga i svetoga Vita (Petra) za . . . (im Namen Gottes und des heiligen Vitus [Peter, Elias] für den oder die N. N.) zu Ehren einer geliebten oder geſchätzten Perſon über das Feuer ſpringen. Viele legen ſich aus Furcht vor den Hexen die ganze Nacht über nicht ſchlafen, während man anderswo annimmt, daß mit dem Ave Mario alle Geiſter verſchwinden.

In den Borghi von Spalato greifen die männlichen Bewohner, ſobald ein Unwetter droht, zu ihren Schußwaffen, um, wie ſie ſagen, auf die Hexen Jagd zu machen, laden die Gewehre mit kleinen Kugeln von geweihtem Wachs, ſtellen ſich an verſchiedenen Plätzen ins Freie hin und ſchießen auf die Blitze. Bei jedem Schuſſe, den ſie gethan, glauben ſie, eine Hexe getroffen zu haben, und ertrinkt oder ſtirbt gar Tags darauf zufällig irgend ein altes Weib, das ſeiner Häßlichkeit wegen im Verdacht ſtand, eine Hexe zu ſein, ſo ſchreiben ſie es ernſthaft ihrer Geſchicklichkeit zu, das Ziel nicht verfehlt zu haben. Beſonders eifrig ſind ſie bei Gewittern vor der Ernte, wo ſie auf dieſe Weiſe Hagelſchläge abzuwenden hoffen.

Das Auge einer Hexe iſt nicht nur den Thieren, ſondern auch den Menſchen ſchädlich, insbeſondere den Kindern, welchen die Hexen das Blut ausſaugen und das Herz verzehren ſollen. Wird daher ein Säugling aus irgend einer Urſache krank oder magerer, ſo ſucht die Mutter fogleich in ihrem Gedächtniß herum, an welchem Tage ſie mit dem Kinde auf dem Arme von dem Blicke einer boshaften Alten überraſcht worden ſein könnte, und erinnert ſie ſich eines ſolchen Vorfalles, ſo iſt ſie ſicher überzeugt, daß es kein Mittel giebt, das Kind am Leben zu erhalten.

Bei Ragusa pflegt man der Kuh, welche gekalbt hat,

eine rothe Schleife an den Schwanz zu binden, damit die Augen der Ankommenden dadurch angezogen und verhindert werden, zuerſt aufs Kaid zu fallen.

Als Hauptverſammlungsort aller Hexen gilt Klek, wo ſie an jedem Freitag und Sonntag des Neumondes zuſammenkommen, um ihre Feſte abzuhalten. Die ganze Gegend hallt dann wieder von ihrem Lärm, und wenn man on dieſen Abenden ein großes Licht erblickt, das in die Luft fliegt, ſo weiß man, daß eine Hexe auf einem Beſen oder einem ihrer Feinde reitet, den ſie dazu genommen, und der für ſein ganzes Leben etwas davon trägt. Sobald ein Wanderer das ſieht, muß er ſich verſtecken, um nicht von der Hexe entdeckt und gezwungen zu werden, die Fahrt nach Klek mitzumachen.

Die Vilen, jene den Südſlaven ausſchließlich angehörenden poetiſchen Weſen der Geiſterwelt, fehlen notürtich weder ouf der Küſte, noch auf den Inſeln, und die Sagen, welche von ihnen handeln, bilden den Hauptbeſtandtheil der geſammten Volkserzählungen.

Auch die Mora, die Mahr oder der Alp der Deutſchen, the nightmare der Engländer, ängſtigt die Bewohner der Inſeln und Küſte nicht minder, als die des Gebirges. Nur glauben die Erſteren, daß bloß junge Mädchen ſich in eine Mora verwandeln können, während aus Verheiratheten Hexen und Zauberer werden.

Eine ihrem Weſen nach nicht ſlaviſche, ſondern romaniſche Geiſtergeſtalt iſt die weiße Frau von Canoſa an der Primonje, welche wäſcht, aber nie ſpricht, und ſobald ſie angeredet wird, ihr Waſchbrett wegwirft und durch das Waſſer läuft.

Dagegen iſt der Mittogsgeiſt (podne roga), welcher namentlich bei Raguſa ſein Weſen treibt und den Kindern als Schreckbild vorgehalten wird, damit ſie nicht in der glühenden Mittagshitze herumlaufen ſollen, auch unter den Nordſlaven bekannt.

Irrlichter ſind die Geiſter ungetauft geſtorbener Kinder. Wo dieſe begraben worden ſind, ſieht man die Irrlichter tanzen und ſpielen. Sie werden an der Küſte bei Raguſa tintilino (in Bosnien tintinelli) genannt, haben Zwerggeſtalt, ſind rothgekleidet und thun Alles, wos man will, wenn man ihnen ihre rothen Mützen nimmt und ſie wiederzugeben verſpricht. Beſonders häufig kann man ſie in Sledi über Ombla überroſchen, wo neben einem Quell unter Erlen ein großer Steintiſch ſteht.

Mit dem Häubchen geborene Kinder ſind Glückskinder; iſt aber die Haut, welche ſie immer bei ſich tragen müſſen, röthlich, ſo taufen ſie nach dem Glauben der Borgheſen Gefahr, einſt Hexen zu werden.

Spricht man in und bei Raguſo vor Kindern von anſteckenden Krankheiten, ſo zupft man ſie am Ohr, während man mit dem Munde zirpt, damit ſie ſie nicht bekommen, und finden fremde Perſonen Kinder wohlausſehend, ſo ſagen die Eltern ſogleich: u dobri cas, zur guten Stunde, oder ne budi urok, unbeſchrien.

Stirbt in den Borghi von Spalato ein Kind unter zwölf Jahren, ſo begeben ſich alle Frauen ous der Verwandtſchaft, Nachbarſchaft und Bekanntſchaft in das Trauerhaus und legen eine kleine Münze unter das Kopfkiſſen. Selbſt die Aermſten borgen ſich dazu, um hingehen zu können. Denn hinzugehen, ohne Geld dazulaſſen, gilt für ſchimpflich. Junge Mädchen, welche verliebt ſind, ſuchen ſich heimlich und ganz allein zu der Bahre des Kindes zu ſchleichen, ſetzen ihm ein Blumenkränzchen auf den Kopf, das ſie mitgebracht haben, und flüſtern ihm, nachdem ſie ſich voller Ehrerbietung und Verehrung vor ihm verneigt, dreimal eine geheime Bitte aus Ohr. Die reine Seele des Kindes ſoll nämlich dieſelbe als Engel zum Throne Gottes tragen, Gnade bei ihm finden und dann im Traume als Freudensbote zurückkehren. Erſcheint nun der Bittenden binnen zwanzig Tagen die Geſtalt des Kindes im Traume, ſo geht ihr Wunſch in Erfüllung; geſchieht dies nicht, ſo iſt alle Hoffnung verloren, und ſie giebt mit ruhiger Reſignation die zukunftsloſe Neigung ihres Herzens auf.

In Raguſa hoffen junge Mädchen auf Erfüllung ihrer geheimſten Wünſche, wenn ſie am Johannisabend Badalj, eine rothblühende Pflanze, ſuchen, es leicht anzünden, halbverkohlt unter das Kopfkiſſen legen und am nächſten Morgen wieder blühend finden. Bleibt die Pflonze aber, wie ſie war, ſo iſt es ein ſchlimmes Zeichen.

Um Näheres über ihren zukünftigen Mann zu erfahren, gießen die jungen Raguſanerinnen an demſelben Abend Blei, oder nehmen nach dem Abendeſſen das Tiſchtuch mit ſammt den Brocken und ſchütteln es ous, während ſie aufmerkſom horchen, was für einen Namen ſie dabei nennen hören.

Auf der Inſel Leſina legen die Mädchen am Johannisabend drei Bohnen, von denen ſie eine ungeſchält laſſen, eine halb und die dritte ganz ſchälen, unter das Kopfkiſſen, und ziehen des Morgens beim Erwachen eine hervor: iſt es die ungeſchälte, ſo bekommen ſie einen reichen, iſt es die geſchälte, einen armen Mann, während die halbgeſchälte einen Monn von mittelmäßigem Einkommen bedeutet.

Andere ſäen on Johanni zu Mittag etwas Korn in einen Topf mit Erde, ſtellen dieſen an einen wenig beſuchten Platz und ſehen om Morgen des St. Peter- und Paulstages (29. Juni) noch, wie die Saat gewachſen. Iſt ſie hoch oder krumm geworden, verkündet ſie Glück und den Ring der Braut; iſt ſie klein geblieben, Unglück.

Die Mädchen on der Boka ſchlagen an Johanni bei dem Mittagsläuten ſchweigend das Weiß von einem friſchen Ei in ein Gefäß mit Waſſer und laſſen es bis zum nächſten Morgen an einem Orte ſtehen, wo es Niemand ſieht. Die Figur, welche dann das Eiweiß gebildet, iſt das Bild des zukünftigen Gatten.

Bei der Trauung muß der Mann mit dem Knie auf dos Kleid der Braut knien, um ſie vor dem böſen Blick zu bewahren, nnd in den Borghi von Spalato ſucht die Braut von ſelbſt dem Bräutigam einen Zipfel ihres Kleides unterzulegen, um nicht kinderlos zu bleiben.

Denn die Borgheſen glauben noch ernſthaft daran, das Vollziehen der Ehe durch geheimnißvolle Mittel verhindern zu können. Wer dies aus Bosheit oder Rache beabſichtigt, begiebt ſich am Trauungstage in die Kirche und knüpft in dem Augenblicke, wa der Bräutigam vor dem Prieſter ſein „Si“ (Ja) ſagen will, einen erſten Knoten in ſein Schnupftuch, oder nimmt während des Trauungsactes einen angezündeten Feuerbrand vom Herde und wirft ihn heimlich ins Meer, feſt überzeugt, daß, ſo lange dieſes verhängnißvolle Stück Holz nicht aufgefiſcht wird, jede Vereinigung der Eheleute unmöglich iſt, während im erſtern Folle ein Mißlingen der Abſicht nur an der Ungeſchicklichkeit des Knotenknüpfers liegen kann.

Will dagegen on der Primorje ein junger Mann die Liebe eines Mädchens gewinnen, das ihn nicht mag, ſo fängt er einen Nachtſchmetterling, legt ihn unter ein Gefäß, ſo daß er bis zum Skelett verweſt, umwickelt dies mit rother Seide und trägt es ſtets bei ſich in der Taſche. Kommt er nun in die Nähe des Mädchens, und gelingt es ihm, daſſelbe mit dem Skelett des Schmetterlings zu berühren, ſo iſt er der Erwiederung ſeiner Liebe ſicher und das Mädchen ihm unterthan.

Erkrankt Jemand, ſo giebt man ihm an vielen Orten drei Tropfen von dem an Epiphania geweihtem ſogenannten „Dreikönigswaſſer“. Unter Bekreuzigung und Gebet ge-

trunken, genügen ſie, die Krankheit zu hemmen. Nur Skrophelkranke werden in den Borghi von Spalata zum Leichnam eines Verſtorbenen geführt, damit ſie die kalte Hand des Todten ergreifen und damit dreimal über den kranken Theil ſtreichen können, indem ſie bei jedem Male die Worte wiederholen: „Nimm und trage es mit Dir.“

Ueberhaupt geben Sterbefälle bei den Borgheſen zu eigenthümlichen Ceremonien Anlaß.

Sobald ſich die Nachricht vom Tode Jemandes verbreitet, verſammeln ſich Verwandte und Bekannte bei dem Leichnam, und zwar häufig in ſolcher Zahl, daß ſchon öftere Male unter ihrem Gewichte die Decke des darunter befindlichen Zimmers einbrach und mehr oder minder viele Perſonen ſchwere Verletzungen davontrugen. Die nächſten Verwandten ſtehen um den Todten herum, und Eine aus der Verwandtſchaft ſtimmt den Trauergeſang an, welchen die Uebrigen mit anhören. Sie erinnert an die Liebe und Güte des Verſtorbenen und giebt dieſem allerlei Aufträge für das andere Leben mit', z. B.: „Grüße meinen Vater, (Bruder), (Mann). Sag' ihm, daß ich, Unglückliche, unter Jammern über ſeinen Verluſt lebe. Erzähle ihm, was in meinem Hauſe geſchehen, ſeitdem er mir genommen wurde,“ und dabei berührt ſie nach einander alle Veränderungen, die in der Familie vorgegangen ſind, ſämmtliche Liebſchaften und Zänkereien, Heirathen und Unglücksfälle u. ſ. w.

Das Begräbniß ſetzt wiederum die ganze Nachbarſchaft und Verwandtſchaft in Bewegung. Es wird in Einem fort geläutet, und beim erſten Glockentone brechen alle beim Leichnam Verſammelten in Seufzer und Wehklagen aus. Sobald aber das Läuten aufhört, hat auch der Schmerz eine Pauſe und macht dem vergnügteſten Schwatzen über alltägliche Dinge Platz. Iſt das Todtenamt in der Kirche beendigt, ſo treten alle Anweſenden an die Bahre, um den Todten zu küſſen und ihm das letzte Lebewohl zu ſagen. Haben ſie ihn auf den Kirchhof begleitet und in der Leichenkammer niedergeſetzt, ſo laufen die Frauen in Maſſe fort auf den Gottesacker, um ſich an den Gräbern der Ihrigen niederzuwerfen. Hier brechen ſie in Aechzen und Weinen aus, improviſiren, wenn ſie begeiſtert genug ſind, Strophen und Ritornellen mit langausgehaltenen Klagetönen zu Ehren des theuern Verſtorbenen, und ſcheinen Alle wie verzweifelt vor Schmerz. Nach einer kurzen Weile nähert ſich aber eine der Zuſchauerinnen der jammernden Freundin, nimmt ſie am Arm und zwingt ſie aufzuſtehen, und dieſen Freundſchaftsdienſt leiſtet wechſelſeitig Eine der Andern. Ja, verzögert ſich etwa zufällig der rettende Arm, ſo ſtehen ſie zwar nicht von ſelber auf, aber enden das Klagelied, aber ſchielen mitten in ihren Trauergeſängen die Umſtehenden ſo erbarmungswürdig an, daß irgend eine mitleidige Seele hineilt, um ſie zu erlöſen, und mit der Stellung hört ſogleich das Klagen auf und das allergewöhnlichſte Geplapper beginnt.

Dieſe Scenen wiederholen ſich auch am Allerſeelentage, wo man mit Lichtern auf den Kirchhof zieht und bei den Meſſen in den Kirchen eine brennende Kerze hält. In Raguſa brennt man auch in den Häuſern von Mittag des 1. bis 3. November, ſo lange das Todtengeläute ſtattfindet, fortwährend Licht, und in Spalata pflegt man das Läuten für die Todten acht Tage lang fortzuſetzen.

Die in Venedig üblichen fare do' morti, Bohnen der Todten, ſind auch in den dalmatiſchen Küſtenſtädten in Brauch, und in Leſina ſagt man am Allerſeelentage bei jedem Beſuche oder Zuſammentreffen mit Bekannten: „Gieb mir etwas für die Todten!“ worauf man Todtenbahnen, Feigen oder dergleichen erhält.

Als Anzeigen eines nahen Todesfalles gilt das Geſchrei der Eulen und das Bellen der Hunde. Legt ein Prieſter bei einem Beſuche ſeinen Hut auf ein Bett, ſo glaubt man in Sebenico, daß derjenige, der im Bette ſchläft, binnen eines Jahres ſterben werde. Sitzen dreizehn Perſonen am Tiſch, ſtirbt ſicherlich diejenige, welche dem Spiegel gegenüber ſitzt.

Bei einer Ausfahrt aufs Meer darf man in Leſina nie buonn fortuna, ſondern nur buonn sorte für gut Glück! ſagen, weil fortuna auch Sturm bedeutet, und die Raguſaner Schiffer fürchten Windſtille aber Sturm, wenn ſie am Lande ein Lied von Marka Kraljevic, dem Königsſohn Marka, ſingen hören.

Wein verſchütten bedeutet Glück, Oel verſchütten Unglück, und ein Tauſendfuß, der über dem Kopfe an der Wand hinläuft, ſoll Briefe bringen, und heißt daher in Ragufa portalettere, Briefträger.

Aus allen Erdtheilen.

Ophir und Tarſchiſch nach Amerika verlegt!

M. Bekanntlich hat der jüdiſche König Salama unter dem Beiſtande der Phönicier in den Häfen am Hintergrunde des Rothen Meeres Schiffe bauen laſſen und ſie nach einem Lande Ophir ausgeſandt, woher ſie ihm Gold, Edelſteine und andere koſtbare Waaren zurückbrachten. Ebenſo wird an anderen Stellen des alten Teſtamentes eines Landes Tarſchiſch erwähnt, aus welchem die Phönicier reiche Handelswaaren hatten; endlich auch eines Landes Parvaim, das Gold lieferte. Man hat natürlich unternommen, die Lage dieſer Localitäten möglichſt genau zu beſtimmen; Ophir hat man gewöhnlich nach Indien verſetzt, während vor Allen Quatremère es nach Oſtafrika verlegt und für Sofala erklärt; Tarſchiſch gilt faſt allgemein für das alte Tarteſſus der claſſiſchen Schriftſteller im ſüdlichen Spanien.

Allein nach einer ſoeben bekannt gemachten neuen Unterſuchung des franzöſiſchen Ingenieurs Duſſroy de Tharan iſt das Alles falſch und Irrthum! Der Mann phantaſirt noch abſpuriger als Braſſeur de Bourbourg und ſogar als Daumer in dem wunderlichſten aller Bücher, dem „Paläorama“. Es iſt Methode in dieſen Tollheiten!

Herr Tharan beginnt ſeine Auseinanderſetzung damit, daß er nachweiſt, es hätten die älteſten Völker, welche die Geſchichte kennt, mit Amerika in der engſten Verbindung geſtanden; dieſe Verbindung ſei ſo eng, daß eigentlich die Amerikaner als die Schöpfer und Urheber der Bildung der alten claſſiſchen Völker zu betrachten ſeien, denn die Aegypter ſeien eine peruaniſche Colonie, die alten Pelasger Griechenlands desgleichen. Wir müſſen den Geſchichtsforſchern die Prüfung dieſer Anſichten und die Art der Beweisführung überlaſſen; die Philologen wird es ohne Zweifel intereſſiren, wenn ſie beiſpielsweiſe erfahren, daß das lateiniſche Wort palus (der Sumpf) aus dem Peruaniſchen ſtamme. Natürlich hätten die Phönicier wie ſpäter die Carthager Südamerika ſehr gut gekannt und ihren Verkehr namentlich nach Südamerika gerichtet, und ſo ſeien denn auch Salomo's Schiffe, auf denen ſich viele Phönicier befunden haben, nicht, wie bisher geglaubt worden iſt, nach Indien, vielmehr um Afrika herum in den Atlantiſchen Ocean nach Süd-

Digitized by Google

omerika gefahren, in den Amozonenstrom eingelaufen und bis an die Abhänge der Cordilleren vorgedrungen, wo sie die in der Bibel erwähnten Waaren eingetauscht haben.

Der Verfasser hat es wohl gemerkt, daß man ihm den Einwurf machen könne, es sei auffallend, eine Flotte, die nach Südamerika bestimmt sei, um Rothen Meere statt am Mittelländischen auszurüsten. Er sucht das dadurch zu erklären, daß Salomo die Eifersucht der handeltreibenden Völker am Mittelländischen Meere nicht habe erwecken wollen, allein das kann sich nur auf die Phönicier beziehen, die doch König Salomo's Bundesgenossen waren, und wirklich nimmt der Verfasser an, daß sich Hiram's phönicische Flotte bei jener Expedition Salama's mit der jüdischen im Atlantischen Ocean vereinigt habe.

Natürlich findet nun Herr Tharon die in der Bibel genannten Localitäten alle im Gebiete des Amozonenstromes wieder und noch mannichfache andere Spuren des Verkehrs der Phönicier und Juden daselbst. Paruaim heißt eigentlich Poruim und bedeutet die beiden Flüsse Poru und Apaparu, welche zwei Zuflüsse des Ucayali sind. Das Wort Ophir hat sich auch im Namen des Flusses Yapura erhalten, und unter Torchisch ist das Thal des obern Marañon verstanden, von seinem Austritt aus dem Gebirge an. Ebenso führt der Fluß Beni einen rein phönicisch jüdischen Namen; der Name Koyori, der frühere des Flusses, den wir Madeira nennen, ist aus zwei hebräischen Worten zusammengesetzt und heißt Floß der Entschlossenheit; das Wort Jutay aber richtiger Hutoy, womit ein Nebenfluß des Amozonenstromes bezeichnet wird, besteht aus einer Verdrehung eines hebräischen Wortes Nuta mit dem amerikanischen Ri, das Fluß bedeutet; der Solimoens, wie man den Amozonenstrom oberhalb der Mündung des Madeira nennt, leitet seinen Namen vom Könige Salamo selbst her u. s. w. Auch die Handelswaaren, welche die Bibel als aus Ophir eingeführt anzieht, finden sich begreiflich mit ihren hebräischen Namen alle in Südamerika, wie das Gold, das Holz algum (Luther's Ebenholz), das Sandelholz, der Vogel toki (der Pfau) und andere; das Elfenbein als Product von Ophir allein erregt Bedenken, da es bekanntlich in Amerika keine Elephanten giebt, allein der Verfasser weiß sich zu helfen, es sei fossiles von urweltlichen Elephantenarten gewesen.

Am Ende seiner Untersuchung kommt Herr Tharon auch auf den Abbé Brasseur de Bourbourg zurück, über den wir in dieser Zeitschrift zu berichten kürzlich Veranlassung gehabt haben; er erklärt dabei, daß er den großen Unterschied wohl kenne, der zwischen seiner bescheidenen Arbeit und den gelehrten Schriften des Abbé bestehe. Er begeht damit ein Unrecht gegen sich; denn die Arbeiten beider Herren stehen auf einer Stufe und sind von ganz gleichem Werth.

Ein russisches Volksmärchen über den Drachen und Nikita, den Gerber.

Wir erhalten aus St. Petersburg von Herrn Dr. G. M. Asher (Professor der Rechte aus Heidelberg), welcher in Rußland Forschungen über die Märchen und Sprüchwörter anstellt, folgendes in Deutschland bisher unbekannte Märchen.

Vor vielen Jahren zeigte sich in der Nähe der Kaiserstadt Kiew ein furchtbarer Drache. Viele Leute aus Kiew schleppte er in seine Höhle; schleppte sie fort und fraß sie. Er entführte auch die Kaiserstochter, fraß sie aber nicht, sondern sperrte sie nur fest, gar fest in seiner Höhle ein. Man hatte der Kaiserstochter von Hause ein kleines Hündchen mitgegeben. Als der Drache auf die Jagd ausflog, schrieb die Kaiserstochter ein Briefchen an Vater und Mutter, band das Briefchen dem Hündchen an und schickte das Hündchen nach Haus. Das Hündchen trug das Briefchen fort und brachte die Antwort zurück.

So schrieben Kaiser und Kaiserin der Kaiserstochter: „Erforsche vom Drachen, wer stärker ist als er." Die Kaiserstochter fing an den Drachen zu fragen, und sie fragte ihn aus. „In Kiew," sagte der Drache, „ist Nikita, der Gerber, der ist stärker als ich." Als der Drache auf die Jagd ausflog, schrieb die Kaiserstochter wieder an Vater und Mutter ein Briefchen: „In Kiew ist Nikita, der Gerber, er allein ist stärker als der Drache. Schicket den Nikita, daß er mich aus der Gefangenschaft erlöse."

Es suchte der Kaiser den Nikita auf; und er mit der Kaiserin ging ihn zu bitten, daß er die Tochter aus der schweren Gefangenschaft erlöse. Eben war der Gerber Nikita dabei, auf einmal zwölf Ochsenhäute zu gerben. Als Nikita den Kaiser sah, fürchtete er sich; dem Nikita zitterten die Hände — und so zerriß er auf einmal die zwölf Häute. Darauf wurde Nikita böse, weil man ihn in Furcht gejagt und ihm Schaden verursacht hatte, und wie sehr auch der Kaiser mit der Kaiserin ihn baten, er ging nicht.

Siehe, da kamen der Kaiser und die Kaiserin auf einen klugen Gedanken: Sie versammelten fünftausend Waisenkindlein — der scheußliche Drache hatte sie alle zu Waisen gemacht — und sandten sie, den Nikita zu bitten, daß er das ganze russische Land von dem furchtbaren Unglück befreie. Der Gerber wurde gerührt beim Anblick der Thränen, und er selbst brach in Thränen aus. Er nahm dreißig Fuder *) Haar, kräuelte sie mit Theer, wickelte sich in den ganzen Haar und ging fort nach der Drachenhöhle. Aber der Drache schloß sich ein, verrammelte sich mit Baumstämmen und ging nicht zu ihm hinaus. „Gehe du lieber auf das freie Feld hinaus, oder ich trage dir deine ganze Höhle auseinander," sagte der Gerber, und fing schon an, die Baumstämme auseinander zu werfen. Wie der Drache sah, daß sein Unglück unvermeidlich und daß es ihm unmöglich war, sich vor Nikita zu bergen, ging er auf das freie Feld hinaus.

Schlugen sie sich lange aber kurze Zeit, gewiß warf Nikita den Drachen zur Erde und wollte ihn erwürgen. Da fing der Drache an den Nikito zu bitten: „Nikitchen, schlage mich nicht todt. Stärker als wir beide ist Niemand auf der Welt; theilen wir die ganze Welt in gleiche Theile; du sollst dann über die eine Hälfte herrschen, ich über die andere."

„Schön," sagte Nikito, „wir müssen aber erst eine Grenze ziehen, damit nachher kein Streit zwischen uns ist." Nikito verfertigte einen dreißig Last **) schweren Pflug, spannte dann den Drachen ein und fing an, von Kiew aus die Grenze zu machen und einen Grenzrain zu ziehen. Die Tiefe des Grenzrains war zwei und eine halbe Elle ***). Nikita führte den Grenzrain bis ganz an das Schwarze Meer, und sagte dann zum Drachen: „Die Erde haben wir getheilt, nun laß uns das Meer theilen, damit auch um das Wasser zwischen uns kein Streit sei." Sie fingen an, das Meer zu theilen. Nikita trieb den Drachen an das Schwarze Meer und hart ertränkte er ihn.

Nachdem er das heilige Werk vollbracht, kehrte Nikita nach Kiew zurück, und fing wieder an Häute zu gerben, und nahm nichts für seine Mühe. Die Kaiserstochter kehrte zu Vater und Mutter zurück.

Nikito's Grenzrain ist, so sagt man, noch hier und da in der Steppe zu sehen. Es ist davon eine ungefähr zwei Ellen hohe Erdbank übrig geblieben. Rings um dieselbe weiden die Bauern, aber den Rain treten sie nicht aus. Sie bewahren ihn als Denkmal des Gerbers Nikito.

*) Im Original 300 Pud (ungefähr 100 Centner).
) Im Original 300 Pud. *) Im Original 2¼ Saschen.

Hitze und Ueberschwemmungen in Australien.

Um Weihnachten und Neujahr litten die Colonien unter einer furchtbaren Hitze, nach langer Dürre; im März wurden sie dagegen von Ueberschwemmungsfluthen heimgesucht. Sie befinden sich bei ihrem excessiven Klima stets zwischen Scylla und Charybdis. In der „Tanunda-Zeitung" vom 14. Januar lesen wir Folgendes:

„Unser größter Feind in Australien ist unbestritten die Dürre, unter der wir mehr und mehr zu leiden haben. Welch ein Paradies wäre z. B. unser Südaustralien, wenn es hinreichende und häufige Regen, Ströme, Flüsse und die Ackerflächen durchrieselnde Bäche hätte, welche das ganze Jahr hindurch ihren

Segen dem Boden wie der Luft darböten! Schöner Gedanke, bei dem uns die trockene Wirklichkeit um so schrecklicher erscheint. Kann uns denn nichts zu einer Verbesserung unseres trockenen Klimas verhelfen! Giebt es keine Macht, welche das köstliche Naß aus den dahineilenden Wolken für unsere dürstenden Felder herabziehen könnte! Es sind das keineswegs thörichte Fragen, sie sind vielmehr durch die Wissenschaft wie durch die Erfahrung mit Ja beantwortet worden. Aber nicht die Klagen über den Mangel an atmosphärischen Niederschlägen allein sind es, die sich jetzt vermehren, sondern auch die Annahmen, daß unser Klima van Jahr zu Jahr trockener werde, die Regenmenge abnehme und die Gefahr nahe liege, daß Australien allmälig in eine Wüste sich verwandle. In Neusüdwales hat sich in Wahrheit die Thatsache herausgestellt, daß die jährliche Regenmenge bedenklich abnimmt. Und darüber ist aach wahl kein Zweifel in den übrigen Colonien."

Ueber die Sommerwärme in Südaustralien bringt die genannte Zeitung die nachstehenden Angaben:

Sommerliches. Herr C. Todd, General-Post- und Drahtmeister (d. h. Telegraphendirectar) hat im Schatten kühler Denkungsart eine Tabelle angefertigt, aus welcher man erfährt, an welchem Tage in jedem der letzten 14 Jahre im Adelaider Observatarium die größte Hitze beobachtet wurde und welches un diesen Tagen dort der höchste Thermometerstand in der Sanne und im Schatten gewesen; für die ersten vier Jahre der Beabachtungsreihe ist jedach nur die höchste Temperatur im Schatten angegeben. Die Tubelle ist folgende:

	In der Sonne.	Im Schatten.
Im Jahre 1857	—	113,0 im December
„ „ 1858	—	116,3 im Januar
„ „ 1859	—	110,5 im Janaar
„ „ 1860	—	113,7 im Jaunar
„ „ 1861	150,3 im März	109,9 im Januur
„ „ 1862	166,0 im Januar	115,0 im Januar
„ „ 1863	169,9 im Februar	110,3 im Februar
„ „ 1864	155,0 im Januar	110,0 im Januar
„ „ 1865	157,0 im Februar	113,5 im November
„ „ 1866	157,0 im Februar	109,5 im Januar
„ „ 1867	155,5 im Januar	113,5 im Januar
„ „ 1868	152,0 im März	110,6 im December
„ „ 1869	160,5 im Navbr.	112,0 im December
„ „ 1870	164,0 im Jumaur	111,8 im Janaar.

Im März öffnete dann in Neusüdwales der Himmel seine Schleusen, aud es strömte unendlicher Regen herab, während Victaria trockenes Wetter hatte. Ein Bericht aus Sydney vam 24. März sugt: „Das Wetter hat sich endlich aufgeklärt. Wir waren auch schon nahe darum, es zu bezweifeln, daß wir die Sonne jemals wieder sehea würden. Vierundzwanzig Tage nach einander hat es geregaet und meistens den größten Theil der Zeit. Der Wind war sehr veränderlich swohl in der Richtung wie in der Stärke, und schloß endlich mit einem furchtbaren Sturm aus Westen. Obgleich in der ersten Zeit dieser Heimsachung der Regen sanft und mit kinierbrechungen fiel, ja wurde es klar, uls der Regen an Heftigkeit junahm, daß das den Ueberschwemmungen ausgesetzte Land aach diesmal bedeckt werden würde."

Sie dauerten bis in den April hinein fart; die Getreidefelder standen in vielen Gegenden unter Wasser; es ging viel Vieh verloren; auf einer einzigen Station am Richmondflusse ertranken etwa 2000 Stück Rindvieh, 660 Stück wurden auf einem zasammengeschwemmten Haufen gefunden.

Die Eisenbahnen in Ostindien. Im Jahre 1868 waren 3945 Miles eröffnet und im Betrieb, 1869 schon 4128. Die Gesamteinnahmen betrugen in jenen Jahren circa 5,145,957 nnd 5,512,916 Pf. St. Die einzelnen Bahnen haben folgende Länge: Die East Indian auf der Hauptlinie 1131 Miles; daza die Dscheppelpare-Linie 223; — Great Indian Peninsula 873; — Eastern Bengal 113; — Bombay und Barada 308; — Madraslinie: Südwest 492, Nordwest 197; — Sindh 106; — Delhi 201; — Aadh 42; — Great Southern 168; — Pendschab 246; — Nellah 28 Miles.

* * *

— Wie kostspielig der moderne Gloire- und Saldatenstaat ist, das ersieht man aus folgenden Ziffern. Während der Verhandlungen über das französische Budget wurde Folgendes nachgewiesen:

Van 1814 bis 1830 betrugen die Staatseinnahmen 14,362,000,000 Francs, die Ausgaben 15,930,000,000; Deficit: 1568,000,000. Durchschnitt des Badgets unter den älteren Bourbonen etwa 1000,000,000.

Von 1830 bis 1847, alsa in 18 Jahren: Einnahmen 21,914,000,000, Ausgaben 22,982,000,000, Durchschnitt im Jahre unter den Orleans 1277,000,000.

Boa 1848 bis 1857: Einnahmen 5991,000,000, Ausgaben 6352,000,000, also 539,000,000 Deficit; Durchschnitt 1585,000,000. Das Kaiserreich warde immer theurer.

Von 1852 bis 1868: Einnahmen 34,672,000,000, Aasgaben 35,272,000,000; Deficit 600,000,000; Durchschnitt 2030,000,000. Dazu für 1869 und 1870 noch 4600,000,000.

Samit kammen für die uchtzehn Jahre des Kaiserreiches vierzigtausend Millionen Ausgaben, im Durchschaitt jährlich zweitausend zweihaadert und zwanzig Miltianen Franes.

— Die australische Diamantencompagnie hatte bis Ende Mal schon 759 Diamanten verkauft.

— Die Auswanderang von Liverpoal aus ist aach im laufenden Jahre sehr stark. Sie hat bis Ende Jani 91,137 Köpfe betragen.

— Die Eisenbahn über den Mant Cenis ist vau der indischen Post via Brindisi seit dem 15. October 1869 regelmäßig benutzt worden und hat nar einmal, des hohea Schneefalles wegen, eine Unterbrechung erfahrea. Auf ihr sind vom 1. November bis 20. Mai 18,896 Fahrgäste befördert worden. Seit der Eröffnung, welche am 15. Juni 1868 stattfand, ist der Dienst vollkommen regelmäßig besargt warden; gegenwärtig sind achtzehn Maschinen in Thätigkeit.

— Admiral n. Wrangell ist am 6. Jani ja Dorpat gestorben. Seine Reise im nordastatischen Palarmeere fällt in die Jahre 1821 bis 1823, seiae Fahrt um die Erde in die Jahre 1825 bis 1827.

— Der artesische Brunnen im Irrenhause zu St. Lanis, Missouri, ist 3834 Fnß englisch tief, hat aber kein Wasser gegeben. Man begann mit dem Bohren im März 1866.

— An der ostafrikanischen Küste setzt die Chatera ihre Verheerungen in grauenhafter Weise fart. Auf der Insel Sansibar waren bis Ende Februars etwa 80,000 Menschen der Seuche erlegen and außerdem 15,000 in der gleichnamigen Stadt. Dieselbe kam aas dem Innern nach dem Meeresgestade und war zu Anfange dieses Jahres noch einmal mit erneuerter Heftigkeit wieder landein gedrungen. Schlimme Aussichten für Livingstane, mun nimmt an, daß deeselbe sich noch za Udschidschi am Tanganyika-See aufhalte.

Inhalt: Samuel Baker's Jagdzüge am Atbara und Setit. Mit vier Abbildungen. (Schluß.) — Die Red-River-Colanie und der Aufstand der Mischlinge. Von H. Klurbach. — Lebensweise und Ursprung der Tasmanier. Von J. Bonwick. — Aberglauben der Küsten- und Inselbewohner Dalmatiens. Vam Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld. — Aus allen Erdtheilen: Ophir und Tarschisch nach Amerika verlegt! — Ein russisches Volksmärchen über den Drachen und Nikita, den Gerber. — Hitze und Ueberschwemmungen in Australien. — Die Eisenbahnen in Ostindien. — Vermischtes.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck and Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.